Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen

Verein für Geschichte der Deutschen in ...

1657
.932

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XI. Jahrgang.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Nebst der

literarischen Beilage.

Redigirt von

Karl Werner.

Eigenthum des Vereins.

Prag, 1873.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Digitized by Google

1657
.932
v. 11-12
(1873-74)

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Das Urkundenbuch von Saaz. Von Dr. Ludwig Schlesinger 1
Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder 13, 41, 242
Zur Geschichte der Belagerung Egers durch die Schweden 1647. Von Dr. Franz Kürschner 27
Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge (Schluß.) Von Josef Stocklöw . . 61
Aus Joachimsthals Vergangenheit. Von Dr. Gustav C. Laube 75
Böhmisch:s Privatgeld aus dem Jahre 1848 und 1849. Von Dr. Anton Tobias . . 111
Die V. Wanderversammlung des Vereins. (Nebst dem Vortrag: „Die Deutschen als Kulturträger im Osten.") Von K. Renner 124
Moritz Hartmann. Von Karl Victor Hansgirg 145
Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen. Von Dr. Friedrich Kleinwächter 177
Das Kaadner Copialbuch. Von Dr. Ludwig Schlesinger 193
Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Von Mathias Pangerl 201
Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Mit einer Karte.) Von Dr. Richard Andree 223
Die Herrenmühle in Graslitz. Von Karl Renner 268
Bruchstücke aus der Geschichte des Cistercienserstiftes Ossegg. Von Prof. Bernhard Scheinpflug 276

Miscellen.

Enquête betreffend den böhmischen Glashandel. Von J. V. Goehlert 31
Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538. Von J. F. Vogel . . . 34
Sagen aus dem Polzenthale. Von Dr. J. E. Födisch 141
Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahre 1775. Von Dr. Vinc. Goehlert . 198
Notizen über Böhmen. Von Dr. Vinc. Goehlert 199, 289, 292

Nekrolog.

Dr. Karl Tobias. Von Dr. Hallwich 170

Geschäftliche Mittheilungen 37, 142, 200, 294

Literarische Beilage.

Helfert, J. Alex. Freiherr von, Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. III. Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. Von Th. 1
Hafner, Dr. Josef von, Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Von J. N—b—r . 3
Schneider, Dr. Franz, Die Berggerichtsbarkeit auf Grund der Gesetze u. Einrichtungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österr.-ungarischen Monarchie. Von Dr. J. U. 4
Schneider, Dr. Franz, Lehrbuch des Bergrechts. Von Dr. J. U. 5
Statistik des böhm. Braunkohlen-Verkehrs der k. k. priv. Aussig-Teplitzer Eisenbahn im Jahre 1871. Von Kw. 6
Lange's, Dr. H., neuer Volksschul-Atlas über alle Theile der Erde. Von Kw. . . . 7
Moritz Hartmann. Von J. N 7

507018

Digitized by Google

Vom Büchertisch der schönen Literatur. Von K. V. H. 11, 26
Brunner, Dr. P. L., Reise des Mönches Reginbald Mähner, Benediktiners von St. Ullrich, in die Niederlande im Jahre 1651. Von K. R. 13
Veit, Heinr., Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Von L. 15
Friud, Anton, Die Kirchengeschichte Böhmens. 3. Band. III. Zeitraum: Der Verfall der Kirche Böhmens. 1. Abth., Die Hussitenzeit. Von Kw. 17
Schulte, Dr. Joh. Fr. von, Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, canonisch, publicistisch beleuchtet. Von J. M. 21
Kuh, Emil, Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von R—r.— 22
Tobisch Ed., Die Wohnungsfrage in Bezug auf Reichenberg. Von X. Y. 28
Schmitt Ed., Über das bürgerliche Wohnhaus im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit. Von Kw. 29
Ohorn L. A., „Liebe für Haß." Von J. Nbr. 29
Kroder Joh., Lehrbuch der Haushaltungskunde für die oberen Klassen der Mädchen- und weiblichen Fortbildungsschulen. Von R. S. 30
Klein, Dr. Joh., Aus dem Kriege. Von Kw. 32
Lippert Jul., Deutscher Volkskalender für 1873. Von Wr. 32
Emler: Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae pars II. annorum 1253—1310. Von L. S. 37
Krebs, Dr. Jul., Christian von Anhalt und die Kurpfälzische Politik am Beginn des 30jähr. Krieges. Von l. r. 38
Hausgirg Karl Victor, „Liebe und Leben." Von Kw. 39
Rosegger P. K., „In der Einöde." Von J. Nbr. 41
Mauthner Fritz, „Die große Revolution." Von J. Nbr. 43
Weyrother, Klemens Ritter von, „Ebbe und Fluth." Von Kw. 44
Hallwich, Dr. Herm., Der Reichenberger Bezirk. Von ar. 44
Hallwich, Dr. Herm., Gewerbe- und gewerbliche Fachschulen im nördlichen Böhmen. I. Von W—r. 46
Geinitz, Dr. Hanns Bruno, Das Elbthalgebirge in Sachsen. Von L. 48
Sandberger, Dr. Fridolin, Die Land- und Süßwasserconchylien der Vorwelt. Von L. 49
Egerer Jahrbuch. 3. Jahrgang 1873. Von Dr. J. E. F. 49
Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nro. 11. 50
Ranke, Leop. von, Sämmtliche Werke. 2. Gesammtausgabe. I. u. II. Bd. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. Von K. R. 53
Ritter M., Briefe und Acten zur Geschichte des 30jähr. Krieges in den vorwalt. Zeiten der Wittelsbacher. 1. Bd. Von K. R. 54
Dr. Böhm, Const. Edler v., Die Handschriften des k. und k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives. Von M. Pangerl 56
Grillparzer's sämmtl. Werke. Herausgegeben von Heinrich Laube und Josef Weilen. 10 Bände. Von —.— 57
Die zweite deutsche Nordpolfahrt in den J. 1869—70. Unter Führung des Kapitän Koldewey. 1. Bd. 1. Abthlg. Von K. R. 65
Der Golf von Buccari-Porto-Ré. Von K. V. H. 67
Querfurth, Curt O. v., Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. Von lr. 68
Bibliographie 15, 35, 51

Digitized by Google

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Erstes Heft.

Das Urkundenbuch von Saaz.

Von

Dr. **Ludwig Schlesinger.**

Auf dem Saazer Bürgermeisteramte wird ein Pergamentcodex aufbewahrt, welcher für die Geschichte der Stadt und der Umgebung äußerst wichtige Urkunden enthält und für Saaz um so werthvoller erscheint, als diese Stadt über kein weiteres historisches Material aus der älteren Zeit verfügt, nicht einmal die in den meisten königlichen Städten des Landes wohl erhaltenen Original-Privilegien mehr aufweisen kann. [1]) Durch die Güte des gegenwärtigen Herrn Bürgermeisters Dr. Haßmann wurde mir die Benützung dieses Codex ermöglicht, und ich erlaube mir auf diese nicht nur für die Lokalhistorie, sondern für die Städtegeschichte des Landes überhaupt äußerst kostbare, bis jetzt so viel wie noch gar nicht berücksichtigte Quelle aufmerksam zu machen.[2]) Das Urkundenbuch besteht aus 137 foliirten Pergamentblättern von 33 Centimeter Höhe und 24 Centimeter Breite, einem nicht foliirten Pergament-Titelblatt und einem Papiervorlegblatt aus jüngster Zeit. Die Einbanddeckel, welche wie das ganze Buch aus dem XIV. Jahrhunderte stammen, bestehen aus mit Leder überzogenem Holze und werden von drei eisernen Verschlüssen zusammen gehalten. Das Titelblatt trägt aus neuerer Zeit die Aufschrift: „Memorabilienbuch I. Theil vom Jahre 1352 nach Christi Geburt." Die Blätter 125, 126, 127 und 128 sind in unserm Jahrhundert frisch eingelegt, alle übrigen aber ursprünglich. Bis Fol. 118b reichen die Urkundenabschriften aus dem XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. und XIX. Jahrhunderte in den entsprechenden Schriften. Fol. 78b, 79a und 109ab sind leer geblieben, wahrscheinlich für aufgeschobene, aber unterbliebene Eintragungen. Mit Fol. 118b beginnt die Aufzählung historischer Notizen, deren erste vom 26. Juli 1826 die Grundsteinlegung zur Kettenbrücke behandelt. Um diese Zeit wandelte man den Codex in eine Art Gedenkbuch um, und es stammt die Aufschrift

1) Es konnte bis jetzt noch nicht eruirt werden, wohin die Urkunden der Stadt, welche nach zuverlässigen Nachrichten ehedem in einem Kellerbehältniß der Stadtkirche aufbewahrt wurden, gelangt sind.

2) Ich kann nicht genug die freundliche Zuvorkommenheit rühmen, welche mir bei meinen Arbeiten in den einzelnen Stadtarchiven von Seiten der Gemeindevorstände entgegengebracht wurde. Ich fühle mich hier insbesondere verpflichtet, den Herren Bürgermeistern Dr. Haßmann von Saaz, Hauptmann Bilimek von Brüx, Dr. Schmatz von Komotau, Dr. Fleischer von Leitmeritz und Regelsberger von Kaaden meinen verbindlichsten Dank für die mir in jüngster Zeit erwiesenen Gefälligkeiten auszusprechen.

Digitized by Google

auf dem Titelblatte offenbar aus diesem Jahre. Es folgen hierauf dergleichen Aufzeichnungen, dazwischen noch einige Urkunden, wie zwei Kaufkontrakte, und endlich mit Fol. 129a Autographen berühmter Persönlichkeiten, die bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Saaz ihren Namen ins Gedenkbuch einzeichneten.

Die Reihe dieser Autographen eröffnet Kaiser Franz am 6. Aug. 1833. Der Kaiser war Tags vorher mit seiner Gemalin nach Saaz gekommen und auf das Feierlichste empfangen worden. Die vielen Festlichkeiten, die dem hohen Herrscherpaare zu Ehren veranstaltet wurden, werden Fol. 127a sq. erzählt. Uiber die Entstehung des Autographs berichtet das Gedenkbuch Folgendes: „In dem Rathhause haben Se. Majestät zuerst die Kreisamtskanzleien, sodann den Magistratssitzungssaal, das Archiv, die Kanzleien und die Stadtbücherverwaltung besichtigt. Der Bürgermeister legte das alte aus dem XIV. Jahrhunderte herrührende Gedenkbuch vor, welches Majestätsbriefe, Privilegien, die Besitzungen der Stadt und sonstige Merkwürdigkeiten enthält. Se. Majestät schlugen es auf und äußerten: „In Pilsen haben sie auch so ein altes Buch.“ Der Aufschlag traf gerade einen Majestätsbrief von König Mathias in lateinischer Sprache. Die Schrift ist alt gothisch. (?) Gleichwohl lasen Se. Majestät diese Schrift sehr geläufig. Ein anderer Umschlag enthielt ein Privilegium von König Wenzel in böhmischer Sprache. Se. Majestät sagten: „Böhmisch kann ich nicht.“ Die letzten Blätter enthielten die Grundsteinlegung der Kettenbrücke und einen landtäflichen Extrakt über das städtische Grundeigenthum. Mit diesem endigte sich die Eintragung auf der Hälfte der letzten Seite. Der Magistratsvorsteher, welcher die Hand auf der letzten Seite liegen hatte, wagte Se. Majestät um die Gnade zu ersuchen, den allerhöchsten Namen diesem Buche beizusetzen. Se. Majestät sahen den Bittenden an und sagten auf die halbgeschriebene Seite hinweisend: „Hieher werde ich mich nicht schreiben; ich habe einmal etwas unterschrieben, da standen kuriose Dinge darin.“ Sogleich aber wies er auf die nächste leere Seite: „Nun so gebt mir eine Feder her.“ Die Feder war neu geschnitten, jedoch etwas zu viel gespalten. Beim Anfang des Schreibens lächelte er: „Die Feder schreibt so schlecht wie jene im Schießhause. Ich bedaure den Kanzelisten, der mit dieser Feder schreiben muß.“ Nach Vollendung des Manupropria: „Ausbessern kann man ja auch.“ Se. Majestät machten den weißen Zwischenraum in dem Buchstaben **F** schwarz. Im Herabgehen über die Stiege sagte er: „Das ist wahr, Ihr habt eine saubere Stadt. Ich habe es nicht überall so getroffen. Es wird noch hübsch gebaut. Behüt' Euch Gott.“ — Auf das mit später hinzugefügten farbigen Verzierungen versehene Autograph Kaiser Franz's folgen Fol. 131a die eigenhändigen Unterschriften: Kaiser Ferdinands (18. September 1835), des Erzherzogs Franz Karl (19. September 1840), des Erzherzogs Stephan (24. Juli 1841); Fol. 132a: des Freiherrn von Heß, Appellationspräsidenten (2. August 1837), des Bischofs von Leitmeritz, Augustin Bartholomäus Hille (30. Mai 1842); Fol. 133a: des Abts zu Strahow, Hieronymus Josef Zeidler (28. Juni 1854), des Statthaltereivicepräsidenten Richard Grafen Belcredi (ohne Datum) und Fol. 133b des Dr. Banhans, „Reichrathsabgeordneten für Saaz, gew. Ackerbauministers“ (30. April 1870.) — Die letzten vier Blätter des Urkundenbuches 134—137 sind leer.

Uiber die Zeit und den Zweck der Gründung des Urkundenbuches werden wir durch die erste Urkunde desselben (Fol. 1a) selbst aufgeklärt. Die Errichtung des Codex fällt nicht, wie die auf dem Titelblatte in neuerer Zeit angebrachte Aufschrift sagt, in das Jahr 1352, sondern später in das Jahr 1383. Im genannten Jahre beschlossen der Richter, Bürgermeister und die Geschworenen der Stadt, dieses Buch anzulegen. Dasselbe sollte ein Register für alle die Stadt bemerkenswerthen Urkunden, Privilegien, Rathsbeschlüsse ꝛc. sein und die Niederschriften sollten die Authenticität der Orginale haben. Die interessante Urkunde lautet:

Digitized by Google

„Anno domini 1383 regnante invictissimo Wenceslao Romanorum et Boemie rege Frana Negelinus judex, Rudlinus de Plana magister civium, Eberlinus Sartor, Lipoldus Jnstitor, Lipoldus Pictor, Martinus Pitterkauf, Bertoldus Kezleri, Henricus Spaczmanni, Petrus Drifus, Henslinus Schutaus, Cuncz Longus, Wenceslaus Hrussowecz et Frenclinus Czengl, jurati cives civitatis Zacensis procuraverunt hunc librum nomine registri in singulis accionibus vigorosis, ita quod quelibet privilegia et litere seu alia notabilia eidem registro inscripta vigorose efficacie omnimodam teneant firmitatem, tamquam originales litere maiori sigillo civitatis concluse, eciam literis seu autenticis originalibus aboletis. datus est etenim huic registro plenarius vigor nomine tocius communitatis civitatis predicte inter quatuor scampna judicii contestati Johanne Tepla, rectore scolarum et civitatis notario existente. estque iste liber per personas sub juramento positas caute concludendus et diligencia reservandus."

Der Schreiber dieser Urkunde, der Rektor der Saazer Schule und Notar der Stadt Johannes Tepla, hat auch die übrigen Urkunden des XIV. Jahrhunderts (mit Ausnahme der tschechischen v. 1386), sowie die zwei des XIII. Jahrhunderts in den Codex eingetragen.[3]) Die Handschriften der späteren Eintragungen wechseln öfter; eine strenge chronologische Ordnung findet nicht statt. Im Ganzen faßt das Buch 196 selbstständige Urkunden, wovon 2 auf das XIII. 82 auf das XIV., 46 auf das XV. 38 auf das XVI. 19 auf das XVII. 4 auf das XVIII., und 5 auf das XIX. Jahrhundert entfallen. Dabei sind die Wiederholungen einzelner Urkunden und die vorkommenden Übersetzungen nicht gezählt. Was die Sprache der Urkunden anbelangt, die für Böhmen schon wegen der Nationalitätsverhältnisse von Wichtigkeit ist, so sind die des XIII. und die meisten des XIV. Jahrhunderts lateinisch. Doch kommen im Letzteren bereits zehn deutsche vor; die eine tschechische (v. 1386, März 31) aus demselben Jahrhundert ist eine bloße Übersetzung aus späterer Zeit, wie schon aus der viel späteren Zeit der Eintragung hervorgeht. Das Tschechische beginnt erst im XV. Jahrhunderte zu dominiren und zwar unmittelbar nach der husitischen Bewegung, während welcher die Tschechisirung der deutschen Stadt vor sich gegangen ist. Von 1434 bis 1669 behauptet sich die tschechische Sprache als die herrschende, von 1669 abwärts finden sich nur deutsche Urkunden und Aufzeichnungen.

Da wohl zu hoffen steht, daß das gesammte Material des so interessanten Codex mit aller Vollständigkeit in ähnlicher Weise zur Publikation gelangt, wie dies bezüglich des Urkundenschatzes von Brüx bereits in der Durchführung begriffen ist[4]), so will ich mich an diesem Platze betreffs des Inhalts der einzelnen Urkunden auf das Nothdürftigste beschränken. Ich bringe im Nachfolgenden in chronologischer Ordnung den kurzen Inhalt der einzelnen Urkunden, indem ich mich zumeist der gleichzeitigen Überschriften bediene und das nach unserem Kalender verificirte Datum und den Ausstellungsort hinzufüge. In runden Klammern steht

3) Die Saazer Lateinschule, die jüngsthin eine betrübende Demüthigung erfuhr, gehört zu den ältesten und ehedem bedeutendsten des Landes. Ihre Geschichte verdient einmal eingehend behandelt zu werden. Denn was Unger (Neuere Abtheil. d. königl. Gesellsch. d. Wissensch. II. Band Prag) und die Saazer Gymnasialprogramme geboten, kann nicht genügen. Einiges Material bringt das oben besprochene Urkundenbuch in den Urkunden 6), 49), 52), 53), 89), 97), 101) und 104). Welch' hervorragende sociale Stellung die Rektoren der Saazer Schule einnahmen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie zumeist Notare waren, nicht selten im Rathe saßen, ja wiederholt die höchste Ehrenstelle der Stadt, das Bürgermeisteramt, zu erlangen wußten.

4) Wie der Verein f. Gesch. d. D. i. B. beschlossen hat, das ihm von mir vorgelegte „Urkundenbuch von Brüx" zu publiciren, so dürfte er hoffentlich auch seiner Zeit auf die Herausgabe eines „Urkundenbuches von Saaz" eingehen. Ich treffe hiezu im Vereine mit Hrn. Professor Katzerowsky, der die Copirung des oben besprochenen Codex freundlichst übernommen hat, die nothwendigen Vorarbeiten.

die Angabe der Sprache der Urkunde, ob lateiniſch, deutſch oder tſchechiſch (L., D., Tsch.) und die Blattſeite des Codex. In Fällen, wo eine urſprüngliche Ueberſchrift mangelte, führe ich den Inhalt nach Schlagworten in eckigen Klammern an; dasſelbe geſchieht gleichfalls neben allen Ueberſchriften, die in tſchechiſcher Sprache ſich vorfinden. — Ich will hiemit keineswegs für alle Fälle brauchbare Regeſten liefern, ſondern nur die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des vorhandenen Materials, das einer vollſtändigen Herausgabe würdig iſt, dokumentiren.

1. „Ottokarus super diversis graciis civitati Zacensi factis.“ **1266** Dezember 30. Prag. (L. f. 7b.)

2. „Super Stankowicz pretextu Pomnucz.“ [Der Abt von Strahow übergibt einigen Saazer Bürgern das Dorf Stankowicz gegen beſtimmte Zinſungen.] **1272** März 27. Strahow. (L. f. 20b.)

3. „Johannes rex confirmat literam suprascriptam“ [Ottacari d. dto. 1266 dec. 30.] **1317** November 24. Laun. (L. f. 7b.)

4. „Johannes rex super mensura hereditatum civitati adjunctarum.“ **1321** März 3. Prag. (L. f. 8a.)

5. „Johannes rex confirmat annale forum Sacensis civitatis.“ **1331** September 8. Prag. (L. f. 8b).

6. „Johannes rex donat judici, juratis et civibus Sacensibus, quod rectorem scole constituere et destituere valeant per neminem impediti.“ **1335** Oktober 10. Prag. (L. f. 8b.) Eine Abſchrift findet ſich noch f. 42b. unter der tſchechiſchen Ueberſchrift: „na woleny skolny mistra.“

7. „Johannes rex donat, quod ligna per Egram flumen transeuntia sine theloneo debeant pertransire.“ **1335** Oktober 10. Prag. (L. f. 9a.)

8. „Johannes rex mandat, quod strues lignorum sine exactione thelonei per Egram flumen debeant transfretari.“ [**1336**] Januar 17. Prag. (L. f. 9a.)

9. „Johannes rex donat civibus Zacensibus decimam septimanam thelonei in civitate Zacensi et totum theloneum lignorum per Egram flumen transeuntium.“ **1336** Juni 6. Prag. (L. f. 8a.)

10. „Johannes rex munerat judicem et consules civitatis Sacensis, quod in pondere, numero et mensura et cunctis ceteris civitati debeant providere.“ **1336** Juni 14. Prag. (L. f. 8b.)

11. Johannes rex mandat, quod ligna per Egram flumen transeuntia distracta et arrestata debeant veris possessoribus tribui atque dari.“ [**1336**] Dezember 20. Prag. (L. f. 9a.)

12. „Pluribus civitatibus [Kleinſeite, Schlan, Laun, Melnik, Leitmeritz, Auſſig, Pirna, Brüx, Saaz, Kaaden, Schlackenwerth und Elbogen] super diversis graciis data [von König Johann], cuius in Luna originalis litera reservatur.“ **1337** Juli 5. Prag. (L. f. 21b.) Eine deutſche Ueberſetzung im Kaadner Copialbuch S. 59—61.

13. „Na berni za ssest let wypraveni.“ [Nachlaß der Steuer auf ſechs Jahre durch König Johann] **1339**. Mai 23. Prag. (L. f. 42b.)

14. „Johannes rex donat mensuram salis civitati Zacensi perpetue habituram.“ **1341**. April 16. Prag. (L. f. 8a.) Dieſelbe Urkunde findet ſich noch einmal f. 43a mit der tſchechiſchen Ueberſchrift: „na mierzenii soli.“

15. „Karolus imperator donat possessiones maleficorum civitati Sacensi.“ **1348** Juli 9. Prag. (L. f. 9a.)

16. „Arbitracio domini Rusonis de Lyticz inter civitatem Sacensem de una et dominum abbatem Strahowiensem parte de altera pretextu bonorum in Stankowitz.“ **1350** Juni 25. Prag. (L. f. 12b.)

17. „Karolus imperator inhibet, ne sal in districtu Sacensi praeter civitatem Sacensem vendatur.“ **1352** März 25. Prag (L. f. 9b.)

Digitized by Google

18. „Donacio census videlicet 28 grossorum pro vino divini officii.“ **1352** Juni 23. Saaz. (L. f. 1b.)

19. „Ulricus Pflug, Rabstein oppidum Sacensis subdidit juribus civitatis.“ **1355** Mai 5. Rabenſtein. (L. f. 13b.)

20. „Litera super vino annali, balneo pauperum.“ **1356**. Februar 6. Saaz. (L. f. 22b.)

21. „Karolus imperator munerat civitatem Sacensem, quod bernam in quantitate civitatis Lunensis debeant solvere et donare.“ **1357**. Juni 24. Prag. (L. f. 9b.)

22. „Karolus imperator mandat, quod quatuor de consulibus et quatuor de communitate collectas civitatis debeant colligere et distribuere easdem.“ **1357** Juni 24. Prag. (L. f. 10a.)

23. „Ordinantur scampna panni in civitate Sacensi, ecclesie parochiali eiusdem civitatis serviencia et ibidem census reliqui eiusdem ecclesie continentur.“ **1359.** April 26. Saaz. (L. f. 13b.)

24. „Quatuor lapides sepi liquefacti pro luminibus ecclesie tribuuntur.“ **1359**. Mai 3. Saaz. (L. f. 14a.)

25. „Nicolaus Episcopi regni Boemie subcamerarius et Pisco Mathie justiciarius districtus Sacensis faciunt inquisicionem de pannicidio pannificum et inveniunt, quod sit malum.“ **1360**. Juni 11. Saaz. (L. f. 11b.) Die Urkunde iſt ſpäter durchſtrichen worden.

26. „Theodoricus episcopus Mindensis auctoritate Caroli quarti Romanorum imperatoris statuit et indicit, quod nullus pannificum pannum incidere debeat per tempora affutura.“ **1360** Juli 3. Prag. (L. f. 12a.) Die Urkunde iſt ſpäter durchſtrichen worden.

27. „Septem cum dimidio grossi census ecclesie pro luminibus annectuntur.“ **1360** September 22. Saaz. (L. f. 14b.)

28. „Pretorium erigitur et in eodem stalla pannicidii ordinantur.“ **1362** Juli 8. Saaz. (L. f. 15a.)

29. „Universitas pannificum jurat sub fidei sacramento, quod nullus ipsorum pannum incidere debeat per tempora affutura.“ **1365**. Februar 25. Saaz. (L. f. 12a.) Die Urkunde iſt ſpäter durchſtrichen worden.

30. „Karolus imperator Sacz, Pontem Lunam et Cadanam civitates connectit et justiciariam alias poprawam evidencius ipsis confert.“ **1366** November 25. Nürnberg. (D. f. 16b.) Dieſelbe Urkunde erſcheint tſchechiſch noch einmal f. 88a. Eine ſchlechte Abſchrift iſt im Kaadner Copialbuch S. 69—71.

31. „Karolus donat, quod cives Egrenses Pragam cum mercibus euntes per Slackenwerd, Cubitum, Cadanam, Sacz, Lunam et Slanam debeant pertransire.“ **1366** November 27. Nürnberg. (L. f. 18a).

32. „Karolus dat devoluciones bonorum civibus Zacensibus.“ **1372** September 19. Prag. (L. f. 33a.) (Dieſelbe Urkunde findet ſich noch in einer ſpäteren Abſchrift f. 43b. unter der tſchechiſchen Ueberſchrift. „na kssafftowanii a napady.“

33. „Wenceslaus rex donat devoluciones bonorum civibus Sacensibus.“ **1372** Oktober 25. Prag. (L. f. 10b.) Dieſelbe Urkunde findet ſich noch einmal f. 44a. unter der tſchechiſchen Ueberſchrift: „na kssafftowanij a napady.“

34. „Karolus imperator statuit, quod nulla mechania aut taberna debeat fore infra unum miliare circum circa civitatem Sacensem; hec litera manuscripta in Cadanensi consilio reservatur.“ **1376** Januar 4. Karlsbad. (L. f. 10a.) Auch im Brüxer Arch. und bei Pelzel Karl IV. 2B. Urk. 321.

35. „Traductio census.“ **1376** Dezember 9. Saaz. (L. f. 31b.)

36. „Na suol a ssrutku.“ [Karl IV. gibt der Stadt Saaz das Ungelt vom Salz und das Schrotambt.] **1377** Februar 8. Prag. (D. f. 45a.)

37. „Wenceslaus rex donat civibus in Sacz in Luna, in Ponte, in Slana et in Litomyerczicz theloneum et emolumentum salis nec non trac-

turam lignorum perpetuo possidendum.“ **1377** Februar 12. Prag. (D. f. 11a.) Dieselbe Urkunde findet sich noch einmal f. 45b. mit der tschechischen Ueberschrift: „na ungelt soli a ssrutku.“ Ein Original ist ferner im Brüxer Archiv. Vrg l. Pelzel Wenzel I. Bd. S. 57.

38. „Witko de Lantstein regni Boemie subcamerarius favet civitati Saczensi, ut graminetur Pomnucz et in fructum civium redigatur.“ **1380** März 5. Prag. (D. f. 15b).

39. „Witko idem [de Landstein regni Boemie subcamerarius] furnum laterum et cementiburinam transferre civibus in locum civitati melius congerentem.“ **1380** März. 5. Prag (D. f. 15b.)

40. „Witko idem confert civitati forum liberum in pane septimana qualibet una die.“ **1380** März 5. Prag. (D. f. 16a.)

41. „Domina Katharina relicta Henrici pannicide Pragensis emit unam sexagenam grossorum census perpetui super bonis Nicolai in Stancowicz, quam pro testamento postea deputavit.“ **1380**. Juli 24. Saaz. (L. f. 15b.)

42. „Donacio apparatus domini Hene pro ecclesia.“ **1380** Oktober 4. Saaz. (L. f. 2b.)

43. „Dotacio monalium in casula apud claustrum manencium.“ **1382** Februar 26. Saaz. (L. f. 2b.)

44. [Stiftung des Urkunden-Buches.] **1383** Saaz. (L. f. 1a.) Siehe oben.

45. „Donacio census Wanykonis.“ **1383** April 10. Prag. (L. f. 1a.)

46. „Wenceslaus rex confirmat omnia privilegia et literas civitatis Sacensis.“ **1385** Juli 21. Prag. (L. f. 11a.)

47. „Donacio census Zidkonis.“ **1385** November 29. Saaz. (L. f. 1b.)

48. „O lowenj ryb w rzece Ohrzi.“ [Verordnung des Unterkämmerers wegen der Fischerei in der Eger.] **1386** März 31. Saaz. (Tsch. f. 60a.)

49. „Donacio 2 sexagenarum grossorum census pro plebanis circumsedentibus et scolicolis ex testamento Margarete Floheri.“ **1387** Februar 23. Saaz. (L. f. 5a.)

50. „Consilium et seniores civitatis Sacensis proposicionem faciunt, quod congregaciones personales composiciones pecuniales fraternitates caudele et pannicidium pannificum sint civitati penitus destructiva.“ **1387** Juli 5. Saaz. (L. f. 12b.)

51. „Dotacio misse Udliczeri.“ **1387** Dezember 5. Saaz. (L. f. 2a.)

52. Donacio sex grossorum census pro scola ex testamento Stephani Roreri.“ **1388** Februar 10. Saaz. (L. f. 3a.)

53. „Stephanus Roreri donat 12 grossos census perpetui pro scola.“ **1388** Februar 25. Saaz. (L. f. 3a.)

54. „Thomas de Ponte donavit 20 grossos pro luminibus ecclesie.“ **1388** Februar 29. Saaz. (L. f. 3b.)

55. „Expositio seu locacio luci civitatis versus mlynar, facta Dytlino Rothutlini.“ **1388** Februar 26. Saaz. (L. f. 4a.)

56. „Donacio 8 grossorum census pro plebanis circumsedentibus ex testamento Roreri.“ **1388** Februar 28. Saaz. (L. f. 4b.)

57. „Jacobus Ekelini donavit 27 grossos pro luminibus ecclesie.“ **1388** Februar 29. Saaz. (L. f. 4a.)

58. „Testamentum Katharine relicte Heinrici Pannicide de Praga.“ **1388** Juni 13. Saaz. (L. f. 5b.)

59. „Situacio turris Johannis notarii civitatis Zacensis.“ **1388** Juni 30. Saaz. (L. f. 6a.)

60. „Testamentum Scheitlinisse.“ **1388** Oktober 14. Saaz. (L. f. 5b.)

61. „Pomnucz.“ [Aussetzung dieses Dorfes nach emphiteutischem Rechte.] **1388** Oktober 29. Saaz. (L. f. 5a.)

62. „Henslinus Schadernicht et Otyko Rus exponunt hereditates

civiles in Czeradicz in jus emphiteuticum.“ **1388** November 3. Saaz. (L. f. 6b.)

63. „Donacio 16 grossorum census pro plebanis circumsedentibus ex testamento Oldre carnificis.“ **1389** März 12. Saaz. (L. f. 6b.)

64. „Situacio turris Johannis notarii civitatis Zacensis.“ **1389** März 16. Saaz. (L. f. 7a.)

65. „Census plebani ecclesie sancti Michaelis in suburbio Zacensi.“ **1390** Mai 9. Saaz. (L. f. 7a.)

66. „Testamentum Ewerlini sartoris.“ **1390** Mai 13. Saaz. (L. f. 17a.)

67. „Una sexagena grossorum census perpetui ad lumina ecclesie deputatur.“ **1390** Juni 4. Saaz. (L. f. 14b.)

68. „Testamentum Wenceslai Hrussowecz.“ **1390** Auguſt 12. Saaz. (L. f. 18b.)

69. „Dominus Nicolaus plebanus ecclesie sancti Michaelis donat plebanis circa civitatem viginti grossos super Egra flumine nomine perpetui testamenti.“ **1390** September 22. Saaz. (L. f. 7b.) Dieſelbe Urkunde erſcheint noch einmal (L. f. 16a.)

70. [König Wenzel beſtätigt den Verkauf der Inſel Werd in Nabrzyzicz Seitens des Saazer Bürgers Leupoldus Piktor an das Poſtelberger Kloſter.] **1391** Juni 17. Bettlern. (L. f. 21b.)

71. „Dominus Bussco abbas monasterii Porteapostolorum emit lucum a Lipoldo pictore, rex annuit, civitas favet civitatis juribus semper salvis.“ **1391** Juni 21. Poſtelberg. (L. f. 13a.)

72. „Dominus Jeorgius plebanus ecclesie in Przeczapel plebanis circumsedentibus mediam sexagenam grossorum census perpetui super domo Pertlini deputat et assignat.“ **1391** Juni 25. Saaz. (L. f. 17a.)

73. „Testamentum Freis.“ **1391** November 22. Saaz. (L. f. 17b.

74. „Quitta Freis.“ **1391** Dezember 13. Saaz. (L. f. 19a.)

75. „Testamentum Cunczonis dicti Alssik.“ **1392** März 5. Saaz. (L. f. 18b.) Dasſelbe noch einmal f. 30b.

76. „Sentencia Pragensis ex parte pecunie Frane Negelini.“ **1394** April 7. Prag. (D. f. 19b.)

77. „Litera, in qua quartale vini ad divina officia deputatur.“ **1396** Mai 5. Saaz. (L. f. 29a.)

78. „Super fractura lapidum.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 12. Prag. (L. f. 20a.)

79. „Super theloneo.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 21. Prag. (L. f. 20a.)

80. „Super theloneo.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 21. Prag. (L. f. 21a.) Ausführlicher als das vorhergehende.

81. „Wenceslaus rex inhibet, ne pannifices Sacenses perpetue pannum incidere audeant, debeant vel praesumant.“ **1397**. November 11. Dobrieſſ. (D. f. 11b.) Die Urkunde iſt ſpäter durchſtrichen worden.

82. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super variis censibus post mortem filiarum super casulas monalium deputatis.“ **1398** Dezember 13. Saaz. (L. f. 25b.)

83. „Super liga districtus Zacensis.“ [König Wenzels Brief an die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau.] **1399** Dezember 2. Bettlern. (D. f. 22a.) Im Kaadner Copialbuch. S. 72—73.

84. „Super ammocione salis et annone in villis.“ [Brief Wenzels an die Städte Saaz, Brüx, Kaaden und Kommotau.] **1399** Dezember 2. Bettlern. (D. f. 22a.) Eine Kopie im Kaadner Copialbuch S. 74.

85. „Prodaj wapenicze a czyhelny.“ [Verkauf des Kalk- und Ziegelofens.] **1400** Oktober 29. Saaz. (L. f. 37a.)

86. „Super stipendio.“ [Brief König Wenzels.] **1401** April 10. Prag. (L. f. 21a.)

87. „Pro censu in Stankowicz a Katharina Wlczicka empto.“ **1404** Saaz. (Tsch. f. 38b.)

88. „Wenceslaus rex confirmat literam per dominum imperatorem [Karolum] civitati Zacensi datam, quod contribuere debeat, velut Luna.“ **1404** April 29. Saaz. (L. f. 23a.)

89. „Skolnijmu mistru na wybiranij od Reznykuow.“ [König Wenzel verleiht dem Johann von Sytbor, Rektor der Schule und Notar der Stadt, einen Groschen von jedem Fleischhauer.] **1404** April 29. Saaz. (L. f. 46a.)

90. „Transactio amica inter abbatem et conventum monasterii Porte Apostolorum et inter juratos, consules, seniores et totam communitatem civitatis Zacensis de limitibus, rivo, molendino, insula et aliis.“ **1404** August 9. Postelberg. (L. f. 27a.)

91. „Super tabernis et vendicione salis et annorarum in villis prohibendis.“ [Privilegium Wenzels für die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau.] **1405** März 9. Prag. (L. f. 23b.)

92. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super sex sexagenis census ad hospitale post mortem Magdalene.“ **1405**. Oktober 5. Saaz. (L. f. 26a.)

93. „Pro censu in Trnowan a domino Fryderico de Sedczicz empto. **1407** Saaz. (Tsch. f. 38b.)

94. „Jessco Mülsstein 70 grossos census assignat ad missam Udliceri.“ **1407** Mai 27. Saaz. (L. f. 24a.)

95. „Wenceslaus rex mandat, quod quilibet, qui ad civitatem accedit aut prius in civitate fuit, domino regi et civitati jurare debeat et jus civile obtinere, qui antea jus civile non habuit nec juravit.“ **1407** August 26. Bettlern. (D. f. 23b.)

96. „Jessco Hunye mediam sexagenam census assignat ad missam Udliceri.“ **1407** September 1. Saaz. (L. f. 24a.)

97. „Erhardus Coblenczerus et Johannes rector scolarum mediam sexagenam grossorum census assignant ad missam Udliceri. **1407** September 12. Saaz. (L. f. 24b.)

98. „Super una sexagena census super domo Cuncz de Prelak ad cappelaniam Udliceri.“ **1407** September 28. Saaz. (L. f. 26a.)

99. „Arbitracio et confirmacio inter civitates [Saaz, Brüx, Kaaden, Laun, Kommotau] et terrigenas districtus Zacensis.“ [Der Schiedsspruch wurde durch den Patriarchen von Antiochien und den Bischof von Werden 1407 Oktober 11. Wischegrad gefällt, die Confirmation durch Wenzel **1407** Oktober 30. Bettlern.] (L. f. 25a.) Dieselbe Urkunde erscheint noch einmal f. 47a unter der tschechischen Ueberschrift: „na warženij piwa a sladuow dielanij“ und in einer deutschen Uebersetzung f. 105a. — Im Kommotauer Archiv befindet sich eine vom Saazer Magistrate vidimirte Abschrift d. dto. 1464. Juni 7. Im Kaadner Copialbuch S. 28, 29 steht eine deutsche Uebersetzung.

100. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super debitis et omnibus.“ **1407** November 27. Saaz. (L. f. 26a.)

101. „Cristinella [filia Johannis rectoris scolarum] quittat pueros et tutores.“ **1408** Februar 3. Saaz. (L. f. 26b.)

102. „Super uno fertone grossorum census super vinea Bunkonis, item super sex grossis census super domo Johannis pellificis.“ **1408** März 2. Saaz. (L. f. 28a.)

103. [Johannes Otykonis de Tuchorzicz verkauft seinen Steinbruch an die Saazer Bürger.] **1408** März 26. Saaz. (L. f. 28a.)

104. [Ueber die Zinsungen des Johannes, Rektors der Schule und Notars der Stadt.] **1408** Juni 23. Saaz. ((L. f. 28b.)

105. [Testament der Margaretha, Wittwe des Jeclinus.] **1409** März 1. Saaz. (L. f. 29b.)

106. [Stiftungen des Martinus Pitterkauf zu wohlthätigen Zwecken.] **1409** März. 9. Saaz. (L. f. 30a.)

107. [Wohlthätige Stiftungen des Nikolaus Pach.] **1409** Mai 24. Saaz. (L. f. 30b.)

108. [Fromme Stiftungen des Hana Balneator.] **1409** Juni 13. Saaz. (L. f. 30a.)

109. [Testamentum Walssonis Cerdonis.] **1411** Mai 3. Saaz (L. f. 31b.)

110. „Na wybiranij od reznijkuow." [König Wenzel bestätigt den Verkauf des Fleischhauer-Zinses Seitens des Johannes v. Sitbor, nunmehrigen Notars der Neustadt Prag, an den Rath der Stadt Saaz.] **1411** Juli 27. Prag. (L. f. 46b.)

111. „Testamentum Frenczlini de Sleichew." **1412** Juni 29. Saaz. (L. f. 32b.)

112. „Testamentum Henslini Judenspis." **1413** Juni 29. Saaz. (L. f. 32a.)

113. [Testamentum Marzkonis Balneatoris.] **1414** Dezember 20. Saaz. (L. f. 32b.)

114. [Verbot des Raths wegen Anpflanzung von Weingärten.] **1416** Oktober 20. Saaz. (L. f. 32b.)

115. „Pro censu in Zalucicz a domino Wenceslao de Hasysstayn empto." **1417** (Tsch. f. 38b.)

116. „Testamentum Wenceslai Nigri." **1418** April 30. Saaz. (L. f. 32b.)

117. „Testamentum Henrici in foramine." **1419** Oktober 25. Saaz. (L. f. 35b.)

118. „Testamentum Mathie Coblenceri." **1422** September 9. Saaz. (L. f. 33b.)

119. „Testamentum Magdalene Pitterkaufi." **1426** Juli 27. Saaz. (L. f. 34a.)

120. „Testamentum Rzepanske." **1434** September 27. Saaz. (Tsch. f. 34 b.)

121. „Testamentum Suchopalonis." **1438** Juli 21. Saaz. (L. f. 35a.)

122. „Exposicio prati legati pro anniversario in censum emphiteuticum." **1460** März 24. Saaz. (L. f. 35b.)

123. „Na czierweny wosk." [König Georg verleiht der Stadt Saaz das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln.] **1464** August 21. Saaz. (L. f. 49b.)

124. „Na smlauwu drziwij plawenij." [K. Georgs Verordnung betreffend die Uneinigkeit zwischen den Saazern und Kaadnern wegen des Holzflößens.] **1464** Dezember 12. Prag. (Tsch. f. 49a.)

125. „Articuli infra scripti per dominum Samuelem subcamerarium et dominos magistrum civium et consules, qui pro tempore fuerunt, pretextu pannificum et knaponum arbitratorie edicti et publicati in pretorio presentibus utrisque partibus etc. etc." [**1470**?] (Tsch. f. 36a.)

126. „Potwrzenij wo napady a poruczienstwij." [König Georg bestätigt das Privilegium König Wenzels von 1372 Oktober 25. (f. 10b.)] **1470** Januar 20. Prag. (L. f. 49b.)

127. [Hylbranth Satanecz von Drahouwicz gesessen auf Haustein bestätigt den Verkauf zweier Fluren mit einem Kalksteinbruch Seitens des Wanek genannt Walczeb an Saaz.] **1470** Dezember 31. Saaz (Tsch. f. 36b.)

128. „Na nezastawowanij bernie.“ [Privilegium Wladiſlaws, die Berna nie zu verpfänden ꝛc.] **1475** Januar 10. Prag. (L. f. 50a.)

129. „Smlauwa mezy starou a nowou raddau.“ [König Wladiſlaws Entſcheidung im Streite zwiſchen dem alten und neuen Rath.] **1478** März 27. Prag. (Tſch. f. 50b.)

130. „Testamentum Maretky Radkonis.“ **1488** Januar 4. Saaz. (Tſch. f. 37b.)

131. [K. Wladiſlaw ertheilt der Stadt Saaz die Erlaubniß zu einem Zinskauf.] **1516** Februar 20. (Tſch. f. 38b.)

132. „Wo židy gineych panuow.“ [K. Ferdinands I. Brief betreffend die Ausweiſung der fremden Juden.] **1530** März 29. Prag. (Tſch. f. 51b.)

133. „Na yarmark przi swatem Augustynie.“ [K. Ferdinands I. Jahrmarktsprivilegium.] **1542** Januar 4. Prag. (Tſch. f. 52a.)

134. „Wohrada na poczti wosti pro zrussenij gleytu ziduom dancho.“ [Ferdinand I. begnadigt die Saazer wegen Verletzung des Geleits der Juden.] **1543** Juni 15. Prag. (Tſch. f. 52b.)

135. [Reſkript Kaiſer Ferdinands I., die Stadt Saaz begnadigend.] **1547** Juli 22. Prag. (Tſch. f. 39a sq.)

136. „Potwrzenij na wssecky majestaty.“ [K. Ferdinand beſtätigt alle Majeſtätsbriefe.] **1547** September 24. Prag. (Tſch. f. 40a sq.)

137. „Ohrada poczti wostij.“ [Privilegium Ferdinands I. die Begnadigung der Stadt Saaz betreffend.] **1547** September 26. Prag. (Tſch. f. 41b.)

138. „Na zadussij.“ [Ferdinands I. Privilegium betreffend die Kirchengüter.] **1547** September 30. Prag. (Tſch. f. 42a.)

139. „Instrukczy na cžtyrzi mleyny a platy na miestie a predmiestij na gisty zpuoſob obcy postaupene.“ [Ferdinand I. gibt der Stadt vier Mühlen, ferner Zölle und Zinſen.] **1549** Mai 8. Prag. (Tſch. f. 53a.)

140. [Rathsbeſchluß auf Eintragung der Rückgabe der 1547 genommenen Privilegien in das Stadtbuch.) **1549** Dezember 16. Saaz. (Tſch. f. 39a.)

141. „Memoratu dignum.“ [Daß die Urkunden und Quittungen, betreffend die Zahlung an Thumshirn durch Ulrich Voglhammer aus Joachimsthal, in der Truhe des Kirchengewölbes niedergelegt ſind.] **1550** Juli 2. Saaz. (Tſch. f. 53b.)

142. „Smlauwa s panem Liczkowskym o dwa mleyny.“ [Vertrag wegen zweier Mühlen zwiſchen Saaz und Felix v. Haſſenſtein.] **1552** Mai 26. Saaz. (Tſch. f. 54a sq.)

143. „Relaczi ke dczkam na dwa mlyny.“ [Ferdinand I. erlaubt die Einverleibung des Vertrages zwiſchen Saaz und Felix von Haſſenſtein wegen zweier Mühlen in die Landtafel.] **1552** Juni 3. Paſſau. (Tſch. f. 54b.)

144. „Wklad we dczkach dwau mlynuow.“ [Verlandtafelung des Vertrags v. 26. Mai 1552.] **1552** Auguſt 5. Prag. (Tſch. f. 55a.)

145. „Relaczi ke dczkam o Bezdiekow.“ [Ferdinand I. verkauft Bezdiekow an Saaz.] **1555** April 7. Augsburg. (Tſch. f. 55b.)

146. „Wklad we dczky Bezdiekowa.“ [Verlandtaflung des Vertrages v. 7. April 1555.] **1555** April 30. Prag. (Tſch. f. 56a.)

147. „Instrukczina zadussij zase postaupene.“ [Ferdinands I. Brief über die wieder abgetretenen Kirchengüter.] **1556** Mai 26. Prag. (Tſch. f. 57a.)

148. „Gistota na jednu kopu a trzidczet ssest grossuow missenskych platu roczniho na maso zakuom odkazanyho.“ Quittung über 1 Schock 36 Groſchen jährlicher Zahlung u. ſ. w.] **1557** Februar 8. Saaz. (Tſch. f. 58a.)

149. „Smlauwa s Kadanskymi owystawanij drziwi splawoweho do držetiho dne ktereż senad Kadanij skupuge ane naproday nez k potržebam obecznim aneb sausedskym dolu poržecze ohrži plawi.“ [Vertrag mit Kaaden

wegen des zu eignen Zwecken verwendeten Flößholzes.] **1557** Juni 8. Saaz. (Tſch. f. 58b.)

150. „Wypis z desk zemskych wkladu zadussi Žiateczkeho s panstwjm.“ [Landtafelextrakt bezüglich der Saazer Kirchengüter.] **1561** Dezember 6. Prag. (Tſch. f. 66a.)

151. „O zawiranij bran.“ [Maximilian II. verleiht Saaz das Recht, die Thore wieder ſperren zu dürfen.] **1565** Mai 23. Wien. [Tſch. f. 61a sq.)

152. „Relacy ke dskam o brany miestske.“ [Maximilians II. Reſcript an die Landtafel betreffend die Thorſperre.] **1565** Mai 23. Wien. (Tſch. f. 62b.)

153. [Rathsbeſchluß auf Eintragung in das Stadtbuch der in Folge des Aufſtandes v. J. 1547 die Stadt Saaz betreffenden Strafen und Begnadigungen.] **1565** Juni 17. Saaz. (Tſch. f. 65a.)

154. „Instrukczy poczstiwemu N. rychtarzy nassemu w miestie nassem Ziatczj usazenemu kterak se przy temž rychtarztwij gemu swierzenem chowati ma wydana.“ [Maximilians II. Inſtruktion für den Richter in Saaz.] **1565** Juli 16. Wien. (Tſch. f. 59a sq.)

155. „Konfirmacy wssech prywilegij.“ [Maximilian II. confirmirt die Stadtprivilegien.] **1567** April 14. Prag. (Tſch. f. 63b. sq.)

156. „Smlauwa trhowa wo statek Holedeczkey s wsy Holedczy y ginym przislussenstwjm.“ [Kaufvertrag über das Gut Holedecz mit dem Dorfe H. und allem Zubehör.] **1572** November 3. Saaz. (Tſch. f. 73a sq.)

157. Hendrych mladssi Daupoweez z Daupowa na Liborziczych a Wylemowie postupuge kusu Lauczky prziwsy Liborziczych nad mleynem w odmienieni za udielanu straubu.“ [Abtretung eines Wieſenſtückes Seitens Heinrichs des jüngern Daupowez v. Daupow.] **1578** Februar 7. (Tſch. f. 71b.)

158. „Weypis z desk zemskych trhu lauczky v wsy Zielczie.“ [Landtafelextrakt über den Kauf einer Wieſe beim Dorfe Zielczin.] **1579** Oktober 7. Prag. (Tſch. f. 72b.)

159. [Rudolf II. bewilligt die Verlandtafelung des Gutes Holedecz.] **1579** Dezember 2. Prag. (Tſch. f. 71b.)

160. „Postaupeni statku Holedeczkeho od pana Gindrzicha Audrez keho z Audrezie purkmistruo konsseluom starssim obecnim y wssy obczy miesta Ziattczie.“ [Abtretung des Gutes Holedecz an Saaz.] **1579** Dezember 9. (Tſch. f. 74a.)

161. „Saud wo narzky s Waclawem Straneckym.“ [Urtheil gegen W. S. wegen Ehrenbeleidigung des Raths in Saaz.] **1581** Mai 27. Prag. (Tſch. f. 67a sq.)

162. „Sskody na Waclawowj Straneckem przisauzeny.“ [Zuſpruch der Gerichtskoſten an W. Stranecky.] **1581** November 7. Prag. (Tſch. f. 69a.)

163. „Wopatrzenj na poczstiwosti po przisudku odprossenj Waczlawowy Straneczkemu.“ [Ausgleich im Streite zwiſchen Saaz und Stranecky.] **1582** März 20. (Tſch. f. 69b sq.)

164. „Confirmacy wssech priwilegii a przeloženj Jarmarku na den s Katerziny.“ [Rudolf II. confirmirt alle Privilegien und geſtattet die Jahrmarktsverlegung.] **1583** März 1. Wien. (Tſch. f. 74b.)

165. „O zatčenij Waclawa Stranecského pro sskody přisauzene.“ [Ueber die Verhaftung des Stranecky wegen der zugeſprochenen Gerichtskoſten.] **1584** Juli 7. Saaz. (Tſch. f. 75b.)

166. „Instrukczy oppatrnym Mathyassowi Pessijnowemu a mistru Janowi Nepresowi městanuom města Záteže wěrnym milijm.“ [Rudolfs II. Inſtruktion betreffs der Einhebung der v. Landtag bewilligten Gelder.] **1587** Januar 24. Prag. (Tſch. f. 80a sq.)

167. [Rudolf II. gibt den Saazern eine Inſtruktion betreffs der Einhebung

der v. Landtag bewilligten Gelder v. 24. Januar **1587**.] **1587** April 10. Prag. (Tſch. f. 79b.)

168. „Instrukcy poctiwemu Adamovi Helmowi rychtarzi nassemu nyneyssjmu y budaucym w městě nassem Zatczi, kterak se przi temž urzadě rychtarzskem od nas gemu swerzenem rzjditi, chowati a wsseliyak sprawowati ma jakz njše po artykulich ssjrze rozepsano stogj." [Rudolf II. gibt eine Inſtruktion für den königlichen Richter in Saaz.] **1591** Dezember 24. (?) Prag. (Tſch. f. 81b. sq.)

169. [Mathias confirmirt die Stadtprivilegien.] **1613** Oktober 2. Regensburg. (Tſch. f. 88b.)

170. [Kaiſer Ferdinand II. beſtätigt die Saazer Privilegien.] **1628** Januar 18. Prag. (D. f. 106b.)

171. [Kaiſer Ferdinands III. Reſolution, betreffend die Ausweiſung der Juden aus Saaz.] **1637** April 23. Wien. (D. f. 89a.)

172. [Die Landesbehörden ſtellen den Saazern die Reſolution Ferdinands III. d. dto. 23. April 1637 zu.] **1637** Mai 18. Prag. (Tſch. f. 89b.)

173. [Das Kämmereramt gibt Verfügungen betreffs der Heimfälle.] **1638** November 22. Prag. (Tſch. f. 90b.)

174. [Leopold II. ſtellt den Saazern das Patronatsrecht der Stadtkirchen zurück.] **1668** Oktober 19. Wien. (Tſch. f. 91a.) Dieſelbe Urkunde in deutſcher Ueberſetzung findet ſich f. 110 a.

175. [Die Landesbehörde ſtellt den Saazern das Privilegium Leopolds d. dto. 1668 Oktober 19. betreffs des jus patronatus zu.] **1668** November 22. Prag. (Tſch. f. 91b.)

176. [Kaiſer Leopolds I. Reſolution, betreffend ein Subſidium von 2000 fl. zu Gunſten von Gemeindebauten.] **1669** März 29. Wien. (D. f. 92b.)

177. [Des Grafen Anton Loß von Loßenthal Schreiben, betreffend das von Kaiſer Leopold bewilligte Subſidium von 2000 fl.] **1669** Mai 3. Prag. (D. f. 93a.)

178. [Des Grafen Anton Loß von Loßenthal Schreiben, betreffend das ſogenannte „Mittelbier."] **1674** Februar 24. Prag. (D. f. 94a.)

179. [Graf A. Los von Loßenthal an G. F. Ungar, Trankſteuereinnehmer, wegen des „Mittelbieres".] **1674** Februar 24. Prag. (D. f. 94b.)

180. [Das Landesunterkämmereramt theilt der Stadt Saaz einen Brief Kaiſer Leopolds (v. 1674 Oktober 28. Wien) mit, nach welchem dem Martinus Morawus, Capuzinerordensprovinzial, geſtattet wird, einen Convent und Kloſter in Saaz zu errichten.] **1675** Januar 8. (D. f. 95a.) Ueber die Gründung des Kloſters folgen noch einige Aktenſtücke.

181. [Beſcheinigung, daß die Stadt Saaz 9 Fuder Heu, 13 Schock Gebund Stroh und 146 Strich Haber „zu ihrer Majeſtät Hofſtallungsnothdurft" geliefert hat.] **1680** Januar 13. Prag. (D. f. 97a.)

182. [Georg Schön von Schöneck fragt die Stadt Saaz, was ſein Vater der Kirche in Saaz beſtimmt habe?] **1680** September 14. Hareth. (D. f. 97b.)

183. [Der Richter, Bürgermeiſter u. ſ. w. an J. S. Borowenſky, Canonikus in Prag, wegen der Dechantei in Saaz.] **1681** März 7. Saaz. (D. f. 98a.)

184. [P. J. S. Borowenſky an den Richter ꝛc. von Saaz wegen der Dechantei.] **1681** April 2. Prag. (D. f. 98b.)

185. „Obligation des Herrn Johann Schön von Schöneck über 300 fl. der allhieſigen Pfarrkirche zugehörig." **1689** April 24. Hareth. (D. f. 99a.)

186. „Allergnädigſte Verſchreibung der röm. k. und k. Maj. Leopolds I. . . . dero königlicher Stadt Saaz wegen dargeliehenen 300 fl." **1689** September 29. Wien. (D. f. 100b.)

187. [Quittung über 318 fl., die der Richter ꝛc. von Saaz dem Johann Georg Schön von Schöneck ausſtellt.] **1693** April 27. Saaz. (D. f. 101b.)

188. [Beschluß des Magistrats wegen des Empfanges des Weihbischofs und Prälaten Montis Sion.] **1704** August? Saaz. (D. f. 102a.)

189. [Kaufkontrakt über das Gut Welehoff entnommen der Landtafel.] **1728** November 13. Prag. (D. f. 120a.)

190. [Kaufkontrakt über das „Dührische Höfl" in Klein-Holleditz.] **1737** Februar 4. (D. f. 123b.)

191. [Maria Theresia verleiht der Stadt Saaz einen dritten Jahr- und Viehmarkt, ferner die Landtafelfähigkeit für die partikular-ansässige Bürgerschaft.] **1746** Oktober 5. Wien.

192. [Verkauf des sogenannten Glockenfeldes an Joseph Hubatka.] **1802** Juni 5. Saaz. (D. f. 112a.)

193. [Die Landtafelregulirungskommission an den Magistrat von Saaz wegen der städtischen Besitzungen.] **1820** Oktober 30. Prag. (D. f. 113a.)

194. [Der Magistrat von Saaz an die Landtafelregulirungskommission wegen der städtischen Besitzungen.] **1821** März 14. Saaz. (D. f. 114a.)

195. [Landtafelextrakt über die Besitzungen der Stadt Saaz.] **1821** Juli 30. Prag. (D. f. 117a.)

196. [Stiftungsbrief der Wenzel Kopriwa'schen Studentenstiftung von jährlichen 20 fl. C. M. **1825** März 21. Saaz. (D. f. 117a.)

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. **Carl Leeder.**

Einleitung.

Im Nordosten von Böhmen, 16 Meilen von Prag, 4 von Jitschin und 2 von Trautenau entfernt, liegt in einem von Nordwest nach Südost streichenden Thale am südlichen Abhange des Riesengebirges das Städtchen Arnau (tschech. Hostinný oder Hostinné). Die Elbe, aus dem Münchsdorfer Thale hereinbrechend, verstärkt durch den Proschwitzer Bach, durcheilt auf kiesigem Grunde die Thalsohle, die südliche Stadtmauer beinahe bespülend, und wendet sich nach Aufnahme des Seifenbaches rasch nach Süden, wo am Ausgange von vier Thälern Neuschloß auf bewaldeter Höhe sich erhebt. Gegenüber dem Oelsnerberge, welcher das Thal auf der Südseite begrenzt, steigt der Töpferberg empor, die Halde mit der weißen Kapelle und weiter östlich der Antoniberg mit dem dahinter ruhenden Bürgerwalde; in der Einsattlung dieser Berge liegt, vom Seifenbache bewässert, das baum- und gebüschreiche Arnsdorf; weiter darüber wölben sich die Höhen von Hermanseifen, Mohren u. s. w., bis der mächtige Schwarzenberg, die ganze Gegend beherrschend, den Horizont abschließt und mit seinem in weitem Bogen sich hinziehenden Firste die Schneekoppe dem Auge entzieht.

Die alten verfallenden Stadtmauern sprechen von grauer unsicherer Vorzeit, wo der Bürger sein Habe hinter Wälle und Gräben flüchten mußte, während die freundlichen Häuser mit ihren Bogengängen (Lauben), welche den regelmäßigen Stadtplatz (Ring) mit der Statuengruppe in der Mitte einschließen, der aus den hohen Essen der Fabriken aufwirbelnde schwarze Rauch und die auf den grünen Matten ausgebreiteten weißen und von den Hängen flatternden bunten Leinwanden von der Betriebsamkeit der Gegenwart zeugen. Diese beiden Momente schließen in der That die Geschichte von Arnau in sich: es war vor Alters ein fester Grenzplatz, jetzt ist es ein Industrieort. Denkt man sich die Halden der Berge, welche jetzt großen Theils dem Pfluge dienen, mit Urwald überdeckt, im

Thale die grüne Au am Fluße, über dem Ganzen die Stille der Einsamkeit, nur zuweilen vom Geschrei eines über das Thal langsam hinschwebenden Raubvogels unterbrochen, so mag man ein Bild der Gegend aus jener Epoche haben, in welcher die ersten Fremdlinge hier Wohnsitze gründeten und diesen den bezeichnenden Namen Arnau (Adler-Au) gaben. Wann dieses geschehen, und wer die ersten Ansiedler gewesen, sind nicht leicht zu lösende Fragen.

Das erste Volk, welches die Geschichte in den Gegenden zwischen der Donau und dem Erz- und Riesengebirge nennt, sind die Bojen. Sie nahmen 400 Jahre v. Chr. das heutige Böhmen und die angrenzenden Länder in Besitz, hatten bereits feste Wohnsitze, betrieben neben Ackerbau und Viehzucht auch Gewerbe und Handel und lebten in geordneten Verfassungen. In unserer Gegend erinnert jedoch an dieses keltische Volk außer etwa der der Elbe nicht Ein Name, und der Name der Elbe, ein im Altdeutschen sowie heute noch im Dänischen, Schwedischen und auf Island jeden großen Fluß bezeichnendes Nennwort, kann — auch wenn er wirklich im Altgallischen seine Wurzel hätte [1]) — für eine Ansiedlung der Bojen in der Arnauer Gegend nichts beweisen, da dieser Fluß in seinem langen mittlern und untern Laufe gewiß viele Jahrhunderte, bevor sein oberer Lauf entdeckt wurde, bekannt gewesen ist. Dagegen fehlt es bei Arnau nicht an mancherlei uralten, zum Theil heutzutage nicht mehr gebräuchlichen Bezeichnungen von Oertlichkeiten, welche darauf hindeuten, daß Deutsche die Gründer der ersten Ansiedlungen daselbst waren; so der Name der Stadt selbst: Arn im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Adler; Arnsdorf; die Sarge, im Altdeutschen einen Rand bezeichnend, noch heute der Name des steilen Randes des Oelsner Berges gegen die Stadt zu; Seiffen, der Name des Baches, der unmittelbar bei der Stadt sich in die Elbe ergießt; im Altdeutschen ein Ort, wo Metallwäsche im Betriebe ist (d. h. jene Manipulation, mittelst welcher auf mechanischem Wege unter Beihilfe von Wasser Metalle von den tauben Beimengungen geschieden werden); — Hermanseifen u. s. w.[2])

Dennoch dürfte es sehr gewagt sein, wollten wir unsere Altvordern unter den deutschen Markomannen suchen, die zu Anfang der christlichen Aera die Bojen aus ihren Sitzen vertrieben und von welchen allerdings ein Zweig, die Korkontier, im 2. Jahrhundert sogar ausdrücklich als im Riesengebirge seßhaft angeführt wird; denn wenn auch diese wilden Völkerschaften, denen, wie den alten Germanen überhaupt, Krieg und Jagd Hauptbeschäftigungen waren, vorzugsweise der Waffen benöthigten, daher die Erzeugung und Bearbeitung der Metalle gewiß vor allen anderen Gewerben begünstigten, und der Name des Seiffenbaches auf Bergleute als die ersten Ansiedler hinweist: so wäre doch erst noch der Beweis herzustellen, daß der Name „Seiffen" bereits bei den Markomannen gebräuchlich war. Abgesehen davon ist es auch schwer anzunehmen, daß in jenen wilden Zeiten in den Gebirgsthälern hart an der Heerstraße, auf welcher sich durch die Gebirgspäße so häufig kriegerische Völker hereinwälzten, bereits Ansiedlungen stattgefunden haben; die Angaben der alten Geographen über die Sitze der verschiedenen Völker sind natürlich nichts weniger als genau; ganz unzweifelhaft aber muß jede Stätte friedlicher Cultur, die sich überhaupt in unserem Heimatlande bereits erhoben hatte, bis auf die letzte Spur vernichtet worden sein, als die ungeheuern Schwärme der Hunnen zweimal Böhmen überflutheten, nach gewaltigen Kämpfen die Markomannen niederwarfen und zuletzt Sieger wie Besiegte aus dem zur Wüste gewordenen Lande zogen (444—453 n. Chr.). In das verlassene Gebiet rückten nun, von Osten her gedrängt, die Slaven ein, und wir müssen dem eben Erörterten zu Folge annehmen, daß erst nach dieser Einwanderung unsere Gebirgs-

1) Palacky Geschichte von Böhmen. I. pag. 71.
2) Grimm Wörterbuch und Adelung deutsches Wörterbuch.

thäler durch deutsche Colonisten bevölkert worden sind. Ehe aber diese Colonisation ins Werk gesetzt werden konnte, vergingen noch mehrere hundert Jahre.

Die Slaven (Tschechen) gründeten Anfangs in der offenen Mitte des Landes kleine Fürstenthümer. Häufig mit den benachbarten Deutschen, noch häufiger unter einander in Kampf, lange Zeit unter das Joch der asiatischen Avaren gebeugt, dann — aber nur vorübergehend — unter Samo zu einem mächtigen Reiche vereint, scheinen sie bis zur Zeit Karls des Großen die Stätten ihrer Cultur nicht weit gegen die Grenzen des heutigen Böhmens vorgeschoben zu haben; denn als der dichte Nebel, welcher von Samo's Zeit an durch anderthalb Jahrhunderte die Geschichte unseres Vaterlandes deckt, mit Beginn des neunten Jahrhunderts sich zu heben anfängt, gewahren wir noch immer die slavische Bevölkerung verschiedenen kleineren Fürsten unterworfen, deren Gebiete erst nach und nach in ein Herzogthum zusammenfließen, während dichter Urwald die Höhen deckt und die Schluchten füllt all' der Gebirge, welche im West und Nord das Land umgürten.

Erst im zehnten Jahrhundert, wo die Sonne des Christenthums endlich auch über Böhmen aufgeht und mit ihrer sittlichenden Kraft allmälig auch in die entferntesten Hütten dringt, wo die Macht des böhmischen Herzogthums bereits so erstarkt war, daß dieses wiederholt (unter Boleslaw II. und Bretislaw I.) seine Herrschaft selbst über Schlesien und Polen ausdehnt: siedeln sich, zunächst in den Wildnissen an der Westgrenze, hie und da auch wohl im Innern des Landes fleißige Bauern, kühne Abenteurer, fromme Einsiedler an, lichten die Wälder und bauen Dörfer und Burgen. — Aber noch erfolgt mancher Rückschlag. Mit ungünstigem Auge blickt der Slave auf den deutschen Eindringling, Herzog Spitihněw I. befiehlt 1055 allen Deutschen, das Land zu verlassen, und wenn dieser Befehl auch nicht streng ausgeführt wurde, so lag doch darin wenig Aufmunterung für einwanderungslustige Deutsche; ja noch 1121 konnte es geschehen, daß, als einige Deutsche auf einem Felsen im Innern des Landes eine Burg zu bauen begannen, sie Herzog Wladislaw I. mit Truppen überfiel, gefangen nahm und nur mit Mühe gehindert wurde, sie an den Galgen zu hängen. — Dieses Ereigniß war freilich nur mehr einer der vereinzelten letzten Versuche, die bereits im Zuge befindliche deutsche Einwanderung zu hemmen; denn im 11. Jahrhundert bewohnten bereits Deutsche in großer Anzahl die Prager Vorstadt am Poritsch, hatten, von König Wratislaw I. begünstigt, ihr eigenes Forum und betrieben Handel und Industrie. Für das Riesengebirge und insbesondere für die Umgegend des heutigen Arnau konnte die Möglichkeit einer friedlichen Colonisation erst eintreten, als unter Herzog Sobèslaw I., dem vierten und letzten von den Söhnen des königlichen Wratislaw, die Kriege mit Polen ihr Ende erreichten und die Umgegend von Arnau bleibend an Böhmen abgetreten wurde.

Weniger als irgend ein Theil des Landes hatte diese Gegend bis dahin die Segnungen des Friedens genossen. — Durch die Gebirgspässe hinter dem heutigen Trautenau waren gar häufig bald die Polen herein-, bald die Böhmen hinausgestürmt; jeder solche Zug war nach der Unsitte jener Zeiten mit barbarischer Verwüstung der ganzen Gegend verbunden gewesen, und die Grenzen polnischer und böhmischer Herrschaft waren, je nachdem der Kriegsgott dieser oder jener Partei sich zuwandte, bald weit jenseits des Riesengebirges, bald wieder tiefer ins diesseitige Land gerückt worden. Sobèslaw hatte die Grenzbezirke im Nordosten von Böhmen aus eigener Anschauung kennen gelernt. In seiner Jugend zugleich mit seinem durch Swatopluk vom Throne gestoßenen Bruder Bořiwog verbannt, hatte er, anfangs bei Bořiwogs Schwager, Wiprecht von Groitsch, dann bei dem polnischen Könige Boleslaw Aufnahme gefunden, und hatte ohne Zweifel jenem Einfalle der Polen 1008 beigewohnt, bei welchem durch die Herzoge Boleslaw und Bořiwog drei ganze Gaue des Königgrätzer Gebietes mit Feuer und Schwert zu Grunde gerichtet wurden. Zwei Jahre später war So-

bèslaw mit Boleslaw von Polen über ungebahnte steile Berge und Schluchten des Riesengebirges abermals in Böhmen eingedrungen; die Polen waren ohne Widerstand bis zur Cidlina beim heutigen Chlumec vorgedrungen, und Boleslaw hatte auf des jungen Sobèslaw Fürbitte diesmal seinem Heere alles Plündern und Brennen untersagt. Freilich hatten aber die Polen, als sie sich wieder zurückziehen mußten, und erst an der Grenze des Landes, hinter dem heutigen Trautenau, in großer Feldschlacht den Sieg erzwangen, sich für ihre frühere Zurückhaltung reichlich schadlos gehalten.

1125 zur Herrschaft gelangt hatte Sobèslaw in den Jahren 1132 bis 1134 seine Truppen mehrmals hier durch nach Schlesien geführt und durch Verheerung des Landes den polnischen König zum Frieden gezwungen (1135). Damals oder schon früher hatte er den Grenzbezirk bei Arnau von den Polen abgetreten erhalten. [3]) Diesen Bezirk und mit ihm das ganze Reich für die Zukunft vor den Einfällen der Polen zu sichern, bereiste Sobèslaw im Herbste 1139 den Osten des Landes und verstärkte die Burgen, welche daselbst lagen. Insbesondere begann er von seinem Hofe Chwogno (Königinhof?) aus die Erneuerung der Burg Hostin hradecz. Bevor jedoch die Arbeiten vollendet waren, verfiel er am Sonntage vor Weihnachten in eine tödtliche Krankheit, ließ sich auf die neue Burg bringen und starb daselbst am 14. Februar 1140 in den Armen seiner Gemalin Adelheid, [4]) welche von Gram verzehrt ihm noch im selben Jahre (14. September) im Tode nachfolgte. [5]) Der Leichnam des durch Frömmigkeit, Waffenruhm und Gerechtigkeit ausgezeichneten und von den Böhmen vielbeweinten Fürsten wurde nach Prag geführt, wo ihm auf dem Wyssehrad neben seinem Vater die Grabstätte wurde.

So berichtet der gleichzeitige Chronist, der unter dem Namen des Fortsetzers des Cosmas bekannt ist. Die Erzählung Pulkawas weicht hievon insoweit ab, als nach ihr Sobèslaw in dem von den Polen abgetreten erhaltenen Grenzbezirk eine Stadt mit Namen Costan oder Costien erbaut hat, während des Baues daselbst am Fieber erkrankt und gestorben ist. — Beide Nachrichten ließen sich allenfalls dahin vereinigen, daß Sobèslaw die bereits von früher her bestandene Burg Hostin erneuerte, dabei aber den Festungswerken für eine neu angesiedelte Bevölkerung den Umfang einer Stadt gab. Allein diese Annahme hat — wie wir sehen werden — Bedenken gegen sich. Fast alle älteren und neueren Geschichtschreiber [6]) nehmen diese Burg und Stadt für identisch mit unserem Arnau; doch fehlt es nicht an Stimmen, [7]) welche behaupten, daß unter Hostin hradecz das heutige Neuschloß zu verstehen sei. — Letztere Ansicht scheint allerdings Manches für sich zu haben: zunächst die Lage von Neuschloß auf einem Berge, der den Eingang mehrerer Thäler, auch des aus Schlesien hereinführenden beherrscht; dann der Umstand, daß in einer im Archiv von Arnau befindlichen Urkunde von 1400 ausdrücklich des „Burgberges" erwähnt wird; endlich die Tradition, vermöge welcher das heutige Neuschloß auf den Ruinen einer früheren Burg erbaut worden ist. — Allein die Angaben der oben angeführten beiden Chronisten sind dieser Behauptung entschieden ungünstig; nach der einen hat Sobèslaw eine Stadt gegründet, was sich auf Neuschloß selbstverständlich nicht beziehen kann; nach der andern erneuerte er eine bereits bestandene Burg; die Böhmen begannen aber erst zur Zeit Sobèslaws Burgen nach dem Beispiele der Deutschen auf Anhöhen, Felsen und Bergen aufzuführen, wobei sie sich meist auch deutscher Baumeister bedienten, und die Burgen deutsche Namen erhielten; bis dahin hatte man

3) Pulkawa bei Dobner Monum. III. pag. 161.
4) Contin. Cosmae in Script. rer. boh. I. p. 329.
5) Dudik schwedische Forschungen.
6) Balbin Misc. III. p. 90 Pelzel Gesch. v. Böhmen. Palacky Gesch. v. Böhmen u. a.
7) Schaller und Sommer in ihren Topographien Böhmens.

ſie auf Landzungen, welche auf drei Seiten durch Einſchnitte, Thäler oder Waſſer geſchützt waren, — alſo beſonders gern am Zuſammenfluße von Gewäſſern,[8]) wie dieſes auch bei Arnau der Fall iſt, errichtet. Der „Burgberg" konnte auch ein Berg ſein, der blos das Zugehör der Burg bildete, und auf der Anhöhe von Neuſchloß konnte immerhin in ſpäterer Zeit eine Burg erbaut worden ſein. In Urkunden von 1377 und 1394 erſcheint ausdrücklich in Arnau eine Burg, wie wir weiter unten noch ſehen werden.

Es ſpricht alſo die Mehrzahl der Gründe dafür, daß Hostin hradecz identiſch mit dem heutigen Arnau iſt. Daß aber Sobèslaw nebſt der Burg auch bereits unſere Stadt angelegt und bevölkert habe, wird ſich nicht leicht behaupten laſſen, da es gleich bedenklich iſt, die Bewohner der Stadt damals als Böhmen oder als Deutſche anzunehmen. Der Name Hostin hradecz erſcheint ſeit 1139 nicht wieder; der Name Arnau erſcheint erſt zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Burg war eine herzogliche; ſie wurde daher ohne Zweifel böhmiſchen Caſtellanen und Burgmannen anvertraut, und es darf nicht verwundern, daß noch in einer in Arnau ausgeſtellten deutſchen Urkunde vom Jahre 1377, alſo nachdem die Burg längſt in den Beſitz deutſcher Dynaſten übergegangen war, das Hauptgemach derſelben die swětnice genannt wurde. Der Name haftete an der Sache und die deutſchen Arnauer nannten die Tafelſtube der Burg die swětnice, wie ſie dies von den Burgleuten immer gehört hatten, ebenſo wie ſie die Schankgerechtſame, die ſie in dem von Tſchechen angelegten Dorfe Kotwitz gekauft hatten, fortan immer den Kreczim (verballhornt für krčmy, Schänken) nannten.

Um ſo auffallender wäre es aber, wenn unter Sobèslaw eine Stadt mit böhmiſcher Bevölkerung hier entſtanden wäre, daß von dieſer Bevölkerung ſchon im 14. Jahrhundert keine Spur in den Benennungen der Oertlichkeiten, beſonders Anhöhen und Gewäſſer zu finden iſt. Daß in den deutſchen Urkunden des 14. Jahrhunderts einige Einwohner von Arnau mit böhmiſchen Namen und von 1375 an ein Erbvogt mit Namen Przech in der Stadt erſcheint, iſt natürlich ohne alle Bedeutung für die vorliegende Frage; die Urkunden melden auch nicht, daß ſchon die Eltern und Voreltern des Přech die Erbvogtei beſeſſen haben. Auch der böhmiſche Name der Stadt: hostinna oder hostinné (Anſiedlung von Ausländern[9]) ſcheint für eine gleich urſprünglich deutſche Bevölkerung zu ſprechen. Wäre aber eine ſolche bereits unter Sobèslaw eingewandert, ſo hätten ſicher die böhmiſchen Geſchichtſchreiber dieſen wichtigen Umſtand — die erſte Einwanderung von Deutſchen ins Rieſengebirge — bei der Erzählung von der Gründung von Hostin hradecz nicht verſchwiegen, vielmehr ihrem nationalen Aerger darüber ebenſo Luft gemacht wie 120 Jahre ſpäter, als Přemyſl Otakar II. ſeine Coloniſationsprojekte auszuführen begann.

Sobèslaw ſelbſt wird gar nicht als den Deutſchen freundlich geſchildert, wenn er ſie auch nicht wie ſein gleichnamiger Sohn verfolgte, von dem (mit offenbarer Uibertreibung) erzählt wird, er habe die Deutſchen, wo er ihrer nur habhaft werden konnte (Prag wimmelte ja von ihnen!) getödtet oder ihnen Naſen und Ohren abſchneiden laſſen und für jedes Hundert abgeſchnittener Naſen dem Uiberbringer 100 Mark Silber geſchenkt. — Jedenfalls wird Sobèſlaw I. keine Luſt verſpürt haben, bei den Burgen, die er gegen Einfälle der Ausländer errichtete, Ausländer anzuſiedeln. Es iſt daher wohl am glaublichſten, daß Hostin hradecz nur eine Burg war und die Stadt bei derſelben erſt unter Otakar II., als dieſer den ganzen Bezirk der deutſchen Coloniſation widmete, gegründet worden iſt.

8) Palacky I. p. 390 u. 175.
9) Jungmann Slovnik.

I.

Burg und Stadt unter den älteſten Dynaſten.

Die Burg Hostin hradecz war alſo 1139 als ein Eigen der Herzoge von Böhmen und zunächſt zum Zwecke, das Land vor den Einfällen der Polen zu ſichern, neu hergeſtellt und befeſtigt worden. Merkwürdiger Weiſe hat ſie aber nie Gelegenheit gehabt, dieſem Zwecke zu dienen, denn in Folge der Zerrüttungen, welchen das Polenreich anheimfiel, hat von der Zeit Sobèslaws an nie mehr ein Einfall der Polen in Böhmen ſtattgefunden oder auch nur gedroht.

Dagegen tauchte, 100 Jahre nach Sobèslaws Tode, eine andere Gefahr, groß und fürchterlich und von Seite eines Feindes auf, von deſſen Exiſtenz man erſt genauere Kenntniß erhielt, als er ſchon faſt vor den Thoren ſtand. Die Mongolen waren es, welche — eine halbe Million Krieger — ſchnell und vernichtend wie der heiße Wüſtenwind — aus dem Norden von China herbeiſtürmten, im Dezember 1240 Kiew, im folgenden Februar Krakau eroberten und verbrannten und durch ihre Unwiderſtehlichkeit und treuloſe Grauſamkeit ganz Europa mit jähem Todesſchrecken erfüllten Von Krakau aus drangen ſie, in drei ungeheure Haufen getheilt, die einen die Oder entlang nordwärts, die andern durch die Karpathenpäſſe nach Ungarn, der dritte Haufen durch Schleſien gerade auf Böhmen los. König Wenzel I. von Böhmen hatte, noch ehe die Mongolen vor Krakau erſchienen waren, die Fürſten Europas zu ſchneller vereinter Hilfeleiſtung aufgerufen; in den Grenzgegenden gegen Schleſien ließ er ſchleunigſt alle Städte und Burgen befeſtigen und mit Proviant zur Aufnahme der Landbevölkerung verſehen; die Gebirgspäſſe im Rieſengebirge wurden durch Verhaue unwegſam gemacht; Prieſter und Mönche wurden verhalten, gleich den Laien an Schanzen und Gräben mitzuarbeiten. [10]) Daß Hostin hradecz hiebei gleichfalls ein bedeutendes Objekt der Fürſorge des Königs war, iſt ſelbſtverſtändlich; ſehr wahrſcheinlich entſtand aber auch damals auf der Anhöhe des heutigen Neuſchloß eine Burg, wie denn aus Furcht vor den Mongolen allenthalben neue Burgen, und zwar der größern Sicherheit halber auf Felſen und Bergen errichtet wurden.

Die Gefahr ging indeſſen glücklicher Weiſe vorüber; zwar erlag (am 9. April 1241) auf dem Blachfelde bei Liegnitz in blutiger Schlacht Herzog Heinrich der Fromme von Breslau mit ſeinem ganzen Heere; aber die Mongolen verfolgten nicht den Sieg, zogen ſeitwärts ins Glaziſche und von dort nach Mähren, wo ſie bei Olmütz geſchlagen und zum Rückzuge nach Ungarn bewogen wurden. Nach Verlauf weniger Jahre (1254) ſah Hostin hradecz ſtatt hereinbrechender Feinde die böhmiſchen Kriegsvölker unter König Přemyſl Otakar II. an ſeinen Mauern vorüber die ſiegreichen Banner hinaus ins ferne Preußenland tragen; 1268 zog mit gleichem Kampfesmuth, aber weniger Glück Böhmens Kriegsheer hier vorüber nach Litthauen, und wiederum kaum 10 Jahre ſpäter (1277) ſah die alte Burg ſtatt wilder Barbarenhorden friedliche deutſche Familien in die Gebirgsthäler einziehen: die Axt lichtete die dunklen Urwälder, längs der Bäche entſtanden betriebſame Dörfer, und ohne Zweifel war es damals, daß um die Burg, von ſchützender Mauer umfangen, in regelmäßigen Häuſerreihen eine freundliche Stadt ſich ausbreitete — unſer Arnau.

Přemyſl Otakar II. hatte ſchon 1259 den Deutſchen die Vorſtadt von Prag gänzlich eingeräumt und 1277 übergab er deutſchen Coloniſten die Grenzbezirke von Elbogen, Trautenau und Glatz. [11]) Die tſchechiſche Bevölkerung mußte — wie die Geſchichtſchreiber erzählen — den Deutſchen weichen; in den Grenzbezirken beſetzten die letzteren aber wohl zumeiſt bis dahin ganz unbewohnte Gegenden.

10) Palacky II. 1. Abth p. 116 ff.
11) Neplach. Chron. Bohem. apud Hieron. Pez Script. rer. Austr. II. p. 1033 u. 1034

Sie kamen — wie dieses bezüglich der Arnauer Bevölkerung aus der Sprache der wenigen erhaltenen Urkunden hervorgeht, aus Niedersachsen; sie kamen nicht als Bettler, brachten vielmehr ihr Vermögen, ihre Arbeitskraft und Intelligenz, und stellten daher auch die Bedingung, daß sie in ihren Städten unter eigenen Magistraten, in den Dörfern unter Richtern und nach ihrem alten deutschen Recht (dem Magdeburger) leben durften. Dieses Zugeständniß war für sie eine Nothwendigkeit, um mit Beruhigung in Böhmen sich niederlassen zu können und die wenig verhehlte Mißgunst der böhmischen Einwohner nicht fürchten zu müssen. Für Premysl Otakar war aber das Zugeständniß dieser eigenen Gerichtsbarkeit ein politischer Akt in seinem Interesse. —

So lange Premysl Otakars kräftige Hand die Zügel der Regierung führte, blühten die neuen Colonien und entfalteten sich mehr und mehr; als aber der große König im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg (26. Aug. 1278) von den Seinen verrathen auf dem Marchfelde Sieg und Leben lassen mußte, kamen große Drangsale über ganz Böhmen und insbesondere auch über unsere heimatlichen Gauen. In Böhmen entstanden sogleich zwei Parteien, da es die Einen mit Rudolf von Habsburg, die Andern mit Otto dem Langen von Brandenburg hielten. Die von Premysl Otakar mit Exil und Güterverlust bestraften Großen kamen ins Land zurück, um sich wieder in den Besitz ihrer früheren Güter zu setzen; die Herren, welche die ihnen verpfändeten Krongüter hatten herausgeben müssen, griffen gierig wieder darnach; die böhmischen Barone setzten alles in Bewegung, die alte Zupenverfassung wieder herzustellen; inzwischen rückte Rudolf mit seinem Heere bis Kuttenberg vor, wo im Frieden von Caslau die Vormundschaft über den jungen König Wenzel II. und die Regierung des seiner Nebenländer beraubten Königreichs dem Markgrafen Otto übergeben wurde.

Sehr übel mußte es damals um die deutschen Ansiedlungen im Riesengebirge stehen; den fremden Eindringlingen galten sie als Tschechen und der tschechischen Bevölkerung als Stammgenossen ihrer deutschen Bedränger. Ein Bürgerkrieg entbrannte, der das nochmalige Einschreiten Kaiser Rudolfs nöthig machte. Ein Waffenstillstand (28. Nov. 1280) sollte zum Frieden führen; aber das Elend änderte nur seine Gestalt. Wolkenbrüche und Stürme hatten schon während des Krieges mit den Verwüstungen der Soldaten gewetteifert, — große Theuerung war nachgefolgt; die geflüchteten Landleute ließen die Aecker unbebaut und eine in der Geschichte Böhmens beispiellose Hungersnoth brach herein, die bis zum Sommer 1282 währte, allenthalben die entsetzlichsten Szenen hervorrief und in Böhmen 600.000 Menschen — (nach Neplachs Bericht fast ein Dritttheil der Gesammtbevölkerung) dahinraffte. — Endlich erreichte auch dieser Jammer sein Ende, das Land erholte sich unter der Regierung Wenzels II. von seinem tiefen Verfalle, — da wurde Wenzel III. (4. August 1306) ermordet, mit ihm erlosch der alte Premyslidenstamm und neue Verwirrung kam über das Land; der alte Nationalhaß gegen die Deutschen entzündete sich neuerdings und machte sich in mancherlei Angriffen und Kämpfen Luft. [12])

Mit der Thronbesteigung Johanns von Luxemburg (1310) kam endlich eine bessere Zeit; nicht daß die Regierungszeit des Königs Johann, dieses gekrönten Abenteurers, eine besonders friedliche gewesen wäre, oder daß nicht hin und wieder die Elemente, besonders durch die Hungersnoth von 1318 Böhmen schwer heimgesucht hätten, oder daß nicht zeitweilig z. B. 1338 Bosheit und Aberglaube eine Judenhetze ad majorem dei gloriam in Szene gesetzt hätte; aber diese Uibel wirkten weniger zerstörend oder waren nicht von langer Dauer. Für die Ausbreitung des Deutschthums in Böhmen war die Zeit des Königs Johann sogar entschieden günstig; das Deutschthum kam in die Mode. Dieser glückliche Zu-

12) Christ. Hoffmann Chron. Boh.

ſtand erhielt ſich während der ganzen glanzvollen Regierung Karls IV., und es verdient wohl bemerkt zu werden, daß die zwei größten Beherrſcher Böhmens, Přemysl Otakar II. und Karl IV., der Stolz der Tſchechen bis auf den heutigen Tag, die Hebung des deutſchen Elements in Böhmen für eine Nothwendigkeit erachteten und ſich zur Aufgabe machten.

Zu Anfang dieſer Periode erſcheint der Name der Stadt Arnau zum erſtenmal urkundlich. 1316 am 10. Jänner verſetzte König Johann an Potho von Turgau, Herrn auf Gradlitz und Arnau, die Stadt Königinhof um 300 Mark Groſchen, wogegen ſich Potho verpflichtete, dem Könige zu allen Zeiten mit ſeinen zwei Feſtungen zu dienen, und ſo oft es die Noth erforderte, mit vierzig wohlbewaffneten Männern zu Handen des Königs im Felde zu erſcheinen. [13]) Die Veranlaſſung war folgende: Die Königin Eliſabeth, Witwe Wenzels II. und Rudolfs, hatte, ohne den neuen König Johann zu fragen, unter Mitwirkung ihres Freundes Heinrich von Lipa ihre zwölfjährige Tochter Agnes an den ſchleſiſchen Fürſten Heinrich von Schweidnitz vermählt. Johann ließ daher den Heinrich von Lipa gefangen ſetzen. Eliſabeth, hierüber erbittert, erregte unter Beihilfe des ganzen Ronow'ſchen Geſchlechtes und auch ſchleſiſcher Truppen gegen König Johann einen Aufſtand. Johann, wegen des wachſenden Krieges beſorgt, nicht ohne Urſache ſelbſt den ihm anhängenden Böhmen mißtrauend, ſah ſich um Hilfe im Auslande um, und ergriff gern die Gelegenheit, geldbedürftig wie er ohnehin immer war, ſich durch Verpfändung von Königinhof an einen deutſchen Lehensmann zu gleicher Zeit Geld und einen verläßlichen Vaſallen zu verſchaffen und der Königin-Witwe den Beſitz einer Leibgedingſchaft zu entziehen. Die Verpfändung dauerte übrigens nicht lange. König Johann löſte Königinhof bald wieder ein und gab es nebſt dem ganzen Trautenauer Bezirk der Fürſtin Margaretha, Tochter König Wenzels II., welche an Herzog Boleslaus von Breslau vermält wurde, zur Mitgift. Nach dem Tode Margarethens (1322) fielen Stadt und Bezirk wieder der Krone von Böhmen anheim. [14])

Die Herren von Turgau (Turgow) waren alſo zu Anfang des 14. Jahrhunderts im Beſitze von Arnau. Dieſes deutſche Geſchlecht war, da es 1316 ſchon im feſten Beſitze mehrerer Herrſchaften in Böhmen erſcheint, wahrſcheinlich ſchon unter Přemysl Otakar II. eingewandert; ob die Veſte und Herrſchaft Arnau unmittelbar aus königlicher Hand oder von einem Privatbeſitzer auf die Turgauer überging, iſt unbekannt. — Dieſe Herren ſollen aus dem Geſchlechte der alten Grafen von Torgaw an der Elbe entſproſſen ſein und das Amt von Burggrafen von Magdeburg bekleidet haben; [15]) in den vorhandenen Urkunden nennen ſie ſich aber ſtets nur „Herren von Turgow", und entſchieden irrig iſt die Behauptung, daß ſie als Burggrafen von Magdeburg am Hofe Kaiſer Karls IV. in großem Anſehen geſtanden, und daß Burghard, Burggraf von Magdeburg und kaiſ. Hofmeiſter am Hofe Karls IV., der Vater des Potho von Turgau geweſen; [16]) wohl aber beſaßen ſie Güter zu dieſer Zeit und bekleideten öffentliche Würden in Böhmen. So finden wir Henzo de Turgaw als Zeugen in einer Urkunde, durch welche König Johann 1318 die Privilegien des Prager Bisthums beſtätigte; [17]) „Landherr Potho von Turgaw, Herr zu Arnau" machte die Züge mit, welche Karl IV. gegen Ludwig von Brandenburg 1348 in dieſes Land und hierauf nach Sachſen unternahm und fertigte die Belehnungsurkunde Waldemars von Brandenburg und das Bündniß des Kaiſers mit Friedrich von Meißen als Zeuge. In letzterer Urkunde erſcheint auch ein Potho von Turgaw auf Bechin.

13) Balbin Epitom. III. p. 321. Lateiniſche Urkunde in Bienenberg Geſchichte von Königinhof.
14) Palacky II. — Bienenberg im angeführten Werke p. 19. — Balb. Epit.
15) Balb. Epit. p. 321. Peter Bellern Chron. Boh. v. 1694.
16) Dies behauptet Pelzel Vita Car. IV. u. Balb. Lib. Erect. VI. p. 44.
17) Balb. Misc. Dec. II.

Ebenso erscheint Potho von Turgaw, Herr auf Arnau, als Zeuge in dem Freundschaftsvertrage, welchen Karl IV. 1350 zu Bauzen mit dem Markgrafen von Meißen und Thüringen schloß.[18]) Ein Potho von Turgau war in demselben Jahre Vogt zu Görlitz und Herr zu Büchen.[19])

Der Arnauer Pfarrkirche geschieht, obgleich sie — wie natürlich — zugleich mit der Stadt entstanden war, erst 1354 Erwähnung, in welchem Jahre Hans von Turgow in derselben den Altar des heil. Kreuzes stiftete.[20]) Der Besitz von Arnau muß aber bald darauf an den kaiserlichen Hofmeister Burchard Burggrafen von Magdeburg gediehen sein, da der eben erwähnte Altar gegen Ende des Jahres 1359 auf Bitten dieses Burggrafen, der damals die Stadt im Besitz (vermuthlich im Pfandbesitz) hatte, von dem ersten Prager Erzbischof, Ernest von Pardubitz, reichlich privilegirt worden ist.[21]) Burchard war ein sehr angesehener Mann, der den Kaiser Karl IV. auf allen Zügen begleitete und bei allen wichtigen Reichsangelegenheiten als Zeuge und Interponent erscheint.[22]) Er war aus dem Geschlechte der Grafen von Hardegg, vermält mit Anna von Gleichen und starb zwischen den Jahren 1374 und 1377, da er in dem Majestätsbriefe vom 2. Okt. 1373, worin Brandenburg auf ewig der Krone Böhmens einverleibt wird, noch vorkommt, wogegen auf der Reise des Kaisers nach Frankreich (im November 1377) schon Peter von Wartenberg als Oberstthofmeister erscheint.[23]).

Wahrscheinlich unmittelbar von Burghard ging der Besitz von Arnau auf den Herzog Bolko (Boleslaus) von Oppeln über, welcher in drei noch vorhandenen Urkunden von 1375 und 1377 als Herr der Stadt erscheint.[24]) In der Urkunde dd. Arnau Mittwoch nach Mariä Geburt 1375 verkauft „Stral, von Gottes und meynes Herrn Gnaden", „mit meynes Herrn Gewissen" eine „Au jenseits der Elben, in all dem Recht, als sie gelegen hat von Alters bis mitten an den Berg" (nach der späteren Aufschrift auf dem Pergament: die „Herren-Au jenseits der Elben gegen den Thiergarten zu") um sechs Schock Prager Groschen an Konrad Schmid. — Angehängt sind die Insiegel des Stral, — seines Herrn und des Vogtes Przech (sic) zu Arnau. Das Siegel des Herrn ist aber jenes des Herzogs Bolko von Oppeln, wie solches auch an den beiden folgenden Urkunden angehängt ist, nämlich ein offener Helm mit einem einfachen Adler darüber.

1377 am Sonntag nach dem Obirstentag (Ostertag?) gibt Bolko Herzog von Opol zu Arnau „auf dem Hause in der Swetnicze" unter seinem Siegel eine Bestätigung darüber, daß vor ihn die Brüder Niklas von Keln und Wolfhart von Kottwitz gekommen und bekannt haben, daß ihre Vorfahren den Kreczim (das ausschließende Schankrecht) und die Handwerk zu Kottewicz

---

18) Pelzel Vita Caroli IV. Urkundenbuch.

19) Carpzow Ehrentempel der Markgrafschaft Oberlausitz I. p. 3. u. II. cap. 1. Bei Bienenberg Gesch. v. Königinhof p. 17.

20) Balb. Misc. hist. Lib. Erect. Volum. I. p. 46 sagt: Dominus Joannes de Turgow fundat altare S. Crucis in ecclesia parochiali in Civitate sua Hostinna seu Arnavia 12. Oct. 1354. In Vita Arnesti aber sagt derselbe Autor: es sei dieser Altar von den Brüdern von Turgow errichtet worden.

21) Balb. Vita Arnesti p. 219. Ad anni hujus (1359) finem Arnestus Altare S. Crucis Arnovia in Bohemia a fratribus de Turgow erectum et opimo sacerdotio exornatum literis amplissimis rogatu spectabilis principis D. Purchardi Comitis Magdeburgensis, imperialis curiae magistri, qui tum civitatem illam tenebat, confirmavit.

22) Pelzel Carl. IV.

23) Siehe Wisgrill Schauplatz des niederösterr. Adels. Balbin irrt also, indem er ihn zu einem Turgauer macht (Lib. Erect.), gibt ihm auch ganz falsche Eltern (ib.); Wisgrill irrt wieder, indem er Burchard schon am 12. Nov. 1360 im Alter von 80 Jahren zu Rötz in Niederösterreich, dem Hauptsitze der Hardegg, sterben läßt.

24) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

in ihrem Dorfe den Arnauer Bürgern verkauft haben. Ausgenommen sollen nur sein die drei Elichding (ordentliche Gerichtstage, judicia legitima) und die drei Afterding (judicia posteriora), dann der Osterſonntag, die Kirchmesse und der Christtag mit dem auf diese Tage folgenden Tage, an welchen Tagen die obigen Herren von Kottwitz so viel Bier schenken dürfen, als nothwendig ist, das Bier dazu aber in Arnau kaufen müssen. Zeugen dessen sind: Pisil (wohl eine Abkürzung), Necen (Ignaz), der Vogt zu dem Hofe (Königinhof?), Sprech (sic statt Przech), der Vogt zu Arnau, Kunit (Konrad?) Ulmann, der Richter zu Wygandisdorf (Weigelsdorf) und Otto der Richter zu Langenau; der Herzog aber fertigte diese Urkunde zum Zeugnisse und zu einer ewigen Bestätigung mit seinem und dem Arnauer Insiegel. Eine Urkunde gleichen Datums und Inhalts stellen die Schöppen von Arnau aus; daß nämlich „vor den erlauchten Fürsten, unsern Herrn Herzog Bolken von Opol" gekommen ist Niklas von Keln u. s. w.

Wir sehen aus diesen Urkunden, daß Bolko von Oppeln kein Erbherr der Stadt war, denn weder er noch sein Verwalter, noch die Schöppen nennen ihn so oder sagen, daß Stadt und Bürger sein waren, wie es in den Urkunden der Turgauer immer geschieht; — dann sehen wir, daß die Stadt schon seit langer Zeit im Besitz der Schankrechte und Handwerke im Dorfe Kottwitz war und daß sie selbst damals bereits ein Bräuhaus besessen haben muß.

Sehr interessant ist das Stadtwappen in den den Urkunden von 1377 angehängten Siegeln. Es ist vom gegenwärtigen wesentlich verschieden: die Riesen und der Baum fehlen, die beiden Thürme, spitz gedeckt, sind ohne Verbindungsmauer und zwischen ihnen steht mit langem heraldischen Schweif der einfache Adler.

Von den Schicksalen der Stadt zur Zeit des Herzogs Bolko und von dessen Wirken gegenüber der Stadt ist uns sonst nichts bekannt; was aber die Person dieses Bolko betrifft, so wissen wir, [25]) daß ein Bolko von Oppeln gleich den übrigen schlesischen Fürsten und Herzogen zufolge des von König Johann und Markgrafen Karl mit dem polnischen Könige Kasimir (1335) geschlossenen Vertrages sich der Krone Böhmens als Vasall unterwerfen und dem Markgrafen Carl (1342) zu Breslau huldigen mußte, daß er bei der feierlichen Ausrufung des ersten Prager Erzbischofs Arnest von Pardubitz und bei König Karls Krönung (2. September 1347) in Prag anwesend war, den König auf dessen Römerzuge begleitete und die wichtigsten Staats-Akte, darunter auch die goldene Bulle vom 8. Oktober 1355, durch welche ganz Schlesien mit Böhmen vereinigt wurde, als Zeuge mitfertigte. Auch in der Folge erscheint ein Bolko v. Oppeln auf allen Reisen Kaiser Karls IV. in dessen Gefolge und bei allen Staatsverhandlungen als Zeuge. Sehr wahrscheinlich ist der Pfandbesitzer von Arnau identisch mit jenem Bolko von Oppeln, dem und dessen Bruder Wladislaw Kaiser Karl IV. 10.000 Schock Prager Groschen auf die Stadt und Herrschaft Trautenau angewiesen hat, 22. Oktober 1365. [26])

Bolko behielt den Besitz von Arnau nicht lang; schon 1383 erscheint dieses wieder in der Hand des Henſil von Turgaw. Aus diesem und den folgenden Jahren bis 1400 liegen einige Urkunden vor, welche über Arnau's damalige Verhältnisse interessante Aufschlüße geben. [27]) In einer Urkunde ad. Arnau am Palmabende 1383 verkauft Hensel von Turgow mit Willen und Rath seines Bruders Potho von Turgow und seines Sohnes Wilhelm seinen Bürgern zu Arnau eine Hube Zinses zu dem Hermanseifen gelegen mit allen Rechten, wie er sie selbst gehabt, so daß sie nur, „wenn der königliche Bern über Land geht," so

25) Pelzel Carl IV. Urkundenbuch.
26) Pelzel Vita Car. IV. Urkundenbuch.
27) Die Urkunden der Turgauer im Arnauer Stadtarchiv.

viel von dieſer als von einer andern Hube entrichten ſollen; ferner verkauft er ihnen die „louthirmoel“ (Lautermühle) zu Hermanſeifen „ledig und frei von allen Abgaben und Dienſten,“ ſo daß weder er noch ſeine Nachkommen oder ſonſt Jemand zu Hermanſeifen eine andere Mühle bauen oder ein Rad von Neuem hängen ſollen der Mühle zu Schaden, und daß Niemand ſie am Mahlen hindern oder ſie aus der Mühle zwingen ſolle, ſondern ſie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten Hube und Mühle zu rechtem Erbe beſitzen ſollen. — In einer andern Urkunde dd. Arnau am Obirſten-Abende 1383 geloben Henſel, Potho und Wilhelm von Turgaw den „frommen Leuten, ihren Bürgern zu Arnaw“, daß „Alle, die nicht Erben und Kinder haben, ihr geſammtes Gut und Vieh Freunden oder Fremden, zur Kirche, zu Stegen oder zu Wegen, und wohin es ihnen beliebt, zu vergeben befugt ſind, ungehindert von den Herren der Stadt, doch unſchädlich den Stadtrechten.“ An demſelben Abende verkauft Henſel von Turgau mit Gunſt und Rath ſeines Bruders Potho und ſeines Sohnes Wilhelm den Bürgern und deren Nachkommen ſein Vorwerk vor der Stadt Arnau, wie es „von Alter her“ gelegen iſt „mit dem Buſche, der rechter Hand an dem Raine liegt, wenn man von der Stadt gegen die Czirne geht“ um 70 Schock Prager Groſchen und drei Schock jährlichen Zinſes, von welchen zwei alle Jahre dem Kaplan des heiligen Kreuzes, das dritte ihm (Henſel) halb zu Georgi und halb zu Michaeli zu reichen ſind. Ausgenommen wird vom Verkaufe „der Buſch, der im Hellegrund liegt.“ Als Zeuge erſcheint Przech, der Vogt zu Arnau, der den Kauf „getedinget und gemacht.“ — In demſelben Jahre bekennen in einer Urkunde dd. Arnau am Skt. Veitstage Henſel und Wilhelm von Turgau, daß ſie nach Arnau zu ihren Getreuen gekommen und ſie gebeten haben, ihnen mit dem zu Michaeli fällig werdenden Zinſe zu helfen; die Bürger hätten ihnen hierauf dieſen Zins ſchon zu Skt. Veitstag gegeben, daher ſie bis Georgi allen Zinſes frei ſeien.

Aus dem Jahre 1384 iſt noch ein bei dem Prager Domkapitel aufbewahrter Codex [28]) vorhanden, welcher alle damals in Böhmen beſtandenen Kirchen und die Zehente, welche dieſe gaben, aufzählt. Wir erſehen daraus, daß Böhmen mit der Grafſchaft Glatz und einigen Parzellen des heutigen Preuß.-Schleſien zehn Erzdiakonate enthielt, deren jedes in mehrere Dekanate und dieſe wieder in eine Anzahl Pfarren zerfielen. Das Erzdiakonat Königgrätz z. B. enthielt 243 Pfarren. Arnau gehörte zu dieſem Erzdiakonate und zwar zum Dekanate Königinhof, welches 25 Pfarren enthielt. Der Sitz dieſes Dekanates war an der ſüdlichen Peripherie ſeines Bezirkes, der ſich gegen Norden zum Theil über die heutige Landesgrenze erſtreckte. Als Kirchen dieſes Bezirkes erſcheinen:

Curia cum Gredist (Königinhof mit Gradlitz) mit einem Zehnt von	45	Groſchen
Trutnov civitas (Stadt Trautenau) mit	30	„
Trutnov villa (Altſtadt Trautenau) mit	12	„
Das Hoſpital der Stadt Trautenau mit	15	„
Antiqua Fagus (Altbuch) mit	15	„
Juvenis Fagus (Jungbuch) mit	8	„
Pulungi villa (Pilnikau) mit	7	„
Arnow civitas (Stadt Arnau) mit	27	„
Lagnow (Langenau) mit	15	„
Olessna (Oels) mit	6	„
Zahr (Soor) mit	3	„
Somberg (Schönberg in Schleſien) mit	3	„
Hertwici villa (?) mit	3	„
Goczleri villa (Ketzelsdorf) mit	4	„
Wleczicz (Wildſchütz) mit	4	„
Kotwicz (Kotwitz) mit	15	„

Schon 1368 war daſelbſt ein neuer Altar errichtet worden; 1384 war die Kirche ſchon Filiale von Arnau.

28) Decimae ecclesiasticae ao. 1384 datae ex omnibus ecclesiis Boemiae regni per decem archidiaconatus. Herausgegeben von Balbin Misc. hist. Bohem. 1683.

Poknflos (?) mit	5	Groſchen
Alberti villa (Albendorf in Schleſien) mit	3	"
Prasnitz (deutſch Prausnitz) mit	9	"
Wikeri villa (Wedelsdorf) mit	8	"
Hermanstifft (sic. Hermanſeifen) mit	18	"
Roknicz (Rognitz bei Trautenau) mit	3	"
Bernharticz cum Olessna Teuthonicali (Bernsdorf mit Goldenols) mit	3	"
Wrchlab praepositura monasterii Oppatowiensis (das Kloſter zu Mönchsdorf) mit	30	"
Bertholdi villa (Berthelsdorf in Schleſien)	—	"
Krzimna (Czermna) pauper	—	"

War vermutblich Filiale von Arnau.

Aus der Umgebung von Arnau erſcheinen noch die zum Dekanate Giczin gehörigen Kirchen: Peczka mit 4 Gr., Kalna mit 3 Gr., Ciſta mit 4 Gr., Unter Brenna mit 6 Gr., Ober Brenna mit 6 Gr.

Da die Zahlung zweimal zu leiſten war, ſo machte der Betrag bei Arnau (2 × 27 × 10) 540 Groſchen.

1385 machte ein Bürger von Arnau eine Schenkung der Kirche und erlegte das Geld bei Henſel von Turgau und deſſen Sohne Wilhelm. [29])

In einer Urkunde dd. Arnau Mittfaſten 1386 verkauft Henſel von Turgaw mit Rath und Willen ſeines Bruders Potho und ſeines Sohnes Wilhelm den Bürgern zu Arnau eine Hube Zinſes zu Hermanſeifen niederwärts der ihnen früher verkauften Hube abgabenfrei, doch mit dem Vorbehalt des Rückkaufes um den Kaufſchilling von 15 Schock Pr. Groſchen.

1388 am Skt. Mathiastage bekennt Wilhelm von Torgau: ſein Vater Henſel von Turgau habe einem Manne fünfzehnhundert Ruthen Erbes zu dem Gotteshauſe verkauft; nachdem aber der Mann ohne Schuld der Herren und der Stadt (ohne zu zahlen) entflohen ſei, ſo trete er (Wilhelm) das verkaufte Gut und den Zins davon für ewige Zeiten an das Gotteshaus ab. Zeugen ſind: Michel von Köln und Przech, der Erbvogt zu Arnau.

1393 Freitag nach unſers Herrn Auffahrt „beſchicken und verbriefen Henſil von Turgaw und Wilhelm ſein Sohn, Erbherren der Stadt und aller der Güter zu Arnaw", den zwei Brüdern Hanos und Przech, Söhnen des verſtorbenen Przech, Erbvogtes zu Arnau, alle Güter, welche dieſe von den Eltern der Eingangs genannten Turgauer und von ihnen ſelbſt haben. Als dieſe Güter werden angeführt und ihnen für ſich und ihre Erben beſtätigt: „Das Gericht zu Arnau mit dem dritten Pfennige in allem Rechte, wie ihn die Erbvögte zum Hofe (Königinhof ?) und in anderen Vorſtädten (?)" haben; — eine Au bei Kotwitz, eine Hube zu Oels, fünf Huben dienenden Gutes zu Hermanſeifen, eine Erbbadſtube in der Stadt; auch Fleiſchbänke, Schuhbänke, Brodbänke und Schleiffſteine, „was deren von Alters zu dem Gerichte gehört hat;" ein Hof in der Stadt und ein Hof vor der Stadt mit Gärten, von denen der Stadt zu zinſen waren ſechs Mark; dann zwei Wieſen und eine Freitrift zu vierhundert Schafen auf der Stadt Gütern u. ſ. w., „alles frei von allen Gaben und Dienſten und ohne alle Beſchwerungen und Zufallungen" ausgenommen die gemeine Berna und nur mit dem Beding, daß, wenn ſie das Gericht verkaufen, ſie dasſelbe mit einem redlichen Manne beſetzen und daß ſie und ihre Erben und Nachkommen das Gericht und die Güter den Herren von Turgau „verdienen" mit einem Armbruſtſchützen („arbruſche") „zu Fuße in der Stadt auf der Stadtmauer oder auf dem Hauſe (der Burg) das Haus und die Stadt helfen zu wehren, wann und wie oft das Noth thut." Zeugen ſind Hinaczko von Wyſchurg, Dietrich von Janowicz, Potha von Turgaw und die geſchwornen Bürger zu Arnau. Wichtig iſt eine Urkunde, ausgeſtellt zu Arnau Freitag vor St. Benedikt 1396. Darin gelobt Henſil

29) Libr. Erect. vol. 13. p. 266.

von Turgow seinen getreuen Bürgern „sie zu lassen bei allem Stadtrechte und bei allen andern Rechten, als sie die getreuen Bürger zum Hofe oder in andern Vorstädten (?) haben; auch soll eines jeden Mannes Gut sterben (vererben) von einem Freunde an den andern nächsten nach der Einrichtung der Schöppen, die zur selben Zeit am Rechte sitzen;" die Bürger sollen ferner zur Beihilfe für die Unterhaltung der Brücken den Salzmarkt haben; weiters soll Niemand Bier nach Arnau führen oder bringen oder ausschänken, es sei denn mit Willen des Rathes; der Richter zu Prausnitz muß das Bier in der Stadt nehmen und darf nicht mehr schänken als zu dem Elichen-Ding ein Achttheil und zum Afterding ein Sechzehntheil. Wenn er mehr ausschänkt, soll er ein Schock Groschen zahlen, welches zur Hälfte dem Hause (der Burg), zur Hälfte den Schöppen zufällt. Auch gelobt Henfel, die Bürger bei allen andern Briefen zu belassen, womit er oder seine Vorfahren sie begnadet haben. Zeugen dessen sind: der ehrbare Ritter Nickel von Kölln und die Gebrüder Jesske und Peske Zhlwar von Billingsdorf.

Endlich verkauft 1400 am Tage St. Mathis Henzil von Turgaw Erbherr zu Arnau den Bürgern ein Schock Groschen jährlichen Zinses Prager Münze auf dem Erbe, das gelegen ist an dem Burgberge, um 15 Schock Groschen. Zeugen sind der edle Herr Jan Krussina (von Lichtenburg) und Merten der Erbvogt zu Arnau.

Uiberblicken wir alles bisher Angeführte, so kommen wir zu folgenden Resultaten: 1. Arnau erscheint schon 1316 als fester Platz und in der Mitte des 14. Jahrhunderts als alte Stadt, denn man beruft sich öfters auf Einrichtungen, Rechte und Grundstückbegrenzungen, wie solche „von Alters her" waren. 2. Die Stadt ist bereits von fast allen jenen Ortschaften (den Weiler Gutsmuths und die Orte Proschwitz, Pelsdorf, Forst, Schwarzenthal, Freiheit, deren der Codex von 1384 nicht erwähnt, ausgenommen) umgeben, welche heutzutage da sind; ja fast alle Ortschaften der Umgegend, welche sich heute des Besitzes von Kirchen erfreuen, weisen deren auch schon 1384, mitunter noch viel früher auf; ein Zeichen, wie bevölkert damals bereits die ganze Gegend war. 3. Die Stadt ist deutsch. Außer dem bereits weiter oben Gesagten spricht dafür auch der Inhalt der Urkunden. Wären diese nur wegen der deutschen Dynasten deutsch abgefaßt worden, so hätte man den Bürgern von Arnau darin die Begriffe von Elichding und Afterding, da dieses urdeutsche alte Namen und Begriffe sind, wohl erst genauer erklären müssen. Wenn wir aber nach all dem Angeführten die Stadt Arnau und die von da nördlich und nordwestlich ins Gebirge führenden Thäler als gleich ursprünglich von deutschen Colonisten bevölkert annehmen müssen, [30]) so läßt sich anderseits nicht läugnen, daß südlich von Arnau und östlich der ganze Strich, welcher in uralter Zeit die Heerstraße bezeichnete, auf der die Polen von Schlesien aus ins Land und die Böhmen wieder hinauszogen, von einer tschechischen Bevölkerung ursprünglich Ansiedlungen und Cultur erhielt, daß somit hier entweder — wie die alten böhmischen Chronisten klagen, — die tschechische Bevölkerung auf Befehl des Königs Premysl Otakar II. der deutschen weichen mußte oder das Deutschthum allmählich friedlich Propaganda machte. — Zeugen dessen die ganze Reihe der Ortsnamen: Čista (reines sc. Wasser), Kalna (trübes Wasser), Oels (olessna, olešnice von Olše Erle, also wohl Erlenanpflanzung andeutend), Kotwitz (kotvice Steigeisen, Brunnenhacken, aber auch Knopper), Pilnikau (pilnik Feile, in deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts Billingsdorf, in dem Codex von 1384 Pulungi villa, könnte demnach auch, da Billing ein alt-

30) Proschwitz macht hievon trotz des slav. Namens keine Ausnahme; es entstand erst später unter czechischen Dynasten, erscheint erst in böhm. Urkunden zu Ende des 15. Jahrhunderts als prosečna (ausgehauener Wald), erhielt also von den böhm. Dynasten den Namen, den die deutsche Bevölkerung alsbald in „Proschwitz" verballhornte.

deutſcher Eigenname iſt, auch eine Fiſchart bezeichnet, wohl deutſchen Urſprunges ſein; — Wildſchütz (Wlczicze Wölfin); — Tſcherma (černy ſchwarz, auf die umgebenden Tannenwälder deutend); ſelbſt Trautenau dürfte eher von trudny betrübt, trudnost Traurigkeit (ein Ort der Betrübniß, Schlachten fanden dort mehrmals ſtatt), als von „traute Au" herzuleiten ſein. — 4. Die Stadt hat einen Erbvogt, der das auffallend reich dotirte Gericht als frei vererbliches und verkäufliches Eigenthum beſitzt und ein aus dem Bürgerſtande genommenes Collegium von geſchworenen Schöppen, die nach dem Magdeburger Stadtrechte vorgehen. Bürgermeiſter kommen noch nicht vor. 5. Die Stadt iſt wohlhabend; die Bürger ſtrecken den Herren der Stadt und Herrſchaft nicht nur Geld vor, ſondern erkaufen von ihnen verſchiedene Realitäten: Grundſtücke, ein Vorwerk und eine Mühle in Hermanſeifen, dann einen Wald, nach der Lage wahrſcheinlich den heutigen Bürgerwald. Nebſtdem erwerben ſie von ihnen wichtige Rechte, nämlich nebſt der Beſtätigung der alten Stadtrechte das Recht, mit ihrem Eigenthum unter Lebenden und auf den Todesfall ganz frei zu verfügen, dann die Salzmarktgerechtigkeit; ſie beſitzen nicht nur ein Bräuhaus, lange vor 1377, es darf auch Niemand Bier nach Arnau bringen oder dort ausſchänken ohne Bewilligung des Rathes. Auch in Kotwitz beſitzen ſie ſchon lange vor 1377 das Schankrecht und die Handwerke; die Herren von Kotwitz und ſeit 1396 auch der Richter von Prausnitz müſſen das Bier von Arnau nehmen und dürfen nur zu gewiſſen Zeiten und nur eine beſtimmte Menge Bier ausſchänken. Mehr Rechte, als die Stadtgemeinde 200 Jahre ſpäter beſaß. 6. Die Arnauer Kirche hat nicht unanſehnliche Einkünfte, welche durch Schenkungen zeitweilig vermehrt werden. Die Seelſorge hat ein Pfarrer und ein zu dem 1354 errichteten Kreuzaltar in derſelben geſtifteter Kaplan. 7. Die Stadt und „alle die Güter zu Arnau," alſo was man ſpäter die Herrſchaft nannte, beſitzen durch das ganze 14. Jahrhundert — mit kurzen Unterbrechungen die Turgauer. Die Eltern des in den angeführten Urkunden genannten Henſel von Turgau werden von dieſem ſelbſt 1393 als Beſitzer von Arnau angerufen; 1396 ſpricht Henſel aber von Privilegien, womit ſeine Vorfahren (alſo über den Vater hinaus Herren aus ſeinem oder einem andern Geſchlechte) die Bürger begnadigt haben. — Die Gebrüder Henſel und Potho erſcheinen vor dem Jahre 1400 mehrmals als Beiſitzer des größeren Landrechts unter den Baronen des Reiches; ſo beide am 28. Mai 1382 und am 23. Mai 1388; Puota de Turgow allein im Mai 1391; er und ſein Bruder Henslinus 1391 und 1392; 1394 Puota von Turgow; 1396 und 1397 (im März) nur Henslinus. [31])

Das Wappen der Turgauer war ein von rechts nach links (heraldiſch) ſchräg herablaufender, ſchachbrettartig getheilter Balken. Die Farben desſelben und des Grundfeldes laſſen ſich aus den Siegeln nicht entnehmen. Wie groß der Bezirk der den Turgauern gehörigen Herrſchaft Arnau geweſen iſt, läßt ſich nicht genau nachweiſen. Die angeführten Urkunden laſſen ſchließen, daß hiezu Unterthanen und Liegenſchaften in Arnsdorf, Hermanſeifen, Oels und Prausnitz gehörten, nicht aber Kotwitz, das 1377 die Brüder Niklas und Wolfhart von Keln (Kölln) und ſchon vordem ihre Vorfahren beſeſſen haben. Dieſe Brüder waren aus einem deutſchen Rittergeſchlechte, vielleicht aus der Reichsſtadt Kölln. Außer dieſen erſcheinen als in der Nachbarſchaft begütert die Brüder Jeske und Peske Zylwar von Billingsdorf (Pilnikau), Adliczka von Trzemeſſna, welche 1395 mit ihrem Gatten Cunſſo von Trzemeſſna wegen des Dorfes Czermna ein Kaufgeſchäft ſchloß, wobei Potha von Turgow Zeuge iſt; letzterer ſelbſt 1394 und 1396 als Beſitzer von Gradlitz in Prozeſſe verwickelt mit Henyk von Wiſoka und mit Sdenko von Waldſtein auf Stěpanic; letzterer ſchätzte den ihm von Pota zugefügten Schaden

31) Arch. český II.

auf 500 Mark, Henyk aber berechnete den Schaden, den ihm Pota in seiner Herrschaft Wisoka an Pferden, Geld und Kriegswaffen angerichtet, auf 1000 Mark.[32]) 1398 erscheint auch ein Henricus de Lanow, also ein Besitzer von Langenau.[33])

(Forts. folgt.)

Zur Geschichte der Belagerung Egers
durch die Schweden 1647.

Von

Dr. Franz Kürschner.

Es ist eine genugsam bekannte Thatsache, daß die Stadt Eger nach einer kurzen, aber harten Belagerung durch die Schweden unter Wrangel nach tapferer Gegenwehr von dem Commandanten Oberst Paradieser übergeben wurde, indeß das kaiserliche Heer zum Entsatze herbeieilte nnd zur Zeit der Uebergabe kaum mehr zwei Tagmärsche entfernt war. Unter solchen Umständen ist es interessant, den Zug des Entsatzheeres zu verfolgen, wozu im Nachfolgenden verschiedene nicht unerhebliche authentische Daten beigebracht werden sollen, wie sie einem Diarium zu entnehmen sind, welches sich als Fragment unter anderweitigen Akten des Reichs-Finanz-Archivs vorfindet. Dasselbe ist ohne Zweifel Tag für Tag in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers auf dem Zuge selbst geführt worden, und gestattet uns somit einen tieferen Einblick in die jeweilige Lage der Dinge. — Zur nöthigen Orientirung werden hier einige wenige Andeutungen genügen.

Indeß zu Münster und Osnabrück vielfach hin und her verhandelt wurde, nahmen auf dem Kriegstheater die Feindseligkeiten ungehindert ihren weiteren Verlauf, indem jeder Theil noch einen letzten Erfolg in seine Wagschale werfen und den Friedensverhandlungen eine nachhaltige Wendung zu seinen Gunsten geben wollte. Noch immer hatte Mazarin seinen alten Plan, den Kurfürsten von Baiern vom Kaiser abzuziehen, nicht aufgegeben; neuerdings war Turenne in Baiern eingefallen, so daß der bedrängte Kurfürst endlich am 14. März 1647 den Waffenstillstand vom Ulm, im Grunde eine Art Neutralitätsvertrag, abschloß und dadurch seine Sache von der des Kaisers trennte. Durch die Bestimmung, daß die Oberpfalz den verbündeten Mächten offen gehalten werde, war diesen der Weg nach Böhmen gewiesen, der denn auch bald eingeschlagen wurde. Inzwischen war Turenne nach dem Rheine zurückberufen worden, worauf Wrangel, der bisher mit ihm vereinigt war, zunächst nach Franken zog und Schweinfurt belagerte, nach dessen Einnahme er sich gegen Böhmen wandte. Gallas konnte noch einen Theil den kaiserlichen Truppen nach Böhmen führen. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode erhielt Melander von Holzapfel den Oberbefehl, indeß Puchaim die gesammte Artillerie befehligen, Montecucoli aber in Schlesien bleiben sollte. Gleichzeitig suchte nun der Kaiser das bisher unter dem Commando des Kurfürsten stehende bairisch-liguistische Heer, welches doch eigentlich einen Theil der kaiserlichen und Reichsarmee bildete, in seine unmittelbaren Dienste zu ziehen, und richtete demgemäß an die verschiedenen Generale und Obersten die entsprechenden Avocatorial-Schreiben, wobei er seine meiste Hoffnung auf Johann von Werth, den General der Cavallerie, setzte, der den obgenannten Waffenstillstand Baierns mißbilligte. — Inzwischen war Wrangel vor Eger angekommen und belagerte diese damals wichtige Festung, deren Beschießung am 26. Juni begann.

---

32) Lehentafel tom. 18. fol. 5, 56 u. 132.
33) ibid. tom. 18. fol. 60.

Der Kaiſer war ſchon am 20. Juni von Preßburg aufgebrochen und traf am 3. Juli bei der Armee im ſüdlichen Böhmen ein. Am 5. d. M. befand er ſich in Strakonitz. Hier ſetzt unſer Fragment an, aus dem ich das zur Sache Gehörige im Nachſtehenden heraushebe und nur einzelne wichtigere Stellen wörtlich wiedergebe, wie z. B. die folgende, mit welcher das Fragment beginnt:

„Den 6. Juli 1647, weil nit alle Sachen zu der Artogleria vorhanden geweſen, iſt man dieſen Tag alhier in Strakhonicz ſtil gelegen, vnd ſein gar viel Generales vnd Obriſte Ir. Mt. aufzuwarten in das Haubtquartier khommen, vnd hat daß Regenwetter immerfort continuirt, vnd iſt aviso auß Eger angelangt, daß der Feindt ein media luna [1]) in denen Außwerkhen eingenomben, vnd daß der Commandant ſich erbiet, den Placz noch 14 Tag zu halten.“

Den 7. Juli blieb der Kaiſer noch in Strakonitz, weil die Nachricht eintraf, daß Johann von Werth mit 13 Regimentern aus Kurbaiern zur kaiſerlichen Armee ſtoßen wolle, aber von den Schweden daran gehindert zu werden beſorge, weßhalb er um einen Succurs von 2000 Pferden bat. Der Kaiſer ordnete ſofort die zwei ſtärkſten Regimenter Khevenhiller und Puchaim unter dem General-Feldzeugmeiſter Grafen von Puchaim ab, und ſandte Graf Reichard von Stahrenberg mit ſeinem Handſchreiben an die baieriſche Generalität mit der Poſt voraus.

Den 8. Juli wurde der Marſch bis Horaſchdiowitz, einem dem Herrn v. Stahrenberg gehörigen Städtchen, fortgeſetzt, und lief inzwiſchen die Meldung ein, daß die Belagerten von Eger einen Halbmond in den Außenwerken, den ſie nicht mehr halten konnten, minirt und gegen hundert Feinde in die Luft geſprengt haben. Dadurch war aber eine ſo große Lücke in dem Feſtungsrayon entſtanden, daß der Feind einen Thurm im äußern Zwinger einnehmen konnte, den ihm jedoch die Belagerten bald wieder bei einem glücklich ausgeführten Ausfalle entriſſen. Inzwiſchen hatte Oberſt Wittenberg einen Zug gegen Falkenau gemacht und das dem Herrn von Noſtitz gehörige Schloß, das nicht ſonderlich ſtark war, eingenommen.

Am 9. langte der Kaiſer auf die Nacht in der k. Stadt Klattau an, wo die Regimenter um die Stadt herum campirten. Wegen des ſchlechten, windigen und regneriſchen Wetters ging der Marſch langſam von Statten. Damals wurde Herr von Schwanberg, der beim letzten feindlichen Einfall gefangen genommen worden war, gegen ein Löſegeld von 3000 Thalern und ſeinen ſchönen Zug Rappen wieder freigegeben und begab ſich zu ſeiner Familie nach Regensburg.

Am 10. Früh war das Gerücht verbreitet, daß Johann von Werth mit 13 Regimentern in Krumau angekommen ſei. Doch ſchon nach etwa 2 Stunden traf die Meldung über den wahren Sachverhalt ein: An den Paſſauiſchen Grenzen angekommen weigerten ſich nämlich die Truppen weiter zu marſchiren und zogen nach Baiern zurück, wo ſie wie Feinde hauſten. Nur Johann von Werth war mit geringer Begleitung und 4 Handroſſen in Krumau angekommen, indeß der Kurfürſt auf ihn und die Oberſten Sporck, Spauer und Kreuz, ſowie auf den Grafen Salm einen Preis ſetzte und einen eigenen Courier mit einem Schreiben an den Kaiſer ſandte, worin er ſich über dieſe Vorgänge hoch beſchwerte. — Von Hans Reichard v. Stahrenberg war noch keine Nachricht eingelaufen, dagegen war Graf Puchaim mit den zwei Regimentern, mit welchen er Johann von Werth einholen und zur kaiſerlichen Armee geleiten ſollte, unverrichteter Dinge zurückgekehrt, da Johann von Werth einen andern als den ihm bezeichneten Weg eingeſchlagen hatte, in Folge deſſen ſeine Regimenter, da ſie noch immer „nichts Kayſeriſches geſehen“, in jene Meuterei ausbrachen. Inzwiſchen hatten die Kroaten 40 ſchwediſche Reiter gefangen, von denen zwei ins kaiſerliche Lager geſchickt

1) Deutſch „Halbmond“ oder „Mond,“ eine Art Feſtungswerke, welche nach ihrer mondſichelförmigen Geſtalt alſo benannt wurden.

wurden, wo sie, über den Stand der Dinge um Eger befragt, nichts Näheres aussagen konnten, als daß man schon seit ein paar Tagen nicht schießen gehört habe.

Am 11. trafen verschiedene Nachrichten von Eger ein. Einerseits hieß es, der Feind habe drei Stürme und dabei an die 700 Mann verloren, wogegen eine andere Meldung dahin lautete, daß der Feind eine große Bresche geschossen habe, es aber gleichwohl nicht wage einzudringen. Der Kurfürst von Baiern habe dem Feldmarschall Wrangel versichern lassen, daß der Uibertritt des Johann von Werth ohne sein Wissen und Willen erfolgt sei. Uibrigens hatte man aus Baiern weitere Nachricht, daß die Kriegsvölker, welche zum Kaiser übertreten wollen, in aller Form meutern und sich auch durch kein Geldanbot des Kurfürsten beruhigen lassen. Inzwischen war Generalwachtmeister Sporck mit etlichen Offizieren in Krumau angekommen, während Oberst Kreuz sich mit einer Schaar in die Schanze von Regensburg geworfen hatte, wohin der Kaiser gleichfalls Herolde mit Patenten sandte, um auch von da aus Völker an sich zu ziehen. Dagegen soll Graf von Salm, der schon früher bei derlei Unterhandlungen betheiligt war, sowie Graf Reichhard von Stahrenberg, der die kais. Briefe an die baierischen Generale zu überbringen hatte, in Gefangenschaft gerathen sein.

Noch am selben Tage hielt der Kaiser Kriegsrath und beschloß Eger sofort zu entsetzen.

Am 12. Juli liefen verschiedene, aber zweifelhafte und widersprechende Nachrichten über den Fortgang der Belagerung ein. Indessen kamen steierische Truppen, welche durch Ober-Oesterreich herangerückt waren, im kais. Lager an. Jetzt erst wurde die Zugsordnung festgestellt und zu Papier gebracht.

Am 13. setzte sich der Zug am frühen Morgen in Bewegung. Nachdem der Kaiser um 4 Uhr Morgens, wie gewöhnlich, noch eine Messe gehört, brach er mit seinem Gefolge auf und kam bis nach Pilsen, welches seine 12 Stunden entfernt lag. Nur in Schwihau nahm der Kaiser etwas zum Frühstück, wobei die Suite nur stehend ein Stückchen kalten Fisch nahm und einen Trunk that. Unterwegs ließ der Kaiser unter einem Baume den Wagen halten, um die Regimenter vorbeidefiliren zu sehen, welche stattlich und wohlausgerüstet waren. In Pilsen angekommen nahm der Kaiser sein Quartier im Rathhause, während die Armee bei Staab lagerte. Die eingebrachten Gefangenen sagten einstimmig aus, daß Eger sich noch halte; doch mahnte der Commandat von Pilsen, man solle der Stadt so bald als möglich zu Hülfe kommen, sonst müsse sie verloren gehen, da es den Belagerten bereits an der nöthigen Munition gebreche.

Den 14. wurden mehrere Gefangene eingebracht, welche übereinstimmend meldeten, „daß sich Eger noch stark wehre," daß der Feind zwar einen Thurm bekommen habe, den jedoch die Belagerten minirt und gesprengt und dadurch dem Feinde großen Schaden gethan haben. Wie sich aus den Berichten der Gefangenen in den nächsten Tagen ergab, unternahm Wrangel an diesem Tage einen Generalsturm mit fliegenden Fahnen, welcher jedoch abgeschlagen wurde und dem Feinde an die 1000 Mann, worunter 120 Offiziere, kostete. [2])

Den 15. wurde vor dem Kaiser Vor- und Nachmittags Kriegsrath gehalten. In der Nacht hatten 200 feindliche Reiter den Troß angegriffen, sind aber von den Kroaten zersprengt und etliche Gefangene gemacht worden. Diese sagten aus, „daß sich Eger noch dapfer wehre." Damals waren endlich auch Johann von Werth und Sporck mit vielen Offizieren beim Heere angekommen.

---

[2]) Diese Angabe ist gleich den früheren offenbar zu hoch gegriffen, da der Gesammtverlust der Schweden während der Belagerung weit unter dieser Zahl angegeben wird. — Vergl. Pröll Eger und das Egerland I. S. 152.

Den 16. brach man von Pilsen auf und langte Mittags zu Kschiha (Tschihana, Čihaná, zwischen Tepl und Einsiedel) an, wo auch Nachtlager genommen wurde. Während des Marsches erschienen die Generale Johann von Werth und Sporck vor dem Kaiser, der ihnen sowie den übrigen mit ihnen angekommenen Offizieren die Hand bot. Abermals wurden gegen 40 Gefangene eingebracht, welche von dem glücklich abgeschlagenen Sturme berichteten, zugleich aber übereinstimmend meldeten, daß Wrangel, „seinen Succurs erwarten vnd sich vmb Eger schlagen wolle." — Gegen Abend ließ der Kaiser sämmtliche Generale und Oberste vor sich kommen, richtete an sie eine ermunternde Ansprache, indem er betonte, daß er entschlossen sei, bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu leben und zu sterben. Zugleich wies er sie an das Ober-Commando des Feldmarschalls Holzapfel, und stellte ihnen Johann von Werth als General der Cavallerie vor, indem er gleichzeitig Sporck zum Feldmarschall-Lieutenant ernannte. Als die Generale vom Kaiser entlassen wurden, versammelte sie der Feldmarschall um sich im Kreise, und richtete auch seinerseits Worte der Aufmunterung an sie.

Den 17. wurde der Marsch bis nach Schönthal (bei Petschau), welches dem Herzoge Heinrich Julius von Sachsen gehörte, etwa 12 Stunden lang fortgesetzt. Der inzwischen eingetroffene kurbaierische Courier wurde wieder abgefertigt und gleichzeitig ein kaiserlicher mit dringlichen Schreiben abgeschickt, worin der Kaiser die Freigebung der gefangenen Grafen Salm und Stahrenberg betrieb.

Aber schon am nächstfolgenden Tage ereilte den Kaiser die inhaltschwere Kunde, „daß sich Eger als gestern den 17. vmb 9 Vhr Morgens dem Feindt ergeben," der die Offiziere frei abziehen ließ, die Knechte dagegen in seine Regimenter einreihte.[3]) „Vnd ist ein großes Unglück" — fährt der Bericht fort — „daß keiner deß Kayſers Brief hienein kommen, da doch Jr. Mt. vnderschiedliche dahin geschickt vnd die guten ehrlichen Leut vom Succurs nichts gewußt haben; dann wann sie nur noch 2 Tag gehalten hatten, so wäre aller Menschenvernunft nach der Platz succuriert worden, wie dann Jr. Mt. heut nur auf 3 Meil Wegs darum zu Schlackenwaldt in einer königl. Bergstadt logiert, die armada aber herumb campiert vnd den armen Inwohnern daß liebe Getraidt auf dem Feldt, so sie nit abmähen khönnen, mit den Rossen zertreten müssen."

Die Verspätung des Entsatzes wurde schon von ältern Geschichtschreibern dadurch erklärt, daß die kaiserliche Armee Umwege machen mußte, um die Güter einzelner Großen zu schonen. Während meist von einigen Personen im Allgemeinen die Rede ist, weist Pufendorf ausdrücklich auf den Grafen Schlick hin, indem er bei diesem Anlasse bemerkt: . . „und sagte man, sie (kaiserlichen) hätten wohl zwey Tage können eher kommen, wo sie nicht auff Ordre von dem Kriegs-Präsidenten Graff Slick müssen einen Umbschweiff nehmen, der seine Güter nicht wolte durch den Marsch berühret haben."[4]) Dies ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, da bei der persönlichen Anwesenheit des Kaisers beim Heere eine einfache Ordre nicht am Platze war; nichts destoweniger konnten aber dringliche Vorstellungen um so mehr von Erfolg sein. Die Thatsache selbst, daß derartige Rücksichten genommen wurden, findet ihre Bestätigung in der ganzen Richtung des Zuges, welche nach der ausdrücklichen Bemerkung des Berichtes genau festgestellt und aufgezeichnet worden war, wobei übrigens auch noch der Umstand zu beachten ist, daß bei Erwähnung der Orte, wo Halt gemacht wurde, in der Regel auch die Besitzer genannt werden.

---

3) Bezüglich des Datums der Uebergabe differirt der Bericht mit den anderweitigen Angaben welche den 16. Juli als den Tag der Capitulation bezeichnen.

4) S. v. Pufendorff, Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten ꝛc. Frankfurt a. M. 1698. 2 Bd. S. 782.

Hier mögen noch die weiteren Angaben des Berichtes, der übrigens bald abbricht, Platz finden, die ich ihrer Wichtigkeit wegen im Wortlaute gebe. Unter dem 19. Juli wird nämlich bemerkt: „Der Feind liegt noch bey Eger, zerſchlaipft ſeine Fortificationes vnd verbaut die Statt ſo uil er in Eyl khann, vnd hat die Statt ſo minirt gehabt, daß wenn ſie ſich nit ergeben, er ſie alleſambt in die Luft geſchickt hätte. Haben ſich ſonſten die darinnigen männlich vnd dapfer gewehrte vnd an jnen nichts erwinden laſſen.“

Am 20. kam auch der Commandant von Eger, Paradeiſer, in das kaiſerliche Feldlager, wo er zunächſt in Gewahrſam genommen wurde. Er ſchätzte die Zahl der gegenwärtig vor Eger liegenden Feinde auf 16.000 Mann. Von den Depeſchen des Kaiſers, worin baldiger Succurs zugeſagt wurde, hatte er nur Eine erhalten, die er auch offen vorwies. Es war dies wohl derſelbe Brief, welchen der Kaiſer noch von Strakonitz aus abſchickte. Derſelbe wurde durch einen Dragoner am 14. Juli nach Eger gebracht. [5]) Die Angabe des Berichtes iſt in ſo fern von Intereſſe, als einerſeits ſchon Pufendorf angibt, daß die Briefe des Kaiſers von Wrangel aufgefangen worden ſeien, während Montecucoli in ſeinen Aufzeichnungen über den Feldzug dieſen Umſtand ganz unerwähnt läßt. Dem Commandaten gab übrigens ſelbſt der Feind das Zeugniß, daß er ſich „auf daß eiſſeriſte wol und redlich gehalten“ und wegen der vom Feinde gelegten Minen den Platz nicht länger mehr hätte halten können. In Berückſichtigung dieſer Umſtände wurde er auch von dem Kriegsgerichte, vor welches er geſtellt worden war, freigeſprochen.

Miscellen.

Enquête

betreffend den böhmiſchen Glashandel, ſtattgefunden zu B. Hayda am 19. Auguſt 1771 unter dem Vorſitze des k. k. Commercial-Inſpectors J. A. Schreyer.

Experten: die Glashändler J. A. Preyſler, J. A. Hiecke, Gerner, Jancke & Comp., F. W. Schierer und J. A. Ziegenheim.

Nachdem die obenannten Glashändler zu dem Herrn Com. Inſpector in Hayda berufen worden, ſo hat ſelber zuvörderſt die Verhältniſſe der bisherigen über Hamburg nach Spanien mit Glaswaaren beſtehenden Handlung, dann hiebei ſo viele in fremden Ländern verzehrenden Frachten, dahingegen, wann dieſe über Trieſt eingeleitet werden, ſo viele Gelder der inländiſchen Circulation überlaſſen werden möchten, genügſam vorſtellig gemacht, ſo haben die vorgerufenen Glashändler ſich in folgenden Ausdrücken geäußert: Wir haben den Inhalt des Vortrags vernommen und können nicht anderſt unſere Meynung geben, als daß J. k. k. Majeſtät ehe zu Werke ſchreite. Darumb wollen wir uns in aller Ehrfurcht ganz aufrichtig und patriotiſch äußern, daß zwar eine Handlung nicht anderſt iſt wie ein Waſſerfluß, der den Zug dahin nimmt, wohin die Leitung ihren natürlichen Lauf hat; dieſen Zug haben unſere Vorfahren mit dem Glashandl nach Spanien und andern Ländern gefunden; denen ſind wir nachgegangen, weil weder unſere Vorfahren, noch wir einen anderen beſſeren Weg zu finden im Stande waren.

1. Es iſt bekannt, daß von Hamburg aus faſt alle Monate nicht ein, ſondern mehr Schiffe nach Cadir abgehen, wobei wir nach Gemächlichkeit unſere Glaskiſten verſenden können, von Trieſt aus aber faſt ſeltſam, daß ein Schiff nach Cadir abgegangen ſey, zu hören iſt. Darauf erwiederte der Herr Com. Inſpector, daß J.

5) S. Prökl Eger und Egerland S. 151.

k. k. M. alljährlich zwei Schiffe nach Cadix auf Kosten des Aerarii wolle abschicken lassen, welche an bestimmten Tage unfehlbar abzufahren haben würden, auf das der Handelsmann sich hienach richten und zu dieser Schiffladung andere Feilschaften zubereiten möge.

Darauf wurde geantwortet: Wir sehen, daß J. k. k. M. ernstlich darin zugehen wolle, allein diese allerhöchste Vorkehrung wäre doch weit nicht hinlänglich jenen Zug in Ansehung der Vortheile gegen dem ersten ins Gleichgewicht zu setzen, massen fast kein halbes Monat vorbeigehet, wo unsere in Lissabon, Cadix, Sevilla ꝛc. domicilirende Compagnions nicht allerhand Gattungen Waaren verlangeten, mit welchen wir um so ehender ihr Verlangen zu begnügen im Stande sind, als über Triest zu erlangen wäre, zu dem stosset noch

2. Daß, wenn auch ein oder ander Schiff auf der See durch einen Unglücksfall verloren gehe, unsere Schäden nicht so groß, als wir ein größeres Quantum auf ein Schiff laden und bei dessen Untergange empfindlichen Schaden tragen sollten. Dem kommet entgegen der Herr Com. Inspector, daß sie hoffentlich ihre Waaren assecuriren lassen. Worauf die Glashändler erwiederten, daß ungeachtet mittelst der Assecuranz ihnen der Verlust vergütet wird, nichts destoweniger ein anderseitiger Verlust an dem, daß sie ihre Bestellung in der Zeit nicht genüget, empfindlich fallete, mithin wann auch zuweilen ein Schiff zu Grunde gehet, so sind sie doch im Stande, andere Waren durch andere abgehende Schiffe ohne große Verzögerung zu verabsenden, was von Triest aus nur einmahl zu bewirken im Stande wären. Diesem hat der Hr. Com. Inspector oponirt, daß dagegen auf dem mittelländischen Meere zur ganzen Jahreszeit die Seefahrt dauere, Hamburger Seits aber im Winter die Schifffahrt durch drei Monate aufliegt; mithin was Hamburg voraus hat, dies anderwärts durch die das ganze Jahr dauernde Schifffahrt ersetzt wird. Dieses aber wußten die Glashändler zu begegnen, daß, obwohl die teutsche Seefahrt länger als 2 Monate gesperrt ist, nichts destoweniger zu jener Zeit die mittelländische See desto stürmischer wird. Auch seyen die Glashändler wiederholt

3. auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche auf dem mittelländischen Meere allgemein ist, nach dem die durch die Meerenge bei Gibraltar passirende Schiffe dem Raub der Algerier, Tripolitaner und Tunesen ausgesetzt sind; daß dieses Meer allzeit von allerlei Seeraubern niemals sicher ist und um so eher in ihre Hände zu gerathen sei, als dieses Meer zu sehr dem Sturme unterworfen und desto eher von demselben in die gefährlichen Hände der Seeräuber an die africanische vertrieben würden, mithin die aus dem mittelländischen Meere auslaufenden Schiffe sowohl durch die Rauberey, als auch öfters durch Stürme viel eher als auf dem atlantischen Meer dem Verlust unterliegeten und obwohl die eingeschifften Güter versichert werden, so leidete doch allzeit die Handlung, wann man jene Waaren in der Zeit nicht auf Ort und Stelle bringen kann.

4. Können auch die Schiffe aus Triest auslaufen eben wegen häufigen Sturmwind weder mit ganz offenen Segeln schiffen und wegen zu öfteren Ausweichung der vielfältigen Inseln und Sandbänken aufgefallen werden, dann zu ihrer Seefahrt des Ostwindes sich bedienen müssen, wo von Hamburg aus auf der offenen See lange nicht diesen Hindernissen unterworfen, mittelst des Westwindes mit ganz herabgelassenen Segeln auch in 14 bis 18 Tagen bei günstigem Wind, allemalen aber in vier Wochen in Cadix angelangt sind. Weilen auch oft Glashändler in in diese Ländern zu verrichten pflegen, so würde denselben gar schwer fallen, ihre Personen einer solchen Meergefahr sich auszusetzen oder wenigstens viel länger in einer solch Gefahr auf der Reise zuzubringen.

Auch sey den Glashändlern nicht unbekannt, daß S. Exc. Joseph Graf Kinsky, als dermaliger k. k. Com. Präsident im Königreich Böhmen, einmal selbst mit eigenen Fabriks-Waaren diesen Zug versuchen wollte, hiebei habe erfahren müssen, daß die Versendung bis 13 Monate unterwegs geblieben und die Waare, so an

den Glashändler Ziegenheim nach Lißabon geſendet, ſehr mangelbar geworden. Darauf der Hr. Com. Inſpector erwidert, daß derſelbe hierob denjenigen, der dieſe Seefahrt verſucht, urtheilen laſſe wolle, ob dieſe auf dem mittelländiſchen Meer beſchwerlich gemachte Seefahrt ſo weit Platz greife, doch wiſſe er, daß vor dieſem türkiſchen Krieg ſehr viele Schiffe von Livorno ausgelaufen und den Weg durch das mittelländ. Meer genommen haben; darauf wurde geantwortet, daß jene Schiffe, welche aus Livorno ausgelaufen, größtentheils nach der Levante, Sicilien und dem Golf von Venedig vorbei, ſeltſam aber Ein Schiff auf der mittelländ. See nach Cadix geſegelt ſey. Darauf der Hr. Com. Inſpector erwiederte, daß eben jetzt die Abſicht ſey, den Zuſammenfluß der erbländiſchen im Trieſter Seehafen dergeſtalt zu bewirken, daß von dort mehrere Schiffe auslaufen und die Waaren deſto eher an ihre Stelle anlangen möchten. Darauf gaben die Glashändler aufzulöſen, was dann die Schiffe außer den Glaswaaren aufnehmen, dann was ſie wiederum für Retour-Waaren zurückbringen werden? allmaſſen in Anſehung des erſteren die Glaskiſten zwar viel Platz auf dem Schiffe einnehmen, aber wenig an Werth ausmachen. Weßhalb die Schiff-Capitains ungern ſehr viele derlei Ladung aufzunehmen pflegen, auch aus der Urſache die Glashändler in Altona ſolche Factores beſtellet, welche die Glaskiſten nebſt anderen Waaren den anderen zu accomodiren wiſſen; daß läßt ſich aber nur allda gut thun, wo Uberfluß an der Ladung iſt, welches in Trieſt niemals zu erlangen wäre. Anbelangend die Rückladung, wüßte man nicht, was denn aus Spanien mit größerem Vortheil, als über Amſterdam und Hamburg zu beziehen wäre. Oberwähnten Einwurf zu vertheidigen, nahm der Herr Com. Inſpector des Trieſter Handelsmann Hirſchl hier in Sachen gemachte Anmerkungen zu Handen: daß eines das andere ziehen dürfte, wann von hier aus ein anſehnlicher Anfang gemacht werde, an der vollkommenen Ladung durfte um ſo weniger ein Zweifel obwalten, als von Hirſchberg und Schmiedeberg aus Schleſien nach Spanien gehende Leinwanden dieſen Zug nehmen können, und wann man die Maſtbäume und den Stahl betrachtete, der dermal über Genua nach Spanien abgeſchickt wird, ſo dürfte man ſich faſt verſprechen, daß alle zwei Monat wenigſtens 3 Schiffe ihre Ladung erhalten können; weiter belangend die Rückladung aus Spanien, ſo habe Hamburg keine eigene Producten und beziehe ſolche aus anderen Orten, aus denen ſie die Trieſter Handelsleute eben ſo gut beſtellen können; wann aber zu dieſer Handlung ein dritter Platz nothwendig ſein ſollte, ſo könnte Oſtende in die Fußſtapfen der Stadt Hamburg treten.

Dieſes wurde von den Glashändlern mit folgenden beantwortet: alle 2 Monate auf 3 Schiffe Ladung von Trieſt nach Spanien zu erlangen, iſt zu viel geſagt, maſſen die Schleſier niemals ihre nach Spanien beſtimmte Waaren über das mittelländ. Meer außer nach Italien über Trieſt verſenden werden, dieweil ſie mit mehr Vortheil gleich von Frankfurt aus auf dem Waſſer ihre Güter bis Hamburg bringen können, als mittelſt einer ſo weiten und koſtbaren Fracht über Trieſt in dieſe Plätz gelangen zu laſſen. Uibrigens wüßten ſie auch, daß Hamburg ſelbſt keine Producten habe, ſondern ſolche von anderen Plätzen beziehen müſſen, und dieſe die Trieſter Handelsleute ebenſo füglich, doch aber nicht in dem Preis, wie in Hamburg, beſtellen können; allmaſſen wenn auch der Abſtoßplatz Oſtende, welcher Hafen doch vermögen des 1731jähr. Friedensſchluſſes an die Holländer überlaſſen worden, dazu erkoren würde, ſo dürften doch die Retour-Waaren, welche größtentheils in Stock- und allerhand Seefiſchen, Fiſchthran, Baumöl und Spezereyen beſtehen, zu hoch zu ſtehen kommen; maſſen mit dieſen Waaren aus der Nordſee erſt das ganze atlantiſche Meer zu befahren, England, Frankreich, Portugal und Spanien zurückliegend, endlich das gefährliche mittelländiſche Meer zu durchſchiffen, folglich einen ſo weiten Umweg und die Gefahr zweimal auszuſtehen hätten, wo ſonach die Retour-Waaren in Anſehung der Schifffracht und Aſſecuranz im Preiſe dem Hamburger Platz unmöglich gleiches Gewicht halten könnten.

Aus dieſen läßt ſich ſchließen, daß dieſe Seefahrt, ſowohl mit der Aufladung als auch mit der Rückladung nicht aufkommen könne, außer mit großem Verluſt zu bewirken wäre.

Weiter wurde von den Glashändlern erwähnet, daß die Fracht bis Trieſt inclusive der Mauth auf 4 fl. 39 kr. pr. Centner, nach Hamburg oder Lüneburg aber nur 3 fl. 30 kr., folglich Trieſterſeits um 1 fl. 9 kr. höher zu ſtehen kommete. Darauf erwiederte der Hr. Com. Inſpector, daß J. k. k. M. ſich entſchloſſen, eben denjenigen Unterſchied und Verluſt aus dem Aerario refundiren zu laſſen. Hierauf aber gaben die Glashändler zur Antwort, ſie glaubeten, es würde damit nicht ſo weit kommen und lebten in der Hoffnung, daß J. k. k. M. die Unvermögenheit dieſes Projects einſehen würde und ſich nicht in ſolche Unkoſten, die weder dem Staat noch dem Handelsſtand nützen, ſondern viel eher dieſen in unwiederſetzlichen Verluſt bringeten, würde verleiten laſſen. Zudem haben auch die Fuhrleute beigebracht und gebeten, daß ſie ſehr viele ſächſiſche Kaufleute mit Retour-Waaren von Lüneburg verſehen und in Anſehung deſſen im Stande geweſen die böhmiſchen Glaskiſten für eine leidentliche Fracht zu liefern

Vor Abſchluß gegenwärtigen Protocolls haben die Glashändler gebeten, man möchte ſowohl gegenwärtige als auch ſonſt viele Beſchwerden, die dem gemachten Project bezüglich des über Trieſt einzuleitenden Glashandels entgegen ſtehen, a. h. Orts auf das beſte unterſtützen, als ſonſt dieſe ſo gut eingerichtete Handlung in unwiderſetzlichen Schaden und Verfall gebracht werden möchte.

Actum Hayda, am 19. Auguſti 1771.

(Mitgetheilt von **J. V. Goehlert.**)

Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538.

Von

J. F. Vogel.

Schon 22 Jahre nach der Gründung der Stadt Joachimsthal (1516) fand es die Ortsbehörde im Einverſtändniſſe mit den Grafen Schlick als Grund- und Schutzherrn gerathen, gegen den übermäßigen Luxus der Bürgerſchaft Geſetze zu erlaſſen, ein deutlicher Fingerzeig, wie ſehr die reichen Erzanbrüche in den damaligen Bergwerken einen Wohlſtand erzeugten, der ſich zu häufig in übermäßigem Luxus und in förmlicher Verſchwendung manifeſtirte.

Es ſcheint, daß beſonders bei Hochzeiten viel Geld vergeudet wurde, und da Niemand zurückbleiben wollte, ſo konnte es nicht fehlen, daß Manche über ihre Kräfte dieſem Kultus huldigten und hinterher in Geldverlegenheiten geriethen.

Um dieſer Unwirthſchaft nun einigermaßen zu ſteuern, wurde von der Gemeindeverwaltung der Bergſtadt Joachimsthal eine Hochzeitordnung publicirt, in welcher dem Luxus gewiſſe Grenzen geſetzt und Strafen für den Uebertreter dieſer Ordnung ausgeſprochen wurden.

In dem Copialbuche der Gemeinde Joachimsthal vom Jahre 1537—1538 pag. 219 heißt es unter dem Titel: Hochzeitordnung: „Nachdem in vergangener Zeit auf gnädige Nachlaſſung des edlen und wohlgeborenen Grafen unſern gnädigen Herrn den Schlicken um gemeinen Nutz und Nothdurft willen dieſer Bergſtadt Sanct Joachimsthal ſtaatliche Geſetze und Ordnung ergangen und zum öfftermal berufen wurden, weß ſich ein Jeglich, ſo Wirthſchaft oder hochzeitlichen Tag einzuſtellen Willens, amtlich halten ſoll, ſo ſind doch ſolche Geſetze etliche Jahr und Zeit zu großer Beſchwerung und Schaden der Gemeinde von Vielen vernichtet

und übertreten worden, welche Uebertretung sie einestheils, als hätten sie das Alles nicht wissen gehabt, die Andern, daß sie die erwähnten Gesetze ihres Erdünkens deuten und verstehen wollen, entschuldigen und beschönt halten.

Dieweil aber die überschwenglichen Unkosten gar Niemanden nützlich, sondern mehr bei Gott sündlich und sträflich, auch in der Gemeinde schädlich und vieler Leute Verarmung Ursache sind, so haben wir Bürgermeister, Richter und Räthe obbemeldeter freien Bergstadt in Sanct Joachimsthal für Nutz und gut erachtet, die berührte Ordnung, so viel die Wirthschaft (das Hochzeitessen) belangend mit obbemeldeter unserer gnädigen Herrschaft gnädgen Vorwissen und Befehlen wiederum zu erneuern, zu bessern und zu ordnen.

Demnach erneuern, bessern, ordnen und setzen wir hiemit durch dieses öffentliche Edikt, gebieten und wollen, daß eine jegliche Person, die Wirthschaft oder Hochzeit allhier halten wird, auch diejenigen, so darzu gebeten werden, sich hernach gestellter Ordnung gemäß und unverbrüchlich einzuhalten Alles bei Pön und Straf, so bei einem jeglichen Artikel in Sonderheit angezeigt werden, verhalten:

I. Artikel.

Wie man die Gäste zur Wirthschaft bitten, auch wie viel man Tische sitzen mag.

Es soll eine jegliche Person, die hier Hochzeit anrichten will, über zwei Personen, welche die Gäste bitten und beruffen sollen, nicht ausschiken, ginge aber der Bräutigam selbst mit, so soll er nicht mehr denn eine Person zu ihn nehmen, und es soll ein Jeglicher nicht mehr, denn zu sechs Tischen und auf ein Tisch zehn Personen gerechnet, Befreundete oder Andere bitten und haben. Es wäre denn, daß Genannter aus bewegenden Ursachen fremde Leute zu seiner Wirthschaft laden wollt, die möcht ihm durch Verwilligung der Herrschaft oder unserer des Rathes nach Gelegenheit vergönnt und nachgelassen werden.

II. Artikel.

Wie viel man Gesellen zu Tisch dienern und Jungfrauen bitten mag.

Es soll auch einem Jeglichen vergonnt und nachgelassen sein, daß er zwölf junge Gesellen oder Andere zu Tischdienern bitten mag, dergleichen mag die Braut zwölf Jungfrauen und nicht mehr bitten lassen.

III. Artikel.

Strafe denen, welche mehr Gäste bitten, was ihnen nachgelassen.

Würde aber Jemand die obbemeldten Artikel, beide oder einen übertreten, der soll uns dem Rathe 10 fl. unnachlässig zu Buße verfallen sein, wäre aber die Uebertretung nicht aus Unwissenheit, sondern aus eigenen Ursachen geschehen, die sollen hieher dann um obberührte Summa, sondern nach unser des Rathes ziemlich Erkenntniß gestraft werden.

IV. Artikel.

Wie viel eine jegliche Person schenken soll.

Es soll eine jegliche Mannsperson, so zu Tische sitzt, nach gehaltener Mahlzeit, nicht mehr denn 6 Silbergroschen schenken, und die Weiber der Männer, welche

auf der Wirthschaft sind, sollen eher nichts schenken. Es soll auch eine jegliche Jungfrau über zwei Weißgroschen nicht schenken, man soll aber auf den Wirthschaften keine braune Fische speisen.

V. Artikel.

Strafe denen, welche mehr schenken, dann ihnen nachgelassen.

Würde aber jemand von den Mannspersonen mehr denn 6 Silbergroschen oder über ein Ort Groschen schenken, der soll aus dem Rathe 2 fl. Zubuß verfallen sein, geschehe aber solches von Einem aus dem Rathe, Viertelmeistern oder Aeltesten der Knappschaft, der soll 4 fl. zu Strafe zu geben schuldig sein. Würde auch der Weiber eine, deren Ehemann gegenwärtig, schenken, die soll um 1 fl. unnachläßig gestraft werden. Wäre aber ihr Hauswirth nicht zugegen, so mag sie das gesegnete Geschenk ihres Hauswirthes mit vertreten. Schenkt auch eine der Jungfrauen mehr denn 2 weiß Groschen, die soll um 6 Silbergroschen gestraft werden.

VI. Artikel.

Wer mehr schenken will, denn diese Ordnung vermag, soll solches außerhalb der Andern thun.

So aber jemand von den Befreundeten oder Andern, es sei Mann oder Weib, etwas mehr schenken wollte, dem soll es nicht gewehrt sein, sondern nachgelassen sein, jedoch sollen sie solches außerhalb des Geschenkes und nicht öffentlich thun, würde sich aber Jemand in dem unrechtlich ergehen, der soll auf die Weise wie oben angezeigt, unnachläßig gestraft werden.

VII. Artikel.

Die Wirthschaften sollen nur auf einen Tag angestellt und gehalten werden.

Es soll auch hinfüro ein Jeglicher seine Wirthschaft nur auf einen und nicht mehr Tage anstellen und halten und des andern Tags über ein Tisch seine Freundschaft, es seien Manns- oder Weibspersonen nicht haben, bei Straf 10 fl. einem Rathe unnachläßig zu erlegen. Wären aber fremde Leute auf der Wirthschaft gewesen, denenselben ist des andern Tages Bewirthung und Ausrichtung zu thun nicht benommen, jedoch daß die Erforderniß der fremden Leute mit der Maaß, wie der Artikel oben gemeldet hat, geschehe.

VIII. Artikel.

Steiger und Berghäuer sollen an Sonntagen oder anderen feierlichen Tagen ihre Wirthschaft haben.

Auf daß auch die Arbeit des Bergwerkes der wöchent- und häuslichen Wirthschaft halber nicht verhindert werde, so ist im Beßten beschlossen, daß Steiger, Häuer und dergleichen Personen, die ihren wöchentlichen Lohn vom Bergwerk haben, und diejenigen, die Steiger und Häuer auf ihre Wirthschaft bitten werden, ihre Wirthschaften auf einen Sonntag oder andere feierliche Tage anstellen sollen, auf daß diejenigen, so den Bräutigam zu Ehren erscheinen, an ihrer Arbeit, dem gemeinen Gewerken zu Schaden, nichts versäumen dürfen, bei der Strafe unserer des Rathes.

Es soll noch Abertham, Dürnberg, Sonnenwirbel und alle Gebirge, so herein in St. Joachimsthal gehörig, in diese Ordnung geschlossen und gezogen sein.

Anſchluß.

Dem Allen nach iſt unſer ernſtlich Geboth und Ermahnung, daß ſich ein Jeglicher dieſer geſtellten Ordnung bis auf weiter vorbehaltliche Veränderung unwiderruflich halten und ohne erforderlicher gebührlicher Vergünſtigung nicht überſchreiten wolle, alles bei Vermeidung obbemeldeter Strafen, wie wir uns das zu einen Jeglichen inſonderheit durch ſein ſelbſt und gemeinen Nutzens willen zum Beßten gänzlich verſehen wollen.

Zu Urkund mit unſerer Bergſtadt kleinen Inſiegel beſiegelt? November 1538."

Trotz dieſem Verbote wurden hier und da Ueberſchreitungen in dieſer Hinſicht durchgeführt, was natürlich zu Geldſtrafen führte.

Um auch in Bezug der Kirchenbedienſteten und anderer bei Hochzeiten zu verwendenden Perſonen gewiſſe Normen feſtzuſetzen, beſchloß weiter der ehrbare Rath zu Joachimsthal 1551: „Von den Sonntagshochzeiten ſoll der Kantor und Organiſt nichts fordern, in der Woche aber, wenn Kantor und Organiſt beſtellt werden, ſollen ſie ihre Gebühr nehmen, aber Wächter ſollen weder Suppen noch Bier zahlen, ſondern um das, daß ſie des Tanzbodens warten, ſoll ihnen der Bräutigam 2 fl. geben, die andern als Thürmer, der alte Mann in der Kirche, Badmägde und was des Dinges iſt, ſollen nichts fordern." (Auszüge aus den Privilegien und der Geſchichte Joachimsthals Nr. 229 de ao. 1600 pag. 14 c.)

Am 19. März 1555 wurde die Hochzeitordnung neuerdings publicirt, da wahrſcheinlich viele Uebertretungen vorkamen.

Am 8. Auguſt 1560 beſchließt der ehrbare Rath zu Joachimsthal, daß ein jeder Bräutigam, der eine Brautmeſſe beſtellt, nach ſeiner Gelegenheit und nach ſeinen Gefallen dem Cantor eine Suppe und eine Kanne Wein oder wie viel er will, auch eine Verehrung nach Gelegenheit und Vermögen und doch auf das allermehrſte nicht über $^1/_2$ Thaler geben ſolle. (Buch Nr. 229 de ao. 1600 pag. 2611.)

In einigen Jahren darauf begann ſchon der Verfall des Bergbaues und mit demſelben legte ſich der übermäßige Luxus von ſelbſt.

Geſchäftliche Mittheilungen.

Generalverſammlung am 28. Juni 1872.

Sie wurde abgehalten im Saale des deutſchen Caſino. Nach Verleſung und Genehmigung des Jahresberichtes von 16. Mai 1871 bis 15. Mai 1872, welcher dieſem Hefte beigelegt iſt, wurden die Auslagen für das Vereinsjahr 1872/3 in folgenden Ziffern in Antrag gebracht und genehmigt:

1.	Für die Herausgabe von 6 Heften der Mittheilungen	2700 fl.
2.	Für größere Publikation und zwar zunächſt für das „Stadtbuch von Brür" von Dr. L. Schleſinger	800 „
3.	Für die Bibliothek	600 „
4.	Für das Antiquarium	50 „
5.	Für das Archiv	350 „
6.	Honorar des Geſchäftsleiters	600 „
7.	Gehalt des Kanzelliſten fl. 500 und 20% Theuerungszulage	600 „
8.	Miethzins	1000 „
9.	Nachſchaffung von Einrichtungsgegenſtänden	100 „
10.	Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Vereinslokalitäten	300 „
11.	Kanzleierforderniſſe	900 „
12.	Extraordinarium	400 „
	Zuſammen	8400 fl.

Zu Rechnungscenſoren für die Jahre 1871/72 und 1872/73 wurden entſprechend dem abgeänderten §. 10 der Geſchäftsordnung gewählt die Herren: Anton **Bretſchneider**, Handelsagent, Adolf **Vogl**, Kaufmann, und Leopold **Wolf**, Kaufmann. Für die Ausſchußwahl wurden 416 Stimmzettel abgegeben. Die Wahl ergab für:

	Stimmen.
Herrn Dr. **J. V. Grohmann**, k. k. Statthaltereirath	399
„ **Edmund** Graf **Hartig**, Exc. k. k. Geheimrath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauſes des Reichsrathes	416
„ J. U. Dr. **O. Kerpal**	393
„ Phil. Dr. **G. C. Laube**, Profeſſor am k. Landespolytechnikum	416
„ **Friedr. Lauſeker**, k. k. Landesgerichtsrath	414
„ **M. Pfeiffer**, General-Inſpektor der Buſchtiehrader Eiſenbahn	416
„ **Guſtav Rulf**, penſ. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath	415
„ **Karl Renner**, Geſchäftsleiter und Bibliothekar des Vereins	415
„ **Fr. Theumer**, k. k. Oberlandesgerichtsrath	415
„ **K. Werner**, k. k. Landes-Schulinſpektor	404
„ **K. Werſin**, kaiſ. Rath, Profeſſor	413
„ J. U. Dr. **Albert Werunski**	415
„ Phil. Dr. **Alex. Wiechovsky**, k. k. Direktor der Lehrerbildungs-Anſtalt	415
„ J. U. Dr. **Friedr. Wiener**, Landes-Advokat, Präſident der Advokatenkammer, Reichsrath	416
„ J. U. Dr. **K. Ritter von Zdekauer**, Banquier	415

Die am 10. Juli l. J. ſtattgefundene Ausſchußſitzung hat nach §. 10 der Statuten folgende Wahlen vorgenommen: Se. Excellenz den Herrn Grafen **Edmund Hartig**, k. k. Geheimrath, Kämmerer und Mitglied des hohen Herrenhauſes, zum Präſidenten, Herrn Dr. **A. Wiechovsky**, k. k. Direktor der Lehrerbildungsanſtalt, zum Vicepräſidenten, Hrn. k. k. Rechnungs-Rath Guſt. **Rulf** zum Kaſſier, Hrn. Med. et Chir. Dr. **Ludw. Kleinwächter** zum Antiquar. Herr **K. Renner** wurde in ſeiner Eigenſchaft als Geſchäftsleiter, Bibliothekar und Hausverweſer, ebenſo Herr **J. Wiltſchko**, hochgräfl. E. Waldſtein'ſcher Archivar, als Archivar durch einſtimmige Wiederwahl beſtätigt. Die Redaktion der Mittheilungen führen die HH. Dr. **Ludw. Schleſinger**, Direktor der Oberrealſchule in Leitmeritz, und Hr. **Karl Werner**, k. k. Landesſchulinſpektor.

In der Sitzung des Ausſchuſſes am 5. Juni, 10. und 20. Juli d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

Für Brüx:	Herr **Mittelbach** Rupert, Sparkaſſa-Controllor.
„ Hohenelbe:	„ **Erben** Konrad, Stadt-Sekretär.
„ Joachimsthal:	„ **Heidler** Vincenz, k. k. Notar.
„ Rumburg:	„ **Pohl** Wilhelm, Bürgerſchullehrer.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 30. Juli 1872.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Becher** Franz in Bodenbach.
„ **Beher** Franz in Aussig.
„ **Eiselt** August, Lehrer in Steinschönau.
„ **Endler** Anton, Maler in Steinschönau.
„ **Fischer** Franz, Lehrer in Steinschönau.
„ **Fischl**, Med. & Chir. Dr., Secundärarzt in Prag.
„ **Fleischer** Albin, Volksschullehrer in Schönau.
„ **Freund** Hermann, Lehrer in Niedergrund.
„ **Fröhlich** Karl Georg jun., Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Fuchs** Moritz.
„ **Grünwald** Johann, Lehrer in Schönborn.
„ **Hacker** Anton, Curhausbesitzer, Gemeindeausschußmitglied in Schönau.
„ **Handschke** Em., Fabrikant in Steinschönau.
„ P. **Hinke** Franz Xav., Pfarrer in Parchen.
„ **Jäckel** Konrad, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Jungmichel** Hermann, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Jungnikl** Cölestin, Stiftscapitular, Professor in Mölk.
„ **Kälbel** Josef, Maler in Steinschönau.
„ **Kerl** Franz, Baumeister, Gemeinderath in Schönau.
„ **Keßler** Eduard, Lehrer in Niedergrund.
„ **Kosel** Josef, Hôtelier in Steinschönau.
„ **Kraus** Josef, Wirthschaftsbesitzer in Settenz.
„ **Kusebach** Josef Franz, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Langer** Theophil, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Lehmann** Karl, Buch- und Kunsthändler in Iglau.
Löbl. **Lehrer-Verein** in Petschau.
„ **Lehrer-Verein** in Reichenberg.
Herr **Löhnert** Ignaz, Vorstand des k. k. Militär-Veteranen-Vereines in Steinschönau.
„ **Löhnert** Josef, Kaufmann in Steinschönau.
„ **Lust** Josef, fürstl. Clary'scher Controllor in Teplitz.
„ **Mai** Jul. Aug., Lehrer in Schönborn.
„ **Maschke** Anton, Bürger und Realitätenbesitzer in Bilin.
„ **Maschke** Franz, Buchhalter in Steinschönau.
„ **Mauthner** in Komotau.
„ **Meinl** Josef, Kaufmann in Graslitz.
„ **Michlstetter** Edm., J. U. Dr., Großhändler in Prag.
„ **Müller** Ignaz, Maler in Steinschönau.
„ **Müller** Josef, Glasraffineur in Steinschönau.
„ **Neugebauer** Victor, k. k. Gerichtsadjunkt in Graslitz.
„ **Oesterreicher** Leopold, Fabriks- und Gutsbesitzer in Arnau.
„ **Otto** Anton, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Otto** Josef Johann, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Perutz** Adolf, Banquier, Kohlenwerksbesitzer, Stadtverordneter in Teplitz.
„ **Petterſch** Franz Anton, Kaufmann in Warnsdorf.
„ **Pfeifer** Anton, Stadt-Sekretär in Liebenau.
„ **Pfohl** Josef, k. k. Bezirks-Kommissär in Prachatitz.
„ **Plischke** Franz, Sparkassa-Akzessist in Reichenberg.
„ **Palme** Eduard, Maler in Steinschönau.
„ **Palme** Em., Maler in Steinschönau.
„ **Palme** F. A., Maler in Steinschönau.
„ **Palme** Friedrich, Buchhalter in Steinschönau.
„ **Reich** Nikolaus, Lehrer in Grund.
„ **Reinhold** Karl, Agent in Warnsdorf.
„ **Richter** Anton jun., Fabrikant in Niedergrund.
„ **Richter** Hermann Josef, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Richter** Reinhold Anton, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Rihl** F. Th., Fabriksdirektor in Schelten.
„ P. **Ring** Em., Pfarrer in Steinschönau.

Herr **Ritter** von **Rittershain** Gottfried, Med. et Chir. Dr., k. k. Univ.-Professor, Primärarzt der k. böhm. Landes-Findelanstalt in Prag.
„ **Scari** von **Cronhof** Josef, k. k. Finanz-Rath bei der Finanz-Prokuratur in Innsbruck.
„ **Schermer** in Komotau.
„ **Schmidt** Franz, Maler in Steinschönau.
„ **Schöbitz** Alois, Gemeinderath in Schönau.
„ **Schutte** Anton, Wirthschaftsbesitzer in Setteuz.
„ **Schwenke** Anton, dipl. Thierarzt in Lobositz.
„ **Seibt** Anton, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Bilin.
„ **Seifert** Franz, Lehrer in Sct. Georgenthal.
„ **Sieber** Eduard C., Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Stecker** Rudolf, Oberrealschul-Professor in Reichenberg.
„ **Stolle** Anton, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Suchomel** Vincenz, Bürgerschullehrer in Prag.
„ **Tapezierer** Hermann, Ingenieur der k. k. p. Teplitz-Aussiger Eisenbahn in Teplitz.
„ **Teller** Hans, Buch- und Kunsthändler in Carlsbad.
„ **Thiel** Josef, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Thomas** C., Maler in Steinschönau.
„ **Vetter** Franz, Gastwirth in Steinschönau.
„ **Vetter** Josef, Gemeinderath in Steinschönau.
„ **Vogel** L. M., Buchhalter in Steinschönau.
„ **Vogl** Simon, J. U. C., Advokaturs-Conzipient in Bilin.
„ **Wagner** Anton, Lehrer und Leiter der Volksschule in Schönau.
„ **Witschel** Eduard, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Wülfing** Otto, Buchhalter in Graslitz.
„ **Zahn** F. A., Bürgermeister in Steinschönau.
„ **Zinke** Sebastian, Lusterfabrikant in Parchen.

Vom 25. Mai bis 30. Juli 1872 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Herr **Czerweny** Josef, Bleichbesitzer in Hohenelbe.
„ **Czwrczek Karl**, J. U. Dr. Landes-Advokat in Mähr.-Schönberg.
„ **Leupold von Löwenthal** Peter, Bürgermeister in Iglau. († 30. März 1872.)
„ **Pohl** Karl, k. k. Staatsanwalt in Reichenberg. († 20. April 1872.)
„ **Ther** Ludwig, Kaufmann in Hohenelbe.

☞ Das Verzeichniß der Geschenke folgt im nächsten Heft. ☜

☞ Die dießjährige V. Wanderversammlung ☜

findet Ende September in Karlsbad statt. Die Tage des Festes sowie das Festprogramm werden in den Tagesblättern kundgegeben werden. Die P. T. Herren Mitglieder und deren Gäste mögen sich zur rechten Zeit bei der Geschäftsleitung (188—I.) anmelden, damit die Legitimationskarten zugestellt und die Wohnungen vermittelt werden können.

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Zweites und Drittes Heft.

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. Carl Leeder.

(Fortsetzung.) *)

II. Periode. Verschiedene Besitzer.

Bald nach 1400 muß Arnau von den Turgauern — wahrscheinlich durch Kauf — an die Herren von Redern (Rödern) gelangt sein, in deren Besitz es jedoch nicht lange blieb, denn schon 1415 verkauft nach dem Tode des „Heinze von Rödern" dessen Bruder „Tristram von Redern" mit seinen Vettern und Freunden „Weygeloys von Redern, Peczeze von Redirn, Zandir (Alexander) von Grunaw, Heincze von Czeisberg, Nykel von Czedelicz zu Schonaw gesessen" im Namen der Kinder des Verstorbenen die Stadt Arnau mit aller ihrer Zugehörung an die edlen Herren „Hinke Janke, (Johann) und Alexander Gebrüder genannt von Leuchtenberg" (Lichtenburg) und läßt diese Erbgüter in die Landtafel eintragen. [1])

Die eben genannten drei Brüder gehörten einem der ältesten und angesehensten Adelsgeschlechter von Böhmen an. Wahrscheinlich waren sie die Söhne jenes Johann Krussina von Lichtenburg, welcher — obgleich einer der treuesten Anhänger König Wenzels — zuletzt dennoch gegen diesen auftreten mußte, mit dem Erzbischofe Wolfram und Herrn Heinrich von Rosenberg 1401 dem Könige als oberster Regentschaftsrath an die Seite gesetzt wurde und von 1403 — 1407 die Stelle eines Oberstburggrafen von Böhmen und Oberstlandhofmeisters bekleidete. [2])

Die Brüder Lichtenburg — (von deren jüngstem, Alexander, aber fernerhin nicht mehr erwähnt wird) — eröffnen die Reihe der czechischen Besitzer von Arnau, das fortan durch mehr als 200 Jahre bei allem Wechsel der Besitzer czechische Dynasten behielt.

Diese an sich nicht unwichtige Veränderung erlangte eine noch viel größere Bedeutung dadurch, daß sie mit der großen Veränderung zusammenfiel, welche sich die letzten Jahre her in den Verhältnissen von ganz Böhmen vorbereitet hatte. Nach dem Tode Kaiser Karls IV. (1378) war der Staatswagen noch fast zehn Jahre im alten, friedlichen Geleise geblieben und das Land hatte sich eines besondern Wohlstands erfreut. Mit der großen Fehde, welche 1387 Marquard von Wartenberg anzettelte, begann aber eine Reihe innerer Unruhen, welche begünstigt durch die auch in Deutschland ausgebrochene Anarchie und die in der katholischen Kirche eingetretenen Spaltungen — allmälig zu einem der blutigsten Kriege führten.

*) Siehe Jahrgang XI. Heft 1.
1) Lehentafel tom. 2. p. 126 und 127 und tom. 61. p. 168—170.
2) Palacky III.

Auf die eben erwähnte Fehde folgte nämlich eine der gräulichsten Judenverfolgungen in Prag und hierauf ein großes Zerwürfniß des Königs mit der Geistlichkeit, in welchem die Ertränkung des — später heilig gesprochenen — Generalvikars Johann von Pomuk [3]) eines der bedeutsamsten Momente bildete.

Dieses Zerwürfniß benützend schloßen viele böhmische Herren ein Bündniß, zunächst um die Camarilla Wenzels zu stürzen und den verlorenen Einfluß auf die Regierung des Reiches wieder zu gewinnen. Unterstützt von Sigismund von Ungarn und Albrecht von Oesterreich nahmen diese Herren den König Wenzel gefangen und führten ihn nach Oberösterreich.

Zur Befreiung desselben warb sein Bruder, Johann Markgraf von Brandenburg und Herzog von Görlitz, eilig ein Kriegsheer, mit dem er bis Prag vordrang und die Freilassung Wenzels erwirkte.

Das Arnauer Stadt-Archiv bewahrt noch eine Urkunde, datirt von Prag den Sonnabend vor Peter und Paul 1394, in welcher Johann „dem strengen Ritter Nickel von Kölln gesessen zu Trawtnaw in dem lande und allen andern die er mit Im unserm herren und Bruder dem Römischen und behmischen kunig und uns zu disem male füret, für alle redliche und gewönliche scheden aus dem hawse und wider zu hawse und dorzu uf iglichen Spies mit einem gewapneten Schützen achtzen gulden zum mondesolde zu geben verspricht," „dieweile sie in unsers hern des kuniges und unserm dinste sein."

Es läßt sich annehmen, daß die deutsche Grenzbevölkerung dem Aufrufe des Markgrafen um so williger Folge leistete, je freundlicher sich bisher die Herrscher aus dem Hause Luxemburg ihr erwiesen hatten und je weniger sie ein Interesse an der Vermehrung der Prärogative der czechischen Großen haben konnte. Auch Pota von Turgow, der als Besitzer von Arnau 1394 auf dem prager Landtage erschien, mag sich von dem Herrenbunde fern gehalten haben. Mit der Freilassung Wenzels erreichte jedoch die Bewegung im Lande keineswegs ein Ende. Die Agitation der Barone, welche des Königs Günstlinge zu Karlstein ermordeten, und das schwankende willkürliche Benehmen des Königs erzeugten fortwährend neue Fehden, — die zweite Gefangennehmung Wenzels durch seinen eigenen Bruder Sigismund und der Einfall eines zuchtlosen ungarischen Heeres riefen das ganze Land unter die Waffen. Noch einmal gelang es dem freigewordenen Könige für den Augenblick die Ruhe herzustellen; da trat zu dem vorhandenen Gährungsstoff ein neues Element: die Irrlehren Wiklefs, welche — kürzlich nach Böhmen gebracht — bei dem Schisma der Päpste und der Sittenlosigkeit der Mönche rasch die zahlreichsten Proselyten unter dem czechischen Volke und vorzugsweise unter den Magistern czechischer Nationalität an der prager Universität fanden, während die Magister der drei übrigen Nationalitäten mit der Mehrzahl der Geistlichkeit die neuen Lehren energisch bekämpften. König Wenzel — anfangs gegen den Wiklefismus gestimmt — wurde durch den Groll gegen Papst Gregor XII., welcher den deutschen Gegenkönig Ruprecht begünstigte, und durch den Widerstand, den ihm bei vielen Gelegenheiten die katholische Geistlichkeit leistete, in die Arme seiner bisherigen Gegner getrieben, und das königliche Dekret vom 18. Jänner 1409, welches — im Gegensatz zur Anordnung Kaiser Karls IV. — bei allen Akten und Abstimmungen an der prager Universität der czechischen Nation drei Stimmen und den drei übrigen Nationalitäten zusammen nur Eine Stimme zuerkannte, erschien mit Recht als ein ungeheurer Schlag, welcher in gleicher Weise dem Katholicismus wie der deutschen Nationalität in Böhmen versetzt wurde. Von gleichem Geiste diktirt war die gleichzeitige Veränderung mit dem Rathe der prager Städte, vermöge welcher künftig 16 czechische und nur 2

3) So nennt ihn Palacky in seiner Gesch. von Böhmen u. Schmidt in seiner Gesch. d. Deutschen.

deutsche Rathsverwandte sollten angenommen werden, während bisher das Gegentheil stattgefunden hatte. [4])

Mußten durch diese zwei Verordnungen, die man hauptsächlich dem Anrathen des Magisters Johann Huß zuschrieb, die Deutschen in Böhmen sich aufs tiefste verletzt fühlen, so erregte der vermeintliche Gegenschlag, — die Verbrennung des Johann Huß auf dem Concil zu Kostnitz (6. Juli 1415), wodurch dieser zum Märtyrer seiner Anhänger gestempelt wurde, die größte Erbitterung der Czechen, welche diese That nicht blos als einen Akt religiöser Unduldsamkeit, sondern ausdrücklich als einen ihrer Nation zugefügten Schimpf bezeichneten.

Alsbald traten viele Herren in Böhmen und Mähren in einen neuen Bund zusammen, die Katholiken vereinten sich zu einem Gegenbunde, die Spaltung ging bis ins Innerste der Familien, die angefachten Leidenschaften drängten zu blutiger Katastrophe und die Szenen des 16. August 1419 in Prag inaugurirten einen Bürger- und Religionskrieg, der durch 16 Jahre Böhmen und seine Nebenländer mit allen Schrecken heimsuchte.

König Wenzel starb aus Wuth über die Ereignisse. Viele czechische Herren und Ritter, darunter auch Johann Krussina von Lichtenburg auf Arnau, hielten anfangs noch zu Wenzels Nachfolger Sigismund und sandten der Stadt Prag Fehdebriefe zu. Aber die strengen Maßregeln, welche Sigismund gegen die Czechen ergriff, besonders indem er gegen dieselben einen förmlichen Kreuzzug ausschrieb, warfen die größte Anzahl der Barone den Pragern und der exaltirten Partei unter Zizka in die Arme.

Auch die Brüder Hynek und Johann Krussina von Lichtenburg waren unter diesen Herren und wurden Hauptleute der Prager. Hynek war Anführer jenes auf einem Hügel bei Hohenbruck — Oreb genannt — versammelten bewaffneten Volkes, welches von da in den Bunzlauer Kreis zog, das stark befestigte Kloster Münchengrätz mit Sturm nahm, plünderte und zerstörte und am 2. Mai 1420 einen feierlichen Einzug in Prag hielt.

Hier wurde Hynek sogleich zum Oberbefehlshaber der gesammten Truppenmacht der Prager ernannt, schlug am 1. November d. J. den Kaiser Sigismund bei St. Pankraz vor Prag und zwang hierauf den Wischehrad zur Uibergabe. Am 5. November erließen beide Brüder Lichtenburg mit Viktorin von Podiebrad, Hynek von Waldstein und der Gemeinde Prag eine Aufforderung an das gesammte böhmische Volk, sich mit ihnen gegen Sigismund zu verbünden, da man Alle, welche zu diesem hielten, als Feinde behandeln werde.

Zwistigkeiten zwischen den Pragern und den Taboriten bewogen hierauf den Hynek, seine Stelle niederzulegen und sich auf seine Güter zurückzuziehen; aber schon im April 1421 sehen wir ihn wieder als Oberanführer des vereinigten Heeres der Prager und der Taboriten, welches auszog, das östliche Böhmen und Mähren dem Kaiser Sigismund zu entreißen. Viele Städte und Vesten ergaben sich freiwillig oder wurden mit Sturm genommen, darunter auch die Veste Lichtenburg, die Stammburg der Lichtenburger, welche sich seither in fremdem Besitze befunden hatte und nun dem Hynek zurückgegeben wurde.

Am 10. Mai 1421 schloßen die Stadt Prag und die Hauptleute ihrer Partei, unter welchen wieder die Brüder Hynek und Johann, letzterer mit dem Beisatze: „gesessen auf Arnau" (sedĕním na Hostinném), aufgeführt werden, mit den Kuttenbergern ein Uibereinkommen dahin, daß jene Insassen von Kuttenberg, welche den vier Prager Artikeln nicht beitreten wollen, nach einem Vierteljahr aus der Stadt abziehen sollen. [5]) Fünf Tage später eroberten die vereinigten Prager und Taboriten unter Anführung der zwei Brüder die den Hussiten feind-

4) Schmidt Geschichte der Deutschen 6. Band p. 140.
5) Archiv český: Zápisy pražské obecní od roku 1421 Nr. 14.

liche, damals deutsche Stadt Jaromiř und verfuhren gegen die Einwohner mit großer Grausamkeit 21 Priester, darunter der Probst Stephan, wurden verbrannt und viele Einwohner, trotz der Zusage freien Abzuges, von den Taboriten, „die sich nicht halten ließen," theils verbrannt, theils in der Elbe ertränkt. [6] [7] [8]

Nach dem Falle von Jaromiř ergab sich die Stadt Königinhof freiwillig, Trautenau aber wurde mit Sturm genommen und verbrannt.

Wie kritisch und voll Drangsal mag damals die Lage von Arnau gewesen sein! Es ist zwar zweifelhaft, ob die Stadt zu dieser Zeit noch im gemeinschaftlichen Besitze beider Brüder von Lichtenburg war, da Hynek, der in einem Streite zwischen Peter Czuch von Nawarow (dem Besitzer von Langenau) und Henik von Waldstein und auf Skal als Herr von Arnau (Hinco Crussina de Hostinne) intervenirte, [9]. 1420 sich nur mehr „Herr auf Kumburg," sein Bruder Johann aber „Herr auf Arnau" nennt; jedenfalls war die Stadt wenigstens Einem der hussitischen Anführer unterthan. Als katholische und als deutsche Stadt den Hussiten verhaßt, konnte sie im besten Falle nur wegen des pekuniären Interesses ihres Herrn Schonung erwarten, jeden Augenblick in Gefahr, daß der Fanatismus der Hussiten die Rücksicht für den Anführer bei Seite stieß oder dieser selbst dem Eifer für die neue Lehre seine pekuniären Interessen opferte. Wahrscheinlich mußten aber die Arnauer Kriegsdienste leisten und mit den erbitterten Feinden ihres Stammes und Glaubens unnatürlich gepaart bei Prag, Kuttenberg, Jaromiř und Trautenau gegen die eigenen Stammgenossen und Glaubensverwandten kämpfen.

Leider fehlen hierüber alle Nachrichten; wenn aber erzählt wird, [10] daß nach der Eroberung von Trautenau die benachbarten Städtchen und Burgen sich ohne Widerstand den Hussiten unterwarfen und feierlich das Bekenntniß der Prager annahmen, so kann dieses von Arnau nicht gemeint sein, welches wegen anderer, oben angeführten Umstände damals von Angriffen der Hussiten verschont blieb, sich aber nie zu den Prager Artikeln bekannte, — nicht vor dem Falle von Trautenau, weil den Bürgern die Lehre des Johann Huß, des Haupturhebers der Uibel, die sie nun erdulden mußten, verhaßt war; nicht nach dem Falle von Trautenau, weil sonst die Ereignisse von 1424, deren wir sogleich gedenken werden, nicht eingetreten wären.

Auch in der Folge blieben die Arnauer dem Katholizismus getreu, bis von Deutschland her Luthers Lehre sich auch in Böhmen Bahn brach; Zeuge dessen ist der Umstand, daß 1526 der Arnauer Pfarrer zugleich Dechant des Kreises war, [11] was unmöglich gewesen wäre, wenn Stadt und Kirche dem Utraquismus gehuldigt hätten. Was allenfalls von utraquistischen Elementen vorhanden war, darf man mit Zuversicht den in die Stadt eingesprengten Czechen, die doch immer nur in sehr kleiner Anzahl blieben, zuschreiben.

Inzwischen waren noch im Mai 1421 die schlesischen Fürsten und Städte auf Sigismunds Betrieb in Böhmen eingebrochen und hatten Polic verbrannt und die Gegend von Trautenau bis Nachod verheert. Der Landtag in Czaslau (Juni 1421), welcher Ordnung und Ruhe im Lande herstellen sollte, ernannte Regenten und Verweser der Krone und des Königreiches, — unter diesen auch

---

6) Aehnlich verfahren die Taboriten mit der Stadt Deutschbrod (10. Jäner 1422), indem sie während der beiderseitigen Unterhandlungen sich in die Stadt schlichen und alle Einwohner umbrachten, so daß die Stadt sieben Jahre lang wüst lag. — Palacky hat daher Unrecht, wenn er bei Erzählung ähnlicher Gräuel, welche die Deutschen nach der Einnahme von Chotěboř begingen, die Behauptung aufstellt: „Die Taboriten hätten sich nie eine solche wortbrüchige Handlung zu Schulden kommen lassen. Palacky Gesch. III. 2 Abth. p. 216. — 7) Ibid III. 2. Abth. p. 274. — 8) Ibid. p. 199.

9) Lehentafel tom. 19. p. 449.

10) Palacky Geschichte III. 2. Abtheilung p. 216.

11) Arnauer Stadtbuch von 1478.

den Hynek Kruſſina von Lichtenburg, — welche bis zum St. Wenzelstage unumſchränkte Gewalt haben ſollten; zugleich erließ er gegen die Schleſier ein Aufgebot, das ſich bei Nachod ſammelte und hinter den Schleſiern in deren Land einbrechen wollte. Allein Hynek Kruſſina und Čenek von Wartenberg wollten ihre Leute nicht weiter ziehen laſſen und gaben dadurch dem Argwohn Raum, daß ſie es mit den Huſſiten nicht aufrichtig meinten. [12]).

In der That ſagten ſich, als die Macht des Prager Pöbels immer mehr wuchs, gleichzeitig Sigismund große Zurüſtungen zur Unterwerfung des Landes machte und die ſchleſiſchen Fürſten im Oktober abermals bewaffnet ins Land fielen, die genannten Barone und mit ihnen noch viele der Vornehmſten von den Utraquiſten los und erkannten Sigismund als ihren Herrn an.

Hierüber erbittert überfiel Zizka, nachdem das Jahr 1422 die Huſſiten anderwärts beſchäftigt hatte, im April 1423 die Barone unter Čenek von Wartenberg bei Horic und die Prager unter Hynek Kruſſina von Lichtenburg und andern Herren am 4. Auguſt bei Königgrätz und ſchlug ſie beide Male aufs Haupt. Unter den Baronen, die bei Horic gegen die Huſſiten kämpften, ſoll auch Heinrich von Turgaw auf Gradlitz und Arnau geweſen ſein. [13]) Es müßte alſo Arnau zu dieſer Zeit von den Lichtenburgern in den Beſitz der Turgauer zurückgelangt ſein. Ob dieſes richtig iſt, läßt ſich nicht mehr erweiſen. In der böhmiſchen Lehentafel, die den Kauf von 1415 enthält, kommt von dieſer Beſitzveränderung nichts vor, die böhmiſche Landtafel aber iſt bekanntlich 1541 verbrannt. Es ſcheint aber auch, daß überhaupt während des ganzen Huſſitenkrieges keine Eintragung in die öffentliche Bücher ſtattfand.

Mag nun 1423 der Beſitzer von Arnau ein Turgauer oder ein Lichtenburger geweſen ſein, jedenfalls war er ein Gegner der Huſſiten und die Arnauer mögen ſomit auch dieſesmal — und gewiß williger als vorhin — mit ihrem Herrn in den Kampf gezogen ſein.

Die Huſſiten unterließen nicht, ihnen dafür den Gegenbeſuch zu machen. Man hatte zwar auf dem großen Landtage in Prag (Oktober 1423) zwölf Landesverweſer, darunter auch Hynek Kruſſina von Lichtenburg, gewählt, die während des Waffenſtillſtandes, der bis 11. November 1424 dauern ſollte, das Land gemeinſchaftlich zu verwalten und zu beruhigen hatten. Aber Zizka kehrte ſich nicht daran. Zum Neujahr 1424 warf er ſich, eben aus Ungarn zurückgekehrt, auf mehrere böhmiſche Herren und ſchlug ſie bei Skalitz. Hierauf rückte er gegen das Gebirge vor und lagerte ſich am Faſchings-Sonntag (die solis Bacchanalia præcedente) vor Arnau, das er ſogleich mit gewohnter Heftigkeit berannte. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeſchlagen und unter andern auch ſein Feldkaplan (am Fiebig) getödtet. [14]) Ein alter Schriftſteller [15]) bemerkt launig: die Bürger hätten mit den Taboriten ein gar ſonderbares Gaſtmahl gehalten, indem ſie dieſen ſolche Leckerbiſſen auftiſchten, daß einige Hunderte daran erwürgten.

Eine fromme Sage erzählt: eine weiße Jungfrau ſei über dem Thurm erſchienen und habe die Bürger zum Kampfe ermuthigt. Jedenfalls war es der religiöſe Glaube und das Bewußtſein, für Herd und Familie zu kämpfen, was die Arnauer mit Todesmuth beſeelte.

Als Zizka ſah, daß er gegen die Stadt nichts vermochte, eilte er, ſeine Wuth an Mönchen und Nonnen zu kühlen. Er zerſtörte von Grund aus das kleine Ciſterzienſerkloſter zu Mönchsdorf und das Jungfrauenſtift St. Eliſabeth in Starkenbach, zog dann gegen Mlazowic, deſſen Bewohner ihm vergeblich zu

---

12) Palacky Geſchichte III. 2. Abtheilung p. 245 und 246.
13) Bienenberg Alterth. I. p. 53. Balbin Epitome IV. p. 453, vgl. auch Schallers Topographie.
14) Mündliche Ueberlieferung. Arnauer Kirchengedenkbuch.
15) Theobald jun. in bello hussitico 1621.

widerſtehen wagten und zuſehen mußten, wie Žižka ihren Gutsherrn Černin in Stücke hauen ließ.

Der Rhodiſerritter Zdenko I. von Waldſtein ſoll die Vertheidigung von Arnau geleitet haben, [16]) an der auch die Kreuzherren von Trautenau thätigen Antheil genommen haben mögen. Die Huſſiten hatten ihnen das Spital und die Kirche zu Alt-Trautenau, welche ihnen 1313 Johann von Wartenberg errichtet hatte, verbrannt und ſo warfen ſie ſich wahrſcheinlich von Trautenau in das nahe wohlbefeſtigte Arnau. Dies iſt um ſo mehr anzunehmen, als Trautenau, Königinhof und Jaromič ſeit 1421 und noch 1434 unter die Orte gehörten, die es mit den Huſſiten hielten. [17])

Jedenfalls waren die Arnauer nicht ohne kriegserfahrene Anführer und Genoſſen; wie hätten ſie ſonſt einem ſo gefürchteten und ſieggewohnten Feinde widerſtanden! [18]) [19])

Das kleine Kloſter zu Mönchsdorf ſoll ſchon im 13. Jahrhunderte beſtanden haben und dem heiligen Prokop gewidmet geweſen ſein. Es war eine der vier dem berühmten Ciſtercienſerſtifte Opatowic unterworfenen Präpoſituren. [20])

Die Zugehörungen desſelben: den Grundbeſitz in der Nähe von Arnau, die Dörfer Slemen, zwei Zdernic, Kunčic, Lhota und in Borowic drei Unterthanen ſammt Wäldern, Bächen, Zinſen u. ſ. f. verſchrieb Kaiſer Sigismund zugleich mit den zum Kloſter Opatowic gehörig geweſenen Dörfern Ciſta und Kalna 1436 dem Kruſſina von Lichtenburg (offenbar dem Hynek, der damals Arnau beſaß) um 800 Schock Prager Groſchen. [21])

In der Kirche zu Kalna befanden ſich noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ein Marienbild und eine Glocke angeblich aus dem Mönchsdorfer Kloſter. [22]) Merkwürdiger Weiſe thun weder die Arnauer Gedenkbücher noch ſonſtige Akten des Rathsarchives der für die Stadt ſo rühmlichen Belagerung durch die Huſſiten Erwähnung; dagegen erhielt ſich die Erinnerung an das Kloſter zu Mönchsdorf durch vier Jahrhunderte und bis zum heutigen Tage, wozu freilich ſchon der Name der Ortſchaft beitrug. Die heutige Gutsmuthsbrücke führte bis ins 18te Jahrhundert den Namen: „Kloſterbrücke“ und die Arnauer Contractenbücher ſprechen häufig von Grundſtücken ober- und niederwärts der Kloſterbrücke.

Seit jenem unglücklichen Kampfe bei Horic verſchwindet der Name der Turgauer aus der Geſchichte. Sie ſollen gleich ſo vielen andern edlen Geſchlechtern

---

16) Czerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteiniana 1673.

17) Bartoss. bei Dobner Monum. I. — vergl. Balbin Epitome p. 321, der nur darin Recht hat, daß die Kreuzherren nicht loci domini in Arnau waren. Siehe auch über die Kreuzherren Dobner Urkunden p. 236 und Balb. Boëmia sancta.

18) Balbin. Misc. III. p. 90 ſagt: Summa est arcis illius gloria, quod a Ziska, tam felici alias duce, maximis viribus oppugnata, expugnari non potuerit. Die Belagerung ſetzt er hier auf den 3. oder 6. Jäner, in Boëm. sancta aber richtiger auf den 5. März. So auch Rohn (Art. Arnau) v. 1777.

19) Das Schloß wurde 1835 in eine Maſchinenpapierfabrik umgewandelt. Bei dem durch eine Feuersbrunſt veranlaßten Umbau derſelben fand man im Jahre 1860 an der Stelle des ehemaligen Wallgrabens in einer Tiefe von 27 Fuß ſteinerne Kugeln, Streitäxte u.dgl., welche aus dem 15. Jahrhunderte, ſomit wahrſcheinlich von der Belagerung von 1424 herrühren.

20) Dobner Monum. IV.

21) Palacký: Archiv český. E. J. Registra zápisův. Nr. 221.— Balbin. Misc. p. 156 behauptet: Mönchsdorf habe zu dem Münchengrätzer Kloſter, das nach Dobner ein Benediktinerſtift war, gehört; allein Dobner, aus deſſen Monum. Obiges entlehnt iſt, ſchöpfte aus den Mittheilungen des Opatowicer Abtes Neplacho. — Nebſt Mönchsdorf waren nämlich noch Präpoſituren Griſſau 1240 geſtiftet von Heinrich dem Frommen, Herzog von Schleſien und Polen, dann Neumark und Wahlſtadt in Schleſien, beide geſtiftet von der h. Hedwig, Herzogin von Schleſien. Opatowic wurde 1425 von den Huſſiten verbrannt und die meiſten Mönche grauſam ermordet. Der Abt mit Wenigen rettete ſich nach Neumark, wo er und ſeine Nachfolger noch bis 1537 den Titel: Erzäbte von Opatowic“ führten.

22) Arnauer Kirchengedenkbuch und Schallers Topographie.

wegen des noch fortwährenden Religionskrieges ins Ausland gezogen sein. Nicht einmal ein Leichenstein in der wahrscheinlich von ihnen gestifteten Kirche in Arnau spricht von ihrem Leben und Wirken zu den Nachkommen, bei welchen ihr Andenken längst erloschen ist und aus wenigen Urkunden, wie verblichene Züge von Urahnen, den Geschichtsforscher anblickt. Möglich, daß die im Lande gestorbenen Herren von Turgau ihre Ruhestätte zu Gradlitz oder gleich Vielen des benachbarten Adels in der 1356 von Arnest von Pardubitz gestifteten und 1421 von den Taboriten zerstörten Augustiner-Klosterkirche unserer lieben Frau in Jaromir — eine der prachtvollsten des Landes — gefunden haben. [23])

Wie viel des Ungemachs Arnau während des weitern Verlaufes des Hussitenkrieges erlitten hat, läßt sich wegen Mangels schriftlicher Nachrichten nicht erweisen. Die Kriegsfurie wandte sich häufig nach andern Gegenden, doch streiften die Züge der Schlesier, welche 1425 die Gegend von Nachod bis Trautenau verheerten, — jene der Hussiten, von denen 1427 eine Abtheilung über die Lausitz nach Schlesien und von da beutebeladen über Trautenau nach Böhmen, eine andere von Königgrätz bis über Königinhof vordrang, endlich der Zug der Hussiten nach Landshut i. J. 1430 theils an, theils sogar durch das Gebiet von Arnau.

Die Arnauer theilten daher gewiß die allmälig selbst unter den Utraquisten überhand nehmende Sehnsucht nach Frieden, welcher denn auch nach langen Verhandlungen, nachdem gegen Ende 1433 die Basler Compactaten waren bekannt gemacht und vom größern Theile der böhmischen Nation angenommen worden, und nach der im nächsten Jahre erfolgten Vernichtung der hussitischen Hauptmacht durch den böhmischen Adel — endlich in dem verödeten und verarmten Lande verkündiget wurde und die allgemeine Anerkennung Sigismunds als König von Böhmen zur Folge hatte.

Arnau hatte während dieser Periode mehrmals seine Besitzer gewechselt. Zunächst wird als solcher ein Glied des altberühmten Geschlechtes der Herren von Hasenburg (Zajicowe z Hazmburku) genannt, welche in Böhmen das Erbtruchseßamt bekleideten und durch großen Besitz und hohe Staatswürden hervorragten. Ihre Grabstätte hatten sie in dem von ihnen gestifteten Kloster Ostrow, [24]) in dessen Büchern beim Ableben des Oberstlandrichters Nikolaus Zajic von Hasenburg und Kost bemerkt wird, daß er seiner Gemahlin Elisska von Koldic zu ihrer Abfertigung sein Gut vermacht habe und daß dessen unter andern Zeuge gewesen Ulrich von Waldek und auf Arnau (Oldřich z Waldeka na Hostinnicých Zajicz). [25])

Beigefügt ist: „a to se dalo 1425“ (und dies wurde gegeben 1425). — Da aber der genannte Oberstlandrichter in der Schlacht bei Prag fiel, [26]) kann sich die Jahreszahl 1425 wohl nur auf die Herausgabe der Abfertigung beziehen, und es müßte also die Herrschaft des Ulrich über Arnau schon in das Jahr 1420 oder noch früher fallen, was auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

1433 erscheint in einer Schuldverschreibung des Johann von Chotènic Johann von Lichtenburg auf Schloß Aderspach und Arnau als Zeuge, ohne Zweifel derselbe, dessen bereits oben mehrmals erwähnt wurde. [27])

Im folgenden Jahre wird in einer Urkunde, worin Jaroslaw von Hasenburg seiner Gemahlin die Mitgift (wěno) verschreibt, als dazu seine Einwilligung gebend Ulrich von Waldek auf Arnau gesessen (Oldřich z Waldeka seděním v Hostinnicych) angeführt. Der zweimalige Besitz Ulrichs dürfte wohl nur ein Pfandbesitz gewesen sein. Die böhmische Lehentafel kennt ihn nicht.

---

23) Bienenberg Alterth. III.
24) Czerwenka Gloria et splendor.
25) Paprocky Diadochos von 1602.
26) Palacký dějiny české.
27) Bienenberg Alterth. II. p. 7 und Paprocky de statu domin. p. 367.

Nach dem Huſſitenkriege finden wir wieder den Hynek Kruſſina von Lichtenburg und Kumburg im Beſitze von Arnau, welches 1437 zum erſtenmal als königliches Erblehen (hereditas omagialis) und zwar mit folgenden Beſtandtheilen in der böhmiſchen Landtafel erſcheint: [28])

Die Stadt mit der Veſte, beſtifteten Häuſern (curiis araturarum), Wirthshäuſern, Kleinhäuslern (subsidibus), Mühlen und dem Kirchenpatronat; das ganze Dorf Hermanſeifen mit ſeinen Bauernhöfen und dem Kirchenpatronat; das ganze Dorf Lauterwaſſer; das ganze Dorf Proſeczna (Proſchwitz); mehrere Bauernhöfe in Arnsdorf; alle dazu gehörigen Wälder, Flüſſe und Freiheiten.

In dieſem Umfange ging das adelige Erblehen auf alle folgenden Beſitzer von Arnau über, bis das Ganze wieder allod wurde. Hynek war zwar noch immer eifriger Kalixtiner, hatte ſich aber — wie oben erwähnt — ſchon 1421 mit den Huſſiten überworfen und war in die Dienſte Sigismunds getreten, für deſſen Sache er auch ſeitdem (z. B. am 11. März 1429 mit den Königgrätzern) gekämpft hatte.

Sigismund unterließ nicht, ſobald er in Böhmen zur Macht gelangt war, die Dienſte Hyneks zu belohnen. Er verpfändete ihm 1436 (wie erwähnt) mehrere Kloſtergüter in der Nähe von Arnau und 1437 um 2000 Schock Städtchen und Herrſchaft Miletin, [29]) verlieh ihm nach dem Tode des Johann Koſſik von Lompnicz die Burg Lomnitz und das Städtchen Alt-Lomnitz mit den dazu gehörigen Dörfern, dann Antheile an der Burg Rychenburg u. a. m. [30]) Nebſtdem beſaß Hynek auch die Herrſchaft und Veſte Kumburg und das Schloß Adersbach. [31]) Die Gelegenheit zu der bedeutendſten Erwerbung bot ſich ihm, als er nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ſich mit Anna von Koldicz, der Witwe des 1435 verſtorbenen Herrn Pota von Czaſtalowic, vermählte.

Pota hatte für ſeine treuen und ausgezeichneten Dienſte von Kaiſer Sigismund nach dem Tode des gegen die Huſſiten kinderlos gefallenen Herzogs von Münſterberg das Fürſtenthum Münſterberg und die Herrſchaften Albrechtic und Pottenſtein, ſpäter Glaz, Landek, Hawelswerd, Frankenſtein, Wünſchelburg und das Kloſter Kamenec in Pfandbeſitz erhalten, und hinterließ bei ſeinem Tode nur einige Töchter, von deren Vormündern Hynek Kruſſina nun alle dieſe Güter kaufte. [32])

Der Beſitz ſo vieler großen Herſchaften und ſeine politiſche Stellung machten Herrn Hynek zu einem der hervorragendſten Barone des Landes. Als ſolcher intervenirte er auf dem Landtage zu Caslau 1441 zu Gunſten des unruhigen Johann Kolda von Zampach, Herrn auf Nachod; auch der Geleitsbrief König Friedrichs vom 12. Febr. 1447 zählt ihn unter den Vornehmſten auf, welche als Vertreter des Königreichs zu dem großen Tage in Wien (Michaeli 1447) abgeordnet wurden, um zur Herſtellung von Ruhe und Ordnung im Lande mitzuwirken.

Der Friede von 1436 war nämlich keineswegs eine Wahrheit geworden. Einerſeits wurden die Zuſicherungen des Basler Concils nur unvollkommen erfüllt, andererſeits war das Land noch immer in religiöſe Parteien zerriſſen, die ſich gegenſeitig mit Groll und Mißtrauen beobachteten. Dazu kam das frühzeitige Abſterben Albrechts II. (1439) und eine Fluth von Streitigkeiten über die Perſon ſeines Nachfolgers, wobei Jeder ſeine Anſicht mit Worten und Waffen zu verfechten bemüht war. Man einigte ſich wohl endlich in der Anerkennung des nachgebornen Ladislaus und in der Wahl zweier Reichsverweſer, aber dem

---

28) Lehentafel tom. 61. p. 274.
29) Archiv český Nro. 220.
30) Lehentafel tom. 15 Fol. 36 und Archiv český Nro. 222 Lehnt. tom. 16 Fol. 21 und tom. 23 p. 179.
31) Palacky Geſchichte IV. 1. Abtheilung. p. 177.
32) Ibid. p. 350.

neuerdings erwachten gesetzlosen Zustande des Landes und den unzähligen Privatfehden konnten auch die Reichsverweser nicht abhelfen.

Hynek Kruſſina von Lichtenburg gehörte auch unter Diejenigen, welche ihre Waffen nicht müſſig in der Rüſtkammer verroſten ließen.

Vorzüglich waren es Perſonen und Sachen der Familie Czaſtalowic, die ihm Stoff zu Streit und Hader gaben. Einer von den Mannen des Breslauer Biſchofs, Sigmund von Reichenau, hatte eine der nach Herrn Puta von Czaſtalowic hinterbliebenen Töchter geraubt und ihr Gewalt angethan. Hynek von Lichtenburg, ihr Stiefvater, fiel deshalb 1441 in Schleſien ein und quälte die Bewohner, bis mit Hilfe des Biſchofs der Verbrecher zur Strafe gezogen wurde.[33])

Bald nachdem Hynek den Schimpf ſeines Hauſes gerächt hatte, erhob ſich in ſeiner eigenen Familie Krieg. Eine von Puta's hinterlaſſenen Töchtern — Katharina — that Einſpruch dagegen, daß Hynek die Güter ihres verſtorbenen Vaters gekauft hatte, und Wilhelm Herzog von Troppau, Gemahl der Salome, einer andern Tochter Puta's, wurde 1443 ſogar als Herr im Fürſtenthum Münſterberg anerkannt. Hynek unternahm daher viele Feld- und Raubzüge nach Schleſien, die den Bewohnern endlich ſo läſtig wurden, daß mehrere Fürſten und Städte Schleſiens 1447 Geld zuſammenſchoßen und nebſt andern Burgen, von denen herab ſie beſchädigt und beraubt wurden, z. B. Schatzlar und Skal, auch das dem Hynek gehörige Schloß Adersbach kauften und von Grund aus zerſtörten.[34]) Die Arnauer mögen daher auch unter der Herrſchaft Hyneks das Waffenhandwerk nicht verlernt haben; gab es ja doch ſelbſt in nächſter Nähe Anlaß zu Streit und Klagen. 1437 klagte Hynek den Peter Czuch von Nawarow und auf Langenau wegen des Schadens, den ihm dieſer auf ſeinem Erbgute Arnau durch Nichtzahlung einer Schuld und durch Verjagung von Leuten zugefügt hatte und den Hynek auf 300 Mark Silber ſchätzte.[35]) Und wie viele Fehden und Bedrückungen, beſonders des Bürgers und des Landmannes, mögen in der langen Periode von 1419 bis 1454, in welcher der Janustempel immer offen ſtand, und die Gerichtshöfe faſt immer geſchloſſen waren, vorgefallen ſein, deren kein Geſchichtsſchreiber erwähnt, da ſich dergleichen bürgerliches Elend in unruhigen Zeiten von ſelbſt verſteht.

Hynek hatte 1437 ſeiner erſten Gemahlin Anna von Haſenburg auf den Lehen von Arnau die Summe von 200 Schock Prager Groſchen als eine Vermehrung jenes Heiratsgutes von 1000 Schock eintragen laſſen, das er ihr bereits auf ſeinen frei eigenthümlichen Gütern landtäflich verſichert hatte.[36])

1446 verpfändete er der Anna von Czaſtalowic, Tochter des verſtorbenen Puotho von Czaſtalowic, für eine Schuldforderung von 1000 Schock die Stadt Arnau und die übrigen Lehengüter dabei[37]) und löſte dieſes Pfand zeitlebens nicht wieder ein; Anna von Czaſtalowic verſchuldete aber dieſe Güter wieder, indem ſie dieſelben für eine Schuld von 1000 Schock ſchon 1446 ihrer Mutter Anna von Coldicz und dem Haſſek von Waldſtein und Welhš, — 1452 für 1000 Schock ihrer genannten Mutter und dem Przibiko genannt Zybrzyd von Moſtek und für 500 Schock ihrem Gemahle Ulrich von Haſenburg als Hypothek beſtellte.[38])

Hynek Kruſſina von Lichtenburg ſtarb 1454.[39]) Er hatte noch kurz vor ſeinem Tode ſeiner zweiten Gemahlin Anna von Coldicz auf die Forderung von

---

33) Palacky Geſchichte IV. 1. Abtheilung p. 63.
34) Ibid. p. 350 und p. 177.
35) Lehentafel tom. 19 p. 225.
36) Ibid. tom. 61 p. 274.
37) Ibid. tom. 61 p. 348.
38) Ibid. tom. 25 Fol. 10. 23. und 25.
39) Ibid. tom. 16 Fol. 21.

9600 Schock, welche für ihn auf Burg und Stadt Kladsko, dann auf Burg und Stadt Frankstein haftete, einen Betrag von 3100 Schock als Mitgift angewiesen. [40]) — Nach seinem Tode beeilte sich sein Sohn erster Ehe, Wilhelm Krussina von Lichtenburg, die Lehengüter Arnau, Hermanseifen u. s. w. von der Pfandinhaberin Anna von Czastalowic wieder einzulösen. [41]) Derselbe erhielt zwar nebst andern Gütern auch von König Ladislaus 1454 in der Nähe von Arnau das Zugehör zum Gerichte in Mohren (omne jus quod competit in judicatu, vulgariter Richta in Jawornik), bestehend in verschiedenen Grundstücken in Wernsdorf, Kottwitz und Ketzelsdorf; [42]) — dennoch verkaufte er noch im nämlichen Jahre Arnau und die dazu gehörigen Dörfer um 1300 Schock an seine Stiefmutter Anna von Coldicz, [43]) und alle aus dem Nachlasse des Puta von Czastalowic herrührenden Güter um die Pfandsumme von 23.400 Schock an Herrn Georg von Podèbrad. [44])

Die Herren von Koldicze (Coldicz) waren zwar aus meißnischem Stamme entsprossen, aber schon vor längerer Zeit in Böhmen eingewandert, wo sie durch mehrere Jahrhunderte zu den vornehmen Familien des Landes zählten und in der Geschichte jener Zeiten sehr häufig und rühmlich genannt werden. Ein Thimo von Coldicz stand bei den Königen Johann und Karl in hohen Aemtern und Würden, und derselbe oder ein gleichnamiger war Bischof von Meißen, Rath König Wenzels IV. und einer von dessen Bevollmächtigten auf dem Concil zu Pisa.

Albert von Coldicz, der Vater unserer Anna, erscheint schon 1407 als Hoflehenrichter von Böhmen, als welcher er auch noch 1437 dem Gerichte, das König Sigismund auf dem Prager Schlosse hielt, beiwohnte. [45]) Während des Hussitenkrieges hielt er unerschütterlich treu zum Katholicismus und zur königlichen Partei, — als königlicher Vogt der obern Lausitz (oder wie man damals sagte: der Sechsstädte) schlug er im Verein mit Hans von Polensk, dem Vogte der Niederlausitz, am 11. November 1428 bei Reichenberg die Waisen, welche, um Proviant zu holen, ins Zittauer Gebiet eingedrungen waren; [46]) dafür verbrannten die Hussiten 1430 seinen Stammsitz Coldicz in Meißen, so wie sie auch schon seine Besitzungen in Böhmen, Bilin und Krupka sammt dem umliegenden Gebiet, verwüstet hatten. [47]) Noch 1442 auf dem großen Landtage in Prag erschien er als einer der drei Gesandten der Königin Elisabeth, Witwe Kaiser Albrechts II., um für die Rechte der Königin und ihres unmündigen Sohnes Ladislaus seine Stimme zu erheben. Er starb 1448. [48]) Anna von Coldicz verpfändete ihre Lehengüter Arnau, Hermanseifen, Lauterwasser, Proschwitz und Arnsdorf 1454 für 1300 Schock ihrer Mutter Anna von Zaydow und von Coldicz und ihren Töchtern Salome, Anna, Katharina, Euphemia und Regina. [49]) Im selben Jahre erhob sie auch Ansprüche auf die böhmischen Besitzungen ihres Vaters als dessen nicht abgefertigte Erbin und wurde 1456 rücksichtlich derselben von ihrem Vetter Hanus von Coldicz befriedigt. [50])

Im Gedächtnisse der Arnauer verdient Anna vorzüglich wegen der unter ihrer Mitwirkung stattgefundenen Spitalstiftung erhalten zu werden. Zu ihrer

---

40) Arch. česk. II. Band. Registr. zap. Nro. 576.
41) Lehentafel tom. 61 p. 348.
42) Ibid. tom. 26 p. 86.
43) Ibid. tom. 22 p. 49 und tom. 61 p. 404.
44) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 350.
45) Bartoss. Chron.
46) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 221 und III. p. 469.
47) Balbin. Epit. IV. p. 475.
48) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 72 und 221.
49) Lehentafel tom. 61 p. 405.
50) Ibid. tom. 22 p. 45 und 118 tom. 61 p. 416.

Zeit baute nämlich ein böhmischer Edelmann Lewa von Czierekwicz vor dem Niederthore der Stadt Arnau ein Spital. Mit Stiftungsurkunde [51]) von 1458 Montag vor Mariä Himmelfahrt dotirte er dasselbe mit einem aus seinen Gutsrenten (s komornicho) zu zahlenden jährlichen Beitrage von zwölf Schock und empfahl den Bürgermeistern, Räthen und der Gemeinde von Arnau die Stiftung aufrecht zu erhalten und im Spital armen, nothleidenden und mühseligen Leuten den Unterhalt zu geben. Er selbst versprach das Spital zu schützen und zu schirmen, seine Söhne Jan Gessek und Burian aber verbanden sich zur ungetheilten Hand, diese Stiftung ihres Vaters und die Verbindlichkeiten desselben nach seinem Tode im ganzen Umfange aufrecht zu halten.

Anna von Coldicz als Erbfrau der Stadt und Herrschaft Arnau gab mit Urkunde [52]) dd. 1458 Mittwoch vor Lichtmeß zu dieser „nothwendigen, ehrbaren und nützlichen" Stiftung, nachdem auch „die königliche Majestät (König Georg von Podèbrad) dieses Spital beschenkt habe (obdarowal)", wie der königliche Majestätsbrief ausweise, [53]) ihre Einwilligung und befreite das Spital, seine gegenwärtigen Einkünfte und seine künftigen Erwerbungen von allen Abgaben an die Herrschaft, in ihrem Namen und im Namen aller Herrschaftsnachfolger.

Als Zeugen erscheinen in dieser Urkunde die Schwiegersöhne (zieti) der Anna von Coldicz: die Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg, dann Wilhelm Krussina von Lichtenburg und Kumburg, Niklas Zilwar von Brziecztein [54]) u. a. Welche Motive den böhmischen Edelmann bestimmt haben, diese wohlthätige Stiftung in einem deutschen Orte zu errichten, ist nirgends ersichtlich. Das Spital hatte sich auch in der Folge mancher Vermehrungen seines Vermögens durch fromme Leute zu erfreuen. So ließ der alte Hans Zylwar von Altbuch 1494 demselben durch Johann Kozitt von Kotwitz zehn Schock Groschen geben mit der Widmung, dieselben auf Zins auszuleihen und damit armen Leuten und armen Schülern zu helfen. Ein Herr Pocke schenkte 1483 von seinen zwei Gärten den obern dem Spital vor dem Niederthor. [55]) Anna von Coldicz starb 1467 den Sonntag vor Mariä Reinigung und wurde in der Stadtkirche vor dem Hochaltar begraben, woselbst bis vor wenigen Jahren der große ganz schmucklose Grabstein mit folgender Umschrift zu sehen war: „Añ domini millesimo CCCCLXVII. pso (ipso) doico (dominico) festo purificationis Marie pxio (proximo) obiit genrosa dña (domina) Aña d'Coldicz hedissa (heredissa) hujus civitatis." [56])

Anna's hinterbliebene Töchter: Frau Anna von Czastalowic, Frau Euphemia und Jungfrau Regina von Lichtenburg ließen sich durch die Lehentafel in die mütterlichen Erbgüter einführen, verkauften aber gemeinschaftlich mit der Schwester Salome Fürstin von Troppau noch im nämlichen Jahre (1467) die Güter mit königlicher Bewilligung an die Brüder Ulrich und Johann von Hasenburg und Kost um 2000 Schock böhmische Groschen. [57])

Diese Herren waren, wie berichtet wird, [58]) die Söhne Nikolaus des II. von Hasenburg, der nach dem kinderlosen Ableben Zbyniecks von Hasenburg die Herrschaft

---

51) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.
52) Ibidem.
53) Dieser ist nicht mehr vorhanden.
54) Brekstein, später Silberstein genannt, die Ruinen des Schlosses stehen bei Jungbuch.
55) Arnauer Stadtbuch von 1478 Fol. 9 und 12.
56) Bei der Erneuerung des Pflasters vor dem Hochaltar 1862 wurde dieser Grabstein leider vernichtet.
57) Lehentafel tom. 61 p. 405 juxta; dann tom. 5 p. 245 und 246.
58) Bienenberg Alterthümer I. Stück.

Hasenburg erbte und bei seinem Tode diese Herrschaft dem erstgeborenen Sohne Johann, dem jüngern, Ulrich, aber die Herrschaften Kost und Gradlitz hinterließ. [59])

Beide Brüder hatten Töchter der Anna von Colbicz aus der ersten Ehe mit Puta von Czastolowic zu Gemahlinen, Ulrich die älteste: Anna, Johann die jüngere, Katharina. [60]) Letztere scheint aber 1467 nicht mehr am Leben gewesen zu sein, da ihrer beim Verkaufe von Arnau nicht mehr erwähnt wird.

Auf der Herrschaft Gradlitz, bestehend in der Veste Gradlitz (castrum hradisstie olim dictum Hermanni Chustnik) und den Dörfern Gradlitz, Kokotowicz, Wlczkowicz, Kladrub u. s. w., ließ Ulrich 1459 mit König Georgs Bewilligung die Heiratsansprüche seiner Gemahlin per 1000 Schock eintragen. [61])

Beide Brüder waren treue Vasallen der Könige Sigismund, Albrecht und Ladislaus gewesen. Ulrich war unter jenen Herren, welche 1454 nach Breslau abgeordnet wurden, um aus Anlaß der Thronbesteigung des Königs Ladislaus die Huldigung der Breslauer entgegen zu nehmen. [62]) Johann Zajic von Kost wurde 1454 Hoflehenrichter [63]) und war Mitglied jener wichtigen Commission, welcher — nachdem die Lehentafel viele Jahre geschlossen war — die Prüfung aller seit König Wenzels Tod über Güterabtretungen geschlossenen Verträge und deren Einverleibung in die öffentlichen Bücher anvertraut war.

Die Verdienste der beiden Brüder waren von König Ladislaus durch die Verleihung vieler Güter belohnt worden, womit diese ihren an sich schon bedeutenden Hausbesitz vermehrten. [64])

So wünschenswerth es für die Arnauer zu jeder andern Zeit gewesen wäre, unter dem Schutze eines so mächtigen Geschlechtes zu stehen, so brachte doch die Stellung, welche die Hasenburge eben zur Zeit, als sie Arnau erwarben, gegenüber dem Könige Georg von Podèbrad genommen hatten, für unsere Stadt viel Mißliches. Der Hoflehenrichter Johann von Hasenburg (und wahrscheinlich auch sein Bruder Ulrich) war mit dem Oberstlandrichter Zbynèk von Hasenburg noch 1458 auf jenem Landtage in Prag gegenwärtig, auf welchem — am 2. März — Georg von Podèbrad zum Könige von Böhmen gewählt wurde; im folgenden Jahre wohnte er der Zusammenkunft des Königs in Eger mit dem Markgrafen Albrecht und dem Pfalzgrafen Friedrich bei und war auch 1461 im königlichen Heere, welches gegen den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg in die Lausitz zog. [65])

Bald hierauf aber entstand jene unter dem Namen des Herrenbundes bekannte Vereinigung böhmischer, besonders katholischer Barone, welchen das utraquistische Bekenntniß Georgs und die Neuerungen in der Regierung, durch die sie ihre Rechte und Freiheiten geschmälert erachteten, den Anlaß boten, sich gegen den König aufzulehnen.

An der Spitze dieses Bundes standen der Breslauer Bischof Jost von Rosenberg, Herr Zdeněk von Sternberg und die Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg. Die letztern fehlten daher schon bei dem außerordentlichen Hoflager, welches der König im August 1462 in Prag hielt. Die Pest, welche im Herbste 1463 und im August und September 1464 in Böhmen wüthete, erhöhte noch

---

59) Ist dieses richtig, so sind doch die bei Bienenberg angegebenen Jahreszahlen (der Tod Zbynels 1463, der Tod des Nikolaus 1470) irrig, da Ulrich schon 1459 Gradlitz besaß.

60) Archiv český. Reg. zápis. Nro. 219.

61) Lehentafel tom. 5 p. 49.

62) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung. p. 350.

63) Lehentafel tom. 15 Fol. 38 v.

64) Johann besaß auch die Lehen Veste und Hof Nawarow mit mehreren Bauernhöfen in Laugenau, dann mit den Dörfern Gessény und Stanow, welche Lehen Johanka, die letzte Erbin nach ihrem Vater Peter Czuch von Zarada und Nawarow 1452 an Georg von Podèbrad um 1200 Schock und dieser um 1000 Schock an Nikolaus von Hasenburg (Johann's Vater) verkauft hatte. — Ibid. tom. 61 p. 376 und 377.

65) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 28 87. und 195.

die Unzufriedenheit der Bündler, da das Ableben so vieler Güterbesitzer dem Könige vielfache Gelegenheit verschaffte, seine Macht zu vergrößern.

Die Erbitterung sprach sich zunächst in den heftigen Debatten des Prager Landtages vom Februar 1465 aus, an denen sich Ulrich von Hasenburg wesentlich betheiligte; auf dem großen Landtage im September desselben Jahres erkühnten sich die Mißvergnügten — die beiden Herren von Hasenburg auch diesmal an der Spitze — den König wegen seiner Regierungsmaßregeln zur Verantwortung zu ziehen. Darüber entstand auf dem Landtage selbst eine große Spaltung, indem andere Herren, der Ritterstand und die Städte zu Georg hielten. Dagegen fand der Herrenbund Stütze an Kaiser und Papst. Letzterer — Papst Paul II. — lud den König vor sich, that ihn, als er nicht erschien, in den Bann, entband die Unterthanen des Gehorsams gegen ihn und forderte den ungarischen König Mathias zum Kriege wider die ketzerischen Böhmen auf. Während Mathias von den Türken noch im Schach gehalten wurde, entbrannte der Krieg bereits in Böhmen und Schlesien, und die Brüder Hasenburg, welche im Felde wie bei den Berathungen, die unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten in Breslau stattfanden, gegen König Georg äußerst thätig waren, mußten es dagegen geschehen lassen, daß dieser indessen viele ihrer Schlösser berannte und noch vor Schluß des Jahres 1467 drei derselben: Wrestiow, Chwatěrub und Frimburg eroberte.

Im nächsten April zog auch König Mathias gegen Georg ins Feld. Ulrich von Hasenburg, damals Verweser der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, verabredete in Breslau mit andern Verwesern schlesischer Fürstenthümer eine Diversion zu Gunsten des Mathias und berannte Bolkenhayn. Im folgenden Jahre waren Ulrich und Johann unter den böhmischen Herren, welche zu Olmütz den Mathias zum Könige von Böhmen wählten (3. Mai 1469), worauf Mathias bei Besetzung der böhmischen Landesämter den Johann von Hasenburg zum obersten Kanzler und den Ulrich zum Oberstlandrichter ernannte. Im selben Jahre wurde Johann von Mathias an den polnischen König Kasimir entsendet, um diesen (der ein näheres Anrecht auf die böhmische Krone zu haben vermeinte) wegen der Olmützer Wahl zu besänftigen.

Die Hasenburge geriethen aber bald ins Gedränge. König Georg belagerte ihre Schlösser Osek, Budin, Skal, Nawarow, Trosky und Kost mit großer Truppenmacht. Mathias befahl den Lausitzern nachdrücklich, zur Rettung dieser Schlösser in Böhmen einzurücken; sein Feldherr Franz von Hag, der das Kloster Braunau besetzt hielt, berief zu gleichem Zwecke die Schlesier. Dies hinderte aber nicht, daß Georg den Hasenburgern die Schlösser Engelhaus und Skal wegnahm; bei Budin lief Johann sogar große Gefahr, sammt seiner Familie gefangen zu werden. Es stand zu fürchten, daß auch ihre übrigen Besitzungen, darunter Arnau, in die Gewalt Georgs gerathen würden, dessen Waffen nun fast allenthalben siegten. Es ist auch die Frage, ob Arnau und seine Umgebung nicht zu gleicher Zeit von den Söldnern des Franz von Hag zu leiden hatten, welche die Städte Jaromiř, Königinhof und die Gegend bis Jičin mit Plünderung und Brandschatzung heimsuchten, und (wie sie im Braunauer Kloster zeigten), zwischen Freund und Feind nicht sehr sorgfältig unterschieden.

Eben damals scheint auch der Stern der Gebrüder Hasenburg bei König Mathias im Sinken gewesen zu sein, denn Mathias enthob auf die Klagen der Schlesier den Ulrich von Hasenburg der Hauptmannschaft über die Länder Schweidnitz und Jauer.

Die Brüder Hasenburg traten daher mit König Georg in einen einjährigen Frieden und retteten dadurch ihre Schlösser;[66] ohne Zweifel hätten sie sich später mit ihm ganz ausgesöhnt; da starb Georg — 22. März 1471.— Ulrich von

66) Trosky und Engelhaus liegen aber seit jenen Tagen in Trümmern.

Hasenburg folgte ihm noch vor 1474 im Tode, Johann aber lebte als treuer Vasall König Wladislaws noch 1487, in welchem Jahre ihm dieser König die Herrschaft Rokytnicz verlieh.[67]) Er hatte die Herrschaft Gradlitz schon 1473 an Peter von Nemyczew und Wesele[68]) — die Stadt Arnau und die dazu gehögen Dörfer um 1500 Schock Prager Groschen, dann das Lehen, Veste und Hof Nawarow, mehrere Bauernhöfe in Langenau, die Hämmer daselbst (s hamri), Bauernhöfe in Gessenj und das Dorf Tanow alias Stanow um 500 Sch. Gr. im Jahre 1474 dem Aleš von Schanow und dessen Erben verkauft, — die letztern Güter nicht ohne Einsprache der noch lebenden Töchter des Puta von Czastalowic: Salome, Witwe des Fürsten Wilhelm von Troppau, und Anna, Witwe des Ulrich von Hasenburg, welche jede den vierten Theil der verkauften Lehengüter beanspruchten.[69]) Von dem Wirken der Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg bezüglich der Stadt und Güter von Arnau ist uns sonst keine Kunde geworden.

Aleš (Alsso) von Schanow, dessen Geschlecht und Wappen für sehr alt erklärt wird,[70]) besaß außer Arnau und Nawarow auch die Veste und das Städtchen Lomnitz (Lompnicz) sammt mehreren Dörfern, die ihm König Ladislaus um seiner Verdienste willen 1457 geschenkt hatte.[71]) 1482 kaufte er von dem Besitzer von Gradlitz Johann Dubek von Hustirzan dessen freie Erbgüter in Groß-Selcz.[72])

Mit seinen Besitznachbarn gerieth er mehrfach in Streit. Er klagte (1485) den Hermann von Lichtenburg wegen widerrechtlichen Besitzes der Lehengüter Nawarow, Stanow u. s. w.[73]) Anderseits wurde er von Hynek von Waldstein und von Stiepanicz (1488) auf Schadenersatz geklagt, weil er Eisengruben auf dessen Grund und Boden im Dorfe Hertwikowicz (Witkowic?) seit vielen Jahren schon benützte, obschon diese Grundstücke sammt den Eisenerzen dem Hynek vom Könige waren zugesprochen worden. Der Schaden wurde auf 800 Mark Silber geschätzt und Hynek gewann den Prozeß, da er nachwies, daß er wegen der Eisenerze schon vor 15 Jahren mit Peter Czuch, damaligem Herrn von Nawarow, einen Vertrag geschlossen hatte.[74])

Im folgenden Jahre verkaufte Aleš von Sjanow die Lehen Nawarow, Stanow und Gessenj mit allen Rechten, wie sie einst Wilhelm Krussina von Lichtenburg besessen hatte, um 200 Schock Gr. dem Raczko Czukr von Tonfeld.[75])

Aleš war zweimal vermält; zuerst mit Škonka von Lomnicz, dann mit Eliška von Trzebelicz. Der erstern, dann seinen Töchtern Magdalena und Anna, dem Johann von Hasenburg und Kost, seinem Bruder Johann von Sjanow und auf Gerzin und dem Ottiko von Borssicz allen in solidum verpfändete er für eine Schuld von 2000 Schock b. Gr. Arnau, Lauterwasser, Hermanseifen, Proseczna, Arnsdorf, Nawarow, Langenau, Gessenj und Stanow 1474.[76])

Die Schuld, offenbar der Kaufschilling dieser Güter, war zwar erst nach seinem Tode zu zahlen, doch erklärten sich schon 1481 die zwei Töchter und sein

---

67) Lehentafel tom. 17 Fol. 6.
68) Von diesem erbte sie 1480 sein Sohn Wenzel Cziecz, der seiner Gemalin Anna von Beneschow darauf 700 Schock pr. Groschen als Mitgift anwies. — Lehentafel tom. 61 p. 508 und 543.
69) Lehentafel tom. 61 p. 503 und 513, tom. 5 p. 317, tom. 61 p. 513 juxta.
70) Paprocky Diadochos.
71) Lehentafel tom. 16 Fol. 31 und tom. 23. p. 240.
72) Ibid. tom. 52 p. 177.
73) Ibid. tom. 19 p. 25 tom. 30 p. 72, tom. 40 p. 38.
74) Ibid. tom. 19 p. 332, tom. 21 p. 277.
75) Lehentafel tom. 6 p. 142.
76) Ibid. tom. 5 p. 331.

Bruder Johann mit ihren Forderungen befriedigt. [77]) Die erste Gemahlin starb schon 1475; ihr einfacher, großer Grabstein liegt unter andern vor der Vorhalle des Seiteneinganges der Kirche und trägt die zum Theil unleserliche Umschrift: [78])
Anno domi. millesimo CCCCLXXV° obiit genesa doia Ssconka z Lmpntz (Lompnicz) cois (conjux) . . . . .

1477 weist Aleš seiner zweiten Gemahlin Elška von Trzebelicz auf seinen adeligen Lehengütern Arnau, Hermanseifen, Lauterwasser, Proseczna und Arnsdorf 500 Schock b. Gr. oder 1000 Fr. ungarisch als Heirathsgut an. [79])

Um die Stadt Arnau erwarb sich Aleš von Ssanow ein besonderes Verdienst, indem er mit Urkunde [80]) dd. Montag nach Frohnleichnam 1477 „sein Bad in seiner Erbstadt Arnau sammt dem Zinse oder Erträgnisse, das von Alters her darauf ausgesetzt ist, den Bürgermeistern, Räthen und ganzen Gemeinde der Stadt Arnau auf ewige Zeiten mit der Bedingung schenkte, daß sie Seelenbäder [81]) den Armen alle Quatember wärmen und daß dem jeweiligen Pfarrer oder Kaplan bei hiesiger Kirche und den großen und kleinen Schülern das Recht zustehen soll, wöchentlich einmal gemeinschaftlich darin zu baden, wofür sie nichts zu zahlen, sondern im Bade ein Salve regina zu singen haben. Dagegen sollen weder die Bürger noch der von diesen aufgestellte Badmeister sein." — Als Zeugen dieser wohlthätigen Schenkung erscheinen Pokog von Kunwald, Kaspar von Kersdorf und Johann Zylwar von Pilnikau und Brzecztehn.

Das geschenkte Bad bestand nach dieser Urkunde schon von Alters her und muß ein geräumiges Vollbad gewesen sein.

Auch im Besitze der Bürger befanden sich damals Badstuben; so verkauften 1492 Johann und Wenzel Czikan ihr Haus sammt zwei Gärten und einer Badstube an Georg Wagener von „ebischin" (Wyschin), der diese Güter seiner Ehefrau Katharina von Wyschin übergab. [82])

Mit Urkunde [83]) dd. Montag nach St. Ambros 1484 theilen Bürgermeister und Rath von Königinhof den „vorsichtigen Männern aus Arnau, nämlich dem Anderle Zechmeister und Peter Meister des Bräuerhandwerks der Stadt Arnau" auf deren Bitten die Statuten der Königinhofer Bräuerzunft mit.

Außer den eben angeführten zwei Urkunden enthält das Arnauer Stadtarchiv aus der Zeit des Aleš auch ein mit dem Jahre 1477 beginnendes „Stadtbuch," in welches bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gerichtliche Verträge, Eheverlöbnisse und Testamente „umb großer sicherheit und befestigung willen" eingetragen wurden und welches daher über die Verhältnisse und Schicksale der Stadt mancherlei Aufschlüsse gibt. Nach diesem Stadtbuche erschien Aleš von Ssanow häufig auf dem Rathhause, um da mit zu Gericht zu sitzen; so heißt es z. B. 1487: „Do ist pauel kauffunger off dem Rothhawse vor unsern gnedigen hrn Alisch getretten vnd vor vns."

Merkwürdig genug erscheint gleich als erster Zeuge der strengen Justiz, die unser Aleš übte, der Bürgermeister von Arnau, Meister Johannes, welcher der Ausstellung eines unwahren ämtlichen Zeugisses überwiesen „umb der sachen willen vnd umb ander sachen willen 1477 dem erphern Hrn Alisch geteylit wartt, daz her were hals vnd gutt verfallen dem herrn."

---

77) Ibid. tom. 25 Fol. 47 v. juxta.
78) Lokal-Erhebung.
79) Lehentafel tom. 5 p. 359 und tom. 61 p. 530.
80) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.
81) Seelenbäder (laznie zadussnie) so wie Seelenmessen, Seelenglocken (zvon zadussi) sind Stiftungen zum Heil der Seele. Der deutsche Collectivname dafür und für alle Vermächtnisse an Kirchen und Klöster ist „Seelgeräth."
82) Arnauer Stadtbuch v. 1478 Fol. 18.
83) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

Noch 1491 und 1492 erscheint Aleš als Obrigkeit bei Häuserverkäufen gegenwärtig, 1493 (Mittwoch vor Andreas) wird aber seiner bereits als verstorben gedacht, indem es heißt: Johann Seyler hat gekawft das haus an der langen seiten herab von dem oberthor gelegen an der Ecken, das gewest ist pecze smiden und das her gekauft zu des Hrn gnode selig gedechtnisse vor 34 Schock usw. [84])

Aleš hatte zwar schon 1481 Nikolaus den jüngern von Horicz auf Peczka zum Vormund seiner Söhne und zum Curator aller seiner Güter auf den Fall seines Todes bestellt, diese Bestimmung aber 1482 wiederrufen. Es übernahm daher Dietrich von Schanow, ein Vetter des Aleš, die Vormundschaft über die Kinder zweiter Ehe des Erblassers, nämlich die Söhne Wenzel und Johann und die Tochter Johanna, welchen gegenüber als den Erben der Güter des Aleš sich die Witwe Eliška von Trzebelicz 1494 mit ihren Heirathsansprüchen befriedigt erklärte. [85])

Dagegen klagte die Tochter erster Ehe, Anna, Gemahlin des Mikulaš von Stranow, den Vormund und ihre Stiefgeschwister wegen ihres väterlichen Erbtheiles. (1496 und 1497.) [86])

Die Söhne Wenzel und Johann von Schanow, zu männlichen Jahren gelangt, ertheilten 1499 ihrem Vormunde das Absolutorium [87]), und behielten den Besitz der Lehengüter gemeinschaftlich bis 1507, in welchem Jahre sie die Theilung der väterlichen Erbschaft vornahmen. [88])

Der in der böhmischen Lehentafel enthaltene weitläufige Theilungsvertrag gibt uns das älteste Bild von der Stadt.

Wenzel von Schanow erhielt durch die Theilung: Die Hälfte der Burg in Arnau, und zwar den Theil (duom) gegen die Kirche, mit allen Zimmern, — das Gewölbe oberhalb des Thores, — den Wallgraben auf dieser Seite bis hinter die Schloßbrücke, — das Backhaus, — die Hälfte des Burgzwingers, — den Hof vor der Pforte (před fortnau), — den Garten hinter dem Stalle mit seinen Fischhaltern (halterzy), — den Obstgarten, der neben der Elbe gegen die Mühle liegt, — das Vorwerk (popluži), das neben dem Wege zur Brücke bis zu den Grenzen von Proschwitz liegt, — die Hälfte des Vorwerks gegen Oels und zwar die obere Seite, — die Hälfte (und zwar die untere Seite) des Vorwerks bei der Lautermühle, — die untere Hälfte der Wiesen bei der Lautermühle und bei Forst, — die untere Hälfte des Waldes bei Forst, — den Wald oberhalb des Kalkofens, — die vier obern Fleischbänke — die Hälfte der Stadt mit 35 namentlich aufgeführten Bürgern und mit einigen bei dem Niederthor angesessenen Bürgern;

ferner das Dorf Langenau mit dem Patronatsrechte, mit dem untern Hammer, mit der Mühle und mit dem Bache, vom untern Hammer angefangen bis Proschwitz; die Zinse in Oels und in Ketzelsdorf (koczlerzow), so viel man deren hat; — die Elbe von der Arnauer Mühle aufwärts bis zur Grenze; — in Mohren die Hälfte des Eier- und Gelddienstes; in Hermanseifen 17 Robottage von bestimmt angegebenen Bauern; endlich die Leute, die in Forst die Wiesen räumen.

Johann von Schanow erhielt zu seinem Theile: Die gegen die Stadt gekehrte Hälfte des Schlosses in Arnau, — den Wallgraben auf dieser Seite bis zur Brücke, — den Wallgraben, der um die Bastei lief, — die Hälfte des Schloßzwingers, — den Hof in der Stadt, — die zu diesem Hofe gehörige Schemberowsky'sche Wiese, — den Garten hinter der Mühle, — das Vorwerk unten

84) Arnauer Stadtbuch Fol. 19.
85) Lehentafel tom. 5 p. 401 und tom. 61 p. 559; ferner tom. 6 p. 9 und tom 61 p. 559 juxta; — tom. 61 p. 530 juxta; tom. 6 p. 227, tom. 30 p. 124 u. tom. 61 p. 530 juxta.
86) Ibid. tom. 19 p. 33, 35 und 163; tom. 30 p. 78.
87) Ibid. tom. 6 p. 361 und tom. 62 p. 275.
88) Ibid. tom. 62 p. 322 u. ff.

jenseits der Elbe mit seinen Wiesen an der Elbe und das Vorwerk hinter der Brücke mit seinen Bergfeldern (palaneczky), den untern Theil des gegen Oels gelegenen Vorwerks, — die obere Hälfte des Vorwerks bei der Lautermühle und in Forst, die Hälfte der Stadt mit bestimmt angeführten Bürgern, das obere Bräuhaus, die vier untern Fleischbänke, dann folgende Dörfer: Lauterwasser mit dem obern Hammer und dem Bache vom untern Hammer aufwärts; Hermanseifen mit dem Patronat über die Kirche und mit dem Bache, — ebenso Mähren, — die Lautermühle mit dem Bache bis Arnsdorf, das Dorf Arnsdorf mit dem Bache bis zur Elbe, die Elbe von der Arnauer Mühle abwärts bis zur Grenze.

Gemeinschaftlich sollte bleiben das Patronatsrecht in Arnau, die dortige Mühle, das dortige untere Bräuhaus und die Brücke beim Schlosse. Den Wassergraben zum untern Bräuhause sollen beide Brüder, jeder zur Hälfte, benützen; den Nutzen von den Bergen, welche die Brüder dem Sywald und seinen Gewerken (kwerkuom) geliehen haben, sollen beide beziehen und die großen Berge beiden Theilen gemeinsam bleiben.

Die Schulden wurden ebenfalls gleich getheilt, und schließlich bestimmt, daß die Schwester Johanna ihre ordentliche Abfertigung erhalten und die Stadt bei ihren Rechten und Gewohnheiten erhalten werden soll.

Aus dieser Theilung ist erklärlich, warum in den folgenden Jahren bald der eine, bald der andere der Brüder im Stadtbuche bei Käufen und andern Verhandlungen als Herr erscheint.

Johann von Schanow bestellte 1512 seiner Frau Barbara von Rzieczisstayn auf Hermanseifen die Mitgift pr. 300 Schock [89]), verkaufte aber noch im selben Jahre seinen ganzen Erbtheil um 2335 Schock dem Hynek Sspettle von Janowicz und auf Skal. [90])

1517 verpfändete dieser dem Johann von Schanow für eine Schuld von 300 Schock pr. Gr., von der er, so lange des Gläubigers Gattin Barbara von Rayczstayn (sic) lebte, jährlich 25 Schock abtragen sollte, Bauerhöfe in Hermanseifen. [91]) Auch Wenzel von Schanow verkaufte seinen Erbtheil 1518 (die Summe ist nicht deutlich zu lesen) an Johann Thetauer von Thetau und dessen Erben. [92]) Dieser wurde im folgenden Jahre mit seiner Hälfte von Arnau von König Ludwig belehnt. [93]) 1525 erhielt er auch die Belehnung mit jener Hälfte von Hohenelbe, welche ihm seine Gemahlin Kordula von Slaupen im selben Jahre um 1000 Schock verkauft hatte, sowie auch mit einem Antheile von Langenau und mit dem öden Dorfe Neudorf. [94]) Die andere Hälfte des Lehens Hohenelbe (Wrchlaby) verlieh König Ludwig nach dem Tode der Johanna Kordula von Slaupen dem Hassek Kulowi z Chodcze seiner Verdienste wegen. [95])

Johann Thetauer und Hynek Sspettle behielten nicht lange Arnau, sondern verkauften an einem und demselben Tage ihre Antheile an der Stadt und den Dörfern dem Herrn Johann von Wartenberg 1519. [96])

Bevor wir uns mit diesem und den ihm nachfolgenden Herren von Waldstein beschäftigen, wollen wir zum Schlusse der Periode der verschiedenen Besitzer noch Einiges anführen, was zur Erkenntniß der Zustände von Arnau beitragen kann.

---

89) Ibid. tom. 62 p. 359.
90) Ibid. tom. 62 p. 363 und 369.
91) Ibid. tom. 25 Fol. 95.
92) Lehentafel tom. 62 p. 394.
93) Ibid. tom. 62 p. 722.
94) Ibid. tom. 62 p. 744 und 745, dann p. 445 und 446. — Nach einer Bemerkung in der Lehentafel (tom. 17 Fol. 40) scheint Kordula ihren Gemahl 1522 in Arnau geheirathet zu haben. (Wyssel list prowdaczy do Hostinneho w Sobotu po Sw. Magd. v letě etc. XXII).
95) Lehentafel tom. 17. Fol. 40.
96) Ibid. tom. 62 p. 411 u. 413.

Die Testirfreiheit, welche die Arnauer Bürger von den Herren von Turgau erworben hatten, ist unter den Herren aus dem Hause Schanow schon wieder verschwunden. Uibertragungen unter Lebenden und auf den Todesfall finden nur mit Willen des Herrschaftsbesitzers oder gänzlich durch denselben statt; so heißt es [97]) z. B. 1495: „Paul Fleischer, unser Genoß, ordnet „mit unsers gned. Herrn Willen" und mit Rath seiner Kinder und Stiefkinder an, daß alle Kinder sein ganzes jetziges und künftiges Vermögen erben sollen zu gleichen Theilen. Beim Tode eines Kindes soll dessen Antheil an das andere sterben und kommen, beim Tode aller Kinder aber wieder an Vater und Mutter fallen;" — dann 1497: „Lorenz Adeler hat abgetreten und vorreicht unserm gned. Herrn sein Haus und dieselbige Vorreichung hat unser gned. Herr dem N. N. ganz wieder gegeben mit dem Hause und der obgenannte Lorenz Adeler hat sich verziehen des Hauses."

Letztere Form ist bei Hausübertragungen die durchgängig übliche. Rechtsübertragungen ohne Willen des Herrn sind nichtig. Die Gebühren an die Herrschaft bei Vermögensübertragungen sind sehr hoch, wenn anders das, was von Zahlungen an die Herrschaft bei Hausverkäufen u. dgl. im Stadtbuche gesagt wird, nur die Gebühren für die Bewilligung dieser Akte und nicht etwa auch alte Schuldreste begreift. Uiber Persönlichkeiten und Oertlichkeiten geben noch folgende Stellen des Stadtbuches Kenntniß:

1495. Der edle Hr Hynko von Walsteyn und czepentcz (Stepanitz) vnd off Starkenburg (Starkenbach) gesessen tritt Frau Barbara Czedelitczyne alle seine Gerechtigkeit auf Haus und Garten ab, das er von Schabenflick (um 47 Schock Meißnisch) gekauft hat.

1497. Pradatz verkauft „das Erbstück mit der Wiese auf der alden Elben um 10 Schock an Frau Barbara von Schlawbn.

1500. Frau Barbara Czedelitczyne verkauft ihr „Haus und Garten zu Arnsdorf" und „dy alde Elbe" an Waczlaw von Radecz um 80 Schock.

1497. Janeczky Haberaneczky von Dobernj (Döbernicy?) verkauft an Merten Hivbeln den Garten und auch „en stücke bey dem kloster," das Spibak gehabt hat.

1513. Wolfgang von Hermsdorff und seine eheliche Hausfrau Dorothea und ihr leiblicher Sohn Kaspar verkaufen an Bartel Nyger ein Erbe und einen Garten und eine Au neben der Elbe um 105 Schock.

1513. Die Bürgermeister und die Scheppen bekennen, daß Merten Lomöller sein Haus mit den zwei Gärten, der eine gelegen zunächst am Stadtgraben, der andere neben dem Weg, „da man yn dy möl (Mühle) geeth" gekauft hat von der Frau Barbara, „die da geweft ist bei dem alten Herrn Hynko von Stiepanicz und auff Starkenberk (Starkenbach, also wohl Hynko von Waldstein auf Stepanic und Starkenbach) — und dafür bezahlt hat „dem Hrn Waczlaw von Schanowa vnd off Arnaw gesessen" 20 Schock „und dem weisen Manne Paul Fleischer unserm (des Rathes) Mitinwohner 35 Schock und dem Wenzel Czikan 12 Schock, wie es die Verkäuferin angeordnet.

1519. Wolfgang von Hermsdorff verkauft „an Hrn Hanneß von Warnsdorff vnd off der alden buche gesessen die Gebaw (Gebäude) zu Kotwicz" um 220 Schock Meißnisch.

1518. Die Purmannin und ihr Wirth Steffin verkaufen an Mathis Neidek ihr Haus „das do leit an dem Ringe."

1528. Der edle Herr Jörg von Warnsdorff als Vormund der Kinder seines Bruders Bernhard verzieht sich des Hauses, in welchem nun der edle Herr Hynko Richnowsky wohnt, gegen Donat den Kannegisser.

1528. Paul Fleischer kauft von Merten Gerneth sein Haus, gelegen „an dem Burgerfirtel bei dem Niderthor."

---

97) Diese Notizen aus dem Stadtbuch v. 1478.

Wir sehen aus diesen und andern Stellen, daß in der Stadt mehrere Adelige hausangesessen waren, aber weder unter den Bürgermeistern noch unter den Richtern und Scheppen erscheint eine Person von Adel. Der Stadtvorstand war zusammengesetzt aus zwei Bürgermeistern und mehreren — wie es scheint zehn — Schöppen, die aus den Bürgern jährlich (durch Wahl?) erneuert wurden; dann aus einem Richter. Zur Wirksamkeit jeder Handlung scheint die Gegenwart beider Bürgermeister und der Schöppen nöthig gewesen zu sein.

Von 1521 an erscheint nur Ein Bürgermeister.

Der Richter erscheint (auch schon früher) nur hie und da angeführt; häufig thut der Gutsherr selbst den Ausspruch. — Der Stadtrichter konnte — wie es scheint — zugleich auch Bürgermeister oder auch Schöppe sein. [98]) Das Richteramt (Stadtschreiberamt?) war lebenslänglich. [99]) Im Stadtbuche kommen von 1477 bis 1520 folgende Bürgermeister vor:

anno 1477. Der Meister Johannes, der im selben Jahre wegen Mißbrauches der Amtsgewalt dem Herrn Aleš von Schanow mit Hals und Gut verfiel.
1478. Jakob Lorenz und Mikisch Czekan.
1479. Nikols und Heyntze.
1483. Heinze und Jenke Pabelig.
1486. Georg Jarosch.
1487. Jenke Pabelig.
1488. Georgius Schreiber. Jaros. Im selben Jahre noch Pruß, Paul Fleischer.
1490. Paul Pfaffe und Thomas Fleischer.
1491. Georg Pruß.
1492. Pfaff und Merten Zimmermann.
1493. Pruß und Nikel Schtrogel.
1494. Jenke Pabelig und Merten Zimmermann.
1495. Jenke und Paul Pfaffe.
1496. Thoma und Merten Schibel.
1497. Pruß und Jakobi.
1500. Jakoby und Stragel.
1501. Merten Schiebel und Enderlin Breuer.
1502. Jakoby und Wolfgang.
1503. Prusse und Strogel.
1504. Jorge Schreiber und Merten Schiebel.
1505. Jakob Heyntz. Wolfgang Schlosser.
1506. Georg Schreiber. Prusse.
1507. Nikel Strogel. Jakob Fleischer.
1508. Merten Schibel. Paul Groff.
1509. Thoma. Wolfgang Schlosser.
1510. Georg Fiedler. Vincenz Fleischer.
1511. Jakob Heinz. Bartel Nyr.
1513. Nickel Lomöller. Bartel Nyr.
1514. Jakob Heynz. Merten Lomöller.
1516. Merten Schibel. Mathauß.
1517. Nickel Lomöller. Wenzel Czikan.
1518. Briccius. Schwarz Bartel.
1519. Mathäus Briccius. Schwarz Bartel.
1520. Nickel Lomöller. Wenzel Czikan.

Die Stadt mußte damals schon längst, vielleicht schon seit ihrer ersten Anlage, die heutige Eintheilung haben. Wir treffen im Stadtbuche auf folgende

98) Stadtbuch ad annum 1513.
99) Ibid. ad annum 1503.

besondere Benennungen: die obere Gasse (1488), der Ring (1518), das Oberthor (1507), das Niederthor (1526), der niedere Viehweg (1505), die Obervorstadt und der hohe Fiebig (Viehweg), das Bürgerviertel am Niederthore (1528).

Die Herrschaft besaß Hämmer und Bergwerke, welche, wie die Namen hamr und kwerkowe in den czechischen Urkunden und der Theilungsvertrag von 1507 zeigen, von Deutschen betrieben wurden. Die Herrschafsbesitzer hatten in der Stadt zwei Bräuhäuser; da aber auch die Gemeinde seit alter Zeit die Bräugerechtigkeit besaß, muß noch ein drittes — städtisches — Bräuhaus vorhanden gewesen sein. Das Stadtbuch erwähnt 1494 des Malzhauses; „das Metzhaus in der Gassen wird von Mathis Melzer, unserm Genossen," an seinen Stiefvater Michel und dessen Weib abgetreten, so daß Michel und Mathis jeder seines Gefallens sollen darin Malz machen dürfen; den Zins vom Hause sollen beide geben, Michel aber allein „das Haus vorstehen, mit der Wache thorstehen und off dem torme." Aber nicht nur die Eintheilung der Stadt muß damals schon die heutige gewesen sein, sondern eine große Anzahl Häuser müssen schon damals in ihrer heutigen Gestalt bestanden haben.

Von Kirche, Schloß, Dechantei und Schule wird später die Rede sein; von den übrigen Gebäuden tragen namentlich die Häuser am Ring auf der Rathhausseite und der gegenüberliegenden Seite großentheils das Gepräge jener Zeit in den hohen Giebeln, den — zum Theil noch jetzt gothischen — Bögen der Laubengänge und insbesondere in der sehr zierlichen gothischen Verstäbung einiger Fenster und Thüren im Untergeschoße, welches regelmäßig eine große Hausflur enthält, die sich nach dem Platze oder der Gasse mit einem großen Thor öffnet, rückwärts über einige Stufen zu einer großen Hinterstube führt. — Solche Fenster und Thüren sieht man noch im Rathhause, in den zwei Nebenhäusern gegen die Obergasse zu, im ersten sogar noch mit einem, vielleicht auf das Fleischhackergewerbe Bezug nehmenden Wappen und der Jahreszahl 1535; im nächsten Hause ebenfalls mit einem Wappen über dem Thore. Im ehemals Ritter von Bergenthal'schen, nun Herrn Franz Steffan gehörigen Hause sind auch noch derlei zierliche Gewände, im Hause zur Rose verschwanden sie erst in den letzten Jahren. — Jedenfalls bezeugen sie, daß damals in Arnau viel Wohlhabenheit und Kunstsinn bestanden. Der fromme Sinn der Arnauer Bürger zeigt sich in jener Periode in einigen Stiftungen für die Kirche. 1483 gibt „Katharina Schymberin mit Wissen und Willen des Herrn Alisch von Schanow ihren Garten enthalten der Elbe und des Berges" auf ihren Todfall der Kirche. Sollte sie jedoch vorher verarmen, so soll sie Macht haben, den Garten zu verkaufen und zu ihrer Nothdurft zu verwenden, und nur was dann von dem Gartengelde bleibt, soll der Kirche zufallen, und wer zur selbigen Zeit wird „Kirchenhüter" sein, der soll Ein Jahr das Salve bestellen, alle Sonnabende in der Kirche zu singen. — In demselben Jahre schenkte Herr Pocke sein Haus und von seinen zwei Gärten den untern der Kirche, den obern (wie bereits erwähnt) dem Spitale.

1488 bekennen die Kirchenväter Paul Pfaffe und Jakob Fleischer, daß sie mit Willen des Herrn und des Rathes von der Glaserin 8 Schock und von Paul Greffe zum Seyffen 2 Schock für die Kirche empfangen haben. [100])

1497 wird bestättigt, daß Herr Johannes Rische, „der unser Pfarr gewest ist," von wegen der Meyßnerin dem Kirchenvater Jakob Fleischer sechs Schock gegeben habe. Dieser habe noch zu diesem Gelde zugelegt und nach dem letzten Willen der Meyßnerin „die Tafel mit Unser lieben Frawen bilde" machen lassen, die auf St. Johannis Altar steht.

1507 gibt Anderle der Kirche eine Au ober der Elbe.

---

100) Ibid. Fol. 12.

Viele fromme Gaben und Vermächtnisse mögen in dem alten Stadtbuche, das zudem ja erst mit dem Jahre 1477 beginnt, nicht verzeichnet sein.

Von den Vorstehern der Kirche sind uns nur folgende Namen erhalten:

1497. Johannes Rische als gewesener Pfarrer.

1505 und 1507. Nikolaus Beck, Pfarrer.

1526. Jakob, unser Pfarrer, derzeit Techent yn diesem kreiß.

Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge.

(Schluß) *)

Von **Josef Stocklöw.**

Der Klöppellohn. Aus den verschiedenen Zahlen, die uns über den Klöppellohn zu Gebote stehen, sowie der Betrachtung, daß man in gar vielen Fällen den Unterhalt der Männer und erwerbsunfähiger Personen davon bestreiten mußte, erhellt hinreichend, daß die Entlohnung nie in einem gebührlichen Verhältnisse zu der Mühe stand, welche die Klöppelarbeit erfordert und daß nur ein begnügsames Volk in einem kärglichen Leben gleichwohl sein Wohlbefinden erreichen konnte. Unter den Wirkungen des niedrigen Arbeitslohnes sei zunächst der periodischen Wanderungen gedacht, welche alljährlich zur Zeit der Reife wiederkehren. Ganze Schaaren von Arbeitern ziehen mit Sensen bewaffnet zur Getreide- und Hopfenernte aus der Gegend von Heinrichsgrün, Platten, Abertham u. s. w. durch das Egerthal dem Saazer Flachlande zu und kehren nach vollbrachter Arbeit mit ihrem Erlöse, den sie theils in Geld, theils in Getreide mit sich führen und eifrig vor Verkleinerungen durch Reisekösten hüten, in die Berge wieder zurück.

Eine weitere Folge, freilich durch die traurige Nothwendigkeit hervorgerufen, war, daß auch Kinder zu diesem Erwerbe herangezogen wurden. Galt es allgemeine Regel, daß die Kleinen ohne Unterschied des Geschlechtes von ihrem 5. Lebensjahre zur Klöppelarbeit verwendet wurden, so wurden doch auch nicht selten schon Kinder unter diesem Alter hierzu angehalten. Diese frühzeitige Verwendung allzu junger Kräfte konnte aber auf die körperliche und geistige Entwicklung keinen günstigen Einfluß üben. Ist auch das Klöppeln für die Gesundheit bei Weitem nicht so schädlich wie die einförmige Bedienung des Bobbinetstuhles, so ist es doch eine äußerst mühsame Arbeit. Nicht nur daß die Jugend dem Schulbesuche entzogen und der Volksunterricht gänzlich vernachläßigt wurde, konnte auch das ununterbrochene Sitzen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zumal bei der bekannten Treibhaushitze in den stark bewohnten, niedrigen und schlecht gelüfteten Stuben dem körperlichen Gedeihen nicht zum Nutzen gereichen. [1]) Die nachtheiligen Folgen, verbunden mit der schlechten Kost, zehren schon längst am Marke des Volkslebens und mit Recht ist dem betrübenden Zustande der Volksbildung in jenen Gegenden ein aufmerksames Auge zugewendet worden.

Je weniger ferner das Klöppeln den Schweiß der Hände lohnte, desto häufiger griff man zu Beschäftigungen, die von dem Rechte und den guten Sitten gebrandmarkt werden, desto mehr liebte man es, sorglos von der Hand in den Mund zu leben, und die beiden Redensarten „aufblitzen" und „aufdonnern" sind nur Bilder für die himmlische Seligkeit, die mancherorts im ungezügelten Genuße

---

*) Siehe Jahrgang X, Heft 6.

1) Schon Jos. Rohrer a. a. O. I, 67 hat darauf hingewiesen, wie sich in den böhmischen Gebirgskreisen zufolge der durch die Industrie veränderten Lebensweise häufige Krankheitserscheinungen, insbesondere Abzehrung, Gelbsucht, Wassersucht einstellten. Vergl. a. August Maria Glückselig: Der Elbogner Kreis S. 166 ff.

des Augenblickes gefunden wird. Einen nicht unbedeutenden Einfluß dürfte der niedrige Stand des Klöppellohnes namentlich auf das Schwärzerweſen und das Wuchern der „muſikaliſchen Nomaden“ in Preßnitz und Umgegend genommen haben, die ob aller Ausflüchte den Worten Göthes nicht entgehen: „Ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.“

Die Entlohnung geſchah in Geld. Nur hie und da wurde, wie Dr. Robert Heym berichtet, von ſächſiſchen Faktoren eine Art Truckſyſtem ausgeübt und der Klöppellohn ſtatt in baarem Gelde mit Kartoffeln oder anderen Lebensmitteln entrichtet. Bei den ärmlichen Verhältniſſen der Bewohner ſollen derartige Einrichtungen, wenn ſie mit Ehrlichkeit gehandhabt werden, ſogar als eine wahre Wohlthat erſcheinen.[2]) Frühzeitig hatte ſich auf dem Gebiete der Klöppelei der Stücklohn ausgebildet; denn ſchon 1710 wurde der Arbeitslohn gemeiniglich von den Verlegern nach Stücken oder auch ellenweiſe, je nachdem die Arbeit und der Zwirn fein oder ſchlecht war, bezahlt.[3]) Seine Höhe richtete ſich ſomit nach der Menge und dem Werthe des Erzeugniſſes und drei Faktoren haben hier beſtimmend eingegriffen: der Stoff oder Klöppelzwirn, welcher ungeachtet ſeines verhältnißmäßig geringen Werthes gleichwohl einen ſehr beachtenswerthen Einfluß äußert, das Klöppelmuſter und deſſen techniſche Ausführung. Sie näher zu beleuchten, iſt Aufgabe der folgenden Darſtellung.

Der Klöppelzwirn. Unter „Klöppelzwirn“ oder „-Garn“ verſteht der Erzgebirgsbewohner nicht bloß den eigentlichen Flachszwirn, ſondern er nimmt dieſes Wort in einem viel weiteren Sinne und begreift darunter ganz allgemein den Stoff, der bei dem Klöppeln verwendet wird, ohne Unterſchied, ob er aus Flachs, Roßhaar u. dergl. beſteht. Die Spitze als koſtbarer Schmuck erfordert einen ihrer Beſtimmung würdigen Stoff und als ſolcher können ſich nur Gold und Silber, Seide u. ſ. w. darſtellen. Die älteſten, ſchönſten und dauerhafteſten Spitzen ſind bekanntlich die „Flachszwirnſpitzen.“ Zu ihnen wird der feinſte Flachszwirn verwendet und dieſer darum auch der „Spitzenzwirn“ genannt. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts bezog man den Spitzenzwirn aus Holland, das Pfund um 16 bis 24 Rheiniſche Thaler, und der Verfaſſer von „Oeſterreich über Alles, wenn es nur will,“ ſpricht ſeine Verwunderung darüber aus, daß Schleſien, das doch den unentbehrlichen Rohſtoff liefere, ſich nur mit wenigen Thalern für das Pfund geſponnenen Flachſes begnügen müſſe, während die „herumgraſenden“ Franzoſen und Italiener aus derſelben Menge Stoffes 200 bis 300 Thaler in der Folge zu ziehen wiſſen. Das heißt doch, fährt er fort, blinde Welt, die betrogen ſein will, da lohnte ſich doch die Mühe, 100 oder 1000 Thaler daran zu ſetzen und es den Holländern abzulernen; allein mit der Noth in den Erbländern ſcheint es doch nicht ſo arg zu ſtehen, wie allgemein die Klage geht, weil uns der Verſtand ſo langſam aufgehen will. Indeſſen wurde doch auch ſolcher Zwirn, welcher in Sachſen erzeugt und unter dem Namen „Grimmiſcher“ Zwirn bekannt war, in den Handel eingeſchmuggelt.[4]) Der Mahnruf unſeres Patrioten fand auch Beherzigung; wenigſtens ſtrebte die öſterreichiſche Staatsregierung mit allen möglichen Förderungsmitteln auf die Zwirnbereitung einzuwirken. So verordnete das Spinnſchulpatent vom 27. November 1765 in allen landesfürſtlichen Städten und Märkten die Errichtung von Spinnſchulen, zu welcher in Böhmen bereits 1755 und 1764 dringend aufgefordert worden war, und das für dieſes Kronland ergangene Hofdekret vom 5. März 1770 hatte einen

---

2) Joſ. Auſpitz: Oeſterreichiſcher Kalender. Ein Jahrbuch für Gewerbe, Handel und Volkswirthſchaft vom J. 1856 S. 123 (?)

3) Marperger a. a. O. S. 140.

4) Grimma eine Stadt in Meißen. Uiber den Unterſchied zwiſchen dem holländiſchen und Grimmiſchen Zwirn ſiehe Marperger a. a. O. S. 139.

Preis von 6 Dukaten demjenigen zugesichert, welcher ein ganzes Sortiment holländischen Zwirnes gebleicht und zugerichtet herstellen würde. [5]) Diese Bemühungen waren keineswegs vergebens und bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war auch die einheimische Zwirnerzeugung weiter vorgeschritten, doch trat jetzt zwischen Sachsen und Böhmen ein ähnliches Verhältniß wie das oben bezeichnete zwischen Holland und Schlesien ein. Während nämlich Sachsen viel grobes Gespinnste aus Böhmen bezog und einen dem holländischen gleichen Spitzenzwirn lieferte, wurde der inländische nur zu den geringeren Spitzensorten verwendet, zu den feineren dagegen verklöppelte man im Erzgebirge meist sächsischen, in den übrigen Gegenden des Böhmerlandes noch holländischen Zwirn. [6]) Hierbei verlor die kaiserliche Regierung die Klöppelzwirnmacherei nicht aus dem Auge. Zur Hervorbringung eines tauglichen Spitzenzwirnes wurden durch das Hofdekret vom 21. November 1803 für Böhmen Ermunterungen ertheilt und mit der in Prag eröffneten Hauptlehranstalt eine Flachsbau- und Flachsappreturanstalt, eine Feinspinnerei und Feinzwirnerei, eine Battistweberei und Bleichanstalt in Verbindung gebracht Der Zweck dieser Anstalten war in der A. h. Entschließung vom 14. Juni 1813 dahin ausgesprochen, daß durch dieselben der Unterricht in der Kunst, den Flachs nach Art der Niederländer zu bauen, zur feinen Zwirnerzeugung zuzubereiten, ihn so fein zu spinnen, wie er zu Spitzen und Battist erforderlich ist, ihn zu drehen und hieraus Spitzen aller Art, Battist usw. zu machen, fortgesetzt werde. Diese Anstalten waren bis zum J. 1822 im Gange.

Während aber die Bemühungen der Staatsregierung dahin gerichtet waren, dem Mangel eines geeigneten Spitzenzwirnes im Inlande zu steuern, hatte man im Erzgebirge ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen und allgemein die Baumwolle zu dem Spitzenklöppeln verwendet. Die Nachtheile hiervon liegen klar am Tage. Der Klöppler bedachte nicht, daß es hier nur seine Hand ist, welche durch Veredelung des Rohstoffes bedeutende Werthe hervorzaubert, die verhältnißmäßig geringe Entlohnung ließ ihn die Bedeutung seines Kunstfleißes verkennen, er suchte den Werth in dem Materiale, und fing an, darin zu sparen. So gering diese Ersparnisse ausfielen, um so größer war der Schaden, welchen er der Schönheit und Dauerhaftigkeit seines Erzeugnisses zugefügt hatte. Der Hinweis auf den geheimen Zauber, den unter Anderem der feine Spitzenzwirn den Brüsseler Fabrikaten verleiht, die Mahnung, durch Verwendung eines feinen Flachszwirnes die den ächten Spitzen eigenthümliche Dauerhaftigkeit noch mehr zu erhöhen und dadurch den baumwollenen Maschinenfabrikaten Englands gegenüber ein Uebergewicht zu erlangen, blieben fruchtlos, man fuhr vielmehr fort, die mühsamste Arbeit in der einmal liebgewonnenen Baumwolle zu verschleudern, und diese Verhältnisse bestehen zum Theile heute noch. [7]) Auch darf nicht übersehen werden, daß das Klöppeln von Baumwollspitzen stärkere Klöppelhölzer erfordert, als dies bei der Bereitung von Flachszwirnspitzen der Fall ist, und daß so das feine Gefühl der Hände abgestumpft werden muß. Dieser Tadel kann nur insoferne eine Ausnahme finden, als man bei feineren Spitzen durch die Baumwolle das Muster gegen den Grund zu heben sucht. Im Erzgebirge bedient man sich des sächsischen, in den Musterwerkstätten, im Hirschberger Thale und in Belgien des englischen Baumwollgarnes. (?) Das Materiale zu den in den Musterwerkstätten mit der Nadel gearbeiteten Spitzen besteht aus leinenem Zwirn, welcher in verschie-

---

5) Kopetz a. a. O. II, 53 und 64.

6) Jos. Rohrer a. a. O. I, 200. Ueber den Unterschied zwischen dem holländischen und böhmischen Spitzenzwirn siehe Schreyer: Kommerz I, 100 und Waarenkabinet S. 105.

7) Ja, Herr Dr. Ferdinand Stamm: „Wie kann dem Nothstande im Erzgebirge abgeholfen werden?“ (Tagesbote aus Böhmen vom J. 1861 Nr. 302 ff.) erwartet geradezu von der Rückkehr zu den geklöppelten Flachszwirnspitzen eine Wiederbelebung dieses Erwerbszweiges. Doch scheint uns dieses bei den angeführten Verhältnissen eine unbegründete Hoffnung.

denen Nummern zur Verwendung kommt, wovon der stärkste 50 Franks und der feinste 1500 Franks per Pfund kostet. Obgleich in den neu errichteten Anstalten das Materiale zum Selbstkostenpreise geliefert wird, so lassen doch die Spitzenhändler noch immer 50 bis 100 Nummern stärkern Zwirn verarbeiten. Bei ihren geringen Fachkenntnissen ist es begreiflich, daß auf den Weltausstellungen die englischen Baumwollspitzen in Folge der sorgfältigen Appretur von den Flachsspitzen des böhmischen Erzgebirges kaum zu unterscheiden waren, obgleich diesen das frische, perlende Weiß von Natur aus einen durch die Kunst nicht zu ersetzenden Vortheil gewährt. Gegenwärtig gebührt bekanntlich dem Leitmeritzer Kreis die Ehre, den feinsten Spitzenzwirn in ganz Deutschland zu liefern. Der glückliche Wechsel des Stoffes führte, wie bereits oben bemerkt wurde, in den 1850er Jahren zu einem lebhafteren Betriebe der Spitzenklöppelei.

Der Klöppelbrief. Dieser ist ein rothgefärbter Pergament- (gegenwärtig Papier-) Streifen, dessen schwarze Zeichnung mit Nadelstichen auspunktirt ist. Jene Personen, welche sich mit dem Vervielfältigen solcher Muster beschäftigen, d. h. die „Klöppelbriefe reimen," heißen „Klöppelbriefstecher" oder kurzwegs „Briefstecher." Es ist kennzeichnend für die Spitzenfabrikation des Erzgebirges, daß sie sich, so zu sagen, aus sich selbst herausentwickelt hat, aber leider auf einer bedauerlich niedrigen Stufe betreffs der Zeichnung und Geschmacksrichtung geblieben ist. Zunächst ist es Thatsache, daß Barbara Uttmann mit der Unterlage eines Klöppelbriefes, dieser eigentlichen Seele des Spitzenwesens, Anfangs nicht betraut war und die Nadeln nur nach dem Augenmaße stecken mußte. Erst später und zwar noch zu Lebzeiten der Meisterin war das Mustern der Spitzen aufgekommen. Die Buchhändler nahmen sich eifrig der neuen Kunst an und sorgten frühzeitig für „Muster-" oder „Modellbücher." Das älteste Modellbuch für Spitzenklöppelei stammt von Nikolaus Bassens und erschien 1568 zu Frankfurt a. M. Seitdem wurden wiederholt derlei Mustersammlungen angelegt. Nichts desto weniger waren die Bordenbriefe der böhmischen Klöppelleute äußerst unvollkommen. Wir befinden uns durch die Güte unseres unermüdlichen Mitgliedes Herrn Richard Ritter von Dotzauer in der erfreulichen Lage, unserem Leser über einige Spitzenmuster berichten zu können, welche am 15. Februar 1756 mit anderen Erzeugnissen der vaterländischen Industrie und einem ausführlichen Berichte durch den Obercommercialpräsidenten Grafen von Chotek Ihrer Majestät überreicht worden sind. Die daselbst eingelegten, 1 bis 2 Zoll breiten Spitzenmuster, Neudeker Seidenspitzen, sämmtlich von schwarzer Farbe, sind, so sorgfältig sie auch gearbeitet sein mögen, äußerst einfach und die reicheren lassen nur mit Mühe den Gedanken ihres Zeichners erkennen. Auf diesen bieten einzelne größere und kleinere Punkte, in ein Drei- oder Viereck gebracht, auf jenen einige unausgeführte Zierrathen die einzigen Anhaltspunkte. Vorne auf Seite 51 steht ein Muster mit dem höchsten Preise. Vielleicht zur Freude seines Zeichners und Klöpplers müssen wir nach längerem Anblicke gestehen, daß es ein Bäumchen sei, welches hier Leben in den einförmigen Spitzengrund bringt. Ein großer Fortschritt muß demnach allerdings in den Mustern der späteren Zeit erblickt werden. Dies erhellt auch aus dem Spitzenpreise. Denn während er bei einer Elle der oben beschriebenen Spitzen nur von 5 Kr. 3 Pf. bis 15 Kr. 3 Pf. hinaufstieg, kostete die Elle am Schlusse des vorigen Jahrhunderts bereits 3 Kr. bis 4 fl. [8]) Dennoch ist der Mangel entsprechender Muster als das Siegfriedsche Lindenblatt der böhmisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation bezeichnet worden und noch gegenwärtig ein Hemmschuh dieses aufstrebenden Industriezweiges. Dies hat sich neuerdings auf den Weltausstellungen gezeigt. Es waren daselbst die Schaustücke der erzgebirgischen

8) Relation über alle in den 5 Commercialkreisen erhobenen Manufacturen S. 49 und 51 und Schreyer: Waarenkabinet S. 106.

Spitzenindustrie in technischer Beziehung rein, selbst künstlich ausgeführt; allein in Betreff des Geschmacks sowohl als der Appretur blieben sie hinter den belgischen, französischen, schweizerischen und englischen Fabrikaten weit zurück. Dieses Räthsel ist gelöst, wenn man bedenkt, daß diese Kunstseite der Spitzenfabrikation lange Zeit bloß in den Händen der Klöppelbriefstecher ruhte, die sich damit begnügten, ein veraltetes oder etwa von Sachsen herübergeschlepptes Muster in einer Weise zu vervielfältigen, die zuletzt kaum eine Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Zeichnung erkennen ließ. Ohne einen Unterricht im Zeichnen empfangen zu haben und mit den Launen der Mode betraut zu sein, sind diese Leute jedem Wechsel abhold, ja geradezu unzugänglich; denn der Fall steht wohl nicht einzig da, wo ein Maurer, dessen feinste Arbeit sich im Sommer auf die Herstellung eines Gesimses beschränkte, seine freie Zeit im Winter dazu benützte, den jährlichen Musterbedarf für ganze Ortschaften zu liefern. Nicht mit Unrecht hat unser gefeierter Landsmann Herr Dr. Ferdinand Stamm diese wunde Seite mit dem Hinweise aufgedeckt, daß die Zeichner, welche in verwandten Industrien das Faktotum des Ganzen bilden und oft für ein einziges Muster staunenswerthe Summen beziehen, im Erzgebirge eine Nebenrolle spielten. Es fehlte somit an jenem eigenthümlichen Reize, den die Neuheit besonders auf die Begehr von Modeartikeln ausübt.

Möchte man doch diese Seite der Spitzenfabrikation, von deren günstigen Wendung das Gedeihen der Spitzenindustrie abhängt, nie aus dem Auge verlieren und dem Vorgange jener Länder folgen, wo gesunkene Erwerbszweige durch Einführung geschmackvoller Muster wieder gehoben wurden. Ein nachahmungswürdiges Beispiel liefert neuestens die Insel Murano. Die dortigen Bewohner errichteten im J. 1863 ein Museum zur Sammlung und Aufbewahrung ihrer Kunsterzeugnisse, um dadurch nicht nur Zeugniß von deren Vollendung abzulegen, sondern vielmehr zur Herstellung gelungener Vorbilder anzuspornen und namentlich durch geschickte Zeichner, welche in einer damit verbundenen Zeichenschule herangebildet werden, die in den politischen Ereignissen zu Beginn unseres Jahrhunderts untergegangene Glasindustrie wieder zur Blüthe zu bringen. Die Ergebnisse wurden als die erfreulichsten geschildert. Auch in Steinschönau ist seit Errichtung der Zeichenschule der Durchschnittspreis eines Zentners raffinirter Glaswaare um das Dreifache gestiegen, obgleich die Konkurrenz anderer Länder, u. z.: England, Frankreich, Rußland und Preußisch-Schlesien immer drückender wird. Die Engländer arbeiten theilweise mit böhmischen Arbeitern, haben aber ihre Fortschritte den bedeutend besseren Zeichnern und Specialschulen zu verdanken. [9])

Wie in Allem, so ist die sächsische Spitzenfabrikation auch in diesem Punkte der böhmischen vorangeeilt und durch die Erfindungsgabe und den glücklichen Geschmack gewiegter Zeichner den Anforderungen gerecht geworden. [10]) Erst in neuerer Zeit bemühen sich einzelne Unternehmer auf böhmischer Seite, diesem Uebelstande nach Kräften

---

9) Wiener Wochenschrift. Beilage zur Wiener Zeitung vom J. 1863 S. 145. Nicht unerwähnt kann bleiben das schon häufig gebrauchte Beispiel, welches in dieser Beziehung der neuerliche Aufschwung der durch französische, schweizerische und amerikanische Konkurrenz niedergedrückten schwarzwälder Uhrenindustrie gibt. Die Hauptmittel hiefür waren: Gründung einer Uhrmacherschule durch die Regierung, welche theils durch Unterricht, theils durch Ausstellung von Modellen, Musteruhren, Werkzeugen u. s. w. und Aussetzung von Belohnungen für kunstmäßigeren Betrieb wirkt, ferner Einführung einer zweckmäßigeren Arbeitstheilung, Verbreitung besseren Geschmacks, Tüchtigkeit, Strebsamkeit, Ausdauer und gemeinsinniges Zusammenwirken der Bewohner. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Schwarzwälder einen Stolz darein setzt, eine Uhr aus dem „Walde" zu tragen, wogegen Manchem das einheimische Spitzenerzeugniß ungeachtet der ganz gleichen, vielleicht kostbareren Beschaffenheit aus dem Grunde nicht zu Gesichte steht, weil es nicht nach „Französischem" riecht. Pickfords Monatsschrift III, 204.

10) S. Fr. A. Schneider a. a. O. S. 50.

zu steuern, wie z. B. Herr Wöllner in Bärringen, der eine Musterdruckerei errichtet hat, und jüngstens hat das Centralkomité diese Aufgabe dem Unternehmer der Musterwerkstätten übertragen. Es wurden darum in Graslitz mehrere junge Leute aus dem Erzgebirge zu Musterzeichnern und Musterstechern herangebildet, die bestehenden alten Muster technisch umgestaltet und ganz neue in den Musterwerkstätten unentgeltlich an die Spitzenhändler verabfolgt. Gleichwohl ist noch Vieles nachzuholen, was die Vergangenheit versäumt hat, und so sehr auch die Spitzenmuster, welche die Musterwerkstätten auf die kunstgewerbliche Ausstellung des österreichischen Museums in Prag gebracht hatten, durch ihre Arbeit sich auszeichneten, so ließ doch die reine und stylvolle Zeichnung manches zu wünschen übrig. Es ist darum am Orte, ein Urtheil von kunstverständiger Seite wiederzugeben, welches folgendermaßen darüber erging: „Es ist allerdings schwer, gerade in jenen Dingen, die Bestandtheile der Toilette sind und der brutalen Herrschaft der „Mode" unterliegen, vernünftige künstlerische Prinzipien zur Geltung zu bringen, weil der Verfertiger dem leider meist schlechten, verschrobenen und eingebildeten Geschmacke des Abnehmers huldigen muß, wenn er von diesem nicht im Stiche gelassen werden will. So sehen wir auch hier menschliche, thierische und pflanzliche Formen statt der gerade bei Spitzen nöthigen strengen geometrischen Zeichnung und Flächendecoration ihr Unwesen treiben, auf einem Fächer Trophäen, Kanonen und Zündnadelgewehre, anderwärts wieder Genien oder vielmehr Carrikaturen, die Genien vorstellen sollen, und was dergleichen mehr ist. Es wird daher die Heranziehung tüchtiger, geschulter Musterzeichner der Spitzenindustrie entschieden noth thun." [11]) Ebendarum erheischt dieser Faktor der Spitzenfabrikation die größte Achtsamkeit, damit nicht das gegenwärtige Unternehmen das Schicksal eines bloßen Versuches gleich den in den Jahren 1809 bis 1822 errichteten Spitzenschulen theile. Man hatte wohl technisch fertige Arbeiter herangebildet; allein der schaffende Genius, der Zeichnenmeister, blieb aus, der die Kunstindustrie belebte, und sie erstarb. Die Brüsseler Spitzenfabrikation, lautet der österreichische Bericht über die internationale Ausstellung in London vom J. 1862 (Cap. XXIV), habe ihren Weltruf nicht bloß der Kunstfertigkeit seiner Erzeuger, sondern auch den großen Fortschritten der Spitzenzeichenkunst zu verdanken, welche als ein selbstständiges Gewerbe betrieben wird und der Fabrikation immer neue Muster zuführt.

Der Nachtheil, daß man im Erzgebirge mit den Erzeugnissen hinter der Mode zurückblieb, äußerte sich wiederholt in den Absatzstockungen, wo Verleger ganze Sendungen wieder zurückerhielten. Ein Beispiel verherrliche dies im Großen. Es war im J. 1848, als eines Tags der Verkehr auf der steinernen Brücke zu Prag abgesperrt und bloß gegen Entrichtung eines Entgeltes gestattet war, welches von Nationalgardisten eingehoben wurde. Aus diesem Betrage sowie durch weitere Sammlungen wurde ein reichlicher Fond zur Unterstützung des Erz- und Riesengebirges gebildet, welches gerade von der größten Noth heimgesucht war. Mit den eingelaufenen Geldern wurden theils Lebensmittel, theils Spitzen und Leinwand in der Absicht angekauft, durch Eröffnung einer Absatzquelle die Arbeitskraft zu heben und die Produkte hierlands zu verwerthen. Allein wie groß war die Enttäuschung, als man eine veraltete, zuweilen auch kostspielige Waare in den Händen hatte und vergebens nach einem Käufer sich umsah. Um einen Ausweg zu finden, wurde sie nach Hamburg gesendet; allein auch dort schien keine Nachfrage zu sein. So mußte denn die Waare wieder in ihr Vaterland zurück und der Verkauf bis auf bessere Zeiten aufgeschoben werden. Um aber die Spitzen

11) Fr. Zipperer in den Mittheilungen des österreich. Museums für Kunst u. Industrie S. 283. Das Handelsministerium hat im Monat Oct. 1872 für drei Spitzenmuster-Zeichner aus dem böhm. Erzgebirge auf die Verwendung des H. R. R. v. Dotzauer hin Stipendien von je 300 fl. auf zwei Jahre zur Ausbildung im k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien bewilliget, welche an drei Zöglingen der Musterwerkstätten verliehen wurden.

und Leinwand doch los zu werden und den geschmälerten Fond des Centralcomité zu verstärken, wurde von demselben im J. 1863 eine Lotterie zum Besten jener Gebirgsbewohner veranstaltet, bei welcher diese Gegenstände endlich als Gewinnste an den Mann gebracht und aus dem Waarenspeicher des Herrn Richard Ritter von Dotzauer nach einem langjährigen Lager befreit wurden.

Technische Vollendung. Ein geringes Kapital erforderte daher dieser Industriezweig und die werthschaffende Kraft ruhte vorwiegend in der Hand des Arbeiters. Dies war ja auch die Hauptursache, daß die Klöppelei als Ersatz des kostspieligen Bergbaues gewählt wurde. Ein Klöppelstock — oft das einzige Angebinde und die ganze Aussteuer —, den sich der Arbeiter ohne große Unkosten verschaffen konnte oder der sich als ein Familiengeräthe von Glied zu Glied vererbte, Zwirn und Muster genügten ihm, um seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit im Kreise des Erwerbes bethätigen und verwerthen zu können. Und welch überraschend große Werthe wurden bei diesem geringen Kapitalsaufwande hervorgerufen! Wahre Wunder sind es, welche der Gewerbefleiß hier schuf. Aus einem Pfund Flachs, welches in Schlesien nur einige Groschen und zu Spitzenzwirn bereitet 16 bis 24 Thaler kostete, wurden schon im J. 1708 für 200 bis 300 Thaler Spitzen geklöppelt. Wie sehr sich der Klöppler seine technische Ausbildung angelegen sein ließ, zeigt hinreichend der Umstand, daß die Hausirer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre im Erzgebirge eingekauften Spitzenwaaren für französisches und niederländisches Gut verkauften; denn schon die 1710 angefertigten Spitzen waren fein und zart ganz nach französischer und niederländischer Art, nur mangelte ihnen die Festigkeit und Dichte der letzteren, indem sie zu los und weitschichtig geklöppelt waren, was theilweise in der Manipulation, welche die Niederländer mit dem Spitzenzwirn vornahmen, theilweise in dem Umstande seinen Grund hatte, daß sie sich bei der Arbeit eines Augenglases, der sog. „Nasenquetscher," bedienten. [12]) Indessen bemühten sich diese Gebirgsleute nach Kräften, an Tüchtigkeit, Zierlichkeit und Feinheit der Erzeugnisse den Brabantern gleichzukommen und wahrlich ihre technische Fertigkeit bot wohl die wenigsten Hindernisse für die Entwicklung der Spitzenindustrie. Die Vollendheit der im Erzgebirge erzeugten Spitzen wurde auch wiederholt rühmend anerkannt. So legte der Spitzenfabrikant Franz Kuhn in Joachimsthal bei der 1831 zu Prag stattgehabten öffentlichen Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte eine Musterkarte feiner Zwirnspitzen vor, welche sich durch ihren äußerst billigen Preis, den feinen modernen Geschmack, sowie durch die sehr fleißige Arbeit auszeichneten. Gleichzeitig wurde durch Verleihung der bronzenen Medaille an Gustav Kuhlmann, Spitzenfabrikanten in Wiesenthal, der Spitzenindustrie des Erzgebirges ein glänzendes Zeugniß zu Theil. Doch folgen wir hier dem Wortlaute des von der Beurtheilungscommission hierüber erstatteten Berichtes [13]): „Die von demselben vorgelegte sehr schöne weiße Blonde erregte wegen der geschmackvollen, in jeder Beziehung musterhaften Arbeit, sowie wegen ihrer Größe allgemeine Aufmerksamkeit. Die dazu verwendete Seide war sehr gut, wodurch zugleich in Verbindung mit der guten und höchst fleißigen Ausführung die Dauerhaftigkeit derselben begründet wurde. Nur schwer war sie von den französischen Arbeiten zu unterscheiden, so gut gelang die Nachahmung." Die Firma Anton Gottschald und Comp. in Hirschenstand wurde wegen ihrer meister- und musterhaften Spitzenfabrikate nicht nur bei der 4. Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte in Prag 1837 durch die bronzene, sondern auch auf der allgemeinen österreichischen Gewerbeausstellung in Wien 1845 mit der Silbermedaille ausgezeichnet. Daß das einfache Gebirgsmädchen mit dem Produkte ihres Fleißes den Weltkampf in dem

12) Oesterreich über Alles S. 136 und Marperger a. a. O. S. 142.
13) S. 139 ff.

glänzenden Ausstellungspalaste nicht zu scheuen brauchte, haben die Weltausstellungen wiederholt gelehrt. So hatten auf der großen Weltausstellung zu Paris 1855 das Centralcomité in Prag (die Fabrik A. Meinls Erben in Bäringen, Johann Jakob Wechselmann in Gossengrün) die Medaille zweiter Klasse und auf der internationalen Ausstellung in London 1862 dasselbe Centralcomité (Johann Fuchs Söhne zu Graslitz, die Stadt Gossengrün, Josef Hüber und Anton Ullmann zu Hirschenstand), ferner J. F. Ullmann zu Neudek für Spitzen die Medaille errungen.

Die Vorliebe und natürliche Anlage der erzgebirgischen Spitzenarbeiterin zu diesem Gewerbe, ihre Genauigkeit und Reinlichkeit versprechen ihren Erzeugnissen eine große Zukunft. Eine unvollständige Ausbildung kann gegenüber den hohen Ansprüchen der Kunstindustrie jedoch nicht genügen, und in ihr lag auch ein Grund, warum die in den 1850er Jahren errichteten Spitzenschulen so geringe Erfolge verzeichnen können. Die meisten Schülerinen waren kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen und müssen nun von Neuem als Lehrlinge in die Musterwerkstätten eintreten, welche die höchstmögliche Vollkommenheit der Spitzen bezwecken. Um dieses zu erreichen, muß eine ähnliche Arbeitstheilung sich geltend machen, wie sie in anderen vorgeschrittenen Ländern seit Langem durchgeführt ist. Es ist kein Geheimniß, daß die Brüsseler Spitze ihre gelungene Ausführung vorzüglich der zweckmäßigen Theilung der Arbeit zu verdanken hat, wodurch der Arbeiter eine größere Geschicklichkeit, Geläufigkeit und Sicherheit erlangt. In Belgien und Frankreich theilt das Verfahren die Spitzenarbeiter in 8 verschiedene, vollständig von einander getrennte Branchen. Freilich liegt in der einseitigen Ausbildung des Arbeiters, wie sie namentlich das Klöppeln mit sich bringt, ein wichtiger Uebelstand. So soll sich eine Klöpplerin ungeachtet der außerordentlichen Gelenkigkeit ihrer Finger zum Nähen, Sticken und zu anderen weiblichen Handarbeiten viel weniger anstellig zeigen als eine Person, die noch gar nichts gelernt hat. Im Zusammenhange hiermit stehe auch die Erscheinung, daß das Erzgebirge ungeachtet der Redlichkeit, guten Art und Reinlichkeit seiner Arbeiterinen eine kaum nennenswerthe Anzahl von weiblichen Dienstboten für die Städte liefert. Anderseits darf aber nicht übersehen werden, daß neben der Spitzenarbeit als Hausindustrie auch anderweitige häusliche, selbst Feld- und Waldarbeiten verrichtet werden können. Wie dieses unbeschadet der nöthigen Handgelenkigkeit geschehen könne, hiefür liefert Frankreich den deutlichsten Beweis. Im Departement Calvado beschäftigen sich wenigstens 50.000 Frauen mit Spitzenklöppeln und Tüllstickerei nur durch 6 bis 7 Monate, während sie die übrige Zeit den rauhesten Feldarbeiten nachgehen, und erzeugen bei einem täglichen Mittelverdienste von 75 Centimes per Kopf für 8 Millionen Waaren. [14])

Reinheit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit, diese fesselnden Mächte des Angebotes, wusste der Sohn dieses Gebirges seit Alters her in seiner Waare zu entfalten. Zwar hatte die Spitzenerzeugung auch in anderen Ländern des Kaiserstaates Eingang gefunden. So klöppelte man in Tyrol im Gröd̈ener Thale für 24.000 fl. Spitzen aus Linzer Zwirn, welche durch hausirende Händlerinen in der Provinz abgesetzt wurden. Die groben Spitzen von Idria fanden ihre Abnahme in Illirien, Steiermark, Oesterreich, vorzüglich aber in Kroatien. Auch in Ungarn und in der Militärgrenze erzeugt man Spitzen, namentlich in den Comitaten Sohl, Liptau, Neutra, Trenczin, Zips und Sarosz. In diese Gegenden dürfte die Klöppelei durch erzgebirgische Bergleute, welche in Folge des ergiebigen Bergbaues dahin auswanderten, gebracht worden sein, wie denn die Bauart der Häuser, theilweise die Trachten der Weiber und selbst die Lebensweise der dortigen Bewohner eine große Aehnlichkeit mit dem Erzgebirge zeigen. Allein

14) S. Max Dormitzer und Dr. Edm. Schebek a. a. O. S. 167 und L. Brodhuber, Dr. E. Holdhaus und A. Martin a. a. O. S. 616.

die Feinheit der böhmischen Spitzen haben jene Länder bei Weitem nicht erreicht. Gegenwärtig dürften in Oesterreich ungefähr 40.000 Personen einen Werth von 8 Millionen an Spitzen und Stickereien erzeugen.[15])

Der Spitzenhandel. Der Spitzenherr und -Fabrikant. Hand in Hand gingen Klöppelei und Spitzenhandel. Letzterer wurde zuerst durch einen Schotten Namens Cunningham in Schwung gebracht. Dieser Kaufmann kam mit mehreren seiner Landsleute zu Anfang des XVII. Jahrhunderts des Bergbaues halber nach Annaberg. In ihren Erwartungen getäuscht verlegten sie sich auf den Spitzenhandel. Daher nannte man sie „Spitzenschotten," ein Namen, welchen noch lange nachher die Spitzenhändler trugen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ruhte der Hausirhandel mit den erzgebirgischen Spitzen abermals in Händen von Fremdlingen, nämlich Franzosen und Italienern (Savoyarden). Sie kauften die Spitzen in größerer Menge von den Verlegern, welche die Erzeugnisse des Klöpplers einlösten und 8 bis 10% darauf schlugen, zogen damit in den verschiedensten Ländern herum, um ihre Waare als brabantisch Gut an Leute, die keine Kenner waren, zu bringen und wußten sie so um das Zwei- und Dreifache zu verwerthen.[16])

Gegenwärtig treten uns als Träger des Spitzenhandels, als „Borden" oder „Spitzenhändler" verschiedene Personen entgegen, deren Stellung nur im Hinblicke auf die eigenthümliche Entwicklung richtig erfaßt werden kann. Vor Allem ist ganz allgemein hervorzuheben der „Verleger," „Spitzen-" oder „Bordenherr" (-Frau), in den Schriften auch „Meister" benamset. Der Vermittler zwischen dem Klöppler als Erzeuger und dem Bedürftigen nahm er ein doppeltes Verhältniß ein. In Bezug auf den Ersteren erschien er als Arbeitsgeber, Lohnherr. Er war es, dem die vom Klöppler in seiner Behausung verfertigten Waaren gehörten — daher sein Name „Spitzen-" oder „Bordenherr" — und der ihn nach der Menge und dem Werthe seiner Arbeit entlohnte. Das von der Klöpplerin an den Verleger abgelieferte Erzeugniß wurde für den Handel in kleinere Stücke getheilt, welche im Anfange des XVIII. Jahrhunderts 10 Leipziger, zu Ende desselben $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{4}$ böhmische Ellen maßen. Der Spitzenherr versah auch zugleich den Arbeiter mit Mustern und Klöppelzwirn. Der Klöppler arbeitete somit in den meisten Fällen nicht auf eigene Rechnung, sondern verarbeitete nur das Materiale des Verlegers, und während sich Sachsen einstens alter „Spitzenmärkte" zu erfreuen hatte, deren berühmtester zu Annaberg bereits im J. 1612 an jedem Dienstage abgehalten wurde, wo sich allwöchentlich die Klöppelmädchen aus der Umgegend einfanden und ihre Kunsterzeugnisse feilboten, gebrach es auf böhmischer Seite gänzlich an einer Organisation der Arbeit. Außerdem besorgte der Bordenherr den Absatz der Spitzen — daher der Name „Verleger." — Diese Stellung, wie sie eben näher gekennzeichnet wurde, mochte wohl mit der der ersten Spitzenhändler im böhmischen Erzgebirge zusammenfallen. Denn wie wir bereits früher erwähnten, lieferte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine Erzeugnisse an sächsische Handelsleute und die böhmischen Spitzenhändler waren eigentlich nur ihre Vorkäufer. Erst 1756 gab es zu Joachimsthal, Weipert, Preßnitz und Neudek einige Verleger, welche die böhmischen

15) Die kostbarsten Spitzen waren seinerzeit die Venetianischen (genähten), welche auch in Belgien als die vornehmsten gelten und den Namen ihres Stammlandes im Handel beibehalten haben. In Folge der kriegerischen Ereignisse zu Beginn dieses Jahrhunderts und namentlich zufolge der Kontinentalsperre hatte jedoch diese Industrie immer mehr abgenommen und wurde 1823 nur noch in der eigentlichen Provinz auf der Insel Burano angetroffen, wo arme Weiber ihre theils mit der Nadel verfertigten, theils geklöppelten Spitzen von Woche zu Woche an die Handelsleute der Hauptstadt lieferten. Stephan Edler von Kees a. a. O. I. Bd. II. Theil S. 417.

16) Oesterreich über Alles S. 166 und 176 und Marperger a. a. O. S. 138.

Spitzen bis nach Ungarn, Tyrol und ins Reich verführten. [17]) Im Laufe der Zeit jedoch ist eine Aenderung mehr oder weniger darin eingetreten, indem sich eine Arbeitstheilung auf der einen und anderen Seite geltend machte und Mittelspersonen hinzukamen, welche den Verleger in der Einlösung und theilweise auch in dem Umsatze der Spitzen unterstützten, und so ist es gekommen, daß gegenwärtig der Spitzenhandel als Groß- und Kleinhandel von Fabrikanten, Vorkäufern und Hausirern betrieben wird.

Als sich in der Folge der Spitzenhandel auch auf böhmischer Seite immer mehr erweiterte — (im J. 1786 zählte man hier bereits 174 Spitzenverleger) [18]) — und zum Großbetriebe entfaltete, errichteten einzelne Verleger einen stehenden Spitzenverlag, und diese sind es, welche später mit dem modernen Namen „Spitzenfabrikanten" bezeichnet wurden und die, mit einem förmlichen Fabriksbefugnisse im Gegensatz zu dem freien Gewerbe des Spitzenhandels ausgestattet, neben dem Fabriksverlage zuweilen auch Niederlagen in größeren Städten errichteten. Von den bedeutenderen Spitzenfabrikanten in den 1830er Jahren nennen wir nur Gustav Kuhlmann in Wiesenthal, Karl Gustav Schmidl in Weipert, A. Meinl und P. Poppenberger, Brüder Eberhart in Bärringen und Anton Gottschalk und Compagnie in Hirschenstand. Die letztgenannte k. k. landesprivilegirte Spitzenfabrik, auf dem Gebiete dieses Industriezweiges unstreitig das erste Unternehmen in ganz Oesterreich, wurde 1780 gegründet und seit 1812 von Anton-Karl Korb, Josef Kuntzmann und Felix Kerl unter der früheren Firma fortgeführt. Die Bedeutung und Ausdehnung dieses Geschäftes erhellen aus der großen Zahl von Klöpplern, welche sie fast im ganzen Erzgebirge beschäftigte. Nach dem 1820 ämtlich aufgenommenen Stande der Fabrik betrug ihre Anzahl 8561 Arbeiter, u. z.: zu Joachimsthal 1225, Graslitz und dessen Umgegend 1000, Neudek 920, Sauersack 826, Trinkseifen 820, Hirschenstand 710, Neuhammer 554, Gottesgab 454, Kohling 450, Abertham 250, Neuhaus 245, Frübus 243, Heinrichsgrün 206, Sebastiansberg 184, Platten 182, Eibenberg 156 und Schönlinde 136 Klöppler. Der Werth aller von diesen Arbeitern geklöppelten und von der Fabrik eingekauften Spitzen betrug

im J. 1817	242.605	fl. W. W.
„ „ 1818	290.480	„ „ „
„ „ 1819	301.826	„ „ „
„ „ 1820 bis zur Mitte August	274.962	„ „ „

Als Materiale wurde meist inländischer und zu den feineren Erzeugnissen sächsischer Spitzenzwirn verwendet. Einen merkwürdigen Beweis von dem industriellen Geiste und regem Geschäftseifer der Fabrikseigenthümer liefert die stete Zunahme, in welcher der Spitzenverschleiß selbst bei den ungünstigsten Zeitverhältnissen begriffen war. So wurden an Spitzen

im J. 1817	189.592	fl. W. W.
„ „ 1818	256.450	„ „ „
„ „ 1819	267.934	„ „ „
„ „ 1820 bis zur Mitte August	249.504	„ „ „

nach Wien, Pest, Gratz und anderen Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie abgesetzt. Selbst nach Sachsen hatte die Fabrik um jene Zeit ihren Erzeugnissen Bahn gebrochen. Für Verbesserungen eifrig bemüht und zugleich redliche Arbeitsgeber ließen die Unternehmer inmitten der härtesten Bedrängnisse, welchen die Menschenhand durch die Mitbewerbung der englischen Maschinenfabrikate ausgesetzt war, das Wohl und Wehe ihrer Arbeiter nicht aus dem Auge, indem sie

17) Relation über alle in den 5 Commerzialkreisen erhobenen Manufakturen S. 32.

18) Eine namentliche Anführung der vorzüglicheren Spitzenhändler aus jener Zeit findet sich bei Schreyer: Kommerz I, 104, in seinen Briefen hierüber II, 37 und Waarenkabinet S. 106 und v. Rieger: Archiv III, 26.

durch Einführung der Bobbinetfabrikation einen neuen Erwerb statt der nimmer lohnenden Klöppelei zu bieten hofften. Noch im J. 1843 brachte die Fabrik mit ihren beiden Faktoreien zu Sauersack und Platten 1400 Pfund Leinenspitzen in den Verkehr, und wir verleihen nur den dankbaren Gefühlen vieler hundert Arbeiterfamilien Ausdruck, wenn wir sie nicht bloß als das größte, sondern auch als ein Musterunternehmen für die damalige Zeit hinstellen. [19])

Die Faktoren und Hausirer. Absatzkreise. Ein Gebilde, das sich in das Verhältniß zwischen dem Verleger und Klöppler hineingeschoben hat, ist das Gewerbe der „Faktoren" oder „Vorkäufer." Als sich nämlich auf dem Gebiete der Klöppelei der Großbetrieb festgesetzt hatte und der Spitzenfabrikant nicht mehr im Stande war, die Geschäfte mit dem Klöppler persönlich zu besorgen, war er gezwungen, sich gewisser Personen zu bedienen, die ihn in seinem Verkehre mit dem Klöppler besonders der entlegeneren Ortschaften unterstützten. Diese Mittelspersonen waren die Faktoren. Sie erschienen als Geschäftsführer des Verlegers, empfingen die fertige Waare und rechneten darüber ab. Später aber mochte es im Interesse sowohl des Fabrikanten als der Faktoren gelegen sein, daß diese die Geschäfte auf eigene Faust betrieben und die eingekauften Waaren zu dem Verleger trugen (Vorkäufer). Dieser Wechsel war jedoch für den Klöppler keine günstige Wendung. Denn während früher alle Vortheile des Großbetriebes durch den Fabrikanten auch dem Arbeiter zu Gute kamen, war dieser jetzt den Spekulationen einer Menge von Kleinhändlern anheimgegeben, zu der Gewinnquote des Fabrikanten gesellte sich noch die der Vorkäufer, welche nur auf Rechnung des Arbeiters durch Lohnherabdrückungen erzielt werden konnte. Viele unter ihnen haben sich von dem Einflusse des Fabrikanten losgesagt und den Hausirhandel ergriffen. Dieses Betriebssystem hat sich so eingenistet, daß es bei jedem günstigen Entwicklungsgange der Spitzenfabrikation immer weitgehender hervortritt und die Waare erst durch mehrere Hände die Runde machen muß, bevor sie an den eigentlichen Verleger gelangt. Dabei wird dieses Gewerbe gänzlich unorganisirt und in gar vielen Fällen bloß als Nebenbeschäftigung getrieben.

Neben dem Handel der Fabrikanten und Faktoren spielt gegenwärtig mehr als je der „Hausirhandel" eine bedeutende Rolle, welcher durchschnittlich 15% der von der Spitzenerzeugung lebenden Bevölkerung ernährt und sich in Bezug auf Männer und Weiber wie 2 : 3 verhält. Die Hausirer kaufen ihre Waaren theils von Fabrikanten, größtentheils jedoch unmittelbar vom Erzeuger. Der erzgebirgische Hausirhandel ist bald mit günstigem Auge betrachtet worden, bald auch nicht. Insoferne der Spitzenhausirer jedwede, selbst die verborgenste Absatzquelle aufsucht, kann dieser Art des Handelsbetriebes ein wohlthätiger Einfluß allerdings nicht abgesprochen werden. Gerade er ist es, der den veralteten Klöppelspitzen noch immer Käufer zu verschaffen weiß. Allein was wiegt dieser Vortheil gegen den unregelmäßigen Absatz und die zeitweiligen Arbeitsstockungen, wie sie der vorwiegende Hausirhandel nothwendig herbeiführt, was gegen die Verderbtheit, mit welcher der Hausirer die Sitten verpestet? Nicht nur daß er als Freund von billiger Waare schlechte Erzeugnisse in die Welt hinausträgt, benützt er zuweilen auch diese Gelegenheit zur Bettelei und sucht durch Klagen und traurige Schilderungen der heimatlichen Erwerbsverhältnisse die Freigebigkeit der Fremden zu berücken, wie dieser Unfug in den benachbarten Kurorten sich eingeschlichen hat. Wenn man bedenkt, daß der gute Wille der Spender keineswegs erreicht wird und der wahrhaft hilfsbedürftige Klöppler daheim nicht den geringsten Antheil an diesen Spenden genießt, sondern in seiner Ehrlichkeit es vorzieht, lieber zu Hause sich redlich

19) Jahrbuch des k. k. polytechnischen Institutes in Wien III, 399 und übereinstimmend hiermit Stephan Edler von Kees: Anhang und Register zur Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens S. 59; ferner Ed. Ponfikl a. a. O. II, 295 und Prof. Schnabl a. a. O. V, 54.

zu ernähren und im Schweiße des Angesichts das thränengetränkte Brod zu verdienen, als fremder Wohlthätigkeit zur Last zu fallen, so ist es nur recht und billig, wenn die Sicherheitsorgane diesem Unwesen das aufmerksamste Auge zuwenden. Die Spitzenhausirer sind der Schrecken der Kurgäste, und ihnen ist es zuzuschreiben, daß das biedere Gebirgsvolk in der öffentlichen Meinung so tief gesunken ist.

Wir gelangen zu den Absatzkreisen. Schon 1710 wurden die erzgebirgischen Spitzen nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch in unterschiedlichen angrenzenden Reichen und Ländern abgesetzt. Wiewohl nun in der Folge die Spitzenfabrikation in den meisten Ländern des österreichischen Kaiserstaates Eingang gefunden hatte, so waren es doch die böhmischen Zwirn- und Baumwollspitzen, welche wegen ihrer Wohlfeilheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit unter allen Spitzengattungen des Inlandes den meisten Vertrieb hatten. Insbesondere aber wurden die Erzeugnisse des böhmischen Erzgebirges als „Annaberger" und „Neudeker" Spitzen, ja selbst unter dem Namen „Niederländer" Spitzen sehr stark in den österreichischen Erbländern, vorzüglich in Böhmen, Oesterreich, Steiermark, sowie in Siebenbürgen, Ungarn, Polen und im Reiche abgesetzt. [20]) In der neueren Zeit wurden in den größeren Hauptstädten und in den nahen Kurorten besondere Niederlagen eröffnet, im Uebrigen wird der Spitzenhandel leider als Hausirhandel getrieben. Was die Stärke des Spitzenhandels anbelangt, so hält sie gleichen Schritt mit der Klöppelei. Seit dem Aufkommen der englischen Zeugspitzen hat der Handel mit den gewöhnlichen Klöppelspitzen immer mehr abgenommen und liegt gegenwärtig ganz darnieder. Im Einklange hiermit steht die Ausfuhr von österreichischen Spitzen aus Leinenzwirn. Es betrug

im J.	1844	die Einfuhr	—	Ausfuhr	31	Ctr.
„ „	1845	„ „	—	„	30	„
„ „	1846	„ „	—	„	23	„
„ „	1847	„ „	—	„	21	„
„ „	1850	„ „	—	„	12	„

Die mittlere Ausfuhr nach Ungarn stellte sich durchschnittlich in diesen Jahren auf 36 Ctr. [21])

Schluß. So sehr auch unverschuldete Ursachen an dem Verfalle der böhmisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation gearbeitet haben, so fällt doch in der neueren Zeit alles Verschulden den Spitzenhändlern zur Last. Sie waren bisher ausschließlich die Träger des Unternehmens und geboten durch mehr als ein Jahrhundert über die gesammten Arbeitskräfte, in ihnen ruhte die eigentliche Kapitalsmacht; denn nur in ihren Händen konnte die Kapitalsansammlung gelingen, und daß dieses auch wirklich geschah, beweist hinreichend der Umstand, daß die Spitzenherren in den Klöppeldistrikten vorwiegend die wohlhabendere Klasse bilden. Und welches waren hier die Segnungen des Kapitales? Ruhig und unbekümmert um das Schicksal der Arbeiter ließ man die Ereignisse über sich hereinbrechen, und beachtete die Förderungsmittel nicht, die wiederholt durch Anstalten geboten wurden. Gegenüber der Maschinenkonkurrenz dachte der Spitzenhändler im böhmischen Erzgebirge an keinen Ausweg, sondern war zufrieden, daß genugsam Hände sich fanden, welche die Dienste der Maschine verrichteten. Brauchte er doch nicht für Triebkraft und Obdach wie bei dieser zu sorgen, er fühlte es ja nicht, wenn die Kette des Bobbinetstuhles eine Leidenskette um den armen Klöppler wob. Genug, es gab ja weiterhin doch noch einen Gewinn, wenn auch nicht in dem Maße wie ehedem, und es ist immer süßer, den sicheren Gewinn für sich zu haben, als ihn in der Fürsorge für das Unternehmen zu theilen. Wie hierbei von Seite mancher

---

20) Marperger a. a. O. S. 142; österreich. National-Encyklopädie V, 110; Schreyer: Kommerz I, 103 und Stephan v. Kees a. a. O. S. 475.

21) Jos. Hain: Handbuch des österreich. Kaiserstaates II, 318.

Spitzenherren verfahren wurde, und wie sie namentlich durch kleine Gelddarlehen die Klöpplerin zu verstricken wußten, um ihre Arbeitskraft auszunützen, würde freilich manches Beispiel herzlosen Verfahrens ergeben, und das Einverständniß zwischen Arbeitsgeber und -Nehmer bei Weitem nicht in dem rosigen Lichte erscheinen lassen, wie es geschildert wurde, und wenn man über Bedrückungen keine Klagen aus dem Munde der letzteren zu vernehmen glaubte, so hat man den Jammerschrei überhört, welcher wiederholt, namentlich auf sächsischer Seite, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Freilich trifft dieser Vorwurf zunächst jene industriellen Schmarotzer, welche bei dem Mangel jedes Baarvermögens gleichwohl ein hinreichendes Auskommen sich zu sichern wußten. Allein auch die Großhändler, die Fabrikanten, haben dem Arbeiterstande nicht die gebührende Sorgfalt zugewendet und ungeachtet des hohen Alters dieser Industrie keinerlei Vorkehrungen ins Leben gerufen, welche in viel jüngeren Fabrikationszweigen den Arbeitern schon längst zu Statten kommen. So mancher Spitzenherr schaut selbstzufrieden aus seinem schmucken Hause, doch keiner dachte daran, dem verlassenen Klöppler durch Errichtung von Versorgungshäusern, Kranken- und anderen Wohlthätigkeitsanstalten in noch schwereren Tagen des Unglücks eine Zufluchtsstätte zu eröffnen. In dem Mangel des Gemeinsinnes liegt auch die Ursache, daß wir im Laufe dieser Darstellung auf Seite der Spitzenhändler nirgends einem einigen Zusammenwirken zu erhöhter Kraft begegneten. Wie Vieles hätte durch den gemeinsamen Bezug des Materials, Errichtung von Zeichenschulen, Ausbildung von Musterzeichnern und Musterstechern, Berufung von Meisterinen aus weiter vorgeschrittenen Ländern, Anstellung von Reisenden u. s. w. geschaffen werden können! Allenthalben häufen in Böhmen Vorschußvereine die Sparpfennige zu Kapitalien an, um damit die Erwerbsthätigkeit zu befruchten; nur im Erzgebirge konnten sie mit alleiniger Ausnahme von Graslitz keinen Boden finden.[22]) Denn statt durch Vergesellschaftung die kleinen Kapitalien heranzuziehen und einen intensiven Betrieb herbeizuführen, hat sich bei den Spitzenherren zu allen Zeiten das Streben nach Monopolisirung und Beschränkung bemerkbar gemacht und frühzeitig suchten einige Spitzenhändler in eine Zunft sich zu vereinigen; allein ein solches Begehren wurde — gewiß zum Leidwesen Vieler — als schädlich für die Klöppelei zurückgewiesen und der Handel mit Spitzen durch Hofdekret vom 15. Mai 1766 ausdrücklich als ein freies Gewerbe erklärt.

Entarteter Eigennutz gilt als Feind des Gemeinsinnes und zuweilen mag er auch hier sein neidisches Spiel getrieben haben; es wäre aber ungerecht, wollte man in ihm die Grundwurzel aller Uebel erkennen. Diese scheint viel tiefer zu liegen, nämlich in dem Mangel an Intelligenz und Fachkenntnissen. Zumeist von einem Geistlichen für die Hauptschule vorbereitet und mit Vorurtheilen gegen Zeitverhältnisse groß gezogen beschränkt sich die kaufmännische Bildung des Spitzenhändlers auf jene Erfahrungen, welche er in seinen Knabenjahren als Lehrling in dem Ladengewölbe eines Landstädtchens und später auf Reisen nach Prag, Wien, allenfalls auch Pest sammelte. Die eigentlichen Kunststätten der Spitzenindustrie bleiben von ihm unberührt. Er gewinnt keinen Einblick in den Welthandel und in die Gesetze der Volkswirthschaft, und während in anderen Ländern der Gewerbsfleiß unermüdlich fortarbeitet und fast jeder Tag einen Fortschritt bringt, ruht man hier auf den Lorbeeren der Väter aus, die längst die Zeit entblättert hat, und sinkt mit dem Stillstande immer tiefer. Hiervon stammen der Mangel an Selbsterkenntniß und die Selbstüberschätzung, die spießbürgerlichen Anschauungen und Vorurtheile, von welchen der größte Theil der Spitzenhändler

22) Erst in neuester Zeit (October d. J.) wurden solche auch in Platten und Bärringen begründet.

befangen ist. Wie anders ist es in Sachsen! Dort werden die Söhne wohlhabender Eltern in Handelslehranstalten und großen Handlungshäusern herangebildet und treten mit einem Schatze von Kenntnissen in die Welt hinaus, um sie in der Fremde zu verwerthen. Manchen Jüngling treibt die Regsamkeit in andere Welttheile, wo er ferne von dem häuslichen Herde als gewissenhafter und fleißiger Vermittler und aufmerksamer Beobachter im Dienste der vaterländischen Industrie wirkt.

Hiernach darf es nicht verwundern, welches Verständniß unsere Spitzenhändler allenthalben der neuen Einrichtung, den Musterwerkstätten, entgegen bringen. Die Mehrzahl von ihnen — namentlich sei Gottesgab ausgenommen — geberdet sich als ein Feind des Unternehmens. Diese betrachten die Anstalten als einen Eingriff in ihre angestammten Rechte und scheuen die Konkurrenz; jene fürchten wegen Lohnerhöhungen eine Einbuße in ihrem Gewinne, andere wieder begleiten kopfschüttelnd die neuen Erzeugnisse, weil sie keine Absatzorte dafür zu finden wissen u. s. f. Mit welchen kleinlichen Mittelchen man hie und da das Unternehmen zu vereiteln und wie man Mißtrauen unter der Arbeiterbevölkerung zu verbreiten und sie den Musterwerkstätten ferne zu halten sucht, das auszuführen würde die Richtigkeit unseres obigen Urtheiles nur noch mehr bekräftigen. Waren doch einige Spitzenhändler offenherzig genug, durch eine besondere Deputation an maßgebendem Orte ihre Bitte um Beseitigung der Anstalten geradezu auszusprechen. Selbst die Lohnabzüge, welche bei schlechten Arbeiten geschehen müssen, wurden benützt, um den Sporn zu einer sorgfältigeren Arbeit zu benehmen und den Lehrling gegen den Unternehmer aufzustacheln, der freilich redlicher und gewissenhafter gegen den Spitzenarbeiter verfährt als dessen schlechtbestellte Rathgeber, und der, um selbst den geringsten Schein von Eigennutz zu vermeiden, derlei Abzüge in die Krankenkasse fließen läßt. Der Spitzenarbeiter, der auf keiner höheren Bildungsstufe als der Spitzenherr steht, vermag noch weniger die Verhältnisse zu durchblicken und meint wirklich gute Freunde in denselben Leuten zu finden, welche sein Wohl gänzlich vernachlässigten und es auch weiterhin durch schlechten Rath zu untergraben suchen. Die Spitzenhändler aber sollten ernst in sich gehen und ihre Leistungen mit den Fortschritten anderer Länder vergleichen, welchen keine Unterstützung Seitens der Staatsgewalt zu Theil wurde. Gerade sie sollten reuig über ihre Unterlassungssünden, welche sie an der Spitzenindustrie begingen, im eigenen Interesse dem neuen Unternehmen sich anschließen, und wenn sie auch die nöthigen Kenntnisse nicht mehr nachholen können, doch ihre Söhne im Geiste der Neuzeit heranziehen. Denn diese gebietet ein unaufhaltsames Vorwärts und überschreitet jene, die sich ihr entgegenstellen.

Von den Spitzenherren ist daher ein werkthätiges Eingreifen in die Spitzenfabrikation derzeit wohl kaum zu erwarten. Ihr unthätiges Verhalten und feindliches Auftreten gegen die Anstalten sind ein neuerlicher Beweis, wie wenig ihnen an der Ausbildung der Arbeiterin und Vervollkommnung ihres Erzeugnisses gelegen ist; denn sie verkennen noch immer den Werth der Spitzenindustrie und suchen ihn statt in der Qualität in der Quantität der Produktion. Selbst jene Spitzenfabrikanten, welche von den in den Musterwerkstätten gebotenen Zeichnungen Gebrauch machen, benützen die Anweisung zur sachgemäßen Ausführung der Arbeit nicht immer, sondern verändern das Muster durch Weglassung der feineren Conturen und nachlässiges Stechen bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Zeichnung, nur damit die Ausführung leichter nnd die Arbeit billiger werde. Bereits dringt die Erkenntniß, daß nur bessere Arbeit einen besseren Verdienst bewirken könne, schon in weitere Kreise der Spitzenarbeiter und ihr werden sich auch schließlich die Spitzenherren nicht entschlagen können. Hoffentlich wird aber die Zeit, wo man sich des Klöpplers wie eines blinden Werkzeuges bediente und

nur mit Mühe bei billigen Preisen einen beschränkten Absatz zu erringen wußte, bald vorüber und die Spitzenfrage des böhmischen Erzgebirges glücklich dahin gelöst sein, daß nur durch Veredelung des Erzeugnisses ein großer Markt und höherer Preis erzielt werden kann.

Bis dahin aber den Bemühungen Aller, welche mit Hand und Wort diesem gemeinsamen Ziele zustreben, ein herzliches **Glück auf!**

Aus Joachimsthals Vergangenheit.

Von

Dr. **Gustav C. Laube.**

I. Gründung und Blüthezeit von Joachimsthal.

Für alle Zeiten hat die Geschichte mit blutiger Schrift auf ihren Blättern die Drangsale verzeichnet, welche im fünfzehnten Jahrhundert über das deutsche Volk in Böhmen verhängt waren. Niemals, weder früher noch später, ist es dem feindlichen Elemente, womit es seit jeher zu kämpfen hatte, gelungen, in solcher Weise über den vernichteten Gegner zu triumphiren. Doch selbst damals war es nicht im Stande die verhaßte Nation auszurotten, ebenso wenig, wie es ihm jetzt oder später gelingen soll. Eine Feste des Deutschthums in Böhmen nach der andern fiel der andrängenden feudalhusitischen Macht anheim. Das Bollwerk des Geistes, die Carolinische Universität, kam in die Hände der Czechen. Die deutsche Stadt Prag ward in czechische Bande geschmiedet, und unter der Maske des religiösen Fanatismus gossen sich die von Nationalhaß flammenden Schaaren der Taboriten über die blühenden deutschen Städte und Ortschaften aus. Leichenhaufen am Tage und Brandröthe bei der Nacht bezeichneten den Weg, den sie, alles vor sich niederwerfend, nahmen.

Da ward mit Mord und Brand der prächtige alte Eichenwald deutscher Städte vertilgt, und auf den rauchenden, blutbespritzten Trümmern machte sich die Nachkommenschaft der wilden Horden breit und prunkte in dem Besitz, der ihr aus der tapferen Plünderung deutscher Städte und friedlicher Klöster zur Beute gefallen war.

Aber die alten deutschen Eichen waren kernfest. Trotz Blut und Brand trieben sie wieder kräftig von der Wurzel auf, und die von Husiten wild zerzausten und zerschmetterten Kronen fingen doch wieder zu grünen an. Immer wieder begann der Kampf aufs neue, unter den Kämpfen wurden die jungen Schossen stark, und heute, Gott Lob, können wir mit Stolz wieder auf eine große Reihe wohlhabender deutscher Städte blicken, deren intelligente betriebsame Bürger treu zu Kaiser und Reich stehend den immer noch nicht geendigten Kampf mit den nämlichen Gegnern von damals muthig und getrost fortsetzen.

Zu jener Zeit aber, wo die Taboritenhorden das deutsche Leben in Böhmen mordeten, vollzog sich Gewaltiges jenseits der Grenzen. Die mit ihren Lehrern von Prag vertriebenen deutschen Studenten fanden allerorts willige und freundliche Aufnahme. Wie die aus einer reifen Frucht auf guten Boden fallenden Samen, so schlugen die durch czechischen Uibermuth versprengten Colonien an zehn und mehr Orten fröhlich Wurzel, die jungen Universitäten gediehen und wuchsen heran, um die von ihren dermaligen Besitzern arg mißhandelten alma mater zu Prag gar bald zu überragen. Das waren die Pflanzstätten des deutschen Humanismus, von denen aus das deutsche Volk sich an die Spitze der Civilisation schwang. Sie selbst, die sie vernichten wollten, haben sie dahin gedrängt, daß sie von nun an das wurden, was sie ihnen mit höhnendem Neid zurufen, die Cul-

turträger der neueren Zeit. Nicht lange darauf druckte Johannes Guttenberg seine erste Bibel. Tag ward's! Die in den Manuskripten klösterlicher Bibliotheken gebannten Geister wanderten nun befreit durch den Zauberstab des Buchdrucks vielgestaltig von Haus zu Haus, von Schule zu Schule. Tausende strömten herbei zu den Pflanzstätten des Wissens und der Bildung.

Auf dieser sich immer weiter und weiter verbreitenden Grundlage des Humanismus bereitete sich das große Werk vor, welches Deutschland, wenn auch nach schwerem Kampfe und mit Blut und Wunden, von der Macht des Papstthums befreien sollte, die Reformation, welche neben dem Buchdruck den zweiten, die geistige Freiheit fesselnden Eisenreif zersprengte

Aber gerade als hätte auch die Natur ihren Beitrag leisten wollen zu den neuerlich bevorstehenden Kämpfen, fallen in jene Zeit an den Schluß des 15. Jahrhunderts die Entdeckungen der reichen Silbergänge im Erzgebirge. Die meißnischen Bergstädte Schneeberg, Annaberg und Marienberg mit ihrem fabelhaften Bergsegen entstanden, welche den Herzog Albrecht von Meißen zum reichsten Fürsten in Deutschland machten, und ihn sagen ließen, als er zu Schneeberg in der Grube mit seinen Genossen auf einer riesigen Silberstufe Tafel hielt: „Der Kaiser Friedrich ist ein mächtiger Herr, aber solch einen Tisch, daran wir sitzen, hat er doch nicht."

Freilich aber war der Bergsegen nicht von langer Dauer. Die im großen Reichthum zu Tage ausstreichenden Gänge waren von dem allenthalben herzugelaufenen Bergvolke bald und ohne großer Mühe abgebaut. Leicht verdientes Geld hält nicht. [1]) Die meisten Gewerken verlotterten die Ausbeute in Kurzem, und da sie für tiefere Baue die Mittel verthan hatten, blieben ihre Gruben liegen oder kamen in die Hände kräftigerer Besitzer, und sie zogen ab, um anderswo ihr Glück zu versuchen.

Diese schon bald eintretende Stockung im Meißner Bergbau [2]) war die Ursache, daß sich anderwärts Bergcolonien bildeten. So wurde z. B. der Bergbau in Rochlitz an der Mulde aufgenommen, da dort der Sage nach viel Gold und Silber liegen sollte, und man aus dem Flusse Metallkörner gewaschen hatte. Aber bald bildete ein Ort im böhmischen Gebirge einen neuen Sammelpunkt für das Bergvolk. Unglaublich klangen die Nachrichten von dem reichen Silbersegen, der dort angebrochen war, über das ganze Erzgebirge, und mit dem Rufe: „Im Thal im Thal mit Mutter mit All" wie der Chronist schreibt [3]), zog man von allen Seiten dahin.

Dieser Ort war Joachimsthal. Gerade ein Jahr [4]) früher, als die feudalen Barone durch den famosen Sct. Wenzelsvertrag 1517 den Städten mit einemmale Luft und Leben abschneiden wollten, wurde der erste Keim gelegt, der sich in unglaublich kurzer Zeit zu einer blühenden Stadt entfaltete, die, von deutschen Bergleuten gegründet, und allezeit deutsch in mehr als einer Beziehung von ganz besonderer Wichtigkeit ist, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Es ist nach allen Daten wahrscheinlich, daß schon geraume Zeit vor dem

---

1) Vergleiche Mathesius Sarepta: 1472 ist der Schneeberg an der Mulda angegangen, hat man auf einmal 100 Mark Silber und 600 Gulden rheinisch auf einen Kux ausgetheilt. — Nach Albinus Meiß. Bergchronik p. 35 hat die Grube St. Georg allein dem Landesherrn 4603000 fl. an Zehnten und Schlägegeld getragen! (??)

2) Mathesius Sarepta Vorrede, Peter Albinus Meiß. Bergchr. p. 74.

3) Mathesius Sarepta. Vorrede.

4) Mathesius Sarepta p. 133: Do man zalt nach Christi unseres Heilands geburt 1516 im 23. Jahr Kaiser Maximiliani im letzten Vladislai des Königs zu Hungern vnd unter der Regierung des Thewren Helden Graffen Stephan Schlicken, eben do das Evangelion im Land zu Sachsen auffgieng, wie unser Spruch meldet: ECCe fLorent VaLLes CVM EVangeLIo, da ist dieses bergwerck mit gewalt angangen, und hat aufs Quartal Crucis die erste Außbeut geben.

eigentlichen Beginn die Gegend von Joachimsthal als eine für den Bergbau günſtige bekannt geweſen ſein mochte, da man zu verſchiedenen Zeiten Erze in Körben weggetragen hatte, und Petrus Nivavis (Schneevogel), der Eremit am Wolfsberg, wo heute Maria Sorg liegt, mochte den Grund zu ſeinen Prophezeiungen über die hierliegenden Schätze wohl aus guter Erfahrung haben [5]). Es iſt aber ziemlich ſicher, daß nicht ſchon 1437 in Joachimsthal gebaut wurde, wie einige ältere Schriftſteller meinen's, geſtützt auf die in Lünigs Spicilegium Secula. Pars II. p. 117 Nr. 5. abgedruckte Urkunde de dato Freitag nach Bartholomäi 1437, wornach den Schlicken der Bergbau zu Plan und Joachimsthal und zugleich die Münzfreiheit eingeräumt wird. Unglaubwürdigkeit und wahrſcheinliche Fälſchung dieſer Urkunde wurde ſchon von Caſpar v. Sternberg in ſeiner Geſchichte des Bergbaues von Joachimsthal [7]) dargethan, da der Name „Joachimsthal" nach Matheſius [8]) erſt im Jahre 1520 etwa aufkam, folglich nicht beinahe hundert Jahre früher die Rede davon ſein konnte, und die Berganlage allem Anſchein nach lange einfach das Thal hieß. Der Anfang des Bergbaues fällt offenbar in das Ende des 15. oder die erſten Jahre des 16. Jahrhunderts. [9]) Agricola, welcher 1528 in ſeinem Bermannus den erſten Bericht über den Anfang des Joachimsthales gibt, erzählt im Buche de veteribus et novis metallis, es habe ein gewiſſer Bach aus Geyer und Oeſer aus Schlackenwerth [10]) hier zuerſt gebaut. Matheſius gibt hiezu des Erſteren Vornamen Caſpar. [11]) Ein Caſpar Bach erſcheint 1490 zu Geyer in einen Prozeß um Bergwerke willen verwickelt und iſt vielleicht deshalb ausgewandert. [12])

Es ſcheint, daß der von ihnen am Schottenberge unternommene Bau aus Mangel an Kräften aufgelaſſen wurde, vielleicht jedoch mit der Abſicht, ihn ſpäter wieder aufzunehmen. [13]) Ehe ſie aber hiezu kamen, hatte ſich eine Gewerkſchaft zu Karlsbad 1515 [14]) gebildet, welche angeblich durch die Prophezeiungen des Boxrichters von Boxgrün, des Eremiten Johannes Nivavis und der alten Gräfin Caſpar Schlick veranlaßt worden [15]), den Bergbau hier aufzunehmen. Dieſe erſte

5) Matheſius Sareptap. 134.
6) Veithner v. Lichtenfels: Verſuch über die naturl. u. polit. Geſch. der böhm. u. mähr. Bergwerke pag. 44. Nach ihm Gmelin Beiträge z. Geſch. d. deut. Bergbaues p. 95.
7) Caspar v. Sternberg Umriſſe einer Geſchichte des böhm. Bergbaues I. p. 312.
8) Matheſius Sarepta p. 134. Der Name ſoll im Einklang mit den eben aufgekommenen Werken St. Annberg, Jöſtadt (Joſefſtadt) und ſpäter Marienberg ſtehen.
9) J. Böhm. Handſchriftl. Chronik in der Stadt-Dechantei zu Joachimsthal ſetzt ihn beſtimmt in das Jahr 1510 ohne Angabe des Grundes.
10) Agricola de veteribus et novis metallis lib. I.: Bachus Misenus qui habitabat Geiri cum Oesero Boemo qui Slacchaverdi coit societatem agendi cuniculi in valle pagoque deserto a cultura hominum cui nomen erat Conradi Gruna. So auch Matheſius. Sternberg gibt fälſchlich Geier an, wornach einige andere folgten. Barbara, der alten Oeſerin Tochter, u. Doleſch ſind das erſte im Thal getraute Brautpaar. (Matheſ. Handſch. Todtenmatrik Joachimsthal Nro. 1.)
11) Matheſ. Sarepta p. 26.
12) Johannes Falke Geſchichte der Bergſtadt Geyer. (Mitthl. d. k. ſ. Ver. f. vaterl. Geſch.) Die Bach waren von Anfang der Stadt Geyer eine anſehnliche Familie. Ueber den Proceß des Casp. Bach ibid. p. 16. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Geyriſche Familie, wornach heute noch einer der Joachimsthaler Erzgänge Geyergang heißt, die Bach waren, wie denn Bartholomäus Bach 1522 Stadtſchreiber als Gewerke mehrfach genannt wird (Agricola Bermannus) und 1535—42 Gegenſchreiber war (Chronik des Joh. Seltenreich im Archiv zu Joachimsthal.).
13) Böhm. Miſer. erzählt, ſie hatten den Stollen blos verdeckt, derſelbe ſei von einem Annaberger Bergmann, der darum wußte, den Schlicken verrathen worden; bei dem Umſtande, als dann in der Gewerkſchaft ein reicher Annaberger Gewerke auftritt, dürfte das wohl wahrſcheinlich ſein.
14) Matheſ. Sarept. p. 134.
15) Die erſteren drei und Thom. Hirn nennt Agricola im Bermannus. Johann Pflug wird von Caspar Bruſchius gen. Bſchreib. des Fichtelgeb. pag. 30 und Petr. Albinus Meiß. Bergchronica pag. 73.

Gewerkſchaft beſtand aus Alexander von Leisnig, Wolfgang von Schönberg, Stefan Schlick, Johann Pflug [16]) und einem gewiſſen Hans Thomas Hirn o. Thomeshirn [17]) einem auf St. Annaberg reichgewordenen Gewerken.

Bereits das folgende Jahr 1516 [18]) wurde Ausbeute vertheilt, und ſofort verbreitete ſich die Nachricht von dem neuen Bergſegen in die Ferne. Bis dahin war die Gegend nach den Berichten von Agricola, Matheſius, Bruſchius und anderen Zeitgenoſſen eine öde Wildniß. Einige wenige verfallene Häuſer und eine Mühle oder ein Hammer ſollen da geweſen ſein, nach einer Wieſe war Thal und Weiler Conradsgrün genannt worden. [19]) Noch in Mitte Juli 1516 ſtand daſelbſt nichts als ein kleines Zechenhaus. [20]) Aber in ungemein raſcher Zeit bildete ſich dort eine Colonie, da gerade damals an anderen Orten im Erzgebirge der Bergbau ins Stocken gerathen war [21]), und hier ganz unerwartete Früchte verſprach.

Aber gleich im Anfang bekam Stefan Schlick mit den Brüdern von Haslau wegen der neuen Anlage zu thun, deren Gebiet hier an das Schlickiſche gränzte, auf welchem theilweiſe Grubenbau und Gebäude zu liegen kamen. Es wurde die Sache jedoch unter Mitwirkung Hans Pflugs und Sebaſtians von Weitmühle ausgeglichen und feſtgeſetzt, daß die Grafen Schlick zur Schadloshaltung der Haslauer verpflichtet ſein ſollten [22]) Nachdem einmal der erſte Anbruch gemacht war, wuchs die Ausbeute in erſtaunlicher Weiſe. Der fabelhafte Silberſegen vom Schneeberg ſchien ſich hier zu erneuen. Aehnlich wie heute noch in Peru und Bolivia fand man das Erz unter dem Raſen und unter Baumwurzeln und hieb Ausbeute ohne Grubenlicht. [23]) Das war ein Ort, um ſchnell reich zu werden. Abenteurer aller Art kamen herbei, und es mag wohl hier ſo ausgeſehen haben, wie in unſrer Zeit auf den neu entdeckten Goldfeldern Californiens und Auſtraliens. Namentlich trug auch der Schwärmer Carlſtadt, der ſein Doctordiplom auf einen Spieß ſteckte, bei Kemberg Bauer wurde und Säue zu Markte trieb, [24]) zum ſchnellen Wachsthum der Anſiedlung bei. Viele junge Leute verließen Schule und Amt, um nach Carlſtadts Lehre im Schweiße ihres Angeſichtes ihr Brod zu verdienen, wozu ihnen das Silberbergwerk im Thal am geeignetſten ſchien. [25]) Es iſt aber auch begreiflich, daß Stefan Schlick und ſeine Familie, die zu ihren weitgehenden Plänen viel Geld brauchten, dieſe neue Silberquelle, aus der ihnen reiche Schätze zufloßen, nach aller Weiſe förderten und hegten, und wie

---

16) Agricola de veterib. et novis metallis. Lib. I. Später nennt er ihn Joannes Hirnus. Bermannus: Tomisernus quidem. Bruſchius l. c. nennt ihn Thomas Horn. Die Familie behielt dann den Namen Thumshirn bei. Vergl. Pet. Alb. Meiß. Bergchron. p. 46.

17) Dieſes geht aus einer Stelle im Bermannus hervor, deſſen Verfaſſung in das Jahr 1527 fällt, wo es heißt: Annus est duodecimus, cum una modo casa esset erecta etc.

18) Matheſius Chronik von Joachimsthal. Dieſer erwähnt hier auch eines übertragenen Berglehns nach dem Erſten Theilungsbuch aus früherer Zeit.

19) Math. Sarepta p. 134: Es ſollen vor alters etliche Häuſer am unteren Türkner geſtanden ſein, wie die pete. anzeigen, darauf klefftrige Bäume gewachſen ſein, dieſen oberen Ort da jetzt dieſe Stadt lieget hat man von den wisflecklein die Conradsgrün genennet. Bruſchius p. 22.

20) Die bereits erwähnte Handſchrift des P. Böhm erwähnt einer nicht mehr vorhandenen Handſchrift Heinrich v. Cönneritz über den Urſprung Joachimsthals, daraus citirt wird, daß Cönneritz, als er im Juli 1516 mit Matz Puſch von Buchholz die neuen Silberbergwerke im Thal beritt, noch keine Herberge hier fand, nur ein kleines viel zu enges Zechenhaus war an der Stelle, jedoch ſollen im Dezember desſelben Jahres bereits 400 Häuſer geſtanden haben. Böhm fol. 9.

21) Math. Sarepta. p. 134.

22) Vergl. Casp. Sternberg l. c. p. 319. Abſchrift der Reimung zwiſchen Schlick u. den Haslauern. Böhms Allegatenbuch p. 7.

23) Mathes. Sarepta p. 134. Merten Heidler, ein armer Bergmann, der mit ſeinem Weibe allein ſchurfte, gewann in einem Zuge 100000 fl. C. M. Berg. Albin Meiß. Bergchron. p. 78.

24) Matheſius Leben Luthers p. 49 b

25) Math. Sarepta p. 134.

wir ſehen werden, bei ſo mancher Gelegenheit Gnade für Recht ergehen ließen. Aber auch die königliche Regierung mußte im Laufe der Zeit erkennen, daß der Widerſtand der Schlicke mit dem Entfall des Bergwerkes gebrochen ſein werde. Woraus alle ſpäteren Schickſale der Stadt abzuleiten ſind.

1517 ward die erſte Capelle — da, wo jetzt die St. Anna-Capelle ſteht — erbaut und durch Jacob Heilfelder werden die Hofſtätten zu den Häuſern vertheilt. [26]). Schon das Jahr vorher erſcheint Thomas Thuſel als Schlickiſcher Hauptmann, wahrſcheinlich als Vogt von Falkenau, Georg Beck als Geiſtlicher, Benedix Kneufler als Schulmeiſter im Thal. Im folgenden Jahre ſind Albrecht Beck und Georg Hirſch Bergmeiſter und Riſſengel Richter. Damit iſt alſo 1517 die Bergcolonie als gegründet zu betrachten. Schon im nächſten Jahre 1518 erhuben die Bergleute einen Aufſtand und zogen nach Buchholz ab, von wo ſie durch gütliche Zurede des Grafen Caſpar Schlick wieder zurückgebracht wurden. [27]) Die Folge ſcheint die von den Gebrüdern Schlick herausgegebene neue Bergordnung geweſen zu ſein, wodurch die Verhältniſſe der Bergleute, Beamten und Gewerken zeitgemäßer, als es nach der alten Wenzeslaiſchen Bergordnung geſchehen konnte, geregelt wurden, und welche bis zur Uibergabe des Thales an die kaiſerliche Regierung in Anwendung blieb. Es ſcheint, daß bisher die Schule an keinem beſtimmten Orte abgehalten wurde, denn erſt in dieſem Jahre erwähnt Matheſius eines Schulhauſes und im folgenden M. Chriſtoff Hirſch als Schulmeiſter.

Im Jahre 1518 begannen die Grafen Schlick von ihrem Münzrecht Gebrauch zu machen, indem ſie zu Joachimsthal eine grobe Münze ſchlugen, welche von ihrer Prägſtätte den Namen Joachimsthaler erhielten, wie etwas früher die Schreckenberger vom Schreckenberg bei Annaberg und die „Schnieber" von Schneeberg. In dieſem Jahre ward auch Heinrich von Könneritz [28]) Schlickſcher Hauptmann im Thal. Er blieb in dieſer Stelle, bis 1545 die kaiſerliche Regierung Joachimsthal beſetzte und Albin von der Niederhaide ſein Amtsnachfolger wurde. Die Grafen Schlick traten in dieſem Jahr der Gemeinde die Gerichte und den Salzkaſten ab. Auch hatten die Grafen Schlick das Patronatsrecht in Pfarre und Schule dem Dechant von Falkenau abgelöſt und der Gemeinde übertragen. [29])

Wolf Sturtz ſchenkte ſein Haus zum Spital. Im nächſten Jahr 1520 aber ward das Thal zur freien Bergſtadt erhoben und ihr der Name Joachimsthal bleibend beigelegt. König Ludwig ertheilte die Privilegien in Ofen, darnach es der Stadt eingeräumt war, ihre Statuten ſelbſt zu entwerfen, ſo wie ihre Vertretung ſelbſt zu wählen, daher Nikel Bauch bereits 1521 zum erſten Bürgermeiſter

---

26) Für die erſte Geſchichte Joachimsthals iſt Matheſius Chronica der kayſerl. freyen Bergſtadt Snt. Joachimsthal allein maßgebend, da faſt alle Urkunden aus der Zeit bis 1538 theils durch den Aufſtand 1525, theils durch den Brand 1538 vernichtet, oder einzelne, wenn auch erhalten, ſpäter zerſtreut und verſchleppt worden ſind.

27) Böhm. Mſcr. fol. 30 nach Cönneritz Handſchrift. Georg Bermann, Zehender zu Geyer, erſcheint als Unterhändler zwiſchen den Parteien.

28) Heinrich v. Cönneritz v. Conritz war der Sohn des Heinrich v. Cönneritz auf Leobſchütz und Groß-Zöſchen und der Barbara von Horda. Er ſelbſt erhielt aus der Ehe mit Barbara Köſtritz 6 Söhne, von welchen ſpäter Andreas als Geſandter Kaiſer Ferdinands an den Churfürſten Moriz bekannt wurde, er und ſein Bruder Chriſtoph erfreuten ſich näherer Beziehungen zu Erasmus v. Rotterdam während ihrer Studien zu Freiburg i. B. Seine Tochter Margaretha heiratete 1531 den ſächſ. Feldoberſten Wilhelm Thumshirn, geſt. 1551 zu Zwickau. Heinrich von C. verfaßte eine Geſchichte vom Urſprunge Joachimsthals, welche, wie es ſcheint, erſt neuerer Zeit leider verloren ging. Er ſtarb 1551 als Beſitzer zu Leobſchütz. Das Wappen der v. Könneritz iſt noch in der Spitalkirche von Joachimsthal vorhanden.

29) Matheſius Sarepta fol. 189.

gewählt wurde. In das Wappen wurde ihr die Hälfte des Schlickiſchen Wappens ertheilt, die Schildhalter waren Joachim und Anna. [30])

Die junge Stadt ſollte gleich Anfangs einige heftige Stöße erhalten. Schon 1523 rotteten ſich die Bergleute wieder zu einem Aufſtande zuſammen, und zogen in drohender Haltung auf den Türkner. Es iſt nicht recht klar, warum diesmal die Ruhe geſtört wurde, möglicher Weiſe war die Urſache dieſelbe wie von einem folgenden, der bei weitem ſchwerer war. Im Jahre 1525 [31]) am Sonnabend nach Cantate rotteten ſich die Bergleute und Mitglieder der Gemeinde abermals zuſammen, und diesmal war es vergebens ſie zum Frieden bewegen zu wollen. Die wilde aufgeregte Schaar wandte ſich gegen die Begüterten und begann zu plündern. Sie erſtürmte das Rathhaus, zerriß die Gerichtsbücher und Privilegien, und ſchonte ſelbſt das gräflich Schlickiſche Schloß nicht. Der Bürgermeiſter ward gefangen gehalten und eine Capitulation erlaſſen. Es ſcheint, daß der Aufruhr ziemlich lange währte, da ſich von Annaberg und Freiberg [32]) zum Guten mahnende Boten einfanden.

Schon machten die Grafen Schlick Anſtalten, den Aufruhr mit Gewalt niederzuwerfen, als es dem Grafen Alexander von Leißnig gelang, einen Ausgleich zu Stande zu bringen, wozu ſich die von den Schlickiſchen Truppen hart bedrängten Aufſtändler um ſo leichter verſtanden.

Die ſtrittigen Angelegenheiten wurden zunächſt durch Alexander von Leißnig, den Abgeſandten von St. Annaberg, Freiberg und Stefan Schlick, ſowie durch die Vertreter des Rathes und der Knappſchaft zu Schlackenwerth beſprochen, und man einigte ſich dahin, daß am Dienſtag nach unſrer Frauen Heimſuchung 1525 die Angelegenheit durch je vier Abgeſandte von beiden Seiten zu Joachimsthal vertragen werden ſollte. [33])

Dieſe Commiſſion beſtand aus Hans Pflug von Rabenſtein, Rudolf von Bünau, Apel von Vitzthum auf Neuſchönberg, Jobſt Thuſl Zatzenſchiſſer Archidiacon und Pfarrer von Falkenau, für die Grafen Schlick, dann Urban Oſan und M. Anton Römhelt von Annaberg und Hans Hausmann und Ulrich Grösgen von Freiberg für Rath, Gemeinde und Knappſchaft. Was dieſe acht beſchließen würden, das zu halten war man einig geworden.

Die Commiſſion ſetzte 35 Artikel auf, welche faſt durchwegs Beſtimmungen gegenüber den Bergbeamten haben, und es ſcheint daraus hervorzugehen, daß eigentlich deren Willkür und Uibergriffe den Aufruhr erregt hatten.

Artikel 28 räumt der Knappſchaft das Recht ein, 4 Beſeſſene und 4 Unbeſeſſene als ihre Vertretung, jedoch unter Beſtätigung der Herrſchaft zu wählen.

---

30) Das Original des Privilegiums König Ludwigs wurde im Aufſtand 1525 der Siegel beraubt und vernichtet. Auf Fürbitte der Grafen Schlick erneuerte König Ferdinand dasſelbe, wahrſcheinlich 1545. Abſchrift hievon jedoch unvollſtändig und ohne Datum im Copial-Buche der Stadt Joachimsthal 1537 p. 228.

31) Matheſius Chronik ſetzt dieſes irrig in 1524. Eine hierauf bezügliche Urkunde beginnt jedoch ausdrücklich: Demnach die Knappſchaft und gemeyne im St. Joachimsthale Sonnabents nach Cantate des fünff und zweinzigſten Jares in empörung ſich begeben und auffgeſtanden. Vergl. auch Casp. Sternberg. Auch die Chronik des P. Böhm enthält eine ausführliche Darſtellung des Aufruhrs. Nach Bruſchius Fichtelgebirge p. 44 fand auch zu Schlackenwald in der Kreuzwoche desſelben Jahres ein Aufſtand der Bergleute ſtatt.

32) Moller Chron. Freib. Annales p. 181. Es ſind auch dieſes Jahr auff Graff Stephan Schlickens Begehren zwo Raths Perſonen als Bürgermeiſter Johann Hausmann und Ulrich Große von Freybergk in Joachimsthal abgefertiget worden.

33) Aufgerichte Handlung zur notdurft und förderung des Bergkwerges bneben zuuor angenommener und außgegangener Ordnung. Im St. Joachimsthale. Gedruckt Nürnberkg 1532 F. Peypuß.

Art. 29—31 enthalten Bestimmungen um allenfallsigen Mißbräuchen der Knappschafts-Fahne, Lade und Siegel zu verhindern. Endlich 32, daß zwar Graf Schlick dem Rath, der Gemeinde und Knappschaft die Folgen der Empörung nachgesehen habe, doch sollte ihm frei stehen, sich an die Schuldigen am Aufstande peinlich zu halten. Auch sollte es jedem Beschädigten erlaubt sein, von dem Beschädiger Ersatz zu fordern. Die letzten Artikel enthalten die Versicherung, jeden Aufstand künftig vermeiden zu wollen ꝛc.

Von dem ihm im Art. 32 zugestandenen Rechte machte Graf Stefan Schlick insoweit Gebrauch, als er 17 Rädelsführer peinlich verhören ließ, ihnen aber das Leben schenkte, nachdem sie öffentlich im eisernen Ring ihre That bereut und Verführung des Teufels als Ursache vorgebracht hatten. Zwei Sachsen aber, welche auch das Kloster Schönberg beunruhigt hatten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Rath und Gemeinde sahen sich genöthigt, die zerstörten Statuten wieder zu erneuern. Diese Dienstag nach Maria Geburt desselb Jahrs publicirt, sind im Archiv zu Joachimsthal in mehreren älteren und neueren Abschriften noch vorhanden.[34]) Sie enhalten nebst Bestimmungen über Allgemeines und Bürgerliches Recht ꝛc. auch die Erneuerung älterer Bestimmungen über Bürgermeister, Rath, Stadtschreiber ꝛc., sodann eine sehr genaue Handwerksordnung. Auch des Apothekers ist hier schon gedacht, ihm wird aufgetragen, die Taxe genau zu beobachten, aber auch neben dem bestellten Physikus ärztliche Praxis gestattet.

Für die Schneider ist eine Lohntaxe festgesetzt, welcher wir zur Charakteristik der Verhältnisse entnahmen:

Für ein neues Grubenkleid Macherlohn 6 weiße Groschen.
Für schlichte Hosen und Wams von Tuch oder Zwillich 8 weiße Groschen.
Für einen Frauenrock mit Aermeln von geringem Tuch 6 weiße Groschen.
Für einen solchen von gutem Tuch 8 weiße Groschen.
Für einen Frauenmantel 4, für ein Frauenhemd 3 weiße Groschen.
Für ein damastenes, karmesin Atlas, sammtverbräntes Koller 4 weiße Groschen.

Aehnlich auch für die anderen Gewerbe. Dem Bader wird aufgetragen, ohne Anzeige beim Rathe kein erstes Pflaster zu legen. Weiter folgen Bestimmungen über den Bier- und Weinschank, woraus hervorgeht, daß der Rath Freiberger Bier im Rathskeller schänkte. Dann findet sich ein Luxusgesetz über Hochzeiten, eine Feuerordnung[35]), endlich Vorschriften über die Leichenbestattung ꝛc.

Angefügt erscheint diesem Codex sodann ein Processus Juris von Dr. Breytenbach. Zuletzt ist noch eine vergleichende Brodtaxe der Städte Leipzig, Freiberg und Dresden beigelegt.

Außer diesen vorerwähnten Statuten sind aber noch für die folgenden zwölf Jahre alle Urkunden verloren, bis auf wenige Daten, die sich in Mathesius Sarepta finden. Und wenn die Stadt sich weiter und weiter entfaltete, so daß Sebastian Münster von ihr im Jahre 1526[36]) sagen konnte: „Umb das jar Christi 1526 hat man im Joachimsthal angefangen zu bawen, und ist dies Thal so voll Gebews gesteckt worden oben und unden, daß die heuser auff einander hocken und ein anzeigung geben einer großen Stadt;" und Joannes Naevius in Agricolas Bermannus beim Anblick Joachimsthal an Prag oder Erfurt erinnert wird; ging doch die Zeit nicht ohne Sorge über die Stadt dahin. Schon früher mussten

34) Der freyen Bergstadt St. Joachimsthal Reformation Enewerung etlicher Statuta ꝛc. Ein schön geschriebenes Exemplar stammt aus der Zeit des Kaisers Mathias, und enthält auch die übrigen Statuten.

35) Diese wurde nach dem Brande 1537 erneuert und im Drucke herausgegeben und 1555 wieder erneuert (Manse. im Joachimsth. Archiv). Aus dieser geht zugleich hervor, daß die Stadt mehrere Brausteller besaß.

36) Cosmographey 1592 p. 981. Die Stelle ist auf Bermannus bezüglich.

die Joachimsthaler wiederholt dem Grafen Schlick Dienste im Felde thun, und Sternberg sieht hierin eine Ursache der öfteren Aufstände. Auch 1526 zog Graf Stefan und Heinrich Schlick mit einer ansehnlichen Schaar dem König Ludwig von Ungarn zu Hilfe wider die Türken. Graf Stefan sollte seine Heimat und seine Schöpfung Joachimsthal nicht wiedersehen. In der unglücklichen Schlacht von Mohacz ging er verloren. Nach einigen Berichten fiel er, nach andern ward er in Gefangenschaft geschleppt, aus der er nie wiederkehrte. Sein Bruder Graf Heinrich kam krank aus Ungarn heim und starb 1527 zu Schlackenwerth. Graf Hieronymus Schlick übernahm die Regierung, aber es kam zu Erbstreitigkeiten, die sich ziemlich lang fortspannen. König Ferdinand I. bestieg den Thron und wandte sofort seine Aufmerksamkeit dem Bergbau zu. Bald fand sich eine Gelegenheit, den Grafen Schlick ihr ohnehin nicht ganz rechtmäßiges Münzregal zu entziehen, [37a]) und so ging dieses schon 1528 in die Hände der Regierung über. Die ohnehin seit langem nicht besonders freundlichen Beziehungen zwischen ihr und der Familie Schlick werden immer trüber, um endlich mit der Niederlage der Grafen und der Uibergabe der Bergstadt an die Regierung zu enden. Aber trotz aller Händel sind die Grafen auch jetzt noch bereit den Besitz der Stadt zu vermehren. 1530 treten die Schlicke der Stadt die neue Sorge und den Viehtrifft ab. Das folgende Jahr kaufen Rath und Gemeinde von jenen Oberbrand, 1536 räumen sie dem Rath die Waldungen auf dem Plattenberg bis Fischbach ein.

1530 wird aus freiwilligen Beiträgen Spital und Friedhof gebaut, das Jahr darauf vom Rath eine Spitals- und Gemeindekasten-Ordnung erlassen. Aus der Gemeinde werden sieben durch den Rath zur Verwaltung des gemeinen Kastens und Almosens gewählt, und die wochentliche Austheilung hat der Diacon zu überwachen [37b]), weshalb auch keine Bettelbriefe erlassen werden sollten. 1534 begann man am Montag nach Trinitatis den Kirchenbau, welcher 1537 wie Mathesius mit Selbstgenugthuung sagt ohne fremde Hülfe soweit vollendet wurde, daß sie zum Gottesdienst benützt werden konnte.

1538 wurde die Stadt von einer unheilvollen Feuersbrunst heimgesucht, Münze, Rathhaus und fünfzehn Häuser wurden ein Raub der Flammen, [38]) wobei neuerlich alle Urkunden und Gerichtsbücher bis auf Eines verbrannten. Darum fehlen für die Geschichte Joachimthals alle Quellen bis hierher, aber auch für die folgende Zeit sind nur einige Copiale erhalten, und eine sehr geringe Anzahl Originalurkunden. Diese Copialien enthalten verschiedene Correspondenzen mit den Grafen Schlick, sowie Geburtsbriefe und Kundschaften. Auch zahlreiche Briefe in Rechtssachen an Rath und Schöppen in Leipzig, Magdeburg, Zwickau, Wittenberg (hier auch an die Doctores), Kaaden, Saatz, Brüx ꝛc.

Immer lebhafter ward der Kampf um den Besitz Joachimsthals zwischen den oben schon gedachten Parteien, bis endlich die Grafen Schlick 1545 gezwungen wurden für immer den Besitz zu entsagen. Zwar wurde ihnen das Erträgniß ihrer Erbkuxe und Zehenden noch bis 1545 überlassen, aber sofort nach Abtretung der Grafen Schlick übernimmt eine kaiserliche Commission mit Bohuslav Felix von Hassenstein und Christoff von Gentorff an der Spitze am Mittwoch nach Mathäi des gedachten Jahres Joachimsthal in Unterthänigkeit für den Kaiser. [39])

---

37) Siehe hierüber Sternberg l. c. p. 327. Die sich namentlich um den Besitz des Bergwerkes drehenden Kämpfe zwischen den Schlicken und der Regierung, welche in unsren Gesichtskreis nicht ganz fallen, finden sich hier sehr ausführlich wiedergegeben.

37 b) Mathesius Sarepta fol. 191 b.

38) Auszueg Der Rathschlüsse die Gemein und dere nutz betreffend vom Brand hero de anno 1538 ꝛc. durch Johann Seltenreich Stadtschreiber. Manusc. im Joachimsthaler Archiv. Enthält zumeist Entlehnungen aus Mathesius Chronik und ist von späteren ziemlich weit fortgesetzt. Bezüglich 1538 heißt es: Dieses Jahr ist die Muenz Rathhaus sambt 15 Heusern abgebrannt und seindt alle Rathsbücher In der Kanzlei verbrannt, daßmur allein ist überblieben ein Gerichtsbuch Nro 1.

39) Johann Seltenreich erzählt in seiner oben citirten Chronik Fol. 2 die Uebergabe in kurzen Worten.

Anstatt der alten Privilegien werden der Stadt nun neue verliehen, resp. die alten bestätigt.[40]) Gleich bei der Uibernahme bewilligt der König dem Spital 200 Thaler jährlich und ertheilte ihr von Regensburg aus am 15. Juli 1546 ein neues Stadtwappen, bei welchem von dem früheren nur die Schildhalter geblieben waren, und dessen sie sich heute noch bedient.[41a]) Uiberhaupt aber ließ König Ferdinand den Joachimsthalern große Milde und Gnade angedeihen.[41b])

Aber so ganz leicht war die Trennung der Bergstadt von ihren alten gnädigen Herren den Grafen Schlick doch nicht. Mehr als ein Grund war in jener Zeit vorhandenen, sich der kaiserlichen Regierung nicht rasch in die Arme zu werfen. Es mochte wohl ziemlich bekannt sein, daß die Regierung nicht gerade von allgemein giltigen Gründen bewogen die Abtretung des Thales erzwungen hatte. Trotz mancher Last, welche die Einwohner durch die öftern Zuzüge der Schlicke nach Ungarn und anderweitig hatten, hatten sie doch alle Ursache, ihnen für die vielen erwiesenen Wohlthaten allezeit dankbar zu sein. Noch mehr aber fiel in die Wagschale, daß Joachimsthal damals bereits streng lutherisch war, und im Schmalkaldischen Kriege sich schon darum auf der Seite des Bundes finden mußte, um so mehr, als auch die meisten Einwohner aus Sachsen und anderen reformirten Ländern zugewandert waren, und zum Theil für ausländische Gewerke arbeiteten.

So geschah es denn, daß die Joachimsthaler, als es sich darum handelte, das damals noch sächsische Platten und Gottesgab einzunehmen, den Dienst weigerten. Die Plattner Besatzung lief übrigens schon vor dem Knallen der königlichen Stückbüchsen davon, und die Stadt konnte ohne weiteres besetzt werden. Uiber ihre Störrigkeit aber wurde Bürgermeister und Rath sammt dem Pfarrer Mathesius, welcher, ein Schüler Luthers, nicht wenig durch Predigen gegen den König aufgereizt haben soll, zur Verantwortung nach Prag beschieden, wo sie von Mitte November 1545 bis Ausgang des Jahres warten mussten, aber nach glimpflichem Verweis wieder entlassen wurden.[42])

Mit dem Abzuge der Schlicke aus dem Thal war von der Stadt das Glück gewichen. Noch hatte sie sich nicht von den letzten Schlägen erholt, als das Unwetter des Schmalkaldischen Krieges auch sie nicht ungetroffen ließ.[43])

Im April 1547 nahm Churfürst Johann Friedrich von Sachsen Mittwoch nach Oculi Platten wieder ein[44]). Den 19. März forderte Herzog Heinrich von Sachsen, Hans von Grätz, Dr. Pleininger und Wilhelm Thumshirn die Stadt Joachimsthal zur Uibergabe auf. Schon nach einer zweistündigen Unterhandlung, darin man sich einigte, daß die Stadt ihre Freiheiten behalten, keine Mannschaft stellen, und keine Brandschatzung zahlen sollte, öffnete man die Thore.

---

40) Vergl. Note 30.

41) Sternberg l. c. pag. 345.

41b) Mathesius zählt in seiner Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand in dankbarer Anerkennung all die Wohlthaten auf, welche der milde Kaiser der Bergstadt angedeihen ließ; und meint „wem ist in diesen 18 Jahren nur ein Hühnlein gescheucht, auch da es in allen Winkeln eben gefährlich und mißlich stund.

42) Die Einnahme Plattens und Gottesgabs verlegt Sternberg l. c. auf 1546 und ebenso die nachfolgende Citation nach Prag. Ich glaube jedoch hier Mathesius Angaben folgen zu sollen, welcher in demselben Jahre Pfarrer wurde und sich wohl genau darauf erinnern konnte, daß zwischen der Zeit, da er vor dem König stand, und er sein Amt angetreten hatte, kein Jahr verflossen sei, wie er denn noch in späterer Zeit die Worte bewahrt hatte (Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand I.) welche der milde Monarch ihm damals gesagt hatte, woraus überhaupt, da Mathesius selbst stark gravirt war, hervorgeht, daß die Joachimsthaler damals glimpflich behandelt wurden. Ueber diese und andere damit zusammenhängende Begebenheiten bemerkt Sternberg l. c. pag. 349 sehr treffend: Diese örtlichen Begebenheiten sind nun ein Possenspiel im Verhältnisse des tragischen Schauspieles in den Prager Städten; es entwickelte sich jedoch aus derselben Quelle, folgte den größern Begebenheiten in gleichem Schritte.

43) Schlesinger Geschichte Böhmens pag. 441. ff.

44) Sternberg 347.

Von hier aus nun ſuchte der Churfürſt mit den ſtändiſchen Rebellen unter Caſpar Pflug Fühlung zu erhalten, und es gelang ihm dieſes auch ganz vollkommen, jedoch konnte der Durchzug der kaiſerlichen Armee von Kommotau nach Eger nicht aufgehalten werden. Die Joachimsthaler wurden durch die ſächſiſchen Kriegsoberſten in Eid für die böhmiſchen Stände genommen, und machten nun keine Schwierigkeiten, ſich dem aufſtändiſchen Heer unter Caſpar Pflug anzuſchließen. [45])

Da erfolgte am 24. April 1547 die entſcheidende Schlacht bei Mühlberg und damit die Sprengung des Schmalkaldiſchen Bundes. Auch in Böhmen jagte die Nachricht von dem Siege der kaiſerlichen Waffen den eben nichts Gutes planenden Landtag auseinander. Das Heer der Rebellen floh, und in banger Sorge erwartete Mancher die Folgen des Aufſtandes.

Am Montag nach Exaudi forderte Graf Bohuslav Felix von Haſſenſtein Joachimsthal durch ein kurzes Schreiben des Königs Ferdinand aus dem Lager von Annaberg auf, wieder zur Pflicht zurück zu kehren. Die Stadt machte ebenfalls keine Schwierigkeiten wie der ſächſiſchen Beſatzung gegenüber, um ſo weniger als ſie auch unterdeſſen ſchon die Stände an des Kaiſers Gnade gewieſen hatten. Eine Deputation holte den nächſten Tag Bohuslaw von Haſſenſtein in Joachimsthal ein, welcher ſie für den König wieder in Eid nimmt. Aber nur etwa 1000 Anſäſſige waren vorhanden, viele waren geflohen, die ledigen hielten noch bei Caſpar Pflug und Thumshirn aus, von denen nur vier hundert ſich ſpäter wieder einfanden und auf dem Rathhaus Huldigung leiſteten. [46])

Von dem ſchweren Gericht, welches König Ferdinand am 8. Juli 1547 auf dem Prager Schloſſe hielt, wurden auch die Schlicke betroffen, und ihnen durch Confiscation ihrer Güter ihr jedenfalls immer noch mächtiger Einfluß gänzlich genommen. Albin Schlick floh aus dem Lande und ſtarb bei dem Grafen von Gleichen in Thüringen. [47])

Wenn nun für alle ſpäteren Zeiten der Kaiſer im ruhigen Beſitz von Joachimsthal blieb und durch verſchiedene Mittel, wie durch die im Jahre 1548 ausgegebene Bergordnung, durch die neuerliche Bergordnung von 1549 das Bergwerk und die Stadt zu heben ſuchte, ſo kam dieſelbe doch nicht wieder zur Blüthe. Der letzte kurze Reichsſturm hatte ihre Macht gebrochen.

In Joachimsthal erſchien eine kaiſerliche Commiſſion, welche die Stadt ihrer Privilegien für verluſtig erklärte, und ihr ankündigte, daß ſie abzuwarten habe, welche neuen etwa der König ihnen aus beſonderer Gnade ertheilen wollte. Ruhig ergab ſich Rath und Bürgerſchaft in ihr Schickſal, lieferte die Waffen aufs Rathhaus ab, und empfahlen ſich der königlichen Gnade. Am 10. October 1547 ertheilte der König der Stadt ein neues Privilegium in 14 Artikeln [48]). Die Stadt ſollte wie früher eine freie Bergſtadt ſein und ewig bleiben, es wurde ihr auch erlaubt, ſich ihre Statuten zu entwerfen, jedoch ſollten ſie erſt nach Bewilligung des Berghauptmanns Geſetzeskraft haben. Auch die freie Wahl des Magiſtrats

---

45) Heinrich von Cönneritz, Wilhelm Thumshirns Schwiegervater, welcher ſich damals noch in Joachimsthal aufhielt, ſcheint hiebei auch eine Rolle geſpielt zu haben. Laurentius Wilhelmus erzählt in ſeiner Beſchreibung der uralten Stadt Zwickau (Zwickau 1633) gelegentlich deren Belagerung 1546 pag. 152: Ueber das hat der Rath den 23. Junii in eil berichtet, was Stephan Wild Doctor und Raths Freund vertrawlicher Meinung aus dem Warm Bad bey Ellnbogen geſchrieben nemlich wie den 21. Junii dem alten Hauptmann in Joachimsthal Heinrich von Cönneritz ſchreiben kommen wehren, daß der Kayſer 20000 Spanier und Italiener zu ſchicken . . . . . Matheſius erwähnt in der Leichenpredigt auf Kaiſer Ferdinand I., daß zur Zeit, als Joachimsthal von den Meißniſchen Truppen beſetzt war, Kaiſer Carl von Eger her Reiterei und Spanier das Gebirge durchſtreichen und Joachimsthal entſetzen laſſen wollte, jedoch auf Fürbitte des Königs Ferdinand, um Joachimsthal vor den hieraus erwachſenden Schaden zu bewahren, davon abgeſtanden ſei.

46) Sternberg l. c. pag. 348.

47) Bruſchius Fichtelgeb. pag. 28.

48) Sternberg pag. 357.

ward ihr entzogen. Dagegen wird ihnen Steuerfreiheit und Entledigung von Kriegsdiensten, in so ferne es nicht des Königs Nothdurft forderte, zugestanden. Auch in der Gerichtsbarkeit ist dem Berghauptmann eine Einsprache zugestellt ꝛc. Es ging den Joachimsthalern also auch nicht besser als den anderen mit den Ständen im Bunde gewesenen Städten, und die Bürgerfreiheit, der sich Joachimsthal vor dem erfreute, war nun für alle Zeit begraben. Gleichzeitig verleiht der König am selben Tage der Stadt die Zinnwage am Hengst mit 7 Pfennigen vom Centner, und um sich von der Schuldenlast etwas zu befreien, gestattet er ihr einige alte Halden aufzubereiten, und auf drei Jahre eine Trankſteuer zu erheben u. s. w. Auch durfte die Stadt 1000 fl. Darlehen aufnehmen und ihr Bier unbeanständet ausschenken.

Aber hiemit selbst ist der Stadt noch nicht geholfen, die Verhältnisse werden immer schlechter, und Stadt und Bergwerk gehen dem offenen Verfall entgegen. Am 20. Februar 1549 sucht die Gemeinde Schulden halber neuerlich beim Könige um Unterstützung an, und führt in einer Beilage die Gründe auf, welche den Rückschritt Joachimthals und seines Bergwerkes veranlaßten. Aus den von Sternberg mitgetheilten 9 Punkten geht hervor, daß in den Kriegsjahren 1545—47 die fremden Bergleute flohen, daß sich viele dem lohnenderen Zinnbau zugewendet hatten, daß im Berg- und Hüttenwesen selbst zahlreiche Unordnungen eingerissen waren, und endlich daß die Mehrzahl ihre Zechen, nachdem sie das Höchste am Tage abgehauen, verlassen hatten, ohne die Tiefe zu nehmen. [49])

Da diese Thatsachen auch von der kaiserlichen Commission bestätiget wurden, aber die Knappschaft mancherlei Klagen, auch mitunter über die Bürgerschaft vorbrachte, wogegen sich diese zu vertheidigen hatte, wurde ein großer Gewerkentag 1549 den 26. August ausgeschrieben. Hierauf erfolgte im Jahre 1549 neue Begnadung, der zufolge die Einlösungsgebühr für die Mark Silber auf 12 Groschen per Mark auf 20 Jahre verliehen wurde. Ferner wird vollkommene Bergfreiheit (Bergwerke dürfen nicht confiscirt werden) gewährt, die Uibelstände beim Schmelzen werden beseitiget, die Lichtenstadter Juden und die Seifensieder auf Begehr der Gewerken ausgewiesen, und die Trankſteuer abgeschafft.

Wenn auch durch diese neuerliche Begnadung dem Bergwerke und der Stadt wieder aufgeholfen werden sollte, so wurde doch der Zweck nicht mehr erreicht, da eigentlich für den Bergbau die glücklichste Periode um war. [50]) Noch heute zeugen die gewaltigen Haldenzüge um Joachimsthal, wie die ganze Gegend an der Oberfläche nach den reichen Erzen abgesucht worden sein mag. Nachdem einmal der Bergbau zu seinem Betriebe Capitalsanlage verlangte, trat das auch in Joachimsthal ein, was anderwärts erfolgte; die, welche leicht zu gewinnen, aber auch eben so leicht weg zu geben gewohnt waren, entbehrten hiezu die Mittel und zogen Orten nach, wo sie dies leichter thun konnten. Unzweifelhaft aber trug auch der Schmalkaldische Krieg und dessen Ausgang viel dazu bei, daß die allerortshin versprengten Bergleute anderswo Unterkunft suchten und fanden; und so sinkt Joachimsthal nach und nach von seiner Höhe herunter. Die Bevölkerung wird geringer, und Petrus Albinus meldet in seiner Meißnischen Bergchronica 1590, daß von den 1200 Häuser, welche zur Zeit, als das Bergwerk noch im bessern Stand, u. z. noch um 1558 in Joachimsthal waren, hievon ein guter Theil fehle. [51]) Noch heute sieht man die Spuren alter Wohnstätten an vielen Stellen unter Wiesen und Feldern deutlich markirt. Wie rasch die Bevölkerung nach dem Jahre 1547 sank, davon gibt die von da ab von Mathesius in der Joachimsthaler Chronik verzeichnete jährliche Anzahl der Kindtaufen einen klaren Beweis.

---

49) Sternberg p. 361.
50) Vergleiche hierüber die ausführliche Zusammenstellung bei Sternberg p. 415 ff.
51) Albin. Berg-Chron. p. 90.

In den Jahren 1547—51 beträgt die Durchschnittszahl 432, von 1552—56 407, von 557—61 410, 1562—66 371. Dies entspricht (wenn anders die Verhältnisse gleich blieben), da jetzt in Joachimsthal auf 6000 Einwohner circa 250 Kindstaufen kommen, 10300, 9700, 9800, 8900 Einwohnern in der Zeit, so daß sich in diesen 20 Jahren die Bevölkerung um etwa 1400 Köpfe vermindert hätte, womit übrigens die Abnahme noch nicht geschlossen ist.

Wie und welchen Schlages dieselbe anfänglich zumeist war, das habe ich schon a. a. O. angedeutet. Es wird vollkommen durch einige noch vorfindliche Urkunden bestätiget. Die im Jahre 1525 erneuerten Statuten sagen unter anderem: „Die weil denn alhier als auf Bergwerken gemainlich mancherlei Volk versammlet, auch täglich zulauft, welches theils ungezähmtes und eingewillig dann hochgebürlichs gehorsambs an orten da ordentlich Policey und Regiment gehalten anhero geflohen, stelle seines bleibens beginne, das er unstrafbar vermeint zu freveln ꝛc.“ Ferner gedenken sie auch jener, welche mit communistischen Ideen, wie wir sie heut zu Tage kennen, ausgerüstet jederzeit zur Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit bereit waren, und auch die Art kannten, andere hiezu zu verleiten, worunter sie namentlich Carlstadts Anhang meinen. Charakteristisch für die Zustände der damaligen Zeit sind viele Stellen in M. Joh. Mathesius Predigten, wie z. B. in seiner Auslegung der Katechismus und in seinen 15 Hochzeitspredigten. Aus ersterer möge hier eine Stelle — aus der anderen Predigt vom 5. Gebot — wieder gegeben werden: „Ich rede aber hier nicht allein von dem Todschlage, da man einen ersticht, erschießt, sondern auch von der heimlichen Schäden und Meuchelmörderey da man einen auf den anderen hetzt und heimlich durch Teufelshülfe und Beistand schreckt, verlehmt, bezaubert, mit Gift und Kobelt umbringet, wie man solche Exempel in diesem Thale wohl erfahren, und daß einer dem anderen eine Falle in der Grube gemacht.“ [52])

Daß der leicht erworbene Gewinn Gelegenheit und Veranlassung gab, ein üppiges Leben zu führen, geht auch aus den in jenen Statuten enthaltenen Luxusgesetzen hervor. Es heißt aber auch im 3. Theil 1. Abschnitt 8. Artikel der neuen Statuten: „... wird große schendliche Unzucht zu förderst bei den Junggesellen gespüret, die gehen auch in Gotteshäuser und zur Straßen vor Erbaren Mannen, Frawen und Jungfrawen mit Aufdeckung der Gliedmaßen, welche die Natur bedeckt will haben, so ganz unverschämbt, daß es auch unter Heiden und Türken so schändlich nicht gefunden wird. Deshalb ermahnen, bitten und gebieten wir einem jeden, wes Standes er sey, besonders unseren Mitbürgern und Einwohnern, allen besessenen und Unbesessenen, beweibten und ledigen, insonderlich den Berg- und Handwerksgesellen, daß sie jeder sich in diesem Stück bessern, ehrbar, züchtig leben, seine Glieder der Scham mit seinem Rock oder Mantel bedecken und kein Aergerniß geben sollen.“ [53])

Auch Mathesius eifert in seinen Predigten an vielen Stellen wider den eingerissenen Luxus.

Es ist ganz begreiflich, daß die leichtfertige Gesellschaft bei der ersten besten Gelegenheit wie Spreu vor dem Winde verflog. Wie reinigend und klärend der Schmalkaldische Krieg in seinen Folgen für Joachimsthal in dieser Hinsicht war, bezeichnet die Bemerkung Mathesius in der Joachimsthaler Chronik 1562: „In diesen vergangenen 14 Jahren ist gottlob kein Todtschlag hier geschehen.“ Aber auch manches gute Korn war auf den Boden gefallen und hatte Wurzel geschlagen, und mit dem deutschen Bürgerthum, das treulich in Freud und Leid

52) Mathesius Sarepta fol. 163|b.

53) Erinnert an ähnliche Erlässe aus derselben Zeit an die Tübinger Studenten welche, von Mohl und nach ihm Johannes Huber in Bildern aus dem deutschen Studentenleben Westermann Monatshefte Bd. 17. p. 151 ff. mittheilt.

fortan mit der Stadt aushielt, war auch manche ſchöne Einrichtung gekommen. Aus den Gewerken, welche durch den Bergſegen zu Reichthum kamen, bildete ſich nach und nach ein Patriciat, und noch zeigt manches ſtattliche Haus in Joachimsthal von dem Wohlſtande, deſſen ſich ſein Erbauer in jener Zeit erfreute. Dabei aber genoßen auch andere von dem ihnen zufließenden Reichthum, indem die Gewerken Kunſt und Wiſſenſchaft freigebig unterſtützten und zur allgemeinen Wohlfahrt gerne beitrugen. So erhielt der Dichter Eobanus Haſſus ein Stipendium von dem Stadt- und ſpäteren Gegenſchreiber Bartholomäus Bach. [54]) Johannes Matheſius wird durch Peter Sachs ausgeſtattet, wieder nach Wittenberg zu gehen, um ſeine Studien fortzuſetzen. [55]) Der Bürgermeiſter Stefan Hacker legt 1540 mit 50 Thalern die erſte Grundlage für die in der Folge berühmte Bibliothek, deren Ueberbleibſel heut zu Tage noch eine Fundſtätte alter ſeltenen Druckwerke ſind. [56])

Aber auch die ehemals ſo berühmten Lateinſchulen zu Joachimsthal [57]) dankt ihre Entſtehung und Blüthe, die ebenfalls in die erſte Periode der Stadt fällt, zumeiſt den anſäſſigen Gewerken. Allem Anſcheine nach wurde dieſelbe ſchon 1520 eingerichtet, denn M. Stefan Roth [58]) von Zwickau, der vorher dort Rector war und nachmals dort eine bedeutende Rolle ſpielte, iſt in dieſem Jahre der erſte Lehrer; es wäre ſonſt nicht einzuſehen, wie dieſer gelehrte Mann ſeine Stelle in Zwickau aufgegeben hätte, wenn er nicht hier eine Verbeſſerung oder wenigſtens gleiche Stellung hätte finden wollen. Ihm folgte im Jahre 1525 ein damals ebenſo berühmter Schulmann Petrus Plateanus, ein Brabanter. 1535 wurde er an die Schule nach Zwickau berufen, wo er die Lehranſtalt durch ſeine Kenntniſſe und Thätigkeit bald zu einem höheren Aufſchwung brachte, zugleich aber wegen ſeiner Sittenſtrenge und ſtammen Zucht der Schule den Beinamen „Die Schleifmühle“ verſchaffte [59]). Er ſtarb 1550 als Pfarrer zu Aſchersleben. Während ſeiner Lehrthätigkeit kam Johannes Matheſius von Rochlitz 1532 als Lehrer an die Joachimsthaler Schule, und um dieſe Zeit ſcheint ſie nun in die ſchönſte Blüthe gekommen zu ſein. Nach alter Sitte werden nun wiederholt lateiniſche und griechiſche Komödien agirt. Die alte Schule wird zu klein, 1535 wird das Schlick'ſche Haus dazu gekauft und 1540 ein neues Gebäude an die alte Schule angebaut. Die aufs beſte beſtellte Lehranſtalt wurde auch von den bedeutendſten Schulmännern der Zeit der Berückſichtigung werth gefunden, und wenn auch der große Silberreichthum Joachimsthals, ſowie die Perſon des Pfarrers Joh. Matheſius eine Intereſſe boten, — ſo mag doch die Lateinſchule zugleich mit die hervorragendſten gelehrten Männer jener Zeit zu einem Beſuch ins Thal vermocht haben. So beſuchen 1535 Eobanus Haſſus, 1536 Juſtus Jonas und Dr. Georg Spalatin das Thal, 1545 Caspar Creutziger, 1546 Dr. Georg Major, 1549 Jacob Milichius, 1552 Philipp Melanchthon, 1557 Joachim Camerarius die

---

54) Agricola Bermannus.

55) Matheſius Joach. Chronica.

56) Vergleiche J. F. Vogel: Die Liberey von Joachimsthal. Mitthl. d. V. f. Geſch. d. D. i. B. X. pag. 215.

57) Näheres hierüber ſiehe J. F. Vogel: Die alte Lateinſchule in Joachimsthal. Mitthl. d. V. f. Geſch. d. D. i. B. IX. Jahrg. pag. 163 ff.

58) Matheſius Joach. Chron. ſchreibt: Johannes Roth, es iſt aber unzweifelhaft, daß dieſes Stefan Roth iſt. (Vergl. Herzog Chron. v. Zwickau II.) Stefan Roth kehrte bald nach Zwickau zurück, wurde dort 1524 Stadtſchreiber und ward 1543 in den Rath gewählt; er ſtarb 1546. Seine große Bücherſammlung, worin ſich unter Anderem auch 197 Briefe von gelehrten und berühmten Zeitgenoſſen befanden, vermochte er der Zwickauer Stadtbibliothek. (Christ. Clodius de Origine et incrementis Bibliothecae Zwickaviensis. Diss. Leipzig 1751). Anfangs Luthers Gegner, ward er, durch ſeine Braut Barbara Pfützner überredet, der eifrigſte Verfechter der evangeliſchen Lehre. (M. Christ. Clodius. ad Pacem religionis. Diss. 1755.)

59) Christ. Clodius de orig. et increm. Bibliot. Zwick. Diss. pag. 11.

Schule und 1558 ist jener mit Dr. Caspar Pentzer abermals zu Besuch bei Mathesius in Joachimsthal.

Obwohl aber Mathesius in der Sarepta von der hiesigen Lateinschule rühmt, daß mancher tüchtige Mann daraus hervorgegangen sei, und dieselbe 1560 selbst mit Stadtkindern bestellt ist; so sah sich doch der Rath 1546 genöthiget an die Schule die Weisung ergehen zu lassen, keine fremden Schüler aufzunehmen, welche sich nicht mit einem Zeugniß der verlassenen Lehranstalt ausweisen konnten, was darauf hinweist, daß wohl auch hierher sich sogenannte fahrende Schüler verirrten, und nicht gerade Lobenswerthes ausübten. Auch der Schulgesang, wie an allen ähnlichen Lehranstalten deutscher Städte der damaligen Zeit, wurde hier gepflegt, um sich damit in der üblichen Weise den Unterhalt zu erwerben. 1545 wird der Schüler Chor unter die Orgel postirt, 1548 beginnen die Schüler mit Neujahr vor den Häusern zu singen, und begleiten später die Leichen zu Grabe. Auch die an deutschen Schulen eigenthümliche Sitte und Ceremonie des Deponirens bestand hier, wornach Jünglinge, ehe sie auf der Universität ihre Studien begannen, symbolisch den alten Menschen und dessen Mängel ablegten (deponirten). 1541, bei Gelegenheit eines Besuches der Joachimsthaler bei Luther, „ließ sich dieser selbst herbei, die gerade zu Deponirenden a beanio (vom rohen Menschen) zu absolviren [60]). 1552 wurden 10 Knaben auf dem Rathhaus am Montag nach Reminiscere in Gegenwart Philipp Melanchthons deponirt. [61])

Daß aber die reichen Gewerken auch das ihrige beitrugen, um die Schüler, namentlich um die ärmeren zu erhalten, bezeugt Mathesius in der Sarepta fol. 91: „Etliche kauffen bücher in die Liberey, und fleissigen Schülern, verlegen fromme Studenten, wie mir dann etlich hundert Joachimsthaler von christlichen frawen und mannen zu trewen henden heimlich zugestellt, die ich auff gewisse rechnung außgespendet, und ob Gott wil, des meisten theils wol angelegt habe. Die vorsteher haben auff einmal bis in zweintzig goldgüldin in der armen leut Kasten funden."

Leider war auch dieses Institut von der Giebigkeit des Bergwerkes abhängig, und sank mit der Stadt bald von seiner Höhe herunter. Schon am 23. September 1578 beschließt der Rath wegen des verringerten Einkommens und der Abnahme der Schüler auch die Zahl der Lehrer zu beschränken. Sie wurde endlich bei der Katholisirung Joachimsthals, nachdem sie über 100 Jahre bestanden hatte, 1627 für immer geschlossen. — Die Schule und der Humanismus, den sie pflegte, war ja protestantischen Ursprungs, und so wurde mit zuerst dies Licht ausgelöscht.

Ueber die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit haben wir in Mathesius Sarepta folio 190 ff. eine ziemlich ausführliche Darstellung derselben. Anfangs nahm sich Jobst Thusel, Archidiacon von Falkenau, der Berggemeinde an, und verordnete einen Vicarius dahin.

Gleich von Anfang an machten die Joachimsthaler von dem Rechte der Prager Compactaten Gebrauch. Um aber die Gemeinde vollständig frei zu erhalten, oder, wie Mathesius meint, um der Lehre Luthers ungehindert Eingang zu verschaffen, lösten die Grafen Schlick [62]) das Patronatsrecht ab, und übertrugen es der Stadt

---

60) Mathesius Leben Luthers pag. 197. Diesmals, weil man etliche Kinder aus dem Thal deponirt, ließ er sich selber gebrauchen und absolviret sie a beanio mit sehr frommen Worten.

61) Ueber die Sitte des Deponirens vergl. Johann Hubers Bilder aus dem deutschen Studentenleben Westermanns Monatshefte XVII. pag. 359 ff.

62) Die nahen Beziehungen in welche Dr. Luther zu den Grafen Schlick trat, sind bekannt. Dem Grafen Sebastian widmete er das Buch gegen den König Heinrich VIII. von England, und dem Grafen Wolf das wider die Sabbather und Mameluken. Mathesius Leben Martin Luthers pag. 39 erwähnt auch dreier Briefe Luthers an Letzteren.

Es ist aber wohl ganz natürlich, daß die lutherische Lehre auch vom Anfang an nur nach verschiedenen Schwankungen die Oberhand erhielt, und eben in der Weise, wie sie sich in Deutschland entwickelte, in Joachimsthal Stand hielt.

Der erste Prediger nach der Erhebung zur Stadt ist M. Johannes Sylvius Egranus (Johann Wildauer aus Eger), welcher 1521 nach Joachimsthal von Zwickau kam, wo er als entschiedener Gegner des Wiedertäufers Thomas Münzer daselbst Prediger an der Katharinenkirche, aufgetreten war, und sich Luthers besondere Gunst erworben hatte. Es scheint, daß er nach Vertreibung seines Gegners auch nicht mehr lange in Zwickau aushielt. [63])

Er war zwar ein Widersacher Thomas Münzers, aber dennoch nicht ganz von der Hinneigung zur katholischen Lehre frei. [64]) Ueberhaupt aber scheint er es weder mit den Einen noch mit den Anderen haben halten zu wollen, und nebenher auch nicht gerade auf die geschickteste Weise versucht zu haben neuere oder eigene theologische Ansichten an den Mann zu bringen. Er ging schon nach einem Jahre wieder ab, um in Basel weiter zu studieren, und machte dem Magister Schönbach Platz, welcher entschieden lutherisch gesinnt war und so vorging, aber in Folge von Zwistigkeiten verdrängt wurde. An seine Stelle wurde ein Dominikaner Johann Bintmann gesetzt, und ihm M. Schlaginhauffen beigegeben. Beide versahen das Kirchenregiment bei der stark bewegten Bevölkerung nach Kräften. Bintman starb schon 1524 im Spital und vermachte seine Bücher der Kirche, der andere wandte sich nach dem Aufstand 1525 freiwillig von dannen. Ihm folgte M. Sebastian Steude, der das Feld deshalb wieder räumte, weil er nicht heiraten sollte — die Strömung war also wieder katholisch. Endlich aber hielt M. Christof Ehring doch drei volle Jahre aus, der dann von hier nach Zwickau ging, wo er als Superintendent 1554 starb. Er wird von Mathesius als ein kluger und beredter Mann geschildert, der das Spital durch milde Beiträge der Gewerken einrichtete, die ersten Kirchenbücher anlegte und bei Luther ein Mahnschreiben gegen die immer mehr sich hervorthuenden Wiedertäufer erwirkte, worauf die Grafen Schlick ein Mandat wider diese Sekte erließen [65]).

Noch einmal erscheint hierauf M. Johannes Sylvius auf eine kurze Zeit im Thal, und muß sodann wieder das Weite suchen wegen seiner anstössigen Lehren. 1537 verzeichnet Mathesius die erste Priesterhochzeit in Joachimsthal, und mit dem zweiten Erscheinen des M. Steude, sowie mit der Berufung des Schülers und Tischgenossens des großen Reformators Johannes Mathesius zum Prediger 1541 war die Kirche lutherisch reformirt, und blieb es mit den Kirchen-Gemeinden zu Wittenberg, Nürnberg und Leipzig in Lehre und Ceremonien Gleichförmigkeit haltend, bis es endlich nach der Schlacht am weißen Berge katholisirt wurde.

Der Herrschaftswechsel im Jahre 1545 ließ die Joachimsthaler für ihr Bekenntniß fürchten, deshalb nahm Magister Steude zugleich mit den Grafen Schlick seinen Abschied. Aber M. Mathesius, sein Nachfolger, welcher stark gegen die kaiserliche Regierung agitirt hatte, konnte ungestört sein Amt versehen. Ma-

---

63) Mathesius gibt das richtigere Jahr seiner Ankunft in Joachimsthal in der Sarepta an 1521 während des Reichstages zu Worms. Das Jahr in der Joachimst. Chronik ist unrichtig.

64) Ueber Johannes Sylvius Egranus finde ich in Cygnii Quasimodogeniti a L. Joachimo Tellero Diss. Lipsiae 1686 Folgendes: M. Johannes Sylvius Germanice Wildnauer dictus patria Egranus. Nam et hic Ecclesiastes fuit penes Cygneos et cum Thoma Munzero, Anabaptistarum promacho Cygnea excedere jusso, serram litigii reciprocavit; quemadmodum et acta Egrani exstant, quae a Theobaldo in tr. Germanico de Spiritu Anabaptistico allegantur. Sed quamquam naevorum Papisticorum non plane immunis fuit Egranus, a Luthero tamen in literarum epigraphe optimus et integerrimus amicus Tom. I. Epist. 76. b. item vere Theologus et Christianus vir pag 140 salutatur. Später trennt er sich entschieden von Luther. Er soll berauscht von Malvasierwein vom Schlag getroffen worden und so gestorben sein. Ledderhose Leben des M. Joh. Mathesius. Heidelberg 1849 pag. 141.

65) Mathesius Leben Luthers pag. 197.

theſius richtete während ſeiner langen Amtsthätigkeit das Kirchenweſen vollſtändig ein. Es geht aus Allem hervor, daß die alte lutheriſche Kirchenordnung, die noch nicht ſo ganz und gar auf alle Gebräuche des katholiſchen Ritus verzichtet hatte, beibehalten wurde [66]). Wiederholt auch wandten ſich die Joachimsthaler in Glaubensſachen direkt an Luther, der ſich jederzeit wohlwollend gegen ſie erwies und ſie bei ſich zu Tiſche hatte. [67])

Charakteriſtiſch aber iſt Matheſius Mittheilung [68]), daß auf einer Synode der böhmiſchen Geiſtlichen ein Probſt bemerkte: „Wir Prälaten haben mit denen vom Thal nichts zu thun, ſie mit uns auch nicht.“ Daß aber die deutſchen Reformatoren auf die lutheriſche Gemeinde zu Joachimsthal einen beſonderen Werth legten, beweiſen die häufigen perſönlichen Beſuche hervorragender Männer, beſonders in der Zeit, ſeit Matheſius das Pfarramt übernommen hatte.

So ſehen wir Joachimsthal in unglaublich kurzer Zeit, geſtützt auf einen über alle Erwartungen großen Bergſegen — Matheſius gibt die Ausbeute der erſten 44 Jahre von 1515—1560 auf 40 Tonnen Goldes d. i. 4049568 Gulden nach damaligem Silberwerthe an — als eine deutſche vielverſprechende Stadt im Erzgebirge entſtehen, gleich wie heute nur in der neuen Welt Colonien plötzlich durch ähnliche Verhältniſſe hervorgerufen werde. Ein Bild voll Leben ſtellt ſich vor die Seele, wenn man ſich ausmalt, wie die Berge um Joachimsthal von den Fäuſteln der fündigen Bergknappen widerhallten, und unten im Thalgrund die Stadt nach allen Enden hinwuchs, und wie ein Strom, der ſein Bett an beiden Seiten überfluthen will, die Häuſer an den Gehängen immer höher ſtiegen. Welche Hoffnungen mußte der Anblick dieſer raſchen Entwicklung nicht erwecken — ſie ſollten nur zu früh dahin welken. Dr. Hallwich hat die Geſchichte der Bergſtadt Graupen eine Elegie genannt, wahrlich auch bei der Betrachtung der raſch verfloſſenen Glanzperiode Joachimsthals kann man ſich eines elegiſchen Gefühles nicht erwähren. Das Schickſal, das nachgerade alle Bergſtädte des Erzgebirges an der Seite des böhmiſchen Gehänges und zum großen Theil in Sachſen traf, und treffen mußte, daß früher oder ſpäter die Erzadern, welche der Bevölkerung die Lebensbedürfniſſe gewährten, endlich verſagten, und Armuth und Noth ſich an der Stelle der früheren Behäbigkeit und Wohlhabenheit einbürgerte, ereilte Joachimsthal nur zu bald. Mit dem Abzuge der proteſtantiſchen Einwohner zur Zeit der Gegenreformation und unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges verfällt der Bergbau gänzlich, um ſich auch dann nicht mehr zu erſter Blüthe emporſchwingen zu können. Jenſeits der Gränze aber in Sachſen iſt manche Bergſtadt ohne Störung oder doch ohne bleibenden Einfluß in eine begüterte Induſtrieſtadt umgewandelt worden. Selbſt das Exulanten-Städtchen Johanngeorgenſtadt auf der Jugel im ſächſiſchen Sibiren, von dem die Zeitgenoſſen ſeiner Gründung nicht glauben konnten, daß es möglich wäre, dort zu leben, hat Platten, ſeine Mutterſtadt, bald weitaus überholt. Die Leute, welche man ihres Glaubens willen aus der Heimat jagte, nahmen Wohlſtand und Segen mit, der ſich im Gefolge der katholiſirenden Söhne Loyolas niemals fand, und mit der gewaltſamen Glaubensänderung auch durch kein Patent wieder einführen ließ.

Wenn aber mit dem Verſiegen der nährenden Quelle im Boden zugleich die Unwetter der Religionskriege die Blüthe der Stadt vernichteten, immerhin bleibt Joachimsthal durch ſeine glänzende Vorzeit und durch ſeine Leute noch nicht unbedeutenden, ja ſogar in mancher Beziehung einzigen Bergwerke [69]) eine bemer-

66) Sarepta fol. 190. Zur Zeit, als Matheſius von Wittenberg als Prediger berufen wurde, unter M. Stende 1540 wurde in der Kirche noch lateiniſch geſungen, auch die Evangelien, Präfation, Epiſteln an hohen Feiertagen lateiniſch geſungen.

67) Matheſius Leben Luthers pag. 196.

68) Sarepta pag. 191.

69) Bekanntlich iſt Joachimsthal der einzige Ort in Oeſterreich, wo die für die Emailfarben wichtigen Uranerze in bauwürdiger Menge vorkommen.

kenswerthe Stadt, und kann ſtolz darauf ſein, neben anderen über ihre Zeitgenoſſen hervorragenden Männern den Begründer der Mineralogie, einer vom Urſprung an deutſcher Wiſſenſchaft, Dr. Georg Agricola unter ihren erſten Mitbürgern gezählt, ja gerade durch das rege Bergleben dieſe bis dahin unbekannte Wiſſenſchaft hervorgerufen zu haben, wie nicht minder ihr treuer Seelſorger und Chroniſt M. Johannes Matheſius, Luthers Schüler und Tiſchgenoſſe und befreundet mit den erſten Männern ſeiner Zeit, eine Stelle unter den vorzüglichſten Humaniſten einnimmt. Die biographiſchen Skizzen dieſer beiden berühmten Männer ſollen ſich auf dem Hintergrund der erzählten Stadtgeſchichte abheben. [70])

II.

Georgius Agricola.

Das Mittelalter hat in ſeinem ganzen Verlauf für die Naturwiſſenſchaften kaum mehr gethan, als die von den Griechen überkommenen Bücher der Nachwelt zu erhalten. Die Lehren des Ariſtoteles und ſeiner Schüler waren allein maßgebend und wurden von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, auch nur einmal das Ueberkommene zu prüfen, ob es denn mit dem Gegebenen übereinſtimme. Kaum einer oder der andere über ſeine Zeitgenoſſen weit hervorragende Mann fügte aus eigener Beobachtung etwas hinzu, wie etwa der berühmte Albertus Magnus. Dürftig genug war aber auch das, obwohl es dennoch als ein ganz beſonderes Zeugniß von Fortſchritt in der Wiſſenſchaft galt. Die gelehrte Welt des Mittelalters lag förmlich im Bann. Das Knechtiſche des Kloſterlebens drückt ſich gerade darin klar aus, daß keiner es wagte, die Lehre des nach ihren Begriffen unendlich hohen griechiſchen Philoſophen einer Kritik zu unterziehen. Aber auch mancher, der es für ſich im Stillen unternahm, auszuſehen und einen eigenen Weg zu betreten, mag ſchüchtern zurückgewichen ſein, denn lange konnte er freiſinnig in der Natur forſchend nicht auf der Bahn fortgehen, ohne zur Erkenntniß zu kommen, daß ihn ſeine Forſchung mit gewiſſen Lehren in Colliſion bringen müſſe, die noch für viel ſpätere Zeiten ein noli me tangere waren.

Von den Naturwiſſenſchaften überhaupt kann man im Allgemeinen anwenden, was Juſtus Roth höchſt treffend von der geogenetiſchen Lehre[1]) ſagt, indem er mit wenigen Worten ihre ganze Geſchichte gibt: „Früher ein Theil des religiöſen Mythus, dann ein Stück der Philoſophie, waren ſie ſpäter der Knechtſchaft der mittelalterlichen Theologie verfallen, aus welcher ſie dann die neuere Philoſophie befreite."

Als aber zu Ende des 15. Jahrhunderts der Morgenhauch der neuen Zeit über die alte Erde flog, und die Geiſter anfingen, die Feſſeln der ſcholaſtiſchen Mönchsweisheit zu ſprengen, auf eigenen Füſſen, blos geführt und geſtützt von den Alten, einherzugehen und mit unbefangenem Auge zu prüfen, was ihnen von Geſchlecht zu Geſchlecht gelehrt worden war; da mußte endlich doch auch für die Naturwiſſenſchaften der Tag anbrechen. Freilich wohl, gleichwie im Hochgebirge

70) Der Verfaſſer, kein zünftiger Geſchichtsforſcher, hatte anfänglich nur die Entwerfung der Lebensgeſchichte der beiden berühmteſten Joachimsthaler Agricola und Matheſius im Auge, welche beide für ihn fachmänniſches Intereſſe beſitzen. Beim Sammeln von Notizen für dieſen Zweck ergaben ſich ſo manche intereſſante Züge für die erſte Geſchichte der Stadt Joachimsthal, daß er es ſich nicht verſagen konnte, dieſelben zu einer geſchichtlichen Skizze des Anfanges und der Blüthezeit der königl. freien Bergſtadt St. Joachimsthal zu benutzen.

1) Juſtus Roth. Ueber die Lehre vom Metamorphismus. Berl. Ak. d. W. 1871. 157.

der Nebel über den Thalgründen nur allgemach weicht, so konnte es auch mit der Wissenschaft nicht anders sein. Nur langsam traten die Umrisse schärfer und schärfer hervor, um sich endlich entschleiert in gewaltiger Ausdehnung vor dem Auge des Forschers auszubreiten, der, je eifriger er bemüht ist, das Gebiet zu durchstreifen, immer mehr einsieht, wie seine Kräfte der endlosen Weite nicht gewachsen sind.

So sehen wir denn im Beginne des 16. Jahrhunderts die ersten Anfänge und Grundlagen der neueren Naturwissenschaften entstehen. In der Schweiz rief Conradus Gesnerus (geb. den 26. März 1516 zu Zürich) die Zoologie durch seine für die damalige Zeit vortreffliche historia animalium (Zürich 1545—55 4 Bde.) zum neuen Leben. Nicht minder bedeutend war er als Botaniker, wo er der Erste die Idee aussprach, die Pflanzen nach ihren Sexualorganen in ein System zu bringen. Schon 1517 hatte Hieronymus Fracastoro gelegentlich der Auffindung von marinen Schalthierresten beim Baue der Festungswerke von Verona die Ansicht ausgesprochen, diese Petrefacten könnten nur marinen Ursprungs sein, womit er allerdings den Spott und das Gelächter seiner Zeitgenossen erntete, aber doch den Markstein gesetzt, von dem aus eine neue Epoche in der Geologie gezählt wird. Nun sollte auch Deutschland nicht zurückbleiben und seinen Mann in die Reihen der Bahnbrecher stellen. Die Wissenschaft der unorganischen Natur, die Mineralogie und die aus derselben Wurzel stammende Geologie sollte von Deutschland aus begründet werden. Dazu war es ja auch von der Natur ausgestattet. Nirgend anderwärts war zu jener Zeit der Bergbau in solchem Schwunge wie im Erzgebirge, und mit den mannigfachen Erzen kamen allerhand andere Mineralien ans Tageslicht, die durch Gestalt und Ansehen die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußten. Die goldne Praxis gebar auch hier die Theorie. Die ersten einschlägigen Schriften behandeln den Bergbau und dessen Grundlagen, die Erze.

So das vielgerühmte Bergbüchlein, dessen Autor nicht bekannt ist, und Johann Haselberges von der Reichenau „Ursprung gemeiner Bergkordnung", das in einem besonderen Theile von den Erzen handelt, welche nach ihm durch Schwefel und Quecksilber unter dem Einfluß der Planeten entstehen. Wissenschaftlich aber ist die Frage weiter nicht behandelt.

Hiezu erst gaben die im Jahre 1516 entdeckten Silberbergwerke von Joachimsthal die erste Grundlage. Von hier aus brach sich die wissenschaftliche Mineralogie ihre Bahn, und ihr Gründer ist Georgius Agricola.

Uiber den Gelehrten, welchen Conrad Gesner und Andere den deutschen Plinius und den Albertus Magnus ihrer Zeit nannten, sind die Nachrichten ziemlich spärlich erhalten. Selbst seine Zeitgenossen waren nicht klar über ihn, wie ihn Henricus Pantaleon in seiner „Prosopographia heroum atque illustrissimorum virorum Germaniae" Pars III. pag. 169 in Berufung auf Conrad Gesner in Belgien geboren sein läßt, ein Fehler, welchen schon Petrus Albinus[2]) in seiner Meißnischen Chronik rügt. Diesem Letzteren und in neuerer Zeit Dr. E. Herzog[3]) danken wir die Zusammentragung der meisten Daten über den Vater der Mineralogie.

Georg Agricola wurde nach Petrus Albinus zu Glaucha in Sachsen den 24. März 1494 geboren.[4]) Sein eigentlicher deutscher Familienname war Bauer, welchen er während seiner Studienzeit auf der Universität Leipzig nach der damaligen Sitte in Agricola umwandelte. Seine Vorbildung hatte er auf der damals schon berühmten Lateinschule zu Zwickau erhalten. In Leipzig schloß er sich innig

2) Petrus Albinus Meiß. Chronik pag. 353.

3) Dr. E. Herzog Georg Agricola, ein culturhistorisches Lebensbild. Mittheilg. des Freiberger Alterthumsvereins 1865. pag. 365—70.

4) Derselbe Fehler, welchen Herzog hinsichtlich des Geburtsjahres A. in den Conversationslexicis v. Brockhaus und Pieres findet, findet sich auch in Meyer und in Ersch und Gruber allg. Encyclopädie 2. Thl. pag. 211, wo ohne weiteren Grund 1490 als Geburtsjahr angegeben wird, dies wohl die allgemeine Fehlerquelle.

an Petrus Moſellanus an und widmete ſich philologiiſchen Studien. Schon früh lenkte er die Aufmerkſamkeit gelehrter Männer auf ſich, und als der Rath in Zwickau auf Antreiben des Bürgermeiſters Dr. Erasmus Stella und M. Stephan Roth's, des damaligen Rectors der Lateinſchule, dieſes Inſtitut erweiterte und eine griechiſche und hebräiſche Abtheilung hinzufügte, wurde Agricola 1518 als Rector extra ordinarius und Lehrer der griechiſchen Sprache berufen[5]) und wußte die Anſtalt bald in Ruf zu bringen. Als M. Stephanus Roth an die Schule nach Joachimsthal 1520 zog, ward Agricola an deſſen Statt Rector und verwaltete das Amt bis 1522,[6]) wo er wieder nach Leipzig gieng und bei Petrus Moſellanus Lector[7]) wurde. Wie lange er in dieſer Stellung verblieb, iſt nicht bekannt. Er wandte ſich dann nach Baſel und endlich nach Italien, wo er ſeine philologiſchen Studien mit der Arzneiwiſſenſchaft vertauſchte, ſich in Bologna und Venedig aufhielt und endlich in Ferrara den Doctorhut nahm. Von dort kehrte er im Jahre 1526 nach Deutſchland zurück, hielt ſich einige Zeit im Rieſengebirge[8]) auf und ward ſodann 1527 Stadtarzt in Joachimsthal.[9])

Dem deutſchen Arzte mußte es ſchon in Italien auffallen, wie traurig es mit der Kenntniß der unorganiſchen Stoffe, die doch ſo viele Bedeutung in der Heilkunde hatten, ausſah. Von den griechiſchen Schriftſtellern waren viele verloren gegangen, und nur einzelne Trümmer erhalten. Der von Plinius verfaßte Auszug aus dem Theophraſtos war kaum mehr als eine Namenliſte; was aber noch trauriger war: Niemand wußte die Stoffe anzugeben, die Galenus und Dioscorides unter dieſem und jenem Namen als beſonders wirkſame Heilmittel bezeichneten. Was die Araber in ihren mediciniſchen Schriften anführten, das wollte ſchon gar nicht zu den Verhältniſſen paſſen und war nur von den Griechen entlehnt. Dennoch aber führten die Aerzte die gelehrten Ausdrücke des Galenus und Dioscorides im Munde und disputirten über den Werth der Heilmittel, ohne zu wiſſen, wovon ſie ſprachen. Den ernſten deutſchen Mann erfüllt dieſe Hohlheit mit Verachtung[10]) und er wandte ſich, um in den deutſchen Bergen nun durch eigenes Studium zur Klarheit zu kommen. Daheim im Erzgebige war für ſein Streben die glänzendſte Zeit angebrochen. Gerade in jenen Tagen ward der reiche Bergſegen aller Orts zu Tage gefördert, und hier an der Quelle mußte der Wißbegierige zuerſt Auskunft erhalten kämen. Die Gelegenheit war günſtig. Dr. Georg Sturz, des reichen Sturz von Annaberg Sohn,[11]) welcher Stadtarzt und 1526 auch der erſte Apotheker zu Joachimsthal war und ſeine Güter in Kurzem hier beträchtlich vermehrt[12]) hatte, zog nach Erfurt, um dort im Umgange mit gelehrten Männern und Dichtern ein beſchauliches Leben zu führen, und überließ ſeinen Poſten unſerem Agricola, welcher dieſen auch auf Anrathen ſeiner Freunde annahm.[13])

---

5) Ordnung des Newen Studii und jetzt aufgerichten Collegii auf drey Hauptſprachen hebräiſch-griechiſch und lateiniſch geſtellt. Gedruckt zu Zwickau 1523 durch Leonhardt Nather Lewingenſis, dieſes Colegii Rector. Graeca docuit Georgius Agricola Glaucha Schoenburgensis 1518. Dr. Herzog gibt 1519 an.

6) Ibidem.

7) In der epist. nuncp. zu Agricola Liber de mensuris quibus intervalla metimur an Chriſtophorus von Carlowitz d. d. 3. Nonas Maji 1549 heißt es: Cum adhinc annos septem et viginti Petrum Mosellanum Lipsiae audires, cujus etiam ego auditor et discipulus, haec cognovi, te esse etc etc.

8) Nach Dr. Herzog l. c.

9) Matheſius Chronik v. Joachimsthal. Das Jahr der Rückkunft A. aus Italien ergibt ſich aus der Epist. nuncp. zu Libri de vet. et nov. metall. Der Eingang dieſer Epiſtel, ſo wie die Einleitung zum Dialog Bermannus geben ſicheren Aufſchluß über Urſprung v. A. wiſſenſchaftlicher Thätigkeit.

10) Pudeat nos eas voces toties legere, toties in ore habere, et res quas significant non noscere. Agr. Berm.

11) Albin Meiß. Chron. pag. 347.

12) Agricola Bermannus.

13) Agricola. ep. nunc. lib. de vet. et nov. metall.

Hier verbrachte er nun die freie Zeit, die ihm sein Beruf ließ, mit dem Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller, sowie im Verkehr mit erfahrenen Bergleuten, von denen er namentlich Bartholomäus Bach und Lorenz Bermann nennt. Ersterer im Jahre 1522 Stadtschreiber und 1530 Gegenschreiber stammt wohl aus der alten Geyerischen Familie, aus welcher der erste Fundgrübner Caspar Bach abstammt und nach welcher heute noch ein Joachimsthaler Erzgang den Namen Geyerischer hat. Schon seine Stellung läßt ihn als Mann von Bildung erkennen, und wohl auch der Umstand, daß er dem Dichter Eobanus Hassus ein Stipendium von seinen Gruben verlieh. Mehr aber ist freilich nicht von ihm übergekommen. Lorenz Bermann stammte ebenfalls von Geyer,[14]) wo sein Vater Georg 1514 von der Obrigkeit als Zehender[15]) eingesetzt wurde. Er hatte viel von der Welt gesehen, denn er war ursprünglich Soldat gewesen und hatte als solcher auch unter den römischen Fahnen gedient.[16]) In Joachimsthal versah er das Amt eines Hüttenschreibers[17]) bei den Geyerischen, und Agricola schildert ihn als einen sehr gebildeten Mann, der sich vielfach auch in den Wissenschaften umgethan hat. Im Jahre 1533 begleitete er den Zuzug der Joachimsthaler zum kaiserlichen Heer in Ungarn als Fähnrich und starb dort in der Zips.[18])

Die Frucht seiner Studien und des Verkehres mit seinen Freunden war nun die Erkenntniß, daß von den Alten eigentlich nur mehr die Namen überkommen waren, und daß sie selbst das meiste nur nach dem Hörensagen gekannt hatten. Ueberhaupt, daß das von den Alten Geschriebene auf die gegebenen Verhältnisse gar nicht passe, und daß man, um wenigstens die Namen und die wenigen Andeutungen doch an etwas Bestimmtes zu knüpfen, die passendsten Erze und Gesteine zu den Namen suchen müsse. Also nicht den Namen zu dem Gegenstand, sondern umgekehrt, den Gegenstand zu dem Namen. Diese erste Frucht seiner Studien, an welcher wohl Lorenz Bermann den hauptsächlichsten Antheil hatte, legte er in seinem prächtigen Buche: „Bermannus sive de re metallica dialogus“ nieder.

Der Inhalt dieses in Gesprächform abgefaßten Buches hat außer seinem wissenschaftlichen für uns auch ein historisches Interesse, da er eigentlich die älteste gedruckte Quelle über St. Joachimsthal selbst ist, weßhalb es gestattet sein möge, einen Augenblick hiebei zu verweilen und den Inhalt in wenigen Worten mitzutheilen.

Dr. Johannes Nävius (Neff) Agricola, 2. Amtsnachfolger und später Leibarzt des Churfürsten von Sachsen, und Nicolaus Ancon, über welchen nichts Näheres zu erfahren war, vielleicht der Hausarzt des Grafen Schlick, da er sich selbst einen nahen Freund desselben nennt, kommen vom Sterbebette Heinrichs von Schlick, um sich durch einen Besuch von Joachimsthal etwas von dem Eindruck des Todesfalls zu erholen. Beide Aerzte sind in den Schriften der Alten wohl erfahren, Nävius kennt die lateinischen und griechischen, Ancon die arabischen Schriftsteller sehr genau. Auf dem Markte zu Joachimsthal treffen sie mit Lorenz Bermann zusammen, welchen Ancon bereits kennt. Nach einem kurzen Gespräche über die Vortheile des Bergbaues, und wie viele ihrer bereits dadurch reich geworden seien, führt sie Bermann auf ihren Wunsch zu den Bergwerken. Den Weg kürzt er ab durch die Beschreibung des Erzgebirges und Aufzählung der bereits früher in Betrieb gestandenen Bergwerke in Böhmen und Meißen. Oben angekommen drückt Nävius lebhaft sein Erstaunen aus über die ungeahnte Größe der Stadt, die er mit Prag, Erfurt, Bologna oder Padua vergleichen möchte. Bermann er-

---

14) Agricola Bermannus.

15) Joh. Falke Gesch. d. Bergstadt Geyer. Mitthlg. kg. säch. Ver. f. vaterl. Gesch. pag. 109, hier Georg Wermann. Im Jahr 1522 erscheint derselbe als Vermittler zwischen den Grafen Schlick und den aufständischen Bergleuten Joachimsthals.

16) Agricola Bermannus.

17) Agricola Bermannus, Mathesius Sarepta fol. 214 b.

18) Mathesius Joachims. Chron., hier irrthümlich das Todesjahr in 1532 gesetzt.

zählt nun, wie zwölf Jahre früher hier ein einziges verfallenes Haus ſtand, wie die durch den Bergbau überall entholzten Berge damals noch dicht bewaldet waren, wie ſich die Gründung der erſten Gewerkſchaft gebildet habe, und gibt über die Namen der umliegenden Höhen, über Klima und ſodann über die einzelnen Gruben und ihre Beſitzer Aufſchluß. Der weitere Verlauf des Geſpräches dreht ſich um die verſchiedenen Maſchinen, Göppel u. ſ. w., ſowie um die Tiefe der Schächte. Hier erfahren wir denn auch, daß es wirklich Berggeiſter gebe, und zwar theils ſolche, welche gutmüthig es bei allerhand Neckereien der Bergleute bewenden laſſen, theils ſolche, welche tückiſch die Menſchen zu verderben ſuchen, „wie einige Jahre vorher von ihnen zwölf Bergleute auf der Roſenkrone zu Annaberg getödtet wurden, weshalb man die Grube verließ.“ Der Mann, welcher ſo klar ſchon über manche Erſcheinungen urtheilte und ſeinen Zeitgenoſſen weit voraneilte, war alſo noch vom Vorurtheil der Zeit ſo tief befangen!

Die Betrachtung der geförderten Erze gibt nun Gelegenheit, die Meinungen hierüber auszutauſchen, was denn wohl die Griechen und Römer namentlich unter den von ihnen beſchriebenen Mineralien gedacht hatten, wobei ſich Lorenz Bermann als ein in den Schriften der Alten wohlbewanderter Mann erweiſt, der, zugleich auf eigene Erfahrung geſtützt, manche den gelehrten Aerzten aufſteigende Bedenken in dieſer oder jener Hinſicht beſeitiget.

Zuerſt iſt es das Bleierz, worüber ſie discutiren, und die Begriffe des Metalles und des metallähnlichen Erzes feſtſtellen. Dann der Kies (die Pyritoide), über welchen ſie verſchiedene auseinander laufende Anſichten kennen, und worüber ihnen Bermann aus ſeiner Erfahrung treffliche Auskunft gibt; weiter kommen die Silbererze an die Reihe, ſpäter das Silber. Schritt für Schritt gelangen die Gelehrten der Ueberzeugung näher, daß das, was von den alten claſſiſchen Völkern überliefert wurde, den Verhältniſſen wenig entſpreche, und daß hier mehr zu heben liege, als man je erwartet habe. Die Silbererze kannten die Alten kaum, das gediegene Silber gar nicht, und zu den ſechs bekannten Metallen hatten die Joachimsthaler Gruben ein neues, den Wismuth, geliefert. Da ſpricht es Nävius endlich ſelbſt aus: So viel ſei ſicher, der ſonſt gelehrte Plinius habe vieles gar nicht gekannt, und außer dem, was er in Spanien geſehen, habe er alles andere von den Griechen abgeſchrieben. Wie unklar und ungenügend auch die übrigen mediciniſchen Schriftſteller ſind, verbergen ſie auch keinen Augenblick; die Betrachtung über den Zinnober und ähnliche mineraliſche Körper gibt Gelegenheit dazu. Aber nicht nur auf die Erze — und das iſt der Fortſchritt von den früher erwähnten Bergbüchern — auch auf die anderen von den Alten genannten Mineralien, Gyps, Kohle, Steinmark, Vitriol ꝛc., dehnen ſie ihre Betrachtung aus und fragen nach deren Vorkommen, Kennzeichen und Verwendbarkeit. Zuletzt, indem ſie einſehen, wie durch die Lauigkeit der Aerzte in Bezug auf die Naturgeſchichte die Heilkunde in tiefen Verfall gerathen iſt, kommen ſie zu dem löblichen Entſchluße, die hier begonnenen Studien fleißig fortzuſetzen. Wie Galenus ſeiner Zeit den Orient bereiſte, nun das Vorkommen der von Dioscorides genannten mineraliſchen Heilmittel an Ort und Stelle zu ſtudieren, ſo wollen ſie die mineraliſchen Stoffe der Heimat aus eigener Anſchauung kennen lernen, und ſo, ohne ſich weiter um Jemanden zu kümmern, welcher darin ein Vergehen gegen die den alten Griechen ſchuldige Ehrerbietung erkennen möchte,[19]) eine neue Grundlage der Heilmittellehre zu ſchaffen.

Bermann zeigt ihnen ſodann noch die buntfarbigen Flußſpäthe, deren Farbenreichthum ſie nicht wenig in Staunen ſetzt, da ſie doch keine Edelſteine ſind. Er zeigt ihnen das von den alten Bergleuten ſehr charakteriſtiſch Kobolt genannte Arſenmetall, deſſen giftige und flüchtige Eigenſchaft ſie wohl kannten, wobei es doch

19) Valeant isti et latrent quantum volint.

kein Silber gab, wenn es gleich so vielversprechend aussah. Auch nennt er den gelehrten Begleitern die Gebirgsarten, welche die Erze in Gängen führen, Glimmerschiefer, Quarz, Spath, Hornstein ꝛc. Endlich mit der Absicht, den nächsten Tag die Hütten zu besehen, trennt sich die Gesellschaft, höchst befriedigt mit den Ergebnissen der angestellten Wanderung über die Joachimsthaler Gruben.

Der vorstehend kurz angedeutete Inhalt der Abhandlung Bermanns ist die Grundlage der neueren wissenschaftlichen Mineralogie, die sich allerdings in den folgenden stürmischen Zeiten noch über ein Jahrhundert nicht weiter zu entwickeln vermochte, aber dennoch wieder ins Leben gerufen war. Nicht mehr auf den praktischen, nur den Bergmann allein angehenden Zweck, wie in den oben erwähnten Bergbüchern, ist in diesem Tractat das Augenmerk gerichtet; auch die Heilkunde verlangt ihren Antheil an den aus der Erde gegrabenen Schätzen, nicht nur die zur Gewinnung der Metalle allein verwendbaren Mineralien, auch andere werden in den Bereich der Betrachtung gezogen, und der Satz ausgesprochen, daß hier ein von den alten Philosophen nur nothdürftig gekanntes Feld der Wissenschaft ausgebreitet liege, das man selbstständig bebauen müsse. Damit war die Grundlage der wissenschaftlichen Mineralogie gelegt. Joachimsthal war berufen, ihre Wiege, ein deutscher Arzt ihr Vater zu sein; und mit Stolz können wir sagen, daß es die Deutschen verstanden haben, auch in dieser Disciplin immer an der Spitze zu schreiten.

Agricola, welcher die Abhandlung, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, im Jahre 1527 oder 1528 schrieb, war gleichwohl im Anfange nicht kühn genug, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Erst Petrus Plateanus, der damals Rector an der Lateinschule in Joachimsthal und in intimem Verkehr mit Agricola war, bewog ihn, den mit so vielem Fleiß und so vielem Verständniß geschriebenen Tractat zu veröffentlichen.[20]) Zuvor aber wurde das Manuscript durch die mit Erasmus Roterodamus befreundeten Söhne des Joachimsthaler Oberhauptmanns Christoferus und Andreas von Könneritz, welche damals noch an der Universität studierten, diesem zur Durchsicht vorgelegt, der hierüber von Freiburg i. B. unterm 17. Febr. 1529 schreibt,[21]) er habe voll Spannung das Manuscript entfaltet und sei entzückt über die glänzende lebhafte Darstellung.[22]) Auch die Bestrebungen, die Medicin wieder aufzurichten, lobt er sehr, und spricht die Hoffnung aus, Hieronymus Froben werde das Buch gerne drucken.[23]) Dasselbe erschien auch 1530[24]) bei den berühmten Baseler Buchdruckern und machte entsprechendes Aufsehen, so daß der Verfasser deshalb von Wolfgang Justus in den Katalog berühmter Aerzte aufgenommen wurde.

Eine verhältnißmäßig lange Pause folgt nun bis zur Ausgabe neuerer Arbeiten, die später in großer Mannigfaltigkeit erscheinen. Es scheint, daß Agricola nach der Ausgabe des Bermannus eine Arbeit über die Beschaffenheit der Luft unternahm, welche jedoch nicht in Druck erschien. Keineswegs aber stand er während dieser Zeit still, sondern er benützte dieselbe vielmehr zu fleißigen Studien, deren Ergebnisse die nachfolgenden Veröffentlichungen waren. 1530 erscheint an seiner Stelle bereits M. Magnus Hund als Stadtarzt.[25]) Es ist nicht zu ergründen, ob Agricola schon damals oder erst drei Jahre später Joachimsthal verlassen hat. 1533[26]) wurde er Stadtphysikus in Chemnitz, wo er sich bis zu sei-

---

20) Vergl. Brief des P. Plateanus an Heinr. v. Könneritz als epist nuncp. dem Bermannus vorgedruckt.
21) Brief abgedruckt im Bermannus.
22) Visus sum mihi valles illas et colles et fodinas et machinas non legere sed spectare.
23) Libenter excussurum.
24) Ep. nuncp. zu liber. de vet. et nov. metallis gesch. 1546.
25) Mathesius Joachimsth. Chronik.
26) Herzog l. c.

nem Tode aufhielt. Auch in der Ferne blieb er in freundschaftlichen Beziehungen mit der Bergstadt und er kehrte wiederholt zu Besuch zurück[27]). Neben seinen naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte ihn aber schon 1534, wie aus einem Briefe an Sebastian Münsterus[28]) hervorgeht, das Studium der vaterländischen Geschichte, wie denn die seinen späteren Publicationen beigegebenen Zuschriften an den Herzog Moriz von Sachsen viele historische Beziehungen enthalten.

Erst von 1544 folgen in geschlossener Reihe seine verschiedenen Abhandlungen. Die erste „de ortu et causis subterraneorum", die zweite 1545 „de natura eorum, quae efluunt e terra". Beide sind dem Herzog Moriz von Sachsen gewidmet, und lenkten dessen Aufmerksamkeit auf den Verfasser. Auf Verwendung des kurfürstlichen Rathes Georg Commerstadt verlieh ihm Herzog Moriz ein jährliches Stipendium[29]) und machte ihn zum Bürgermeister von Chemnitz.[30])

Weiter folgten noch 1546 de natura fossilium lib. X und de veteribus et novis metallis lib. II. Die in diesem Jahre gedruckte Gesammtausgabe versah Agricola außerdem mit einem lateinisch-deutschen Glossar, wodurch dieselbe um so bedeutender wird.

Diese umfangreichen Schriften sind Beweis genug, wie ernst es Agricola mit dem Vorsatz nahm, die unorganische Natur zu ergründen. Freilich wohl sind seine Ansichten von unseren heutigen weit ab gelegen, aber sie verrathen immer einen scharfen Blick, der tiefer drang, als je einer vor ihm. Agricola faßte das auf, was um ihn lag. Er scheidet natürlich noch nicht Petrefacten als in den Bereich der Paläontologie gehörig aus seinem Gesichtskreise aus, aber er unterscheidet schon wirkliche Versteinerungen, die seiner Ansicht nach durch einen eigenen, organische Reste durchdringenden Steinsaft gebildet werden, wie Holz, Zähne, Knochen u. s. w. Für andere jedoch fehlt ihm das Verständniß, und er hält sie für bloße Nachahmungen organischer Körper, weil er keine lebenden Verwandten an Ort und Stelle kennt. Die petrificirende Materie, der Steinsaft, muß seiner Meinung nach im Wasser am meisten enthalten sein, daher seine Abhandlung über das aus der Erde fließende. Den Ursprung der warmen Quellen, wie Karlsbad und Wolkenstein, erklärt er sich durch Stein- und Braunkohlenbrände, die er von Zwickau und Falkenau kennt. Ueber seine für die damalige Zeit scharfen und richtigen Beobachtungen, betreffend die physikalischen Eigenschaften der Mineralien, geben seine Bücher über die Natur der Fossilien Aufschluß, so gleich das 1. Buch, wo er von der verschiedenen Härte, dem Glanz und der Farbe der Mineralien redet.

Einige aus jener Zeit stammende naturwissenschaftliche Abhandlungen über die Gesundbrunnen (de medicatis fontibus) und über das Erdbeben sind wohl nie gedruckt worden, und werden nur von ihm erwähnt.[31]) Seine diesbezüglichen Abhandlungen schloß er 1548 mit der Herausgabe einer Arbeit de animalibus subterraneis lib. II., worin er den Nachweis zu führen sucht, daß es ein unterirdisches Thierleben gibt, was das Vorkommen wirklich versteinerter Thierreste begreiflich machen soll.

Keineswegs aber fand er bei seinen Zeitgenossen in seinen Bestrebungen, die unorganische Heilmittellehre neu zu begründen, ungetheilten Beifall, sondern mancherlei Widersacher, wie er selbst an Kommerstadt schreibt.[32]) Dennoch aber waren seine Arbeiten bestimmt, eine neue Ansicht über den Ursprung und die

27) Mathesius Vorrede zur Sarepta erwähnt seines Besuches in seinem Hause.
28) Petrus Albinus Meiß. Chron. pag. 355
29) Epist. nunc. ad Commerstadium zu Lib. d. veter. et nov. metall.
30) Petrus Albinus erwähnt nur, daß er Bürgermeister war, die Octroyrung durch Herzog Moriz erzählt Dr. Herzog l. c.
31) Epistola nuncp. de veter. et nov. metall. Pet. Albinus Meiss. Chron. pag. 354.
32) Epist. nunc. d. vet. et nov. met.

Natur der Foſſilien hervorzurufen, welche bis zum Beginne der neueren Zeit, bis zum Anfange des vorigen Jahrhundertes ſogar die herrſchende blieb. Wenn die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen aber heute auch nur mehr ein hiſtoriſches Intereſſe haben können, ſo werden ſie doch niemals aufhören ihm einen Ehrenplatz in der Reihe der deutſchen Naturforſcher zu ſichern. Und ſelbſt die Neuzeit hat ſeiner Arbeit nicht vergeſſen, noch im Beginne unſres Jahrhunderts wurden ſeine mineralogiſchen Schriften ins Deutſche überſetzt. [33])

Mit der Ernennung zum Bürgermeiſter hatte ihm Moriz von Sachſen zugleich die Stelle eines Landeshiſtoriographen übertragen. In dem ſchon oben erwähnten Briefe an Münſter bemerkt er, daß er ſchon 1544 eine Topographia von Meißen fertig hatte, doch habe er trotz öfteren Verſprechen vom Hofe aus die letzte Hand (extrema manus), wahrſcheinlich eine Subvention zur Herausgabe nicht erhalten können. Seine in vier Büchern abgefaßte Geſchichte des Sachſenſtammes wurde nicht gedruckt, ſondern nach ſeinem Tode von Georg Fabricius — da Agricola als eifriger Katholik in Anſehung der Reformation von ſeinem Standpunkte ungünſtig urtheilte — umgearbeitet und in deſſen Geſchichtswerk einverleibt. [34])

Das ihm von Seite des nachmaligen Churfürſten Moriz erwieſene Wohlwollen erwiderte Agricola mit äußerſter Treue und Hingebung, ſo daß er ſelbſt als betagter Mann zur Zeit des Schmalkaldiſchen Krieges mit Hinterlaſſung ſeiner Familie mit Moriz und Auguſt von Sachſen zu Felde zog, wie er denn auch wiederholt von Moriz zu diplomatiſchen Sendungen verwendet wurde.

Von ſeinen mineralogiſchen Studien wandte ſich Agricola dem Maße, Gewichte und Münzweſen zu. 1550 erſchienen bei den Froben ſeine Abhandlungen: 1. De mensuris et ponderibus Romannorum atque Graecorum lib. V. De externis mensuris et ponderibus lib. II. 3. Ad ea, quae Andreas Alciatus denuo disputavit defensio, lib. I. 4. De mensuris quibus intervalla metimur lib. I. 5. De restituendis ponderibus atque mensuris lib. I. 6. De precio metallorum & monetis lib. II., von welchen die erſte dem Churfürſten Moriz und ſeinem Bruder Auguſt, die 2. Ernſt von Miltitz, die 3. Georg Fabricius, die 4. Hieronymus Kiſſewetter, die 5. Chriſtoph Carlowitz und die 6. Georg Kommerſtadt gewidmet iſt. 1552 legte er ſein Bürgermeiſteramt und ſein Phyſikat nieder [35]), um ſeinen Studien ungehindert nachgehen zu können. Bereits 1546 erwähnt er in dem öfter angezogenen Brief an Kommerſtadt des von ihm in Ausſicht genommenen Werkes de re metallica. Dieſes ſehr umfangreiche Buch war, wie die Zuſchrift an Churfürſten Moriz ſagt, 1550 vollendet. Es enthält in 12 Büchern eine ausführliche Darſtellung des geſammten damaligen Berg- und Hüttenweſens, und iſt mit zahlreichen intereſſanten Holzſchnitten ausgeſtattet, zu deren großem Theil Baſel Wefringer, [36]) Bürger in Joachimsthal, die Zeichnungen anfertigen ließ. Auch Hans Hübſch von Schneeberg hatte ihm hiezu manchen Beitrag, namentlich über die Bergwerke in den Alpen geliefert. [37]) Das Werk erſchien erſt 1556 nach des Verfaſſers Tode. Agricola ſtarb plötzlich am Schlagfluß den 21. November 1555 in ſeinem 61. Lebensjahre. In ſeinen jüngeren Jahren der Reformation zugethan, wandte er ſich Angeſichts der Bilderſtürmerei und der wohl unvermeidlichen Ausſchreitungen einzelner lutheriſchen Geiſtlichen der katholiſchen Kirche wieder zu, und ſtarb als ein eifriger Katholik, weshalb ihm Paſtor Tettelbach das Begräbniß in Chemnitz verweigerte, und ſeine Leiche, nachdem man ſie

33) Agricolas mineralogiſche Schriften überſetzt von Lehmann Freiberg 1806.
34) Petrus Albinus l. c.
35) Herzog l. c.
36 Matheſius Joachimsth. Chronik. Zu dieſem, nicht wie Dr. Herzog meint zu Bermannus, welcher nie mit Bildern herausgegeben wurde, lieferte Wefinger die Zeichnungen.
37) Pet. Albinus Bergchronik pag. 5.

5 Tage hatte liegen lassen, in der Domkirche zu Zeitz beigesetzt wurde. Von seinen 3 Söhnen starben die ältesten beiden als Domherren zu Erfurt.

Das Buch de re metallica erlebte bald wiederholte Auflagen, und wurde 1590 von Professor Bechius in Basel ins Deutsche übersetzt. Es bildet den Ausgangspunkt der Bergbaukunst, und ist bald nach seinem Erscheinen und auch später vielfach von Italienern und wohl auch deutschen Büchermachern, wie schon Petrus Albinus rügt, „stark" benützt worden. [38])

Viele seiner Arbeiten blieben unveröffentlicht und gingen verloren. Wohl aber sind die uns erhaltenen die vorzüglichsten und hinreichend genug, um den weit über seine Zeit emporragenden Mann und dessen Vielseitigkeit klar erkennen zu lassen.

Bei seinen Zeitgenossen stand er in hohen Ehren. Gesner, mit welchem er in wissenschaftlichem Verkehr stand, nennt ihn den deutschen Plinius, und Melanchthon schreibt von ihm: Argenti venas olim celebravit Albertus Magnus. Sed hunc longe vicit Georgius Agricola Medicus. Nicht minder voll hoher Anerkennung nennen ihn Georg Fabricius und andere hervorragende Männer.

Agricola hatte die Absicht, sein Leben selbst zu beschreiben. Leider führte er sie nicht aus, und kaum mehr als das Vorstehende ist über sein Leben auf uns gekommen. Ernstes Streben, Fleiß und Ausdauer aber kennzeichnen ihn als einen ächten deutschen Mann der Wissenschaft, und seine Anhänglichkeit und Treue gegen den Landesherrn lassen ihn als einen wackeren Bürger erkennen. In der Geschichte der deutschen Wissenschaft wird der Begründer der Mineralogie aber allezeit mit Achtung und Ehrfurcht genannt, und sein Name nur mit ihr selbst ausgelöscht werden. [39])

III.

Johann Mathesius.

Die Saat der frommen Jesuiten, welche nach der verhängnißvollen Schlacht am weißen Berge unter Mithilfe der brutalen Lichtensteinischen Dragoner die lutherischen Bewohner Böhmens mit Liebe und Güte zum katholischen Glauben zurückführten, ist endlich doch bei so ausreichender Unterstützung aufgegangen. Wer auf das Wort der Liebe nicht hören wollte, und wen selbst die Reiter nicht katholisch machen konnten, den hieß man, arm oder reich, ins Exil ziehen. Für die zurückgelassenen Güter fanden sich schon Nehmer, der Orden Loyolas selbst verschmähte es nicht, die Besitzthümer der vertriebenen Ketzer um ein Spottgeld zur größeren Ehre Gottes an sich zu bringen, und ob mit den ausgewanderten Protestanten auch der Wohlstand des Landes ausgezogen war, und dasselbe unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges in das tiefste Elend versank — was lag daran — die allein selig machende Lehre der katholischen Kirche war doch wieder eingeführt. Vor den Standbildern hilfreicher Heiliger lag das Volk wieder betend auf den Knieen und zu den Kirchen wunderthätiger Marienbilder zog es gläubig in Wallfahrten. Noth und Elend hatte endlich der frommen Glaubenseinfalt über den ketzerischen Geist den Sieg verschafft, und in üppiger Fülle wuchsen als Hort und Veste des Glaubens Klöster und Jesuitencollegien dazwischen auf. So bliebs, bis Kaiser Josef glorreichen Andenkens seine lichtbringende Thätigkeit entfaltete,

---

38) Petrus Albinus Bergchron. pag. 4. Eines der unverschämtesten Plagiate ist Löhneys gründlicher Bericht vom Bergwerk, in welchem ohne Angabe der Quelle Agricolas Bergbuch im Auszug, Lazarus Erckners Beschreibung aller fürnemisten Bergkwerk Prag 1574 wörtlich abgeschrieben und mit der Braunschweigischen Bergordnung zu einem Buch verquickt ist.

39) Während des Druckes ist mir ein Aufsatz von E. Eckardt aus dem Freiberger Bergkalender 1873 zugekommen: „Agricola, der Vater der neuen Mineralogie" welcher einige werthvolle Angaben über Agricola aus seinem Aufenthalt in Chemnitz enthält, die ich leider nicht mehr berücksichtigen konnte.

und die freie Gestaltung der Dinge in unserer Zeit immer weiter um sich griff trotz des Staubes, den die aufgescheuchten Eulen- und Fledermausgeschlechter, die zu gerne Falken und Adler sein möchten, unter wildem Geschrei aufwirbelten. Heute, wo wir ungescheut die Kunstgriffe und Ränke besprechen dürfen, welche gebraucht wurden, um das Volk wieder katholisch zu machen, ist es wohl auch eine heilige Pflicht den Deutschen in Böhmen jene Männer aus ihrer protestantischen Vorzeit wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, welche damals aus ihnen hervorragten, und deren Bilder unwürdig wie in einer Rumpelkammer bedeckt mit dem von den Dunkelmännern sorgfältig gehegten Staub der Vergessenheit bisher bei uns im Verborgenen ruhten. Mancher von ihnen ist verschollen, selbst sein Namen ist vergessen, an andere aber hat sich die Erinnerung erhalten von Geschlecht zu Geschlecht, und eines Rufes bedarf es nur, um sie wieder vollkommen lebendig zu machen. Unter sie gehört der treue Pfarrherr von Joachimsthal M. Johann Mathesius, dessen Name heute noch nicht in seinem Kirchspiele verklungen ist, und dem, obwohl er anderwärts schon längst der Vergessenheit entrückt, heute hier ein Denkblatt gewidmet sei. Seine treue, langjährige Thätigkeit als Pfarrer und Lehrer, die sich weit über den Sprengel seiner Kirche ausbreitete und lange nach seinem Tode erhielt, hat ihm einen verdienten Ehrenplatz unter seinen hervorragenden Zeitgenossen eingeräumt! [1])

Leichter als bei einem Anderen gelingt es, ein Bild seines Lebens zu entwerfen, da er es liebte, in seinen zahlreichen Schriften mancherlei aus seiner Geschichte mitzutheilen, und ich habe mich auch, soweit mir die einschlägige Literatur zu Gebote stand, an seine eigenen Angaben bei der nachfolgenden Darstellung gehalten.

Johannes Mathesius wurde zu Rochlitz in Sachsen am 24. Juni 1504 geboren. Seine Familie stand daselbst in Ansehen und aus ihr waren bereits früher zwei gelehrte Leute: M. Lucas Mathesius und dessen Bruder Burkhard, der lange Rector bei St. Sebald in Nürnberg und später Vicar am Stifte Bamberg war, hervorgegangen. [2]) Sein Vater Wolfgang saß im Rathe und war ein wohlhabender Mann. [3]) Seine Mutter stammte aus dem Geschlechte der Scheuerfuß. Es scheint, daß er von mütterlicher Seite früh verwaiste, da seine Großmutter Juliane Scheuerfuß dessen Erziehung übernahm, welche sich dieselbe sehr angelegen sein ließ, ihm neun Jahre lang einen eigenen Pädagogen hielt, und er auch diese Zeit in ihrem Hause lebte. [4])

Später kam er in die Schule von Rochlitz, womit wohl seine Bildung abgeschlossen werden sollte.

Zur Zeit, als die großen Bergwerke auf dem hohen Erzgebirge ins Stocken geriethen, und die Bergleute auch anderwärts ihr Glück versuchten, wurde auch Rochlitz, das von Alters her in dem Rufe stand, große unterirdische Reichthümer zu besitzen, von ihnen aufgesucht, und Baue daselbst aufgenommen. Unter den Gewerken ist auch Wolfgang Mathesius, welcher seinen 14jährigen Sohn Johannes 1518 als Zubußeinnehmer auf einer Zeche unterbringt, welche Stelle er bis zu seines Vaters Tode, 1521, inne hatte. [5]) Aber der Rochlitzer Bergbau wollte nicht fruchten [6]), und es scheint, daß der Vater Mathesius sein Vermögen bei seinen Unternehmungen eingebüßt hatte, denn nach seinem Ableben steht der verwaiste Johann ziemlich hilflos da. So entschloß er sich denn als fahrender Schüler sein

1) Größere biographische Arbeiten sind: Lebensbeschreibung des M. J. Mathesius durch M. Johann Balthasar Mathesius Dresden 1705, Das Leben des M. Johann Mathesius von Karl Fried. Ledderhose Heidelberg 1849, Johann Mathesius von Dr. Jacob Röggerath Westermanns Monatshefte 8. Bd. 1860.
2) Albinus Meiß. Chronik 356.
3) Mathesius nennt ihn einen stattlichen Gewerken.
4) Mathesius 2. Predigt vom 4. Gebot und Predigt vom Morgen- und Abendsegen.
5) Mathesius Sarepta Vorrede.
6) Albinus Bergchronik pag. 24

Fortkommen zu ſuchen und wandte ſich zuerſt nach Nürnberg.[7]) An der Sebaldusſchule daſelbſt war ſein Vetter Burkhard Mathesius um dieſe Zeit Rector.[8]) Möglicherweiſe bewog dieſer Umſtand den jüngeren Mathesius, ſich zuerſt hierher zu wenden, ohne daß ihm aber wie die Thatſachen beweiſen, hier mehr als etwa anderswo materieller Vortheil geboten worden wäre.

Seinen Lebensunterhalt verdiente er in der damals gewohnten Weiſe als Chorſänger, und obwohl er ſelbſt nur im Allgemeinen von ſeiner Studienzeit ſpricht, kann man aus verſchiedenen Stellen doch entnehmen, daß ihm das vielbewegte Leben eines fahrenden Scholaren[9]) mit allen ſeinen Freuden und Leiden[10]) nicht fremd geblieben iſt. Von Nürnberg weg wandte er ſich nach Ingolſtadt, wo er die damals blühende Univerſität beſuchte, dann finden wir ihn in München am churfürſtlichen Hofe, wo er entweder bei des Churfürſten oder eines am bayriſchen Hofe lebenden Herrn Bibliothek[11]) bedienſtet war. Hier ward er der Freund des Hofnarren Löffler[12]), der ihn zuerſt auf Luther aufmerkſam machte. Er hielt ſich bis 1525 in dieſer Stellung[13]) auf, das folgende Jahr ging er nach Odelshauſen, wo er die Erziehung der Kinder der Frau Sabine Auerin geborenen Stetterin übernimmt, und während ſeines Aufenthaltes daſelbſt das erſtemal eine Schrift Luthers, deſſen Buch von den guten Werken in die Hand bekömmt.[14]) Aber auch hier war ſeines Bleibens nicht lange, 1528 finden wir ihn bei ſeinem Freunde Zacharias Weixner, Pfarrer in Fürſtenfeldbruck[15]), wo er ſich wieder mit Studien beſchäftigte, und auch mit andern Schriften Luthers bekannt wurde. Immer mehr erwärmt er für die Lehren des Reformators[16]) und er beſchließt nach Wittenberg zu ziehen, um den großen Mann zu hören. So verläßt er ſeinen lieben Gaſtfreund, der ihm noch zum Andenken einen aus einer Muſchelſchale künſtlich geſchnitzten Löffel verehrt,[17]) und wandert nach Wittenberg, wo er nach mancherlei Abenteuern[18]) Freitag nach Pfingſten eintrifft, und am folgenden Sonnabend zum erſtenmal Dr. Luther predigen hört.

---

7) Sarepta. Predigt vom Glasmachen 1562: Wie ich vor 41 Jahren im Predigerkloſter zu Nürnberg ꝛc.

8) Petr. Albinus gibt l. c. in ſeiner Meiß. Chronik an, daß Burckhard M. der jüngere Bruder des 1500 zu Bologna promovirten Lucas M. geweſen ſei. Es iſt daher immerhin möglich, daß Burkh. M. noch 1521 in ſeiner Stellung war, doch war hierüber trotz freundlicher Bemühung von Seite der Direktion des german. Muſeums in Nürnberg ſelbſt nichts Sicheres zu erfahren.

9) Matheſius 2. Predigt über den Katechismus: Wenn es aber von nöthen, wollte ich mehr als ſechshundert Pößlein aufbringen und erzählen können, die ich in meiner Jugend von den alten Schulbachanten, Choraliſten, Locaten und Chorſchüllern ꝛc. gehört.

10) Math. Sarepta fol. 270. Eliſe Schulhaſen mit coloquinten zugeſetzt muß ich auch gedenken, denn der giebt ſehr Lehr und Troſt für arme Schüler und Studenten, die müſſen in der Jugend viel leiden, und oft mit geſunden Zähnen faſten und ſchimmlich Brod und bittere Colloquienten eſſen.

11) Katech.-Predigten: Der ich doch alle Legenden, und ſonderlich zu München bei meinem Herrn, der eine ſehr große deutſche Liberei bei einander hatte, ein ganzes Jahr durchleſen habe.

12) Matheſius Predigten über das Leben M. Luthers fol. 177 b. erzählt, wie Löffler „des von Bayern Freudmacher" mit einem Kreuz in der Hand und ſingend: Advenisti desiderabilis! Luther bei ſeinem Einzug in Worms entgegen gegangen ſei, und ſagt: welcher hernach auch mein Prophet ward, da ich erſtlich an ſeines Herrn Hof kam.

13) Math. Leben Luther ib.: Ich habe hernach aus des wunderbarlichen Menſchen (Löfflers) Munde mit meinen Ohren gehört, da ihn ein Probſt, ſo desmals fürſtlicher Rath war, üben wollt im 1525. ſagte er: Pfaffen im Rath, Säu im Bad, Hund in der Kirchen ſind nie kein Nutz geweſen.

14) Math. Leben Luther pag. 17.

15) Math. Leben Luther fol. 62.

16) Math. Leben Luth. fol. 61 b.

17) Math. Sarepta.

18) Nach P. Böhms handſchriftl. Chronik (Dekanat Joachimsthal) ſoll er unterwegs in Regensburg während des Veſper zum lutheriſchen Glauben übergetreten ſein.

Die Universität Wittenberg und namentlich die theologische Fakultät stand damals in ihrer schönsten Blüthe. Männer wie Dr. Luther, Philipp Melanchthon, Johannes Bugerhagen, Justus Jonas zierten dieselbe. Ihnen schloß sich unser Landsmann aus Komotau M. Aurogallus (Goldhahn) als gelehrter Hebräer würdig an.

Bei diesen und einigen anderen Lehrern noch belegte Mathesius seine Collegien und ließ sich seine Studien mit allem Eifer angelegen sein.[19]) Für seinen leiblichen Unterhalt sorgte sein Landsmann Wolf Jahn aus Rochlitz, in dessen Hause er sich einthat, wie er selbst schreibt: „Ich hatte bei meinem Wirth und Landsmann Wolff Jahn von Rochlitz einen sehr guten trucken Tisch um fünf silberne Groschen neben alten, gelehrten Tafelbrüdern, die mir armen Gesellen alle guten Willen zeigten.“[20]) An demselben Tische hatte zuvor auch Leonhard Kayser gesessen, der als einer der ersten Märtyrer des neuen Glaubens zu Schärding am 17. August 1527 verbrannt worden war.

So angenehm und so wichtig für Mathesius auch der Aufenthalt in Wittenberg sein mußte, lange sollte er nicht dort verbleiben. Vielleicht trieb ihn die Sorge um seine leibliche Erhaltung zunächst dazu, irgendwo eine Unterkunft zu suchen. M. Vitus Dittrich, derselbe, welcher Dr. Luther, da er sich während des Reichstages zu Augsburg auf der Veste Coburg aufhielt, Gesellschaft leistete,[21]) sendet ihn noch während des Reichstages 1530[22]) als Schulgehilfen zu Andreas Misenus nach Altenburg.[23]) Zwei Jahre war er an der Schule in Altenburg, als er 1532 auf Antrag Burghart Weidlichs nach Joachimsthal als Rector berufen wurde. Anfangs schwankend und zaghaft, ob er den Ruf annehmen solle, wurde er durch seinen Freund den Rector Andreas Misenus ermuthiget, und entschloß sich, auf die gute Vertröstung Balten Kolbe's, des Stadtschreibers zu Altenburg, die Stelle anzunehmen.[24])

Die Joachimsthaler Lateinschule, welche schon früher Männer wie M. Stephan Roth und Petrus Plateanus zu ihren Lehrern zählte, mag sich damals schon eines guten Rufes erfreut haben. Auch Mathesius, der ihre Leitung in seinem 28. Lebensjahre übernimmt,[25]) ließ es sich angelegen sein, diesen zu fördern. Schon ein Jahr nach der begonnenen Thätigkeit berichtet er, daß man die erste lateinische Comödie hier aufgeführt habe.[26]) Ganz und gar nach Wunsche scheint es ihm aber nicht gleich anfangs gegangen zu sein, und zwar mag die gerade nicht streng lutherische Strömung, welche in Joachimsthal herrschte, und die religiösen Zänkereien des M. Sylvius Egranus[27]) ihm den Aufenthalt etwas verleidet haben. Doch wußte der Stadtarzt Dr. Joh. Neff ihm über diese Klippe wegzuhelfen und im Thale zu erhalten,[28]) das er auch wirklich nur noch für eine kurze Zeit wieder verließ.

Mathesius führte auch an der Joachimsthaler Schule Luthers Katechismus gleich mit der Uebernahme der Schule ein, womit er sich nicht die Gunst aller Joachimsthaler erwarb und vielfach darob verhöhnt und gespottet wurde. Aber der Eifer und die Liebe, mit der er seines Amtes waltete, ließ ihn nach und nach

19) Mathes. Leben Luther fol. 63.
20) Ibid. fol. 64.
21) Ibid. fol. 73.
22) Mathes. Leben Luth. f. 87 b erzählt, daß er in diesem Jahre zum erstenmal Albrecht den Weisen bei einer Predigt Luthers in Altenburg gesehen habe, als dieser nach dem Reichstage von Augsburg dahin gekommen war.
23) Mathes. Sarepta Vorrede.
24) Mathes. Sarepta Vorrede.
25) Mathesius schreibt ausdrücklich „Schulmeister“ und dieses ist, als gleichbedeutend mit Rector zu nehmen, da sonst Nebenlehrer „Schuldiener“ genannt werden.
26) Mathes. Joachimsth. Chronik.
27) Vergl. hierüber Ledderhose a. a. O. pag. 171.
28) Mathesius Predigten: Dr. Joh. Naevius hat mich im Thal erhalten.

allerorts Freunde und Gegenliebe erwerben.[29]) Bald erfreute er ſich ſo mancher Zeichen der Anerkennung ſeiner treuen Leiſtungen von Seiten der Eltern. Aufmunternd auch mußten die Beſuche hervorragender Männer, wie Eobanus Haſſus, Juſtus Jonas, Georg Spalatin, bei ihm wirken, welche in die Jahre 1535—37 fallen.[30]) 1538 macht ihn Mathes Sax, Steiger und ſpäter Geſchworener, aus Dankbarkeit für den ſeinen Kindern erwieſenen Unterricht zu ſeinem Mitgewerken auf ſeinen fündigen Zechen[31]), und der durch dieſen Glücksfall zu einigem Vermögen gekommene arme Schulmeiſter ſieht ſich in die Lage verſetzt, noch einmal nach ſeinem theuern Wittenberg zu ziehen, um die nur zu raſch abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen und zu beenden.[32])

Es zeigt wohl ſchon der Umſtand, daß Vitus Dittrich, Luthers Vertrauter, ihm ſeine erſte Stelle in Altenburg verſchaffte, daß Matheſius ſchon als Student die Aufmerkſamkeit maßgebender Perſönlichkeiten zu Wittenberg auf ſich gelenkt hatte. Der oben erwähnte Beſuch Juſtus Jonas', ſeines ehemaligen Lehrers, ſowie auch ein von ihm erwähnter Beſuch[33]) ſeinerſeits in der alten Univerſitätsſtadt beweiſen auch, daß er fortan in Verbindung mit dort geblieben war. Als er 1540 die Univerſität wieder bezog, geſtalteten ſich die Angelegenheiten für ihn außerordentlich günſtig. In Luthers Tiſchgenoſſenſchaft war durch die Beförderung Juſtus Jonas' und Magiſter Rörer's eine Lücke entſtanden, und der an die Hochſchule zurückkehrende Matheſius ward gewürdigt, dieſelbe auszufüllen.[34]) Hier nun, im täglichen Umgang mit dem Reformator und anderen hervorragenden Männern mußte der junge Mann zu einem eifrigen Bannerträger der neuen Glaubenslehre erſtarken, und wenige konnten ſo wie er zum Biographen Luthers berufen ſein, da er ihm als Schüler und Hausgenoſſe näher als ein Anderer ſtand. Es läßt ſich denken, daß die am Tiſche des Meiſters geführten Reden mit aller Sorgfalt bewahrt wurden und nichts von ihnen, was halbweg bemerkenswerth war, für die Nachwelt verloren ging. Der damals ſchon betagte Doctor erzählte ſeinen Tiſchgenoſſen oft auch Ereigniſſe ſeines vielbewegten Lebens, wie er z. B. am Pfingſttag 1541 die Erlebniſſe auf dem Reichstage zu Worms.[35]) Aus allem von Matheſius über ſeinen Umgang mit Luther Erzählten geht aber hervor, daß dieſer ſeinem Schüler beſonders gewogen war. Er ſang mit ihm oder begleitete ſeinen Geſang mit der Laute,[36]) wenn die Tiſchgeſellſchaft einmal fröhlich wurde, und ſorgte beſonders für die tüchtige Durchbildung ſeines Schülers zum Prediger, welches Amt er bald genug übernehmen ſollte. Es iſt begreiflich, daß Matheſius durch ſeine nahen Beziehungen zu Luther auch mit anderen hervorragenden Perſönlichkeiten der Reformation in engeren Verkehr kam. Namentlich ſchloß er ſich an ſeinen ihm im Alter viel näher ſtehenden Lehrer Philipp Melanchthon innig an, mit welchem er auch nach ſeinem Abgange von Wittenberg und nach Luthers Ableben bis zu deſſen Tode in freundſchaftlicher Verbindung blieb.

Schon 1539, alſo noch vor Matheſius' Abgang nach Wittenberg, hatten ihm

---

29) Vergleiche Caspar Franke's ſeines Schülers und Nachfolgers im Pfarramt Worte hierüber bei Ledderhoſe a. a. O. pag. 23.

30) Matheſ. Joach. Chronik.

31) Matheſ. ibid. und Sarepta fol. 165 b.

32) Math. Sarepta Vorrede: Unſer lieber Gott hat mir durch meiner Schüler dankbare Eltern etliche Kürlein zugeworfen, darvon ich zwei Jahr zu Wittenberg zum andernmal ſtudiert und eine ſchöne kleine Liberei erzeugt habe.

33) Ledderhoſe a. a. O. pag. 24.

34) Math. Leben Luthers fol. 124.

35) Ibid fol. 139.

36) Matheſius d. j. Leben d. M. Joh. Matheſius: Und dieſen wohlgezogenen Tiſch-Purſch liebte auch der ſelige Vater Lutherus vor anderen heftig: dahero wenn er fröhlich war, über oder nacher Tiſche ſang und zu ſeiner Laute griff, mußte unſer Matheſius mit ſeiner Stimme ſich hören laſſen.

Das Jahr 1545 wurde für Mathesius ein ziemlich ereignißreiches. Im April d. J. besuchte er noch einmal seinen Meister Luther in Wittenberg, um sich von ihm über einige Angelegenheiten Aufklärung zu verschaffen. Er brachte dorthin das Lied mit, welches die Kinder zu Joachimsthal um Mittfasten sangen, da sie den Antichrist austrieben, und das Luther mit der Unterschrift: „Aus Berg und Thal, aus Wäldern und Feldern" in Druck gab[43]).

In demselben Jahre aber vollzog sich der Wechsel der Herrschaft in Joachimsthal. Die Bewohner der Bergstadt sahen ihre früheren Herren nicht mit leichtem Herzen abziehen, und die Grafen Schlick hatten auch Sorge getragen, die Joachimsthaler an sich zu fesseln. Besonders eifrig aber agitirte Mathesius gegen die kaiserliche Regierung[44]), und wie es scheint, nicht ohne Erfolg, denn die Bürgerschaft zeigte sich gegen die kaiserlichen Commissäre, da sie von ihnen Dienste verlangten, durchaus nicht willfährig. Der Pfarrer, Magister Sebastian Steude, welcher wahrscheinlich auch sehr für die Grafen Schlick thätig war, legte seine Stelle nieder und verließ, um sich entweder späteren Verantwortungen zu entziehen, oder weil er überhaupt fürchtete, daß es nun mit der lutherischen Religion in Joachimsthal ein Ende haben würde, mit den alten Herren zugleich das Thal.[45]) An seine Stelle ward am Tage Katharinä M. Mathesius ernannt, nachdem man gesehen hatte, daß die Regierung das Bekenntniß nicht gefährdet.

Aber über dem neuen Pfarrherrn zog eine dunkle, schwere Wetterwolke herauf. So milde die kaiserliche Regierung sich den Thalbewohnern gegenüber zeigte, von dem offenen Widerstreben derselben und vom Förderer desselben mußte sie doch Kenntniß nehmen und zur Verantwortung fordern. Kaum vierzehn Tage nach seiner Bestallung am Tage Nikolai wurde Rath und Viertel sammt dem Pfarrer nach Prag zum Kaiser beschieden.[46])

Es mag für die Joachimsthaler Stadtväter, besonders aber für Mathesius ein schwerer Gang gewesen sein. Jetzt an das Ziel seiner Wünsche gelangt, in einer Stellung, wo er mit Weib und Kind sorgenfrei leben konnte,[47]) sah er sich in eine Lage versetzt, aus der ihm Amtsverlust, Verweisung, wo nicht gar Gefängniß erwachsen konnten. In bangen Sorgen mußten die Joachimsthaler einige Wochen in Prag verbringen, aber mit einem wider Erwarten gnädigen Verweis wurden sie Ausgang Jahrs nach Hause entlassen.[48]) Mathesius wurde allein zum Kaiser beschieden, und der milde Regent setzte ihm, nachdem er ihn gehört hatte, auseinander, wie er nichts weiter gethan habe, als sein ihm gehörendes Lehen einzufordern. Er verlangte von Mathesius nichts anderes, als er solle sein Unrecht in derselben Weise wieder gut machen, wie er es angestellt, sich aller aufreizenden Reden wider die Obrigkeit enthalten, und das Evangelium recht und christlich predigen. Der Kaiser reichte dem Pfarrer die Hand, fertigte ihn in Gnade ab, und befahl, daß er sich ohne sein Vorwissen und seine Bewilligung nicht aus dem Thale entfernen sollte.

Durch diese Milde gewann der Kaiser das Herz des Pfarrers für alle Zei-

---

43) Mathes. Leben Luthers fol. 159. Dort erzählt Mathesius von seinem letzten Zusammensein mit Luther auch die charakteristische Anekdote, wie sein Fuhrmann, der so gerne den Reformator kennen lernen wollte, von diesem leutselig empfangen wurde, und zu dem Luther ihm die Hand reichend sagte: Wenn Du zu Deinem Gespann kommst, sag, ich habe den größten Erzketzer bei seiner Hand gehabt."

44) Nach der handschriftlichen Chronik des Dechant Böhm zeigte man noch lange einen in Felsen gehauenen Sitz, von wo aus Mathesius seine Reden gegen die Regierung an die Bergleute hielt.

45) Mathes. Sarepta fol. 190.

46) Mathes. Joachimst. Chronik.

47) 1543 wurden dem Pfarrer vom Rath 4 Thaler wochentlich als Besoldung zuerkannt. (Joh. Seltenreich Mscpt. im Archiv z. Joachimsthal.)

48) Mathes. Joachimst. Chronik.

ten, um ſo mehr, als ihm auch treulich gehalten wurde, was bei dieſer Gelegenheit verſprochen worden war.[49])

Seine Sorge war es nun, nachdem er in den ruhigen Beſitz ſeines Amtes gelangt war, die Kirchenordnung ſtrenger durchzuführen, wobei ihm der von Ortrant 1546 berufene Prediger Caspar Francke hilfreich an die Hand gieng. Selbſt während der Kriegsunruhen des Schmalkaldiſchen Krieges, die auch Joachimsthal berührten, ſuchte er für die Verbeſſerung des Kirchenweſens thätig zu ſein. Zunächſt wurden gehörige Kirchenbücher angelegt, Nickel Haldeck der Cantor führt eine ordentliche Kirchenmuſik ein, die Zahl der Feiertage wird beſchränkt, und durch Vermehrung der Zahl der Diakonen für die Beſorgung des Dienſtes beſſere Vorkehrung getroffen.[50]) Schon im Jahre 1551 konnte Matheſius in einem Briefe an einen Freund die Durchführung der Verbeſſerungen und die nunmehr geltende lutheriſche Kircheneinrichtung melden.[51])

Wenn er aber auch Anfangs nicht allen Einwohnern in Joachimsthal angenehm war, und auch ſo manchen Widerſacher fand, dennoch erwarb er ſich immer mehr und mehr die Liebe ſeiner Kirchkinder und genoß Verehrung in einem weiten Kreiſe bei Hohen und Niederen.[52]) Wie lieb und angenehm ihm aber der Aufenthalt im Thal geworden war, das geht aus der Vorrede zur Sarepta hervor, wo er ſagt: „Darneben hat mir Gott in dieſem Gebirge unter den Herrn Schlicken gnädigen Herren gute und beſtändige Freunde, gehorſame Pfarrkinder und gottſelige fleißige Collegen, einestheils gute Nachbarn, dankbare Schüler, die vielen Städten mit Ehren dienen, gegeben. Ueberdies eine bequeme und luſtige Wohnung und ein tugendliches Weib aus ehrlicher Freundſchaft, liebe Kinder, treues Geſinde, und darneben mit gelehrten Leuten große Kundſchaft machen laſſen, und feinen Hausfrieden und manche ehrliche Freude in dieſem Thal mit vertrauten Leuten beſcheret.“[52b])

Es iſt daher leicht zu begreifen, wie er es überwandt, lockenden Anträgen nach anderwärts hin zu folgen. Ein Brief, den er durch Melanchthon kurz nach ſeinem Amtsantritt erhielt, oder vielmehr eine Bitte an die Stadt, ihren Prediger Matheſius für ein Jahr zum Pfalzgrafen Philipp bei Rhein zur Einrichtung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes zu beurlauben, wurde in einem höflichen und entſchiedenen Schreiben von Seite der Stadt an Melanchthon abgelehnt, „man ſei nicht gewillt, einen allbeliebten hochgelahrten Prediger ziehen zu laſſen und etwa den erſten beſten dafür zu nehmen.“[53]) Ja ſelbſt einen Ruf, den er von der theologiſchen Fakultät zu Leipzig erhielt, ſchlug er aus[53b]) und blieb im Thal.

Jahr für Jahr beinahe fand ſich auch der Beſuch eines oder des anderen berühmten Mannes bei ihm ein. Prof. Caspar Creuziger, Luthers gewandten Sekretär, und Paul Eberus von Wittenberg ſah er 1545 bei ſich. Dr. Georg Major reiſt gefliſſentlich über Joachimsthal 1546 nach Regensburg, nach dem Kriege beſucht Dr. Milichius das Thal, 1552 endlich kommt ſein alter Freund und Lehrer Philipp Melanchthon ſelbſt. Auch Joachim Camerarius und Eobanus Haſſus

---

49) Die Audienz beim Kaiſer erzählt Matheſius in ſeiner Leichenpredigt auf Ferdinand den I. Nürnberg 1564. In dieſer, wo er ſogar die Frauen und Jungfrauen zur Theilnahme an der Landestrauer durch Ablegung alles Schmuckes auffordert, iſt er ein eifriger Lobredner des verſtorbenen Monarchen.

50) Matheſ. Joach. Chronik.

51) Ledderhoſe Leben Matheſius pag. 45.

52) Margarethe von Haſſenſtein geb. Burggräfin von Meißen, welche der Stadt Joachimsthal mancherlei Gnaden erwies, hatte ihm ein ſchönes Studierſtüblein im Pfarrhaus einrichten laſſen. (Matheſ. Leichenpredigt.)

52b) Eine ähnliche, noch ausführlichere Stelle, theilt Ledderhoſe a. a. O. pag. 119 ff. mit.

53) Joach. Miſſivb. 1537—41.

53b) Die Briefe Melanchthons in dieſer Angelegenheit ſiehe bei Ledderhoſe a. a. O. pag. 102.

und die Aerzte Valerius Cordus und Georg Agricola[54]) kommen zu ihm. Mit seinen fernen Freunden aber unterhielt er einen lebhaften schriftlichen Verkehr, der leider fast gänzlich verloren ging.[55])

Ein harter Schlag traf Mathesius, als 1555 den 22. Februar seine treue Hausfrau Sybilla im Kindbett starb und dem trauernden Gatten sieben unerzogene, zum Theil schwächliche Kinder hinterließ, davon das älteste kaum das eilfte Lebensjahr erreicht hatte. Mathesius konnte sich nicht mehr entschließen, eine neue Ehe einzugehen, doch wandte er allen Fleiß darauf, seinen Kindern eine gute Erziehung angedeihen zu lassen,[56]) wobei ihn seine Schwiegermutter treulich unterstützte. Wie er selbst aber in der Fremde aufwuchs, und sein ganzes Leben lang mit Stolz auf seine Wittenberger Studien hinwies, so ließ er auch seine beiden älteren Söhne zu Wittenberg bei M. Christoph Pezls erziehen.[57]) Mit seinem Collegen Caspar Francke hatte er übrigens den Vertrag gemacht, daß der Uiberlebende die Kinder des Anderen zur sorgfältigen Erziehnng wie seine eigenen übernehmen sollte.[58])

1558 besucht Melanchthon mit seinem Schwiegersohn Dr. Caspar Peucer noch einmal den Pfarrer im Thal, und das folgende Jahr entgegnet Mathesius in Begleitung des Gegenschreibers Georg Hochreuter bei dem alten, gebrochenen Manne seinen Besuch, den er unter den Lebenden nicht wieder begegnen sollte.[59]) 1561 riß der Tod neuerlich einen treuen Freund von seiner Seite. „Nicl Hermann, ein guter musikus, der viele guten Choral und deutscher lieder gemacht, ist im Herrn entschlaffen den 3. May", bemerkt er in seiner Joachimsthaler Chronik. Es klingt zwar ziemlich lakonisch, aber wer eben das Verhältniß zwischen beiden Männern kennt, wird dies mehr wie einen wehmüthigen Seufzer eines Mannes auffassen, der nach einem reichbewegten Leben im Alter immer mehr vereinsamt. Nikl. Hermann hat als Dichter geistlicher Lieder jener Zeit einen guten Namen, und seine Lieder zieren noch die Gesangbücher der evangelischen Kirche. Zu vielen derselben hat er selbst die Weise gesetzt, und die Joachimsthaler Bibliothek bewahrt noch einen schönen Handschriftband seiner selbst componirten Chorale. Auch viele Predigten von Mathesius und biblische Historien brachte er in Reime, von denen ein Band im Druck erschien. Krank und leidend hatte er sich lange schon vom Schulamt zurückziehen müssen, aber trotz körperlicher Gebrechen war sein Geist doch frisch und selbst unter Schmerzen zum Dichter aufgelegt.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Mathesius damit, seine zahlreichen, stets sorgfältig ausgearbeiteten Predigten zu sammeln und sie im Druck herauszugeben.

Inmitten seiner Thätigkeit aber überraschte ihn der Tod. Den 8. Oktober 1565 an einem Sonntage, als er eben über das Evangelium von der Auferweckung des Sohnes der Witwe gepredigt hatte, rührte ihn in der Kirche der Schlag, und in wenigen Stunden war er eine Leiche. Sein Nachfolger und langjähriger Freund Caspar Francke hielt dem Vielbetrauerten, Allgeliebten die Leichenrede. 1572 wurde ihm ein von der Knappschaft gestiftetes Grabmal errichtet.

54) Mathes. Sarepta und Joach. Chron.
55) Ledderhose a. a. O.
56) Seinen Leichenpredigten sind Kinderpredigten angehängt, welche er seinen Kindern beim Hausgottesdienst zu halten pflegte.
57) Mathes. Leben Luthers Vorrede.
58) Mathes. Hochzeitspredigten Zuschrift an Franke.
59) Die von Joh. Flor. Vogl in seinem Aufsatz über die Lateinschule von Joachimsthal M. d. V. f. Gesch. d. Deut. i. B. 9. Jahrg. pag. 169 nach Schallers Topographie gemachte Angabe, Mathesius sei öfter mit Melanchthon und Luther im Wiesenthal zusammengekommen, ist für letzteren wohl unglaubwürdig, da dies M. irgendwo gewiß erwähnt hätte, auch Luther bereits 1546 starb, und Melanchthon erst nach dieser Zeit Joachimsthal wiederholt besuchte, wahrscheinlich nur auf ein Entgegenkommen und Abholen des Besuches läuft das hinaus.

Von seinen Kindern starben einige noch vor ihm in der Jugend. Von seinen beiden älteren Söhnen Johann, geb. 25. Aug. 1544, und Paul, geb. 28. Jän. 1548, hat sich namentlich Letzterer zeitig einen theologischen Ruf erworben, da er, erst 29 Jahre alt, schon Superintendent zu Oschatz war, leider starb er sehr früh 1586. Seine Tochter Katharina heiratete den Diakon Zimmermann zu Joachimsthal. Daß Mathesius für das zeitliche Vermögen nicht übermäßig gesorgt hatte, wenn er auch sich selbst als Kuxinhaber am Bergbau betheiliget hatte, geht wohl daraus am besten hervor, daß für Pauls hinterlassene Waise deren Großvater von mütterlicher Seite, Hofprediger Lithenius in Dresden, des alten Bergpfarrers Predigten über den Katechismus herausgab.

Johann Mathesius war ein in einer harten Schule gebildeter, treuer und edler Charakter. Das Lob spenden ihm seine Zeitgenossen, aber auch aus seinen eigenen hinterlassenen Werken gibt sich der Biedermann allerorts zu erkennen. Sein unter den damaligen Umständen gewiß nicht leichtes Amt als Seelsorger der Berggemeinde, die aus dem buntesten Gemenge der Gesellschaft zusammengesetzt war, versah er mit unverbrüchlicher Treue durch zwanzig Jahre, und mehr als die Hälfte seiner Lebenszeit hat er ihr als Lehrer und Geistlicher gewidmet. Keine Lockung war stark genug, ihn von seiner Heerde zu trennen, und daß man wohl auch ihm einen Theil des Verdienstes um die sittliche Besserung seiner Kirchkinder zuerkennen müsse, wenn er im Jahre 1561 bemerkt, daß 14 Jahre kein Todtschlag im Thal vorgekommen sei, ist wohl ganz in der Ordnung.

Aber er ließ es auch an milden und, wenn es Noth that, auch an scharfen Mahnungen nicht fehlen. Eingedenk der eigenen Armuth seiner Jugendjahre war er als Pfarrer ein eifriger Fürsprecher der Bedürftigen, und manchen Joachimsthaler wußte er zu erbitten, um an der Schule oder zu Wittenberg einem armen Studenten helfen zu können.[60]) Mit dankbarem Herzen aber erinnert er sich auch im späten Alter noch aller Jener, die ihm jemals etwas Gutes im Leben erwiesen haben. Freundlichkeit und Verträglichkeit mit seinen Amtsgenossen wird ihm auch nachgerühmt, und wer sich die damals noch sehr in Gährung befindliche lutherische Kirche vergegenwärtigt, muß auch dies anerkennen. Ein eifriger Vertreter und Lehrer des Protestantismus gibt er sich aber nirgends als ein blinder Zelot zu erkennen. Des Mannes Herz war im Studium der vergilbten Blätter alter Bücher nicht verdorrt. Es hatte sich bei ihm der Sinn für Natur und Kunst und außer der Theologie auch für andere Wissenschaften erhalten; und das gab ihm ein heilsames Gegengewicht und erfrischte die Wurzeln seines Geistes. Daß Mathesius ein tüchtiger Theologe war, beweist am besten der ehrenvolle Ruf nach Leipzig, und auch die ihm bei anderer Gelegenheit erwiesene Aufmerksamkeit von Seite hervorragender Zeitgenossen. Aber auch Agricola hatte seine mineralogischen Bücher nicht fruchtlos für ihn geschrieben. Er unterhielt sich mit den Bergleuten, fuhr selbst an, sammelte Mineralien, und unterstützt hiebei von zahlreichen Freunden, konnte er sich rühmen, daß er Stufen in seiner Sammlung besitze, welche selbst Agricola nicht hatte.[61])

Auch für Geschichte und Münzkunde hatte er Interesse, und Musik und Dichtkunst pflegte er bis in das Alter.

Der Umstand, daß Mathesius die Anlage zum Redner insoweit in geringerem Maße als ein anderer besaß, daß er nicht unvorbereitet predigen konnte,[62]) veranlaßte ihn, alle seine Kanzelreden sorgfältig auszuarbeiten und niederzuschreiben. Obwohl einzelne derselben schon früher gedruckt worden waren[63]), er-

60) Caspar Francke Leichenrede auf Mathesius. Vergl. auch Sarepta fol. 91.
61) Math. Sarepta Vorrede. Der dort mitgetheilte Katalog seiner Mineraliensammlung ist immerhin interessant.
62) Mathesius eigenes Bekenntniß siehe bei Ledderhose a. a. O. 54.
63) Die früheste mir bekannt gewordene gedruckt 1553 zu Wittenberg 16. Predigt der Sarepta.

ſchienen ſie doch erſt geſammelt in den letzten Jahren ſeines Lebens, viele ſogar nach ſeinem Tode erſt. Manche haben bis in die neuere Zeit Wiederauflagen erlebt. So weit es möglich war, die Reihe ſicherzuſtellen, folgten die größeren Schriften Matheſius' ſich etwa in der Weiſe:

1562 erſchien „Die Sarepta oder Bergpoſtille" ſammt der Joachimsthaler kurzen Chronik. Dieſes höchſt intereſſante Werk iſt ein Unicum in ſeiner Art. Matheſius hatte mit Uebernahme des Pfarramtes begonnen, den Bergleuten jährlich eine Predigt zu halten, die, ſo recht nur in ihrem Geſichtskreiſe ſich bewegend, eine eigentliche Bergpredigt werden ſollte. Zugleich aber ſollten die Bergleute auch beachten lernen, womit ſie umgingen, und aus der Mannigfaltigkeit der Erze und Geſteine die Allmacht des Schöpfers erkennen lernen. Dabei wollte er auch ihren Geſichtskreis erweitern, und verflocht in ſeine Predigten auch Erzählungen aus der Geſchichte Joachimsthals und der Welt. Aus dem Streben, ſeiner Stellung gemäß als Lehrer des Volkes zu wirken, iſt jenes merkwürdige Buch hervorgegangen, das Matheſius allein zum Nutzen und Frommen ſeiner Bergleute geſchrieben hatte, und in dem ſich der gemeine Mann nach den Mühen der Woche belehren und erbauen ſollte. Von hiſtoriſch-wiſſenſchaftlicher Bedeutung iſt jedenfalls das, was er in der Sarepta von den Erzen und Geſteinen mittheilt. Allerdings meint er in der Vorrede, er habe keine gelehrte Abhandlung über die Mineralien ſchreiben wollen, das überlaſſe er Leuten wie Agricola, Valerius Cordus und Encelius, aber was er mittheilt, iſt aus eigener Anſchauung geſchöpft und zeigt einen klaren Blick für die Verhältniſſe. Wer möchte nicht in der genauen Aufzählung der Mineralien, welche mit dem Zinnerz von Schlackenwerth vorkommen,[64]) einen Vorläufer der Lehren von der Paragenesis der Mineralien erblicken? Und iſt es nicht ebenſo intereſſant, in der hier mitgetheilten genauen Reihenfolge der Dyasſchichten von Eisleben[65]) die erſte Spur unſerer heutigen Stratigraphie zu finden? Man verweilt bei der ſchlichten, deutſchen Darſtellung ſeiner Erfahrungen über Bergbau und Erze eben ſo gerne wie bei der Verfolgung der gelehrten lateiniſchen Auseinanderſetzungen des Agricola, und freut ſich, in Matheſius einen Mann zu ſehen, der darin ſeiner Zeit weit voraus die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft in ſchlichter Weiſe auch dem gemeinen Manne beibringen wollte.

An die 16 Predigten, welche nach der Reihe Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Zinn, Blei u. ſ. w., ſowie das Schmelzen, Münzweſen und Glasmachen umfaſſen, ſchließt ſich die kurze Chronik von Joachimsthal, eine allerdings in lakoniſcher Kürze gegebene Aufzeichnung aller Geſchehniſſe von Gründung der Stadt in Berg-, Stadt und Kirchenangelegenheit, und Aufzählung aller obrigkeitlichen Perſonen, aber dennoch jetzt eine wichtige Quelle für die Geſchichte Joachimsthals, da alle älteren Urkunden hierüber verloren ſind. Schon 1576 benützte ſie der Stadtſchreiber Johann Seltenreich als Grundlage ſeiner im Stadtarchive zu Joachimsthal noch vorhandenen handſchriftlichen Chronik[66]) als einzige verläßliche Quelle. Matheſius ſagt in der Vorrede zu ſeiner Arbeit, er habe darin einen Akt der Dankbarkeit üben wollen, um auf dieſe Art die Namen der Wohlthäter an Gemeinde, Kirche und Schule zu Joachimsthal der Nachwelt zu bewahren.

Die Sarepta erlebte noch zu ihres Verfaſſers Zeiten 1564 die zweite Auflage, und hat deren nicht weniger als 9 erlebt.[67]) Sie war über das ganze Erzgebirge verbreitet, und noch jetzt kann man ſie hie und da in den Bergorten an-

---

64) Mathes. Sarepta fol. 78 b.
65) Mathes. Sarepta fol. 100.
66) Auszug der Rathſchlüſſe der Gemain und deren nutz betreffend vom Brand hero de anno 1538 durch Johann Seltenreich, Stadtſchreiber.
67) Voigt acta litteraria II. pag. 243.

treffen. In der neueren Zeit hat Jacob Nöggerath zuerſt wieder auf dies für den Fachmann intereſſante Buch aufmerkſam gemacht.[68])

1563 ließ Matheſius einen Band Hochzeitspredigten erſcheinen. Er meint zwar, daß es ihm als einem alten Manne mehr zieme, an Leichenpredigten zu denken, dennoch gebe er den vielen Bitten damit nach. Dieſe Hochzeitspredigten enthalten manches Charakteriſtiſche für ihre Zeit, und ſind bei weitem nicht in ſo ſanften glatten Worten abgefaßt, wie wir ſie gewöhnt ſind zu hören. Matheſius kann — und das erforderten wohl ſeine Kirchkinder gar manchmal — gehörig derb und ungeſchminkt reden, und es möge geſtattet ſein, hier ein Pröbchen aus ſeiner 14. Hochzeitspredigt mitzutheilen, das zugleich ein Streiflicht auf die Sitten von damals wirft:

„Ich muß hier den jungen Geſellen auch einen Trab ſchenken. Ihr Junker ſeid darum hierher gekommen zu Ehren, daß ihr Braut und Bräutigam dienen und euren vorgeſetzten Häuptern den Brautführern gehorſamen, und auf die Tiſche, dazu ihr verordnet ſeid, Acht und Aufmerkſamkeit in aller Zucht und Ehrbarkeit geben und Eſſen auftragen und mit Vernunft auftragen ſollt. Da ihr aber Wein und Bier auftragt, ſollt ihr's nicht zuvor credenzen und euer Maul dreinwaſchen, oder die Becher gar umſtürzen, oder die Trinkgeſchirre mit euren feiſten Händen, da ihr genaſchet, beſchmalgern, und für der Thür den Leuten ſchenken. Der Wein gehört für die Gäſte, gleich wie der Tanz für die Hochzeitsjungfrauen, und nicht für die Trödlerin beſtellt iſt. Darum, wenn ihr einſchenkt, ſo ſetzet Glas und Becher auf den Tiſch, beſchüttet auch keinen, oder ſtoßt kein Glas auf dem Tiſch um."

1565 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Predigten über das Leben Luther's. Dies ſind inſofern Predigten, als die einzelnen Abſchnitte vielleicht von der Kanzel vorgetragen wurden. Eigentlich aber enthält das Buch eine Biographie des Reformators. Manch' intereſſanter Zug, aus der unmittelbaren Nähe abgelauſcht, wird darin mitgetheilt. Schon längſt hatten die früheren Tiſchgenoſſen die Geſpräche und Vorfälle bei ihrem Zuſammenſein aufgezeichnet, und Ferdinand von Mangis aus Oeſterreich, welcher ſchon längere Zeit an Luthers Tiſche geſeſſen hatte, als Matheſius in die Geſellſchaft eintrat, theilte dem Neuangekommenen Vieles mit,[69]) das dieſer treulich bewahrte. So begeiſtert der Schüler aber auch für ſeinen Lehrer war, weitab liegt der ſchlichte nüchterne Ton der Erzählung von dem, wie ihn etwa Ordensglieder bei der Erzählung der nicht ſelten wunderverzierten Geſchichte ihres Stifters lieben. Was Matheſius erzählt, iſt Wahrheit, und ſo läßt er auch Luthers heftiges und raſches Temperament nicht unerwähnt, wenn er es gleichwohl auch entſchuldiget. Erwähnenswerth iſt eine Fabel von den Sperlingen, welche Matheſius hier mittheilt, die ihrer Originalität wegen verdiente ans Licht gezogen zu werden.

Auch dieſes Buch erlebte mehrere Auflagen, die letzte wurde noch 1852 mit einer Vorrede von G. H. Schuberth herausgegeben.

Mit der Vorrede vom ſelben Jahre aber doch ſchon nach des Verfaſſers Tode 1566 gedruckt folgte die ſonn- und feſttägige Poſtille, welche — bezeichnend für die toleranten Geſinnungen des Monarchen — dem Kaiſer Maximilian II. gewidmet war. Sie enthält kurze Erklärungen der Evangelien.

1567 erſchienen ſeine Predigten über den 130. Pſalm unter dem Titel „De profundis", welche ebenfalls ſehr verbreitet waren.

1568 Bekenntniß vom Abendmahl und gründlicher Bericht von der göttlichen Schrift, auch Predigten über die Geſchichte Jeſu Chriſti (8 Aufl). Weiter erſchienen noch Faſtenpredigten (1570), Leichenpredigten (1587), Predigten über den Katechismus (1589) u. ſ. w. Es hat das Anſehen, als ob die zahlreichen

68) Weſtermann Monatshefte 8 Bd. 166.
69) Matheſius Leben Luthers fol.

Predigtmanuskripte das Einzige gewesen sei, was die Waisen nach ihrem Vater fanden.

Eines schon früher mit Nikel Hermann 1561 herausgegebenen Büchels muß ich noch erwähnen, nämlich die Oekonomie oder christlicher Haushalt. Mathesius hatte das Gedicht auf die Hochzeit des Diakonus Cammerhöfer 1560 lateinisch verfaßt, und Nikel Hermann dasselbe in deutsche Reime gebracht.[70])

Dies Lehrgedicht verdient ebenfalls in weiteren Kreisen bekannt zu werden, da dessen trefflicher Inhalt in sehr ansprechender Weise behandelt ist, und jedenfalls das Ganze unter die besten Erzeugnisse der damaligen Zeit zu setzen ist.[71])

Eine lange Reihe literarischer Arbeiten hat uns das geistige Leben des alten Pfarrherrn von Joachimsthal bis heute erhalten. Viele seiner Werke sind seit Langem von moderneren Schriften verdrängt, und dienen in Bibliotheken den Bücherwürmern zum ungestörten Aufenthalt. Aber einige davon, bei denen auch wir etwas länger verweilten, werden immer bemerkenswerth bleiben, um so mehr, als sie nicht wie die gelehrten Schriften seiner Zeitgenossen lateinisch, sondern deutsch verfaßt waren.[72])

Das Grabdenkmal, das die Knappschaft dem treuen Hirten gesetzt hatte, ist nicht mehr vorhanden. Eine sorgfältige Hand mag es bei guter Zeit aus den Augen der Gläubigen gerückt haben. Aber heute noch, trotz der gewaltsamen Gegenreformation und trotz der verstrichenen drei Jahrhunderte, ist der Name und die Erinnerung an den edlen Wohlthäter unter der Bevölkerung erhalten geblieben. Ein Stock, ein alter Hut und einige Blätter, von seiner Hand beschrieben, sind dem Zahn der Zeit und den Nachstellungen glaubenseifriger Missionäre entgangen. Hoffen wir, daß auch die Zeit wieder kommen wird, wo die Joachimsthaler das Andenken ihres berühmten Pfarrers durch ein würdigeres Denkmal ehren werden.

Böhmisches Privatgeld im Jahre 1848 und 1849.

Von

Dr. **Anton Tobias in Zittau.***)

Wie jede politisch bewegte Zeit auch finanzielle Verlegenheiten im Gefolge hat, weil Jeder, der Geld hat, namentlich Metallgeld, dasselbe in Sicherheit zu bringen sucht, wo möglich sogar vergräbt, oder, wie wir von einem Professor an einer bekannten Hochschule wissen, in ein Faß mit getrockneten Pflanzen versteckt, so war auch in Böhmen, dem gewerbthätigen, fleißigen und gesegneten Lande des österreichischen Kaiserstaates, gar bald nach den im Frühjahr ausgebrochenen Unruhen ein Mangel besonders an kleinem Gelde fühlbar, und wurde so drückend, daß es die Behörden schließlich geschehen lassen mußten, daß Privatpersonen und Corporationen Werthzeichen schufen, die dem allgemeinen Bedürfnisse abhalfen. Anfangs theilte man die Guldenbanknoten in halbe und Viertelguldennoten, da

---

70) In der kurzen Vorrede sagt Mathesius: Ich Johann Mathesius bekenne mich zu dieser Haushaltung, so Herr Nikel Hermann aus meiner Oeconomia in deutsche Reime gebracht.

71) Ledderhose, welcher a. a. O. ziemlich viel aus Mathesius Schriften, auch die vorn erwähnte Sperlingsfabel mittheilt, bringt unter anderen Gedichten auch die Oeconomia, jedoch mit Auslassung von 84 Versen.

72) Petrus Albinus schreibt von ihm in der Meißnischen Chronik pag. 357: Ist in großer Acht bei Bürgern und Nachbarn gewesen, welche ihm noch das Zeugniß geben, daß er viel Gutes bei ihnen geschaffet. So loben ihn auch seine Bücher, daraus zu sehen, daß er nicht allein ein gottesfürchtiger, gelehrter und arbeitsamer Mann, sondern auch beredt und in der reinen deutschen Sprache sonderlich fürtrefflich.

*) Anmerkung der Redaction. Wir befinden uns in der traurigen Lage, unsern Lesern mittheilen zu müssen, daß Dr. A. Tobias am 10. Oktober l. J. zu Zittau gestorben ist. Das nächste Heft wird einen ausführlichen Nekrolog dieses unseres eifrigen und verdienten Mitarbeiters von befreundeter Seite bringen.

sonst nur 20- und 10-Kreuzerstücke in Silber als kleine Münze im Umlauf waren, und als diese nicht mehr ausreichten, fertigten zuerst Fabriksbesitzer, die moralisches Vertrauen genossen, für ihre Arbeiter sogenannte Bons, die eingelöst oder umgetauscht wurden. Die Anfangs nur zerrissenen, halbirten und geviertelten Guldennoten wurden dann beliebig wieder zusammengeklebt auf Bogen, um bei größern Zahlungen Erleichterung zu haben. Wie merkwürdig es hierbei zuging, wird Mancher noch zu erzählen wissen, z. B. von einem Israeliten in Oberliebich. Unsere Vorliebe für die Numismatik, die Unterstützung von Freunden und Bekannten im lieben Nachbarlande Böhmen, in das wir gern uns auf einige Zeit zurückziehen, hat unsere Sammlung wesentlich bereichert, so daß wir den Lesern eine Beschreibung der in unserem Besitz befindlichen Privatwerthzeichen vorführen wollen. Es wird freilich nicht möglich sein, Vollständiges zu liefern, immerhin aber wird unsere Sammlung als werthvoll gelten können. Uns ist nicht bekannt, daß darüber schon geschrieben worden wäre, obschon es wohl hie und da Sammlungen geben mag. Eine solche Sammlung hatte der verewigte Gastwirth Korselt im Gasthofe „zum Adler" in Zittau unter Glas und Rahmen gebracht, welche jetzt in unserem Besitze ist, eine zweite ist noch sichtbar im Hotel „zur Börse" in Warnsdorf bei Herrn Trausel, dessen Frau eine geborene Wähner ist (s. u. Warnsdorf). Wir besitzen eine Photographie dieser Zusammenstellung von 84 solcher Werthzeichen, von denen jedoch 20 Doubletten sind, so daß sie bloß 64 Sorten repräsentiren. Sie sind in concentrischen Kreisen gruppirt, deren Mittelpunkt ein Festgruß von Krems aus dem Jahre 1861 bildet. Bei weitem die meisten sind in unserem Besitze. Ein drittes Tableau soll Herr Josef Bergmann in Klein-Rohosetz besitzen.

Die Werthzeichen bestehen meist aus Papier, dann aber auch aus Kattun, Leder, Holz, Messing, Blei und Glas. Hinsichtlich derjenigen aus Kattun erzählt man die Anekdote, daß ein solche herstellender Mann sich habe ein Hemd machen lassen, das er angezogen und von dem er dann einzelne Stücke mit dem darauf gedruckten Banknotenabschnitt abgerissen habe.

Bei der nun folgenden Beschreibung haben wir die alphabetische Folge der Orte, von welchen aus jene Geldzeichen in Umlauf gesetzt wurden, gewählt, weil sie daselbst hauptsächlich im Verkehre circulirten, allein als Tauschmittel drangen sie auch über die Grenzen hinaus und wurden theilweise sogar lieber als Staatsnoten genommen. Leider fehlte es nicht an Falsificaten, durch welche, da für dieselben mitunter gar kein Aussteller zu finden war, den Inhabern Schaden erwuchs. Anfangs verausgabten nur solide, gut creditirte Firmen dergleichen Nothmünzen, für deren richtige Einlösung der Ruf der Firma Bürgschaft leistete, es mag wohl auch Anfangs den Behörden gegenüber wirklich vor der Ausgabe sichere Bürgschaft gegeben worden sein, allein später, als diese Zahlmittel wie Pilze aus der Erde wuchsen, die bewegte Zeit die Aufmerksamkeit nach anderen politischen Ereignissen hinwandte und keine Klagen über Nichterfüllung der durch Ausgabe der Privatmünzen eingegangenen Verbindlichkeiten öffentlich laut wurden, konnten auch die Behörden ruhig zusehen. Der Gewinn für die Aussteller ist kein kleiner gewesen, ganz abgesehen von denjenigen Werthzeichen, die in die Sammlungen gewandert sind, oder zum Andenken aufgehoben werden an eine bedeutende und bewegte Zeit. Manche mögen auch, um den Credit ihrer Firma zu erhalten, genöthigt gewesen sein, nachgemachte einzulösen, allein da half man sich durch Erneirung neuer, anders gefärbter oder anders gedruckter und zog die älteren richtigen ein. Die meisten waren in Form von Coupons zu Staatspapieren zusammengedruckt und wurden in einzelne Noten zerlegt, so daß einige Buchstaben oder Worte der durchgehenden Längsschrift, theils aus der Firma, theils aus der Werthangabe auf jeder einzelnen Note sichtbar blieben, um ächte von nachgemachten Noten zu unterscheiden.

Verzeichniß der einzelnen böhm. Privatgeld-Werthzeichen.

Asch: Das Bürger-Comité ließ 20- und 10-Kreuzer C. M. aus Papier fertigen. Erstere grün mit brauner Randleiste und Schrift, letztere gelb mit schwarzer Randleiste und Schrift. Auf der Hinterseite steht entsprechend mit grünen und gelben lateinischen Buchstaben: B. C. J. Asch und als Unterdruck weiß auf der Vorderseite Asch.

Auscha: Der Handels- und Gewerbs-Stand hatte 20-Kreuzer C. M. aus Papier, rosafarben mit schwarzer Randleiste und Schrift. Die Vorderseite unterschrieb Langer, die Rückseite Fritsch, neben dem halben Stadtsiegel. Die dritte Ausgabe hatte, wie die Rückseite sagt, bis Ende Dezember 1849 Giltigkeit. Die Renn-Kassa wechselte in k. k. Bank-Noten um.

Aussig: A. H. Köhler, F. A. Wagner, Cölestin Eyssel, Ferd. Nitsche, als Vorstand der Aussiger Kaufleute, gaben d. 15. Aug. 1848 Zehnkreuzer C. M. mit blauem Unterdruck des Werthes und schwarzer Schrift und Randleiste aus, deren Rückseite in blauer Schrift: „Vorstand der aussiger Kaufleute" enthält.

Aussig: F. A. Wagner und Ferdinand Nitsche hatten 10-Kreuzer C. M. aus Papier, grün schraffirt mit schwarzen Seitenlinien und Buchstaben. Die Ausgabe erfolgte den 24. Sept. 1848 und war deren Werth in k. k. Bank-Noten deponirt. Die hintere leere Seite zeigte die beiden Firmenstempel.

Aussig: Jos. Prunitz, Kaufmann dd. 15. Jan. 1849, weiße Fünfkreuzer C. M. mit grünem Druck und Verzierungen (wie bei Jordan & Barber in Tetschen). Die leere Rückseite zeigt den Namen geschrieben und den schwarzen Stempel mit Namenszug.

Bilin: Lazarsfeld hatte 6-Kreuzer C. M. aus Papier, hellgrün mit schwarzer Randverzierung und Schrift, der Name ist geschrieben.

Bilin: Emanuel Glaser dd. 1. Apr. 1849 Vierkreuzer C. M., weiß mit schwarzem Druck und Rande.

Bischof-Teinitz: Joseph Eckhardt gab 20-Kreuzer in C. M. aus auf blauem Papier, dd. 20. Nov. 1848. Die Einlösung war gegen Bank-Noten garantirt. Auf der Rückseite steht mit blauer Schrift: Joseph Eckhardt.

Blottendorf: Joh. Hermann Adam gab fleischfarbene Zwanziger und grüne Zehner Oest. W. (wie corrigirt ist) von Papier aus, dd. 1. Nov. 1848, die in seinem Comptoir eingewechselt wurden. Der weiße Unterdruck vorn zeigt die Buchstaben J. H. A., hinten befindet sich der blaue Firmenstempel J. H. Adam. Die mit allegorischer, auf den Handel deutender Randverzierung ausgestatteten Papiere sind bei Gottl. Haase Söhne in Prag gedruckt.

Budin: Franz Cifka 1849 gab Zwanzigkreuzer C. M. aus mit rothem Druck, böhmischer und deutscher Schrift, deren Rückseite den Namen geschrieben zeigt.

Commotau: Jos. Dittrich und Fischer gaben papierne Zwanziger und Zehner aus von gleicher Farbe mit blauem Unterdruck, schwarzem Aufdruck und schwarzer Kante. Sie sind vom 28. Nov. 1848, garantirt und zeigen hinten ebenfalls inmitten blauer Verzierung: Jos. Dittrich und Fischer.

Dauba: W. Zwicker gab papierne Zwanziger und Fünfer aus.

Dittersbach(?): Flor. Umlauf, weiß-gelbliche papierne Zwanziger C. M. mit schwarzer Schrift und Rand, unten rechts steht obiger Name geschrieben.

Emmanuelsberg bei Parchen: Caspar-Seff fertigte 3- und Einkreuzergeld

aus weißem Papier, nur mit Stempel versehen. Er soll bereits eingelöste und von ihm weggeworfene Werthzeichen ein zweites Mal bezahlt haben.

Gabel: Jos. Lorenz, Franz Lorenz hatten papierne 10-, 4- und 2-Kreuzer C. M., blau-weiß und silbern, gelb und weiß, blau und weiß. Erstere, vom 1. März 1849, hatten die Namen gedruckt, während die hintere Seite den größeren ovalen Firmenstempel: Franz Joseph Lorenz in Gabel zeigte, darunter geschrieben: „Giltig bis Ende Dezember 1849. Jos. Lorenz. Franz Lorenz"; die Vierkreuzer vom 25. März 1849 haben die Namen nur geschrieben auf der Vorderseite und hinten den kleinen Fabrikstempel: einen Anker mit Franz und Joseph Lorenz. Die Zweikreuzer endlich, an demselben Tage ausgestellt, enthalten ebenfalls nur die geschriebenen Namen und die gedruckte Bemerkung: Der Werth ist deponirt, die Rückseite zeigt den kleinen Fabrikstempel.

Gitschin: Jos. Joh. Kohaut und Wilhelm Kantor gaben im November 1848 papierne Zehnkreuzer aus.

Gitschin: W. Lahr gab unterm 15. März 1849 gelbe papierne Fünfkreuzer aus, allein nur die mit eigener Namensfertigung gezeichneten waren giltig. Sie zeigen das Bild eines sitzenden Knaben, den Merkurstab in der Rechten, den linken Arm auf eine verschlossene Geldkasse gelegt. Der Ort und Name sind in Kränze eingeschlossen.

Gitschin: S. L. Sobotka führte zweierlei papierne Zehnkreuzer mit böhmischer Schrift, rosafarben dd. 15. listopadu 1848 und weiß dd. 1. února 1849 až do 31. prosince 1849. Letztere sind daselbst bei F. J. Kastránska gedruckt und zeigen unten eine Vignette, den Handel, Geld und das Spinnen darstellend.

Hayda: Der Gemeinderath gab unter dem 1. Dez. 1848 papierne rosafarbene Zwanziger und blaß-grüne Zehner C. M. aus, für welche die dortige Rentkassa Banknoten zahlte, deren Betrag gerichtlich deponirt war. Oben in der Mitte befand sich das Haydaer Stadtwappen in ovaler Gestalt. Sie waren bis Ende Juni 1849 giltig.

Hayda: Friedrich Egermann gab Zehn-, Fünf- und Einkreuzer im 20-Guldenfuß von Papier aus. Erstere nach Höhe von 1000 fl. ausgegeben waren roth, die Fünfer „ausgegeben unter Garantie" erreichten die Höhe von 10 bis 15000 fl. Die Zehner wurden bald wieder gegen Silber eingezogen und nicht wieder ausgegeben, weil es meist nur an kleinerer Münze fehlte, 1849. Noch früher, 1848, gab Egermann geschriebene Fünfguldennoten aus, wozu er Papier benutzte, das seinen Namen als Wasserzeichen trug und auf welchem nur stand: „Giltig für 5 Gulden", ebenso für 1 Gulden. Die Fünfkreuzer, welche oben das Egermann'sche Familienwappen in Weiß zeigten, waren hinten mit dem Firmenstempel: Friedrich Egermann in Hayda, darunter mit dem geschriebenen Namen Egermann versehen und hatten weit und breit, als „Egermann'sche Grüne" bezeichnet, viel Vertrauen, selbst bis in die Gegend von Zittau in Sachsen und in andere sächsische Grenzorte, so daß z. B. in Jonsdorf bei Zittau sie für Zahlung vom Bäcker angenommen und dem kaiserlichen Papiergelde vorgezogen wurden. Die Einkreuzerstücke, von denen uns der altehrwürdige Gründer der renommirtesten Glashandlung Hayda's die beiden letzten von ihm als Andenken aufgehobenen Exemplare selbst verehrte und erläuterte, waren für die im Hause überaus reichlich einkehrenden Bettler bestimmt und hießen Bettelkreuzer, die nicht weiter in Umlauf kamen, sondern von den Bettlern gegen größere in Umlauf gesetzte umgetauscht wurden. Sie bestanden aus einer zwischen zwei Stückchen feinen Papiers gelegten Oblate, auf welche vorn Egermann's Petschaft: eine abgebrochene Säule mit einem an dieselbe gelehnten ovalen Schilde, auf welchem

E steht u. s. w., aufgedrückt war, und waren theils roth, theils weiß. Egermann wechselte die Farbe dieser Bettelkreuzer, weil bereits eingelöste wieder vorgelegt wurden, die man sich zu verschaffen gewußt hatte.*)

Hochstadt, Wysoke: Anton Grünberger führte Fünf- und Dreikreuzer C. M. Letztere, vom 28. März 1849 und gedruckt bei Gottl. Haase Söhne in Prag, waren von grünem Papier mit weißem Unterdruck des Namens und Werthes. Die Schrift war deutsch und czechisch, die Vorderseite zeigte noch den geflügelten Merkur und hatte einen Rand mit verzierten Ecken. Auf der Rückseite war der Firmenstempel zu sehen, darunter die geschriebenen Buchstaben AG.

Hořitz (Hořicich): S. J. Simon führte Zwanziger C. M. von weißem Papier mit blauem unterem und schwarzem oberem Drucke, gefertigt bei Haase in Prag. Sie datiren vom Dez. 1848, führen deutsche und czechische Schrift und auf der Vorderseite unten die Buchstaben S. J. S. in einer Umfassung, während auf der Rückseite mit blauer Schrift steht: Domicil bei Herrn B. J. Horn in Prag. Weberei in Miskoles, Herrschaft Nachod.

W. Jilemnicí: Joh. Swoboda dd. 1. května 1849: Dreikreuzer C. M., giltig bis 31. května 1850, mit grau schraffirtem Unterdruck und schwarzer Schrift.

Josephstadt: E. J. Traxler, J. E. Potsch, A. J. Watzek gaben Zwanziger C. M. in grünem und Rosapapier aus, gedruckt bei Haase in Prag, mit schwarzer Schrift, mit Randverzierung und Arabesken im weißen Untergrunde. Es scheinen von den grün gefärbten 20000 Stück ausgegeben zu sein. Auch gab J. E. Potsch allein papierne 12- und Fünfkreuzer aus.

Juliusthal: Der Teichmüller Jarisch machte auch solche Billets, allein sie wurden nicht gern genommen, weil man wahrscheinlich Verluste fürchtete.

Jungbunzlau: Hermann Mautner ließ 8- und Sechskreuzer C. M. in Umlauf setzen aus Papier, erstere gelb, letztere weiß-gelblich mit schwarzer Verzierung und Schrift. Sie wurden bei der dasigen Weg- und Stadtmaut mit eigenhändiger Unterschrift und Siegel (d. h. Stempel, welches beides sich auf der Kehrseite befand) nur angenommen.

Jungbunzlau: W. Hawlik und W. Sautschek verausgabten papierne Zehner und Fünfer C. M. von grüner und gelber Farbe mit schwarzer Schrift und weißem Unterdruck: „W. Hawlik & W. Sautschek“. Sie tragen als Datum den 8. März 1849.

Jungbunzlau: W. Hawlik: Desgleichen Fünfkreuzer von demselben Datum, bei welchen jedoch der weiße Unterdruck der Namen fehlt, auch ist die gelbe Farbe weit dunkler.

Böhmisch-Kamnitz: Der vereinigte Handels- und Fabriksstand gab papierne Sechskreuzer C. M. aus zur Auswechslung gegen k. k. Bank-Noten, deren Werth deponirt war. Sie waren vom 16. Oktober 1848, von gelber Farbe mit schwarzer Schrift und Rand. Die Rückseite zeigte die weißen verschlungenen Buchstaben VHFBK.

Ebendaselbst soll der Wirth „im Roß“, Namens Kittel, Dreikreuzer auf rothem Papier ausgegeben haben.

---

*) Während der preußischen Invasion 1866 als der Postverkehr vollständig ins Stocken gerathen war und keine Gelder eingingen, fertigten mehrere Glasfabrikanten sogenannte Bons, z. B. von 1 fl. und Zehnkreuzer K. Zschapler, Anton Pelikan, Vogelsangs Söhne (5 und 1 Gulden und 50 Kreuzer), August Geißler, August Pelikan, Aug. Hegenbarth (5 und 1 Gulden und 50 Kreuzer).

Karbitz: Fz. Törmer, Joſ. Rittig, Conrad Strinzky, Fz. Roehn emittirten 20- und Zehnkreuzer von grünem Papier mit ſchwarzer Schrift, die Haaſe in Prag druckte. Auf denſelben befand ſich das Symbol des Handels: Merkur mit dem Stabe auf Waaren ſitzend. Datirt vom 30. Jänner 1849 hatten ſie Giltigkeit bis Ende 1849. An der linken Seite der Hauptſeite ſteht: Gott mit uns. Die Ungiltigkeitserklärung wurde nach der Auflöſung auf der Kehrſeite bemerkt.

Karbitz: Erneſt Loos dd. im April 1849 gab Fünfkreuzer C. M. aus, grünlich mit ſchwarzer Schrift und Rand.

Königswald: Adolf Fridl verausgabte im Jänner 1849 papierne Zwanziger auf Roſapapier mit ſchwarzer Schrift und Einfaſſung.

Kolleſchowitz: A. Hiller dd. 3. Febr. 1849 gab Zehnkreuzer C. M. aus, die nur gegen Waaren oder k. k. Banknoten eingewechſelt wurden, blaßgrün mit ſchwarzer Schrift und Rand.

Koſtenblat: A. Herlitze gab im April 1849 papierne 20-, 10- und Sechskreuzer aus, weiß mit ſchwarzen Arabesken und Buchſtaben, die C. W. Medau in Leitmeritz druckte. Rechts unten in der Ecke befand ſich die eigene Unterſchrift.

Kratzau: Eduard Seidel ließ bei H. Engel in Wien lithographirte Zwanziger anfertigen, die genau den Hartl'ſchen Zehnern in Reichenberg glichen. Sie waren, wie auf der grünen Rückſeite mit grüner Schrift angedeutet war, in 4 Theile wiederum theilbar, die bei der Einlöſung zuſammengelegt werden konnten. Auf der Hauptſeite ſtand in der ovalen Mitte: Eduard Seidel Kratzau 20, was erhaben mit dem Stempel hergeſtellt wurde. Die Ausgabe dieſer mit mannigfachen Arabesken auf der weißen Hauptſeite ausgeſtatteten Anweiſungen erfolgte im März 1849.

Unter-Kratzau: Joſeph Kratochwill benutzte Stückchen bedruckten Kattuns zu Anweiſungen auf 6- und 2-Kreuzer C. M. Beide beſtanden aus weißem Kattun, der blau und ſchwarz bedruckt war. Schwarz war die Schrift und blau die je 4 Randlinien und die Rückſeite mit J. K. bei erſteren, der Name Kratochwill war bei beiden auf beiden Seiten ſchwarz aufgedruckt. Die Nummern und der Werth war nochmals roth gefärbt. Erſtere trugen auf der Rückſeite noch den Firmenſtempel und 6 K außerhalb desſelben, letztere einen andern Stempel mit dem Namen und zwei Schildern, auf denen roth 2 K zu leſen iſt.

Kreibitz: Weigelt ſoll einfaches Zuckerhutpapier zu 20- und 10-Kreuzer-Noten benutzt haben.

Landskron: J. A. Papeſch gab im Nov. 1848 papierne Fünfkreuzer, grün mit ſchwarzer Schrift, aus, deren Werth garantirt war. Die Rückſeite zeigt in Grün den Namen J. A. Papeſch.

Laun: Der Handelsſtand gab den 1. Dezember 1848 unter Garantie blaß-roſa 20-, grüne 10- und blaß-grüne 5-Kreuzer-Noten aus mit böhmiſcher und deutſcher Schrift.

Böhmiſch-Leipa: Der Handels- und Fabriksſtand gab roſafarbene 20-, blaue 10- und gelbe 5-Kreuzer-Noten dd. 1. Jänner 1849 aus. Der entſprechend farbige Unterdruck enthielt die Werthangabe C. M. Auf der Haupſeite rechts unten befand ſich die eigene Unterſchrift des Jg. Thume und auf der Rückſeite deſſen ovaler Briefſtempel aufgedrückt.

Böhmiſch-Leipa: Desgleichen gab der Handels- und Fabriksſtand ſchon dd. 16. Auguſt 1848 Zehn- und Zwanzigkreuzer aus, wofür der Werth von ihm deponirt war. Erſtere hatten blauen Untergrund mit Werthangabe, ſchwarzer Schrift und Rändchen, letztern fehlte der Unterdruck, aber es war dieſelbe Schrift und ein anderes Rändchen.

— Auch von Franz Francke existiren 20-, 10- und 6-Kreuzer aus Papier, die vom 20. Nov. 1848 datiren.

Leitmeritz: C. W. Medau führte weißliche 10- und hellbraune Zweikreuzer C. M. im März 1849. Letztere mit deutscher und böhmischer Angabe. Das Ansehen beider ist ganz verschieden, erstere zeigen 4 Engel, letztere nur eine Randverzierung und in der Mitte ein Schild.

C. W. Medau gab auch Vierkreuzer C. M. weißlich und den Zehnkreuzern gleich aus, mit brauner Rückseite, in dessen Mitte der Name gedruckt steht. Die Zehnkreuzer hatten grüne Rückseite.

Friedrich Messerer gab im März 1849 Drei-, Vier- und Sechskreuzer aus, weiß mit grüner Schrift und Rändchen.

Florian Hahnel dd. 10. März 1849 verausgabte Dreikreuzer C. M. mit grünem Druck und Rand, hinten steht deutlich ebenfalls grün gedruckt: Florian Hahnel.

Vom Gemeinderathe wurden dd. 1. Febr. 1849 bis Ende Juli 1849 giltige Zehnkreuzer ausgegeben, welche die Leitmeritzer Rentkassa einlöste, sie hatten grüne Unterfarbe, schwarze Schrift und Rand, auf der Rückseite steht geschrieben: J. Fleischer, Baschty(?) und der halbe Stempel des Stadtrathes.

Libochowitz: Martin Watzek, Gastgeber, benutzte Fünfkreuzer C. M. mit grünem Unterdruck, mit dem Namen und schwarzer Schrift und Rand, der Text ist deutsch und böhmisch. Rechts unten innerhalb schraffirter Linien der geschriebene Name.

Liebauthal bei Königsberg: Gebr. Lenk gaben dd. 20. Oktober 1848 papierne Zehner aus, die in der Fabrik eingewechselt wurden. Ihre Farbe war rosa, mit weißem Wasserzeichen: „Gebr. Lenk."

Lobositz: Fürst A. Schwarzenberg gab weiße Papier-Zehner C. M. mit schwarzer Schrift und Rand und gelbem figurirten Druck aus, welche die Lobositzer Rentkassa garantirte. Director und Rentmeister unterzeichneten sich. Auf der Kehrseite steht innerhalb gelber Verzierung: Fürst A. Schwarzenberg.

Lomnitz: Franz Janda gab unter dem 1. Dez. 1848 Zehnkreuzer-Noten aus mit dem böhmischen Wappen.

Mariaschein: Eduard Ulbrich, Besitzer des Gasthofes „zum Ritter von Bleileben", im April 1849 gab Vierkreuzer Noten C. M. aus, wofür er mit seiner Realität haftete, aber nur mit Unterschrift, Ziffer und Siegel versehene einlöste, was auf der Vorderseite zu sehen war, mit Verzierungen und die Schrift in Kränzen umschlossen.

Melnik: Vinzenz Hoffmann gab 4- und zwei verschiedene Sorten Zweikreuzer aus. Die kleineren gelben Zweikreuzer zeigten auf der Hauptseite: Vinzenz Hoffmann in Melnik und zu beiden Seiten rund mit dem Stempel aufgedruckt: 2 Kreuzer C.-M., auf der Kehrseite steht geschrieben: Vz. Hoffmann giltig für (darunter wieder der Stempel). Die größeren, auch gelben Zweikreuzer wurden gegen Garantie im Jänner 1849 ausgegeben und galten bis Ende Juli 1849. Als Unterdruck stand vorn: „2 Kreuzer Conv. Mze." und hinten: „Vinzenz Hoffmann." Die Vierkreuzer waren ihnen gleich gebildet, waren jedoch von grüner Farbe.

Melnik: Joseph Libal gab Vierkreuzer aus Papier rosafarben mit schwarzem Drucke aus, die auf der Hauptseite zweimal den Stempel mit J. Libal und dazwischen den Stempel: „4 Kreuzer C. M." zeigen. Die Rückseite enthielt die eigene Hand: „Jos. Libal", darunter einen grob gearbeiteten Stempel mit „4 K. C. M."

Melnik: Vom Stadtverordneten-Collegium wurden Zehnkreuzer-Noten C. M., giltig bis 1. Mai 1850, ausgegeben, mit Rosaschrift, böhmisch und deutsch, in der Mitte mit der Ansicht von Melnik, während auf der Rückseite ein kleiner Stempel zeigt: Město Melnik.

Desgl.: Stärtny gab im März 1849 Zweikreuzer C. M. aus, sehr einfach, nur schwarz gedruckt mit Kante, der Name des Ausstellers ward rechts unten geschrieben.

Miletin: Rudolph Dreyschok gab den 16. Dez. 1848 braune 20- und gelbe 10-Kreuzer-Noten aus, die Haase in Prag druckte. Der auf beiden weiße Unterdruck zeigt inmitten von Verzierungen den Namen Rudolph Dreyschok und eine Kante umgrenzt die Noten.

Müglitz: Emanuel Rehn, Müller daselbst, hatte dreierlei Noten: ziegelroth zu 20-, grün zu 10- und blau zu 5 Kreuzer C. M., eine Kante umschloß die Schrift.

Müglitz: J. W. Hippel gab Papier-Zehner aus.

Münchengrätz: Peter Agary und Sohn, Kaufmann, gab gelbe Einkreuzer von Papier aus, deren Werth er dreifach aufschrieb und seinen Namen auf die Rückseite.

Ebendaselbst gab .... atschek im März 1849 blaßrothe Zwölf- und grüne Sechskreuzerstücke aus, in welchen der Werth entsprechend gefärbt untergedruckt war.

Nachod: Wenzel Ždarek d. d. 30. Jäuner 1849 setzte Zehnkreuzer C. M. in Umlauf, rosa gefärbt, darunter grünlich der Name und Werth, Schrift und Kante sind schwarz, auf der Rückseite steht der Name geschrieben.

Neu-Bidschow: Franz Schnabel emittirte im Febr. 1849 papierne Zehnkreuzer.

Pihl: Bertel und Teifel, gaben im Nov. 1848 rosa Zwanzig- und außerdem Zehnkreuzer-Noten unter Garantie aus. Der weiße verzierte Unterdruck zeigte zweimal die Zahl 20 und zwischen denselben B. und T.

Prag: Das Stadtverordneten-Collegium, unterzeichnet W. Wanka, gab Noten aus über 20 Kreuzer, gelb mit blauem Druck, und über 10 Kreuzer, blau mit rothem Druck. Die Schrift ist böhmisch und deutsch, die Anfertigung besorgte Haase in Prag. In der Mitte befindet sich das Prager Stadtwappen.

Ebendaselbst: Bernard Silberstern, Mautpächter der prager Stadtthore und aller Mautstationen des Leitmeritzer Kreises zu Prag, gab Vierkreuzer aus, blau mit allegorischen Verzierungen, oben in der Mitte stand B. S., unten die eigene Unterschrift, die Rückseite mit rothen Arabesken.

Radonitz: Josef Wenisch gab d. d. im März 1849 Zehnkreuzer C. M. aus, gedruckt bei Haase in Prag, grünlich mit schwarzer Schrift und mit Arabesken verziertem Rande, in weißem Unterdrucke ist der Name sichtbar und auf der Rückseite der geschriebene Name.

Raudnitz: Dav. Herschmann gab Noten aus für 20, 10, 5 und 3 Kreuzer C. M. Letztere sind weiß mit blauem Druck: oben Embleme des Handels, unten ein bekränztes, von 2 Genien gehaltenes Schild mit den Buchstaben D H, rechts und links III und 3, mit D H zur Seite. An der linken Querseite der volle Namen.

Raudnitz: A. J. Morawetz & Sohn, Liqueur- und Rosoglio-Fabrik, führten Noten über 10, 6 und 3 Kreuzer C. M., ausgestellt am 1. März 1849 und giltig bis Ende Dezember 1849. Sie bestanden aus lichtfarbigem Papiere mit schwarzem Druck (10), aus bläulichem mit schwarzem (6) und aus weißem mit blauem Druck (3). Die ersteren zeigen oben zwei Genien, zwischen denen 10 Kr. steht und zu den beiden Seiten je 3 bekränzte Schriften mit Serie und Nummer, mit der Angabe, daß nur Billets mit eigener Unterschrift, Ziffer und Siegel eingelöst werden, deutsch und böhmisch und die zwei untersten mit Ortsangabe und dem aufgedruckten erhabenen Namensstempel. Die Rückseite zeigt die Fabrik und den Namen, daneben den schwarzen Stempel mit A. J. M. Die Sechskreuzer sind einfacher, zeigen im blauen Unterdruck vorn den Werth und hinten den Namen, der Druck ist übrigens schwarz, ebenso die Grenze der Giltigkeit auf der Rückseite. Eine Kante

umschließt die Vorderseite. Die Dreikreuzer ebenfalls mit blauer Kante tragen den ovalen Briefstempel Morawetz in Raudnitz und sind hinten nur weiß.

Reichenberg mit seiner bedeutenden Industrie lieferte gar bald eine große Anzahl solchen Privatgeldes. Die ersten Noten waren Papier-Zwanziger, ganz weiß mit schwarzem Druck und erschienen im Juni 1848, dann folgte Johann Liebieg mit Zwanzigern und Zehnern, die bald gefälscht und daher eingezogen wurden, dann entstand eine neue Sorte, in welcher der Kreisring mit: „K. K. P. Schafwollwaaren-Fabrik in Reichenberg in Böhmen" und dann noch ganz außen ein concentrischer Ring, rosa gedruckt, gefärbt war, ebenso drei Kreise und zwei Rechtecke je rechts und links. Dasselbe geschah mit den Wähner'schen Noten in Warnsdorf, der auch deshalb mehrfarbige später in Verkehr brachte. Ganz bedeutend und hoch beziffert war aber die Ausgabe der Hartl'schen Noten in Reichenberg. Die Liebieg'schen Noten sind bis in die neueste Zeit eingelöst worden, so wurde am 29. Dec. 1868 ein Papierzwanziger eingelöst und am 18. Aug. 1869 eine obschon falsche Zwanzig-Kreuzer-Note, die wir sämmtlich beschreiben werden.

Johann Liebieg & Comp. gab im Juli 1848 Papier-Zwanziger C. M. aus, weiß in Steindruck von H. Engel in Wien: in der Mitte ein Kreis mit dem kaiserlichen Adler eingedrückt, auf ihm „20", mit der Umschrift: „K. K. P. Schafwollen-Fabrik in Reichenberg in Böhmen." Darüber die Embleme der Wissenschaft, darunter die Genien des Handels und das Meer mit Schiffen, links und rechts davon je zweimal in verzierten Kreisen eingeschlossen der Zahlenwerth, desgleichen zwischen denselben in größeren Kreisen der Zahlenwerth und die Auswechslung in Banknoten. Zu beiden Seiten unten in schmalen Rechtecken der Ort und Namen und oben Serie und Nummer angegeben. Die Rückseite ist schraffirt und um den Mittelstempel mit dem Adler steht nochmals „Joh. Liebieg & Comp." — Auf den demnächst ans Licht gekommenen war die rothe oben angedeutete Färbung vorgenommen, durch Schraffirung, die sich auch auf die beiden gleichen schmalen Rechtsecke zu beiden Seiten oben und unten erstreckte. Die Rückseite war dieselbe. — Das Falsificat über 20 Kreuzer C. M. ist gelb, klein und zeigt in den vier Ecken „20". Reichenberg am 1. August 1848 und Joh. Liebieg & Co. sind durch einen Stempel aufgedruckt. Von den Liebieg'schen Zehnkreuzer-Noten sind uns drei verschiedene Sorten bekannt: die erste und zweite Sorte sind weiß mit schwarzem Druck und sehr düster aussehend, datirt vom 1. Juli 1848, welche Zeit geschrieben ist, und unterscheiden sich nur dadurch, daß das Wort Bank-Noten theils mit lateinischen, theils mit gothischen Lettern gedruckt ist. Die Rückseite zeigt den Fabrikstempel mit dem kaiserlichen Adler. Die dritte Sorte vom 1. August 1848 ist grün oder blaugrün und zeigt in der Mitte ebenfalls den erhaben gepreßten Fabrikstempel und in weißem Unterdruck nochmals Namen und Werthangabe.

Johann Hartl gab Zwanziger und Zehner von Papier aus, die wie die Liebieg'sche Noten sehr schön gearbeitet waren. Im Oktober 1848 wurden Zwanziger sichtbar auf gelblichem Papier, in der Mitte ein Rechteck mit Angabe des Werths, darüber zwei Genien der Wissenschaft, darunter die Embleme des Handels, zwischen denen der erhabene Stempel mit „Johann Hartl. Reichenberg 20", an den 4 Ecken ovale Figuren mit Serie, Nummer, Ort und Namen zwischen je zwei derselben nochmals die Zahl. Auf der blaßblauen Rückseite liest man: „wofür der Werth deponirt ist, und welche einzig und allein eingelöst werden". Darüber der Briefstempel in ovaler Form und als Unterdruck „Anweisung zur Auswechslung gegen Bank-Noten bei Johann Hartl in Reichenberg. Die zweite, der vorigen gleiche aber weiße Sorte zeigt ebenfalls nur die auf den Noten befindlichen Ovale und Kreise,

sowie das Rechteck in der Mitte, dessen weißer Untergrund, wie oben, 20 zeigt, mit rother Schraffirung, wie die Liebieg'schen Noten. Die Rückseite ist hier intensiv blau und übrigens wie bei der vorigen. Der Verfertiger war der Steindrucker H. Engel in Wien. Von den Papier-Zehnern existiren auch zwei Sorten vom 1. November 1848 und vom März 1848. Erstere sind hellgrün mit weißem Unterdruck, Namen und Werth enthaltend, und schwarzem Aufdruck mit Rand und Ecken, die Mitte zeigt den eingepreßten erhabenen Stempel mit Namen und Werth. Auf der Rückseite liest man: Zur größeren Bequemlichkeit der Inhaber dieser Noten und zur schnelleren Rückerlangung werden selbe eingelöst: In Friedland bei Herrn Josef Bittner, Neustadtl bei Anton Knöbl, Kratzau bei Johann Müller, Gabel bei Wenzel Ergert, Böhm.-Leipa bei Ignaz Thume, Liebenau bei Spitschka, Gitschin bei Wilh. Lahn, Starkenbach bei Josef Wanzl, Horzitz bei Alois Raimann, Gablonz a. N. bei Josef Pfeifer & Co. Darunter war der Firmenstempel aufgedrückt. — Die später ausgegebene Sorte war von größerer Gestalt, führte die Namen, Werthangabe, Ort, die Umwechslung und Nummern in ovalen, runden und eckigen Figuren, die in den Ecken und in den den aufgedrückten Mittelstempel umgebenden Figuren Schraffirung von blauer Farbe zeigten, während die beiden Ovalen links und rechts in der Mitte blau gedruckt waren (ebenfalls von H. Engel in Wien). Wie aus der braunen Rückseite ersichtlich ist, die in der Mitte den Firmenstempel aufgedrückt zeigt, waren diese Zehner in je zwei Fünfer mit besonderer Werthangabe zerlegbar. Diese sind den von Ed. Seidel in Kratzau verausgabten fast gleich. Besonders charakteristisch sind die Drei- und Sechskreuzerstücke von G. Appelt in Reichenberg, die aus damenbretartigen hölzernen Cylindern bestanden, in dessen oberer Vertiefung ein Papier eingeklebt ist mit 3 oder 6 $\frac{W}{W}$, in der unteren das Petschaft in rothem Lack mit „G. Appelt", darüber und darunter ein Zweig. Die Durchmesser dieses Holzgeldes betragen 27 bis 29^{mm}. Gleichgestaltete hölzerne Ein- und Zweikreuzer C. M. gab A. Hoffmann in Reichenberg als Zahlmittel, nur ist der Druck des Papiers blau und zeigt 1 oder 2 $\frac{C}{M}$, der Durchmesser beträgt 26 — 27^{mm}. Auch W. Jantsch in Reichenberg fertigte solche Tauschmünzen von 3 und 6 Kreuzern W. W. bei welchen der Druck von 3 oder 6 $\frac{W}{W}$ schwarz ist, das Petschaft ist auf beiden letzteren ebenfalls in rothem Lack. Der Durchmesser beträgt 27—28^{mm}.

J. Chr. Grunewald R. (Reichenberg) verausgabt Bleimünzen im Werthe von 1 Kreuzer C. M., sowie $^1/_2$ Kr. W. W., von 28, 20 und 18^{mm}. Durchmesser. Die eine Seite zeigte im Kreise herum J. Chr. Grunewald, in der Mitte R., die andere Seite 1 $\frac{C}{M}$, ferner die eine Seite in 4 Zeilen J. C. | Grune | wald | R. |, auf der andern 1 $\frac{W}{W}$, die kleinsten endlich in 3 Zeilen J. C. | Grune- | wald |, auf der andern $^1/_2$ $\frac{W}{W}$.

Weikelt, ein Gelbgießer in Reichenberg, benutzte das Messing in 16 bis 18^{mm}. im Durchmesser haltenden runden Platten zu seinem Privatgelde, in welche aber nur auf einer Seite vermittelst eines Stempels eingeschlagen war 3 x | Weikelt | W W, | ebenso 2 x und 1 x. Die andere Seite ist glatt.

Der Bataillons Privatdiener J. Spielmann, wahrscheinlich aus Reichenberg, benutzte Sohlenleder dazu, das achteckig geschnitten auf der Hautseite Namen, Charakter und Werthangabe mit dem Stempel eingeschlagen 6 $\frac{W}{W}$ zeigt und auf der Narbenseite in rothem Lack die Buchstaben J. S.

Aus der Glasindustrie-Gegend bei Reichenberg, uns dem Ursprunge nach

unbekannt, ſcheint ein rundes, grünes, abgeſchliffenes, gegen die Peripherie zu geſchliffenes Glas zu ſtammen.

Hiebei wollen wir noch bemerken, daß am 25. Juli 1866 die Tuchmacher-Genoſſenſchaft, unterzeichnet vom Caſſier Joſ. König und vom Vorſteher Wenzel Siebeneicher, Papiergeld ausgab über 50 Kreuzer Ö. W. auf grauem Papier, hinten mit grünem Aufdruck der Arabeske mit dem Siegel der Genoſſenſchaft, in welchem mit weißer Schrift ſteht 50 Kr. Ö. W. Während dieſes Siegel mit der Hand aufgedrückt iſt, befindet ſich auf der Hauptſeite dasſelbe Wappen in kleinerer Form ſogleich gedruckt (von R Gerzabek).

Rochlitz: Auguſtin Gottſtein ließ bei Haaſe in Prag papierne 20 und 5 Kreuzer-Noten fertigen von verſchieden gelber Farbe, aber übrigens gleich, mit weißem Unterdruck des Namens und Werthes und ſchwarzem Aufdruck. In der Mitte ein Schild mit dem erhabenen Stempel A. G. Sie waren im Dec. 1848 ausgegeben worden und enthielten ähnlich den Hartl'ſchen auf der Rückſeite Folgendes: Zur größeren Bequemlichkeit der Inhaber dieſer Noten und zur ſchnelleren Rückerlangung werden ſelbe eingelöſt: bei Herrn Franz Hanney, Johann Hartig, Karl Schmiedt, Wenzel Niſſer, Franz Schier, Alois Langhammer, Karl Hanney, Anton Herzog in Rochlitz.

Römerſtadt: Joh. Karger, gab im März 1849 Fünfkreuzer-Noten, von Haaſe in Prag gefertigt, aus, weiß, mit blauem Unterdruck, der den Werth angibt, und übrigens ſchwarzer Schrift mit Randleiſte.

Rothenhaus bei Komotau: Tetzner & Söhne emittirte Papier-Zwanziger weiß mit blauen Verzierungen und blauer Schrift, ähnlich den von Herſchmann in Raudnitz mit den Inſignien des Handels und unten zwei Engel, welche eine ovale Figur halten. Die Umwechslung gegen Bank-Noten erfolgte im Comptoir der Firma.

Rumburg: Joſ. Kittelt führte Papier-Zehner C. Mz. von gelblichem Papier mit ſchwarzer Schrift, auf welchen unten das Kittelt'ſche Wappen angebracht war, über welches wir an einem anderen Orte nächſtens berichten werden. Auf der Rückſeite ſteht geſchrieben: „Gültig bis 15. März 1849. Joſ. Kittelt," darunter war ein blauer Stempel mit dem Namen aufgedruckt und iſt die Hälfte eines anderen Namensſtempels ſichtbar, deſſen andere Hälfte wahrſcheinlich die abgeſchnittene andere Note tragen wird.

Saleſel: Joh. Peterzik gab Zwanzigkreuzer C.-M. mit ſchwarzem Druck und Verzierung aus, auf der Rückſeite befand ſich die eigene Unterſchrift und zweimal der Firmenſtempel.

Sauberuitz: Anton Nitſch gab roſafarbige Vierkreuzer von Papier aus, die, wie die Rückſeite handſchriftlich unter dem Namen angibt, bis Dezember 1849 Geltung behalten.

Schlackenwerth: Ludwig Wagner ließ Einkreuzer C.-M. in kleiner Form fertigen, gelblich mit ſchwarzen Querſtreifen und Schrift.

Schluckenau: G. W. Köhler hatte rothbraune Sechskreuzer von Papier, vom 15. Dec. 1848, gültig bis Ende Dec. 1849. Der helle Unterdruck gibt Namen und Werth an, die Rückſeite zeigt unten einen kleinen runden Stempel mit den drei Buchſtaben G. W. K.

Schluckenau: Benj. Conrads Söhne benutzten gelblichen Kattun mit hellgelben Schrägſtreifen, die Vorderſeite ſchwarz, die Hinterſeite blau gedruckt. Es gibt, wie die Schrift zeigt, zwei verſchiedene Sorten, bei der einen iſt das Wort Anweiſung 10$^{mm.}$ hoch, die Worte drei Kreuzer 4$^{mm.}$, bei den anderen ſind die Höhen je 7$^{mm.}$ hoch. Am Rande befinden ſich je zwei Längslinien, in deren Mitte 3 ſichtbar iſt. Die Rückſeite zeigt farbige Schlangenwindungen, oben den Fabrikſtempel mit dem kaiſerlichen Adler, darunter

den rothen Briefstempel der Firma, in dessen Ovale die Nummer geschrieben wurde.

Schüttenhofen: Stanislaus Rziha gab Zwanziger und Zehner auf grauem und gelbem Papiere aus, mit schwarzer Schrift und Einfassung, datirt im Nov. 1848.

Stärkowitz: A. G. Kunde. Unter diesem Namen wurden Sechskreuzer-Noten sichtbar von rothbrauner Farbe, sehr ähnlich denen des G. W. Köhler in Schluckenau, allein bei der Nachfrage nach dem Aussteller dieser Noten ergab es sich, daß sie gefälscht waren, und daß nur ein armer Leiermann obigen Namens daselbst wohnte, der gar nicht an eine Emission von Privatgeld, so nothwendig er es vielleicht gebraucht hätte, gedacht hatte.

Steinschönau: K. G. Helzel N. C. 43, ließ papierne Fünfkreuzer fertigen, weiß mit grünem und braunem Aufdruck, während die Schrift schwarz war. Grün waren kleine Verzierungen und die Werthangabe „Fünf Kreuzer," braun die Einfassung und die Mittelfigur, in welcher 5 steht. Handschriftlich steht auf der Rückseite: In Umlauf gesetzt 1000 Stück von Nr. 1 bis incl. 1000. Steinschönau den 20. März 1849. Darunter der Name und zur Seite der blaue ovale Firmenstempel.

Tetschen an der Elbe: Jordan und Barber führten papierne Zwanziger und Zehner vollkommen fast gleich denen von Herschmann in Raudnitz, erstere weiß mit gelb, letztere weiß mit blau. Die Unterschrift findet sich auf der Rückseite zugleich mit dem blauen Firmenstempel.

Theresienau bei Tetschen an der Elbe: Johann Münzberg, gab grüne Papier-Zehner C.-M. aus im Januar 1849 bis Ende Dezember 1849. Unten befindet sich der Fabrikstempel weiß eingepreßt mit dem kaiserlichen Adler. Auf der blau schraffirten Rückseite steht mit weißer Schrift, genau denen von Hartl in Reichenberg entsprechend: „Anweisung zur Auswechslung gegen Bank-Noten bei Johann Münzberg in Theresienau bei Tetschen a./d. Elbe und in der Mitte ein Rechteck mit grüner Schrift, in welcher steht: „Auch werden diese Anweisungen gegen Banknoten eingelöst in Tetschen bei Herrn Ant. Ign. Hanke, F. O. Schlögel, Alois Vatter." Desgleichen existiren Papier-Zwanziger.

Theresienstadt: Eduard Spalek, Kaufmann, gab d. d. 18. Dec. 1848 Zehnkreuzer C.-M., giltig bis Ende Juni 1849, aus, gelblich mit schwarzer Schrift und Rand, auf deren Rückseite die eigene Unterschrift und der halbe Stempel sichtbar ist.

Trebnitz: Anton Preiß verausgabte Papier-Noten über 20, 10, 6, 5, 4, 3 und 2 Kreuzer, sämmtlich weiß, mit schwarzem Druck und Verzierung, ebenfalls den des D. Herschmann in Raudnitz ähnlich, wenigstens was die 20 und 10 Kreuzer betrifft, ebenso sind die Fünfkreuzer, die 2, 3, 4 und Sechskreuzer haben ein anderes düsteres Ansehen mit mancherlei Arabesken und schwarzen Schraffirungen. Auf der leeren Rückseite befindet sich ein runder schwarzer Stempel.

Trebnitz: Friedrich Weeber, Florian Preiß hatten rosafarbige papierne Fünfkreuzer C.-M. am 15. Jänner 1849 ausgegeben, die bis Ende Mai 1849 Giltigkeit hatten. Eine Kante umgibt die Schrift. Auf der Rückseite befinden sich die geschriebenen Namen der Aussteller.

Turnau: F. M. Werich gab d. d. 15 unora 1849 Fünfkreuzer von Papier aus.

Warnsdorf: J. Carl Eger edirte den 1. Febr. 1849 Sechskreuzer von weißem Papier mit braunen Verzierungen, aber schwarzer Schrift. Die Hinterseite trug den geschriebenen Namen und je den halben Firmenstempel.

Warnsdorf: Johann Alois Wähner, Material-, Eisen-, Kurz-, Farb-Waaren-Handlung, war in Folge seiner ausgebreiteten Kundschaft inmitten des

volksreichen und gewerbthätigen Ortes nothwendig zur Anschaffung von kleinen Geldsorten in C. M. veranlaßt, deshalb kennen wir 2, 3, 5, 6, 10, 12, 15 und 20 Kreuzer-Noten, sämmtlich von Papier, zum Theil in mehreren Ausgaben. Vom 1. Oktober 1848 datiren 3, 6, 10, 15 Kreuzer, vom 1. Febr. 1849 2 und 15 Kreuzer, vom 1. April 1849 die 5, 12 und 20 Kreuzer. Die ältesten vom 1. Oktober 1848 sind bläulich mit braun (zu 3 Kr.), wobei der Name geschrieben ist, gelblich und bräunlich (zu 6 Kr.), erstere mit geschriebenen, letztere mit gedrucktem Namen, grün (zu 10 Kr.) mit dem Namen auf der Rückseite und blau mit braun (zu 15 Kr. C. M.). Die Noten vom 1. Febr. 1849 zu 2 Kr. sind gelb, die zu 15 Kr. blau und roth, endlich diejenigen vom 1. April 1849 zu 5 Kr. sind grün mit roth, zu 12 Kr. braun mit blau, zu 20 Kr. gelb mit grün, blau und braun. Alle Noten waren allerliebst gefertigt und hatten eine sehr große Verbreitung und guten Credit.

Später, im Jahre 1859 den 25. Juni gab Joh. Alois Wähner's Witwe wiederum Bons aus: ein einfaches weißes Stück Papier mit Firmastempel ganz und halb und geschriebener Werthangabe, welche jedoch nicht lange im Umlauf geblieben sein werden.

Auch Emanuel Palme in Warnsdorf soll 1848 Zehner- und Zwanziger-Noten ausgegeben haben, welche den Rehn'schen in Müglitz ähnlich waren, nur etwas dunkler in Farbe.

Weipert: Hammerschmid & Co., Handlungshaus, setzte d. d. 14. Dec. 1848 Zehnkreuzer in Umlauf mit grünem Unterdruck des Werthes, übrigens waren Schrift und Rand schwarz. Auf der Rückseite war der Name grün gedruckt und der ovale Firmenstempel aufgedrückt.

Weckelsdorf bei Braunau. Hier gab Fabrikbesitzer Schmitt für seine Arbeiter Anweisungen zu 10 Kreuzer aus.

Wernstadt: E. J. Reiff setzte in Umlauf papierene Zwanziger und Zehner C. M. aus weißem Papier mit blauem und braunem Druck, die bis zum 1. Juli 1849 Geltung hatten und bei M. J. Landau gedruckt waren.

Wernstadt: Joseph Strobach gab unter dem 16. Dec. 1848 Noten zu 20 Kr. in rothbrauner, zu 10 Kr. in grüner, zu 6 Kr. C. M. in blauer Farbe aus, auf deren Rückseiten der gedruckte und geschriebene Name stand, ein schwarzer Stempel mit J. S. und je ein halber rother Firmenstempel.

Zöptau: Die Wiesenberger K. K. Pr. Eisenfabriks-Cassa, Controlleur Gebrüder Klein, hatten grüne Zehner C. M. aus Papier mit weißem Untergrunde und den Buchstaben G. K. W., sowie dem weißen eingepreßten Fabrikstempel ausgegeben. Diese Anweisungen wurden in der Rentamtskasse in Wiesenberg und der Gewerkskasse in Zöptau gegen Bank-Noten eingewechselt.

Auch in Zittau bei Voigt wurden Schemata zu 20 Kreuzernoten gedruckt, von denen immer je zwei zusammenhingen, so daß sie aber durchschnitten werden konnten, wodurch auch die Worte 20 Kr. zwischen beiden der Länge nach getheilt wurden. Unbekannt ist der Besteller geblieben.

Die V. Wanderverſammlung des Vereins

(abgehalten in Karlsbad am 28. und 29. September 1872).

Von K. Renner.

Es war das Jahr 1870. Ein Jahr voll herrlicher, auch für uns Deutſche in Oeſterreich voll erhebender Erinnerungen, es war ein Ruhmesjahr des heißen deutſchen Kampfes und des endlichen Sieges. Drüben jenſeits der ſchwarzgelben Grenzpfähle rief des Erbfeinds neuerwachter Uebermuth und herausfordernder Trotz Deutſchlands Jugend und mannhafte Wehr unter die Waffen, an welche die Götter und der Schickſalswille den von des Volkes edelſter Kraft errungenen Sieg dauernd knüpften. Und während drüben der Donnerhall einer erhabenen Siegesdithyrambe in einem Sturme forterbrauſte, und Deutſchlands Feuergeiſt, den zerbrochenen Feſſeln der inneren Zerriſſenheit und des inneren Zwieſpalts entſprungen, aus dem Blutopfer ſeiner Tapfern neuverklärt und gekräftigt mit Allgewalt entſtieg, da rief eine unheimliche Macht auch uns empor aus dem Traumeswahn der Sicherheit, bedrohend unſer Heiligſtes, die Sprache der Mutter, die alt ererbte Sitte der Ahnen, die ganze nationale Stellung des Volkes, ja den Beſtand des von uns Deutſchen gegründeten Vaterlandes. Und als an der Einheit die Zerſetzung und Zerbröcklung, an Stelle freiheitlicher Entwickelung tyranniſches Machtgebot, an Stelle der auf eine Baſis geſtellten Einheit das Chaos drohte, da pochte der deutſche Geiſt auch an die Hütten der Deutſch-Oeſterreicher, die mit der Gluth der Begeiſterung und im Feuereifer des gekränkten Rechtes, das alte Panier der Reichstreue hocherhoben, zum Kampfe ſich ſchaarend um die heiligſten Güter ihres Daſeins. Ein einig' Volk von Brüdern war's, das ſich erhob gegen das von einer verhängnißvollen und gefährlichen Gewalt begonnene Würfelſpiel, deſſen Einſatz nicht mehr und nicht weniger war als — der ganze deutſche Volksſtamm in Böhmen und ſeine Exiſtenz. Als das politiſche Gegen und Wieder in hellſten Fluthen rollte, als der politiſchen Parteien Kampf und Widerkampf in allen Fäden ſich verworr, als jedes treue deutſche Herz ängſtlich an die Rippen ſchlug bei jeder Kunde des telegraphiſchen Drahtes, als endlich das freilich noch lange nicht Fleiſch und Blut gewordene Gerippe der Fundamentalartikel drohend dem erſchreckten Deutſchthum in Böhmen entgegengrinſte — da fühlte ſich auch der Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen berufen, mit neuen Waffen einzutreten in die Arena des Kampfes. Nicht vertraut mit den Schleichwegen geheimer Diplomatie, nicht berufen zu den Manifeſtationen politiſcher Parteien, mußte er als ein getreuer Eckart ſeines Volkes, das ſich in allen Zeiten vertrauensvoll um ihn geſchaart, auch in dieſen ſchlimmen Zeiten wie früher in guten ſeine Stimme erheben für die wandelloſe durch alle Ewigkeiten ſich treu beharrende Wahrheit, für das geſchichtliche Recht ſeines Volkes, für die Freiheit und nationale Stellung desſelben — als Stärker und Ermuthiger, als Rather und Warner. Er that es auf, das ihm anvertraute güldene Schatzkäſtlein der Volksgeſchichte, angefüllt mit koſtbaren, durch ſauere Bürgerarbeit und treuen deutſchen Fleiß erworbenen Volksprivilegien, er ſchlug es wieder auf, das ſtattliche Buch der geſchichtlichen Vergangenheit, das treue Zeugniß deutſcher Thatkraft, von dem doch jedes Blatt ein Ruhmeswerk deutſcher Arbeit zu erzählen weiß. Und als die Gegenwart ihre düſterſten Schatten warf, flüchtete ſich unſer Volk in dieſe ſeine helle Vergan-

genheit — der Bürgschaft einer freudigeren Zukunft, der Quelle der Kraft und des Ausharrens in der drohenden Gefahr — zurück an den schönen und unvergeßlichen Tagen in Teplitz und Dux, an welchen der Verein zu seiner Wanderversammlung seine Mitglieder und mit ihnen das ganze deutsch-böhmische Volk versammelte. Die Geschichte dieser Tage bildet eines der schönsten Blätter seiner Annalen. Die Erinnerung daran wieder zu erwecken oder treu zu erhalten, die Wirkungen und Eindrücke desselben im Volksbewußtsein zu erfrischen und zu vermehren, das war die Absicht, welche den Ausschuß des Vereines auch bei der Veranstaltung der heurigen Wanderversammlung leitete.

Sie sollte neben dem allen zu Grunde liegenden Bildungszwecke, neben der beabsichtigten Weckung des Interesses am Geschichtsleben und an den Arbeiten des Vereines überhaupt vor Allem eine Erinnerungs- und Gedenkfeier der Teplitz-Duxer-Feier sein: in hellgewordenen Tagen durfte sich unser Volk auch jener trüben freuen, in denen es äußere Gewalt und drohende Vergewaltigung zum Vollbewußtsein seiner nationalen Kraft, zur waffenfähigen Wehr, zum Kampf und Schutz seiner Penaten gerufen hatte. Darum hat auch der Vereinsausschuß dieselben Tage wie im Vorjahre zur Abhaltung der heurigen Versammlung bestimmt, den 28. und 29. September, trotzdem von mancher Seite gegen eine Hinausschiebung auf eine so späte, vielleicht schon winterliche Zeit Bedenken mit Recht geltend gemacht worden waren; darum auch mit größter Bereitwilligkeit die freundliche Einladung der Stadtvertretung Karlsbad angenommen und wieder eine Thermenstadt zum Festorte erkoren. Die Vorbereitungen wurden von der Geschäftsleitung in gewohnter Weise getroffen, die Direktionen der böhmischen Eisenbahnen um die 50%tige Fahrpreisermäßigung ersucht, welche auch mit dankenswerther Bereitwilligkeit gewährt wurde, die Einladungen an die Vertreter und Mitglieder waren bereits besorgt, sämmtliche Prager sowie Provinzial-Blätter legten in wiederholten Annoncen und ganzen Artikeln ihr Interesse an der Wanderversammlung ihren Lesern nahe, als ein Umstand in der letzten Stunde das Fest fast zum Scheitern zu bringen schien. Die Feuerwehren des nordwestlichen Böhmens schrieben nämlich auf dieselben Tage, eine schon längst gehegte Absicht verwirklichend, den I. nordwestböhmischen Feuerwehrtag aus, wozu gleichfalls das schöne Karlsbad zum Vororte gewählt wurde. Grund genug war hierin zu der Besorgniß vorhanden, es könnte die Collision zwischen beiden Festen das Scheitern eines jeden zu Folge haben. Persönliche Verhandlungen des Geschäftsleiters mit dem Hrn. Bürgermeister Dr. Sorger ließen alle aufgetauchten Befürchtungen als grundlos erscheinen, zumal die Feuerwehr die Absichten der Stadtvertretung dadurch in hervorragender Weise förderte, daß sie den Haupttheil ihrer Festivitäten auf den ersten Tag, den 28. September, verlegte. Nicht genug kann die Zuvorkommenheit sowie die energische Einleitung der Vorbereitungen von Seiten der Stadtvertretung — den Med. Dr. Sorger als Bürgermeister an der Spitze — gerühmt werden, welche allen nur immer geäußerten Wünschen in entsprechendster Weise nachzukommen bemüht war; nie genug die opferwillige Anstrengung des Fest-Comités, an dessen Spitze der Landtagsabg. Dr. Alfred Knoll trat, das sich sozusagen in Permanenz erklärte; nicht genug die viel und wieder neubewährte Gastlichkeit der Bewohner, welche in der Bestellung von Wohnungen für die aus allen Theilen des Heimatslandes sich meldenden Festgäste in so hohem Grade wetteiferten, daß statt des gefürchteten Raummangels — Ueberfluß an Wohnungen constatirt wurde, trotzdem Karlsbad noch einen beträchtlichen Theil seiner Kurgäste beherbergte und von der Geschäftsleitung allein mehr als 500 Bestellungen erfolgt waren. Von allen Seiten, aus allen Gauen des Heimatslandes waren sie wieder dem Rufe des Vereines in bereitwilligster Weise gefolgt, die treuen Freunde des Vereines, die Förderer seiner Ziele und Bestrebungen; von allen Seiten brachten die Schienenstränge des in Karlsbad zusammenlaufenden Netzes neue Theilnehmer, so daß auch heuer wieder fast alle hervorragenden Städte Deutschböhmens ver-

treten waren. Das größte Contingent ſtellte natürlich die Umgebung, deren Stadtvertretungen zum Theile, wie z. B. Luck den wackern Bürgermeiſter Kohn an der Spitze, Elbogen mit Bürgermeiſter Heinl, Falkenau mit Bürgermeiſter und Landtagsabgeordneten Janota, Eger und Franzensbad, Marienbad mit Bürgermeiſter Halbmayer, Joachimsthal mit Bürgermeiſter Porkert, Sandau mit Bürgermeiſter Buberl, Bärringen mit Stadtrath Meinl, Plan mit Bürgermeiſter Rasp, Tachau mit Bürgermeiſter H. Swoboda, Schlaggenwald mit Bezirksobmann Fabr. Hölzl u. ſ. f. faſt vollzählig vertreten waren; die zahlreichen, netzförmig über den ganzen Egerer Kreis ausgebreiteten Vereine ſendeten Deputationen und einzelne Vertreter. Beſondere Erwähnung aber verdient es, daß die Stadtvertretung des Kurortes Schönau in würdiger Erinnerung an das in ihren Mauern mitabgehaltene Feſt im Vorjahre, und um dem Vereine einen Beweis der dauernd erruugenen Sympathien zu geben, den wackern Bürgermeiſter Simon an der Spitze, faſt vollzählig erſchienen war. Teplitz war durch eine zahlreiche Deputation von Vereinsmitgliedern, Dux aber durch den Bezirksobmann Güterdirektor Teibler vertreten. Auch die wackern Vertreter unſeres Vereines hatten ſich in würdiger Anzahl eingefunden, wenn gleich viele, darunter auch Dr. Schleſinger und der Vicepräſident Dr. Wiechovſky die als Lehrer und Direktoren wirkten, des beginnenden Schuljahres wegen am Erſcheinen verhindert waren. Wir ſahen: die HH. Wenzel Emer von Eger, k. k. Notar Schubert von B. Kamnitz, W. Fuchs von Graslitz, Notar Heidler von Joachimsthal, Bürgermeiſter Dr. Schmatz von Kommotau, Poſtmeiſter Ullmann von Neudek, Reimann H. von Oberleutensdorf, Ebert von Tachau, J. U. Dr. K. Reif von Kaaden, Dr. L. Rochelt in Bilin, Dr. Andreas Buberl von Franzensbad, E. Siegel von Ludit, Fabrikant L. Riedel aus Morchenſtern, Fiſcher aus Micholup, J. U. Dr. Kier aus Tetſchen, Janota aus Falkenau. Die Betheiligung der deutſchen Landtagsabgeordneten, welche von der Stadtvertretung ſelbſt geladen wurden, war eine ſchwächere wie im Vorjahre. Es erſchienen die Herren: J. U. Dr. R. Alter, Landesausſchuß, Generaldirektor Löv, Vicepräſident R. R. von Dotzauer, Fabrik. Friedrich, Lehmann (Wernſtadtl), Kuh D.' Dr. Raudnitz, Dr. Wiener, Dr. Klier, Janota, Bürgerm. Kobinger von Krumau, Notar L. Theumer, Frank (Beneſchau), Tachezy, Dr. Schmeykal — viele entſchuldigten ſich brieflich oder gaben telegraphiſche Kunde. — Dem Programme gemäß fuhren die Prager Theilnehmer, worunter zahlreiche und würdige Vertreterinen des ſchönen Geſchlechtes, am Tage des hl. Wenzel, der alljährlich aus den ſlaviſchen Theilen des Landes eine Menge von Verehrern in die Hauptſtadt lockt, mit dem Frühzuge der Buſchtiehrader Eiſenbahn, welche den Wünſchen des Vereines nach jeder Richtung hin und nach Kräften entgegenzukommen bemüht war, ab. Kaum war die Sprachgränze überſchritten und deutſcher Boden erreicht, brachten auch alle Stationen von Micholup angefangen, Saaz, von deſſen Thürmen die anläßlich der landwirthſchaftlichen Regional-Ausſtellung ausgeſteckten Fahnen freundlichen Gruß herüberwehten, Prieſen, Kaaden, Klöſterle u. ſ. f. neuen Zuzug von Freunden und Feſttheilnehmern, deren eine beſondere Uiberraſchung in der kleinen Städtchen Pürſtein, nahe dem Feſtorte ſchon, wartete. Kaum nahte ſich das Dampfroß der Thalpforte, an deſſen Eingange in hochromantiſcher, maleriſcher Gegend am Fuße des Erzgebirges, am Zuſammenfluße von drei Bächleins unter den hiſtoriſchen Trümmern des alten Schönburgiſchen Schloſſes Finkelſtein die kleine Ortſchaft ſich ausbreitet, da erdröhnten die alten waldgekrönten Berge von den donnernden Böller- und Freudenſchüſſen, tauſendſtimmigen, fort und fort an den ſteilen Felswänden ſich brechenden Willkommgruß entgegenſendend. Auf dem Bahnhofe ſelbſt aber war der Fortbildungsverein „Eintracht" vollzählig mit ſeinem Obmann an der Spitze verſammelt und donnernde Hochrufe, die begeiſtert in den Wiederhall der Schüſſe ſich miſchten, brachten dem Vereine den erſten deutſchen Gruß auf altem deutſchen Boden. Und von den Bergen herunter flaggten luſtig darein zwei mächtige

Banner in den liebgewordenen alten Farben „Schwarz-roth und Gold“ prangend. Nach leider nur zu kurzem Aufenthalte brauste der Zug hinweg von der gastlichen Stätte dem Festorte zu. Am Bahnhofe hatten sich die hervorragenden Mitglieder der Stadtvertretung, den Herrn Bürgermeister Dr. Sorger an der Spitze, das Festcomité mit Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Knoll, die Vereinsvertreter aus der Umgebung und zahlreiche Gäste eingefunden, welche die Ankommenden aufs Herzlichste begrüßten. Eine genügende Anzahl von eleganten Equipagen war bereit gehalten worden, welche die Festgäste der gastlichen Stadt zuführten. Dieselbe prangte im vollen Festesschmucke. Prunkende Triumphpforten erhoben sich am Eingange, die Häuser hüllten sich von Oben bis Unten in des dunkle Ewiggrün unserer Fichtenwälder, üppige Guirlanden, mit Blumen gezierte Festons überspannten die Straßen und von mancher Fronte winkten Schilder und Inschriften ein freundliches Willkommen, häufig auch den alten Turnergruß „Gut Heil“, der im freudigen Zurufe von Tribunen und Balkonen den Festgästen entgegengebracht wurde. — Der erste Tag gehörte unbestritten den Feuerwehren. Die Stadt trug ein wahrhaft kriegerisches Gepränge. Mit lautem Singsang zogen hie und da einzelne Trupps Helmbewehrter die Straßen hindurch, dorther kam wieder vor einem blinkendem Corps eine Musikkapelle im vollstem Athem, vom Uibungsplatze tönte gellend die Signaltrompete, und von den Felsenbergen herab und in den tiefen Thälern die sie begränzten, schmetterten aus den hellen Kehlen die in üppiger Zahl emporgewucherten wilden Sängerbündler die Töne der „Wacht am Rhein“ und jubelnde Jodler in die aufdämmernde Nacht. Kurz, überall das bunteste, von üppigster Lust und Freude getragene Treiben und Drängen, ein farbenreiches, lärmendes und lebendiges Bild, das die angekommenen Festgäste des Geschichts-Vereines fanden.

Den Abend fanden sich alle, auch die inzwischen mit Separatzug angekommenen Festgäste aus dem nördlichen und nordöstlichen Böhmen, mit denen eigentlich ein Zusammentreffen in Prießen projektirt, jedoch durch Zugsverspätung vereitelt worden war, in den verschiedenen Lokalitäten, vornehmlich im festlich geschmückten Salle de Saxe zu gemüthlichem Mahle zusammen. Als die Nacht ihre dunklen Schatten ausbreitete, da erstrahlten die Brücken, die Ufermauern, die stattlichen am Ufer der Tepl ausgebreiteten Häuser in einem imposanten Lichtmeer. Von den Höhen herab flackerten und zuckten Feuerzeichen, bengalische Flammen, oben donnerten und prasselten die Raketen und andere Feuerwerkskörper und ein riesiges, von hundert nud hundert Flammen und Flämmchen gebildetes Transparent flammte im Namen der Stadt ein „Willkommen“ vom Hirschsprunge, weitleuchtend hinaus in das Dunkel der Nacht. Ein Fackelzug und Festtheater mit dem üblichen Begrüßungsprologe füllten das Programm des Abends aus. Der Morgen des 29., des eigentlichen Festtages, versammelte die Mitglieder des Vereines beim Kurhause, von wo aus sich der Festzug um 9 Uhr in Bewegung setzte. Denselben eröffneten die Mitglieder der akademischen Verbindung „Albia“ in Prag, welche, die einzige der Prager Couleurstudenten, bei dem heurigen Feste und zwar fast vollzählig erschienen war; in ihrer Mitte befanden sich die von den in „voller Wichs“ ausgerückten Burschen getragenen Jubiläumsfahnen der Stadt Karlsbad. Hieran schloßen sich die Stadtvertretung mit dem Bürgermeister, die Vortragenden, die Landtagsabgeordneten, die Deputationen der Vereine und Korporationen und eine imposante Anzahl von Vereinsmitgliedern und Gäste, welche von den dichtbesetzten Fenstern der Mühlbadgasse und der Wiese mit freudigem Zurufe, Tücherschwenken begrüßt und mit einem frischduftenden Blumenregen überschüttet wurden, bis man die Naturforscherhalle, welche zur Abhaltung der Vorträge bestimmt war, erreicht hatte. Schnell hatten sich die weiten Räume des herrlichen Saales gefüllt, die Gallerien waren besetzt — insbesondre Damen hatten sich in großer Anzahl eingefunden; auf dem Podium der Rednerbühne aber hatte der Bürgermeister, der Vertreter des Vereins und die Stenographen

Platz genommen. Nach Eintritt der Ruhe ergriff Bürgermeister Dr. Sorger das Wort und sprach: „Meine Herren, verehrte Gäste! Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat Karlsbad zum Zielpunkte seiner diesjährigen Wanderversammlung erkoren. Die Stadtvertretung von Karlsbad hat mit Freude und Bereitwilligkeit die Wahl entgegengenommen, die Einwohner von Karlsbad haben nach Möglichkeit das Ihrige gethan, um die Festgäste, so gut sie konnten, so gut es anging, zu empfangen und zu bewirthen (Beifall). Die durchgreifenden und sichtbaren Erfolge, welche der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen erzielt, sein Ringen und Mühen für die Feststellung geschichtlicher Vergangenheit unseres Volksstammes — wem wären sie nicht bekannt? Wem wäre es nicht bekannt, daß die deutschen Elemente in Böhmen in den Resultaten der vom Vereine gemachten Arbeiten ihre Basis, in ihm selbst ihre Einigung gefunden haben? — Wir sind ein selbstbewußter Volksstamm durch ihn geworden, ein Volksstamm — die Geschichte hat es gezeigt — den man nicht mehr übergehen kann. Meine Herren! Ich bin überzeugt, daß an diesen Festtagen das Bewußtsein nationalen Stolzes sich neu beleben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in unserer Brust erstarken wird, daß sie einen Nachhall wie die früheren haben und uns aneifern werden, in diesem Sinne auch in weiteren Kreisen thätig zu sein. So möge denn auch diese Wanderversammlung, dieses mächtige Agens des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, möge sie viel Ersprießliches wirken, damit wir im Worte und Geiste des unsterblichen Dichters sein und bleiben mögen: „Ein einig Volk!" — In diesem Sinne begrüße ich den wackern Verein und heiße Sie alle herzlichst willkommen im Namen der Stadt Karlsbad." (Großer Beifall.)

Diese warme Ansprache erwiederte der vom Ausschusse zum Vertreter und Präsidenten der Wanderversammlung gewählte J. U. Dr. Friedr. Wiener, Reichsrathsabgeordneter und Präsident der Advokatenkammer in Prag, in folgender Rede: „Sie haben, hochgeehrtester Herr Bürgermeister, den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu der heutigen Wanderversammlung in diese schönen Räume, vordem schon die Berathungsstätte von erleuchteten Männern des Forschens und der Wissenschaft, eingeladen und es hat der Vereinsausschuß diese Einladung mit hoher Freude begrüßt. Daß sie ernst und aufrichtig gemeint war, das beweist der eben so herzliche als festliche Empfang, der uns und unseren Gästen zu Theil geworden, das bewies die herzliche Ansprache, die wir so eben vernommen.

Der Ausschuß des Vereins für Geschichte der Deutschen fühlt es und ist sich's bewußt, daß dieser Verein, der nun in einem zehnjährigen treuen und beflissenen Wirken für die Geschichte unseres Volkes den Regulator der Zukunft gefunden hat, eine zweifache Aufgabe in sich schließt, eine wissenschaftliche und auch eine nationale, die Aufhellung der Geschichte der glänzenden Vergangenheit und damit Hebung des Stammensbewußtseins, des Stolzes auf die Stammesart, daß aber besonders diesem festlichen Zusammenkommen dieser nationale Zweck, die wahre Förderung nationalen Geistes zu Grunde liege. Darum sind Sie alle gekommen, aus allen Gauen des Heimatslandes, um einzutreten und Zeugniß zu geben der gemeinsamen Sache; darum befindet sich unter den Gästen eine so große Zahl von Volksvertretern damit der heutige Festtag auch das Zusammenstehen der Volksvertreter mit dem deutschen Volke bezeichne. (Zustimmung.) Dieses Zusammenstehen und diese Zusammengehörigkeit sie manifestirte sich nicht blos in den trüben Tagen der vorjährigen, in Töplitz-Schönau und Dux abgehaltenen Wanderversammlung, wo die Zerbröckler Oesterreichs sich als die wahren Oesterreicher zu geberden verstanden. Tage, deren ganze Bedeutung in dem heutigen Feste die Erinnerung wiederspiegelt; sie bewährt sich auch in den heiteren Tage, wo es dem gemeinsamen Minister des Aeußern gestattet war, das stolze Wort zu sprechen: „Wir sind stark nach Außen" — und wo wir in der Hoffnung leben, daß in Bälde mit der Durchführung der direkten Wahlen in den Reichsrath ein österreichischer Minister des Innern

ſagen wird können: „Wir ſind ſtark im Innern.“ (Beifall.)— Aber auch aus noch einem andern Grunde hat der deutſch-hiſtoriſche Verein Ihrer freundlichen Einladung gern Folge geleiſtet. Es erfolgte ja dieſe Einladung von einer Stadt, die den bedeutendſten und oft genannteſten unſeres Vaterlandes zuzählt, ausgeſtattet mit den Wundergaben der Natur, reich an Bildung, an Liebe zur Wiſſenſchaft, durchdrungen vom deutſchen Geiſte. Darum fühle ich mich hochbeglückt, daß mir die Miſſion zu Theil wurde, Ihnen, geehrter Herr Bürgermeiſter, der Stadtvertretung, dem Feſtcomité und der ganzen Bewohnerſchaft von Karlsbad für Ihre freundliche Einladung den innigſten Dank im Namen des Vereines und ſeiner Gäſte abzuſtatten.“ (Lebhafter Beifall.) Hierauf erklärte derſelbe die Wanderverſammlung für eröffnet und der Geſchäftsleiter und Bibliothekar des Vereines K. Renner beſtieg die Tribune, um die hohe Bedeutung der Deutſchen als Culturträger in einem überſichtlichen Vortrage zu entwickeln, den wir ſeiner ganzen Ausdehnung nach, vielfach ausgeſprochenen Wünſchen entſprechend, wiedergeben:

Hochgeehrteſte Verſammlung!

Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht ſo lange geweſen, in der unſer ſchönes deutſches Vaterland durch eigene Uneinigkeit zerriſſen, durch einen ſchauerlichen Bürgerkrieg verwüſtet, ein Spielball der Fremden geworden, wo unſer ganzes Volk in die entſetzlichſte geiſtige Verdumpfung bis hart an die Gränze der Barbarei verſunken und nur in den Herzen Weniger ein Funken von Nationalbewußtſein lebte, die da klagend um ſich blickten und riefen: „Deutſches Volk, du kräftigſtes von Allen, deine Eichen ſtehen, du aber biſt gefallen!“ Ich meine die ſchaudervolle Zeit nach dem mit dem J. 1648 abgeſchloſſenen 30jährigen Kriege. Und inmitten dieſer Zeit, ſo arm an Thaten, noch ärmer an Männern, erſtand ein Mann, der das verlorene Nationalbewußtſein fand und es in der Nation wieder zu erwecken bemüht war: der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der Ahne des ſieggekrönten Heldenkaiſers. Als im J. 1658 während des Krieges gegen Polen die Schweden mit unerhörtem Uebermuth im Herzogthume Preußen hauſten, da erließ er einen Aufruf „an die ehrlichen Deutſchen,“ der mit folgenden goldenen Worten ſchloß: „Gedenke ein Jeder, der kein ſchwediſch', kein welſches Brot eſſen mag, was er für die Ehre des deutſchen Namens zu thun habe, um ſich gegen ſein eigenes Blut und gegen ſein vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu verſündigen. Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt!“ Und wahrlich kein Thema kann und muß dem Deutſchen mehr und öfter zu Herzen geführt, kein Lied öfter geſungen werden, als das Lied von ſeines Volkes Herrlichkeit und ſeines Vaterlandes Stolz, kein Ruf muß öfter ertönen als der des großen Kurfürſten: „Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt!“ daß du ein Recht haſt, nicht nur einer zu heißen, ſondern zu ſein. Darin liegt unſer Wollen, unſere Kraft, unſer Vollbringen — in dem kraftvollen Bewußtſein des Deutſchthum's, und dieſes gewinnt der Deutſche am vorzüglichſten in dem Spiegelbilde ſeiner geſchichtlichen Vergangenheit. Darum habe ich auch heute dieſes Thema gewählt, obwohl es in anderer viel ausführlicherer und trefflicherer Form von Gelehrten, in den Arbeiten eines Schleſinger, Wattenbach u. A. bereits ſeine Bearbeitung gefunden hat. Wenn ich Sie heute bitte, mit mir zurückzuwandern in die Hallen der Vorzeit, ſo werde und kann ich Ihnen nicht das umfaſſende Bild des deutſchen Geſchichtslebens geben, ſondern nur einige Schlaglichter aus demſelben bieten, und zwar Schlaglichter nicht aus der Geſchichte der gewaltigen Kämpfe und Schlachten unſeres Volkes, ſondern aus deſſen geiſtigem Leben, aus deſſen Wirken für die geiſtige Entwicklung der Menſchheit, für die — Cultur. Und auch davon nur ein Theilſtück! Nicht das Deutſchland kann und werde ich Ihnen ſchildern, das, hineingeſtellt in die Mitte des europäiſchen Staatenſyſtems, der Schlußſtein desſelben geweſen, das im Herzen des Erdtheiles die reichſten Vortheile, die gewaltigſten Aufgaben, die weiteſte Perſpective übernahm, und doch ſo lange dieſe nur nach der geiſtigen Seite hin erfüllt, nicht das mit Selbſtbefriedigung in der ſtolzen Freiheit der Gedanken arbeitende Deutſchland, das Frühlingsknoſpen gleich alle Kräfte des Geiſtes und der Seele in üppigſter Entfaltung erſchloß trotz des Vaterlandes politiſchem Jammer, und die Schätze ſeiner Cultur und ſeiner Geiſtesarbeit radienförmig nach allen Seiten hinausſandte, nein nur den einen einzigen dieſer Radien wollen wir verfolgen, der ſeinen Gang nach Oſten nahm.

Wir Wanderslente werden abbiegen von der großen Heerſtraße der Geſchichte und nur jene Pfade aufſuchen, auf denen deutſche Ritter, deutſche Frauen, deutſche Mönche, deutſche Kaufleute jene gefährliche Waare unermüdlich dorthin zu den Völkern trugen, welche, heute kaum cultur-beleckt, dieſelbe ſo gerne kontreband erklären möchten: die deutſche Cultur. Ihrem Strome in allen den tauſend und aber tauſend Bächleins und Flüßchens, die bald im mächtigen Brauſen, bald in endlich doch durchdringendem Sickern die rohe Gewalt löſten, wollen wir nachgehen, hauptſächlich aber unſer engeres Vaterland Böhmen im Auge behalten und nur dieſem Lande die Beiſpiele entnehmen, durch die wir die dem Deutſchthum in eminenteſter Weiſe innewohnende aufbauende, nie zerſtörende Kraft und die mit ihr in einen Begriff zuſammenfallende Idee des Fortſchrittes und der Freiheit beweiſen wollen. — Der Römer Plinius, welcher um die Mitte des I. Jahrhundertes

unſerer Zeitrechnung die Gegend zwiſchen Niederrhein und Nordſee beſuchte, ſtaunt über die Wunder des Urwalds: „mit der Erde ſelbſt entſtanden, überragen die gewaltigen Stämme durch ihr kräftiges Leben alle Wunder der Natur . . . .“ Unter dieſen Stämmen ſchlummerte einem Rieſen vergleichbar, kaum ſeiner himmelſtürmenden Stärke bewußt — das Kraftvolk der Germanen. Doch bald erhob es ſich in vielen kleinern und größern Stämmen ſo kraftvoll, ſo gewaltig, wie die Eichen ſeiner Heimat, und in mächtigen Fluthen zog es hinab gegen Süden, um an dem im politiſchen Unfehlbarkeitsdogma übermüthig und maraſtiſch gewordenen erſten Rom ebenſo das geſchichtliche Urtheil zu vollziehen, wie die Nachkommen an dem zweiten. Rom, das gewaltige Reich, ſank dahin und aus ſeinem Sturze, aus ſeiner Aſche entſtand wie ein Phönix die deutſche Cultur. Auf dieſer gewaltigen Heerfahrt wurde auch Böhmen, kaum verlaſſen von dem keltiſchen Stamme der Bojer, von einem deutſchen Stamme, den Markomannen, beſetzt. Doch mit jener dem Deutſchen angeborenen Wanderluſt, mit dem geheimnißvollen Trieb nach Thaten zog es auch ſie nach Süden, von deſſen Herrlichkeiten dunkle Sagen Wunderbares zu melden wußten und ohne Bedenken verließen ſie die Siedlungen, die ſie ſich kaum erſt urbar gemacht. Schritt um Schritt war ihnen von Oſten her ein anderes großes Volk, die Slaven, gefolgt, die weit über die Oder und Elbe herüber in ebenſo raſtloſem Drängen in das Herz des heutigen und geographiſchen Deutſchlands bis an die Saale im Thüringen- und Frankenland die verlaſſenen Strecken beſetzten. Erſt als die Wogen des Meeres dem mächtigen Strome der germaniſchen Völker Halt geboten, mußte unter dem Rückſchlage der Strömung nothwendig ein Aneinanderprallen des deutſchen und ſlaviſchen Stammes erfolgen. Der Germanenzug erhielt wieder eine entſchiedene Richtung nach oſtwärts und hierin lag der Anlaß und Anfang jener langen Reihe von Gränzkriegen zwiſchen Slaven und Deutſchen, die mit wechſelndem Glücke Jahrhunderte hindurch geführt und gleich am Anfange zur Zeit Karls des Großen auch unſer Heimatland Böhmen mit in ihren Bereich zogen. Jetzt mußte alſo der deutſche Ritter wieder in denſelben Gauen ſein Schwert ſchwingen, wo bereits vielleicht ein Ahne von ihm den Pflug geführt, und er ſchwang's mit ſo gutem Erfolge, daß gar bald der Böhmerfürſt dem deutſchen Reiche tributpflichtig wurde, die deutſche Ritterſchaft ſehr hoch allerwärts in Anſehen ſtand und an ſlaviſchen Fürſtenhöfen gar angeſehene Herren waren. Mußte doch faſt jeder deutſche Kaiſer Gelegenheit nehmen, den Böhmerfürſten an ſeine Tributpflichtigkeit gar ernſtlich zu gemahnen.

Aber ſo hätten gewiß auch die gewaltigen Heereszüge der Kaiſer wohl kaum die Cultur dauernd im Oſten begründet und würden kaum etwas Beſtändiges geſchaffen haben, wären nicht andere Stände mit ihrer vielverzweigten Thätigkeit, lebendige und Leben ſchaffende Kräfte hinzugetreten. Das erſte Culturelement überhaupt, das in der Weltgeſchichte auftritt, iſt, wie uns ein ſonſt nicht gar höflicher Forſcher nicht mit Unrecht behauptet, die Frau; ihre Stellung kann faſt als Gradmeſſer der äſthetiſchen und moraliſchen Erziehung eines Volkes betrachtet werden. In der Hochachtung und Verehrung ſeiner Frauen ragt unter allen Völkern das deutſche in beſonderer Weiſe hervor; haben ja doch die Urväter ſchon die Ausſprüche der heiligen Frauen Gottesſprüchen gleich geachtet. Waren ja doch die Germanen faſt das einzige Volk, das in Monogamie lebte. Zucht, Ehrbarkeit und Sitte, Treue in der Ehe, Liebe zum Hauſe und zu Kindern — „des Weibes echte Weibheit, des Mannes echte Mannheit“ — das war der Preis der Dichter. Und die Frau, die deutſche Frau hat eben auch an der Germaniſierung Böhmens, ſowie des ganzen ſlaviſch-magyariſchen Oſtens keinen geringen Antheil genommen. Schon in den früheſten Zeiten ſcheinen Böhmens Herzoge gar wenig Herzensfreunde an den Schweſtern der weiſen Libuſſa und der blutbefleckten Wlaſta gefunden zu haben, denn gar gerne wallen ſie hinaus an die Höfe der deutſchen Großen, um ſich dort eine blonde Frau zu holen. Schon Boleſlaw II. (967 — 999), den Otto II. wiederholt wegen Rebellion züchtigte, erwählte Emma von Burgund zur Gemahlin. Bretiſlaw, der ſchönſte der Tſchechen, der Sohn der Liebe zwiſchen Udalrich und der lieblichen Wladykentochter Bozena, den die tſchechiſchen Romantiker faſt unſerem Siegfried oder dem antiken Paris gleich feiern, holt ſich zum größten Schmerze manches echt nationalen Gemüthes die Tochter des Grafen vom Nordgau Judith in romantiſcher Fahrt. Die Glanzgeſtalten des einzig tſchechiſchen Herrſchergeſchlechtes der Premyſliden hatten deutſche Frauen: Wenzel I. — Kunigunde v. Staufen, Ottokar I. Adelheid v. Meißen und Wenzel II. Jutta v. Habsburg. Im Verlaufe von 2 Jahrh. beſtiegen eilf deutſche Prinzeſſinen den böhm. Thron. Nicht beſſer machten es die polniſchen Piaſten, von denen z. B. Heinrich I. die hl. Hedwig zur Gemahlin hatte, und bekanntlich war auch Giſela, die Gemahlin des hl. Stefan von Ungarn, die Tochter Kaiſer Heinrich II. Mit dem von Natur gegebenen Einfluſſe der deutſchen Frau, den Schiller ſo treffend charakteriſirt: „Wo ſie ſich zeige, ſich herrſcht, herrſcht blos, weil ſie ſich zeigt“, vereinigte ſich die Allgewalt der höhern Geiſtesbildung, deren Trägerin damals noch in Deutſchland die Kirche war. Sie war die Trägerin der Erziehung, die Pflegerin der Wiſſenſchaft, die Schützerin der Kunſt; ſie lehrte des Ritters ungefüge Hand ebenſo die Schrift wie dem deutſchen Mägdlein den Pſalter ſingen und beten. Das Zarte mit dem Rohen zu paaren, die Vermittlung zwiſchen Bildung und Uncultur zu übernehmen, das war die Aufgabe des Weibes. Schon mit der Eingehung der Ehe war ja die Annahme des Chriſtenthums von Seite des ſlaviſchen Gemahls gegeben. Und mit und durch den Kaplan, den die Braut in der Regel mit hereinbrachte, da zogen ſie herein die deutſchen Mönche in unſer Böhmenland, in die Lauſitz, nach Polen, nach Ungarn, bis tief hinunter, wo die deutſche Donau ihre Wogen mit ſarmatiſch orientaliſcher Küſte ſchirmt.

Die Fürsten gewannen das zarte treue deutsche Wesen, die deutsche Ehrlichkeit, den deutschen Fleiß, den diese Wanderleute als selbstbewußte Deutsche nie verläugneten, lieb, und sahen's gern, wenn mehr und mehr und recht viele von draußen aus dem Reiche kamen, wo sie sich ihre Frauen hergeholt. So hat in Ungarn bereits Stefan I. ca. 1150 den ersten Schritt zur Ansäßigmachung seiner Nomaden mit der Ansiedlung Siebenbürgens durch sächsische und flandrische Colonisten gethan, während die ungar. Landstriche bairischen und schwäbischen Einwanderern übergeben wurden. Andreas II. aber übergab 1211, um es gegen die wilden Kumanen zu schützen, das fruchtbare Burzenland dem deutschen Ritterorden. Voran in der Kulturarbeit standen die Klöster. Heute verdammt zumeist der Mönch der in der Zelle lebt und sein Leben verträumt, die Lust der Gesellschaft um sich, um sich zu rächen an eben dieser Gesellschaft, von der ihn sein Aberglaube oder seine Arbeitsscheu ausgeschlossen hat. Die Mönche von damals aber waren in That Bahn- und Wegebrecher der Kultur, wackere Arbeiter mit der Hacke und mit den Waffen des Geistes, die eine gegen die rohe Natur, die anderen gegen die geistige Rohheit. Damals waren die herrlichen Stifte der Cistenzienser, Augustiner, Prämonstratenser, und wie sie alle heißen mögen, wirklich Pflanzstätten für Bildung und Aufklärung. Und wenn wir auch heute die noch als Uiberbleibsel der alten in die neuen Zeit hereinragenden Mönchsarbeit entsprungenen Bauten, die Klöster wie Strahow, Doran, Braunau, Leubus in Schlesien, Kladrau, ob ihrer herrlichen Lage beneiden, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß jene herrliche Gegend, diese schöne Lage erst durch jener wackeren Mönche Arbeit, deren Glaubensmuth und deren Opferfreudigkeit herrlich und schön geworden ist. Es war ein gewaltiges Stück Arbeit mit der Natur und mit dem Volke. Noch im Jahre 1137 versichert der Mönch Bertholf v. Kladrau, daß man schwere Gefahren mit dem wilden Volke ausgestanden habe, und um eben diese Zeit mußten die Cisterzienser ihre erste Ansiedlung Maschau mit Osseg vertauschen, um sich der Anfechtungen und Gewaltthaten der böhmischen Räuber zu erwehren. Die Chronik des wunderbar schön gelegenen Klosters Leubus, das mitten im Schutze geheiligter germanischer Eichenwaldungen, umrahmt von den Bergen Rübezahls und umtost von den Fluthen der Oder, sich erhebt, erzählt uns über seine Gründung: „Auch der neue Convent hat nur mit Mühe sich erhalten und bitteren Mangel erduldet. Das Land war dicht bewaldet und ohne Bebauer. Das polnische Volk war arm und faul; kein Salz, kein Eisen, keine Münze, kein Metall, keine Kleider, ja nicht einmal Schuhe — hatten sie, fast ganz so, wie heutzutage noch die slavischen Stammesverwandten in den Steppen des hl. Rußland. (Mon. Lub. p. 14.)

Das waren die Herrlichken, welche die Mönche fanden. Aber allein hätten auch sie bei der moralischen und physischen Verkommenheit des slavo-magyarischen Bauernstandes unmöglich ein solches Stück Arbeit bewältigt, wären ihnen nicht eben wieder von dem unerschöpflichen Mutterboden ausgiebige Hilfe gekommen. Mit ihnen kamen die eigentlichen deutschen Siedler, die an feste Wohnsitze sich banden, die deutschen Bauern. Der Bauernstand ist überhaupt die Grundlage der Gesellschaft, die in seinem ewig grünen und frischen Boden wurzelt; er war für das Gelingen der Germanisierung eine unbedingte Nothwendigkeit.

Ich glaube diesen Satz durch ein treffendes und sehr nahe liegendes Beispiel erhärten zu können. Vergleichen Sie, Geehrteste, unsere beiden Städte Pilsen und Budweis. Pilsen, vor etwa 10 Jahren, sicher aber vor 20 Jahren noch kerndeutsch, ist heute der slavischen Propaganda erlegen. Budweis mitten im slavischen Meere trotz aller Anstrengungen bis heute noch eine deutsche Stadt. Das dankt es in erster Linie den 10 — 11 deutschen Dörfern in seinem Weichbilde, die für sein Deutschthum einen hochwichtigen Rekrutirungsbezirk bilden, der Pilsen fehlt. Und schon nach Boleslaw II. Tode waren die Ahnen dieser deutschen Bauern über die wilden Waldesschluchten des Böhmerwaldes mit Art und Pflug hereingedrungen als deutsche Freie. In den ersten Zeiten wohl nur Baierns Herzog oder den Kaiser drüben im Reich anerkennend, haben sie im Vollgefühle der eigenen Kraft die gewonnene Stellung durch fast 1000 Jahre glänzend behauptet und in der 1000jährigen Geschichte ihrer Arbeit ein wohlverbrieftes Anrecht an den durch ihren edlen Wetteifer gewonnenen Heimatsboden. Ich weiß nicht, ob ohne diese „Eindringlinge", wie sie heute ein fanatisiertes Geschlecht nennt, das „böhmische Brod", das sie den armen Tschechen genommen haben sollen, so gut zu essen wäre; ob Böhmen nicht vielleicht ohne die Einwanderer in Süd und Nord, auf demselben Standpunkte wäre, wie die Steppen der Kosaken, wenn es gegen die lebendigen Kräfte deutscher Bürger- und Bauernarbeit sich abgeschlossen hätte. Der deutsche Bauernstand war es, welcher die von den sich selbst zerfleischenden Slavenstämmen in Wüsteneien verwandelten Länder Wagrien, Lauenberg, Meklenburg, Brandenburg, Schlesien und Polen zu üppigen Ländereien umschuf, der die Grenzstriche von Mähren, Oesterreich, Steiermark, Käruthen für die Kultur gewann, und mit unwiderstehlicher Kraft schon frühzeitig, wie wir gesehen, bis tief hinein nach Ungarn vordrang und in Siebenbürgen ein noch unbezwungenes Bollwerk deutscher Kultur errichtete. In Sturm und Noth, inmitten der furchtbarsten Feinde hat dieses kräftige urdeutsche Volk durch seine vollbewußte nationale Gesinnung seine Verbindung mit dem Mutterlande festgehalten — deutsch, treu und unerschütterlich.

Nun so der Boden gewonnen, die Fürsten einen milderen Behandlung zugänglich, kam auch der deutsche Kaufmann herein. Berichtet uns doch schon der fränkische Chronist Fredegar von einem kühnen Handelsmann Samo, der ca. 623, die damals von den Avaren bedrängten Wenden besuchte, den Widerstand derselben organisirte und sich durch eine ausnehmende Tapferkeit auszeichnete, daß er König wurde und 35 Jahre glücklich regierte. Freilich ist der Fall einzig in seiner Art, daß ein

Kaufmann die Krone erhielt; im Gegentheile ſcheint heutzutage das Gegentheil wahr werden zu wollen. Es gehörte viel Muth und Tapferkeit dazu, auf ungebahnten Wegen, ohne Verkehrsmittel den ſlaviſchen Oſten dem deutſchen Handel zu erſchließen. An den ſlaviſchen Fürſtenhöfen erſcheinen deutſche Kaufleute ſehr frühe und waren gar gerne geſehene Gäſte, nicht etwa darum allein, weil ſie die Schätze fremder Länder herein brachten, ſondern eher, weil ſie als eine gute Füllungsmaſchine des landesväterlichen Säckels durch Zoll und Wagegeld verwendet werden konnten. Durch ſeine natürliche geographiſche Lage iſt Deutſchland das Herz Europa's; offen nach allen Seiten hin, nur von Italien durch einen Granitwall getrennt, mußte es die Marktſtätte des Handels, der Mittelpunkt zwiſchen dem Oſten und Weſten werden, die große Verkehrsſtraße der Tauſenden von allen Seiten zuſammenſtrömenden Fremden, welche ſich in ungeſtörtem Verkehre berührten. Deutſchland war ſeit den älteſten Zeiten das große Waarenlager von Europa, die Pulsader im Gliederbaue der Handelswelt.

Wie in politiſcher und geographiſcher Weiſe hing und hängt überhaupt auch heute noch Böhmen in Bezug auf ſeinen Handel nicht nur mit Deutſchland zuſammen, ſondern geradezu von Deutſchland ab. Die große Heerſtraße zwiſchen Italien und Deutſchland ging über den Brenner und führte die Produkte des Südens und die Gewürze Indiens in die großen deutſchen Emporien Nürnberg, Augsburg, Bardewiek, Magdeburg, Erfurt bis nach Lübeck und Hamburg, das bereits im Jahre 1111 Privilegien gewann, und hinüber auf der großen Waſſerſtraße des Rheins in die Niederlande hinein. Der Handel nach Süd-Oſten, deſſen Hauptſtapelplatz Regensburg war, ging auf der Straße der Donau. Schon 1158 entdeckten Bremer Visbyfahrer die baltiſchen Ufer, ſo daß ſich ſolchergeſtalt das deutſcher Koloniſation zugänglich gemachte Gebiet bis tief in den finniſchen Meerbuſen hinein erſtreckte. Tief im Slavenlande an der großen Handelsſtadt Jumne, wo jetzt Wollin liegt, traf der ſächſiſche Kaufmann mit dem griechiſchen zuſammen und ebenſo im heil. Kiew in Rußland. Gerade ſo wie die Sachſen mit deutſcher Manneskraft bis an das „Eiſerne Thor“ und an die Ausläufer des Balkans Vorpoſten deutſcher Kultur hingeſtellt haben, ebenſo erwuchs aus der kleinen Kaufsgilde am Oſtſeeſtrande eine zweite vorgeſchobene, bis heute unbezwungene Vorwacht des Deutſchthums, die deutſchen Oſtſeeprovinzen. Inmitten dieſer großartigen Handelsbewegung konnte Böhmen nicht als todte Inſel liegen bleiben. Bald nach der Rodung der Grenzwälder thaten ſich denn auch den ſchweren Laſtwägen der deutſchen Kaufleute die berühmten böhmiſchen Grenzſteige auf. Da war der Egerer Steig mit der Landespforte bei Tepl, der Pfad von Taus, der ſogenannte Günthersſteig gegen Hartmanitz, der Prachatitzer Steig oder der Paſſauer Weg, ſehr bezeichnend der „goldene“ genannt; nach S. führte der Saumweg von Budweis und der Beheimſteig bei Gratzen an das Handelsgebiet der Donau. Ueber Nachod und Glatz zog der polniſche Steig, endlich in die Kapitole der deutſchen „Hanſa“ die Pfade des Erzgebirges vertheidigt durch die alte Burg bei Brüx. Das waren die Lebensadern Böhmens, Paſſau, Linz und Mautern waren von den Tſchechen gern beſuchte Märkte, während die praktiſchen deutſchen Kaufleute gleich Prag zum Centralpunkte ihres Handels wählten. Hier lebten ſie nach altem Brauch als enggeſchloſſene deutſche Kaufmannsgilde bereits im XI. Jahrhunderte. Von kleinen Anfängen ausgehend, doch in kräftiger Entwicklung erſtarkend unter dem Schutze der Fürſten wurde dieſe Kaufmannsgilde die Grundlage der Stadtgemeinde, die erſte Prager freie Bürgerſchaft.

Im Teinhofe, dort, wo das alte Ungelt als eine Erinnerung aus älteſter Zeit heute noch ſteht, da ſtrömten die deutſchen Kaufleute aus allen Ecken und Enden zuſammen. Hier ſtanden ihre Buden und Niederlagen, hier geſchahen alle Einkäufe und Verkäufe im Großen wie im Kleinen. Hier hatten ſie ihr eigenes Krankenhaus, ihre eigene Kapelle und, was das Wichtigſte, hier entſchied ein eigenes freies Gericht unter einem ſelbſtgewählten„ Richterius“, wie die lateiniſche Urkunde beſagt, ihre Händel. Unter ſolchen Umſtänden mußte eine ſchnelle Seßhaftmachung und eine rapide Ausdehnung des fleißigen und darob wohlhabenden deutſchen Bürgerſtandes eintreten. Schon im Jahre 1055 konnte ein Reſkript Spitihnews II., alle Deutſche aus dem Lande zu jagen, ebenſo wenig ausgeführt werden, wie Dutzende ähnlicher Art in ſpäterer Zeit. Mit dem Kaufmanne unbedingt verbunden iſt der deutſche „Handwerker“, der dem Kaufmanne bereitete, was er zum Leben und zum Handel brauchte. Sobald ſich nun irgend wo ein feſter Kern deutſcher Bürger gebildet hatte, drangen die Vertreter des Kleingewerbes und die deutſchen Arbeiter von ſelbſt nach. Ja ſie ziehen ſelbſt mit auf die Märkte, um mit dem buntgefärbten Wanderleben des Kaufmanns auch deſſen Freud und Leid zu theilen. Von Herrendienſten, Frohnen und den Laſten des Hofgerichtes iſt weder beim Kaufmann noch beim Handwerker die Rede; Beide waren in ihren Gilden perſönlich frei, die ſich zu gemeinſchaftlichen Rechten, ſowie zu gleicher Zucht vereinigten. Gerade das Hinzutreten der feſtgeſchloſſenen Handwerkerzünfte aber machte die Entſtehung einer „Stadt“ möglich, d. h. einer Stätte, welche eben ſo wohl für die äußeren Bedürfniſſe des Lebens, als für die Sicherheit des Produzenten zu ſorgen hatte.

Auf den erſten Blick vermag der Wanderer die Entſtehungsgeſchichte faſt aller Städte von Lübeck bis Krakau aus deren Bauart herauszuleſen. Bei älteren Städten hat häufig die Burg des Landesherrn Anlaß zur Anſiedlung gegeben; meiſtens aber baute ſich der Kaufmann völlig abgeſondert an, getrennt durch einen Fluß, wie die Moldau in Prag, die Oder in Breslau, die Weichſel in Krakau. Den Mittelpunkt derſelben bildet der „Ring“ — meiſtens ein Rechteck — und um ihn rings herum ziehen ſich die bekannten bedeckte Gänge, welche z. B. in Prag ſo hoch gebaut wurden, daß ein Reiter durchreiten konnte. Dieſe Gänge oder „Lauben“, die Kaufmannsbuden der deut-

ſchen Kaufleute, die prägen jeder Stadt das Stigma der deutſchen Handelsſtadt ein, ſie ſind eben ſo im Reiche, wie bei uns ſo zu ſagen die Wappenſchilder des deutſchen Handels.

Und wo die Bauernarbeit und des Kaufmanns Thätigkeit nimmermehr ausreichten, wo die rauhe Natur dem einen die Früchte, dem andern die Käufer verſagt, da endlich arbeitet mit gewaltiger Kraft Schlägel und Hammer des deutſchen Bergmannes und fördert die Schätze der Tiefen der unwirthlichen Grenzgebirge. Dieſem Schaffen dankt Kuttenberg, das heute die Tſchechen noch das „böhmiſche Nürnberg" nennen, und Přibram und Joachimsthal mit dem ganzen großen Kranze kleinerer und größerer Bergſtädtchen des Erzgebirges ihre Entſtehung. Glücklich die letztgenannten! ihr Aufgang fiel in eine beſſere Zeit!

Es iſt leicht abzuſehen, welchen hohen Werth ſolche Städte mit ihrem reichen Bürgerſtande, dem für ſeine Sicherheit keine Summe zu groß war, für die Fürſten hatten. Sie waren Füllhorne der Steuerkaſſen, Schirmburgen in Gefahr, die Vorrathskammern in Krieg und Frieden, die Fruchtſpeicher für König und Unterthan und für erſteren oft Geldvermittlungspunkte und Bankſtätten. Von beſonderem Werthe, von dem wir heute gar keine Vorſtellung mehr haben, waren die Städte als Marktplätze für das Land, das kaum die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe bieten konnte. Jahrmarkt in der Kreisſtadt! das war das Zauberwort, das Alles in Bewegung ſetzte, Alt und Jung, Edelmann und Bauer, das in die ſonſt in ſtiller Arbeit arbeitende Stadt ein märchenhaftes buntes Treiben zauberte. Da gab's ein Gewoge, Gemenge und Gedränge von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig, beſonders in der kleinen Stadt von Buden, die plötzlich aus dem Boden gewachſen und nun, ob des Kaufes, ob des Vergnügens halber, von Fremden und Einheimiſchen umringt war. Dazu ſtanden die Märkte in der Regel im Zuſammenhang mit größeren kirchlichen Feſten, ſo daß heute noch das Wort „Meſſe" ſeinen bekannten Doppelſinn hat. War es da ein Wunder, daß die Fürſten den Kaufmann, an deſſen „Ferſe in der That das Gute ſich anknüpfte", umwarben und ihrer ſo viel als möglich in's Land zu ziehen ſuchten! Man überbot ſich förmlich an Privilegien für neugegründete, deutſche Städte. In Kurzem überzogen die ſchleſiſchen Herzoge und polniſchen Könige ihr Land mit einem förmlichen Netze; ſtädtiſches Gemeinweſen mit deutſchem, mit Magdeburger Recht. Der Böhmerfürſt Sobeslaus II. verſtand ſein Intereſſe ſehr gut, als er im J. 1175 den Deutſchen Prag's den berühmten Freiheitsbrief und mit ihm eigene Verwaltung, eigenes Gericht, freie Wahl denſelben u. ſ. f. gewährte. Alle die ſchönen Städte Deutſchböhmens, ob ihre Namen nun deutſch oder ſlaviſch klangen, waren deutſch ihrem Handel, ihren Bürgern und ihrem Rechte nach; alle waren ſie von Deutſchen begründet, theils zu Städten aus Dörfern und Einöden erhoben. Als der Glanz des Kaiſers in Deutſchland erblaßt war, da mußten die Städte auf ihre Sicherheit ſelbſt bedacht ſein, und aus dieſem Beſtreben entwickelte ſich jene großartige Handelsverbindung, welche unter dem Namen der „norddeutſchen Hanſa" die nationale Aufgabe der Heranbildung des Städteweſens zur Selbſtſtändigkeit allein durchgeführt hat. Aus der gemeinſamen Arbeit des Koloniſten und des Kaufmannes erwuchs von der Elbe bis zur Narwa, von der Meeresküſte bis zum Binnenlande, jene große Anzahl blühender Gemeinweſen, die Grundlage hanſiſcher Macht, deren großartige Erfolge eines der ſchönſten Blätter unſerer Geſchichte gefüllt haben.

Und in dem hanſiſchen Geiſte der Freiheit und des Deutſchthums haben auch bei uns alle ſtädtiſchen Gemeinweſen ſo ſchnell und ſo intenſiv ſich begründet, daß ſchon unter Wenzel II. die Geſchichtsſchreiber der Tſchechen klagen: „Der König hätte den Deutſchen zu Liebe die Tſchechen vernichtet." Die Begründung des freien Städteweſens, die vollſtändige Ein- und Durchführung deutſcher Sitte und Sprache in demſelben, das iſt der größte Sieg der deutſchen Kultur! — Unſer Heimatsland Böhmen müßte heute ein Paradies ſein, hätte nicht die ſchreckliche Huſſitenzeit in ihrem nationalen Fanatismus faſt Alles mit einem Schlage zerſtört, was deutſche Arbeit in Jahrhunderten gebaut. Alle Blüthen deutſcher Kultur wurden geknickt und nur die Wurzeln gelaſſen, die wieder friſch treiben mußten. Traurig denken wir an Hamerlings ſchöne Worte:

„O Menſchengeſchlecht, wie der Sonne Kuß mit dem Auger
Die Blumen, mit ſchlammigem Sumpfe die Peſt zeugt,
So auch leuchten die großen Gedanken im Himmel des Geiſtes,
Aber ihr Strahl meiſt trifft er in irdiſchen Herzen nur wüſten
Schlamm und ſo weckt er ſtatt Blüthen nur gährende Fäulniß."

Aus ſolcher Fäulniß ſtiegen die Schreckensgeſtalten des Huſſitismus!

Unheilbar waren die Schläge, die dieſe finſtern Zeiten, die heute ein armes, verhetztes Volk als die ſchönſten ſeiner Geſchichte preiſen will, dem Deutſchthum beibrachten. Das deutſche Reich verſank mehr und mehr in Schwäche und politiſche Anarchie, und kein Herrſcher fand ſich den Stein der verblichenen Größe des Volkes noch einmal zum Berge, den er herabgerollt, mit gewaltiger Kraft emporzurollen. Feinde und Ausländer theilten ſich in des Reiches Herrlichkeiten, das gewaltige deutſche Volk verlor das Gemein-Gefühl und 38 ſouveräne Staaten und ebenſo viele Völkchen ſouveräner Vaſallherren, nicht Deutſche mehr, ſondern Bayern und Schwaben, und Badenſer und Heſſen, ja ſogar Lippe-Detmolder, die theilten ſich in den verhöhnten alten Purpurmantel. Verſenkt wie Fauſt ſein Symbol in's dumpfe Räthſelrathen, gewann es den Urgrund des Wiſſens zu ergründen und — verlor ſich ſelbſt. Da ging die Germaniſation mit Rieſenſchritten zurück. Feſtgewurzelt in den Mutterboden, wie jener Rieſe der Sage des Alterthums,

mußten mit deſſen erſterbender Kraft auch die Zweige verdorren. Die Vernichtung des Deutſchthums in Galizien und Polen, ſeine Lahmung in Ungarn und Siebenbürgen, deſſen deutſche Bevölkerung den Uebermuth der Magyaronen ſelbſt heute noch mit Fußtritten lohnt, und die von uns ſchon erlebten und noch fortgeführten Kämpfe mit den Neuhuſſiten um Geſetz und Recht, ſie alle waren Folgen der klaffenden Spaltung im Reiche, des Verluſtes des ſtarken und ſtolzen Nationalbewußtſeins, des Urquells volksthümlicher und herrlicher Thaten. Der Deutſche in Peſt und Prag hat ſeines Volkes und ſeiner Sprache vergeſſen gelernt und müht ſich ab, das fremde Idiom eher zu erlernen, deſſen ſich ſeine Väter geſchämt. Zählen Sie, Verehrteſte, die Schaaren von Renegaten, die der kaum 20-jährige Racenkampf und freilich auch ein alle Geſinnung und Moral untergrabendes Regiment in Böhmen gezeugt, zur Schande ihrer Namen, zur Scham der Mutter, die ſie deutſch geboren. — Da baumte ſich denn doch an dem herrlichen Feſte, das wir in Teplitz und Schönau gefeiert, der gutmüthige deutſche Michel aus der Demuth ſeines Spießbürgerthums empor und rief es laut und kräftig den Drängern zu: Wir ſind ein einig Volk von Brüdern, Söhne einer großen Nation, einig im ſtolzen Bewußtſein unſrer Kraft und Größe! Was es genützt, das beweiſen uns die ſchönen Gedenktage, die wir heute Dank der Opferwilligkeit und dem Entgegenkommen dieſer von der Natur mit wunderbarem Segen beglückten deutſchen Stadt, deren Namen preiſend Nationen nennen, zu feiern im Stande ſind. Der Deutſche hat erſt in der Stunde der Gefahr ſeine wunde Stelle erkannt und das Mittel gefunden, die Gefahr abzuwenden, und darin eben liegt auch das einzige mögliche Mittel, die Gefahr ein für allemal zu verhüten. Wir Deutſche müſſen feſtbeharren auf dem Boden unſerer Geſchichte, eins uns fühlen innerhalb des Gemarkes unſeres engeren Vaterlandes, eins aber auch mit der Mutternation, die heute ihre Kongenialität, ihre Einheit und ein machtvolles deutſches Reich uns wiedergewonnen hat. Von ihr ſind wir, die Söhne, hingeſetzt an dieſe Marken, die Cultur-Arbeit der Ahnen zu hüten und fortzuſetzen als Hüter der Civiliſation, der Freiheit und des Fortſchrittes, eine Arbeit, in der hiſtoriſches Recht der Deutſchen in Oeſterreich nicht auf Gleichberechtigung, ſondern auf Mehrberechtigung beruht. Unſer Vaterland Oeſterreich, die alte von dem deutſchen Kaiſer Karl gegründete Oſtmark, es trägt das Signum ſeiner politiſchen Aufgabe in ſeinem Namen. Wir aber, die es geſchaffen, und dieſe Schöpfung auszubauen und zu erhalten eben als die Söhne unſerer Ahnen berufen ſind, wir haben ein volles Recht, Deutſche zu ſein und Deutſche ſein zu dürfen, damit nicht ſtatt der Bauherren die Kärrner regieren; wir können und werden es aber unter allen Umſtänden, ob es nun in Höhen tagt oder dunkelt, ſein, wenn wir das Bewußtſein unſrer nationalen Kraft und Größe nicht nur in der Stunde der Gefahr hervorſuchen und dann wie ein altes Erbmöbel in die Rumpelkammer der Vergeſſenheit werfen, ſondern es immerdar bewahren und erhalten. Aus dem Bewußtſein der Kraft erfolgt das Wollen, darauf die That und der „Oedipus unſerer Zukunft iſt die That.“ — Die heilige Flamme des deutſchen Volksbewußtſeins zu nähren, iſt heute die hiſtoriſche Pflicht jedes ächten deutſchen Oeſterreichers. Darum rufe ich an dem Gedenktage des Emporlohens dieſes Bewußtſeins im Sinne des großen Churfürſten Jedem die Worte zu: „Gedenke ein Jeder, der kein ſlaviſches oder jeſuitiſches Brot eſſen will, was er für die Ehre des deutſchen Namens zu thun habe, um ſich gegen ſein eigenes Blut und ſein großes Vaterland nicht zu verſündigen! Gedenke ein Jeder, immer und ewig, daß er ein Deutſcher iſt! Und das walte Gott!“

Nach Beendigung des Vortrages, welcher mit allem Beifalle und geſpannteſter Aufmerkſamkeit aufgenommen wurde, ließ der Präſident eine kurze Pauſe eintreten, worauf Herr Dr. G. Laube, Prof. am deutſchen Landespolytechnikum in Prag und Ausſchußmitglied des Vereines, in mehr als einſtündiger, ebenſo beifällig aufgenommener Rede die Urgeſchichte Joachimthals ſowie die Bedeutung der beiden hochgelehrten Männer dieſer Stadt, des Naturforſchers Georgius Agricola und des Bergpredigers Johannes Matheſius, *) in eingehendſter Weiſe entwickelte. — Mit dieſer Rede war der wiſſenſchaftliche Theil des Feſtprogramms erledigt. Schließlich erbat ſich noch einmal der Geſchäftsleiter das Wort, um jenen Blättern, welche die Feſtverſammlung in beſonders ehrender Weiſe mit begrüßt, vor Allem der „Deutſchen Zeitung“ in Wien und der „Bohemia“ in Prag den Dank auszudrücken. Hieran knüpfte er unter dem Beifalle der Verſammlung die Erinnerung an einen Mann, der bereits an drei Wanderverſammlungen das Präſidium geführt hatte; an den Reichsrathsabgeordneten und Mitbegründer des Vereines Dr. K. Pickert. Auch für die diesjährige war derſelbe für dieſe ehrenvolle Aufgabe wieder deſignirt, hatte ſie bereitwilligſt auch ſchon übergenommen, als ihn eine betrübende Trauerkunde plötzlich vom Feſtesorte hinweg an eine Trauerſtätte berief. Schließlich empfahl der Redner die neuen Publikationen des Schweſtervereines, des „Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe“, welche Hand in

*) Anmerkung. Der Vortrag iſt ein Auszug der drei in der heutigen Nummer der Mittheilungen veröffentlichten hiſtoriſchen Arbeiten Dr. Laubes.

Hand mit dem Geſchichtsvereine ergänzend und belebend für die Bildung und Aufklärung des deutſchen Volkes in Böhmen raſtlos thätig wirkt, um in dieſer ſo nothwendigen und vielverſprechenden Arbeit wohl viele Früchte, aber eben ſo viel Unterſtützung zum Heile der guten Sache bedarf. — Profeſſor Dr. Laube aber verſtändigte die Verſammlung, daß die nahegelegene Stadt Joachimsthal für die Feſtbeſucher auf Anregung und Dank den Anſtrengungen des Bezirkhauptmannes Dr. K. V. Hansgirg eine Ausſtellung ihrer hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten für die Feſtgäſte veranſtaltet hatte, welche um ſo größeres Intereſſe gewährt, als die die Stadt heute der Mittelpunkt einer geſchichtlichen Darſtellung geweſen iſt, welche ſich häufig um die zur Anſchauung gebrachten Reliquien der alten herrlichen Zeit windet, welche um ſo würdiger des Beſuches iſt, als die Stadt gerade, ein ſprechender Beweis der Volkkraft deutſcher Kultur, ein Produkt deutſchen Fleißes und deutſcher Thätigkeit — ebenſo die ſchaffenden Gewalten politiſcher und geiſtiger Freiheit, als die zerſtörenden des engherzigen Fanatismus und der Intoleranz an ſich erproben mußte. — Hierauf erklärte der Präſident Dr. Wiener die Wanderverſammlung des Vereines, deren Zweck erfüllt war, für geſchloſſen. —

Wie üblich hatte auch heuer die Stadt Karlsbad ihren Gäſten ein Feſtbankett im ſchöngeſchmückten Saale des Hôtel de Saxe veranſtaltet, bei dem ſich die Landtagsabgeordneten, ſo wie andere hervorragende Vertreter des Deutſchthums, die Honoratioren der Stadt u. ſ. f. zuſammenfanden. Die Tafelmuſik beſorgte die rühmlichſt bekannte Kurkapelle. Nach dem Toaſte auf den hochherzigen Geber und Erhalter der Verfaſſung Se. Maj. den Kaiſer, welchen Dr. Sorger ausgebracht hatte, erhob ſich der Abgeordnete der Stadt Karlsbad Dr. Alfred Knoll, um in vorzüglicher Rede einen Uiberblick über die Thätigkeit des Vereines zu geben. Redner ſchildert, wie der Verein von nur kleinen Anfängen ausging, nur von wenigen wackern Männern, wie Schleſinger, Wiechovsky, Lippert, Hallwich begründet und lange, bis heute gehegt ward, wie er wuchs und emporblühte unter dem Schutze der Stammesgenoſſen im treuen Beharren auf der alten Bahn, in ſteter nie raſtender Arbeit. „Beſonders waren es die Wanderverſammlungen," fährt Redner fort, „in welchen er mit dem Volke, deſſen geiſtiger Bildung, deſſen politiſcher Stellung ſeine Arbeit gilt, in unmittelbarſten Kontakt trat. Speziell die vorjährige in Teplitz-Dux geſtaltete ſich zu einer großartigen politiſchen Kundgebung. Der Anſpruch auf unſer nationales Recht wurde zum Proteſt gegen die Vorgänge des damaligen Miniſteriums und wir können es wohl mit Recht ausſprechen, daß der Parteitag mit ſeinen gewaltigen Faktoren ein gutes Stück jener Falle geweſen, in die das Miniſterium ſtürzte. Heute nun liegen die Verhältniſſe anders.

Allein, meine Herren, ich glaube, wenn wir in Zeiten der Gefahr es ſchätzen gelernt haben, für unſer nationales Recht zu kämpfen, ſo müſſen wir auch in anderen ruhigeren Zeiten dieſer Erfahrung treu bleiben. Wir wollen nicht deutſch ſein aus Verzweiflung, auch nicht mit obrigkeitlicher Bewilligung, ſondern unter allen Umſtänden, weil wir als Deutſche geboren ſind und weil unter deutſcher Leitung Oeſterreich groß geworden iſt, weil ferner unſer nationales Recht uns bisher vor aller Gewalt geſchützt hat mehr als alles Andere. (Bravo!) Wenn es daher auch nicht angemeſſen ſein dürfte, jetzt dem Feinde, der ſchwer verwundet und entwaffnet zu Boden liegt, noch mit allzugroßer Haſt zu Leibe zu gehen, ſo verkenne ich andererſeits nicht, daß wir die Aufgabe haben, auf unſerm Poſten Wache zu halten und neben dem Bewahren des nationalen Prinzips noch andere Vorſichtmaßregeln zu treffen, um das politiſche Leben immer mehr zu ſtärken. Wenn wir insbeſondere auf die großen Erfolge unſerer Brüder im Reiche hinblicken, ſo iſt es auffallend, mit welch' großer Gewiſſenhaftigkeit ſie an ihre Arbeit gehen, welches ſtramme Pflichtgefühl, welch' hoher Ernſt ſie bei jeder Leiſtung beherrſcht. Dies hat beigetragen zu den großen Erfolgen, die auch uns zu ſtat-

ten kommen. Wir werden also in einer Zeit, wo wir nicht mehr unmittelbar gegen einen Hohenwart und Schäffle zu kämpfen haben, uns auch nicht der als einer österreichischen Eigenthümlichkeit so oft belobten Urgemüthlichkeit allzusehr hingeben dürfen, sondern müssen uns immer bewußt sein der großen Reformaufgaben, die uns bevorstehen, und in diesem Sinne schreite Jeder energisch und tüchtig nach bestem Wissen und Gewissen vorwärts. Wir werden uns davon durch keine kleinlichen Rücksichten abwendig machen lassen, auch nicht durch die materielle Strömung der Zeit, wir werden uns daran erinnern, daß große politische Aufgaben von allen Kreisen und Schichten des Volkes erfaßt und durchgeführt werden müssen, daß es nicht gilt, sich auf Andere zu verlassen und die Hände in den Schoß zu legen, sondern daß Jeder mit Hand anlegen müsse, damit die Reformen zu Stande kommen, damit wir das gute Beispiel, welches uns von jenseits der Grenze in Bezug auf Justizpflege, Administration, politische Vertretung ꝛc. zukommt, nachahmen und charakterfest befolgen. (Bravo!) Von diesen Erwägungen ausgehend, glaube ich, daß der deutsch-historische Verein gewiß auch in der Geschichte Momente finden wird, welche die Richtigkeit dessen, was kurz hervorzuheben ich mir erlaubte, beweisen und der deutsch-historische Verein mag daher seinen Veröffentlichungen und seiner Wirksamkeit diese Aufgabe stellen, so lange nicht wichtige Feinde ihn nach außenhin beschäftigen, im eigenen Lager auf ersprießliche Weise die Festigung und Klärung des Muthes zu fördern. Ich glaube daher nicht besser schließen zu können, als wenn ich jene Worte, welche der deutsch-historische Verein am Schlusse des diesjährigen Jahresberichtes den Mitgliedern ans Herz legt, wiederhole. Sie lauten: In dem Bewußtsein, auf die Mitwirkung des ganzen Volkes auch fürder rechnen zu dürfen, kann der Verein mit ungebrochener Kraft an die Lösung seiner großen Aufgabe gehen, das Gewonnene und Errungene sichernd, das Begonnene fortsezzend. Hiemit aber wird er auch gewiß im Sinne aller Vereinsgenossen seine erhabene Mission im deutschen und wissenschaftlichen Geiste erfüllen und sich auch fürder bewähren als eine Zwingburg gegen die Verächter deutschen Rechtes und deutscher Größe, als geistiger Centralpunkt der Deutschen in Böhmen." (Anhaltender Beifall.)

Dr. Wiener, welchem auch hier das Ehrenpräsidium überlassen war, bemerkt zunächst, daß er unter den von dem Herrn Vorredner angeführten Gründern des Vereines die Namen Zweier vermisse, nämlich den gelehrten Dr. Pelzel und durch und durch kerndeutschen und biederen Dr. Schmalfuß, deren Andenken er hiemit in Erinnerung bringe. „Die großen Erfolge," fährt der Redner fort, „welche mein geehrter Vorredner geschildert hat, verdankt der Verein nicht nur den Bestrebungen hervorragender Mitglieder, in erster Linie verdankt er sie der lebhaften Betheiligung der Bevölkerung selbst. Es hat sich auf das Glänzendste erwiesen, daß diese Betheiligung immer eine rege, stetige war. Die Stadt Karlsbad ist es nun, meine Herren, welche es ermöglicht hat, daß diesem Bestreben Ausdruck gegeben wurde, indem die Stadt Karlsbad den historischen Verein zur Abhaltung seiner Wanderversammlung eingeladen hat. Diese Einladung ist leicht erklärlich, denn ungeachtet des internationalen Charakters, den ein weltberühmter Kurort besitzen muß, hat die Stadt Karlsbad stets deutschen Geist, vereint mit österreichischem Patriotismus, stets die Liebe zur Wissenschaft und zu liberalen Anschauungen bewahrt. (Beifall!) Die 2 Tage, meine Herren, welche wir hier verleben, werden gewiß Allen von uns unvergeßlich sein; sie haben uns den Beweis geliefert, daß der biedere Charakter, die Liebenswürdigkeit und die Gastfreundschaft von Karlsbad Hand in Hand gehen mit den reichen Schätzen der Natur, mit denen sie diese herrliche Stadt geschmückt hat. Sie erlauben daher, meine Herren, daß ich auf dieses Karlsbad und seinen würdigen Bürgermeister ein Hoch ausbringe! (Beifall!)

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Viertes Heft.

Moritz Hartmann.

Von

Carl Viktor Hausgirg.

Wie sich Moritz Hartmann — der Dichter — aus dem Leben entwickelt, welche Richtungen er als solcher gepflegt, und welche Bedeutung sich an seinen Namen in literarhistorischer Beziehung knüpft, wenn namentlich das engere Heimatland Deutschböhmen ins Auge gefaßt wird, das schien mir Zweck und Ziel dieser literarischen Studie.

Wenn sich diese Arbeit daher auch hie und da biographische Abrisse des allzu früh verblichenen Mannes zum Vorwurfe macht: so geschieht dies eben nur mit Bezug auf genetische und psychologische Entwicklung der dichterischen Individualität, und einzle Detailstriche aus dem reichen Lebensbild dieser vornehmen Dichternatur sie sollen eben nur leichthingezogene Umrisse geben, um den inneren Gedankengehalt ihrer Poesien und ihr literarisches Streben und Schaffen leichter zu kennzeichnen. Von diesem Standpunkte aus können wir Hartmanns erste Lebensjahre nicht so flüchtig übergehen, als es bei manchem trefflichem Essay über den Verblichenen, namentlich in der Wiener Tagespresse, geschah. Mit wahrer Pietät wurden von allen größeren Blättern Wiens in kurzer Frist nach dem Ableben unseres Poeten feuilletonistische Skizzen gebracht, die mehr minder edle Keime der Menschennatur des Hingeschiedenen in treffender Behandlung entwickelten. Auch außerdem hat Rudolph Gottschalls: „Unsere Zeit" im 15. Hefte eine geistvolle Charakteristik des Hingeschiedenen aus der Feder Ernst Ziel's veröffentlicht. Ich weise diese Wahrnehmungen nicht von der Hand, soweit sie auch meiner Studie dienen, die Gleichartigkeit oder Verschiedenheit des menschlichen und dichterischen Seins in dieser reichangelegten Persönlichkeit zu motiviren. Die Hauptsache bleibt aber dabei immer dem Schreiber dieser Zeilen die Vollständigkeit des literarischen Gesammtbildes, um hiedurch dem künftigen Verfasser einer Literarhistorie Deutschböhmens feste Grundzüge für das künstlerische Leben und Weben Moriz Hartmanns zu bieten.

Nicht auf deutschem Landesgebiet stand die Wiege unseres Poeten. Derselbe war am 15. Oktober 1821 in einem Dorfe Namens Duschnik bei der Bergstadt Pribram inmitten böhmischen Landes tschechischer Bevölkerung geboren. Er theilte das Loos vieler anderer deutsch-böhmischen Poeten in seinen ersten Knaben- und Jünglingsjahren, von den Erinnerungen specifisch tschechischen Volkslebens, von den Traditionen specifisch tschechischer Geschichte umgeben zu sein.

In dieſem Falle waren auch K. E. Ebert, A. Meißner, L. A. Frankl, Dr. Siegfried Kapper und viele Andere. Sie gehörten eigentlich nicht Deutſchböhmen an, und all' ihre kindlichen Träume führten ſie nach den alten Stätten reinböhmiſcher Geſchichte zurück und bereiteten ſo dem ſich entwickelnden Empfindungs- und Denkweſen einen ſeltſamen Zwieſpalt, der mehr minder ſich in ihrer urſprünglichen poetiſchen Ausgeſtaltung kund gibt.

Von den genannten Dichtern wahrte K. E. Ebert in Betreff des nationalen Elementes der behandelten Stoffe die größte, Moriz Hartmann die geringſte Objektivität und Unabhängigkeit. Wie ſo dies kam, wollen wir ſpäter beſprechen.

Der kleine Moriz, deſſen Wiege in einem nicht unmaleriſch gelegenen böhmiſchen Dorfe ſtand, ward noch zu einer Zeit geboren, wo für den Stamm, welchem er angehörte, die Familienſtelle galt. In dieſem beengten, nach Außen hin feindlich abgegrenzten Familienkreiſe verbrachte er die erſten Knabenjahre. Doch bei allen Hemmniſſen, welche die ſoziale Stellung noch den Eltern Hartmanns auferlegt hatte, wußten ſie ſich ſeitens der Andersgläubigen doch eine achtungsvolle Würdigung zu erzwingen. Schon der Großvater des kleinen Moriz, der ihn auf den Knieen geſchaukelt und durch ſeine Erzählungen viel von dem Hange zu allem Märchenhaften in dem Enkel geweckt haben mochte, war ein achtungswürdiger jüdiſcher Patriarch. Sein Vater verſchmähte nicht, als ein Hammerwerksbeſitzer den Hammer zu führen und hatte etwas Stählernes und Feſtes in ſeinem ganzen Weſen, wie es ſich in dem Charakter des Sohnes ſpäter immer entſchiedener kund gab.

Seine Mutter aber war weichen, ſanften, hingebenden Gemüthes, und beſaß etwas Wahlverwandtes mit dem Innenleben des Sohnes, ja noch mehr, etwas, das die Angeburt ſeiner lyriſchen Elemente gekennzeichnet.

Die Liebe dieſes Sohnes zu ſeiner Mutter weckte herrliche poetiſche Blüthen früher und ſpäter. Unſerm Dichter war ſeine Mutter nicht die „gute alte Frau", von der Heinrich Heine mit Beziehung auf ſeine eigene Mutter im objektiveſten Sinne und in nicht ganz frivolfreiem Tone ſpricht. Zwiſchen Hartmann und ſeiner Mutter gab es eben nur rein ſubjektive Beziehungen tiefſter Innigkeit und einer Liebe, wie ſie uneigennütziger und idealer nicht mehr gedacht werden kann. Immer wieder in ſchweren Prüfungen des Lebens, in den Zeiten wiederholt wiederkehrender Verbannung, in den Epochen trauriger Flucht aus der Heimat als Jüngling denkt der Vielgeprüfte an ſeine Mutter zurück. Sie iſt auf den wirrverſchlungenen Pfaden ſeines Nomadenlebens mehr als ſein Troſt, in ethiſcher Beziehung ſogar noch in ſpäteren Jahren — ſein Gewiſſen geworden.

Mit der Mutterliebe ward dem Knaben auch die Heimatliebe eingeimpft worden, beide Empfindungen gehörten unzertrennlich früher und ſpäter in M. H. zuſammen. Das Eigenartige ſeiner Anſchauung als naturbetrachtender Dichter führte unzweifelhaft und hervorragend auf die Eindrücke der Landſchaft bei Duſchnik zurück. Nicht das Großartige, das Erhabene — ich möchte ſagen — das Pathetiſche der Natur, wie es in dem Jugendfreunde A. Meißner entſchieden ausgeprägt war, das Freundliche, Idylliſche, Begrenzte, das, was dem Elemente der Anmuth am verwandteſten iſt — fand in M. H.'s erſter Muſe einen glücklichen Interpreten, wenn er von den Reizen ſeiner Heimat ſprach.

Auch dann noch, wenn er nach ſtürmiſch verlebten Epochen in der Seineſtadt krampfhaft von einem unbekämpfbaren Heimgefühl erfaßt wird, auch dann noch, wo er den Reiz der ſpiegelnden Gletſcher, wo er die Gewalt des Eindrucks der ernſtfinſteren Pyrenäen in ſich aufgenommen hat, auch dann noch, wo ihn des Orientes duftſchwüle Atmoſphäre umgibt, wo er Süditaliens Geſtade und manches lachende Eldorado kennen gelernt — ſcheint ihm der Bach ſeiner Heimat, an deſſen Ufern der Hammer ſeines Vaters pochte, am ſüßeſten zu murmeln, und iſt

ihm die Busch- und Baumwelt seines Heimatsdorfes der lieblichste Aufenthalt seiner erinnerungstreuen Seele geblieben.

Doch diese Eindrücke der ersten Knabenjahre müssen anderen gleichfalls beengten Anschauungen des ersten Jünglingslebens weichen.

M. H. wird alsbald nach dem Gymnasium von Jungbunzlau gebracht. Mit geringer Berechtigung hieß damals wie jetzt dies Bunzlau jung. Es ist eine kleine Stadt von altausgeprägtem Charakter. Auf Felsvorsprüngen längs eines oblong hingestreckten Plateaus dehnt sie ihre finsteren Häuserzeilen, und unter den finsteren die finstersten wieder sind die der alten verwinkelten, an den Fels angeklebten, nach dem Iserfluß zu abstürzenden Judenstadt.

Dieses Ghetto gab dem bedeutendsten Erzähler aller Ghettogeschichten, dem in alle civilisirten Zungen übertragenen Dichter Leopold Kompert, der mit M. H. auf einer Gymnasialbank saß, den ersten Untergrund für seine in ihrer Art klassischen Erzählungen. Dem leichtblütigeren Freunde Moriz konnte dieser Eindruck seines zweiten Heimsitzes seine frohe Gemüthsart nicht verbittern. Ein anderer Poet, der dieser Judenstadt entstammte, David Mendl, in heimischen Kreisen bekannt, zeigte mir nach Jahren die erste Jugendflamme unseres Moriz, eine Rose Jericho's, wie sie majestätischer sich kaum irgendwo wiederholen wird.

Aus demselben Ghetto stammte ein um wenige Jahre älterer Poet als die beiden Jugendgenossen Hartmann und Kompert — der phantastische Isidor Heller, dessen Romane und Novellen sich mit denen seines früher zum Ruhme gelangten Namensverwandten Robert Heller in Leipzig wohl messen durften, dessen Kritiken theils philosophische Abhandlungen, theils poetische Rhapsodien waren, und der, einem mystischen Zuge seines Herzens folgend, eines Tages bis nach Südfrankreich zu Fuße gewandert war, um sich der Fremdenlegion in Algier einverleiben zu lassen.

Ab und zu kam Isidor Heller — immer wieder neuer Lebens- und Literaturpläne schwanger — nach seinem Bunzlau zurück, und er, der Aeltere, der bereits Leipzig sich zum Aufenthalt auserwählt hatte, verfehlte nicht, mit seinem originellen und imponirenden Geiste den von der Welt und dem Weltwissen abgeschlossenen Hörern des Gymnasiums ganz neue Perspektiven zu eröffnen. Bevor aber noch Isidor Heller auf die Gemüther der beiden jungen Dichter seine gewaltige Wirkung auszuüben begann, hatte sich zwischen Moriz und Leopold ein seltenininiges Zusammenleben entsponnen. Beide versuchten schon am Gymnasium, dessen Vorträge über schöne Literatur damals begreiflicher Weise nur allzu steril aussahen, die ersten Flügelschläge ihres Genius. Diese Freundschaft wurde im Gefühle gleichen Strebens mit jedem Monat immer inniger und fester. Es waren die Beiden — Dioskuren der edelsten Art, Beide von der Natur äußerlich und innerlich reich begabt. Schon als Knaben versuchten sie im geistigen Wettkampfe ihre Kräfte, und ehe sie noch die Regeln der Prosodie erlernt hatten, entstanden Balladen, Romanzen, Elegien in Hülle und Fülle, die meisten wohl lediglich, um als ein Autodafé geopfert zu werden.

Und doch — wie verschieden spiegelte sich später in den beiden Individualitäten, als sie Schriftsteller wurden, das Weltleben. Der Eine, specifisch von den Leiden seines Stammes erfüllt und sich in der Darstellung des Kleingerahmten gefallend, der Andere für die Freiheit eines Volkes glühend und dabei stark ausgesprochener Kosmopolit.

Die beiden Freunde — damals Knaben — wußten bis in ihr späteres Mannesalter sich ungeschwächt Liebe entgegenzutragen.

Den beiden Jünglingen eröffnete Isidor Heller alsbald ganz neue Gesichtskreise und machte M. H. zuerst mit Heine, Börne, Grün und Lenau bekannt.

Wenn Moriz Hartmann's Muse in späteren Jahren lächelte oder lachte, so klang etwas mit dem Heine'schen Kichern unläugbar Verwandtes hindurch,

von Börne hatte er den deutschen zähen Sinn für revolutionäre Freiheitsbestrebungen, von Anastasius Grün den hochaufwallenden, rosigen Frohmuth, von Lenau, dessen persönlicher Freund er nachmals in Wien geworden, besaß er den Hang nach tiefer Forschung, nach sinniger Schwermuth und manches epische Gelüste zur Behandlung religiös-reformatischer Stoffe, wie sich später erweisen wird.

Die Aneignung moderner Dichter konnte begreiflicher Weise nicht ohne Wirkung bleiben. Der begrenzte Horizont des Schulbesuches hatte sich bei den jungen Leuten mit einem Male in's Unendliche erweitert. Ihre poetischen Aufgaben in der Schule lösten sie in Bälde derart, daß Pater Felix Rohn, der die Stylistik hatte, sie des Plagiates beschuldigte und sie einmal ganz ernstlich frug: „Habt Ihr nicht aus Hölty oder Mathisson abgeschrieben?"

Und doch waren diese Männer den Jünglingen in diesem Augenblick schon ein überwundener Standpunkt.

So leicht M. H. damals schon Verse schrieb, die Anfangsgründe der exakten Wissenschaften blieben ihm jedoch eben so sehr eine terra incognita. Es ist so eigenthümlich, daß die deutschen Dichter so selten Mathematiker sind, während die romanischen nebst der Poesie ganz insbesondere Mathematik kultivirten.

Schon in Bunzlau warfen die Ziffern den Schatten voraus, der sich in der „Philosophie" zu Prag um das Haupt des jungen Poeten legte, von welchem Professor Jandera — der Schrecken aller Prager Poeten — Meißners, Horns, Bachs — stets zu sagen pflegte: „Hartmann Moritz von Mathematik keinen Begriff."

M. H. hatte im Jahre 1838 das Gymnasium absolvirt und kam in demselben Jahre in die philosophischen Studien nach Prag.

Abermals hatte sich der Kreis der Anschauungen in dem schönen jungen Manne erweitert. So sehr ihm dort Leopold Kompert fehlte, so mächtig drängte es ihn wieder nach einer ähnlichen Beziehung, und er hatte sie schnell gefunden. Kastor mußte sich einen neuen Pollux erkühren, und er fand denselben in Alfred Meißner, und abermals war ein Dioskurenpaar installirt, und es bildete sich eine ideale Freundschaft, die sich in jahrelanger Fortdauer erhielt. Auch Meißner stand damals in den ersten Vorfrühlingstagen literarischer Bestrebung, aber es gährte und brauste Alles in ihm. Es war der „Kampf der Titanen" in ihm zum Ausbruch gelangt, den er als Gedicht in Grafen Schirnding's Taschenbuch niedergelegt, während noch sein erstes Gedicht: „Der alte Waidmann" mit den überkommenen Traditionen der schablonenmäßigen Ballade nicht gebrochen hatte. Ganz anders war es mit dem seinem Freunde vorangereiften, um ein Jahr älteren M. H. bestellt, der auch um einige Monate früher das Glück genoß, sich gedruckt zu sehen.

Eine merkwürdige Klarheit kennzeichnete schon seine ersten Produkte. Diese Frühreife hatte ein stetiges, keineswegs rapides oder springendes Vorwärtsschreiten der künstlerischen Entwickelung zur Folge, während sich bei Meißner später frappante Uebergänge und glänzende Fortschritte wahrnehmen ließen.

M. H. brachte schon vom Gymnasium her — wie vorerwähnt — eine bedeutende Kenntniß moderner Poesie, ein kräftiges Bewußtsein seines poetischen Vermögens und eine helle und freudige Anschauung des Lebens mit. Bei Meißner herrschte mehr damals ein brütender Geist, er las allzubald Lord Byron und zog von ihm an.

M. H. — in dieser Zeit seinem Freunde überlegen, erwies sich daher auch als sein erster Kritiker.

An Rudolf Glaser — dem Redakteur von „Ost und West" — hatten die jungen Manuskriptpoeten ihren ersten liebevollen Mäcenas gefunden.

Er rieth ihnen väterlich, womit sie zuerst in die Oeffentlichkeit vortreten

sollten. Wie freute es M. H., sich schon im Jahre 1838 neben berühmten Namen der großdeutschen Literatur, neben Friedrich v. Sallet, Friedrich Rückert, Leopold Schefer, L. M. Fouqué gedruckt zu sehen. Sein erstes Debüt in „Ost und West" bestand zwar in der Darbietung eines bescheidenen Veilchens, es war aber eben ein erstes. Es hieß „der Drahtbinder" und war einem slavischen Liede nachgebildet.

Die jungen Leute deutscher Bestrebungen waren dazumal von einer Menge Slavophilen umlagert, welche sich Sympathien für ihre nationalen Volksweisen bei ihnen zu gewinnen suchten.

M. H. schildert in diesem zuerst abgedruckten Gedichtchen die elegische Liebe eines Drahtbinders, da ihm sein von Edelmännern umworbenes Mägdlein untreu geworden ist.

Es lag damals in der Tendenz von „Ost und West" — zwischen dem deutschen und slavischen Element einen regen Verkehr anzubahnen und gewissermaßen einen Austausch geistiger Schätze zu bilden.

Seltsamer Weise stand also schon in der ersten Schaffensstunde Hartmanns für slavische Stoffe so empfängliches Herz auf der Seite jener Talente, welche übertragend nach slavischen Mustern schufen.

Dies kleine erste poetische Veilchen, gepflückt im Walde von Duschnik, erklärt gewissermaßen im Embryo die Neigung des Dichters, sich mit den tschechisch-nationalen Elementen zu verbinden und für sie ein geneigtes Ohr, einen geneigten Liedermund zu besitzen.

Dies erste Veilchen Hartmann'scher Muse ist der Vorfrühlingshauch für die schwüle Sommergabe — für den Blumenstrauß: „Kelch und Schwert."

Dieser Blumenstrauß mag von unläugbarer Farbenpracht sein, aber er ließ uns stets kalt wie alles Exotische, da er dem deutschen Bewußtsein so wenig heimischen Duft bietet. Wir werden auf seine Schätzung noch später zurückkommen.

Mächtiger ergriff schon als jener „Drahtbinder" — ein Gedicht, das übrigens auch schon im Originale schwache Pointen besaß, das durch seine sinnige Naturbetrachtung zu hohen Erwartungen für den aufkeimenden Lyriker berechtigende Gedicht: „Der Frühling", welches „Ost und West" im Jahrgang 1841 brachte. Dieses Gedicht sowie der in demselben Jahrgang erschienene Erguß: „An Bettina", das wie eine Minerva aus des jungen Dichters Haupte hervorsprang, dann ein Sonettenkranz: „Idole" und ein meditirendes Gedicht: „Gestalten der Einsamkeit" — sind, wenn auch noch nicht recht deutsch gedacht und empfunden, doch mindestens kosmopolitisch.

Da diese Gedichte im Jahre 1840 entstanden waren, so müssen sie wegen ihrer bereits gediegenen Form als die Versuche eines neunzehnjährigen Jünglings Beachtung verdienen, „der schon etwas für die Unsterblichkeit zu thun" sich bemühte.

M. H. kam durch seinen Prager Aufenthalt schon als Student in lebhaften Kontakt mit vielen gleichzeitig strebenden Geistern.

Da gab es Bernhard Brühl — damals noch Dichter — später vergleichender Anatom, Friedrich Bach — den zarten Sänger der „Sensitiven", — der in Dravitza allzu früh starb, David Kuh — den geistvollen und feurigen Vertreter deutscher Interessen, Dr. Siegfried Kapper, den trefflichen Uebertrager serbischer Volksgesänge, der, wie er nachgerade zwischen den Offenbarungen der Poesie und der Prosa schwankte, einmal auch zwischen Produktionen der deutschen und böhmischen Sprache oscillirte, Max Schlesinger, den nachmaligen beliebten Feuilletonisten. Der engere Kreis schloß sich täglich in dem Kaffeehaus zum rothen Herzen in der Zeltnergasse fester zusammen: Hartmann, Meißner, Brühl, Bach, zuweilen stieß auch der hochbegabte stürmische Uffo Horn zu ihnen, wenn

er eben, seiner Idylle zu Trautenau müde, nach Wien, Hamburg, Berlin oder Dresden reiste oder von dort heimkam.

An ursprünglicher Begabung überragte Ulfo Horn wohl Alle. Er war nicht so brütend wie Meißner, nicht so tief angelegt wie Hartmann, nicht so sinnig wie Bach. Seine Freunde nannten ihn auch zuweilen „oberflächlich", aber er gebot über eine ursprünglich sprudelnde Ader wie Keiner von ihnen. Mit Hartmann's lobenswerthem Fleiße, mit Meißners grübelnder Zähigkeit hätte er Beide wohl im Erfolg übertroffen.

Die jungen Dichter waren aber damals noch angestrengte Studenten, von Konditionen überbürdet war M. H.

Meißner hatte gleichzeitig mit M. H. philosophische Prüfungen abzulegen. Wie vorher Horn ging auch Meißner an Jandera's Kegelschnitt zu Grunde, doch M. H. lebte heiter wie Egmont dem Tage der Prüfung bei Jandera entgegen, der ihn mit schrecklichen Verhängnissen treffen sollte. Wie oft warfen die jungen Dichter — gemeinschaftlich sich zu den Prüfungen vorbereitend — die „Explikationen" hinweg und sprachen von ihren Plänen zu Tragödien und Epen. Die ersteren gingen gar nicht in Erfüllung, die letzteren dagegen sehr bald. M. H. bestand gleichfalls nicht wie man damals vorauswußte, das Examen in der Mathematik und mußte sich auf ein zweites vorbereiten.

Inzwischen lag er während dieser Vorbereitungszeit seinen dichterischen Schöpfungen ob und lebte in einer heiteren Gefühlswelt, die in seinen ersten Liebesliedern erklang.

Doch er wurde vor der Grauen erregenden schwarzen Tafel Jandera's, dessen Kreide und Schwamm den nervösen Dichter idiosynkratisch berührte, auch ein zweites Mal geworfen.

Nun blieb ihm kein anderer Ausweg offen, als Prag zu verlassen und nach Wien zu übersiedeln, wo es keinen Jandera gab.

Die Beziehung zu „Ost und West", dessen Gründer M. H. auch in der Ferne freundlich und dankbar gesinnt blieb, brachte ihn auch mit vielen andern Schriftstellern Prags in Berührung, mit Ludw. Ritter v. Rittersberg, einer Amphibie zwischen deutscher und böhmischer Literatur, mit dem reklamlustigen politischen Schriftsteller Grafen Schirnding, mit dem etwas jüngeren, im Jahre 1828 geborenen Wilhelm Wiener, jetzt Eigner des neuen Fremdenblattes in Wien, mit dem geistreichen Josef Bayer, jetzt Professor am Polytechnikum in Wien, mit dem gleichfalls nunmehr nach Wien übersiedelten Polyhistor und Aesthetiker Dr. Ambros, mit dem vor ihm nach dem „Capua der Geister" gewanderten eminenten Musikkritiker Dr. Eduard Hanslik, mit dem slavischen Publicisten Wilhelm Gabler, mit Dr. Philipp Goldberg, dem medicinischen Satyriker, und mit Dr. Johann Spielmann, derzeit praktischem Arzte in Tetschen. Mehr minder flüchtige Berührungen waren mit W. A. Gerle, damals dem Nestor der Prager Literatoren, Professor Ant. Müller, dem kritischen Lucian Prags, Bernhard Gutt, dem genialen Referenten der „Bohemia", mit Julius Gundling, dem damals angehenden Novellisten, den Gebrüdern Grünes (Lothar und Jarno) und mit dem Herausgeber der „Libussa" Paul Aloys Klar geboten, dessen Taschenbuch M. H. in manchem Jahrgang bereicherte. Der von 1842 enthält die schönen reflektiven Terzinen: „Abt Vogler", der von 1843 die tiefsinnige Ballade von einem arabischen Meister, welcher für die „Gothik" den deutschen Wald studierte, die Jahrgänge von 1843 und 1845 lyrische Gedichte, denen wir in den „Zeitlosen" wieder begegnen.

Durch die Uebersiedlung nach Wien war abermals Kastor von seinem zweiten Pollux getrennt worden.

In Wien erweiterte sich abermals sein Kreis von literarischen Freunden. Er lernte die Koryphäen des Wiener Parnasses kennen. Mit Lenau entspann sich

eine freundschaftliche Beziehung, die einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sein poetisches Schaffen übte. Seine aus dieser Zeit stammenden lyrischen Gedichte tragen den Lenau'schen elegischen Hauch, und seine Epik neigte sich wie bei Savonarola den religiösen Reformatoren zu, wie dies aus der Stoffwahl von „Kelch und Schwert" deutlich hervorging.

In Wiens erstem Aufenthaltsjahre war es indeß dem jungen Poeten schwer, seine Flügeln freien Schaffens voll und ganz zu entfalten. Der noch nicht ganz zwanzigjährige Student ward Erzieher, und er nahm diesen Beruf nicht etwa spielend wie die Einen oder gar pflichtmäßig trocken wie die Andern, sondern ganz pädagogisch auf. Auch später lag er noch hie und da dieser schweren Erziehungskunst mit ganzem Herzen ob. Die Menschen, deren Charakter M. H. geformt, hatten sich stets einer edlen Prägung zu erfreuen und erhielten sich bis in ihre spätesten Jahre nicht bloß die Achtung vor ihrem Erzieher, sondern, was noch weit mehr ist — „vor den Idealen des Lebens", wie sein bester Freund Ludwig Bamberger in einem Feuilleton hervorhebt.

Im Herbst 1843 war M. H. mit seinem Freunde Meißner nach langer Trennung zu einem Rendezvous in Budweis zusammengetroffen, Beide planten damals ihre epischen Gesänge, Hartmann seinen Gesang „Kelch und Schwert", Meißner seinen „Cizka".

Doch war das erstere Werk schon weiter vorgeschritten. Die Beiden machten sodann eine Sängerfahrt auf der Donau von Linz nach Wien und Hartmann begleitete Meißner streckenweise auf seinen ferneren Reisen nach Italien. Der drückenden Censurverhältnisse müde mochten die Dioskuren schon damals beschlossen haben, einen gemeinschaftlichen Aufenthalt außer Oesterreich zu wählen.

In Wien war es auch Karl Beck, der auf das biegsame Talent M. H's. nicht ohne Einfluß geblieben ist. Die Art und Weise, wie der Letztere Volksscenen seines Heimatlandes schilderte, wie dies z. B. in dem Gedicht: „Die böhmischen Bauern" der Fall ist, erinnert in Kolorit und Behandlung gar sehr an die Beck'schen Balladen, die dem Volksleben Ungarns entstammen. Karl Beck hatte zwar damals noch nicht die „Lieder vom armen Manne" gedichtet — in denen er sich als Socialpoet entpuppte, aber manches damit Verwandte war bereis zu der Zeit entstanden, wo er mit M. H. verkehrte. Als ein treuer Genosse hatte sich der Deutschmagyare Szarwadi zugesellt, mit unserm Dichter bereits in Prag am vertrauten Fuße stehend und in späteren Jahren wieder mit ihm in Paris verkehrend. Auch zu Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben, dem berühmten Gelehrten und Anhänger Herbarts, entstand eine nähere Beziehung, die beiderseits fruchtbringend war. M. H. war eine von Anbeginn sehr harmonisch angelegte Natur, die auf den Verfasser: „Zur Diätetik der Seele" ebenso anregend wirken mußte, als Feuchtersleben umgekehrt auf unsern jungen Poeten, denn der exakte Aesthetiker beschäftigte sich Jahre lang und eingehend mit einem Kanon der poetischen Formen, in welchem er vorzugsweise für die Regeln des Wohlklanges durch eine bewußte Anhäufung der Selbst- und Mittellaute und für das Wirkungsvolle der Onomatopöien plaidirte. Außerdem verkehrte M. H. gerne mit Josef Rank, dem ursprünglichen Böhmerwaldsdichter, und mit Ludwig August Frankl, dem feurigen dichterischen Geiste und Lebemenschen, der in dem von ihm geschaffenen Organe: „Die Sonntagsblätter" um diese Zeit zu Wien die dichtende Jugend um sich geschaart hatte, wie Rudolf Glaser zu Prag.

In das Jahr 1844 fiel auch die erste größere Reise unseres Dichters durch Oesterreich, Italien, die Schweiz und das südliche Deutschland.

In demselben Jahre rieth ihm Lenau, seine Gedichte, denen er eine reiche Verbreitung vorhersagte, zur Oeffentlichkeit zu bringen, was Hartmann auch that. Zuerst erschien zu Leipzig — vielleicht nicht ohne Anempfehlung Lenau's — das größere Gedicht „Kelch und Schwert" (1845).

Es steht dies Gedicht in der Wahl des Stoffes und in seiner nicht blos freiheitlich, auch national pointirten Tendenz auf einem Standpunkt des nationalen Dualismus, wie er heut zu Tage bei einem deutsch-böhmischen Dichter gewiß nicht mehr vorkommen wird.

Auch Karl Egon Ebert, der gefeierte Nestor deutsch-böhmischer Dichter, erkor sich zum Vorwurfe eines Epos, das seinem Namen in Deutschland einen weit verbreiteten Wiederhall erweckte, einen tschechisch-nationalen Stoff, die Kämpfe des Mannweibes „Wlasta."

Allein K. E. Eberts Schaffen war zunächst in episch ruhiger Ausbreitung darauf gerichtet — wie das Vorwort des Werkes darlegt — der Sage einen allgemein socialen, allgemein menschlichen Charakter zu verleihen, der insbesondere darin gipfelte, das Frevelhafte jener Heldenfrau tragisch zu rächen, die, alle Gesetze menschlicher Natur verläugnend, ein blutiges Handwerk trieb und sich zur Führerin des böhmischen Amazonenheeres aufschwang. Ebert tritt an seinen Stoff nicht ohne jene auch dem deutsch-böhmischen Dichter zur Ehre gereichende Heimatsliebe heran, welcher er in dem Eingange des Epos durch die mit Recht populär gewordenen ersten Strophen des Epos einen so schwunghaften Ausdruck verlieh. Allein das Werk macht an keiner Stelle den Eindruck, als sei es zur Verherrlichung specifisch tschechischer Helden geschaffen.

Anders ist es bei Meißner, anders bei M. H. Meißner's Čizka — ein später zur Oeffentlichkeit gelangtes Werk als „Kelch und Schwert" — betont vornehmlich den tschechisch-nationalen und demokratisch-socialen Charakter der Hussitenzeit. Es geschieht in einer Weise, daß eigentlich den Fourieristen und Communisten Frankreichs der Morgenstern und der Dreschflegel in die Hand gedrückt werden.

Nicht zu läugnen ist eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen allen Sektierern auf religiösem und socialen Gebiete, allein Meißners „Čizka" versetzt uns zu absichtlich nach den Tendenzen des Communismus, und wir spüren es gar wohl, daß seine Hussitengestalten die anachronistisch in die alte Hussitenform gezwängten modernen Sektierer Frankreichs sind.

Mehr gemines Leben haben die Gestalten in „Kelch und Schwert." Auch dem Dichter dieses Werkes war es darum zu thun, für Ideen politischer und socialer Freiheit in kecker Weise Propaganda zu machen.

Allein er bedient sich dazu der nationalen Agitation, die Ruhe des Epikers vermissen wir in seinem Werke. Begriffen wir schon vor dem Jahre 1848 jene einem deutschen Dichter in Böhmen nicht gut anstehende Rabies nicht, in welcher sich seine poetische Begeisterung mit den Fanatikern des tschechischen Nationalismus identificirte, so ist uns diese Erscheinung nach dem Jahre 1848 völlig unverständlich geworden und hat Aehnlichkeit mit einem Attentat auf sich selbst, mit einer Schmähung des echt deutschen Charakters.

In diesem Sinne wird es dem deutschen Geiste, dem deutschen Gefühle schwer, sich für die poetischen Schönheiten dieses Erstlingswerkes genußfähig zu erhalten.

Begeisterung, Frische der Schilderung, scharfe Pointen, ein gewisser kühner Griff auch nach den allgemein menschlichen Seiten sind Eigenschaften, welche diesem Erstlingswerke nicht abgesprochen werden dürfen. Ein gerundetes festgeschlossenes Epos ist es keineswegs und wollte auch nicht dafür gelten. Allein stellenweise überrascht uns ein trefflicher Balladenton, wie er uns noch reiner in manchem späteren Werke des Dichters anklingt.

M. H. ist durch dieses zuerst im Jahre 1845 erschienene Werk ein Martyrer nicht seiner Ueberzeugungen, aber seiner Selbsttäuschungen geworden, die er schon im Jahre 1848 bereute, in welchem er sich als Abgeordneter von Leitmeritz an die Seite der Deutschen stellte.

Dieſes poetiſche Erſtlingswerk galt nicht bloß als eine literariſche, ſondern auch als eine politiſche kühne That.

Das Buch drang in immer weitere Kreiſe und erlebte drei Auflagen, zwei in wenigen Monaten.

Die dritte erſchien im Jahre 1851 in Darmſtadt. Die Prognoſe Nikolaus Lenau's iſt ſomit eingetroffen, und M. H., der im Jahre 1844 mit Alfred Meißner in einer Dachſtube zu Leipzig an „Kelch und Schwert" die letzte Feile angelegt hatte, fand ſich bald in dieſer Richtung belohnt.

Noch größere Erfolge hatte Meißner's ſpäter erſchienener „Čižka", der an 20 Auflagen erlebte.

„Kelch und Schwert", ein Gedicht, welches den reformatoriſchen Ideen in Kirche und Staat kurz vor dem Jahre 1848 einen ſo weiten Spielraum gab, wurde von dem in der Wiege bereits konſtitutionellen, namentlich aber von dem reformatoriſchen Deutſchland mit einem weitverbreiteten Intereſſe begrüßt. Die Huſitenzeit, ein Vorläufer der reformatoriſchen Bewegung, war eine in Deutſchland darum noch gerne betrachtete Periode, weil man ſich damals im großen Publikum die antideutſchen Tendenzen derſelben noch nicht klar zu machen verſtand. Nun iſt der Standpunkt ein anderer geworden, ſeit Hiſtoriker von hoher Bedeutung die Wurzeln dieſer nicht bloß religiöſen, ſondern auch nationalen Bewegung, welche die Vertilgung des deutſchen Elementes in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Schule und ſocialem Leben bezweckte, bloßgelegt haben.

M. H. ahnte es wohl nicht, daß ihm aus ſeinem „Kelch und Schwert" durch die Metternich'ſche Politik ein Martyrthum erwachſen werde.

Selbſtverſtändlich war, daß ein ſolches Buch nicht unter öſterreichiſcher Cenſur erſcheinen konnte; allein daß der Verfaſſer desſelben der Gegenſtand eines ſtrengen Perſonalproceſſes werden würde, lag außer dem Erwartungskreis des Autors.

Das Verbot, womit die Schrift belegt worden war, konnte ihr nur, wie es damals immer geweſen, zu einem größeren Succeß verhelfen. Eine Gloriole des perſönlichen Martyrthums lag vielleicht nicht in dem Wunſche des jungen Mannes. Im Jahre 1847 begab ſich daher der Dichter arglos in ſeine Heimat.

Die Prager Polizeidirektion, damals noch vom Geiſte Sedlnitzky's beſeelt, verfolgte ſofort den Autor, und das Schickſal eines Kriminalproceſſes wäre unweigerlich die Folge ſeiner Rückkehr in die Heimat geworden, wenn nicht die Februar- und Märzrevolution eine Art natürlicher Amneſtie in dieſer Richtung herbeigeführt haben würde.

M. H. ſah ſich nunmehr in den ſtürmiſchen Märztagen, die er mit ſeinem Freunde Alfred Meißner in ſeiner Studienſtadt Prag zugebracht hatte, von jeder weiteren Verfolgung von Seite ſeiner Heimatsbehörden befreit.

Der Prager Schriftſteller- und Künſtlerverein: „Concordia" gab im Februar damals einen pompöſen Maskenzug, bei welchem ſich Meißner und Hartmann betheiligt hatten, der Letztere fiel durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung und ſeines Koſtümes auf. Er ſtellte — wenn ich nicht irre — Guttenberg vor. Da kam noch in derſelben Faſchingsnacht die Kunde von der Flucht Louis Philipps mit dem Telegraphendraht herüber und fiel wie eine Bombe in den Mummenſchanz der Künſtler und Schriftſteller, die ſich damals unter ſchmückenden Waffen befanden.

Von dieſem Moment an hatte ſich M. H. der politiſchen Bewegung des Tages angeſchloſſen. Er trat in das Korps der „Concordia", da die Künſtler und Schriftſteller eine Elitenabtheilung der raſch entſtandenen Nationalgarde bildeten.

Er rief mit andern Autoren eine Verſammlung aller Schriftſteller in das Leben, um über die Haltung der heimiſchen Preſſe nunmehr zu berathen.

Nicht jenes roſig heitere Gefühl lyriſcher Entzückung, welches die Märztage des Jahres 1848 zum größten Theile beſeelte, empfand jedoch damals M. H.

Der Empfindung ſeiner Freude über das Zuſammenbrechen abſolutiſtiſcher

Satzungen gesellte sich ein Beigeschmack der Verbitterung zu und eine leidenschaftliche Erregung, wie sie bei der sonstigen maßvollen Individualität des Dichters selten wieder zum Ausbruche gelangte. M. H. wurde in den damals gebildeten Nationalausschuß gewählt.

Eine festere politische Wirksamkeit entwickelte jedoch erst dieser für Reformen begeisterte Schriftsteller im Jahre 1849, als ihn der Leitmeritzer Kreis in den Frankfurter Reichstag gewählt hatte.

Es ist natürlich, daß dieses Jahr in literarischer Beziehung, je mehr sich der Autor als Parlamentsmann den Tagesfragen zuwandte, steriler ausfallen mußte.

Die unmittelbare Frucht dieser Tage war die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", eine politische Tendenzschrift im strengsten Sinne des Wortes, ein Schiboleth der Linken des Frankfurter Tages.

Durch die ätzende und zersetzende satyrische Tendenz dieses Büchleins mußte sein poetischer Werth in den Hintergrund treten, wiewohl sich diese populären Reimsprüche bei allen Parteien der zahlreichsten Leser erfreuten. Mit schonungsloser Schärfe geißelt M. H. in der Reimchronik von seinem Standpunkt alle Mißstände und Verkehrtheiten, welche die Bestrebungen zur Einigung und politischen Befreiung Deutschlands so kläglich scheitern ließen. Mit beißender Lauge werden darin alle halben Politiker der Pauluskirche übergossen und die vorzüglichsten Führer des Reichstages satyrisirt. Die heftigsten Schwertstreiche werden gegen die rechte Seite und das Centrum geführt, wiewohl sich der Guerillaskrieg des Autors auch bis in die Reihen seiner Freunde erstreckt.

Einen Anspruch auf Fortdauer hat dieses Buch wohl nicht zu gewärtigen, da es eine mit dem Tage versunkene Tendenzschrift ist, aber sie prägt eine Seite unseres Autors scharf aus, die Begabung für satyrische Poesie, die ernster und sittenreiner sich erweist als die Heine'sche Muse, aber nicht selten im Kolorit an dieselbe erinnert.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesem Werke — darum sei es hier sogleich genannt — bildet das zu Leipzig im Jahre 1851 erschienene Idyll: „Adam und Eva" in sieben Gesängen. Müde des Kampfes am Felde der Tagespolitik hat sich der Dichter auf das streng abgeschlossene Gebiet jener Idylle geflüchtet, zu welcher Voßens „Louise" und Göthe's „Hermann und Dorothea" das Musterbild gab. Es ist wie diese Werke in Hexametern geschrieben, die ein deutsch-böhmischer Dichter Karl Egon Ebert vor ihm in seinem „Kloster" auf so ausgezeichnete Weise gehandhabt hatte.

Hier ist keine Spur jener tumultuarischen Erregung zu finden, welche sich in den früheren Werken des Dichters gespiegelt, und in welchen das ruhlose Blut des Politikers hin und her wogte.

Wie bei „Herrmann und Dorothea" muthet bei „Adam und Eva" jene Seelenruhe und jenes Wiedergeben wirklichen Lebens und Webens in so hohem Maße an, wie es eben nur dem wahren Epiker eigen ist, wenn er nicht blutige Heldenthaten oder tragische Momente der Geschichte besingt.

Dieses Gedicht scheint psychologisch dem Bedürfnisse der Seele entsprungen gewesen zu sein, wieder einmal eine Poesie zu schaffen, die um ihrer selber Willen entstanden ist und den aufgeregten Tendenzen des Tages am fernsten steht.

Auch scheint gerade den Verfasser der Versfuß des Hexameters angezogen zu haben, den er darin zum ersten Male geübt.

Das Jahr 1849, dem wir die Entstehung dieses Gedichtes zuschreiben müssen, war für M. H. ein äußerst bewegtes gewesen, da er sich mit stürmischer Hast in die hochgehenden Wellen der gährenden Zeit stürzte.

Als Verfasser der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" vermochte er noch einmal in der Eigenschaft des politischen Schriftstellers die Feder zu führen.

Es kamen aber bald verhängnißvolle Tage für den Dichter, indem er die Barrikaden bestieg und mit Robert Blum zu Wien gemeinsame Sache machte.

Mit genauer Noth entzog er sich durch Flucht der Vollstreckung des über ihn verhängten Todesurtheils.

Ein zweites Mal hatte er sich also für seine Heimat unmöglich gemacht, ein zweites Mal belastete er sich mit der Martyrkrone der Verbannung, ein zweites Mal mußte er in der Schweiz und in Paris sich eine zweite Heimat begründen helfen. Und als hätten diese Erfahrungen ihn regenerirt, gaben sie ihn alsbald wieder dem tieferen Kernpunkte seines Wesens und Seins — dem poetischen Schaffen in intensiverer und extensiverer Weise zurück.

Ab und zu noch betheiligte sich in späteren Jahren M. H. an politischen Tagesfragen, aber maßvoller als ehedem und gewiß nicht in der Absicht, sein politisches Leben weiter zu führen und sich an demselben in hauptsächlicher Weise auch schriftstellerisch zu bethätigen.

Seine Berichte vom Schauplatze des Krimkrieges, die er für die „Kölner Zeitung" geschrieben hatte, liefern einen Beleg für das oben Gesagte.

Die Poesie als *solche*, die Kunst war nunmehr auf den Pfaden der Resignation seine treue Begleiterin geworden. Hier hatte er von seinen ewigen Idealen noch nichts eingebüßt. Geläutert, gereinigt ging er aus dem politischen Tageskampfe hervor, um jetzt erst als Poet sein Allerschönstes zu dichten, weßhalb wir auf seine nachfolgenden poetischen Werke noch tiefer einzugehen gedenken.

Nach all den furchtbaren Katastrophen der politischen Verfolgung und des politischen Martyrthums hatte der Verfolgte, hatte der Flüchtling sich eine derartige Unbefangenheit und Sammlung des Geistes zu bewahren gewußt, daß so zu sagen noch auf der Flucht die reizendsten *epischen Geistesblüthen* entstanden sind, die uns der Verewigte überhaupt geboten.

Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, wenn wir nicht etwa die Wirkung des geistigen Gegendrucks annehmen wollen, daß ein Poet, der noch vollgefüllt war von den Schauern eines gegen ihn geschleuderten Todesurtheils, welcher müdegehezt war von täglicher Verfolgung, müde des welken und theilweise blutgetränkten Lorbeers einer besiegten Tagespolitik — daß solch ein Mann im heitersten freiesten Fluge, für fern gelegene Stoffe begeistert, in ruhiger Klarheit *Episches* zu produciren vermochte.

M. H. war eben von Österreich aus und nach der Katastrophe des Stuttgarter Rumpfparlaments als flüchtiger Reichsbote auf der Reise durch die Schweiz und durch Frankreich im Jahre 1849 begriffen und dem Wehrlosen, dem Bedrängten fielen so zu sagen die schönsten epischen Erzählungen zu Boden, die er soeben geschaffen hatte.

Ein intelligenter Verleger, Leske in Darmstadt (1851), hob sie aber auf und brachte sie der Welt als eine Zierde der deutschen Literatur.

Diese größte Offenbarung unseres Dichters ist ein Cyklus poetischer Erzählungen, die er „*Schatten*" betitelt hat. Warum eben Schatten? Enthielten sie nicht eben so viel Licht? —

Vielleicht darum, weil diese Geschichten doch tragisch enden oder ihr Grundcharakter doch Wehmuth ist. Unter diesen schönen epischen Gestaltungen unwiderleglich die schönste — weil auch die *deutscheste* — ist „*Louise von Eisennach.*"

Es ist die alte Geschichte vom gebrochenen Frauenherzen, die ewig wahr bleibt. Es geht daran zu Grunde, daß der kalte und herbe Ahnenstolz eines Fürsten von Eisennach über seine Tochter Louise Gericht hält, weil eben nur ein Ritter zweiter Kategorie der Gegenstand ihrer Liebe ist.

Diesen mittelalterlichen, banalen Stoff wußte aber der Dichter mit einem poetischen Reiz der Behandlung zu übergießen, wie er dies Gedicht zu einem Meisterwerk ersten Ranges stempelt. Der Vers wiegt sich wie eine Libelle über

Blumenkelchen und die pathetiſchen Stellen erheben ſich darin zu wahrhaft dramatiſcher Energie.. Wie ſchön, wie echt weiblich die Stelle, die Louiſen kennzeichnet:

„Leb' wohl mein Fürſt und gehe nicht zu hart mit ihrer holden Jugend, mit ihrer Liebe ins Gericht, denn Liebe iſt des Weibes Tugend, des Weibes Glanz und Ruhm und Pflicht."

Das Topiſche — die Wartburg und ihre Umgebung — iſt trefflich gemalt, trefflich geſchildert, wofür unbedingt dem Dichter die Palme gereicht werden muß. Dies Produkt iſt noch eine Eingebung des holden Maimonds 1849 und zu Frankfurt geſchrieben, alſo noch weit vor den ſtürmiſchen Oktobertagen Wiens, in deren Strudel ſich M. H. geſtürzt hatte.

Dagegen minder befriedigt ſchon die zu Genf 1849 geſchriebene poetiſche Erzählung: „Batthiany."

Der Dichter ſchildert den edlen Grafen in dem Moment, bevor er zur Richtſtätte tritt, und wo er ſich ſoeben den Dolch geben will. Es iſt daher das Ganze ein Selbſtmordmonolog und im ſpäteren Verlaufe der Monolog eines Gerichteten. Was ſoll aber die Betonung der deutſchen Trommel bei dem Hochgericht? —

Wie ſich gewiſſer Maßen in dieſem Gedicht theilweiſe die eigene Situation des Verfaſſers ſpiegelt, ſo iſt es auch mit der dritten Erzählung: „Die Verbannten von Locarno" der Fall.

Man verſpürt es, daß dieſe Verherrlichung religiöſer Flüchtlinge zu Montreux (1849) ein politiſcher Flüchtling geſchrieben habe. Die verbannte Sekte begehrt vor Zürichs Thoren Einlaß und erhält nicht bloß dieſen, ſondern auch in liebreicher Weiſe noch Duldungs-, Anſiedlungs- und Heimatsrecht. Aus Bürgersmund tönt die tröſtliche Kunde:

„Ihr habt ein Vaterland verloren, Ihr habt ein Vaterland gefunden!"

Das vierte Stück dieſer Sammlung: „Kalotas, der Bund der Gleichen", das ſeltſamer Weiſe von einem Literarhiſtoriker ſehr hoch gehalten wurde, iſt ein viſionäres und nahezu myſtiſches Phantaſieſtück, ein Plaidoyer für eine ideale Brüderlichkeit, wo der Held mit einem Genius in dieſem Sinne Zwieſprache hält. Da unſeres Dichters Natur durchaus klar angelegt iſt und ihm Alles näher ſteht als eine ſeraphiſch vom religiöſen Myſticismus angehauchte Verhimmelung, iſt ihm folgerichtig dieſe Pieçe viel minder gelungen. Offenherzig müſſen wir geſtehen, ſie auch nicht einmal verſtanden zu haben.

Wahrhaft klaſſiſch kann aber wieder die fünfte Erzählung des Buches „Sackville" genannt werden. Sie erinnert im Kolorit und der Klangfarbe an die poetiſchen Erzählungen Walter Scotts, mit welchem auch die Aehnlichkeit Scott'ſcher Schauplätze vorhanden iſt. Mit Rembrandt'ſchen Lichteffekten ſtattet M. H. ſeinen Helden Sackville aus. Er ſoll ſich eben mit Brüce im Kampfe meſſen, dem er nicht verzeihen kann, daß er anzüglich von einem Ritte geſprochen, auf dem Sackville Eliſabeth, die flüchtende Königstochter Englands, die Gemalin des Winterkönigs, nach der Schlacht am weißen Berge in Gewahrſam gebracht.

Bevor Sackville mit Brüce zum Duelle geht, erzählt er am Rendezvousplatze der Blüthe des Ritterthums ſein ſittenreines Abenteuer. Die Art dieſer Erzählung iſt unübertrefflich. Seine partheiiſchen Empfindungen für die Schwärmereien eines unabhängigen Böhmens kann jedoch M. H. hier noch ebenſo wenig verwinden, als in „Kelch und Schwert." Indeß ſchließt dieſe meiſterhaft behandelte Erzählung doch nur wie eine Epiſode, weil der Dichter dem vorbereiteten Duelle, welchem Seitens des Leſers mit begreiflicher Spannung entgegengeſehen wird, am Schluſſe des Gedichtes keine ganzen drei Zeilen widmet: „Und es wurde das Thal der Schauplatz bald einem tödtlichen Leide, Sackville und Brüce —

sie fielen Beide." — Dieses prächtige epische Gebilde schuf Moriz Hartmann schon im Jahre 1850, wo er in Paris angelangt war.

Zwischen diese Erzählungen schob er noch ein paar lyrische Tagebuchblätter unter der Ueberschrift: „Intermezzo", eine reiche Serie theils wehmüthiger, theils glühender, theils selbst ironisirender Liebesgedichte, deren größter Vorzug die Reinheit der Form und eine nahezu Göthe'sche Durchsichtigkeit ist. Es sind deren drei und dreißig, auch einige reizende Nachdichtungen nach Petöfi.

Betrachten wir die meisterhafte Abrundung der epischen Gestalten in den „Schatten", so müssen wir zugestehen, daß sie einen offenbaren Fortschritt gegen die unruhigen und nur allzu leidenschaftlich bewegten Erscheinungen in „Schwert und Kelch" bekunden.

Wir können dem Poeten um so weniger auch subjektiv über dies Werk unsere Bewunderung versagen, als dasselbe eine fabelhafte Beherrschung seiner Selbst voraussetzt. Jeder andere Poet von geringerer Entschlossenheit würde es nicht über sich gebracht haben, in dem Augenblick, wo noch die schrecklichsten Erfahrungen eines Verfolgten in der Seele nachzittern müssen, sich so idealen Dichtungen in die Arme zu werfen.

Wir können hier rückhaltslos konstatiren, daß diese Erzählungen das hervorragendste Talent unseres Dichters, nämlich seine epische Seite bewahrheiten.

Die Kunst, schön und maßvoll zu erzählen, hatte ohnedies M. H. in so hervorragender Weise, daß seine Freunde sie als seine liebenswürdigste Eigenschaft auch im Leben schätzten.

Diese wuchs selbstverständlich mit den Jahren, nachdem diese nirgends ruhende Ahasverusnatur bereits die halbe Welt durchreist hatte.

Allenthalben, wohin er sich wandte, brachte dieser fein beobachtende Geist stets neue Anregungen mit. Wir können nicht allen seinen Werken, all seinen touristischen Pfaden folgen, die vom Jahr 1850 ihn erst recht in das Weite führten. Wir wollen eben nur diese Vorgänge, soweit sie mit der poetischen Produktion im unmittelbaren Zusammenhange standen, ins nähere Licht stellen.

Schon im Jahre 1850 durchwanderte M. H. Frankreich, England, Irland und Schottland, und verbrachte die Wintersaison auf 1851 in Paris. In diesem Jahr bereiste er die Provence und Languedoc, was den Niederschlag eines reizend geschriebenen „Tagebuchs" gab. 1852 ging er nach der Bretagne und das nächste Jahr abermals nach England. Bekannt ist, wie er sich sodann nach dem Orient eingeschifft hatte, und erst im Jahre 1855 als ein kranker Mann nach Paris kam, bekannt, daß seine poetische Thätigkeit in diesen Jahren zeitweise durch eine Nebenbuhlerin — die Publicistik — unterbrochen wurde. M. H. schrieb während des Krimkrieges als Reporter der „Kölner Zeitung" und verrieth damals nicht bloß ein äußerst achtbares Talent als politischer Berichterstatter, sondern manifestirte sich auch als einer der begabtesten Feuilletonisten der Jetztzeit.

So gaben die Fünfziger Jahre unseres Poeten ein kunterbuntes wechselvolles Nomadenleben, und eine nach vielen Richtungen greifende Thätigkeit. Das Maßvolle und das Edle seines Wesens hütete ihn einerseits vor Zersplitterung, anderseits vor dem Handwerk des Büchermachens und vor der Sünde der Reclame. Ein Mann seiner persönlichen Bedeutung, seiner mannigfaltigen Beziehungen, seiner Freude am Leben und Schaffen hätte leicht scheitern können an den oben bezeichneten Klippen, an welchen noch befähigtere, aber minder charaktervolle Individualitäten verkamen.

Wir haben Gelegenheit abermals aus den Büchern, welche M. H. zu Ende der Fünfziger Jahre veröffentlichen ließ, zu entnehmen, welch ein fester, edler und guter Kern, welch ein auf das Reinkünstlerische gerichteter gediegener idealer Sinn alle seine literarischen Unternehmungen seither durchdrang.

Da gibt uns zunächst das Buch: „Bilder und Büsten" (Frankfurt,

Meidinger 1866) unterhaltenden und belehrenden Aufschluß, wie M. H. seine unterbrochenen Aufenthalte in den letzten Fünfzigerjahren benützt hatte, um sich künstlerisch in der Seinestadt zu bereichern.

Heimische wie fremde Talente im Gebiete der Poesie, auf dem Felde der bildenden Kunst, im Reiche der Töne standen seinen Wahrnehmungen nahe, und allenthalben war er bemüht, auch dem individuellen Charakter des Künstlers wie des Menschen gerecht zu werden, und jene Künstlernatur am höchsten zu stellen, welche frei vom Scheinleben auf das Gehaltvolle hinwirkt.

Vor Allem wird Beranger (1857) nicht blos als anmuthiger Dichter seiner Nation, sondern auch als politischer und menschlicher Charakter in treffenden Zügen geschildert.

Ein Dichter, wie Beranger, der die gewaltigsten Umwälzungsepochen Frankreichs als aktiver Zeitgenosse mitgemacht hatte, und stets der Ausdruck der Gesinnung seines Volkes war, so daß seine ursprüngliche harmlose: „chanson" zuweilen zur fürchterlichen Waffe wurde, mußte an M. H. sympathisch anklingen. Interessant ist bei dieser biographischen Skizze Berangers die genetische Entwickelung seines poetischen Geistes, die hier mit dem meisten Nachdruck behandelt wird.

Zwei so ziemlich aus derselben Zeit stammende Essays führen uns die Büsten der beiden berühmtesten Plastiker der Neuzeit vor, der erstere behandelt jenen Bildhauer François Rude, um den sich die Romantiker und Klassiker streiten. M. H. legt ihn uns mehr psychologisch und biographisch, als künstlerisch durch die Wirkungen seiner Werke dar und leitet den Aufsatz durch ein historisches Exordium über die Beschaffenheit der provinziellen Franzosen ein, Rude war nämlich ein Burgunder. Der zweite Essay behandelt den berühmten Bildhauer Barye, der sich durch seine Thierwelt in Broncen verewigt und geht wieder im Gegensatze zu der ersteren Behandlungsweise mehr von der Erscheinung aus, die Schilderung seiner plastischen Werke selbst plastisch bildend. Aus dieser Skizze wird vorzüglich klar, welch tiefen und feinen Blick der Verfasser auch in das technische Gebiet der bildenden Kunst geworfen habe. Stoffverwandt schließen sich an diese Abhandlungen „Die Wanderungen durch Pariser Ateliers" an. Die Art und Weise, wie M. H. über Maler und Malerei spricht, hat stets das Gepräge der Ueberzeugung für sich. Er führt uns nicht allein die den Künstler erfüllenden Ideen, sondern auch die Form der Behandlung mit seltener Treue vor das Auge.

Eine andere Skizze (1859), Stephan Heller, der Virtuose und Komponist, gilt als das Bild des Kampfes deutscher Virtuosen in der französischen Weltstadt. Endlich glaubt Paris an den Genius dieses stolzen Charakters, der sich dem Verlangen der Mode nicht beugen mag.

Dieses Buch enthält noch zwei Gegenstücke, eine in's politisch-staatliche Gebiet streifende brillante Schilderung der „Fürstin Orsini", dieser machtvollen „Gouvernante Spaniens", ein Memoire, das als ein passender Leitstern für die dramatische Behandlung dieses Stoffes dienen könnte, daneben die ganz friedvollen „Bilder aus Dänemark" (1858—1859), welche den Leser durch ihren treuen warmen Beschreibungston anmuthen.

Uiberhaupt begleitet unsern Touristen allenthalben ein historischer Geist, in dessen Durchdringung es M. H. sehr weit gebracht hat. Uibrigens ist dies nicht die einzig rühmenswerthe Seite dieser Bilder, sondern der über sie gebreitete wahrhaft durchsichtige Calam'sche Hauch der Landschaft.

Ein dritter Vorzug dieser Schilderungen aber besteht darin, daß der Schilderer in Folge seiner reichen Erfahrungen die Eigenthümlichkeit des Nordens mit der des Südens, dieses Meeres mit jenem, dieser Landschaft mit jener in frappantester Weise vergleicht.

Allein nicht bloß der historische Geist begleitete allenthalben unsern Wanderer,

ein ihm zunächſt verwandter in noch viel höherem Grade, nämlich das ſchalkhafte Kindesantlitz des Volksmährchens.

M. H. hat ſich nicht wie Andere ſeine Mährchen abſtrakt erfunden, er hat ſie nacherzählt den Müttern der Nationen und darum wirken ſie auch oft mit elementarer Kraft ſogar auf das kulturbeleckte Gemüth. Unſer Autor ſteht als wandernder Ahasver mit allen Erd-, Luft- und Berggeiſtern aller Länder und Nationalitäten ſtets im kontinuirlichen Zuſammenhang und weiß aus jedem Grunde edle Erze der Geſchichten und Sagen zu ſchürfen.

Offenbar hat er ſich nicht bloß um die wandernde Sage — die ſelbſt ein Ahasver iſt — in den Hütten des Volkes umgeſehen, ſondern auch in den Büchern der Gelehrten und Ungelehrten jeder Nation. Ihm gilt aber ſtets das Mährchen als ſolches nicht viel; ſondern inſoweit es den topiſchen oder nationellen Geiſt einer Gegend, ihren Glauben ihre Philoſophie und ihre ſeeliſche Phyſignomie portraitähnlich ausdrückt, wird ihm das Mährchen in der von ihm gewünſchten Bedeutung. Hiedurch erhebt ſich der Mährchengeiſt gewiſſer Maſſen zum geſchichtlichen wieder, und wächſt ſo aufgefaßt zur höchſten kulturhiſtoriſchen Bedeutung.

Die Touriſtentaſche unſeres Dichters iſt ſtets neuer Sachen und Sächelchen auf dieſem Gebiete voll. Dies beweiſt ſo recht überzeugend ſein Buch der „Mährchen und Geſchichten aus Oſten und Weſten“. (Braunſchweig, Georg Weſtermann 1858.)

Unter den orientaliſchen iſt der „Heilige Scheich von Abdallah“ als das ſinnreichere, „Die Rothbärte“ als das mannigfaltigere der Mährchen zu bezeichnen. Der Held des erſteren Mährchens verliebt ſich trotz ſeiner Frömmigkeit auf der Reiſe in die am Brunnen waſchende Tochter eines Nazarenerkönigs. In wahnſinniges Hinbrüten und Sklaverei verſinkend wird er Schweinehirt. Doch als ihn einer ſeiner Jünger ermahnt zurückzukehren, geht er. Nun aber erſcheint die Nazarenerkönigstochter in ſeinem Heimatslande und bekennt ſich zum Islam.

Das zweite Mährchen „die Rothbärte“ erzählt von einem Kaufmann, der ſeinem Sohne Schätze hinterläßt, mit der doppelten Warnung weder dem Meere noch den Rothbärten zu trauen.

Das Meer, welches ihn verlockt, hätte ihn im Sturme beinahe verſchlungen, im Lande der Rothbärte erhält er zwar gehäufte Diamanten, aber verliert das Vertrauen an die Menſchheit. In den Details des letzteren Mährchens breitet ſich vorzugsweiſe das Element des Widerſinnigen aus.

Noch ein drittes erzählt uns M. H. aus dem Orient vom „Emir im Lande Tham“, der einen guten und einen böſen Tag hat. Nachdem aber einem Flehenden gelingt, daß ſein Freund richtig zurückkehrt, damit er als ſein Bürge nicht enthauptet werde, hat der Emir von Tham keinen böſen Tag mehr. Wer erkennt hier nicht die Fabel der Schillerſchen „Bürgſchaft“?

Aus der ruſſiſchen Sagenwelt bringt uns M. H. die allerliebſte, gar niedliche Geſchichte: „Die Zuckererbſe“. Princeß Zuckererbſe vermag das Gefährlichſte ſchadlos zu thun. Allein quod licet Jovi u. ſ. f. Zuckererbſe ſchneidet ſich die Naſe ab, ſie wächſt nur noch viel ſchöner nach, dem Hofſtaate aber nicht, ſie badet ſich in ſiedendee Milch, die Hofdamen gehen daran zu Grunde, ſie fährt auf einem Teppich über das Meer, die Hofdamen unterſinken.

Fabula docet: „Was Einer kann, kann nicht der Andere, Zufriedenheit iſt die ſchönſte Naſe, das beſte Bad, der kunſtvollſte Teppich.

Aeußerſt poetiſch, gehaltvoll und tiefſinnig, ſo daß ſie ſich der kurzen Stoffangabe entwinden, ſind noch zwei andere ruſſiſche Mährchen: „Von den zwei Eimern“ und „Die Schlangenkönigin.“ Der Name der Schlangenkönigin mußte errathen werden, um ſie vom Banne zu erlöſen. Einem Werber und Helden gelang es, aber erſt nach Jahren. Sie hieß: „Láska“ (Liebe). Doch als er den Namen

errathen, war sein Bart auch schon weiß geworden. Nun war es durch dieses trop-tard um sein Glück geschehen.

Diese Stoffe brachte der Orient heim, was der Occident?

Am duftigsten, am durchsichtigsten gehalten ist die Atmosphäre der „Irischen Mährchen", wie das vom Könige O Dongue, der zum Beweise seiner Kraft den Stein, welcher den See verschließt, wegwälzt und dadurch eine Uiberschwemmung verursacht. Gequält, über sein Land so viel Leid heraufbeschworen zu haben, stürzt er sich in den See. Doch um der Gemal der schönsten Elfe zu werden, in deren Reich es wundervoll hergeht, mußte er vorerst beweisen, daß ihm auf der Erde vergeben worden sei. Reizend sind darin die Beschreibungen der Traumwelt ausgeführt. Humoristischer dagegen ist die Geschichte „Vom König Lawra", von dem Midas der irischen Sage mit Eselsohren, der, um unentdeckt zu bleiben, die Barbiere stets in die andere Welt schickt. Einem von ihnen gelang es aber zu entkommen und dieser vertraut das Geheimniß einer Baumelfe. Diese wieder sagt es der Weide, deren Zweige, zum Harfenholze benützt, es austönen und dem Volke verkünden, so daß Se. Majestät der König für gut zu befinden geruht haben, seine Eselsohren fürder nicht hinter langen Haaren zu verbergen.

Aus Spanien bringt uns M. H. Bascische Sagen. Die vom Animo schließt etwas in sich, was der Geschichte vom verwunschenen Prinzen sehr gleicht sieht.

Während hier zwei Menschenseelen vertauscht werden, ist es hier eine Menschen- und eine Bären-Seele. Ein Mährchen des Aberglaubens ist der Saludador, der Heikünstler mit dem Kreuze auf der Zunge, auf dessen zukünftige Schätze sein eigener Vater spekulirte. Unser Saludador heilte aber nicht um Schätze, er heilte umsonst, was man allgemein verachtete. Er heilte sogar seine Königin, nahm nicht das ihm dargebotene Gold und die Edelsteine an, dafür nahm aber Beides der Vater. Da heilte der Sohn ferner am Meere und ging nach Amerika und heilte dort. Endlich das letzterzählte bascische Volksmährchen: „Herbadilla" ist die wiedererzählte Sage von Vineta, der meerversunkenen Stadt mit all ihren Palästen und Herrlichkeiten. Es ist eben eine Legende aus dem Bocagio. Es liegt auch schon etwas leichter, seichter französischer Witz darin. Dieses Mährchen bildet den Terrainübergang nach den französischen Mährchen. Ein ergötzliches Mährchen aus der Auvergne ist: „Das Gewissen"; namentlich der in dem Magen eines sehr für ehrlich gehaltenen Mannes mäckernde gestohlene Bock ist ein prächtiges argumentum ad hominem. „Der wilde Jäger in Frankreich" ist mit der deutschen Sage vom „wilden Jäger" so ziemlich identisch. „Das Gesicht der Prinzessin Marie von Orleans" ist sozu sagen ein modernes Mährchen aus den besten Gesellschaftskreisen. Diese Tochter Louis Philipps — geschickte Bildhauerin — bekommt, im Antikensaal zur Nachtzeit modellirend, eine Vision, in welcher die Guillotinirung und Entsetzung französischer Könige einen Schatten wirft, zu welcher noch das Zukunftsbild hinzutritt, wo ihr Vater in einer Blouse flüchtet. Dieses Bildniß vor dem inneren Auge — sei Prinzessin Marie alsbald gestorben.

Zwischen dem Dirent und Occident sollte nun eigentlich die reiche und gemüthliche Mährchenwelt Deutschlands vermitteln, dieses Buch bringt aber nichts mehr als ein einziges dünnes sogenanntes deutsches Mährchen. Es ist das einzige, welches eigentlich von dem Dichter erfunden wurde, und es ist eigentlich nichts weiter als eine politische Satyre in Mährchenform.

Irgendwo in dem Winkel eines alten Saales — ich glaube zu Frankfurt a. M. — steht ein riesiger alter Ofen. Erst später bekommen es die Antiquare heraus, daß es ein Ofen des Barbarossa war. Die Attachés des alten deutschen Bundes halten im Saale ihre Rathssitzung. Es ist frostig, man kann sich daher

daß nicht wundern, daß es dem Rothbart im Kyffhäuser zu kalt geworden, daß er — wie es Gewohnheit — seinen alten Ofen heimsucht, um sich ein wenig zu wärmen. Da schickte einmal zu Neujahr der Hausherr, den die Attachés gar nicht regardirten, jedem ein Stück dieses Ofens mit dem betreffenden Wappen darauf.

In diesem Mährchen spucken Heine'sche Kobolde und Neckgeister, dasselbe könnte mit Beziehung auf die neuesten Ereignisse in Deutschland manche Fortsetzung erfahren.

Außer diesem einzigen deutschen Mährchen hat uns noch M. H. die bekannten Perrault'schen Mährchen neuerzählt und Gustav Doré hat sie in einem mehrmals verlegten Prachtbande (Stuttgart, Hallberger) wundervoll illustrirt. Es sind dies die altbekannten Mährchen: „Das Rothkäppchen", „Der kleine Däumerling", „Das Dornröschen", „Aschenputtel", „Der gestiefelte Kater", „Eselshaut", „Die Fee", „Blaubart". Sie sind aber nicht im Geiste der Gebrüder Grimm oder Ludwig Bechsteins, das ist in dem echten deutschen Geiste nach- und wiedererzählt, sondern in dem leichtfertigen, flitternden, von dem pikanten modernen Stiche angekränkelten Perraulti'schen Geiste.

Vielleicht war dieser Geist eine Concession an das Unternehmen, allein es mußte nicht sein, um so weniger, als die Illustrationen von einem wahrhaft ernst würdigen Style durchdrungen sind, der sich mehr nach dem eigentlichen Mittelalter als nach der eleganten Renaissance oder nach dem spielenden Rokoko flüchtet.

Echt deutsche Mährchen ist uns daher dieser begabteste Mährchendichter M. H. schuldig geblieben.

Wir müssen auch hier eines andern mit dem obigen gleichzeitig erschienenen Buches erwähnen, das Mährchen in Versen enthält, die gleichfalls aus dem Orient und aus fremden Zonen herübergeholt sind.

Dies Buch ist eine Sammlung prachtvoller Gedichte: „Zeitlosen" betitelt (Braunschweig. Vieweg und Sohn 1858.)

Die erste Abtheilung enthält nebst Balladen und kurzen Erzählungen wieder viel an die Mährchenwelt Anklingendes. Der Erzähler feinpointirter Anekdötchen und geistreicher Blüetten in Versen, wie ihn der Franzose liebt, bewährt sich auch hier. Sagen — anmuthig, sinnig, wahre Fruchtstücke mit edlem saftigen Kern und noch voll Farbe und Duft.

Die Balladen — eigentlich keine Balladen, das Pragmatische, das Faktische tritt dabei zu sehr in den Hintergrund, dagegen thut sich das Doktrinäre hervor, jener lehrhafte orientalische Geist, wie er bei gebildeten Genossen vom Stamme des Dichters so häufig zu treffen ist. Wir erkennen abermals in dem Reichthum der hier in äußerst gewandter metrischer Form gebotenen Stoffe den Touristen, der aller Herren Länder mit rüstigem Wanderstabe durchstreift, und dessen orientirter, nicht bloß nach Außen auch nach Innen gekehrter Sinn in jedem Lande, in jedem Ländergebiet ja in jedem Städtchen, an jedem Quell, wo er sich angeregt fühlt, den lokalen Geist aufsucht und in die nach Nation und Ort individuell gefärbte Dämonenwelt so gerne hinübergreift.

Nebst dem Abschnitte, der Kleingerahmtepisches bringt, enthalten die „Zeitlosen" auch noch eine Abtheilung: „Leben und Weben", in denen erotische mit allgemeininhaltlichen Gedichten wechseln.

Die erotischen Gesänge dieser Periode thun sich mehr durch Innigkeit und Zartheit der Empfindung, als durch Größe des Gefühls und Gewalt der Leidenschaft hervor, sie tragen indeß den so wohlthuend wirkenden Stempel des Erlebten an sich. Der Ortswechsel, das Phänomenale der weiblichen Erscheinungen in der Weltstadt und das in dieser Hinsicht leicht entzündbare Herz unseres Poeten sichert ihm eine reiche Vertretung der erotischen Poesie. Manche flüchtig vorübergleitende Frauengestalt, manche an den Dichter nur streifende Erscheinung wird auf einen

Moment festgehalten und ihr in irgend einer Weise gehuldigt — dieser Dame auf dem Parket, jener auf dem Krankenbette. Hie und da mischt sich zwar nicht genuin, aber nothwendig dem Pariser Leben unbewußt abgenommen ausnahmsweise ein kleiner feiner frivoler Zug in die reinen Klänge dieser dem Gemeinen stets abgekehrten Dichterseele. Feingefeilte Sonette, mehr der kühlen Betrachtung als irgend einem primitiven Gefühl gewidmet, wechseln mit epigrammatischen Kernsprüchen ab, würdig eines orientalischen Weisen.

Eine gleichfalls lyrische und abermals erotische Abtheilung des Buches hat der Dichter „Symphonien" überschrieben. Wenn ein Kompositeur Eklogen komponirt, warum sollte ein Dichter nicht auch Symphonien dichten? — Sie sind ein erotischer Erguß und bewegen sich in sanften Windungen obenmäßiger Metren, ein Versuch des Poeten, wie sich seine für die mannigfachsten dichterischen Formen erprobte Empfänglichkeit im antiken Schema bewähren werde? Die äußere Form dieser Symphonien ist wahrhaft prachtvoll, dagegen der innere Gehalt stellenweise etwas gewaltthätig.

Wie eine Reminiscenz, wie eine Erinnerung einer frühern Lebensperiode, aber eben darum auch schon wie ein Anachronismus nehmen sich die in diese Sammlung verirrten: „Lieder der Heimkehr und Flucht" aus. Schon durch den Stoff bedingt und durch ihre subjektive Lebenswahrheit sind diese Gesänge kräftiger, elementarer, daher auch gewaltiger an des Lesers Herz greifend, als alle andern Gesänge dieses Buches.

War M. H. in seinen andern in eine schwere Verfolgungszeit fallenden Produktionen durch seine objektive Abgeschlossenheit und Ruhe wahrhaft bewunderungswürdig, wie wir dies namentlich an seinen kleineren epischen Werken wahrzunehmen Gelegenheit hatten: so läßt sich der Lyriker in dieser der Erinnerung seiner Erlebnisse gewidmeten Abtheilung in Betreff seiner Stimmungen die vollkommene Aeußerungsfreiheit. Wir fühlen alle Wehmuth der Trennung vom Elternhause, alle Freuden momentanen Wiedersehens, alle Affekte abermals gestörter Ruhe, alle Athemzüge der Angst, der Furcht und des Entsetzens in ergreifender Weise mit ihm. Und nicht so sehr um Seiner selbst willen, als vielmehr um seiner Eltern um seiner Schwester willen überkommen ihn diese bald stürmischen, bald elegischen Stimmungen.

Kein Poet hat — wir müssen es zur Ehre seines Herzens wiederholt betonen — den Gefühlen des Sohnes, den Empfindungen echter Kindesliebe einen so tiefergreifenden Ausdruck gegeben, als eben dieser Poet. Keine Mutter wurde in tiefinnigeren Liedern besungen als Hartmanns Mutter. Und wie mit seiner leiblichen so war er auch mit seiner geistigen Mutter — mit seiner Heimat in guten und trüben Tagen aufs Engste verwebt und verwachsen.

Und wie er einmal nach Jahren der Entbehrung heimkehrt zur heimischen Schwelle und das Mutterhaus im Lauf der Zeiten so zu sagen ein anderes geworden, da ruft er halb verzweifelt, halb resignirt aus:

„Das Leid ist verblichen, das Glück verdorben",
„Die grünende Hütte ist ausgestorben!" —

Das ist subjective Stimmungspoesie im eigentlichen Sinne des Wortes. Noch begegnen wir aber andern Abtheilungen der „Zeitlosen" von ganz verschiedenem Inhalt. Da ist es zunächst die Erzählung „Camao", die uns durch ihren düsteren und dem Charakter der südlichen Romanze nachgebildeten Typus zu fesseln vermag. Camao ist eine Erzählung, die auf dem Boden Lissabons spielt, und in welche die Geschicke des unglücklichen Louis Camoëns so geisterhaft hineinspielen. Da haben wir endlich auch Beiträge „aus dem Süden", etwas trübe melancholisch-angehauchte Weisen. Es ist der Meeresstrand von Althellas, der den Dichter so tiefernst stimmt. Ein einziger kurzer Ton, eine Apotheose an das Leben hebt sich darin zur Siegesfreude empor:

„Tagwerker lieber hier," — „Als ein Achilles bei den Schatten."—

Eine dankbare Schlußgabe des Buches bilden einerseits die „Bulgarischen Volkslieder" anderseits die Übersetzungen der Gedichte eines Frai Luis Ponce de Leon.

Zwischen den Beiden liegt ein Gegensatz, der nicht größer sein kann. Hier bei den Bulgaren reale Wehmuth. reale Freude des Volkes, Bulgarischer Mutterwitz, dort bei dem Spanier — ideale Wehmuth, ideale Freude, hier Ausdruck des Volksbewußtseins, dort sich über die Massen erhebende Individualität, hier volksthümliche Naivetät, dort aristokratischer Ernst und hispanische Grandezza, und doch wußte beide Arten des Übersetzers anschmiegsamer Sinn in meisterlichster Weise in sich zu vereinigen.

Im Ganzen sind die „Zeitlosen" eigentlich nicht jene Blüthen später Herbststunde, wie sie uns traurig stimmen, wenn wir sie auf den Wiesen der Heimat gewahren, dazu liegt in ihnen noch viel zu sehr männliche Kraft, wir möchten sie eher die letzten Ähren vom poetischen Felde nennen, denn von nun ab begegnen wir den metrischen Produktionen des Dichters schon seltener, da er sich der Novelle und dem Romane vorwirgend in die Arme warf. Auch auf diese Produktionsart sei uns noch ein übersichtlicher Blick gegönnt, da er zum Abschluß des Totalbildes erforderlich wird.

Um nicht mißverstanden zu werden, müssen wir dieser allgemeinen Revue noch vorausschicken, daß wir die epische Seite unseres Autors als eine äußerst respektable, ja geradezu als seine bedeutendste Begabung ansehen.

Aber die Vergleichung seiner Leistungen auf dem streng epischen Gebiete dem des Epos und der epischen Erzählung in gebundener Sprache in Entgegenhaltung zu dem Roman und zu der Novelle läßt sogleich erkennen, daß er sich in dem ersteren Elemente viel vortrefflicher bewegte, als in dem letzteren.

Es würde uns zu weit führen, zu konstatiren, auf welchen Gründen diese befremdende Erscheinung beruht. allein, daß dies der Fall sei, ist eine von den meisten Beurtheilern unseres Dichters fest angenommene Thatsache.

Betrachten wir nur oberflächlich eine dem epischen Gebiete angehörende Produktion unseres Dichters, beispielsweise „Adam und Eva" ein bürgerliches Idyll in dem Genre von Göthes „Hermann und Dorothea", Voßens „Louise", Eberts „Kloster", und wir werden darin eine Ruhe und Behaglichkeit des Vortrags, einen streng objektiven Sinn, eine Festhaltung der leitenden Idee des Gedichtes und ein harmonisches Verhältniß seiner prächtig ausgearbeiteten Theile sogleich wahrnehmen, wie sie in keinem Romane, keiner Novelle dieses Schriftstellers in solcher Vollständigkeit anzutreffen sein. wird.

Detailmalereien, wie die Beschreibung einer alten Rokokouhr in diesem Epos und wie andere hochgelungene „Stilleben", Stimmungen, wie diejenigen, die er seinem Helden bei Betrachtung landschaftlicher Reize in die Brust legt, finden wir weder in einen Roman, noch in einer Novelle dieses vielseitigen Autors so meisterhaft niedergelegt.

Wir glauben im Allgemeinen, daß das anmuthige Band der rhythmischen Sprachfessel, welches jedenfalls zu einer gewissen Beherrschung des Ausdruckes und oft zu einer bestimmten Begrenzung des gebotenen Stoffes führt, dem bewegten Sinne dieses Poeten einen vortheilhaft kalmirenden Ausdruck verliehen habe.

Nicht, daß der Hexameter dieses Idylls allenthalben tadellose Behandlung erfuhr, und auch zugegeben, daß vielleicht eine andere metrische Form als eben die des Hexameters dem Geiste dieses schönen Gedichtes ein noch anschmiegenderes Gewand verliehen haben würde: so müssen wir doch anderseits den feinen und sinnigen Geist dieser Erzählung bewundern und den Kunstbau ihrer Gliederung, der sie eben zu jener Höhe erhebt, auf welcher sich die Romane und Novellen dieses Poeten noch lange nicht befinden.

Eine der ersten Arbeiten von M. H. auf dem Gebiete des Romanes ist sein Werk: „Der Krieg um den Wald." Hier steht er auf heimischem Boden, noch ganz der Riese Antäus, der sich die Kraft der Schilderung, die Kühnheit und Lebenswahrheit der Komposition aus dem Urquell seiner eigenen Wahrnehmungen geholt hat. Damals noch nicht so ausgeprägter Politiker wie in den späteren Jahren hat M. H. schon durch diese Stoffwahl uns eine andere große Seite seines inneren Wesens erschlossen — die sociale.

Der Socialismus dieses Werkes ist aber kein abstraktes Gespenst eines Stubengelehrten, sondern die Folge einer frisch in das Leben versenkten Betrachtung und hat somit unseres Bedünkens eine größere Berechtigung als die Motive der Auerbach'schen Dorfnovellen, in deren erste Serie zu viel Spinoza in die schwäbischen Dorfgestalten künstlich hineinspintisirt ist.

Nebst den Anziehungspunkten für den Denker, welche zum größten Theile in dem socialen Elemente dieses Romanes liegen, ist es aber auch die gute Verwicklung und Entwicklung des ziemlich einfachen Handlungsstoffes und die von böhmischen Lokalschilderungen gesättigte Darstellungsweise, welche dem Romane gewiß auch bei dem größeren Publikum einen raschen Eingang verschafft hat, ohne demselben durch Trivialisirung des Stoffes oder durch Sensations- und Effektsucherei allzu viel Konzessionen zu machen.

Als ein Gegenstück dem Stoffe und der Form nach möchte ich einen neueren Roman dieses Autors bezeichnen. Gleichfalls von einer socialen Idee, namentlich in den Gegensätzen getragen, führt uns derselbe in eine moderne Zeit und in die feinsten Gesellschaftsklassen eines Kleinstaates, um allgemeine Standesgebrechen erbarmungslos bloß zu legen und auf die Fäulniß der Verhältnisse namentlich in industriellen und Adelskreisen hinzuweisen.

Dieser im Jahr 1868 der Bücherwelt übergebene Roman heißt: „Die Diamanten der Baronin", und wurde von M. H. einige Zeit vorher annonym aus äußeren Gründen unter einem andern Titel erzählt. Die meisten der in dem Romane enthaltenen Persönlichkeiten sind dem Leben einer deutschen Residenz entnommen und manche von ihnen förmlich abphotographirt, was folgerichtig dem äußeren Kolorit nicht zum Nachtheil gereicht, aber dafür der psychologischen Entwicklung hie und da Eintrag thut. Das realistische Element dieser Arbeit wirft auf die heutige Gesellschaft in ethischer Beziehung stark ernüchternde Streiflichter. Auch entbehrt sie vom rein künstlerischen Standpunkt im Ganzen genommen der ästhetischen Einheit, welche minder in der mangelhaften künstlerischen Gruppirung des Reinstofflichen gelegen erscheint, als vielmehr in dem Umstand, daß nicht recht klargelegt ist, ob dieser Roman einen Helden oder eine Heldin besitzt und welche Gestalt darin eigentlich den Focus des Hauptinteresses abgeben solle? —

Der Held ist zu weich und zu vag, die Heldin zu stählern und zu raffinirt, und es verbreitet sich daher das Hauptinteresse des Lesers etwas unruhig auf Beide, ja auf mehre Personen zugleich.

Nichts desto weniger hat dieser Roman manche dramatisch fesselnde Scene und ist der Beschreibung der Landschaften und dem Topischen darin eine gewisse plastische Eigenschaft verliehen, welche die leidenschaftlichen Vorgänge der Gesellschaft in wohlthuender und angenehmer Weise umrahmt.

Der Styl der Beschreibung von Oertlichkeiten ist unwillkürlich Gutzkow'schen und Freitag'schen Mustern abgelauscht, jedoch in einer Weise, wie sie die Beschuldigung absichtlichen Kopirens völlig ausschließt. Daß sich die Physiognomien socialer Romanciers in manchem Zug auffallend ähneln, ist eine natürliche Sache und dieser Roman ist einmal ein socialer Sensationsroman im edleren Sinne des Wortes.

Der reiche, mit mancher schönen Episode gezierte Behandlungsstoff ist in zwei dünnen Bändchen wunderbar knapp verwickelt, entwickelt und durchgeführt.

Der behaglichen epischen Breite, wie wir diese seit Homer auch der modernen Form des Romans zuerkennen müssen, entbehrt wohl dieses Buch, vielleicht ist es aber darum geeigneter, in mancher Katastrophe um so drastischer zu packen, ohne uns durch grobe oder raffinirte Effekte bis zum Ekel zu sättigen.

Da M. H. in diesem Roman auch vorzugsweise daß Parquet des Salons betrat, können wir nicht unberührt lassen, wie sehr es ihm gelang, die ruhigen wie die bewegten Momente in den Vorgängen dieser Gesellschaftskreise, denen der Autor zuweilen auch im Leben nahe getreten ist, fein nüancirt wiederzugeben. Nicht ganz auf gleicher Höhe hält sich dabei die Entwicklung der inneren Konflikte.

Wir haben von einem socialen Roman aus dem Bauernstande und aus der unteren Schichte einerseits, dann von einem socialen Roman der höheren Gesellschaftskreise anderseits Akt genommen. Als einen politischen Roman kleineren Umfanges möchte ich nun das Buch: „Von Frühling zu Frühling" bezeichnen.

Es gibt sowohl im Stoff als auch in der Behandlung nichts wesentlich Neues, möchte aber darum vorzugsweiser Belobung sich würdig erweisen, weil das objektive und subjektive Moment, die ziemlich anregende Handlung und die gesunde Frische der sie tragenden Charaktere mit der psychologischen Austiefung derselben in einem angenehmen Gleichgewicht stehen. Trotzdem überwuchert das demokratische Element und die politische Diskussion das übrige Gebiet der Erzählung, die ihrem geringen Umfange nach kaum das Anrecht auf die Taufe eines Romanes verdient.

Der bedeutendste Roman Moriz Hartmanns ist ein historischer.

Es vereinigen sich in diesem Romane — den der Autor: „Die letzten Tage eines Königs" betitelt hat, vielfältige Momente, welche zur Vollendung dieses ansehnlichen Produktes wesentlich beitragen.

Erstens wird die Freiheitsader unseres Poeten — seine stärkste unter allen — durch die Wahl des Stoffes schon am gewaltigsten turbirt, denn er stellt uns gleich in einem der ersten Kapitel auf den Boden des großen, in freiheitlichen und nationalen Bewegungen unerschöpflichen Corsica.

Fürs Zweite ist aber Alles, was er mit so naturwahrem Pinsel von Corsicas Land und Leuten in liebevollster Weise uns malt — keine Fiction, sondern die Frucht unzähliger Wahrnehmungen seines feinen Auges, denn der wanderlustige Romancier war in Corsica gewesen.

Auch die letzten Tage eines Königs auf jener Insel, die der Welt Napoleon schenkte, sind keine Fiction, sondern eine gewaltige Wahrheit, und der Chronist, der uns diese tragischen Vorgänge erzählt — ist eben kein bloßer Romanschriftsteller.

Wir werden erst an die südliche Küste Frankreichs versetzt, in einer Zeit, wo nach dem niedergeworfenen Bonapartismus die Bourbonen im Lande ihr Haupt erheben. Unter diesen Verfolgungen seufzt auch ein alter Republikaner, der einen Verfolgten unter seinen Fittigen birgt.

Ein zweiter Flüchtling findet sich im Hause des alten Republikaners ein — ein gleichfalls verfolgter Mohrenhäuptling — ein Napoleonist.

Es bereitet sich für den ersten Verfolgten alsbald zur Nachtzeit ein Fluchtversuch vor, eine Jolle soll ihn meerüber setzen, wo er zu einem Hilfsschiffe zustoßen wird.

Dieser erste Flüchtling ist Niemand als — der glückbeseelte große König Jerome, auf dessen Kopf von den Bourbonen ein Preis ausgesetzt ist.

Der Gedungene, welcher Jerome auf der Jolle in das Meer führen soll, gibt

den König seinem Schicksale preis. Da, in demselben Augenblicke, wo die Barke eben abstoßen soll, erscheint durch kühnen Sprung ein Zweiter auf der Barke — es ist der Mohr, der von nun ab zu seinem liebenden Schutzgeist wird.

Das Schiff am Meere, welches den König nach Corsica bringen soll, verläugnet ihn, und nur Einzelne stoßen zu, den König dem Untergange auf offenem Meer zu entwinden.

Er hat Corsica glücklich erreicht, und nun wird das Bild ein großes, buntbewegtes. Geborgen in dem Schlosse von Corsicas stolzestem Patricier — wird er zugleich auch von seiner Tochter mit einem Enthusiasmus begrüßt, der mehr als Liebe ist.

Der Mohrenhäuptling liebt aber diese und sonach entsteht ein schöner Konflikt der Empfindungen, da in dem Letzteren die Aufopferungsfreude für Jerome wie für diese Patricierstochter eine gleich große ist.

In diese seelischen Konflikte mischen sich die großen historischen, da sich für Jerome die ganze Insel erhebt und es zwischen den Bourbonisten und Corsicanern zu Kämpfen kommt, die der Beschreibung ein lebendiges Kolorit gewähren.

Dem Könige winkt an Siciliens Küste ein neuer Stern. Von den Carbonaris wird er aufgefordert daselbst zu landen, was er auch unternimmt.

Da wird es wieder auf Corsica stiller, der Herbst kommt, mit seiner südlich wehmüthigen Färbung im Kastanienlande reizend geschildert.

Alle bewaffneten Freunde zogen mit, auch der Mohr Nadir, und überließen Benvenuta — die Patricierstochter — ihrer Trauer.

Alles stimmt bald zu dem tragischen Ende des letzten Königs. Seine Landung endet schmählich, sein Häuflein verunglückt, der König fällt in Haft und wird erschossen. Nadir bringt Benvenuten diese Trauerkunde. Doch auch er fällt von der Kugel eines an ihm Vendetta nehmenden verschmähten Nebenbuhlers.

Und so sind Benvenuten alle ihre Ideale des Lebens genommen.

Auch dieser Roman ist wie die andern Hartmann's verhältnißmäßig sehr kurz behandelt.

Dreizehn Kapitel erschöpfen diesen an Episoden reichen und ziemlich mannigfaltigen Stoff, in welchem namentlich das Banditen- und Racheleben der Corsen auf das Prachtvollste geschildert wird.

Manches darin wickelt sich mit dramatischer Lebendigkeit ab, und nichts in dem Romane ist seicht oder oberflächlich angelegt, Alles gediegen, würdig und das Streben einleuchtend, auf den Effekt der Wahrheit hinzuarbeiten. Wir können unbedingt diesen historischen Roman als einen Kunstroman unter die besten dieses Genres einreihen.

Auch eine Anzahl Novellen hat unser Dichter geschrieben, sie schließen zwar alle etwas abrupt und lassen zuweilen die künstlerische Abrundung in der Behandlung des Stoffes vermissen, entwickeln jedoch manchmal verborgene psychologische Züge von hohem Interesse. Auch hier kann man sagen, daß M. H. auf diesem Gebiete niemals eine geistlose Lappalie, eine seichte Dutzendarbeit hingeworfen habe, wie so viele seiner Zeitgenossen, wenn sie eben honorarbedürftig gewesen.

Mancher dieser novellistischen Versuche gehört auf das Gebiet der Experimentalpoesie, wo man entweder einen neuen Pfad sucht oder einen in der Literatur bereits aufgegebenen wieder verfolgt. Wer sich für Hartmanns Novellen besonders interessiren sollte, der lese die Sammlung: „Novellen", „Erzählungen meiner Freunde", „Nach der Natur", „Erzählungen eines Unsteten."

Diese letzteren sind vorzugsweise etwas zu unstet behandelt, es fehlt meist der geistige Mittelpunkt und der befriedigende Abschluß. Den tiefsten psychologischen Werth unter diesen Novellen besitzt jedoch „Der Verbannte" und „Der

blinde Wilhelm.“ Durch äußere Situationsmalerei verdient aber als die gelungenste die Novelle: „Kontraste“ hervorgehoben zu werden.

Die Prosaarbeiten Hartmanns stammen meist aus seiner Mannesperiode und scheinen zwischen andern Beschäftigungen auf dem Gebiete der Literatur stets nur Incidenzarbeiten gewesen zu sein.

Einen kleinen anregenden Antheil an diesen Arbeiten dürfte Hartmanns Braut — später seine liebtreue Frau gegeben haben. Poetisches Wirken im höchsten Grade verehrend — haben doch immer die Frauen den offensten und verständnißvollsten Sinn für Roman und Novelle.

Dieser Frau vor Allem mußte aber ein solcher Sinn zugestanden werden. Es war im Jahre 1861, wo sich Moriz Hartmann mit Fräulein Bertha Rödiger, einer von Geist und Gemüth hochbegabten Dame aus einem sehr distinguirten Hause Genfs, verehelicht hatte. Von da ab fängt auch eine praktischere Richtung in der Laufbahn unseres Poeten an, nachdem unbestreitbar wieder seine Frau es gewesen, die als das Ideal seiner Männerjahre manche poetische Saite in seinem Herzen zu prachtvollen Klängen erweckte.

Kaum verheiratet, wurde er Professor der deutschen Literatur in Genf an der dortigen Akademie. Seine Vorlesungen sind nicht bloß einem kleinen jugendlichen Kreise in bester Erinnerung, sondern sie haben sich in der Kulturgeschichte der Stadt einen ehrenvollen Platz gesichert.

M. Hartmann war ganz von dem Zenge, sich als Vorleser einen bedeutenden Namen zu machen. In seiner Person vereinigte sich französische Grazie, französischer „Elan“ mit deutscher Gründlichkeit und Tiefe. Das Aesthetische seiner persönlichen Erscheinung, die Bildung seines Sprechorganes und namentlich seine eminente Rednergabe befähigten ihn ganz besonders für solch' eine Wirksamkeit. Schade, daß diese eben nur zwei Jahre gedauert.

Mit der Verlagshandlung Hallberger in Stuttgart, welcher er auch die Bearbeitung der von Doré illustrirten Mährchen schenkte — im steten Verkehr, wurde M. H. im Jahre 1862 von dieser Firma für die Redaktion der „Freya“ gewonnen und nach Stuttgart berufen. Unter seiner Leitung gewann die „Freya“ in jeder Richtung unendlich, aber anderseits absorbirte die auf die Leitung dieses Blattes verwendete Zeit und Mühe etwas von seiner Selbstproduktion.

Im Herbste 1868 begab sich der dem Wechsel des Aufenthaltes stets sehr leicht zugängliche Poet mit seiner Familie nach Wien. Es that ihm wohl — wieder seiner Heimat nahe zu rücken, um so mehr, als für seine politischen Delikte vollständige Amnestie erlassen worden war und ihm im Kreise naher Jugendvertrauter bei der „Neuen Freien Presse“ — ein Organ, welches in aller Beziehung sich seinen Anschauungen konformirte — eine neue hoffnungsreiche Thätigkeit winkte, zumal er die Redaktion des Feuilletons übernahm, und M. H. war ein geborener Feuilletonist und brauchte nur aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen und seines farbenüppigen Reiselebens vollauf Blumen zu streuen, deren Duft sich lange jung und kräftig erhielt.

Aber ein unerbittliches Geschick wollte es anders. Kaum hatte noch ein großer Schmerz um den Verlust seines erstgeborenen Sohnes in ihm ausgerungen, der lange Zeit nachzitterte, so hatten sich schon im ersten Sommer, den M. H. in Wien verbrachte, die ersten Keime seines Leidens — eines heimtückisch schleichenden Nierenleidens — eingestellt.

Fiebererscheinungen, die sich zeitweise einfanden, hinderten ihn an größeren Entwürfen, an stetigerer literarischer Theilnahme, und nur zwischen durch, wenn die Krankheit ihn einigermaßen verließ, hauchte er ein kleines lyrisches Lied oder brachte er den Eindruck eines kurz vorher gelesenen Buches in Verse oder legte sich als Trost irgend eine Sentenz zurecht.

So schleppte sich der Dichter in das dritte Jahr hin, elegisch gestimmt, aber

zeitweise doch wieder bessere Tage hoffend, nicht verdrießlich oder unwirrsch, seiner wie einer Märtyrerin leidenden Frau, sowie seinen Freunden die alte Freundlichkeit stets erweisend.

Zu seinem eigenen Leiden aber gesellte sich noch der typhöse Zustand seiner Frau, deren Körper den Opfern erlag, die sie sich durch die Pflege ihres Mannes auferlegt hatte. Hartmanns Frau genas wieder, und, sich an dieser Freude emporrankend, hoffte er auch wieder — für sich. Ein von ihm damals geschaffenes Gedicht, das uns Herr E. Wessel in einem über den kranken Dichter abgefaßten Feuilleton der „N. Fr. Presse" mittheilte, möge diese momentan gehobene Stimme des Dichters zum Ausdruck bringen.

Nicht murren und nicht grämen
Und nicht das Glück der Jugend
Durch düst're Tugend
Im luft'gen Fluge lähmen.

Frisch kämpfen, fromm streiten,
Gut Wollen ist der beste Segen,
Er führt auf allen Wegen
Den Blinden selbst in bess're Zeiten!

Vor Allem nicht verzagen,
Das schöne Leben wird weit und weiter,
Das tapf're Streiter
Im guten Kampfe in die Schanze schlagen.

Drauf los und ohne Besinnen,
Fürchte keinen Schaden,
Schaff nur Gold herbei für den Faden,
Den unaufhaltsam die Parzen spinnen.

Glückselige Täuschung eines schon am Grabesrande Stehenden! Während der Dichter an sich den Mahnruf ergehen läßt — Gold herbeizuschaffen für den Faden der unaufhaltsam spinnenden Parcen — hat Atropos bereits beschlossen, ihn abzuschneiden, und während eine täuschende Ahnung ihm noch den Horizont diesseits eröffnet:

„Das schöne Leben wird weit und weiter!" hat das Geschick diesen Worten eines der besten Söhne des Vaterlandes die Deutung auf den Horizont jenseits gegeben.

Eine groß angelegte Natur, die im Sturm und Drang ihrer ersten geflügelten Jugendjahre weite Entwürfe durchgeführt hatte, die in Epen „wie Kelch und Schwert", in Monstresatyren, wie die einem Igel gleich nach allen Seiten stechende Reimchronik des Pfaffen Mauritius sich mächtig offenbarte, eine großangelegte Dichternatur, deren Flüge auf einem unsteten Wanderleben die ganze Welt erfaßten, die Mythen und Sagen aller Länder in gewaltiger Weise umspannten, eine großangelegte Dichternatur, die mit dem Triebe nach besserer socialer Gestaltung Tausende von Essays, Dutzende von Novellen und Romanen in die Welt flattern ließ, um für sie regenerirend zu wirken — sie begrenzte sich allmälig in ihrem Wünschen, Wollen und Schaffen, ließ sich von den menschenwürdigen süßen Banden häuslichen Glückes umstricken, aber wurde zugleich auch von der unbezwingbaren Macht des durch geistige aufreibende Thätigkeiten gewiß auch nicht unberührten, physischen Organismus gefesselt, daß dieselbe elegisch nur mehr in einigen wenigen Liedern und einigen kleingerahmten Feuilletons Zeugniß ihrer einstigen Kraft und Stärke abgeben konnte.

Trübte sich auch durch die Schleier der Krankheit der heiter schaffende Sinn des Poeten, brach sich auch die gewaltige Kraft, mit der derselbe schon an der Wiege von den Musen beschenkt worden war — der Mensch als Freund, der Mensch als beglückender Gatte und Vater, der Mensch in den Grundzügen eines vollauf echten und gleich achtungs- wie liebenswürdigen Charakters, der Mensch auf seiner idealen Höhe der Gesinnung, mit den Intentionen seines Wollens und Strebens, mit der Reinheit und Größe seines Denkens und Empfindens, er blieb mit dem letzten Athemzuge derselbe und eine rührende Resignation verklärte die Stunden seines dreijährigen Krankenlagers und die Stunden seines Todes, der im Lenz — in Oberdöbling — am 13. Mai 1872 erfolgte, nicht weit von der Stelle, wo die Reste seines Freundes Lenau auf einem Dorffriedhofe gebettet sind.

Die überlebenden Freunde und Gesinnungsgenossen bewahren ihm das lebhafteste Andenken, dessen nur ein Menschenherz fähig ist.

Dr. Kompert und Sigmund Kolisch — die ihn in den Jahren des Leidens kaum auf Stunden verließen, da sie auch heitere Lebenstage des freundschaftlichen Genusses zu Wien, zu Paris und noch früher am Lande mit einander getheilt hatten, sie erhoben ihre berechtigten Stimmen am Grabe und hielten dem Verklärten erschütternde Leichenreden.

Am 15. Mai — gerade in der Mitte des Lenzmonates — wurde der edle Dichter in Wien zu Grabe getragen.

Nebst den beiden genannten intimen Freunden des Dichters folgte seinem Sarge eine ansehnliche Vertretung der Wiener Dichterwelt: Dingelstedt, Bauernfeld, Mosenthal, Mauthner, Weilen, und auch der Reichsrath war in ansehnlichster Weise durch fast alle deutsch-böhmische Abgeordnete repräsentirt.

Unter den zahlreichen Kränzen, die den Sarg bedeckten, Liebesgaben und Erinnerungszeichen aus weiter Ferne, waren auch solche — der Prager Concordia und des Prager deutschen Casino's eingetroffen.

Der israelitische Friedhof über der Wehringer Linie birgt die Ueberreste unseres Landeskindes, dessen geistiges Bild in unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Ueberlebenden wurzelt und dessen Name sich der großen deutschen Literaturgeschichte für ewig einverleibt hat.

Auch auf die posthumen Gaben des literarischen Nachlasses, die einer sicheren Freundeshand anvertraut wurden, freuen wir uns mit pietätvollem Herzen.

Nebst noch ungedruckten lyrischen und epischen Gedichten, Novellen und feuilletonistisch gehaltenen Aufsätzen harrt auch ein noch nicht ganz vollendeter Roman der Veröffentlichung entgegen.

Was aber wünschenswerther wäre als Alles — bestünde in dem Unternehmen einer Gesammtausgabe der Werke des Dichters.

Die ersten Firmen Deutschlands waren es, die Hartmanns Werke edirten, und doch ist ein großer Theil derselben — wie wir uns vielfach zu überzeugen Gelegenheit hatten, vergriffen und schwer aufzutreiben. Hartmanns rastlose Muse, für die er so zu sagen sein ganzes Leben eingesetzt hatte — verdiente dieses Unternehmen, und wäre dasselbe ein würdiges Geschenk an die deutsche Lesewelt und das sinnigste Denkmal, das ihm gesetzt werden könnte.

Dr. Carl Anton Tobias.

Necrolog.

. . . . „Sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.“

Es wird hier nicht zum ersten Male behauptet, daß, was immer eine Nation oder ein Einzelner in ihr Beachtenswerthes geleistet, jenem allgemeinmenschlichen, innerlichsten und edelsten Triebe seinen Ursprung dankt, den man die Liebe zur Heimat nennt. Ist dieser Trieb den Deutschen überhaupt in hohem Grade eigen und hat vielleicht gerade er — freilich nicht immer zum Besten des großen Ganzen — eine Absonderung der einzelnen deutschen Stämme von einander geschaffen, wie sie in gleicher Schärfe kaum bei einer andern Nation gefunden wird, so hat sich derselbe insbesondere bei dem gemüthvollsten, gutmüthigsten aller deutschen Stämme, dem sächsischen, außerordentlich entwickelt, bis zu einem Grade, der uns fast in Erstaunen setzt. Die Liebe zur engeren und engsten Heimat hat nirgendwo so sehr alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen, ja durchsättigt, wie in Sachsen. Gepaart mit der gleichfalls specifisch deutschen Eigenschaft der Vertiefung in den Denkstoff, der „deutschen Gründlichkeit“, hat jene erste charakteristische Besonderheit in Sachsen eine Literatur geschaffen, wie sie massenhafter kein zweiter deutscher Landstrich aufzuweisen hat, das ist die Specialgeschichte. Es giebt keine Stadt in Sachsen, die ihren Geschichtschreiber nicht schon längst gefunden hätte; ja beinahe jedes Dorf daselbst, groß oder klein, darf sich seines tüchtigen Chronisten rühmen, und sein Buch ist neben dem „Buch der Bücher“ das gelesenste in Haus und Hütte.

Nur ein Land wie Sachsen ist im Stande, Charaktere zu zeitigen, wie den des Mannes, über dessen Grab wir diese Worte sprechen.

Dr. Carl Anton Tobias, der Sohn eines noch lebenden, schlichten, aber sehr geachteten Gewerbsmannes, Michael Tobias, ist geboren am 11. Juni 1828 zu Glauchau, der Hauptstadt der sogenannten Schönburgischen Lande, nächst Chemnitz bekanntlich der bedeutendsten Fabriksstadt Sachsens. Obwohl Industrialort, hat Glauchau, in der sächsischen Geschichte vielgenannt, sein alterthümliches, ehrwürdiges Aussehen nicht völlig eingebüßt, und bewahrt ihm dies vor Allem das berühmte, auf einem ansehnlichen Hügel sich malerisch erhebende Doppelschloß, dessen merkwürdige Bauart die Bewunderung jedes Touristen erregt und dessen „imposante Lage, welche das schönste Panorama des Muldethales bietet,“ dessen „tiefe Gräben und Schluchten, über welche in schwindelnder Höhe gewaltige Brücken sich spannen,“ dessen „mächtiges rothweißes Thor, mit dem Adler des weiland heiligen römischen Reichs geziert,“ dessen lebensgroße Sandsteinbilder der Ahnen des Dynastenhauses der gewaltigen Schönburg, dessen Wappenschilder und Wendeltreppen und heimliche Gemächer, dessen Äußeres und Inneres auf den „die stillen Räume jenes Bauwerkes oft durchwandernden“ Knaben einen Eindruck übte, der sich durch sein ganzes — leider nur zu kurzes Leben nicht mehr verwischen sollte, und dem er in dem Besten, was er als Mann geschaffen, lebendige, rührende Worte gab.

Schon als Kind kannte Tobias kein größeres Vergnügen, als einer Erzählung aus der vaterländischen Geschichte zu lauschen; sein erstes Studium war die Heimatskunde. Der unwiderstehlichste Wissensdrang brachte den fünfzehnjährigen

Knaben im Jahre 1843 nach Zwickau i. S. Durch fünf Jahre besuchte er, von rastlosem Fleiße geleitet, ein in jeder Hinsicht musterhafter Schüler, das dortige Gymnasium. Schon damals sammelte er, ein enthusiastischer Verehrer des Zwickauer Geschichtschreibers Herzog, zahlreiche Notizen zur Geschichte des gesammten erzgebirgischen Kreises. Einen überwältigenden Rückschlag brachte in dem Geiste wie in dem Gemüthe des empfänglichen Knaben der Anblick der ersten größeren Bibliothek hervor. Von da an war sein ganzes Streben auf Büchererwerb gerichtet; Bücher waren und blieben sein beinahe ausschließlicher Umgang, seine Leidenschaft.

„Nosse bonos libros dimidium studii est". — Tobias ist der redende Beweis für die Richtigkeit dieses Spruches, den er in's Herz geschrieben zu haben schien, und dem er, kaum zum Jünglinge herangereift, ein ebenso tiefes als umfassendes Wissen verdankte, wie es in solchem jugendlichen Alter gewiß nur Wenige jemals besessen haben oder besitzen werden. Neben der allgemeinen und der Special-Geschichte war es das Studium der Mathematik, der Philosophie und der classischen wie der modernen Sprachen, das ihn am meisten anzog. Unverkennbar war es eben nur der Einfluß der maßgebenden Kreise seiner in gewerblicher und mercantiler Richtung rasch aufstrebenden Vaterstadt, was den bei aller Zurückgezogenheit, wie oben bemerkt, sehr empfänglichen, ja empfindsamen jungen Denker vorzüglich den mathematischen Disciplinen, und zwar ebenso in deren praktischer Anwendung wie in ihrer strengen Wissenschaftlichkeit, zuführte.

Einen nachhaltigen, ja den schwersten Verlust erlitt das jugendliche Gemüth Tobias' durch den frühzeitigen Tod seiner über Alles verehrten, bis in des Sohnes Mannesalter vielbetrauerten Mutter, die am 11. August 1848 das Zeitliche segnete. Gleichwohl bestand Tobias schon am 8. September darauf das Maturitätsexamen am Zwickauer Gymnasium mit vieler Auszeichnung. Fünf Wochen später bezog er die Universität Leipzig, um sich auf das Lehramt der Mathematik vorzubereiten. Durch die äußeren erschütternden Ereignisse auf politischem Gebiete in der gewohnten, geräuschlosen Thätigkeit keineswegs gestört, nur mit seinen Studien und — der leidigen Sorge um das tägliche Brod beschäftigt, absolvirte Tobias in der vorgeschriebenen Zeit die einzelnen Stadien der Universität, selbstverständlich ohne irgendwelche Vernachlässigung seiner Privatneigungen, unter denen allzeit obenan die liebe Heimatskunde stehen blieb. An Hofrath von Gersdorf fand er einen gewiegten Leiter seiner unverdroßen fortgesetzten bibliothekarischen Arbeiten.

Da sich nach Vollendung der Studien nicht so bald eine geeignete Anstellung fand, verzog sich der Aufenthalt des strebsamen jungen Mannes in der Universitätsstadt mehr als ihm lieb war. Er benützte die Muße zur Erreichung des Doctorgrades der Philosophie, der ihm am 21. Juli 1853 verliehen wurde.

Ende Mai des Jahres 1855 rief den Hocherfreuten eine Anstellung als Lehrer der Mathematik und des kaufmännischen Rechnens an das Gymnasium und die Realschule zu Zittau. Mit wahrem Feuereifer widmete sich der hochgebildete Fachmann seinem Berufe, in welchem ihm wie seinen Schülern die Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Wissens außerordentlich zu Statten kam. Dies und eine seltene gewissenhafte Ausdauer verschafften ihm in kurzer Zeit den wohlbegründeten Ruf eines vortrefflichen, wenngleich, wie sich selbst, so seinen Schülern gegenüber strengen Lehrers. Das ihm übertragene, nicht mühelose Amt eines Schulcassiers gab ihm vielfache Gelegenheit, sich anderweitig nützlich zu erweisen und, dem Drange seines guten Herzens folgend, durch entsprechende Anträge an maßgebender Stelle auch um die materielle Existenz sehr vieler seiner Schüler sich verdient zu machen.

Hatten in Folge dieser Wirksamkeit, in der sich unser Freund kaum eine freie Stunde gönnte, alle wie immer gearteten Nebenbeschäftigungen völlig ruhen müssen, so war doch der ihn beherrschende Drang zur Geschichtsforschung zu

mächtig, um für lange unterdrückt werden zu können. Bald sehen wir ihn wieder Tag für Tag, wenn die Amtsgeschäfte besorgt, über den alten, staubigen Chroniken und sonstigen historischen Denkmälern seiner vielgeliebten Heimat im stillen, einsamen Stübchen oder in den geräumigen, ihm bald vertrauten Sälen der Zittauer Rathsbibliothek, die ihn selbstverständlich auf's Höchste interessirte. Dieser Bücherschatz, dessen erste Sammlungen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts dativen, hatte, mit der Schülerbibliothek des Gymnasiums und der Realschule der Stadt vereinigt, bei Tobias' Eintritte bereits den Umfang von mehr als 20.000 Bänden durchwegs auserlesener Werke, insbesondere historischen und philologischen Inhalts, erreicht, ganz abgesehen von einer großen Anzahl werthvoller Manuscripte, namentlich die sächsische, beziehungsweise lausitzer Geschichte betreffend. Der Tod des seitherigen Stadtbibliothekars setzte ganz wie von selbst am 21. August 1857 Tobias an dessen Stelle; man konnte unter allen Sterblichen keinen passenderen Ersatzmann finden.

Die mehrhundertjährige politische Zusammengehörigkeit der kulturgesegneten Landstriche der Lausitz mit dem Königreiche Böhmen, sowie schon die natürliche Nachbarschaft der beiden Länder, mehr noch aber die für Böhmen so unseligen Consequenzen der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Szene gesetzten Gegenreformation — das Alles konnte nicht verfehlen, daß die Zittauer Stadtbibliothek auch viele speciell der böhmischen Geschichte angehörige, höchst wichtige Druckwerke und Manuscripte in sich aufnahm, deren Werth erkannt und bekannt gegeben zu haben ein besonderes Verdienst Tobias' ist und bleibt. Da es gleichzeitig unserm neuen Bibliothekar als ausgemachte Sache galt — was leider ein großer Theil seiner Standesgenossen noch heute nicht begreifen mag — daß eine Bibliothek zu nichts Anderem da ist, als um benützt zu werden, so konnte es bei den sonstigen berührten Eigenschaften Tobias', mit welchen er die liebenswürdigste Gefälligkeit und Zuvorkommenheit verband, für irgend einen jungen oder alten Gelehrten diesseits und jenseits der Grenze kaum etwas Belehrenderes, Fruchtbringenderes geben, als einen Besuch der schönen, reichen, immer wachsenden Bücherei zu Zittau unter Leitung eines Tobias.

Am 28. September 1858 verheirathete sich Tobias mit Frl. Elise Auster, Tochter des angesehenen, hochachtbaren Gerichtsamtmannes Auster in Zittau. Es war ein günstiger Stern, unter welchem dieser Bund geschlossen wurde, geschlossen nach der Wahl des Herzens.

Geradezu unerklärlich bleibt es, wie Tobias, ununterbrochen durch ein stets mit tadellosester Gewissenhaftigkeit gepflegtes Lehramt, durch fortgesetzte, mühsame Studien und endlich durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr wie nur selten ein Mann in Anspruch genommen, die physische Zeit noch finden konnte zu einer so ausgebreiteten, eingehenden Correspondenz, wie er sie jederzeit mit unzähligen Gelehrten und gelehrten Gesellschaften unterhielt. Wer immer in wissenschaftlicher Angelegenheit sich brieflich an ihn wandte, der konnte einer befriedigenden Antwort mit Bestimmtheit entgegensehen. Diesem Umstande verdankte Tobias eine Reihe von Anerkennungen, die um so mehr für sein wirkliches Verdienst sprechen, je weniger sie gesucht waren. Die historisch-statistische Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn, der Alterthumsverein in Mannheim, wie der Gewerbeverein seiner Vaterstadt Glauchau ernannten ihn in Würdigung seiner vielfachen Unterstützung ihrer Bestrebungen zum Ehrenmitgliede; die Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau, die Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Osterlandes zu Altenburg und die naturforschende Gesellschaft zu Görlitz verliehen ihm das Diplom eines correspondirenden Mitgliedes; vielen anderen gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften zu Jena, Leipzig, Dresden, Halle,

Breslau u. s. w., wie auch dem Museum Francisco-Carolinum zu Linz und unserem, dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag, gehörte er als ordentliches, in des Wortes buchstäblicher Bedeutung „ordentliches", productives, förderndes Mitglied an, wie die Schriften, die Bibliotheken und Archive aller dieser Körperschaften ohne Ausnahme bezeugen.

Nur die ganz immense Beschäftigung des Mannes nach den angedeuteten Richtungen gibt den Erklärungsgrund dafür, daß die eigentliche schriftstellerische Thätigkeit desselben mit dem ihm zur Natur gewordenen beispiellosen Sammlerfleiße nicht gleichen Schritt hielt. Allerdings ist hiebei eine gewisse, übrigens jedem Gelehrten seiner Art eigene Scheu vor der Oeffentlichkeit, verstärkt durch eine große Dosis angeborener Bescheidenheit, mit in Rechnung zu ziehen. Verhältnißmäßig wenige Druckschriften sind es, die er hinterlassen; dagegen nachgerade unübersehbar sein handschriftlicher Nachlaß.

Sein erstes Werkchen erschien im Oktober 1863 unter dem Titel „Begebenheiten und Erlebnisse in Zittau 1813", und zwar als „Erster Beitrag zur Geschichte der Stadt Zittau", eine, wie nicht anders zu erwarten stand, sehr emsige Studie, vollkommen dem entsprechend, als was sie sich ausgab. Gleichzeitig mit dieser Schrift begann Tobias das für die Geschichte seiner Vaterstadt aufgespeicherte Material zu bearbeiten, um, jedoch nur auf Andringen seiner Freunde, Mitte des Jahres 1865 eine zweite, ungleich bedeutendere Monographie herauszugeben, die „Regesten des Hauses Schönburg vom urkundlichen Auftreten desselben bis zum Jahre 1326", einen allgemein mit größtem Beifalle aufgenommenen „Beitrag zur Adels- und Specialgeschichte Sachsens und Böhmens", der uns den Verfasser in allen seinen glänzenden Eigenschaften erkennen und schätzen lehrt. Aufgebaut auf Grund eines unbedingt erschöpfenden Quellenstudiums; geordnet und gesichtet von der sorgsamen, fast ängstlichen Hand eines kundigen, durch und durch zuverlässigen Forschers; diktirt von einer glühenden, kindlichen Heimatsliebe: so mußte dieses Werk nicht nur in Fachblättern rühmende Anerkennung finden und den Ruf seines Verfassers in der Gelehrtenwelt begründen.

Mehr als die stürmischen Märztage des Jahres 1848 den in sich gekehrten, um die Außendinge wenig oder nicht bekümmerten Jüngling; mehr, ja im höchsten Grade nahmen die Kriegsereignisse des Jahres 1866 den seinem Vaterlande mit der herzlichsten Innigkeit ergebenen, erfahrenen Mann in Anspruch. Der Krieg war kaum erklärt, als der Entschluß bei Tobias feststand, für sein neues Heim der Geschichtschreiber dieses Krieges zu werden. Sofort wurde an's Werk geschritten. Unverdrossen, wie sonst in Bibliothek oder Studierstübchen in's Studium des grauen Alterthums, warf sich der gute Mann nun in den Strom der Tagesneuigkeiten, um den richtigen Stoff zu sammeln. Die ersten preußischen Colonnen (es war am 23. Juni) fanden den Forscher auf der Straße, das treue Notizbuch in der Hand, in welches gewissenhaft und bedächtig Regiments-, Bataillons- und Compagnie-Bezeichnung u. s. w. eingetragen wurde. Ein Sergeant des 54. Infanterie-Regiments machte dem ein Ende. Mit einem kühnen Griff war das Büchlein confiscirt und sein harmloser Schreiber als — „Spion" verhaftet. Unter drohenden, wilden Verwünschungen wird der „Entlarvte" im Triumphe durch die sich drängenden Truppenkörper, Munitions- und Bagagewagen mittels scharfer Eskorte in hastigem Marsch über Chaussee und Graben und Wiese und Feld von Regiment zu Regiment geführt; eine zur Legitimation dringend erbetene Begleitung wird in barscher Weise abgewiesen. Die Situation war furchtbar ernst für den Geängstigten, der, „ohnedies nicht kräftiger Gesundheit", überwältigt durch die ihm zugemuthete Anstrengung, sein letztes Stündlein gekommen sah und schon im Geiste Abschied nahm von den „theuren Lieben", seiner guten Frau und zwei lieblichen Kindern. — „Wie vernichtet" kam er bei dem Kommandanten an, dem Oberstlieutenant v. Buddenbrock, der

den Gefangenen nach kurzem Verhör „auf sein ehrliches Gesicht hin“ — entließ, was allerdings von mehren anwesenden Offizieren lebhaft bedauert wurde, die bereits „vom Erschießen gesprochen hatten“, von dem gesunden Sinn und dem richtigen Takt der leitenden Persönlichkeiten auf Seite unserer damaligen Feinde aber einen nicht zu unterschätzenden Beweis liefert.

Trotz diesem und noch manchem anderen Hindernisse ward das unternommene Werk getreulich zu Ende geführt, und erschien schon zu Beginn des Jahres 1867 die 1. Lieferung der mehr als 28 Bogen starken „Geschichte der preußischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz, nach eigenen Erlebnissen und officiellen Akten bearbeitet“, als der „Beiträge zur Geschichte der Stadt Zittau“ zweiter Theil, eine mit wahrhaft bodenloser Gründlichkeit geführte Zusammenstellung alles auf die behandelte, jedesfalls gewichtigste Epoche der Geschichte der Heimat des Verfassers irgendwie bezüglichen Materials, dessen schlichte, offene Darstellung zugleich auf mehr als einem Blatte einen tiefen Blick in das treffliche Gemüth des Autors verstattet. Das gilt insbesondere von Cap. 6 der „Anhänge und Zusätze“ zu jenem Buche, den „Erinnerungen an die in Zittau 1866 verstorbenen Militärpersonen“, S. 405 u. fg. Beinahe jeden neuanlangenden Transport Verwundeter empfing der Berichterstatter persönlich auf dem Bahnhofe, um, wo die zur Uebertragung bestimmten Wehrleute allzu ungestüm verfuhren, mit eigener fürsorglicher Hand helfend einzugreifen, den schwer Verletzten genau nach Angabe zu fassen und auf die Bahre zu heben und bei ihm zu bleiben bis zur Fortschaffung in das Lazareth.

Ein ergreifendes Stück Soldatenleben schildert der Verfasser mit rührender Theilnahme in den Schicksalen Wenzel Hora's, des „Jägers von Podol“, der, des Gepäcks entblößt, die Büchse über dem Rücken, die entzündete Rakete in dem Munde, unter dem feindlichen Kugelregen, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, die Iser durchschwimmt und die Brücke in Brand steckt, um den Rückzug der Seinen zu decken, sich selbst aber im hellen Schein der lodernden Feuersäule einem fast unvermeidlichen Tode auszusetzen, dem er wunderbarer Weise entrinnt, um jedoch nach wenigen Tagen unausgesetzten, gefahrvollen Marsches die Todeswunde zu empfangen. Im Stadtkrankenhause zu Zittau findet der Arme an unserm Freunde den liebevollsten Pfleger und Unterstützer. Ein Artikel in der „Neuen Freien Presse“, aus der Feder Tobias', wendet, in allen Journalen Böhmens nachgedruckt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den heldenmüthigen jungen Mann und verschafft dessen trostlosen Eltern die Mittel, den sterbenden Sohn zu besuchen, den die alte, kranke Mutter bittet, ihr „noch einmal die blauen Augen zu zeigen.“ Er thut's, mit den zitternden Worten: „Mutter, nimm mich mit!“ Und auch diesen letzten Wunsch seines todten Schützlings weiß Tobias zu erfüllen. Der Gute bringt es zu Wege, daß die Leiche Hora's nach Böhmen geschafft und dort auf dem Friedhofe seines Heimatdörfchens unter allen ihm gebührenden militärischen Ehrenzeichen bestattet werde. . . .

Abgesehen von dem weiter oben Gesagten mochte es der in letzter Zeit besonders kultivirte Verkehr Tobias' mit einer Anzahl sehr intimer Freunde in Böhmen mit sich bringen, daß dessen Studien die böhmische Kulturgeschichte immer mehr berücksichtigten. Vorzüglich war es das protestantische Kirchenwesen in Böhmen, das er niemals aus den Augen ließ. Was er nach dieser Richtung geforscht und gesammelt, grenzt an das Unglaubliche. Es gehört das gute Herz eines Mannes wie Tobias dazu, um von solchen Sammlungen einen Gebrauch zu machen, dem er sie widmete. Am 21. Oktober 1868 wurde in Reichenberg die daselbst neu erbaute evangelische Kirche feierlich eingeweiht; das Presbyterium der evangelischen Gemeinde wünschte zur Erhöhung der Feier eine Art Festschrift, zu deren Abfassung Tobias in uneigennützigster Weise sich sogleich bereit erklärte. Innerhalb weniger Tage schrieb er zum Besten der genannten Kirche, einen großen

Theil jener eben erwähnten, während einer langen Reihe von Jahren mühevoll zusammengebrachten Materialien verwerthend, die gelungene Festschrift: „Beiträge zur älteren Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche und deren Diener in den Herrschaften Reichenberg, Friedland, Grafenstein, Gabel ꝛc.", ein schönes, sinniges Denkmal, das ihm die Gemeinde, für die er geschrieben, bewahren wird, so lange sie selbst besteht. Es sollte aber dieses Denkmal zugleich ein Grabstein sein; es ist die letzte Schrift, die Tobias in selbständiger Form herausgab.

Schon in der vom 15. Oktober 1867 datirten Vorrede zu seiner Invasionsgeschichte klagt Tobias über „wiederholte körperliche Hinfälligkeit"; der Bedauernswerthe hatte sich, ein Opfer seines Berufes, in Folge überangestrengter Arbeit vor Jahren ein schmerzhaftes, zu Zeiten sehr gefährliches Magenleiden zugezogen, das ihn nicht mehr verließ, trotz der mühseligsten, aufopferungsvollen Pflege, die ihm seine zärtlich liebende Gattin, das Muster einer deutschen Hausfrau, täglich und stündlich angedeihen ließ.

„Ich schreibe Dir vom Bette aus", so heißt es in einem seiner charakteristischen Briefe unterm 21. Oktober 1869, „denn ich wieder sehr krank gewesen. Am 8. Oktober legte ich mich mit Johannes (seinem ältesten Söhnchen), der gefährlich an der Ruhr erkrankte; am 9. Oktober war ich ohne Besinnung und blieb es bis zum 16. und schwebte stets in Todesgefahr. Jetzt geht es besser, aber immer nur um Haaresbreite besser. Meine gute Frau hat viel ertragen und muß viel schaffen. Albert (das jüngste Kind) war auch nicht wohl, doch auch hier hat Gott geholfen. Johannes spielt wieder. Ich soll mich langweilen, weil mein Kopf gelitten hat, aber ich kann nicht, darum denke ich an meine guten Freunde, dabei auch natürlich an Dich." . . . Erneuerte Anfälle zwangen den Kranken bald, seine liebsten Beschäftigungen aufzugeben und für Wochen, ja für Monate einen Landaufenthalt zu wählen, den er in dem reizenden Thale von Johnsdorf nächst Oybin fand, doch nur im Kreise seiner Familie, die er, wie als Freund, so als Gatte und Vater voll lauterer, treuer Hingebung, nicht einen Tag lang missen mochte.

Sichtlich gekräftigt und voll froher Hoffnungen kehrte er im Herbste des Jahres 1871 an die gewohnte Arbeit zurück. Leider mit allzu großem Eifer. Das „Versäumte", wie er sagte, wieder einzubringen, wurde rastlos geschaffen. Die neue, gründliche Katalogisirung der ihm anvertrauten öffentlichen Bibliothek, gleich bei seinem Amtsantritte als Stadtbibliothekar begonnen, wurde glücklich zu Ende geführt; eine Reihe kleinerer, den Redaktionen einzelner Zeitschriften vorlängst versprochener Aufsätze wurde zu Papier gebracht, darunter die im jüngsten Heft der „Mittheilungen" von ihm gezeichneten Notizen, seine letzte literarische Arbeit; dann ging es an die Fortsetzung der „Schönburg'schen Regesten" — da warf ihn die Krankheit abermals auf's Lager; nur langsam erholte sich der geschwächte Körper, als der Todesengel seiner lieben Häuslichkeit nahte und sein jüngstes, fast immer kränkelndes Kind, seinen „Lazarus," wie er es nannte, davontrug. Der Schlag mußte für den Reconvalescenten von doppelter Wucht sein. Wieder eilte er mit Frau und Kind nach seinem schönen Johnsdorf; wieder glaubte er die heißersehnte Gesundheit erlangt zu haben und kehrte zurück. Bis zum letzten Tage seines Lebens unausgesetzt in Amtsgeschäften, wie in Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten thätig, starb Tobias im 45. Lebensjahre, am 10. Oktober 1872. —

Es wäre kein Akt der Gerechtigkeit, den Werth des Mannes, den wir meinen, einzig und allein nach dem, was er gethan, zu schätzen, ohne Rücksicht auf das Ziel, das er angestrebt, das zu erreichen ihn keineswegs ein inneres Unvermögen, nur ein äußeres trübes Geschick verhinderte. Unzweifelhaft: wäre es ihm vergönnt gewesen, noch die Spanne eines Decenniums, ja eines Lustrums — in der Fülle körperlichen Wohlbefindens zu leben und zu wirken, aus dem unerschöpflichen Quell seines Wissens hätte Tobias mit der eisernen Beharrlichkeit

seines Fleißes eine Anzahl Werke hervorgebracht, die sich dem Gediegensten ihrer Art an die Seite stellen durften.

Man suche den schaffenden Mann in seiner Werkstatt auf. In dem Nachlasse Tobias' nimmt den ersten Platz eine Privatbibliothek ein, die ihres Gleichen sucht. Dieselbe zählt im Ganzen mehr als eilftausend Bände, wohlkatalogisirt, ihrer größten Überzahl nach der sächsisch-böhmischen Specialgeschichte angehörig, darunter über 300 Bände ausschließlich „Bohemica", an 1000 BB. „Zittaviensia," 1585 BB. „Lusatica", 3625 BB. „Saxonica" — abgesehen von 1670 Nummern „Biographica" (eine auserlesene Sammlung seltener Leichenpredigten und dergl.), über 1300 BB. „Miscellanea", Werke zur Geschichte der letzten dreihundert Jahre; 238 Originaldrucke „Lutheranea", 430 theologische, 190 philosophische, 200 mathematische, über 750 belletristische Werke (darunter viele Originalausgaben) u. s. w. Dazu gehören eine äußerst werthvolle Plakat- und eine reichhaltige Portraits-Sammlung (Kupferstiche), eine Antiquitäten- und davon getrennt eine Münzsammlung — durchwegs systematisch geordnet und auf's Sorgfältigste gepflegt.

Nicht minder werthvoll aber ist der handschriftliche Nachlaß, dessen bereits früher flüchtig erwähnt worden. Soweit sich derselbe bisher überblicken läßt, dürfen wir hier, als für die böhmische Geschichtschreibung von meistem Interesse, folgende, beinahe druckfertige Manuscripte erwähnen, und zwar: „Regesten des Hauses Schönburg" vom J. 1326 u. fg. mit schätzbaren Nachträgen zum ersten Theile dieses Werkes, ein Unicum deutsch-böhmischer Adelsgeschichte, das für sich allein als das Werk eines Menschenlebens gelten darf. Als zweites Manuscript nennen wir eine „Geschichte der Johanniter-Commende in Zittau," das heißt eigentlich des „Johanniter-Priorates in Böhmen", eines bedeutsamen, leider noch zu wenig behandelten Stoffes, zu dessen Bearbeitung Tobias vorzüglich aus Zittau, Dresden und Prag das urkundliche Material herbeigeschafft. Ein drittes posthumes Werk ist die „Geschichte des böhmischen Glashandels" mit einer bis in's kleinste Detail ausgeführten Biographie des seinerzeit berühmtesten Glasraffineurs und Glashändlers in Böhmen Fr. Egermann, ein Beitrag zur heimischen Industriegeschichte, wie er gründlicher von keinem Fachmann erwartet werden könnte.

Das an Umfang wie an Gehalt den „Schönburg'schen Regesten" am nächsten stehende Manuscript bilden die in mehren Quartbänden zusammengefaßten „Notizen über das protestantische Kirchenwesen in Böhmen", die, aus einer Unzahl in aller Welt verstreuter, gedruckter und ungedruckter, bekannter und längst vergessener Werke geschöpft, so recht eigentlich den Bienenfleiß bekunden, dem sie entsprungen und der allein dergleichen unternehmen — aber unmöglich zum Abschluß bringen konnte. Über die Bedeutung eines solchen Nachlasses speciell für den „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", für den er angelegt zu sein scheint, bedarf es keiner Auseinandersetzungen.

Man urtheile, wie man wolle, über die positiven Leistungen des nun Verstorbenen: wer so viel gestrebt, wie er, hat nicht umsonst gelebt, hat sich „den Dank der Besseren" verdient. Was sein gutes, schönes, warmes Herz, das Ganze seiner edelsinnigen Persönlichkeit unmittelbar gewirkt, das lebt mit dem Gedächtniß seiner zahlreichen Angehörigen, seiner zahllosen Freunde. Länger aber, weil ganz zuverlässig über Menschenalter hinaus lebt auch das verhältnismäßig Wenige, das uns von seiner Hand in kalten starren Lettern überliefert worden, von dem die Worte Dionysius' von einem größeren wohl, doch nicht auch besseren Sohne seines Vaterlandes Geltung behalten: „Er wandte auch der Wahrheit, von deren Erforschung wir wünschen, daß sie heilig sei, große Sorgfalt zu, indem er weder zu den Thatsachen etwas hinzusetzte, was nicht

Nun folgte, wie es nun einmal üblich ist, Toast auf Toast; Dr. Anger aus Karlsbad sprach auf die Hüter der Verfassung, die Abgeordneten im Land- und Reichsrathe. Ihm antwortete, mit lebhaftem Zurufe begrüßt, Dr. F. Schmeykal mit einem Trinkspruche auf die Solidarität der Deutschen Oesterreichs. Dr. Klier pries das deutsche Volk in Böhmen, R. v. Dotzauer dachte an die liberale Geistlichkeit, Dr. Haßmann an die Vertreter des Vereines am Lande u. s. w.

Der Abend versammlte die Gäste in dem schönen Saale des Kurhauses zum Schluß- und Abschieds-Commers, den ungestörte gesellige Unterhaltung, die unvermeidlichen humoristischen und nicht humoristischen Trinksprüche, eine trefflich exekutierte Musik in schönster Weise ausfüllten. Während eines Ruhepunktes verlas der Geschäftsleiter die zahlreich eingelaufenen Telegramme und sonstigen Zuschriften; ihre große Zahl, sowie der Umstand, daß sie nicht nur aus allen Theilen und Gegenden des Heimatslandes, sondern auch aus den übrigen deutschen Kronländern einlangten, waren ein neuer Beweis der Anerkennung der Thätigkeit des Vereines und die sprechendste Würdigung seiner Werke. Auch der befreundete und im Schriftenaustausch stehende historische Verein in Freiberg (Sachsen) hatte durch seinen Obmann Gerlach ein herzliches Begrüßungsschreiben gesendet. Von den telegraphischen Zuschriften sei uns gestattet, nur folgende hervorzuheben:

Asch: — „Wie sichs schön gestaltet, wo der Deutsche waltet — Mit dem offenen Sinn, der treuen Brust! — Heil Dir Vaterland, denn die deutsche Hand — Sie allein sie schirmt und kräftigt Dich zu frischer Lust." — Drexler, Vereinsvertreter.

Auffig: „Zu meinem aufrichtigen Leidwesen ernstlich verhindert, unter meinen festlich versammelten Gesinnungsgenossen zu weilen, sende ich aus der Ferne die herzlichsten Grüße, die wärmsten Wünsche; das Gefühl für die Größe und Herrlichkeit des deutschen Namens, die glühende Liebe für Gesetz und Freiheit, die Kampflust gegen offene und schleichende Feinde mögen diesmal nicht minder lebhaft, nicht minder groß, nicht minder mächtig sich manifestiren wie im Vorjahre zur Zeit der Revolution von Oben. Hoch die Treue für Reich und Recht!" Abgeordneter Dr. Ruß.

Bakov: Festgruß von Dr. V. John und Architekt Pichler.

B.-Leipa: Von Dr. Aschenbrenner und Foges Namens des politischen Vereins.

Brünn: Dr. Promber. „Den deutschen Männern, den Vertretern der Wissenschaft, den Erwählten des Volkes dreimal Hoch!"

Dauba: Karl Vogl. Festgruß als neueingetretenes Mitglied. Ferner von Josef Theumer, Landtags- und Reichstagsabg., und Dr. Urban, Vereinsvertreter.

Einsiedel: Stadtvertretung.

Gablonz: Vom Vereinsvertreter Dr. H. Adler.

Gmunden: „Die 36. Wanderversammlung des oberösterreichischen und liberalen politischen Vereines sendet tausend herzliche Grüße ihren Gesinnungsgenossen in Karlsbad." — Göllerich — Hochenegg und Baron Weichs.

Haida: Begrüßungen vom politischen Verein.

Königsberg: Politischer Verein.

Leitmeritz: Fortbildungs-Verein Schiller. „Mit aufrichtigsten Sympathien begleiten wir den Verein, der es verstanden mit den Waffen der Wissenschaft als Schutzwehr des Deutschthums erfolgreich zu kämpfen, der die unvergeßlichen Tage von Teplitz geschaffen." — Dr. v. Gollitschek.
Deutsch-politischer Verein.

Liebenau: 1. Stadtvertretung. „Den Vertretern des echten Deutschthums in Böhmen unsere Zustimmung für ihre Bestrebungen und unsere besten deutschen Grüße." — Adolf Pilz, Bürgermeister.
2. Die Vereinsmitglieder durch Schuldirektor Czernitzky, Vereinsvertreter.

Luditz: Bürgermeister Haydt im Namen d. Stadtvertretung u. aller städtischen Korporationen. (4 Telegramme.)

Neumarkt: Dr. Ratka im Namen des Lehrervereines.

Neubydžow: Dr. Lein, Vereinsmitglied.

Reichenberg: Dr. Hallwich, Abgeordneter. „Den wackern Verfechtern des mit Verfassung und Kulturfortschritt verwachsenen deutschnationalen Interesses, in treuer Waffenbrüderlichkeit ein herzliches Hoch im eigenen, sowie im Namen des deutsch-politischen und Männergesang-Vereines."
Dr. Sieber im Namen der bei der Festkneipe des Jeschken-Isergau-Verbandes in Reichenberg versammelten Turnvereine, des Schützenbundes, des Männergesang-Vereines, des Geselligkeits-Clubs und des Vereines der Naturfreunde.

Lehrer-Verein. Den versammelten Männern der Wissenschaft und des Deutschthums, welche in bester Weise Volksbildung und Aufklärung fördern und so mit deutschen Lehrern Hand in Hand gehen, entbietet die herzlichsten Grüße Lehrer Fischer, Vereinsvertreter.

Schlaggenwald und **Schönfeld**: Die Obmänner der pol. Vereine Waldert u. Lochner.

Steinschönau: Die Mitglieder: „Eingedenk und im vollen Bewußtsein der Bedeutung des heutigen Festes bringen wir der V. Wanderversammlung, mit der sich der Verein einen neuen Marktstein seines fruchtbringenden ausdauernden Wirkens setzt, in echtem deutschen Geiste die herzlichsten Grüße." J. J. Krause, Vertreter.

Tachau: Bildungs-Verein.

Teplitz: Fortbildungs-Verein. — Liedertafel. — Politischer Verein (durch Obm. Glogau.) — Männergesangverein. — Veteranenverein. — Turnverein.

Stadtvertretung „bedauert lebhaft, abgehalten zu sein, an Eurem erhebenden Feste theilzunehmen. Mit der Versicherung herzlichster Sympathien den versammelten deutschen Männern ein begeistertes Hoch." — Uherr, Bürgermeister.

Trautenau: Vereinsvertreter F. Schneider, k. k. Bez.-Schulinsp. im Namen der Mitglieder.

Weckelsdorf: Polit. und Fortbildungs-Verein durch seinen Obmann. Wenzel Kaulich.

Wien: Landtagsabgeordneter J. U. Dr. E. Barenther — (Hernals) Prof. Hickmann.

Außerdem waren noch einige Telegramme eingelaufen, die nur der Begrüßung der deutschen Landtagsabgeordneten, den beiden Vortragenden, Dr. Hans Kudlich, Dr. Pickert, kurz einzelnen Persönlichkeiten galten. Die Delegierten Exc. Herbst und Exc. Hasner hatten von Pest eigene Zuschriften gesendet, die bereits beim Bankette durch den Herrn Bürgermeister ihre Verlesung und beifälligste Aufnahme fanden. Den Mittelpunkt des Abends aber bildete die an den Landtagsabgeordneten Dr. Alfred Knoll gerichtete Zuschrift des gefeierten Volksmannes Dr. Hans Kudlich, den die Stadtvertretung eigens zu Gaste gebeten hatte. Wir lassen dieselbe hiemit ihrem vollen Wortlaute nach folgen:

Hochgeehrter Herr! Viele Gründe verhindern mich, die so freundliche und ehrenvolle Einladung zur Versammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen anzunehmen. Ich bedaure dies selbst aus vielen Gründen.

Aus dem deutschen Theile Böhmens sind mir sowohl telegraphisch als brieflich zahlreiche Grüße zugesendet worden, und ich hätte es vorgezogen, dafür meinen Freunden Hand in Hand, Aug' in Aug' zu danken.

Auch weiß ich wohl zu würdigen die Bedeutung der historischen Gesellschaft für die Belebung und Erhaltung des deutschen Elementes in Böhmen. Ich weiß, daß diese Gesellschaft mehr als irgend eine andere Vereinigung, sowohl auf socialem Gebiete durch unmittelbaren Gedankenaustausch, als auch auf dem Gebiete des politischen Lebens durch Rede und das gedruckte Wort zur Hebung des Bewußtseins der Deutschen beigetragen hat.

Endlich hängt von der Erledigung der tschechisch-deutschen Streitfrage nicht nur des deutschen Stammes, dem ich selbst angehöre, sondern auch des ganzen österreichischen Länderverbandes Wohlergehen und Existenz ab.

Gründe genug für mich, der ich nebenbei noch dem politischen Verrath der Tschechenführer meine gezwungene langjährige Losreißung vom Vaterlande zu verdanken habe, gelegentlich ein Wort über jene Streitfrage zu äußern.

Einem Vereine von Historikern gegenüber muß ich aber im voraus zu meiner Schande gestehen, daß ich vom sogenannten böhmischen Staatsrechte nichts weiß. Seit 1848 habe ich meinem Gedächtnisse erlaubt, Alles zu vergessen, was die mittelalterlichen Rechte und Privilegien alter Kronen bedarf. Da der damals regierende Kaiser Ferdinand der neuen Zeit gegenüber ebenfalls die Rücksicht nahm, auf die vererbten Privilegien seiner eigenen Kaiserkrone zu Gunsten des constitutionellen, modernen Princips der Volks-Souveränetät zu verzichten, so glaube ich nicht mit Bezug auf die damals in Vergessenheit gerathene böhmische Krone eine Ausnahme machen zu müssen. Ich glaube, mein staatsrechtliches Wissen ganz allein aus dem unerschöpflichen Borne der allgemeinen Menschenrechte, sowie aus den von den Völkern Oesterreichs acceptirten Zugeständnissen und Versprechungen seines Regenten schöpfen zu dürfen. Daß ich später weder Lust noch Zeit hatte, das Capitel über die Rechte der Wenzelskrone in der Schweiz und Amerika zu recapituliren, das werden Sie begreiflich finden!

Und auch heute, nachdem ich schon bereits ein halbes Jahr die heilige Luft der böhmischen Krone eingeathmet habe, so frisch, wie sie eben von den Sudeten herüberweht, fehlt mir das Verständniß für jenes Staatsrecht.

Ich glaube, daß man heute von den Ereignissen und dem Zustande einer grauen Vergangenheit vollständig absehen muß, von einem Zeitalter, in welchem nicht das entrechtete, leibeigene Volk — deutsch und slavisch — sondern nur die Stände: Krone, Adel und Geistlichkeit, die Gesetze, die Geschichte und das Staatsrecht machten. Wer seine Berechtigung nicht herleitet aus dem heute geltenden Gesetze der Humanität, sondern zurückgreift ins finstere, von keiner Gleichberechtigungs-Idee durchdrungene Mittelalter, der stellt sich selbst ein schlimmes Armuthszeugniß aus!

Ob die Deutſchen als Coloniſten von den böhmiſchen Königen, Herren und Biſchöfen ins Land gerufen wurden, oder ob etwa die Tſchechen ins Land hereinſchlichen und von den Plätzen Beſitz ergriffen, welche eben die ſüdweſtlich vordringenden Bojer und Markomannen verlaſſen hatten — ob die Schlachten im Marchfelde und am Weißen Berge durch die Tapferkeit der Deutſchen gewonnen wurden oder durch einen glücklichen Zufall — ob den Huſſitenkriegen mehr die Idee der religiöſen Freiheit oder der Haß gegen alles Deutſche zu Grunde lag — das ſind für unſere Tage ganz müßige Fragen!

Die Gewohnheit der Tſchechenführer und Tſchechenhiſtoriker, aus den verſchiedenſten Jahrhunderten die ihnen günſtigſten Paragraphe herauszuleſen und daraus ein recht ſchönes buntſchillerndes Staatsrecht zuſammenzuflicken, iſt ebenſo lächerlich, als wenn deutſche Gymnaſiaſten ſich das Privatvergnügen machen wollten, aus der Zeit der Hohenſtaufen ein die ſchönſten Länder Europas umfaſſendes Deutſches Reich zu formiren und zu allem Ueberfluſſe dieſem großen Reiche noch die herrlichen Grundrechte und die Frankfurter Reichsverfaſſung vom Jahre 1849 zu verleihen!

Der einzige hiſtoriſche Rechtsboden für uns und die Tſchechen iſt: unſere unleugbare Exiſtenz und der conſtituirende Reichstag des Jahres 1848 und 1849! Daran hätten Deutſche und Tſchechen feſthalten ſollen. Auf dieſem Rechtsboden hatten alle Drei ſich geſtellt: Krone, Deutſche und Slaven, und zwar alle Drei freiwillig. Wenn Eins gezwungen war, ſo waren es ſicherlich nicht die Tſchechen, denen das „In den Reichstag nach Wien gehen" damals bedeutend angenehmer war, als das Angſtſchweißvergießen unter dem Belagerungszuſtande des damaligen „Freiheitsmörders Windiſchgrätz", den ſie ſpäter, als er Wien bombardirt hatte, den „Befreier" nannten! Alle Wahlbezirke des Tſchechenlandes waren dort vertreten; ihre edelſten Männer, ihre beſten Dichter, ihren einzigen Hiſtoriker hatten ſie großmüthig hingeſendet, um mit den Deutſchen und Polen eine Conſtitution auf breiteſter demokratiſcher Grundlage zu verfaſſen. Sie Alle waren da, die Palacky, Rieger, Brauner, deſſen Bauern zu ſtolz waren, ſich die Robot ohne Entſchädigung ſchenken zu laſſen, Hawlicek, Helfert, der Helfershelfer des Staatsſtreiches vom 4. März, der edelgeformte Trojan, der wohlmeinende Profeſſor Jonak endlich, der niemals ſehen konnte, von „winnen" und von „wannen" denn eine Reaction kommen ſollte!

Dadurch hatte das tſchechiſche Volk mit ſeiner hiſtoriſchen Vergangenheit gebrochen, hatte die Nothwendigkeit und Nützlichkeit anerkannt, mit den Nachbarn ein ſtaatliches Ganzes zu bilden und damals wenigſtens hörten wir nichts von den Rechten der böhmiſchen Krone, vom General-Landtag u. ſ. w., das Zeug ſchlummerte damals noch im Gehirn des großen hiſtoriſchen Schwiegervaters. Dadurch, daß ſich die Tſchechen damals neben die Deutſchen auf den von Letzteren erkämpften Rechtsboden der Volks-Souveränetät ſtellten, verzichteten ſie natürlich auf alle alten Privilegien der „verneuerten Landesordnung", und Narren wären ſie geweſen, wenn ſie den ſehr profitablen Tauſch nicht eingegangen wären!

Nun — Tſchechen und Deutſche haben ſich von jenem einzigen Rechtsboden des öſterreichiſchen Volkes verdrängen laſſen, die Deutſchen nach tapferer Gegenwehr retteten wenigſtens die Ehre ihrer Nation; die Tſchechenführer hatten ſelbſt die Hand dazu geboten, die von den Deutſchen, namentlich den Wienern, eroberte und der Huth des Reichstages übergebene Volks-Souveränetät zu verrathen!

Von dem Tage, an welchem ſie ſich im Reichstage mit den Bureaukraten des Centrums vereinigten, mußte in den Köpfen der Leiter der Camarilla der Gedanke erwachen, daß ſich dieſe blindhaſſenden Tſchechenführer ſo gut wie der edle Jellačić als Werkzeuge einer Contre-Revolution würden brauchen laſſen. Mit welcher Leidenſchaft dieſe Tſchechenführer von nun an zu verhindern ſuchten, daß der Reichstag die Vermittlung zwiſchen Ungarn und Croaten übernehme! „Sind die Herren aus Ungarn etwa deßhalb gekommen, damit wir ihre ſchönen Bärte, ihre prächtigen Coſtumes bewundern?" ſo empfing Rieger als Chorführer einer wirklich blutdürſtigen Partei die Abgeſandten des ungariſchen Reichstages! Denn ſie ſprachen es offen aus, daß man den Arm, mit welchem der ritterliche Jellačić die ſtolzen Magyaren zu vernichten drohe, nicht aufhalten dürfe! Mit demſelben Hohn empfingen die Tſchechenführer ſpäter in Kremſier ihre geſchlagenen Gegner. Da war der Banus noch immer der edle Freiheitsheld, mit welchem weder der gemordete Blum, noch Meſſenhauſer den Vergleich wagen durften!

Das Verlaſſen des Wiener Reichstages im October, der geſcheiterte Verſuch, einen Gegen-Reichstag in Brünn zuſammenzurufen — alles dieſes waren nur logiſche Conſequenzen des Bündniſſes der Tſchechenführer mit einer volksverrätheriſchen Camarilla. Freilich mußte dazwiſchen dem argloſen Tſchechenvolke hie und da Sand in die Augen geſtreut werden — man hielt noch immer herrliche Reden über §. 1 der Grundrechte. Alle Gewalt ging damals auf dem Papier — von dem Volke aus, da ſahen endlich die Herren Schwarzenberg, Bach und Windiſchgrätz, daß der duzirte Mohr ſeine Schuldigkeit gethan hatte, man acceptirte den Verrath und gab dem Verräther den wohlverdienten Tritt!

Die Tſchechenführer hatten die „Privilegien der heiligen Wenzelskrone", ihr feudales Staatsrecht, aufgegeben dadurch, daß ſie den conſtituirenden Reichstag beſchickten. Sie hatten die Volks-Souveränetät geopfert, in der Hoffnung, ein conſervatives ſlaviſches Oeſterreich dafür einzuhandeln. Sie wurden ebenſo fortgeſchickt wie die revolutionären Deutſchen, um einem deutſchen Militär-Despotismus Platz zu machen! Welche Reſultate der wundervollen tſchechiſchen Staatsweisheit! Was nun? Iſt's in den Köpfen der Tſchechenführer klar geworden? Als hätten ſie jeden Halt-

punkt verloren, schießen sie jetzt aus einem Extrem ins andere hinein. Heute wallfahren sie zum Hussenstein bei Constanz und morgen unter Führung des Erzbischofs Schwarzenberg zum heiligen Nepomuk. Bald werden Verhandlungen eingeleitet mit dem russischen Communisten und Nihilisten Bakunin, bald wieder mit dem fröhlichen Pater Greuter aus Tirol. Die Question tchêquo wird in voluminösen Staatsschriften bald dem Louis in Paris, bald irgend einem Großfürsten zu Füßen gelegt. Kurz, als würden sie schon ergriffen von der Todesangst des Ertrinkens, so wird jede Hand ergriffen — nur nicht die des deutschen Nachbars! — Doch auch die Lichtseiten der Tschechenführer dürfen nicht vergessen werden. Daß sie sich weigerten, den Wiener Reichsrath zu beschicken, das allein ist im Stande, ihnen Vergebung vieler Sünden zu verschaffen. Wären sie im Reichsrathe erschienen, so würde sicherlich das bischen Freiheit, das die derzeitige Verfassung den Oesterreichern sichert, längst von den edlen Tschechenführern um irgend ein nationales Concessiönchen verschachert worden sein. Hätten die Tschechenführer dem Reichsrathe ihre segensvolle Thätigkeit nicht entzogen, so bestünde das Concordat noch in alter Kraft.

Sie haben nichts gelernt und viel von dem vergessen, was sie 1848 noch gewußt hatten. Und das Volk der Tschechen? Es läßt sich seit 25 Jahren mit einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Geduld von Männern an der Nase herumführen, deren staatsmännische Weisheit fast jedes Jahr ein frisches Fiasco einernte. Als ich beim Eintritte in meine schlesische Heimat von deutschen und slavischen Bauern begrüßt wurde, rief ich ihnen zu, sich zu einigen zu einer Volkspartei, da sie nur ein Interesse hätten, das des materiellen und geistigen Fortschrittes! Ich rief den Slaven zu: „Ihr habt mehr zu fürchten, wenn dieses Oesterreich zerfällt als die Deutschen, die dann höchstens wieder zum Deutschen Reiche zurückfallen können!“ Ich rief ohne Erfolg. Kein Wunder, da dieselben leidenschaftgeblendeten Staatsmänner von 1848 noch dies Volk leiten!

So lange die alten Führer an der Spitze der Tschechen stehen, ist an ein beiden Nationen heilsames Compromiß nicht zu denken. Eine so steife pedantische Natur wie die Palacky's wird sich nicht mehr ändern. Von Rieger dürfte eine Umkehr eher zu erwarten sein. Es wäre wenigstens nicht das erste Mal, daß er eine total veränderte Richtung eingeschlagen hat. Sollte er sich nicht endlich überzeugt haben, daß sein großgeflügeltes Wort: „Nur so lange wir Slaven wollen, besteht Oesterreich“, eine hochtrabende, prahlerische Lüge war? Denn schon geraume Zeit wollen die Herren Slaven nicht und Oesterreich besteht doch — weil die Deutschen glauben, daß es für sie gut sei, es zu halten!

Und die Deutschen in Böhmen? Sie haben freilich einen harten Kampf zu kämpfen. Unausgesetzt Tag und Nacht stehen sie auf der Hochwacht. Sie haben sich nicht nur der unausgesetzten Angriffe und Intriguen der tschechischen Nachbarn zu wehren, sondern auch den Folgen des Unverstandes Derjenigen zu wehren, die, selbst von den Deutschen auf den Schild gehoben, aus Rücksicht für die nationalen Gegner die eigenen Parteigenossen vernachlässigen und schädigen; die Deutschen in Böhmen wie die ganz Oesterreichs besitzen nicht die geschmeidige Principlosigkeit, mit welcher sich die Herren Tschechenführer aus entgegengesetzten Lagern bei Feudalen und Demokraten, bei Hussiten und Ultramontanen, bei Slovenen und Tirolern Bundesgenossen werben. Sie haben neben ihrer Nationalität auch die deutsche Cultur und die politische Freiheit zu vertheidigen.

So lange Oesterreich ein integrirender Bestandtheil Deutschlands war, konnte die deutsche Nationalität nicht ernsthaft bedroht werden.

Durch die mit dem Ungeschicke der Generale wetteifernde Borniertheit der Diplomaten ist Oesterreich aus seinem tausendjährigen Verbande mit dem Mutterlande gerissen — wir haben leider kein Recht, zu untersuchen, ob diese Diplomaten das Recht hatten, ein Volk aus einer angestammten, organischen Verbindung mit seiner Nation herauszureißen, wie man einst Polen zerriß — und seitdem sind factisch die Deutsch-Oesterreicher einer feindseligen Majorität von Slaven preisgegeben. Eine Coalition von nations- und familienlosen Ultramontanen und Feudalen mit den Slaven ist allerdings im Stande, die Stellung zu bedrohen, welche die Deutschen bisher in Oesterreich eingenommen haben. Ein mächtig geeintes deutsches Reich, wie es gegenwärtig Böhmen von zwei Seiten umgibt, bildet allerdings einen guten moralischen Rückhalt. Und dieses Böhmerland ragt zu weit und zu unvorsichtig bis in die Mitte des neuen Deutschland hinein, als daß die Vorgänge und lärmenden Streitigkeiten in diesem unruhigen Hause dem deutschen Nachbarreiche gleichgiltig sein könnten; indessen, es ist immer besser, sich nicht auf einen Deus ex machina zu verlassen, sondern bei Zeiten diejenige Einigkeit zu Stande zu bringen, welche allein Kraft gibt und den Gegnern Respect einflößt.

Deßhalb ist es heute so sehr nöthig, wie Anno Hohenwart, daß alle deutschen Oesterreicher zusammenstehen und eine festgeschlossene, für alle Fälle gerüstete Phalanx bilden.

In den oberen Regionen wechseln oft rasch und ohne Warnung die Luftströmungen, launische Wetter brechen hervor und zerstören rasch und rücksichtslos die Hoffnung des emsigen Landmannes. Darum „fest in Reih und Glied“ und die Wetterzeichen am Himmel fleißig beobachtet, damit nicht der Wolf die Hirten überfalle, wie im verhängnißvollen Jahre 1849.

Mir aber, hochgeehrter Herr Doctor, verzeihen Sie, wenn ich, einmal in die Erinnerungen der Jahre 1848 und 1849 verirrt, nicht sobald den Ausgang finden konnte. Ist doch jene Zeit ebenso lehrreich für die Gegenwart, wie etwa die Geschichte vom König Wenceslaus und seiner Krone.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung!

Dr. Hans Kudlich.

Der größte Theil der Gäste benützte noch die Nachtzüge des letzten festlichen Tages, um in die Heimat zurückzukehren, die Uebrigen, fast nur noch Nachzügler, folgten des andern Morgens. Es mußte daher, da die Anzahl der Theilnehmer nur eine verschwindend kleine gewesen wäre, zum größten Bedauern des Festcomité's der beabsichtigte Ausflug nach Joachimsthal unterbleiben, dessen historische, auf Anregung K. V. Hansgirg's und dem Zusammenwirken aller berufenen Persönlichkeiten zu Stande gekommene Ausstellung historischer Denkmäler das vollste Interesse verdient und auch bei allen zahlreichen Besuchern gerechte Würdigung gefunden hat. Dem Verein ist es leider nur gegönnt, den Veranstaltern, sowie der wackern Stadtvertretung für die freundliche Einladung herzlichst zu danken, der Folge zu leisten vielleicht in nächster Zeit wenigstens einigen Ausschußmitgliedern eine angenehme Pflicht sein wird.

Dank der regen Antheilnahme Karlsbad's, des rühmenswerthen Entgegenkommens seiner Stadtvertretung und des von ihr constituirten Festcomité's reiht sich die heurige Wanderversammlung in würdiger Weise den früheren an. Möge Allen, die an deren Werden und Vollenden mitgeholfen und mitgearbeitet haben, der beste Dank des Vereines hiemit ausgedrückt sein! Möge auch diese deutsche Volksfeier ebenso wie alle früheren beitragen zu Stärkung des patriotischen Geistes der Eintracht im fortdauernden Schaffen und Erhalten, zur Festigung des deutschen Bewußtsein's, zur Erweckung der allseitigsten Theilnahme unserer Stammes-Genossen an dem wissenschaftlichen Streben und volksthümlichen Wirken des Vereines — zum Ruhme des deutsch-böhmischen Volkes, zum Schirm und zum Heile des Vaterlandes!

Miscelle.

Sagen aus dem Polzenthale.

V.

Schmied Robart.

In den Wänden des Rabensteines am Polzenfluße hauste in grauer Vorzeit der Zwerg Schmied Robart. Er hatte seine Werkstätte in dem genannten Berge in einer Höhle aufgeschlagen und arbeitete Spangen, Ringe und andere Schmucksachen aus dem Golde, das er aus dem Sande des Polzenflußes sammelte.

Robart war im ganzen Polzenthale unter dem Namen der „graue Robart" wohlbekannt und den Menschen sehr zugethan. Er spielte ihnen zwar manchen Schabernack und Possen, aber man litt es gerne, wußte er ja doch in seiner Weise es wieder gut zu machen.

Am Morgen kam er mit seinen beiden Gesellen „Schickedich" und „Stehfest" und holte Wasser in goldenen und krystallenen Krügen, lustig sein Liedlein singend, neckte auch mitunter die Bauernmägde, die munter geschwätzig ins Feld gingen. Saßen die Leute in der Abendkühle vor der Thür, da hörten sie oft genug das grelle „Hü, Hü!" Robarts und wunderten sich, daß der Zwerg so laut jauchzen konnte. Suchte er des Abends Tannenzapfen für sein Schmiedefeuer, dann unterrichtete er seine Gesellen in der Kunst, die Leute zu necken, wenn sie einmal Meister würden. So lehrte er sie, wie sie dem Bräutigam scheinbar die Braut entführen oder der Hausmutter den Teig aus dem Brotkübel stehlen sollten. Auch darin wurden sie bald Meister, den Mägden, während sie grasten, unversehens schwere Steine in die Körbe zu legen, den Knechten die Pferde von der Weide wegzutreiben und den Männern während des Nachtessens plötzlich die Kienspäne auszulöschen.

Nun ſollte im Polzenthale einmal Hochzeit ſein. Da hatte ſich Robart lange nicht mehr ſehen laſſen. Allgemein hieß es, er ſinne gewiß auf einen Schelmenſtreich, den er dem Brautpaare anthun wolle; man hatte ſich auch nicht getäuſcht. Einem alten Jäger glückte es da unvermuthet, Robarts Werkſtätte im Rabenſteine auszukundſchaften. Eines Abends, als er im Walde auf das Wild lauerte, ſaß er unweit des Rabenſteins unter einer Tanne. Bald rauſchte und kniſterte es in den Zweigen und ein lautes Gekicher war vernehmbar. Der Jäger lauſchte, da hörte er deutlich, wie Robart rief: „Schickedich! Du ſchmiedeſt morgen zwei goldene Kettchen; ich kam auf den Gedanken, die Braut anzuſchmieden, während der Speiſemeiſter die Geſchenke von den Gäſten einſammelt. Da merken dann Braut und Bräutigam nicht auf, und während ſie nur auf die Geſchenke ſchauen, habe ich Zeit genug.“ Der Jäger ſchlich ſich näher. Da ſaß Robart in einem alten faulen Buchenſtamm, Schickedich tummelte ſich im Laube herum und Stehfeſt ſaß auf einem rothen Fliegenpilze und ſpielte mit den Franſen ſeines Gewandes. Da rückte Robart ein wenig mit ſeiner Werkſtattkappe, die mehr einer Morchel als einer Kappe glich, und ſchaute auf und ſah dem alten Jäger gerade ins Geſicht. Huſch, waren die Zwerge verſchwunden. Der Alte lachte nach Herzensluſt und vergaß auf's Wild für heute, wollte aber den Zwergen den Scherz nicht verderben. So ſchwieg er denn, wie es dem alten Waidmann ziemt. Aber Achtung wollte er geben, wie denn Herr Robart am Hochzeitstage den Schwank ausführen würde.

Der Hochzeitstag war endlich da, und der alte Jäger auch geladen. Da ging's hoch und luſtig her. Das Brautpaar ſah einander ſo traulich an; der Alte lachte vergnügt ins Glas hinein und ſchwieg. Nun kamen die Geſchenke an die Reihe. Da klang es hell in der Stube, eine goldene Spange lag auf der Taſſe für die Braut und eine Geldkatze für den Bräutigam. Wer hatte ſie geſchenkt? Niemand wollte es wiſſen, nur der Alte lachte vergnügt ins Glas hinein und — ſchwieg, wie's dem Waidmann ziemt. Hocherfreut ob ſo guter Spende ging der Speiſemeiſter von Tiſch zu Tiſch und ſammelte weiter; da ſaß auch Herr Robart ſchon unterm Brautſitze und ſchmiedete und ſchmiedete; nicht einmal der alte Jäger merkte es, trotzdem er recht gut Achtung geben wollte; er hatte aber zu viel in's Glas gelacht.

Nun ſpielten die Muſikanten luſtig zum Tanze und die Braut ſollte den Reigen eröffnen. Aber o Graus! mit goldener Kette war ſie regelrecht und feſt an die Bank geſchmiedet und konnte nicht los. Da kicherte Herr Robart ins Fäuſtchen; er ſaß auf dem Fenſterbrette und nickte ſo freundlich ins Stübchen herab und im Nu war er verſchwunden. Endlich war die Braut glücklich wieder losgekettet und tanzte ihren Reigen; der alte Jäger aber zwinkte immer mehr mit den Augen; ihm war der Schlaf gar ſo nahe.

Und wißt ihr, wie Herr Robart am alten Jäger ſich rächte? Als der des anderen Tages wieder aufs Wild lauerte, da kamen die Hirſche und Rehe gar ſo nahe und vertraulich, daß man ſie hätte mit Händen greifen können. Aber der Alte zwinkte ſo bedenklich, er konnte den Schlaf noch immer nicht aus den Augen bringen.

Das Brautpaar litt niemals Noth. Die goldene Kette prangte im Schmuckſchrank der jungen Frau und Herr Robart arbeitete mit ſeinen Geſellen ſo manchen blanken Thaler, der in ihres Mannes Geldkatze fiel. Ja freilich, da war's noch gut im Polzenthal!

Dr. J. E. Födiſch.

Geſchäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausſchuſſes am 18. Oktober d. J. wurde Herr Joſef Fiſcher, Bürgerſchullehrer, zum Vertreter des Vereins in Reichenberg ernannt.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichniſſe.

Geſchloſſen am 20. Dezember 1872.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Aſten** Eduard, Eskomptebankbeamter in Warnsdorf.
„ **Baehr** Albin, Schichtmeiſter in Alt-Rohlau.
„ **Beutel** Karl Eman., J. U. Dr., Advokaturs-Konzipient in Auſſig.
„ **Bloch** Salomon, Med. & Chir. Dr. in Pilſen.
„ **Brem** Karl, Apotheker und Hausbeſitzer in Marienbad.
„ **Callenberg** Friedrich von, fürſtl. Clary'ſcher Güter-Inſpektor in Teplitz.
„ **Czernicky** Adolf Fr., Mag. Pharm. in Franzensbad.
„ **Ducke** Franz, Zimmermeiſter in Steinſchönau.
„ **Eckert** Julius, Spediteur der a. h. pr. Buſchtěhrader Eiſenbahn in Klöſterle.
„ **Eifrig** Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Plan.
Löbl. **Gemeinde Pelsdorf.**
Herr **Grohmann** E., Buchhalter in Steinſchönau.
„ **Grohmann** Johann, Fabrikant in Lindenau.
„ **Grohmann** Joſef, Lehrer in Rumburg.
„ **Hanig** Joſef, k. k. Konzepts-Adjunkt bei der Bezirks-Hauptmannſchaft in Luditz.
„ **Hauptvogel** Anton, Lehrer in Auſſig.
„ **Haußer** Joſef, Lehrer in Abertham.
„ **Hecke**, Geſtütsdirektor in Radautz.
„ **Heinrich** Karl, Agent in Steinſchönau.
„ **Hentſchel** C. A., Kaufmann in Reichenberg.
„ **Hieke** Wenzel, Stud. phil. in Prag.
„ **Hofmann** Julius, Med. & Chir. Dr., Stadtverordneter in Karlsbad.
„ **Horn** Eduard, Apotheker in Sct. Georgenthal.
„ P. **Horner** Joſef, Kaplan in Steinſchönau.
Löbl. **Humboldt-Verein** in Rumburg.
Herr **Jankner** Anton, k. k. Notar in Neudek.
„ **Japp** Joſef, J. U. Dr., Landes-Advokat in Luditz.
Löbl. **Induſtrieller Bildungsverein** in Reichenberg.
Herr **Kafka** Theodor, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Kinzl** Andreas, k. k. Wegmeiſter in Jungbunzlau.
„ **Klement** Stefan, Oberlehrer in Morchenſtern.
„ **Knechtel** Clemens B., Fabrikant in Steinſchönau.
„ **Knoll** Guſtav, Fabriksbeſitzer in Karlsbad.
„ **Koſtial** Alexander, J. U. Dr., k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Warnsdorf.
„ **Kreibich** Julius, Fabriksbeſitzer in Warnsdorf.
„ **Kronſer** Nikol. Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Kuchinka** Eduard, Lehrer in Reichenberg.
„ **Leeder** Karl, J. U. Dr. in Wien.
„ **Lederer** Leop., Buchhalter, Schriftführer des polit. Vereins in Königsberg.
„ **Legler** Friedrich, Lehrer in Reichenberg.
Löbl. Kratzau-Grottauer **Lehrer-Verein** in Kratzau.
Herr **Löw** A. C., Bergwerksbeſitzer, Stadtverordneter in Karlsbad.
„ **Löw** Georg, General-Direktor der k. k. pr. böhm Nordbahm, Landtagsabg. in Prag.
„ **Marian** Franz, p. k. k. Grundbuchsführer in Auſſig.
„ **Mauthner** J., Kaufmann in Trautenau.
„ **Mayer** Wenzl, J. U. C. in Prag.
„ **Neubauer** Wolfg., Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Oheim** Friedrich, Kohlenhändler in Auſſig.
„ **Otto** Vinzenz, k. k. Finanz-Rath in Wien.
„ **Patzelt** Joſef, Fabrikant in Rumburg.
„ **Peták** Anton, k. k. Notar in Reichenberg.
„ **Pfeifer** Julius, Fabrikant in Rumburg.
„ **Pichler** W., Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Pilz** A. Flor., Fabriksbeſitzer in Niederhohenelbe.
„ **Pöllner** Joſ. Adolf, k. k. Grundbuchsführer in Görkau.
„ **Rzesnick** Heinrich, k. k. Statthalterei-Adjunkt in Prag.
„ **Rup** Wilhelm, Fabriksbeamter in Joſefsthal.
„ **Samueli** M., Kaufmann in Trautenau.
„ **Sandig** Julius, Gemeinde-Sekretär in Schönau.
„ **Schmidt v. Bergenhold**, Joh. Ferd., J.U.Dr., jub. k. k. Appellationsger.-Rath in Prag.
„ **Schnee** Emil, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Schulz** Quido, k. k. Poſtmeiſter, Ortsſchulinſpektor in Rumburg.

Herr **Schweizer** Franz jun. in Chlumtschan.
„ **Seegen** Josef, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Siegl** Karl, Stud. jur. in Joachimsthal.
„ **Simon** Josef, Gasthofbesitzer und Stadtrath in Bilin.
„ **Singl** Adolf, Sekretär der Bezirksvertretung in Kaaden.
„ **Sobotka** Josef, Fabrikant, Landtagsabg. in Prag.
Lbl. **Stadtgemeinde Neudek.**
„ **Stadtgemeinde Staab.**
Herr **Stangl** Johann, Volksschullehrer in Heiligenkreuz.
„ **Stanka** Edmund, Wirthschafts-Verwalter in Kaschitz.
„ **Steinitz** Franz, jub. k. k. Ober-Ingenieur in Plan.
„ **Stelzig** Wilhelm, Fabrikant in Steinschönau.
„ **Stolle** Heinr. J., Appreteur und Bleicher in Warnsdorf.
„ **Swecený** Adolf, Geschäftsleiter in Warnsdorf.
„ **Thiele** Heinrich, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Titze** Ferdinand, Lehrer in Lindenhau.
„ **Völkelt** Karl, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Vogl** Karl, Bürger in Dauba.
„ **Wawra** Johann, Glashändler in Morchenstern.
„ **Weigand** Wilhelm, Prokuraführer in Josefsthal.
„ P. **Werner** Pacificus, Katechet in Rumburg.
„ **Wilfert** Adolf, Buchhalter in Salmthal.
„ **Winkler** Hermann, Lehrer in Warnsdorf.

Vom 1. August bis 20. Dezemb. 1872 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Johann Pastor,

k. k. Bezirks-Schulinspektor ꝛc.

Vertreter des Vereins in Budweis.

Gestorben 7. Dezember 1872.

Herr **Falk von Falkenheim** Vincenz, pens. k. k. Oberfinanzrath in Prag. († 20. Okt. 1872.)
„ **Hauke** Gustav, Kaufmann in Reichenberg. († 1. August 1872.)
„ **Gaberle** Hugo, Bürger in Schatzlar.
„ **Jäger** Anton, Mühlenbesitzer in Wassersdorf. († 19. November 1872.)
„ **Puhonny** Hermann, Maschinen-Fabrikant in Prag. († 8. September 1872.)
„ P. **Riedel** Fr. S., Pfarrer in Luck. († im August 1872.)
„ **Seidl** Eman., Med. & Chir. Dr., k. k. Univ.-Professor ꝛc. in Prag.
„ **Teuchmann** Josef, herrschaftl. Beamter in Starkstadt. († 1. März 1872.)
„ **Tobias** Karl Ant., Ph. Dr., Gymn.-Prof., Stadtbibliothekar in Zittau. († 10. Okt. 1872.)

Wir müssen uns heute Raummangels wegen beschränken, für die zahlreichen dem Vereine zugekommenen Geschenke den wärmsten Dank auszusprechen. Das Verzeichniß derselben folgt im nächsten Hefte.

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Digitized by Google

recht gewesen wäre, noch etwas davon wegnahm, noch sich beim Schreiben Freiheiten erlaubte; er erhielt sich vielmehr sein Streben vorwurfsfrei und rein von allem Parteihaß und aller Schmeichelei, besonders im Urtheil über brave Männer."

Dr. **Hallwich**.

Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen.[1])

Von

Dr. **Friedrich Kleinwächter**.

Ueber die Entstehung dieses originellen Erwerbszweiges berichtet ein in den „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen," VII. Jahrgang (1868), S. 244 f. veröffentlichter Aufsatz eines Herrn Theodor Richter in Rumburg, betitelt: „Die Holzböden-Erzeugung in Alt-Ehrenberg bei Rumburg", daß vor etwa hundert Jahren ein Zimmermann in Alt-Ehrenberg Namens Anton Menzel diese Industrie in dem (drei Stunden von Alt-Ehrenberg entfernten) Orte Lobendau in Böhmen kennen gelernt und in seinem Heimatsorte eingeführt habe. Die Holzweberei scheint sich in Alt-Ehrenberg rasch eingebürgert

1) Der vorstehende Aufsatz verdankt seine Entstehung einer direkten Anregung Sr. Excellenz des k. k. Handelsministers, Herrn Dr. Banhans. Gleich nach seinem Amtsantritte nämlich erließ der Herr Handelsminister ein Circular an die sämmtlichen Gewerbevereine West-Oesterreichs, in welchem er sie einlud mit ihm in unmittelbaren Verkehr zu treten und ihm die Wünsche der Gewerbetreibenden bekannt zu geben, da er die Erhaltung und Hebung des Kleingewerbes für eine seiner wesentlichsten Aufgaben erachte. Zugleich ersuchte der Herr Handelsminister die Gewerbevereine ihm regelmäßig die Jahresberichte zu übersenden. Ein derartiges Circular kam auch an den damals kaum in's Leben getretenen Gewerbeverein zu Tetschen bei Bodenbach, der dieser Aufforderung sofort entsprach und Sr. Excellenz einen Bericht über seine bisherige Wirksamkeit vorlegte. Der Bericht enthielt die Angabe der im Vereine abgehaltenen Vorträge und führte u. a. an, daß der Obmann des Vereines, Herr Johann Richter, Schneidermeister und Hausbesitzer in Tetschen bei Bodenbach (aus Nixdorf bei Rumburg gebürtig und demgemäß mit den Industriezweigen seiner heimatlichen Gegend wohl vertraut), einen Vortrag „Uiber die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg" abgehalten hatte. Wenige Tage später erhielt der Gewerbeverein ein freundliches Schreiben des Herrn Handelsministers, in welchem derselbe für die rasche Beantwortung seines Circulars dankte und den Verein ersuchte, ihm einen eingehenden Bericht über diesen eigen gearteten Industriezweig einzusenden, u. zw. stellte Se. Excellenz speciell folgende Fragen:

„1. In welchem Stande ist die Holzweberei?
2. Welche Ausdehnung besitzt dieselbe?
3. In welchem Stadium der Entwicklung befindet sich dieselbe?
4. Ist sie entwicklungsfähig?
5. Welche Mittel wären zur Hebung derselben am zweckmäßigsten in Anwendung zu bringen?"

Der Verein unterzog sich selbstverständlich auf das Bereitwilligste dieser ebenso schmeichelhaften als interessanten Aufgabe und betraute mich als seinen Schriftführer (ich war zu jener Zeit als Lehrer für Volkswirthschaft an der höheren landwirthschaftlichen Landeslehranstalt zu Liebwerd bei Tetschen-Bodenbach bedienstet und hatte demgemäß mein Domizil in Tetschen) mit der Ausarbeitung des Berichtes. Derselbe wurde auf Grund der von mir in Alt-Ehrenberg — wohin ich mich in Begleitung des Obmannes, Herrn Johann Richter, als ebenso liebenswürdigen wie sachkundigen Führers begab, — gepflogenen Erhebungen und gemachten Wahrnehmungen verfaßt und Seitens des Vereines Sr. Excellenz dem Herrn Handelsminister (im März oder April 1872) vorgelegt. — Der vorstehende Aufsatz ist eine nahezu wörtliche Reproduktion jenes Berichtes und wurde nur in der äußeren Form an einigen wenigen Stellen abgeändert.

zu haben, nachdem daſelbſt ſchon früher ein verwandter Induſtriezweig, die Erzeugung von Siebböden, betrieben wurde.

Der techniſche Vorgang bei der Holzweberei iſt der folgende: Ein Stück Holz von etwa $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Ellen Länge wird an einer Seite behobelt, bis die Fläche vollkommen glatt und etwa $1^1/_2$ bis 2 Zoll breit iſt. Hierauf wird über dieſe Fläche der Länge nach der ſogenannte „Theiler" gezogen, d. i. ein Werkzeug, in deſſen Unterfläche feine Meſſerchen wie die Zähne eines Rechens in beſtimmten Abſätzen feſtſitzen. Der „Theiler", der hiebei feſt aufgedrückt wird, zieht ſomit eine beſtimmte Anzahl von feinen, vollkommen parallelen Längsſchnitten (etwa 1 Linie tief) über das Holz. Werden nun von dieſer Fläche mit dem Hobel drei bis vier dünne und lange Späne abgezogen, ſo zerfällt jeder der letzteren, ſobald er aus dem Hobel heraustritt, in eine Anzahl dünner Fäden (von der Länge des Holzſcheites) und dieſe bilden das Rohmaterial des Webers. Die auf dieſe Weiſe gewonnenen Fäden werden ſofort, oder nachdem ſie vorher gefärbt wurden, verwebt. Die längeren derſelben (von 80 bis 90 Centimeter Länge) bilden die Kette des Gewebes, welche jedoch wegen ihrer Kürze nicht aufgebäumt, ſondern in einen Rahmen geſpannt wird; die kürzeren Fäden (von 60 bis 70 Centimeter Länge) bilden den Einſchuß. Das Einlegen des Einſchußes erfolgt in der Weiſe, daß der Weber mittelſt eines Holzſtäbchens, das gewiſſermaßen die Stelle des Weberſchiffchens vertritt, und das zu dieſem Zwecke an dem einen Ende ein Öhr beſitzt, jeden einzelnen Holzfaden quer durch die Kette hindurch zieht. Im Übrigen unterſcheidet ſich die Manipulation des Webens nicht von der der gewöhnlichen Weberei und insbeſondere wird auch das etwaige Muſter des Holzgewebes durch das Heben und Senken der beſtimmten Fäden der Kette faſt genau in der nämlichen Weiſe hervorgebracht wie in der Stoffweberei.

1. In welchem Stande befindet ſich die Holzweberei? [2])

Die Holzweberei iſt Hausinduſtrie und dürfte auch nicht ſo leicht eine andere Geſtalt annehmen, da eine Subſtitution der menſchlichen Hand durch Maſchinen in dieſem Induſtriezweige nicht wohl durchführbar erſcheint, nachdem jede einzelne Verrichtung nur eine verhältnißmäßig kurze Friſt in Anſpruch nimmt, und immer wieder durch eine neue Manipulation abgelöſt wird.

a. Schon die erſte Verrichtung, die Darſtellung der Holzfäden, muß immer wieder unterbrochen werden, da die Meſſerchen des „Theilers" nicht tief in das Holz einzudringen vermögen. Hat der Arbeiter mit ſeinem Hobel drei bis vier Späne von dem Holze abgezogen, ſo muß er ſeinen Hobel aus der Hand legen und den „Theiler" von Neuem über die Fläche führen. Das Auffangen der aus dem Hobel heraustretenden Hobelſpäne wird in der Regel von einer Arbeiterin oder einem Kinde beſorgt und iſt eine Beſchäftigung, die ſelbſt bei einem mechaniſchen Hobel einem Menſchen übertragen bleiben müßte.

b. Die folgende Operation beſteht darin, daß die zur „Kette" beſtimmten Fäden zu je zweien an einem Ende zuſammen geknüpft werden, eine Arbeit, die von Kindern verrichtet wird und von keiner Maſchine ausgeführt werden kann.

c. Das Aufſpannen der „Kette" in den Rahmen und das Hindurchziehen der einzelnen Fäden durch die Lade des Webeſtuhles iſt eine Operation, die mutatis mutandis auch in jeder mechaniſchen Stoffweberei von Menſchenhänden vorgenommen werden muß und hier von der Weberin ſelbſt beſorgt wird.

d. Das eigentliche Weben endlich anlangend, ſo ſteht hier ein Verdrängen der menſchlichen Arbeitskraft durch die Maſchine aus dem Grunde wohl nicht zu

2) Ich laſſe im Folgenden die von dem Herrn Handelsminiſter aufgeſtellten Fragen (vgl. die vorhergehende Anmerkung), ſowie die Reihenfolge derſelben unverändert, da ſie in der That das Weſen der in Rede ſtehenden Induſtrie erſchöpfen.

befürchten, weil jeder einzelne Einschuß-Faden separat eingeführt werden muß. Überdies erfordert das Weben einer Platte wegen der geringen Länge der „Kette" (circa 80 bis 90 Centimeter) nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit. Bei den gröberen Holzgeweben, deren Fäden (Kette wie Einschlag) eine Breite von etwa zwei Linien besitzen, erfordert das Aufspannen der Kette sowie das Weben einen Zeitaufwand von etwa 15 Minuten. Während meines etwa halbstündigen Aufenthaltes bei einem dieser sogenannten „Holzböden-Erzeuger" wurden von Einer der daselbst beschäftigten Arbeiterinen zwei derartige gröbere Platten vollständig hergestellt. Die feinsten Holzgewebe allerdings, deren Fäden etwa die Breite von einer halben Linie besitzen, erfordern einen längeren Zeitaufwand von etwa drei Stunden per Stück.

Die Gliederung dieser Industrie ist in der Regel die folgende: Der sogenannte „Holzbödenerzeuger" ist selbständiger Unternehmer, der sein Gewerbe meist in einem kleinen Umfange, im eigenen Häuschen mit Hilfe seiner Familie und einiger wenigen gedungenen Hilfsarbeiter betreibt. Er ist Eigenthümer der Werkzeuge und namentlich der Webestühle und kauft selbst das zu verarbeitende Holz. Die Zahl der Webestühle, die ein Unternehmer besitzt, beträgt im Durchschnitte fünf, und steigt bei Einzelnen bis auf etwa zehn.

Die Herstellung (das sogenannte „Schleißen") der Holzfäden ist in der Regel die Aufgabe des „Holzbödenerzeugers" selbst. Das Knüpfen der Fäden (vgl. oben unter lit. b.) wird — wie schon erwähnt — von Kindern besorgt. Der Lohn hiefür beträgt im Durchschnitt 15 Kreuzer für je 60 Büschel (1 Büschel = so viele Fäden, als die Kette zu einer Platte erfordert. Die Zahl der Ketten-Fäden einer Platte ist selbstverständlich je nach der größeren oder geringeren Breite der Fäden verschieden, bei den feinsten Geweben zählt die Kette etwa 450 Fäden, deren je zwei an einem Ende zusammen geknüpft werden. In einem derartigen Falle erfordert somit 1 Büschel 225 Knoten und 60 Büschel 1350 Knoten.) Bei einiger Übung vermag ein Kind in einem Tage ein Schock Büschel zu knüpfen und somit im Durchschnitte 15 Kreuzer im Tage zu verdienen, ohne dabei die Schule zu versäumen. Die Arbeit ist selbstverständlich nicht anstrengend und der Gesundheit nicht nachtheilig, da sie keine gezwungene Haltung des Körpers erfordert. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie die kleinen Arbeiter und Arbeiterinen oft im Alter von vier bis fünf Jahren mit der größten Emsigkeit ihre Fäden knüpfen, ohne sich durch den Besuch von Fremden in ihrer Beschäftigung im mindesten stören zu lassen. Die Verwendung von Kindern zu dieser Arbeit hat übrigens in so fern einen günstigen Einfluß auf ihre Sittlichkeit, als in Alt-Ehrenberg — nach der Versicherung dortiger Insassen — der Bettel der Kinder nicht geduldet und jedes etwa bettelnde Kind mit dem Hinweis auf das „Knüpfen" einfach abgewiesen wird. Den Lohn für das Knüpfen der Fäden trägt der sogenannte Holzbödenerzeuger.

Ein eigenthümliches Verhältniß besteht zwischen dem sogenannten Holzbödenerzeuger und seinen Hilfsarbeiterinen, den Weberinen. Diese letzteren erhalten nämlich keinen fixen Lohn, sondern ein Drittel von dem Erlöse der Holzgewebe. Ein Schock der feinsten Platten wurde zur Zeit meines Besuches in Alt-Ehrenberg (im Februar 1872) mit 15 Gulden österr. Währg., eine Platte dieser Sorte daher mit 25 Kreuzer bezahlt. Das Aufspannen der Kette, sowie das Weben einer Platte der feinsten Sorte (85 Centimeter lang, 65 Centimeter breit) erfordert eine Arbeitszeit von drei Stunden; bei einer 12- bis 15-stündigen Arbeit vermag somit eine Weberin vier bis fünf Platten im Tage zu erzeugen und somit 38 bis 42 Kreuzer zu verdienen. Der Rest (zwei Drittheile) von dem Erlöse der Holzplatten bleibt dem Holzbödenerzeuger.

Die meisten der sg. Holzbödenerzeuger beschränken sich darauf, die Platten oder Gewebe herzustellen. Die letzteren sind theils weiß (Naturfarbe des Holzes),

theils färbig, u. zw. entweder einfärbig oder in Farbenmustern gewebt, mitunter wohl auch bedruckt. Nur einige Unternehmer verarbeiten ihre Gewebe weiter zu Hüten für Männer und Frauen oder zu Mützen. Die Manipulation hierbei ist eine ziemlich einfache und besteht darin, daß ein Stück Holzgewebe über eine halbrunde Kopfform mittels eines eisernen Ringes gepreßt wird Die Biegsamkeit der Holzfaser sowie er der Spielraum der einzelnen Holzfäden im Gewebe gestattet die Biegung und Verschiebung derselben in dem Maße, daß der halbkugelförmige Hut weder einen Bruch noch eine Falte aufzuweisen hat. An die so hergestellte Kappe wird sodann die Hutkrempe oder der Mützenschirm befestigt. Der Preis der Mützen betrug im Februar 1872 — 1 fl. 20 kr. per Dutzend, der der Hüte 75 kr. per Dutzend[3]). Eine anderweitige Verarbeitung der Holzgewebe im Alt-Ehrenberg selbst sah ich nicht.

Der Absatz der Alt-Ehrenberger Erzeugnisse erfolgt nach weiten Entfernungen. Schweden und Rußland wurden mir als die vorzüglichsten Abnehmer genannt, dann Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, sowie die überseeischen Länder, endlich zum geringeren Theile England und die Schweiz. So ehrenvoll dieser weite Absatz der Alt-Ehrenberger Holzgewebe, so bildet er doch für die Erzeuger eine große Kalamität, denn dieselben — fast durchgehends wenig gebildete und mittellose Leute — sehen sich in Folge dessen außer Stande, direkt mit dem Käufer in Geschäftsverbindung zu treten, und sind gezwungen, ihre Artikel an Zwischenhändler zu verkaufen, und zwar befassen sich mit dem Vertriebe dieser Waaren lediglich vier große Handlungshäuser im nördlichen Böhmen. Nur einzelne wenige Holzbödenerzeuger — so ein Herr Menzel in Alt-Ehrenberg, der Enkel jenes Anton Menzel, der die Holzweberei daselbst eingeführt — vertreiben seit wenigen Jahren ihre Produkte selbst; zwar in der primitiven Form des Hausirhandels in den Sommermonaten, doch mit gutem Erfolge.

2. Welche Ausdehnung besitzt die Holzweberei?

Bei dem gänzlichen Mangel an authentischen statistischen Daten können die folgenden Angaben allerdings nur auf eine geringe Glaubwürdigkeit Anspruch machen, da sie lediglich auf Mittheilungen beruhen, welche mir in Alt-Ehrenberg Seitens dort ansässiger Personen gemacht wurden.

Betrieben wird die Holzweberei in Böhmen — so viel bekannt — blos in der Gemeinde Alt-Ehrenberg bei Rumburg. Früher war diese Industrie in dem Eingangs erwähnten Orte Lobendau, ferner in Nixdorf heimisch, sie hat sich jedoch dort nicht erhalten. Die Zahl der Holz-Webestühle wird auf 1000, die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Personen auf 1500 geschätzt. Das Quantum des verarbeiteten Holzes wird auf 100 Klafter jährlich veranschlagt. Mehr zu erfahren war mir nicht möglich. Den Versuch, nähere Erkundigungen über die Menge der jährlichen Produkte bei den gedachten vier Handlungshäusern einzuziehen, unterließ ich, theils weil mir dies als ein absolut erfolgloses Beginnen von vertrauenswürdiger Seite bezeichnet wurde, theils weil auch im günstigsten Falle die mitgetheilten Daten unzureichend gewesen wären, da ja — wie erwähnt — ein Theil der Holzwebe-Waaren unmittelbar von den Erzeugern selbst im Wege des Hausirhandels abgesetzt wird.

---

3) Der höhere Preis der Mützen gegenüber dem der Hüte erklärt sich aus dem Umstande, daß die Hutkrempe aus Holzgewebe hergestellt wird, während die Mütze einen eigenen Schirm erfordert. Letzterer besteht allerdings nicht aus Leder, sondern aus einer Imitation aus lackirtem Pappendeckel; allein bei dem niedrigen Preise von 10 kr. für eine fertige Mütze kann billiger Weise auch nicht mehr verlangt werden.

3. In welchem Stadium der Entwicklung befindet sich die Holzweberei?

Bei Beantwortung der vorliegenden Frage wird es angemessen erscheinen, zwischen der eigentlichen Holzweberei und der ferneren Verarbeitung der gewebten Platten zu unterscheiden.

A. **Die eigentliche Holzweberei** steht jedenfalls auf einer ziemlich hohen Entwicklungsstufe, sowohl was die Feinheit, als was die Musterung der Gewebe anbelangt. Rücksichtlich der Feinheit der Fäden dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt erscheinen, daß ein weiterer Fortschritt kaum mehr möglich ist, denn wenn man erwägt, daß das Holz mittels vertikaler und horizontaler Längsschnitte in Fäden gespalten wird, die mehr als 3 Fuß lang, etwa $^1/_2$ Linie breit und dünner als ein Blatt Papier sind, so dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Grenze des Möglichen damit erreicht ist. Die Gewebe sind demgemäß auch ungemein elastisch, man kann dieselben umlegen — etwa wie man ein Blatt Papier faltet — und den Bug fest niederdrücken, ohne daß dadurch ein Bruch entstünde. [4])

Unter den Geweben kann man folgende Arten unterscheiden:

a) Einfärbige Gewebe. Die gröberen Sorten, d. i. diejenigen, welche aus breiteren Holzfäden (der einzelne Faden etwa 2 Linien breit) hergestellt werden, sind platt gewebt, die feineren Sorten (der einzelne Faden etwa $^1/_2$ Linie breit) sind meist im Gewebe gemustert. Die Muster können als außerordentlich zart und geschmackvoll bezeichnet werden, und insbesondere gilt dies für die durchbrochenen oder gegitterten Gewebe. Die einfärbigen Gewebe sind meist weiß, von Naturholz hergestellt und sind demgemäß, da jeder Fehler sofort in die Augen springt, die kostbarsten. Die gefärbten Gewebe (als fertiges Gewebe erst gefärbt) sind in der Regel ordinäre Waare. Meist rosenroth gefärbt, werden sie als Futter der Hüte und Mützen verwendet und können auf weitere Beachtung keinen Anspruch machen. Einzelne derselben allerdings — so ein durchbrochenes Gewebe von havannah-brauner Farbe, das mir gezeigt wurde — sind außerordentlich effektvoll.

b) Die in Farben gewebten Holzplatten. Die gebräuchlichsten Farben sind: weiß (Naturfarbe des Holzes), strohgelb, grau, braun, schwarz, rosenroth, karminroth und violett. Unter diesen Geweben befinden sich einzelne Muster, die einen geradezu prachtvollen Farbeneffekt hervorbringen und dem zartesten Muster eines Damenkleiderstoffes (namentlich der Mohairstoffe) fast nichts nachgeben. Insbesondere gilt dies für die roth und die violett gemusterten Gewebe, die in Folge der Verwendung von Anilinfarben einen seidenartigen Glanz besitzen. Als weniger geschmackvoll müssen im Großen und Ganzen jene grau, braun oder schwarz gemusterten Gewebe bezeichnet werden, die zu Männerhüten und Knabenmützen verarbeitet werden.

c) Die bedruckten Gewebe. Von einem der sog. Holzbödenerzeuger wurden mir Hauskappen vorgewiesen, die aus einem ursprünglich weißen, mit einem Farbenmuster bedruckten Gewebe erzeugt waren. Die Kappen waren ordinäre Waare und demgemäß denn auch die gedruckten Muster nichts weniger als hübsch zu nennen.

Die Muster werden vielfach von den Holz-Industriellen Alt-Ehrenbergs komponirt, vielfach aber — namentlich wenn über Bestellung gearbeitet wird —

---

4) Seitens des Gewerbevereines wurde dem Berichte eine kleine Sammlung von Holzgewebe-Mustern beigeschlossen, und um die Elastizität und Schmiegsamkeit der Holzgewebe recht deutlich zu zeigen, wurde sogar ein Gilet beigelegt, das Herr Johann Richter aus einer derartigen Platte angefertigt hatte.

werden die Muſter von auswärts eingeſendet. Die letzteren ſind wohl im Großen und Ganzen den erſteren unbedingt vorzuziehen.

B. **Die weitere Verarbeitung der Holzgewebe.** So weit ich mich durch den Augenſchein überzeugen konnte, beſchränkt ſich die weitere Verarbeitung der Holzgewebe in Alt-Ehrenberg auf die Erzeugung von Kopfbedeckungen, ſpeziell: Männer-, Knaben- und Mädchen-Hüte, Knabenmützen und Hauskappen. Die mir vorgewieſenen Artikel waren durchgehends ordinäre Waare, und ſowohl in der Façon als in den Farbenmuſtern durchaus nicht geſchmackvoll zu nennen. Zwar wurde mir mitgetheilt, daß von einzelnen der ſog. Holzbödenerzeuger in letzterer Zeit auch die Herſtellung eleganter Hüte angeſtrebt werde, allein zu ſehen bekam ich dieſelben nicht.

4. Iſt die Holzweberei entwicklungsfähig?

a) Zunächſt entſteht hier die Frage, ob der Bezug des Rohmaterials geſichert iſt. Die oben geſchilderte Manipulation des Hobeln oder Schleißen der Fäden bezweckt, das Holz in ſeine einzelnen Faſern zu zertheilen, und hieraus erklären ſich die Anforderungen, welche an das Rohmaterial geſtellt werden. Soll es nämlich gelingen, die einzelnen Faſern von dem ganzen Stücke abzulöſen, ohne daß ſie von dem Meſſer des Theilers oder von dem Eiſen des Hobels querüber durchſchnitten werden oder brechen, ſo muß das Holz feucht, von loſer Struktur und vollſtändig parallelfaſerig, d. h. ganz gerade gewachſen ſein. Dieſe Eigenſchaften beſitzt nur die Zitterpappel oder Espe, wenn ſie in einem hinreichend feuchten Boden und daher raſch gewachſen iſt, weil dadurch die lockere Struktur des Holzes bedingt iſt. Und ſelbſt dieſer Baum kann nicht vollſtändig für den in Rede ſtehenden Zweck benützt werden, weil jede Krümmung des Holzes, ſowie jeder aus dem Stamme ſprießende Aſt oder Zweig die gerade und parallele Lage der Holzfaſer ſtört. Nach den übereinſtimmenden Ausſagen mehrerer der ſog. Holzbödenerzeuger geben 40 bis 50 Klafter Espenholz erſt eine Klafter gerade gewachſenes und zur Holzweberei geeignetes Holz. Ich ſelbſt hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, welche Schwierigkeiten die Beſchaffung des Rohmaterials dem ſog. Holzbödenerzeuger verurſacht. Einer derſelben, der die Gefälligkeit hatte, mir den Vorgang bei der Herſtellung der Fäden praktiſch zu zeigen, brachte ein Stück Espenholz, das anſcheinend allen Anforderungen entſprach, und begann dasſelbe zu bearbeiten; nachdem er jedoch etwa zwanzig Hobelſpäne davon abgezogen hatte, kam eine kaum merkliche Verkrümmung der Faſern im Innern des Holzes zum Vorſchein und das ganze Stück mußte als unbrauchbar bei Seite gelegt werden. Bei dem hohen Preiſe des Holzes ein empfindlicher Schade!

Nach den Angaben, die mir Seitens der Alt-Ehrenberger Holzinduſtriellen (übereinſtimmend mit dem Eingangs erwähnten Aufſatze des Herrn Theodor Richter) gemacht wurden, bezog Alt-Ehrenberg früher ſein Espenholz aus Böhmen, während gegenwärtig — nachdem in den letzten Dezennien die Espenbeſtände in Böhmen faſt gänzlich verſchwunden ſind — beinahe der ganze Holzbedarf von Ruſſiſch-Polen gedeckt wird. Der Preis einer Klafter ausgeſuchten Espenholzes, wie es der Holzweber braucht, ſtellt ſich in Alt-Ehrenberg im Durchſchnitte auf 150 fl. öſterr. Währg. Die Holzweber ſprachen mir gegenüber wiederholt die Befürchtung aus, daß nach etwa 80 Jahren ein empfindlicher Holzmangel zu gewärtigen ſei. In wiefern dieſe Befürchtung gerechtfertigt iſt, kann ich nicht beurtheilen, doch könnte dem Holzmangel, falls er thatſächlich droht, durch eine kräftige Organiſation der Holzwebe-Induſtrie — die allerdings zur Zeit gänzlich fehlt — jedenfalls noch rechtzeitig vorgebeugt werden.

Der an ſich ſchon hohe Preis des Holzes wird aber noch durch den

Zinsenverluſt vertheuert, den der Holzweber dadurch erleidet, daß er gezwungen iſt, ſein Holz vor der Verarbeitung — um ihm die erforderliche Schmiegſamkeit und Feuchtigkeit zu geben — etwa ein Jahr lang im Waſſer liegen zu laſſen. Von dieſem Prozeß der Wäſſerung kann nur dann Umgang genommen werden, wenn das Holz ganz friſch vom Stamme kommt, was begreiflicher Weiſe nur ſehr ſelten der Fall iſt.

b) Die Technik der Holzweberei beſitzt, wie ſchon erwähnt, einen hohen Grad der Vollkommenheit, trotzdem aber ſind auch hier weitere Fortſchritte möglich; und zwar gilt dies für die Herſtellung neuer Gewebe- und Farbenmuſter, die der jeweilig herrſchenden Geſchmacksrichtung entſprechen. Im Allgemeinen liegen hier analoge Verhältniſſe vor, wie bei der Strohflechterei; hier wie dort ſind der weiteren Entwicklung durch die Natur des Materials ziemlich enge Grenzen gezogen, allein innerhalb derſelben bleibt der fraglichen Induſtrie ein hinreichend weiter Spielraum zu ihrer Entfaltung. Ein anderes iſt die Frage, ob die Erzeugung größerer Holzgewebe möglich iſt. Es wurde oben darauf hingewieſen, daß die einzelnen Gewebe eine nur geringe Ausdehnung beſitzen. Die Länge derſelben beträgt etwa 85, die Breite rund 65 Centimeter, und dies aus dem Grunde, weil die Holzfäden nicht geſtückelt, ſondern ſo lang ſie eben ſind, verwebt werden. Daß es gelingen ſollte viel längere Holzfäden zu erzeugen als bisher, iſt nicht wohl anzunehmen, u. zw. ſchon aus dem Grunde nicht, weil es ein langes und vollkommen aſtfreies Holz nicht gibt. Es erübrigt ſomit nur die Stückelung der Fäden. Zwar wurde mir in Alt-Ehrenberg mitgetheilt, daß daſelbſt vor mehreren Jahren für die Königin von Preußen gewebte Holztapeten angefertigt wurden, bei denen die Kette des Gewebes geſtückelt war, und dasſelbe berichtet der im Eingange zitirte Aufſatz des Herrn Theodor Richter, allein zur Zeit ſcheint die Stückelung der Fäden nur ſchwer durchführbar, weil ſie in der Praxis ſo gut wie gar nicht vorkommt. Jedenfalls wäre dies ein großer Fortſchritt, weil dadurch der Verwendung der Holzgewebe zu Rouleaux, Tapeten und ähnlichen Zwecken neue Kreiſe erſchloſſen würden.

c. Ueber die Verwendung der Holzgewebe iſt nicht viel zu berichten, da ſich Alt-Ehrenberg — wie ſchon erwähnt — auf die Erzeugung der Gewebe und ordinärer Kopfbedeckungen beſchränkt. Allein ſchon auf dieſem Gebiete ließe ſich unendlich mehr leiſten, da das Alt-Ehrenberger Holzgewebe in den Händen einer geſchickten Modiſtin ein prächtiges Rohmaterial für elegante Damenhüte abgeben müßte. Das Holzgewebe hat ſogar zwei entſchiedene Vorzüge vor dem Strohgeflecht. Letzteres kann nämlich nicht wohl durchbrochen hergeſtellt werden, und dies iſt der Grund, warum zur Herſtellung der ganz leichten Sommerhüte für Damen Roßhaar ſtatt Stroh mit Vorliebe verwendet wird. Gerade hiezu müßte ſich das Holzgewebe ganz eminent eignen, da namentlich die gegitterten Holzgewebe ſich leicht in unendlich mannigfaltigen Varietäten herſtellen laſſen. Ferner beſitzt das Holz den weiteren Vorzug gegenüber dem Stroh, daß es die Farbe viel beſſer annimmt als dieſes, daß alſo auch nach dieſer Richtung hin das Holzgewebe ſich den verſchiedenſten Launen des Geſchmackes beſſer anzubequemen vermag als das Strohgeflecht. Die Strohhut-Fabrikanten in Paris und Florenz beziehen — wie mir zufällig bekannt wurde — mit großer Vorliebe die Alt-Ehrenberger Erzeugniſſe; die Muſter, die ſie einſenden und hier ausführen laſſen, ſind in der Regel außerordentlich zart und geſchmackvoll, und hierin liegt ein bedeutſamer Fingerzeig für die Alt-Ehrenberger Holzweber.

Eine weitere Verwendung finden die gewebten Holzplatten — wie ich zufälliger Weiſe zu ſehen bekam — zu Ueberzügen für elegante Papeterie-Arbeiten. Die Canditenfabrik der Herren Tſchinkel in Loboſitz, ſowie die Chocoladefabrik der Herren Jordan und Timäus in Bodenbach verwenden die Holzgewebe zur Bekleidung der Bonbonnièren und erzeugen auf dieſe Weiſe ſehr geſchmackvolle Artikel.

Nach dieſer ſowie nach anderen Richtungen hin ließe ſich noch Manches thun, allein leider ſcheinen die Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeuger von der weiteren Verwendung ihrer Produkte keine Ahnung zu haben.

Nach alledem unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Holzweberei eine lebens- und entwicklungsfähige Induſtrie iſt. Ihr Gebit iſt zwar wie das der Strohflechterei ein eng begrenztes, da ihre Erzeugniſſe ſelbſtverſtändlich keine Dauerhaftigkeit beſitzen und demgemäß ſich nur für Mode- oder Luxuszwecke eignen, allein innerhalb dieſer Grenzen bleibt der Fantaſie ein hinreichender Spielraum überlaſſen und ſomit auch der fraglichen Induſtrie die Möglichkeit gewahrt ſich weiter zu vervollkommnen und nach verſchiedenen Richtungen hin zu entfalten.

5. Welche Mittel wären zur Hebung der Holzweberei am zweckmäßigſten in Anwendung zu bringen?

Die Alt-Ehrenberger Holzweberei iſt — wie ſchon erwähnt — Hausinduſtrie, und hierin liegen ihre volkswirthſchaftlichen Vorzüge, aber auch ihre Schattenſeiten.

Die erſteren ſind mit einem Worte gekennzeichnet und beſtehen in der Selbſtſtändigkeit der kleinen Unternehmer, die — bisher wenigſtens — in Alt-Ehrenberg noch nicht zu bloßen Lohnarbeitern herabgeſunken ſind. Die ſogenannten Holzbödenerzeuger ſind zur Zeit noch ſelbſtſtändige Unternehmer; ſie kaufen ſelbſt das Rohmaterial, ſie ſind Eigenthümer ihrer Webeſtühle und ſonſtiger Werkzeuge, ſie haben ihre eigenen Hilfsarbeiter und verkaufen ihre Erzeugniſſe für eigene Rechnung; ſie friſten zwar meiſt eine kümmerliche Exiſtenz, aber ſie haben wenigſtens ihre Unabhängigkeit bewahrt. — Die techniſchen Vorzüge dieſer Induſtrie wurden oben beſprochen.

Die Mängel, welche der Holzweberei Alt-Ehrenberg's ankleben, ſind die Mängel der Hausinduſtrie überhaupt, und laſſen ſich in den Worten: „Mangel an Bildung“ zuſammenfaſſen. Die ſogenannten Holzbödenerzeuger ſind biedere Gebirgsbewohner, die zwar eine ganz erſtaunliche Kunſtfertigkeit in der Behandlung des Holzes erlangt haben, die mitunter auch wahrhaft prächtige Farben- und Gewebe-Muſter komponiren, denen aber jede allgemeine und kunſtgewerbliche Bildung vollſtändig abgeht, und an dieſem Mangel krankt ihre ganze Induſtrie.

a. Der Mangel an allgemeiner und kaufmänniſcher Bildung macht es dieſen Leuten zunächſt unmöglich, den Vertrieb ihrer Erzeugniſſe nach kaufmänniſchen Prinzipien ſelbſt zu beſorgen, ihre Kunden an entfernten Orten aufzuſuchen, ſowie mit denſelben in einen direkten Verkehr zu treten und zwingt ſie an Zwiſchenhändler zu verkaufen. Wäre der Handel mit den Produkten dieſer Induſtrie ein entwickelter, ſo würde dieſer Umſtand hier nicht erſt hervorgehoben, da ja die volkswirthſchaftliche Bedeutung des Handels nicht in Frage geſtellt werden kann; allein im vorliegenden Falle ruht der ganze Vertrieb der Alt-Ehrenberger Holzwaaren — wie ſchon oben bemerkt wurde — in den Händen von lediglich vier Handlungshäuſern, die in Nixdorf und Schluckenau ihren Sitz haben. Daß dieſe vier Handlungshäuſer in dem Beſitze eines faktiſchen Monopoles ſich befinden, braucht nicht hervorgehoben zu werden, und hieraus erklärt es ſich, daß eine gewebte Holzplatte der feinſten Sorte, zu deren Herſtellung die Webe rin allein drei Stunden Zeit braucht, in Alt-Ehrenberg mit 25 kr., ſage fünf und zwanzig Kreuzer öſterr. Währg. bezahlt wird. Bezeichnend für den Gewinn der Händler iſt übrigens der Umſtand, daß jener Anton Menzel, der der Begründer der Holzweberei in Alt-Ehrenberg war, als ein unbemittelter Mann ſtarb (und ebenſo hat ſelbſtverſtändlich keiner der ſogenannten Holzbödenerzeuger es bisher zu einem Vermögen bringen können), während der Händler, der die Erzeugniſſe Menzel's und ſpäter der übrigen Holzweber vertrieb, zwar ſeine

Carrière auch als unbemittelter Mann begann, bei seinem Tode aber ein bedeutendes Vermögen — angeblich von 800.000 Gulden — hinterließ. Die Ziffer mag übertrieben sein, allein die Sage lebt im Volksmunde und beweist jedenfalls, daß der Handel mit Holzgeweben unvergleichlich lukrativer ist als die Erzeugung derselben.

b. Der Mangel an allgemeiner Bildung läßt ferner die Leute *das Prekäre ihrer Lage nicht erkennen*. Wie erwähnt, sind die Espenbestände in Böhmen erschöpft, und es wird beinahe das gesammte Holz, das Alt-Ehrenberg verbraucht, aus Russisch-Polen bezogen. Der Preis einer Klafter ausgesuchten Espenholzes ist bereits auf 150 Gulden und darüber gestiegen und trotzdem klagen die Holzgewebe-Erzeuger über die successive Verminderung des Rohmaterials und befürchten einen gänzlichen Mangel desselben in etwa 80 Jahren. Diese Befürchtung vermag ich zwar nicht zu theilen, denn ein entsprechender Preis wird überall ein beliebiges Angebot hervorrufen, wenn der Produktion des fraglichen Artikels kein unübersteigliches Hindernis entgegensteht; es wird somit, wenn der Preis des Holzes hinreichend gestiegen sein wird, der Anbau von Espen nicht ausbleiben, und trotzdem wird die Holzweberei nicht verkümmern, weil die einzelne gewebte Platte doch nur ein Minimum von Holz enthält, und weil somit ein verschwindend kleiner Aufschlag am Preise des Produktes die Vertheuerung des Produktes wieder hereinbringt. Die Gefahr, die den Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeugern droht, scheint mir vielmehr von einer anderen Seite zu kommen.

Eine weitere Vertheuerung des Holzes muß nämlich sehr bald zur Folge haben, daß die Holzgewebe-Erzeuger ihre bisherige Unabhängigkeit verlieren, denn es darf nicht übersehen werden, daß der einzelne Holzbödenerzeuger sein Holz etwa ein Jahr lang im Wasser liegen lassen muß, ehe er dasselbe verarbeiten kann, daß er somit stets einen Vorrath von etwa ½ bis 1 Klafter Holz zu halten gezwungen ist. Schon jetzt verursacht die Holzbeschaffung den Leuten große Schwierigkeiten, und geht die Preissteigerung weiter, so steht zu befürchten, daß es den Leuten unmöglich wird, ihren nothwendigen Holzvorrath selbst zu halten. Diese Aufgabe wird dann naturgemäß dem Holzgewebe-Händler zufallen, er wird dem Weber das Rohmaterial liefern und ihm das fertige Erzeugniß abkaufen, mit einem Worte der Händler wird zum „Verleger" emporsteigen, während der Weber zum bloßen Lohnarbeiter hinunter sinkt. Diese Kalamität kann übrigens schon früher eintreten, wenn der drohende Holzmangel etwa Lieferungskontrakte mit den Forstbesitzern behufs der Sicherung des Rohstoff-Bezuges nothwendig machen sollte, denn das ist evident, daß derartige Kontrakte nicht leicht von der vielköpfigen Menge der Holzgewebe-Erzeuger, wohl aber von den Händlern ausgehen werden. In allen Fällen steht zu befürchten, daß die Lage jener biederen und echt deutschen Gebirgsbewohner in einer nicht allzu fernen Zukunft sich ernstlich verschlimmert, und daß sie ihr kostbares Gut, ihre wirthschaftliche Unabhängigkeit verlieren, die sie bisher wenigstens — wenn auch unter vielfachen Entbehrungen — zu behaupten wußten.

c. Der Mangel an kunstgewerblicher Bildung und der fehlende Kontakt mit dem konsumirenden Publikum machen es den Holzwebern Alt-Ehrenberg's nahezu *unmöglich, ihre Gewebe zu fertigen Gebrauchsgegenständen weiter zu verarbeiten*. Die weitere Verarbeitung des Halbfabrikates schließt sich doch naturgemäß an die Erzeugung des letzteren an, und instinktiv wird dies von den Bewohnern Alt-Ehrenberg's geahnt, da sie denn auch die Erzeugung von Kopfbedeckungen an die Holzweberei angereiht haben; allein einmal steht jene auf einer ziemlich primitiven Stufe der Entwicklung, und sodann ist sie bisher die einzige Industrie geblieben, zu der Alt-Ehrenberg es gebracht. Der Grund liegt lediglich in dem Umstande, daß die Leute nicht wissen, was sie aus ihren Geweben anfertigen können oder sollen, nachdem ihnen die Be-

rührung mit der übrigen Welt, sowie jede kunstgewerbliche Bildung vollständig fehlt. Die Händler, denen diese Vermittlung zwischen dem Produzenten und dem konsumirenden Publikum sachgemäß zufallen würde, finden sich hiezu nicht veranlaßt, weil sie das Monopol des Vertriebes in den Händen haben und wissen, daß auch die unverarbeiteten Gewebe zu jeder Zeit einen reißenden Absatz finden, sodann weil sie eben nur Kaufleute und keine Industriellen sind.

Der etwaige Einwand, daß die Luxusindustrie ihren natürlichen Sitz in den großen Städten habe, ist nicht stichhältig, denn bekanntlich werden beinahe die sämmtlichen Kleiderstoffe, die denn doch unter die Mode-Artikel par excellence zu rechnen sind, in großen Entfernungen von den Konsumtionsplätzen erzeugt, und vermögen demungeachtet allen Launen des subjektivsten Geschmacks zu entsprechen. Stünde Alt-Ehrenberg mit den großen Konsumtionsplätzen seiner Artikel in direkter Verbindung durch Agenten, welche die Strömungen der Mode zu verfolgen und erforderlichen Falles Zeichnungen oder Modelle einzusenden hätten, so so ist durchaus nicht abzusehen, warum seine Holzindustriellen an Stelle der bisherigen ordinären nicht elegante Kopfbedeckungen, oder warum sie neben diesen nicht auch geschmackvolle Papeterie-Arbeiten oder sonstige Artikel aus ihren Holzgeweben anfertigen könnten.

d. Endlich ist noch ein Umstand hervorzuheben, der die Holz-Industrie Alt-Ehrenberg's beengt, für den sie jedoch nicht verantwortlich gemacht werden kann, d. i. der deutsche Zolltarif vom Jahre 1870. Derselbe verfügt nämlich wie folgt:

Ungefärbte Holzgewebe (also gerade die heikelste und kostbarste Waare) sind ..... zollfrei.
Gefärbte Holzgewebe entrichten pro Zollzentner einen Eingangszoll von 1 Thlr.
Hüte, ganz aus Holz, d. i. ohne Garnitur (Futter, Schweißleder, Einfassungsband ꝛc.) aus anderen Stoffen, sind ..... zollfrei.
Hüte aus Holz mit einer Garnitur aus andern Stoffen zahlen pro Stück einen Eingangszoll von ..... 4 Sgr.

Die ersten beiden Tarifpositionen enthalten zwar die Anomalie, daß gerade die feinste Waare zollfrei ist, während die mindere Kategorie der gefärbten Gewebe dem Zolle unterliegt, allein trotzdem kann darüber hinweggegangen werden, weil der Zollsatz von 1 Thaler pro Zentner so niedrig ist, daß er die einzelne gewebte Platte mit vielleicht nur 2 Pfennigen, also 1 Kreuzer österr. Währung belastet. Dagegen hat die Normirung der Tarifsätze für Hüte ihre Bedenken. Wenn Alt-Ehrenberg feine Hüte erzeugen würde, so wäre gegen diese Tarifirung nichts einzuwenden, denn für elegante Waare werden sich immer Putz- und Modewaaren-Handlungen als Abnehmer finden, welche den rohen Hut kaufen und sodann montiren; Alt-Ehrenberg könnte sich somit in diesem Falle auf die Erzeugung roher aber, eleganter Kopfbedeckungen beschränken. Ebenso unbedenklich wäre der Zoll von 4 Sgr. pro Stück, wenn in Alt-Ehrenberg feine Hüte mit Einschluß der Montirung erzeugt würden, denn ein Hut im Werthe von einigen Gulden oder Thalern kann leicht eine Zollbelastung von 4 Sgr. ertragen. Dem ist aber nicht so. Die Alt-Ehrenberger Erzeugnisse sind — vielleicht von einzelnen Ausnahmen abgesehen — durchgehends ordinäre Waare; der Preis von einem Dutzend fertiger Knabenmützen beträgt 1 fl. 20 kr., somit pro Stück 10 kr., der Preis der fertigen Männerhüte stellt sich gar nur auf 75 kr. pro Dutzend, somit pro Stück auf $6\frac{1}{4}$ kr. Der Zoll von 4 Sgr. pro Stück beträgt somit bei Mützen mehr als 200 Procent, bei Männerhüten mit Rücksicht auf das Silber-Agio gar bis nahe an 400 Procent vom Werthe des Erzeugnisses. Daß eine Zollbelastung von dieser Höhe einer Prohibition gleich kommt, ist selbstverständlich, da bei ordinärer Waare begreiflicher Weise nicht daran zu denken ist, daß sie im rohen Zustande gekauft und dann erst im Auslande montirt würde.

Es sei nochmals hervorgehoben, daß die in Rede stehenden Zollsätze wenig zu bedeuten hätten, wenn die Alt-Ehrenberger Hüte feine Waare wären, oder wenn diese Industrie in intelligenteren Händen ruhen würde, denn dann wäre sie unter dem Drucke der Zollsätze zur Erzeugung besserer Hüte übergegangen. Unter den gegebenen Umständen jedoch ist die Alt-Ehrenberger Hutindustrie geradezu verschlechtert worden. Fußend auf der Tarifposition, daß Hüte „ganz aus Holz" zollfrei sind, begannen die Alt-Ehrenberger Holz-Industriellen bald die sämmtlichen übrigen Bestandtheile des Hutes, nämlich das Futter der Kappe, das sogenannte Schweißleder, sowie das Hutband aus Holzgewebe herzustellen und haben damit den zollfreien Export ihres Artikels zwar gerettet, den letzteren aber zweifellos verschlechtert.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Industrie Alt-Ehrenberg's krankt an dem Mangel an Bildung und an dem fehlenden Contakt mit dem konsumirenden Publikum, und hieraus ergeben sich zugleich die Mittel, die zur Hebung jenes originellen Erwerbszweiges in Anwendung zu bringen wären.

Durch die Errichtung neuer Schulen dürfte wohl im vorliegenden Falle nicht viel zu erreichen sein, da die vorhandenen bei gehöriger Benützung hinreichen. Alt-Ehrenberg speziell ist in der glücklichen Lage, daß es an Rumburg anstößt, daß ihm somit die Gelegenheit geboten ist, die besseren Schulen dieser Stadt und namentlich die daselbst in der letzten Zeit errichtete Webeschule zu benützen. Der Unterrichtsplan der letzteren ist mir zwar nicht bekannt, allein einmal ist die Holzweberei der Stoffweberei nahe verwandt, der angehende Holzweber wird also hier schon manches lernen, was er praktisch verwerthen kann, und sodann muß doch das Zeichnen einen der wesentlichsten Unterrichtsgegenstände der Webeschule bilden; es wird somit dem Holzweber die Gelegenheit geboten sein, diese für jeden praktischen Gewerbsmann weitaus wichtigste Kunst daselbst zu erlernen. Sollte es sich übrigens im Laufe der Zeit herausstellen, daß das Unterrichtsbedürfniß des Holzwebers theilweise ein anderes ist als das des Stoffwebers, so wird es der Webeschule unmöglich schwer fallen können, diesem Umstande durch Errichtung eines oder des anderen Lehrstuhles Rechnung zu tragen.

Für das Unterrichtsbedürfniß der heranwachsenden Jugend wäre somit im vorliegenden Falle soweit gesorgt, als dies der Gesammtheit überhaupt möglich ist. Dagegen erscheint es dringend geboten, auf die Erwachsenen einzuwirken, einmal um sie zu bewegen, daß sie für den Fachunterricht ihrer Kinder sorgen, dann aber um ihre eigene Energie zu wecken, und das ist nach meiner Meinung nur im Wege des Vereins- und Genossenschaftswesens durchführbar.

Demgemäß wäre der Vorgang etwa der folgende: Einerseits wäre die Gründung eines Gewerbevereines in Rumburg oder Alt-Ehrenberg anzuregen. Die Gewerbevereine scheinen mir einer der wesentlichsten Faktoren zur Hebung des Kleingewerbes und gewißermaßen das Gegenstück zu den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zu sein. Wenn das Kleingewerbe gegenwärtig immer mehr und mehr von der Großindustrie verdrängt wird, so liegt der Grund zwar zum Theile in dem Uebergange zur Maschinen-Produktion — und dagegen läßt sich selbstredend nicht ankämpfen, — zum anderen, mindestens eben so großen Theile aber darin, daß das Kleingewerbe der Großindustrie weder an Vermögen, noch an Intelligenz gewachsen ist. Dem Mangel an Vermögen entgegen zu wirken, ist Sache der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, und daß sie diesen Mangel mit Erfolg zu bekämpfen vermögen, kann heute nicht mehr bezweifelt werden; der zweite Theil der Aufgabe, die Intelligenz der Gewerbetreibenden zu heben, fällt nebst der Schule dem Gewerbevereine, dieser Schule des Erwachsenen, zu. Die Aufgabe dieses Gewerbevereines wäre es, durch Abhaltung von belehrenden Vorträgen, durch Anlegung einer Bibliothek und einer Sammlung von Gewebemustern und Zeichnungen nicht nur die allgemeine, sondern namentlich die Fach-

bildung der Holzgewebe-Erzeuger zu heben, sie über die Verwendbarkeit und weitere Verarbeitung ihrer Erzeugnisse aufzuklären und für ihre speziellen Interessen energisch einzutreten. Die Aufgabe ist allerdings nicht leicht, weil die armen Leute über die Absatzplätze ihrer Erzeugnisse vollständig im Dunkeln sind und die Händler an der Geheimhaltung derselben das höchste Interesse haben; allein trotzdem ist sie nicht unlösbar, denn einmal verfügt der Verein über größere Geldmittel, könnte somit zu diesem Zwecke immer irgend eine Geldsumme flüßig machen, und sodann gelingt es einem Vereine leichter eine oder die andere intelligente Kraft an sich zu ziehen und für das gemeinsame Unternehmen zu interessiren. Eine Hauptaufgabe des Vereines müßte es endlich sein, für die Bekanntwerdung der Alt-Ehrenberger Holzindustrie Sorge zu tragen, um auf diese Weise neue Geschäftsverbindungen anknüpfen zu können, denn im Publikum wie in der Geschäftswelt ist die Kenntniß dieses Industriezweiges viel zu wenig verbreitet, ja selbst in Prag, der Hauptstadt des Landes, hat man von der Existenz desselben so gut wie keine Ahnung.

Andererseits wäre auf die Gründung von Genossenschaften hinzuwirken. Die äußeren Bedingungen hiefür sind so günstig, daß sie besser kaum gewünscht werden können, denn die gesammte Holzweberei concentrirt sich in dem einzigen Dorfe Alt-Ehrenberg, eine Verpflanzung dieser Industrie nach einem zweiten Orte wird jedesmal mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, so daß Alt-Ehrenberg faktisch das Monopol für die Erzeugung von Holzgeweben in den Händen hat. Es entsteht nunmehr die Frage, was für Genossenschaften geeignet wären die gewünschte Abhilfe zu bringen, und zu diesem Ende muß nochmals auf die der Alt-Ehrenberger Holzindustrie anklebenden Mängel zurückgegangen werden. Diese Uebelstände sind, wie oben auseinander gesetzt wurde: 1. Der Verkauf der Erzeugnisse an Zwischenhändler, 2. die ungenügende Weiterverarbeitung der Holzgewebe, 3. die ungenügende Sicherung des Rohstoffbezuges. Von diesen drei Uebelständen ist der letztgenannte am leichtesten zu beseitigen, eine einfache Rohstoffgenossenschaft [5]) würde Abhilfe bringen; sie würde zunächst dem Holzgewebe-Erzeuger den billigeren Bezug des Holzes ermöglichen und zugleich könnte sie — wenn nämlich wirklich die Gefahr eines gänzlichen Holzmangels bevorsteht — den Bezug des Rohmaterials durch Lieferungskontrakte mit den Forstbesitzern rechtzeitig sichern. Jedenfalls aber hätte sie zur Folge, daß die wirthschaftliche Unabhängigkeit der Holzgewebe-Erzeuger als selbstständige Unternehmer erhalten bliebe, weil sie die oben berührte Gefahr beseitigt, daß die Holzgewebe-Händler die Lieferung des Rohstoffes übernehmen und den Weber zum bloßen Lohnarbeiter herunterdrücken, während sie selbst zu Verlegern emporsteigen. Der zweitgenannte Uebelstand, die ungenügende Verarbeitung der Holzgewebe, würde zum Theile durch die Wirksamkeit des Gewerbevereines behoben, dessen Aufgabe eben in der Förderung des Gewerbefleißes durch Vervollkommnung der vorhandenen und Einführung neuer Industrien besteht. Zum anderen Theile fällt die Lösung dieser mit der ersten Frage zusammen, wie nämlich der direkte Verkauf der Holzgewebe an den Konsumenten zu bewerkstelligen wäre; denn ist diese Frage gelöst, dann ist eben der gewünschte Contakt des Produzenten mit dem Publikum vorhanden und die Belehrung des ersteren über die Wünsche des letzteren mit Leichtigkeit durchführbar.

Was nun diesen Punkt, die Vermeidung der Zwischenhändler und die Einführung des direkten Verkaufes der Holzwaare an den Konsumenten anbelangt, so sind hier die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß die Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeuger über die Ab-

5) Muster-Statuten für verschiedene Rohstoffgenossenschaften finden sich in Schulze-Delitzsch: „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland." Berlin 1870. S. 531 ff.

satzorte ihrer Produkte so gut wie gar nichts wissen, sie werden somit gezwungen sein ihren Markt erst zu suchen und dies wird ihnen jedenfalls nicht unbedeutende Geldopfer (für Reisende, Annoncen ꝛc.) auferlegen. Allerdings würde diese Aufgabe zum Theile von dem zu errichtenden Gewerbevereine übernommen, allein doch immer nur in zweiter Reihe, da ja ein derartiger Verein keine Handelsgesellschaft ist. Endlich — last not least — würde es sich darum handeln, die zur Leitung des Handelsgeschäftes geeigneten Personen aus der Mitte der Holzgewebe-Erzeuger heraus zu finden. Seitdem die Pionnire von Rochdale praktisch gezeigt haben, wie derartige Hindernisse zu überwinden sind, kann an der Möglichkeit, die in Rede stehende Aufgabe zu lösen — den ernstlichen Willen der Betreffenden vorausgesetzt — nicht gezweifelt werden, nur müßte die Bildung vorbereitender Genossenschaften vorausgehen, deren Zweck es wäre, einestheils die Mittel sukzessiv aufzubringen und anderentheils die Leiter des künftigen Unternehmens kaufmännisch heranzubilden. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung sei auf den Vorgang der Pionnire von Rochdale verwiesen, die gleichfalls mit einem kleinen Konsumvereine begannen, ferner auf Schulze-Delitzsch, der in seinen „Blättern für Genossenschaftswesen“ [6]) diesen Weg wiederholt als den einzig richtigen bezeichnet. Die Verhältnisse liegen für die vorbereitenden Genossenschaften außerordentlich günstig, da man es in Alt-Ehrenberg mit durchgehends selbstständigen Unternehmern und nicht mit mittellosen Fabriksarbeitern zu thun hat. Zunächst also wäre eine Rohstoff-Genossenschaft zu gründen, deren Aufgabe es wäre, das nöthige Espenholz im Großen zu kaufen und an die einzelnen Holzgewebe-Erzeuger im Kleinen wieder abzulassen. Diese thut — wie gezeigt — am meisten Noth und mit derselben könnte zugleich auch ein Konsum-Verein verbunden werden. Sodann könnte eine Vorschußkassa errichtet werden, die selbstständigen Gewerbetreibenden gegenüber immer am Platze ist. Durch das Neben-einanderbestehen beider, der Rohstoffgenossenschaft und der Vorschußkassa, würde zugleich der weitere Vortheil erzielt, daß die Ansammlung des Betriebsfondes für die später zu errichtende Handelsgesellschaft viel rascher vor sich ginge.

Endlich entsteht die Frage, was für eine Genossenschaft berufen wäre, den Vertrieb der Alt-Ehrenberger Erzeugnisse zu besorgen, und hierüber ein definitives Urtheil abzugeben möchte ich — offen gestanden — heute noch nicht wagen, da mir keine der bisher bekannten Formen der Genossenschaft auf den vorliegenden Fall vollkommen zu passen scheint. Von den bestehenden Genossenschaftsformen können hier selbstredend lediglich die Produktivgenossenschaft und die Magazinsgenossenschaft in Betracht kommen. Bei der Produktivgenossenschaft vereinigen sich bekanntlich mehrere kleine Leute zum Betriebe eines Produktionszweiges im Großen, weil der Betrieb im Kleinen entweder ganz unmöglich oder wenig rentabel ist. Bei der Produktivgenossenschaft liegt somit das zu überwindende Hinderniß in der Produktion des fraglichen Artikels, nicht im Verkaufe des fertigen Erzeugnisses. Im gegenwärtigen Falle dagegen liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt, denn bei der Holzweberei ist die Anwendung von Maschinen und daher ein billigerer Betrieb im Großen nicht wohl denkbar. Die Holzweberei ist eine reine Handarbeit und daher für den Kleinbetrieb in eminenter Weise geeignet, dagegen liegt hier die Schwierigkeit im Handelsbetriebe. Es handelt sich darum, der Waare den Markt erst zu erobern, weite Geschäftsverbindungen nach Frankreich, Italien, Amerika, Rußland u. s. w. anzuknüpfen, die Kosten für Geschäftsreisende, Agenten, Zeitungs-Annoncen u. dgl. zu bestreiten, kurz Einrichtungen zu treffen, die wenigstens anfänglich bedeutende Geldopfer erfordern und die demgemäß nothwendig zum Handelsbetriebe im

6) Schulze-Delitzsch: „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland.“ Berlin 1870. S. 641 ff.

Großen hindrängen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß für die Produktivgenossenschaft überhaupt kein Raum sei; dieselbe mag angemessen sein, wenn es sich später etwa um die Errichtung einer Fabrik für Hüte, Papeterie-Arbeiten oder sonstige Artikel aus Holzgewebe handeln sollte, allein für den kaufmännischen Vertrieb der Holzgewebe, wie er gegenwärtig in den Händen der erwähnten vier Handlungshäuser ruht, scheint die Produktivgenossenschaft nach dem Gesagten wenig geeignet.

Eher würde die Magazinsgenossenschaft[7]) auf den vorliegenden Fall passen, obwohl bei dieser die Verhältnisse viel einfacher liegen als hier. Die Magazinsgenossenschaft soll bekanntlich mehreren kleinen Handwerkern die Miethe eines gemeinsamen Ladens ermöglichen, in welchem die eingelieferten Artikel für Rechnung desjenigen verkauft werden, der sie verfertigt und eingeliefert hat. Hier also handelt es sich lediglich darum, die Kosten, welche mit der Haltung des Ladens verbunden sind, wieder herein zu bringen, und dies geschieht einfach in der Weise, daß von den eingelieferten Artikeln bestimmte Lagergelder erhoben und von dem Erlöse gewisse Perzente zurückbehalten werden. In Alt-Ehrenberg ist dagegen von einem gemeinsamen Magazin keine Rede, da es sich hier nicht um die Schaustellung der Produkte handelt; nicht der Detailverschleiß, sondern der Handel im Großen soll hier gemeinschaftlich betrieben werden, und während bei der Magazinsgenossenschaft die Verhältnisse so klar und einfach sind, daß sie den Verkauf des einzelnen Artikels *für Rechnung des betreffenden Produzenten* gestatten, scheinen mir in Alt-Ehrenberg die Verhältnisse mehr auf einen Handelsbetrieb *für gemeinsame Rechnung* hinzudrängen. Es wird ferner die Frage entstehen, „wie sind die einlangenden Bestellungen zu effektuiren, wem sind sie zuzuweisen?" u. dgl. m. Mit einem Worte, die künftigen Eventualitäten und Modalitäten dieses Geschäftsbetriebes dürften heute noch nicht überblickt werden können, und demgemäß wäre denn auch die Lösung der Frage nach der Gestaltung jener Genossenschaft der Zukunft zu überlassen. Es kann dies mit um so größerer Beruhigung geschehen, da ja da die Gründung dieser Genossenschaft erst in späterer Zeit wünschenswerth erscheint. Inzwischen würde die Wirksamkeit des projektirten Gewerbevereines manche schätzenswerthe Erfahrung ergeben, die seiner Zeit zur Richtschnur zu dienen hätte. Unter allen Umständen wäre vor der Errichtung jener Genossenschaft der Rath Schulze-Delitzsch's einzuholen.

Die im Vorstehenden dargelegten Verhältnisse dürfen mehr als ein blos lokales Interesse beanspruchen, denn die Holzweberei Alt-Ehrenberg's ist nur ein Beispiel aus der langen Reihe der verschiedenen Hausindustrien; und was hier von Alt-Ehrenberg gesagt wurde, das gilt mutatis mutandis für die gesammte Hausindustrie auf dem flachen Lande. In allen Zweigen derselben finden wir fast die gleichen Zustände, eine außerordentliche Emsigkeit neben der größten Genügsamkeit der Bevölkerung, mitunter eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit, bei alledem aber eine ganz ungenügende Entlohnung, die regelmäßig auf den Umstand zurück zu führen ist, daß die betreffenden Produzenten sich in den Händen einiger weniger Händler befinden, denen sie ihre Produkte um jeden Preis verkaufen müssen, weil ihnen in ihrer Vereinzelung Alles fehlt, um den Vertrieb ihrer Produkte selbst zu besorgen. Eine Abhilfe ist nur auf dem Wege der Schulbildung und des Genossenschaftswesens denkbar, allein die armen Leute auf den Weg der absoluten Selbsthilfe verweisen, heißt wohl sie ad calendas graecas vertrösten, da bei dem begreiflichen gänzlichen Mangel einer Kenntniß der wirthschaftlichen Erscheinungen und Gesetze von der eigenen Initiative derselben gar nichts zu erwarten ist. Der Ausdruck „Selbsthilfe" ist zwar ein beliebtes Schlagwort, allein doch nur sehr bedingungsweise richtig, denn Selbsthilfe im eigent-

7) Das Musterstatut einer Magazinsgenossenschaft bei Schulze-Delitzsch a. a. O. S. 551.

lichen und strengen Sinne des Wortes ist es doch nicht mehr, wenn den Leuten eine Idee von außen gegeben wird, wenn man ihnen irgend eine Institution (irgend eine Genossenschaft) vollkommen fertig und bis in die kleinsten Details ausgeführt hinstellt und es ihnen nur mehr überläßt dieselbe einfach zu verwirklichen. Ist dies „Selbsthilfe", nun dann hat sich auch der Verirrte im Walde selbst geholfen, wenn er etwa von einem Jäger wieder auf die Straße zurückgeführt wird, denn er ist ja selbst gegangen und wurde nicht getragen. Faßt man aber den Ausdruck Selbsthilfe wirklich in dem Sinne, daß Alles der eigenen Initiative der Betreffenden überlassen bleiben soll, dann ist wohl Schulze-Delitzsch einer der gefährlichsten Anhänger der Pariser Commune, denn er ist ja die Seele, das lebende und treibende Moment in der gesammten deutschen genossenschaftlichen Bewegung, er sagt den Leuten, was sie im einzelnen Falle thun und lassen sollen, er verfaßt die Statuten ihrer Genossenschaften, er zeigt ihnen wie sie ihre Bücher zu führen haben u. dgl., kurz er thut eben Alles, er ist — um auf das frühere Beispiel zurück zu kommen — der Jägersmann, der den im Walde Verirrten auf die richtige Straße führt.

Soll also Hilfe geschaffen werden, so muß auf irgend eine Weise von außen eingegriffen und den Leuten gezeigt werden, was sie thun sollen, um ihre Lage zu verbessern. Eine „Anwaltschaft der Genossenschaften" ist allerdings eine ganz vortreffliche Institution und das Bedürfniß nach einer solchen muß sich im Laufe der Zeit überall herausstellen, theils weil sie einen Centralpunkt der gesammten genossenschaftlichen Bewegung bildet, theils weil die Genossenschaften häufig in die Lage kommen werden, bei Konflikten mit den Lokalbehörden oder sonst den Rath eines Vertreters einzuholen. Allein die Anwaltschaft kann doch immer nur einen Theil der Aufgabe lösen. Die Anwaltschaft ist und bleibt der Vertreter der *bestehenden* Genossenschaften, von diesen wird sie bezahlt, ihnen muß sie dienen, und Gewerbetreibenden, die außerhalb des genossenschaftlichen Verbandes stehen, kann sie nur in dem einzigen Falle beistehen, wenn diese bereits den Entschluß gefaßt haben, eine Genossenschaft zu gründen und lediglich bezüglich des „Wie?" den Rath der Anwaltschaft einholen. Man kann aber unmöglich von der Anwaltschaft — schon aus finanziellen Gründen nicht — verlangen, daß sie regelmäßig im ganzen Lande Umschau halte, um erforderlichen Falles die Bildung von Genossenschaften *erst anzuregen*. Dies kann nur der Staat thun, der zu diesem Zwecke eigene Gewerbe- oder Fabriks-Inspektoren zu ernennen hätte, die von Zeit zu Zeit das Land periodisch zu bereisen und für die Hebung des Kleingewerbes wie der Hausindustrie Sorge zu tragen hätten. Ich berufe mich hierwegen auf die nachstehenden Worte Schmoller's: [8])

„Eine geringe Zahl solcher Beamten mit je großen Bezirken würde genügen. Ihnen wäre auch das großentheils in die Hand zu geben, was für das eigentliche Handwerk und die Hausindustrie von Regierungsseite geschehen könnte."

„Was kann aber geschehen? Es concentrirt sich in zwei Punkten: 1. Erziehung der arbeitenden Klassen, d. h. Schulbildung und eine möglichst überall zugänglich zu machende technische Erziehung, und 2. Ueberleitung in neue Zustände und Verhältnisse, soweit eine zurückgebliebene Bildung der Handwerker das nicht selbst vermag."

„Aber sollen wir dabei den segensvollen Weg der Selbsthilfe verlassen? Was heißt Selbsthilfe? Kein Gegensatz ist falscher und unklarer als die hergebrachte Gegenüberstellung von Staatshilfe und Selbsthilfe. Ob Schulze-Delitzsch, ob ein Fabriksinspektor Genossenschaften organisiert, sie ordentlich Buch führen, sparen und sammeln lehrt, in beiden Fällen wirkt die höhere Bildung, getrieben

8) Gustav Schmoller: „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert." Halle 1870. S. 694 u. ff.

von ſittlichen Motiven, auf die unteren Klaſſen, erzieht ſie und hebt ſie . . . . . Auch Schulze's und aller ſeiner tüchtigen Anhänger Einfluß iſt, wie ich ſchon oben bemerkte, ein erziehender . . . . Jede Staatshilfe iſt dann verwerflich, wenn ſie blos äußerlich eingreift, wenn ſie Leuten, die es nicht verdienen, die dadurch innerlich nicht anders werden, Geld und Kapital bietet. Sie iſt dann berechtigt, und ſteht mit der ganzen Schulze'ſchen Bewegung vollſtändig auf einer Linie, wenn ſie die erziehende Thätigkeit, die geiſtige Hebung voranſtellt und erreicht. Sie iſt dann nothwendig, wenn der Voluntarismus nicht ausreicht, wie hier; wenn er, um recht zu wirken, einer über den ganzen Staat ſich erſtreckenden, feſtgegliederten Organiſation bedarf. Und das iſt der Fall. In kleineren Städten, in den abgelegenen Gegenden der Hausinduſtrie fehlen die freiwilligen Kräfte, welche die großen Städte bieten; eine feſtgegliederte allgemeine Organiſation ſtrebt ja Schulze ſelbſt an; wo eine ſolche aber einmal nothwendig iſt, da wird für die Regel der Staat, d. h. die organiſirte Geſammtperſönlichkeit Aller berufen ſein ſie in die Hand zu nehmen. So lange Schulze lebt und ſeine Anwaltſchaft ſo tüchtig wirkt, iſt ſie gewiß beſſer als jede Staatsthätigkeit. Später werden die Dinge anders liegen. Jedenfalls iſt für jetzt die lokale Thätigkeit von unten herauf das wichtigere. Da gilt es nicht Schulze zu verdrängen, ſondern ihm nachzueifern, und wo es an Organen dazu fehlt, ſie zu ſchaffen. . . . ."

„Es bedarf einzelner, nur hiermit beſchäftigter hochgebildeter und gut bezahlter Beamten, gewählt nicht nothwendig aus dem Kreiſe der Bureaukraten, ſondern und vielleicht noch eher aus dem Kreiſe tüchtiger Techniker oder Kaufleute, die an der Spitze eines großen Bezirkes gleichſam die Anwälte der arbeitenden Klaſſen würden. Ich meine damit etwa eine Kombination der württembergiſchen Centralſtelle und des engliſchen Fabriksinſpektorates. Die Inſpektoren hätten neben der Aufſicht über die Fabriken, neben der Aufgabe, die Berichte hierüber zu publiziren die Verpflichtung, den kleineren Leuten mit Rath und Anweiſung, unter Umſtänden mit poſitiver Hilfe beizuſtehen. Ein gewiſſer Fond, angewieſen auf ſtaatliche oder kommunale Mittel, müßte ihnen zur Seite ſtehen. Ihre Hauptſorge hätte ſich zu beziehen auf die techniſchen Fortſchritte der kleinen Geſchäfte, lokale Ausſtellungen von Geräthen, Werkzeugen und Maſchinen aus dem Kreiſe der kleinen Gewerbe, Prämien für Anſchaffung ſolcher, einzelne Reiſeunterſtützungen, unter Umſtänden Ueberlaſſung von Werkzeugen auf Probe könnten hinzukommen. Hauptſächlich aber hätten ſie Genoſſenſchaften anzuregen, wo es an der Initiative fehlt, die Leute zur Theilnahme zu bewegen, die Buchführung einzurichten. Es fehlt ſo vielfach nur an der Initiative. Dabei hätten ſie ſich jedes Eingriffes gegenüber beſtehenden Genoſſenſchaften, die nichts von ihnen wiſſen wollen, zu enthalten."

Die Worte Schmoller's ſind ſo beredt und paſſen auf die Verhältniſſe der Alt-Ehrenberger Holzinduſtrie ſo vollkommen, daß denſelben nichts weiter hinzuzufügen iſt. Eines aber möchte ich noch bemerken. Man iſt in Böhmen ſeit Jahren bemüht die Noth im Erzgebirge durch Hebung der Spitzen-Induſtrie und anderer Erwerbszweige zu lindern, und ebenſo iſt man in letzter Zeit beſtrebt die Holzinduſtrie des Böhmerwaldes zu fördern. Mir ſind die angewandten Maßregeln im Detail nicht bekannt, allein ſo viel glaube ich auf Grund der in Alt-Ehrenberg geſammelten Erfahrungen behaupten zu können, daß die Hebung eines oder einiger Induſtriezweige — ſo nothwendig ſie iſt — nur wenig Nutzen bringen kann, wenn man die Leute nicht gleichzeitig in den Stand ſetzt im genoſſenſchaftlichen Wege den Verkauf ihrer Produkte ſelbſt zu beſorgen. Denn dasjenige, woran die Hausinduſtrie im Allgemeinen krankt, iſt nicht die mangelnde Kunſtfertigkeit, dieſe iſt in der Regel in hohem Grade vorhanden, ſondern vielmehr der Umſtand, daß die Leute gezwungen ſind ihre Erzeugniſſe um ein Spottgeld an Zwiſchenhändler zu verkaufen, die eigentlich den ganzen Nutzen davon tragen, und ſodann, daß ſie durch die Zwiſchenhändler von dem Publikum getrennt werden und ſo allen Kontakt mit der Außenwelt vollſtändig verlieren.

Das Kaadner Copialbuch.

Von

Dr. Ludwig Schlesinger.

In den meisten Archiven der königlichen Städte des Landes trifft man auf sogenannte Copialbücher, welche Abschriften der Stadtprivilegien und anderer wichtiger städtischer Urkunden enthalten. Diese Copialbücher haben kein hohes Alter, sie gehören in der Regel dem XVI., XVII. oder XVIII. Jahrhunderte an. Wenn der Urkundenschatz einer Stadt sich so anhäufte, daß die Uebersicht eine schwierige wurde, trat für die leitenden Organe das Bedürfniß ein, den Kern der städtischen Gerechtsame in einem Handbuche zur raschen Orientirung beisammen zu haben. Der Stadtschreiber, der wohl zunächst dieses Bedürfniß fühlte, schrieb, sei es aus eigenem Antriebe oder im Auftrage des Rathes, die im Archive sich vorfindenden Originale in ein eigenes Buch und fügte wohl auch Uebersetzungen der tschechischen, manchmal auch der lateinischen Urkunden bei. In Städten, wo im XVI. und XVII. Jahrhunderte die tschechische Sprache vorherrschte, wurden die deutschen Urkunden früherer Jahrhunderte in diese Sprache übertragen. In der Anordnung und Auswahl der einzelnen Stücke nehmen die verschiedenen Schreiber nicht immer denselben Standpunkt ein. Manche Copisten beschränken sich nur auf die eigentlichen Stadtprivilegien, während andere auch Kaufkontrakte, Testamente, Vergleiche ꝛc. aufnehmen. Reine Privilegienbücher traf ich z. B. in Brüx aus dem Jahre 1640 von einem Unbekannten, während ein Kommotauer Copialbuch von dem bekannten Uebersetzer Haieks, dem Stadtschreiber Sandel, aus dem XVI. Jahrhunderte auch andere Schriftstücke enthält. In Bezug auf die Anordnung der Urkunden nehmen die Schreiber manchmal die Zeit, oft aber auch die praktische Wichtigkeit derselben zum Maßstabe.

Ueber die Bedeutung solcher Copialbücher für die Geschichtsforschung ein Wort zu verlieren, ist wohl überflüssig. Sie erscheinen um so schätzbarer, wenn, wie es nicht selten der Fall ist, die Originalien nicht mehr vorzufinden sind.

Das vorliegende Kaadner Copialbuch entstammt dem vorigen Jahrhundert und scheint von einem untergeordneten Beamten und zwar wahrscheinlich nur zu seinem Gebrauche angefertigt worden zu sein.[1]) Alle Urkunden sind in deutscher Sprache, die lateinischen also in Uebesetzung; die Anordnung ist nicht chronologisch. An die vorliegenden deutschen Originale hielt sich der Abschreiber nicht im Geringsten, ebenso sind die Uebersetzungen äußerst mangelhaft. Daher kann wohl im Allgemeinen für den Inhalt der folgenden Regesten, nicht immer aber für die Namen oder auch für die Datirung eingestanden werden. Das Buch selbst besteht aus 78 gehefteten Papierfolioseiten, von denen die letzten vier unbeschrieben sind. Auf der Rückseite wird der Heftfaden von dem gegenwärtigen Papierstadtsiegel gehalten. Der Inhalt der 32 Copien, von denen eine in doppelter Fassung sich vorfindet, ist folgender:

[1.] König Johann confirmirt der Stadt Kaaden die von Alters her genossenen Freiheiten und zwar: ein selbstständiges Gericht gegen jährliche Zahlung von 40 Schock Prager Groschen an den Unterkämmerer, dem übrigens das Gericht über Nothzucht, Brandlegung und Münzfälschung vorbehalten bleibe; — das

1) Auf dieses Copialbuch machte mich Herr K. Peinl, der sich mit großem Fleiße der Ordnung des Kommotauer und Kaadner Stadtarchives unterzog, aufmerksam. Meier in seiner „Monographie der Stadt Kaaden" erwähnt ein „Registrum omnium autenticarum literarum gratialium civitati Cadanensi a principio (?) et Boemiae regibus collatarum", das wohl nicht identisch ist mit dem Copialbuche.

ausschließliche Schank-, Brau-, Fleischer- und Bäckerrecht eine Meile um die Stadt; — das Stapelrecht für alle Waaren, die eine Meile nahe der Stadt kommen bei einer Strafe von dreißig kleinen Groschen für die Uebertreter; — das Pfändungsrecht auch adeligen Schuldnern gegenüber; — daß beim Kauf adeliger Güter Seitens Kaadner Bürger die Hälfte des Gekauften an den städtischen Abgaben participiren solle; — daß endlich der Adelige den Bürger nicht beim Landrecht, sondern nur beim Stadtgericht (mit Appellation an den Unterkämmerer) klagen dürfe. 1319 December 24. Prag.

Cop. S. 1—4. Das Privilegium, sowie eine Confirmation v. 1661 ist auch im Original im Kaadner Archiv.

[2.] Nikolaus der Richter, Andreas Sellator, Jakobus de Pulingi sein Sohn, Johannes, Sohn des Richters Nikolaus, Franziskus, Sohn des Gerhardus, Henricus Banarus, Heroldus von Beraun, Wolfling Scriptor, Henricus genannt Zlenitz, Henricus von Zahier, Cunczmannus genannt Hager, Geschworene der Stadt Kaaden — bekennen und bezeugen, daß Henricus genannt Zoboch (?) und seine Gemahlin Sophia das Rathhaus sammt den Aeckern gekauft haben zum erblichen Eigenthum von Henricus genannt Hofmann mit Einwilligung der Gemein um vierzig Schock prager Groschen, doch mit der Bedingung, daß zur Ausbesserung der Brücke über die Eger jährlich zu Martini vier Schock gezahlt werde. Zeugen: Johannes und Nikolaus, Söhne des Prilingus (?), Bertholdus und Johannes, Söhne des reichen Merklinus, Frisco, Waltherus und Nikolaus, Söhne des Friedericus vom Rathhaus, Bonus Merklinus, Jakobus genannt Herizil. — 1327 Februar 21. Kaaden.

Cop. S. 53—55.

[3.] König Johann gewährt den Bürgern der Stadt Kaaden die Vergünstigung, freie oder auch nicht freie Güter (die nicht zur Stadt gehören) kaufen und erblich besitzen zu können, doch so, daß sie den einen halben Theil frei halten, von der andern Hälfte aber die Contributionen, Abgaben u. s. w. mit den andern Bürgern und Gütern zahlen sollen. — 1331. Mai 25. Parma.

Cop. S. 4—6.

[4.] König Johann ordnet an, daß in den Städten Prag (Kleinseite), Schlan, Laun, Melnik, Leitmeritz, Aussig, Pirna, Brüx, Saaz, Kaaden, Schlackenwerth und Elbogen der Unterkämmerer in Amtsgeschäften auf eigene Kosten zu leben habe, daß die genannten Städte nicht mehr verpflichtet seien, den Unterkämmerer bei seinem Amtsantritt mit Tüchern u. dgl. zu beschenken, daß die Bürger sich selbst ihre Geschworenen zur bestimmten Zeit wählen können, doch so, daß immer sechs der alten Geschworenen (doch nur auf drei Jahre) bleiben sollen, ferner, daß die Geschworenen völlige Gewalt haben auch über Mord und Todschlag, daß endlich alle zu den Städten gehörigen Güter auch mit denselben contribuieren u. s. w. 1337 Juli 5. Prag.

Cop. S. 59—61. Im Saazer Urkundenbuch findet sich nach dem Launer Original eine gute Abschrift. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 4.

[5.] Karls IV. den Pragern ertheiltes Weinbergprivilegium. 1358 Februar 16. Prag.

Cop. S. 56—59. Ueber dieses bekannte allenthalben in den Archiven in Abschrift vorkommende Privileg siehe Pelzel Karl IV. I. S. 575 u. a.

[6.] Kaiser Karl IV. übergibt den Städten Saaz, Brüx, Kaaden und Laun die in ihrem Kreise gelegenen Straßen zur Ueberwachung und insbesondere zur Säuberung und Bestrafung der Straßenräuber und ihrer Unterstandgeber. 1366 November 25. Nürnberg.

Cop. S. 69—71. Im Saazer Urkundenbuch zweimal. Fol. 16 b und 38 a. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5.

[7.] Kaiſer Karl IV. ordnet an, daß alle Waarenladungen, die von Eger nach Prag und umgekehrt befördert werden, ihren Weg durch Eger, Elbogen, Schlackenwerth, Kaaden, Saaz, Laun und Schlan und nirgends anders, insbeſondere nicht über Budin, Luditz, Libochowitz, Kommotau nehmen ſollen bei Verluſt des Gefährtes und der Waaren. — 1366 November 27. Nürnberg.

Cop. S. 48—49. Dieſelbe Urkunde im Saazer Urkundenbuch Fol. 18 a. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5.

[8.] Kaiſer Karl IV. verleiht der Stadt Kaaden das Recht, vom Tage Kreuzerhöhung angefangen durch acht Tage einen Jahrmarkt abhalten zu dürfen mit den gebräuchlichen Freiheiten für die Beſucher desſelben, insbeſondere mit denſelben Gerechtſamen, wie ſie die Stadt Saaz für ihren Jahrmarkt genießt. — 1367 Mai 29. Kaaden.

Cop. S. 8—10. Das Original iſt im Kaadner Archiv vorhanden.

[9.] Kaiſer Karl IV. ordnet an, daß die in der Nähe der Stadt Kaaden liegenden freien Güter: die Meierhöfe „Burgſtadtl", „Okaze", „Wylkhon", der halbe Meierhof „Zabaklúh", die Meierhöfe „Rechranitz" und „Wadkanitz", der halbe Meierhof „Newſchen", einige Güter in „Pröhl" und zwei Bauern in „Lußmitz" — mit dem Recht ſollen gemeſſen werden, wie die der Stadt Kaaden zugemeſſenen Güter und Herrſchaften, und daß insbeſondere in der Erbſchaft immer die näheren Freunde folgen ſollen. — 1367 Juni 1. (?) Kaaden.

Cop. S. 6—8.

[10.] Kaiſer Karl IV. ermächtigt die Schöffen der Stadt Kaaden, daß ſie die gewöhnliche Steuer und Schatzung vom Neuen anſchlagen, wandeln, ſetzen und ordnen ſollen. — 1371 März 20. Prag.

Cop. S. 44—45.

[11.] Kaiſer Karl IV. gibt den Bürgern von Kaaden das Erbfolgerecht der Altſtadt Prag. — — 1372 September 19. Prag.

Cop. S. 11—12, 12—15. Die Urkunde iſt in doppelter Faſſung vorhanden.

[12.] König Wenzel confirmirt das Privilegium Kaiſer Karls IV. ddo. 1372. Sept. 19. [11.] — 1372 Oktober 20. Prag.

Cop. S. 15—17. Das Original iſt im Kaadner Archiv vorhanden.

[13.] Kaiſer Karl IV. gibt den Bürgern und Inſaſſen der Stadt Kaaden das Recht, Weingärten anzulegen und Wein zu bauen mit allen Freiheiten und Gerechtſamen, wie ſie die Bürger der Stadt Prag in Bezug auf den Weinbau genießen. — 1374 September 8. Kaaden.

Cop. S. 55. Das Original iſt im Kaadner Archiv vorhanden.

[14.] Kaiſer Karl IV. confirmirt den Städten Kaaden, Brüx, Saaz und Laun die Bannmeile, ſo daß innerhalb einer deutſchen Meile von den genannten Städten kein Malz gemacht, Bier gebraut, geſchenkt oder verkauft, keine Malzhäuſer, Bräuhäuſer oder ungewöhnliche Wirthshäuſer errichtet, kein Schmied, Bäcker, Schuſter, Schneider oder ein anderer Handwerker mit Ausnahme der Schmiede, „welche das Geſchirr zum Ackerbau richten", geduldet werden ſollen. Drei Wochen nach öffentlicher Ausrufung dieſes Privilgiums ſeien die Richter und Schöppen der genannten Städte berechtigt, alle Dawiderhandelnden zu removieren. — 1376 Januar 4. Karlsbad.

Cop. S. 17—19. Das Original iſt im Kaadner Archiv vorhanden. Ein Gleiches im Brüxer Stadtarchiv und eine gute Copie im Saazer Urkundenbuch Fol. 10. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5. und Pelzel Karl IV. 2. Bd. Urk. 321.

[15.] König Wenzel beſtätigt den Vergleich, den Thimo von Kolditz, Hauptmann zu Breslau und Albrecht von Kollowrat zwiſchen Bawor von Mureniz (?)

und seiner Ehefrau Klara einerseits und Peter Zollner, Bürger von Kaaden, andererseits zu Stande gebracht, betreffend die Güter, welche Nickel Schortendorfer einem Bürger von Kaaden hinterlassen hat: Ein Haus mit einem Beihause, einen Meierhof vor der Stadt, zwei Meierhöfe zum Pröhl, Zinse in der Stadt und Vorstadt, eine Fleischbank, anderthalb Fleischbänke etwan Hulers, eine Mühle zu „der Warthein", die Dörfer „Pokatitz", „Rachel", „Wilken", „Zeukowitz", „Saboglück", „Newscha" und das halbe Neudörfel, einen Garten vor der Stadt und drei Wiesen vor der Stadt, — und zwar soll Peter Zollner dem Bawor und seiner Frau Klara ein Tausend Schock Groschen zahlen und zu diesem Behufe berechtigt sein, einen Theil von den genannten Gütern zu verkaufen; ferner sollen demselben Bawor fünfzig Schock Groschen gezahlt werden für den Todschlag, der am Mittwoch nach dem Palmsonntag vor der Stadt Kaaden geschehen ist. Uebrigens sollen alle Kontrakte und Artikel, die über die Güter im Stadtbuche von Kaaden eingeschrieben sind, bestehen bleiben, und insbesondere sollen die Güter der Katharina, der Enkelin des Peter Zollner, vorbehalten und dieser über jene ein getreuer Vormund und Verweser sein. — 1383 April 4. Prag.

Cop. S. 34—37.

[16.] König Wenzel confirmirt zwei Privilegien Karls IV. und zwar von 1376 Januar 4. Karlsbad [14.] und 1367 Mai 29. Kaaden [8.]. — 1385 Februar 19. Prag.

Cop. S. 19—22.

[17. König Wenzel befiehlt den Burggrafen Peter Milizowecz zu Brüx und Wlaßkoni zu Kaaden den Bürgern von Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau in ihren Gerechtsamen nicht hinderlich, vielmehr behilflich zu sein, und zwar in der Wahrung der Bannmeile, in den bewaffneten Expeditionen gegen die Rebellen und Uebelthäter (die Städte könnten einen Bund schließen und mit ihren Siegeln bekräftigen), im Straßenzwang, der für die Fuhrwerke von Eger nach Prag besteht, und gegen die geistlichen Gerichte, vor welche kein Bürger citirt werden soll. — 1388 März 9. Prag.

Cop. S. 61—63.

[18] König Wenzel gestattet den Bürgern von Kaaden, neue Weinberge anzulegen, doch so, daß die Weinbauer an die Stadt den Zehnten und an den König das gewöhnliche Bergrecht geben sollen. — 1391 November 8. Bürglitz.

Cop. S. 41—42. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[19.] König Wenzel befiehlt allen Herren und Rittern, Burggrafen, Viceburggrafen, Hauptleuten, Aeltesten, Bürgermeistern und Geschworenen der königlichen Städte, an welche dieser Brief gelangt, daß sie auf Ansuchen der Stadt Kaaden alle jene, welche der Stadt Schaden zugefügt, arrestieren und der Stadt überantworten sollen. — 1398 November 13. Prag.

Cop. S. 49—50.

[20.] Der Unterkämmerer Sigismund von Orlik ordnet an, daß die Leute, die um die Stadt wohnen, nur einmal in der Woche und zwar an dem gewöhnlichen Markttag Fleisch, Vieh und Brod in die Stadt unbehindert führen und verkaufen dürfen. — 1398 November 13. Prag.

Cop. S. 50.

[21.] König Wenzel fordert die Aebte, Pröbste, Herren und Ritter, die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau, die Märkte und Dörfer, die im Kreise der genannten Städte liegen, zu einer Vereinigung gegen die Räuber,

die das Land so unsicher machen, ebenso gegen die Unterstandgeber derselben auf. — 1399 Dezember 2. Bettlern.

Cop. S. 72—73. Eine bessere Copie findet sich im Saazer Urkundenbuch. Fol. 22 a. S. Mittheil. Jahrg. XI. S. 7.

[22.] König Wenzel verbietet neuerdings, daß in den Dörfern eine Meile um die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau Salz gemessen, Getreide geladen und verkauft, und daß ferner neue Straßen gesucht werden. — 1399 Dezember 2. Bettlern.

Cop. S. 74. Eine bessere Copie im Saazer Urkundenbuch. Fol. 22 a. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 7.

[23.] König Wenzel bestätigt den Kauf des Dorfes „Zachowitz" sammt allem Zubehör Seitens des Kaadner Bürgers Hans Zakan und bestimmt, daß das genannte Dorf der Stadt Kaaden zugemessen und zur selben gehören solle. — 1401 Februar 22. Prag.

Cop. S. 39—40.

[24.] König Wenzel bestätigt die Stiftung des Kaadner Bürgers „Henstinus Snopl" von 100 Schock Groschen auf ein Altar und eine ewige Messe in der Stadtkirche. — 1401. März 17. Prag.

Cop. S. 26—28.

[25.] König Wenzel hebt ein älteres, dem Alesch von Duba, Landkomthur des deutschen Ordens, zu Gunsten Kommotau's gegebenes Privilegium, betreffend den Straßenzwang nach Meißen zu Gunsten Kommotau's, auf, und bestimmt, daß die Straße von Meißen von nun an über Preßnitz nach Kaaden und Saaz und umgekehrt gehen solle bei Strafe von 20 Mark Gold für denjenigen, der diese Straße nicht einhalte. — 1401 März 17. Prag.

Cop. S. 42—44. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[26.] König Wenzel befiehlt den Aebten, Herren, Rittern, Burggrafen, Hauptleuten, Städten, Marktflecken, Dörfern und allen Unterthanen im Saazer Kreise, gewaffnete Leute zur Vertilgung der Räuber auszurüsten und ferner die Pässe und Gränzen des Königreiches nach altem Brauch und Gewohnheit zu bewahren und zu bewachen. — 1401 April 10. Prag.

Cop. S. 63—65.

[27.] König Wenzel gestattet den Bürgern von Kaaden, alle ihre Güter auf dem Lande, die sie frei gekauft haben, frei zu besitzen, wieder zu verkaufen oder zu vererben. Falls keine direkten Erben vorhanden sind, so kommen die nächstgeborenen Freunde des Mannes oder Weibes in Betracht. — 1406 Juli 10. Bettlern.

Cop. S. 37—39.

[28.] König Wenzel bestätigt den Schiedsspruch, den Wenzel, Patriarch von Antiochien, und Konrad, Bischof von Werden, am 11. Oktober 1407 in dem Streite der Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun, Kommotau mit dem Adel des Saazer Kreises dahin gefällt haben, daß die Städte allein das Recht Bier zu brauen hätten, die Geistlichkeit und der Adel zu eigenem Nutzen zwar auch Bier bereiten können, dies aber weder verkaufen noch verschenken dürfen, daß die Schenker und Krätzschmer ihr Bier in den genannten Städten zu kaufen haben, daß kein Handwerker mit Ausnahme der für den Ackerbau nothwendigen Schmiede sein Handwerk eine Meile um die Städte ausüben dürfe, daß die Handelsleute mit ihren Waaren die Straßen durch die Städte zu nehmen haben, die Egerzölle aber aufgelassen werden sollen. Diejenige Partei, welche den Schiedsspruch nicht achte, habe 1000 Schock Prager Groschen zu zahlen. — 1407 Oktober 30. Bettlern

Cop. S. 28—29. Im Saazer Urkundenbuch ist die Urkunde doppelt lateinisch (Fol. 25 a.) und tschechisch (Fol. 105 a) vorhanden. Im Kommotauer Archiv befindet sich eine vom Saazer Magistrate vidimirte Abschrift ddo. 1454 Juni 7. S. Mittheil. Jahrg. XI. S. 8.

[29.] König Wenzel gewährt den Kaadnern 20 Schock Prager Groschen ewigen Zinses auf den freien Gütern, „wo sie können und mögen in unserm Königreich zu Wege bringen", zu Nutzen des Kapellans und der Schüler, welche zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria täglich in der Frühmeß der Pfarrkirchen zu Kaaden singen. — 1410 Juni 12. Prag.

Cop. S. 45—48.

[30.] König Wenzel confirmirt ganz allgemein der Stadt Kaaden alle Freiheiten und Privilegien, die sie von den Königen Ottokar, Johannes und Karolus erhalten haben. — 1410 Juni 12. Prag.

Cop. S. 51—53.

[31.] König Wenzel befiehlt der Stadt Saaz, den Bund, den sie mit andern Städten und Bewohnern des Saazer Kreises „gegen öffentliche und heimliche schädliche Leut und Räuber" geschlossen hatte, zu erneuern, die Uebelthäter gefangen zu nehmen und nach der Qualität ihres Lasters abzustrafen. Derjenige aber, der dem Bunde nicht beitreten wolle, sei dem Könige namhaft zu machen. — 1418 November 4. Bettlern.

Cop. S. 67—69.

[32.] König Wenzel gebietet den Aebten, Herren, Rittern, Städten ꝛc. des Saazer Kreises den alten Bund gegen die Räuber und schädlichen Leute zu erneuern und mit ihren Siegeln zu bekräftigen. Stürbe einer der Räthe des Bundes, so soll ein neuer nicht ohne Consens des Königs gewählt werden. Derjenige, der nicht zum Bunde beitreten wolle, solle dem König angezeigt werden. Habe sich aber Einer während der Gefangenschaft des Königs gegen den Bund widerspenstig gezeigt, so sei er deswegen jetzt nicht zu behelligen. — 1418 November 4. Bettlern.

Cop. S. 65—67.

Miscellen.

Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahre 1775.

Diese Unruhen haben ihren Ursprung zu Weckelsdorf (im Königgrätzer Kreise) genommen. Daselbst hatte das Kreisamt einige Bauern, welche sich geweigert hatten, die Robot zu leisten, ins Zuchthaus auf einige Tage geschickt. Dieses Verfahren ward dem Gubernium vom Hofe verwiesen. Kurz darauf forderte der Pfarrer einer Frau, deren Mann gestorben war, zu viel für das Begräbniß ab. Die Frau ging zu dem Verwalter, welcher ihr aus der Stolaordnung nachwies, daß sie von dem Pfarrer übervortheilt worden sei. Um sich zu rächen, sagte nun der Pfarrer zu der Frau, der Verwalter vorenthielte dem ganzen Dorfe ein Patent, wodurch die Unterthanen ihre Freiheit erlangt hätten. Auf dieses hin erhoben sich die Bauern in Smiřschitz zum Aufstande. Dem Kreisamte waren anfänglich die Hände gebunden und es konnte dem Uebel nicht gleich steuern; so griff es weiter um sich und es verbindeten sich mit diesen Bauern nun verabschiedete Soldaten, mißvergnügte Herrschaftsbeamte und Diener. Zu Nachod wurde eine eigene Bauernregierung errichtet; als Gouverneur war Niveld, Richter aus Hrbina, als Räthe waren Kozel aus Kosteletz, Schreiber und Novell aus Schwadowitz und Heyna aus Hrbina aufgestellt; alle diese wurden am 28. März zu Nachod eingefangen.

Anfänglich begnügten ſich die Bauern, bei den herrſchaftlichen Verwaltern nach dem vermeintlichen Patente, welches ihre Freiheit enthalten ſollte, zu fragen. Dieſe mußten ſchriftlich bezeugen, daß ſie dieſes Patent nicht hätten, und wurden genöthiget, die Beſtätigung mit den Worten anzufangen: „Já ſelma pamkata“, ein Beiwort, ſo die Bauern ihrer Herrſchaft zu geben pflegen. Sie ließen ſich dabei unentgeltlich Speiſen und Getränke geben, verübten in der Trunkenheit große Unordnungen, prügelten die Verwalter, ſchändeten vornehme Frauen, beraubten die Kirchen und verwüſteten ganze Schlöſſer. Einige haben aus dieſer Sache Religionsunruhen machen wollen; denn mehrere von ehemaligen Huſiten herſtammende Bauern, an deren Spitze ein gewiſſer Czerwenka ſtand, glaubten, daß die Kaiſerin in einem Patente die Religionsfreiheit ihnen geſtatte, und fingen an unruhig zu werden. Das gegen ſie geſchickte Militär brachte ſie jedoch bald wieder zur Ruhe.

Notizen über Böhmen

geſammelt von dem Staatsminiſter Grafen C. Zinſendorf auf einer Reiſe im J. 1774.

Joachimsthal.

Zu der Ober-Bergverwaltung von Joachimsthal gehören 6 Bergämter und 13 Bergſtädte, unter derſelben ſtehen 2000 Perſonen, welche bei dem Bergbau beſchäftigt ſind. Der hieſige Bergbau liefert hauptſächlich Silber, von dem alle Quartale 1000 bis 1600 Mark gewonnen werden. Zu Joachimsthal ſind vier Hauptgruben: Die Einigkeit, die hohe Tanne (landesfürſtlich), das Friedensfeld und der Huber. Man hat hier viel Glaserz, welches das reichſte iſt und vom Zentner 75 Pfund Silber liefert; nach demſelben kommt das Weißgüldenerz, ſo 50 Procent, und das Rothgüldenerz, ſo 25 bis 50 Procent Silber enthält. Die hohe Tanne iſt gegenwärtig die ergiebigſte Zeche und hat ſchon 50 Mark in einem Quartale eingetragen.

Nächſt dem Silber iſt die Ausbeute von Kobalt erwähnenswerth, welcher 600 bis 1000 fl. in einem Quartale liefert.

Die Einwohner nähren ſich übrigens noch vom Spitzenklöppeln aus ſchleſiſchem Zwirn, welcher Nahrungszweig durch die Jungfer Pachmann, die an 900 Perſonen Arbeit gibt, beſonders in Aufnahme gekommen iſt.

Breßnitz.

Eine Bergſtadt, allwo ſich ein Blaufarbenwerk befindet, ſo in das dortige landesfürſtliche Rentamt gehört. In der Gegend um Neudeck gibt es viele Spitzenklöpplerinen; die feinſte Waare wird aus gelbem und weißem Neſſelgarn, auch aus holländiſchem Zwirn verfertiget. Der ehemalige Obereinnehmer zu Kommotau Namens Glaſer gab bei Hofe an, daß dieſer Nahrungszweig der Grenzbewohner mehr ſchade als nütze, weil dadurch zu vielen Einſchwärzungen aus Sachſen, wo dieſe Induſtrie viel freier betrieben werden kann, Gelegenheit gegeben werde. Er wirkte endlich den Befehl aus, daß alle Stühle in den Ortſchaften an der Grenze verſiegelt werden. Nachher iſt dieſe unnatürliche Verordnung wohl wieder aufgehoben worden, der Hof mußte aber dann zur Linderung der dadurch eingetretenen Noth 6000 fl. Vorſchüſſe leiſten.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. Vinc. Gochlert.

(Fortſetzung folgt.)

Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 10. Jänner l. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

für	Brüx	Herr Rösler Johann, Hauptschullehrer.
„	Budweis	„ Wunder Adam, Ph. Dr., Kreis-Rabbiner.
„	Eger	„ Emer Wenzel, Kaufmann.
„	Elbogen	„ Theumer Leo, k. k. Notar.
„	Ludiz	„ Japp Josef, JUDr., Landes-Advokat.
„	Pilsen	„ Hartmann Anton, k. k. Bezirks-Ingenieur.
„	Prachatiz	„ Stieglitz Theod., Ph. Dr., k. k. Gymn.-Professor.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 15. März 1873.

Stiftende Mitglieder:

Herr Haase Alois, Fabriksbesitzer in Trautenau.
„ Walzel Clemens, Fabriksbesitzer in Parschnitz.
„ Walzel Gregor, Fabriksbesitzer in Weckelsdorf.

Ordentliche Mitglieder:

Herr Appelt A. A., Oberlehrer in Proschwitz.
„ Boos-Waldek Graf, k. k. Kämmerer, Herrschaftsbesitzer ꝛc. ꝛc. in Pilsen.
„ Czerweny's Josef Söhne, Bleichbesitzer in Hohenelbe.
„ Ernst Adolf, J.U.Dr., Advokaturs-Concipient in Wien.
„ Ettel Adalbert, Lehrer in Hohenelbe.
„ Fehrer Franz, Vorstand des wechselseitigen Feuerversicherungs-Vereines in Tausch.
„ Franzel Franz, Mühlenbesitzer in Hammer.
Löbl. Geselligkeits-Clubb in Reichenberg.
Herr Gättler Karl, Lehrer in Reichenberg.
„ Guntermann Emil, JUDr., Advokaturs-Concipient in Brüx.
„ Hanisch Alois, Med. et Chir. Dr. in Reichenberg.
„ Hanusch Josef, k. k. Landwehr-Bezirks-Feldwebel in Hohenelbe.
Löbl. Gemeinde Harta-Fuchsberg.
Herr Heckel Franz, Oberlehrer in Weipert.
„ Herbabny Julius, diplom. Apotheker in Wien.
„ Hoffmann Adalbert, Lehrer in Reichenberg.
„ Klein Karl, Oekonom in Brüx.
„ Kloß Franz, Lehrer in Reichenberg.
„ Koniczek Eduard Julius, Lehrer in Reichenberg.
„ Mercy Heinr., Buchdruckereibesitzer in Prag.
„ Ortloff Günther, Bankdirektor in Pilsen.
„ Pfohl Ferd., gräfl. Morzin'scher Domainen-Director in Hohenelbe.
„ Pohl Anton, Gemeinderath in Hohenelbe.
„ Pohl Julius, Lehrer in Reichenberg.
„ Reißl Wenzel, JUDr., k. k. Notar in Karbitz.
„ Richter Siegm., Bezirks-Vertretungs-Sekretär in Hohenelbe.
„ Schmalfuß Johann, Lehrer in Reichenberg.
„ Schroll Josef, städt. Schriftführer in Starkstadt.
„ Sorger Georg, Lederhändler in Altzedlisch.
„ Stöckl Josef, Zuckerfabriks-Adjunkt in Brüx.
„ Watzek Franz, Med. et Chir. Dr., k. k. Regimentsarzt in Prag.
„ Wiesner Anton, Secretär des wechselseit. Feuerversicherungs-Vereines in Tausch.
„ Zarte Adolf J., Oberlehrer und Leiter der Volksschule in Starkstadt.

Vom 20. Dez. 1872 bis 15. März 1873 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Stiftende Mitglieder:

Herr Buschbeck H. C., Kaufmann ꝛc. in Prag. († 8. Februar 1873.)

Ordentliche Mitglieder:

Herr Horn J. Wenzel, Kaufmann in Prag. († 23. Jänner 1873.)
„ P. Jeklin Othmar, k. k. Gymn.-Professor in Prag. († 13. Februar 1873.)
„ Karpeles Adolf, Kaufmann in Bukarest.
„ Theumer Anton, Hauptschullehrer in Aussig. († 20. Jänner 1873.)
„ P. Tobisch W., Erzdechant, Ehren-Canonicus ꝛc. in Teplitz. († 26. Februar 1873.)

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Fünftes und sechstes Heft.

Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung
für die
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Von
Matthias Pangerl.

Als ich in den Tagen meiner Kindheit überhaupt jede Kirche für etwas außerordentlich Merkwürdiges hielt und mich gerne in die Betrachtung solcher der Gottesverehrung gewidmeter Stätten versenkte, schien es mir schließlich doch immer wiederum, daß keine andere Kirche, selbst nicht irgend eine der oberösterreichischen Landeshauptstadt, die einfache Pracht des reinlichen und freundlichen Gotteshauses in meinem hübschen Geburtsdorfe übertreffen könne. Kaiser Josef II., sagten sie mir, habe dieses schöne Gotteshaus gestiftet, und der Vorbeter bei Processionen und anderen ähnlichen Gelegenheiten hat daher auch nie unterlassen, für den den Bauern unvergeßlichen Kaiser ein Vaterunser „aufzuopfern." Wie ich dann nach Herkunft, Zweck oder Bedeutung all' der dort aufgehäuften Herrlichkeiten frug, hörte ich wieder: diese Thürflügel von so hübscher und solider Tischlerarbeit, diese Bilder, diese Altäre u. s. w., ja sogar dieses Thurmdach mit seiner Kuppel und Laterne, mit seiner strahlenden Spitze, auf welcher der Namenszug „unseres Kirchenstifters" so golden glänzte, das alles hätten sie einmal von dem Kloster Goldenkron herauf und d'rin und d'rum angebracht. Ich war mit dieser Erklärung ganz zufrieden, wußte ich doch bereits auch, daß das benachbarte Dorf Langenbruck mit seinem prächtigen Teiche gleichfalls einmal dem genannten Kloster gehört habe, und so hätte es mir kaum mehr viel nützen können, wenn hiezu noch die Kenntniß getreten wäre, daß jenseits des über besagten Teich so freundlich herüberluegenden Planskerwaldes das Kloster Goldenkron läge. Ich merkte mir nur noch, daß eben erst erwähnter Wald auch einmal Eigen des Klosters gewesen, dann aber von dem „Fürsten"[1]) für ganze 19 Strich Zwanziger, nicht mehr und nicht weniger, angekauft worden sei.

Wie sie mich hierauf hinunter nach Budweis geschickt hatten, wo man mich zu einem anständigen, wohlgesitteten Staatsbürger präpariren sollte, ging ich mit noch anderen Leidens- will sagen Studiengenossen vielleicht hundert- oder gar noch mehrmal am Harasiner Hof unterhalb Krummau vorbei und ließ mir immer

1) Wie man dortlands den Fürsten zu Schwarzenberg gemeinhin zu bezeichnen pflegt.

gleichmäßig vorsagen, daß dort drüben im Thal, eigentlich Graben Goldenkron läge. Nun so liegt es halt dort, wie ja jeder Ort auf der schönen Gotteserde irgendwo liegen muß! Endlich las ich gar in irgend einem Buche, daß der Böhmenkönig Ottokar II., welcher die Gymnasialstadt gegründet und mir wegen seines schließlichen Unglücks nach so glanzvollen Tagen sogleich eine äußerst sympathische Persönlichkeit geworden und auch stets geblieben ist, auch dieses Goldenkron zum Dank für einen großen über die Ungarn erfochtenen Sieg gestiftet habe. Das hätte nun schon zu noch weiterer Nachforschung anregen können, allein ich habe mich gleichwohl mehr als anderthalb Jahrzehente mit der Wissenschaft obiger Dinge begnügt und so manchem Leser wird selbst diese bescheidene Kenntniß kaum jemal zu Kopfweh verholfen haben.

Aber es sollte endlich doch auch die Stunde schlagen, in welcher meiner Genügsamkeit puncto Goldenkron ein Ziel gesetzt ward. Der in mir erwachte mächtige Forschungstrieb stachelte um so mehr, je sympathischer das Objekt war, dessen Vergangenheit zu erforschen ich mir gesetzt hatte, der lieben, theuren Heimat nämlich, und je günstiger die Umstände zu seiner Befriedigung sich gestalteten. Es entstand dabei allmälig wieder ein ziemlich dickleibiges Büchlein [2]), und die Gelehrten, für welche dasselbe zunächst verfaßt worden, werden mir schon noch erzählen, was ich hieran und damit gesündigt und verbrochen habe. Vielleicht entsühne ich mich aber einigermaßen, wenn ich jetzt gleich hier Einiges aus jenem Buche mittheile, und zwar in einer Form, welche ansprechender ist als die eines Urkundenbuches mit seinen vielleicht nicht immer glücklichen Erklärungen. Und spräche auch diese Art nicht recht an, den Zweck hoffe ich doch nicht zu verfehlen, nämlich meinen verehrten Landsleuten zu zeigen, daß der liebe Herrgott den Deutschen, wie sehr er ihn auch anderweitig verschimpfiren lassen mag, doch entgegen auch schon so manche gesegnete That verrichten ließ.

Eine gesegnete That darf man aber das wohl nennen, was unsere guten Vorfahren im Schweiße ihres Angesichtes dort in diesem „Wald" verrichtet haben. Wer das Stückchen Böhmerland genauer kennt, wie es zwischen die granitnen Berge des Plansker-, Spitz- und Gränzwaldes eingeklemmt ist, wird nicht schwer zugeben, daß um wenigstens das gegenwärtige Resultat zu erreichen, ein unendlich saures Stück Arbeit vorangegangen sein müsse. Das ist aber wesentlich ein Verdienst unserer deutschen Vordern, und weshalb, wann und unter welchen Umständen das geschehen ist, will ich nun möglichst gründlich, dabei doch deutlich und faßlich dem geneigten Leser vor Augen stellen.

Ich beginne billiger Weise mit der Begränzung jenes Gebietes, dessen älteste historische Verhältnisse da hier abgehandelt werden sollen. Zwei wichtige Gränzlinien desselben habe ich übrigens vorhin schon namhaft gemacht: es ist das einerseits und zwar im Nordosten der schöne Plankerswald und andrerseits der gewaltige wie zur Wacht an der Gränze gelagerte Riese im Südwesten, welchen sie gemeinhin den „Wald" nennen und dessen hohe blaue Wand unser liebenswürdiger Adalbert Stifter so unvergleichlich beschrieben hat. Zieht man dann im Süden von Krummau aus eine sanft nordwestlich ausbiegende Linie nach dem an der Moldau gelegenen Marktflecken Unterwuldau und im Norden eine zweite Linie etwa von dem Gränz- und Walddorfe Böhmischröhren nach dem Städtchen Netolitz, so habe ich das fragliche Gebiet genugsam eingezirkt, und es könnte hiezu höchstens noch bemerkt werden, daß die heutigen Gerichtsbezirke von Oberplan und Kalsching hierin größtentheils eingeschlossen sind, von den Bezirken

---

2) Urkundenbuch des ehemaligen Cistercienserstiftes Goldenkron in Böhmen. Bearbeitet von Matthias Pangerl. Mit einem Nachtrag und einer Karte. Wien, 1872. Dasselbe bildet zugleich den 37. Band 2. Abtheilung der von der kais. Akademie herausgegebenen Fontes rerum Austriacarum.

Krummau aber im Süden, Prachatitz, Netolitz und selbst von Frauenberg (Poderisch) im Norden mehr weniger große Theile innerhalb jener Gränzlinien zu liegen kommen. Ich kann hier füglich von einer Beschreibung der Terrainverhältnisse absehen, weil ein Blick auf eine größere Karte hierüber genugsam belehrt, und von einer Erörterung der Bodenbeschaffenheit, die, weil auch die klimatischen Verhältnisse sich nicht besonders günstig erweisen, eine höhere Fruchtbarkeit und leichtere Arbeit ausschließt, sowie von einer Darstellung der landschaftlichen Schönheiten, woran es allerdings nicht gebricht, die hie und da sogar überraschend wirken und denen ein Mittel zu größerer, ja imposanter Wirkung in den wunderprächtigen Wäldern verliehen ist. Man denke nur einmal an Stifters „Hochwald"! — Aber dem etwa von weiter Ferne her gekommenen Wanderer, welchem die vorberührten Dinge einige Aufmerksamkeit und einiges Interesse abgenöthigt haben, werden sich noch mehrere andere des Nachdenkens werthe Wahrnehmungen aufdrängen. Wo er nämlich sich nach Namen von Dörfern und Märkten, sowie von den einzelnen Häusern in denselben, von Bergen und Fluren und von Bächen erkundigt, werden ihm neben urdeutsch klingenden Namen häufig genug auch solche gesagt werden, an denen slavisches Gepräge ohne die geringste Mühe erkennbar ist. Hört er doch, wenn er z. B. auf der Straße von Krummau nach Oberplan gezogen kommt, gleich vom ersten Dorfe, daß es Turkowitz heißt, und wenn er nach Poletitz gekommen ist, daß die unterhalb der dortigen uralt aussehenden Pfarrkirche postirte Höhe den merkwürdigen Namen Raziberg führt. Er zieht dann weiter durch Hörwitzl, wo das südwärts laufende Muschereibächlein entspringt, und der letzte Laut an jenem Dorfnamen soll ihn nur nicht beirren, der deutsche Michel hat da eben nur eine utraquistische Ehe geschlossen. Weiters an der Poneschmühle vorbei sieht er oberhalb derselben das Dorf Perschetitz,[3]) eigentlich sagt man ihm, daß es so heiße; hört er von dem nächstfolgenden größeren Bache, daß es der Olschbach sei, daß dieser Bach den nicht weit entfernten Langenbrucker Teich speise, welcher hinwiederum auf seiner östlichen Seite ein Plateau zum Nachbarn habe, Gamine genannt, während sie die Höhe, auf deren Abhängen das hübsche Dorf Honetschlag wie eine Schöne auf einem Spannbett hingestreckt liegt, Prowitsch besagen und endlich von Oberplan melden, daß es schlechthin die Plan benannt sei. Dazwischen klingen die unzweifelhaft germanischen Namen Stein, Neustift, Ottetstift und Honetschlag, und zur Noth ließen sich auch die Benennungen Dollern, Gojau und des Krönauhofes (richtiger Krenauhof geschrieben) als solche erklären, was aber, wie man später sehen wird, doch wieder nicht angeht. Der schon zweimal erwähnte Name Honetschlag ist doch wohl ein deutscher, oder weil sein erster Bestandtheil noch nicht ganz genügend erklärt ist,[4]) scheint er es wenigstens zu sein, aber wie sieht es dann drinnen in diesem Dorfe mit den gleichfalls unveränderlich gebliebenen Hausnamen aus? Der Grundriß desselben ähnelt einem griechi-

3) Obgleich im Jahre 1483 ausdrücklich als Brzoticze Theutunicale bezeichnet (Urkdb. S. 620) behielt dieses Dorf seinen slavischen Namen, während sein nächstes Nachbardorf, dazumal Brzoticze Bohemicale genannt, heute den deutschen Namen Böhmdorf führt. Dieses letztere galt den deutschen Einwanderern in Perschetitz eben als der von Böhmen (Tschechen) bewohnte Theil von Perschetitz oder schlechtweg Böhmdorf und ist daher trotz seinem deutschen Namen älter als jenes. Man darf übrigens nicht glauben, daß der Beisatz „Böhmisch" eine ausschließlich tschechische Einwohnerschaft bedingt. Denn das Dorf Böhmischhaidl z. B. hatte ursprünglich neben 5 Urbarern deutscher Nationalität nur 3 solche tschechischen Namens.

4) Im J. 1483 mit dem tschechischen Namen Hodniow (S. 620) erscheint es nicht ganz hundert Jahre später (1581) und freilich auch nicht in einer Originalüberlieferung als Hedmrschlag (S. 582), was also ursprünglich Hadmarschlag — Plaga Hademari bedeuten würde. Trotzdem, daß die Ueberlieferung des böhmischen Namens die ältere ist, ist das Dorf eine deutsche Anlage, ja der Prototyp einer solchen, wie ein ander Mal deutlich nachgewiesen werden soll.

schen Π und diese ebenfalls nicht unbedeutsame Grundform wird gebildet von 16 Häusern, welche mit den zu jedem derselben gehörigen Grundstücken seit undenklichen Zeiten folgende Namen führen: Wenhart, Wirth, Witzker, Schimani, Matuschker, Praschl, Grill, Neubauer, Habli, Pangerl, Tomani, Riedl, Boir, Wölfl, Böhm und Maschker. Es ist also hierunter ein halb Dutzend Namen, welche allerdings nicht gleich ursprünglich slavisch sind, aber doch unverkennbar einen slavischen Anstrich an sich tragen.[5])

Dergleichen Wahrnehmungen wird nun der aufmerksam beobachtende Wanderer auf allen seinen Kreuz- und Querzügen in jenen Gegenden in Fülle machen, die Gegend um Elhenitz und Netolitz ausgenommen, welche bereits ganz slavisch ist und die ich nur wegen der folgenden geschichtlichen Erörterungen ebenfalls in meine obige Gränzbeschreibung aufnehmen mußte. Er wird aber bei größerer Aufmerksamkeit bald zur Kenntniß noch anderer nicht unwichtiger Thatsachen gelangen. Die Verschiedenheit der Dorfanlagen, die Häuserbauten und namentlich die Vertheilung von Grund und Boden werden ihn zum Nachdenken anregen müssen.[6]) Aber er wird auch entdecken, daß so bajuvarisch immer die dortige Volkssprache gebaut sein mag und klingt, doch allerlei fremdes Zeug zwischen mitläuft. Er hört vielleicht mit einigem Staunen von einem Pasak oder Pastak, Dragatsch, Pawlatsch, Probeltsuntă, Gougschen, Praschen, Kwitschal u. s. w., und hält es kaum mehr für möglich, daß er hier noch an germanisches Vollblut glauben dürfe. Er will es so wenig glaubhaft finden, wie im Allgemeinen der Oesterreicher, der Steirer oder gar der Originalbajuvare jenseits der schwarzgelben Gränzpfähle, daß es in böhmischen Landen so etwas geben könne, was Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute wäre. Glauben sie 's ja nicht einmal recht in Prag, wo sie doch über das liebe Vaterland so umständlich und genau aufgeklärt sind, oder staunen darüber wie etwa jener slavische Landes-Mitbruder, dem ich einmal in der zweitjüngsten Stadt Südböhmens begegnet bin, daß es dortlands nur so deutsch aussehen könne. Böhmen und solche Bajuvaren: welch' ethnographischer Nonsens!

Diese also für den minder Unterrichteten immer verwunderlich scheinende Thatsache ist gleichwohl eine feststehende, nur ist es bisher noch immer nicht versucht worden, dieselbe auf geschichtlichem Wege zu erklären. Wie hätte das auch unternommen werden können: in gedruckten Quellen fand man über jene Gegenden nur

---

5) Abgesehen von dem Wirthe, welcher Name das einmal auf dem bezüglichen Hause getriebene Gewerbe kennzeichnet (anderwärts Taferner, Krüger, Kretschmer u. s. w.), dann dem Neubauer, welcher nach Namen und Lage als der jüngste Ansiedler und Urbarmacher angesehen werden muß, weiters dem Boir und Böhm, welche Namen die Stammeszugehörigkeit oder Nationalität der betreffenden ersten Besitzer (Baier und Tscheche) bekunden, sind die übrigen Namen offenbar nur Personennamen, welche den ersten oder doch, um ganz sicher zu gehen, wenigstens den ersteren Stiftbesitzern zukamen. Vier von ihnen haben sich dortlands auch als Familiennamen erhalten, nämlich Wenhart (Wernhart), Matuschker (Matthäus), Pangerl (Deutung noch nicht gelungen) und Riedl (Rudolf). Die Familie Matuschker (auch Matuschka geschrieben) sitzt noch immer auf dem gleichnamigen Bauerngute, daher auf einen mehrhundertjährigen immer in derselben Familie sich erhaltenden Besitz geschlossen werden kann. Solcher Conservativismus ist jedoch dortlands gar nichts seltenes; die Familie Wenhart z. B. auf dem gleichnamigen Hause ist erst vor wenigen Jahren im Mannsstamme erloschen und die Familie Pangerl besitzt das Witzkerhaus auch schon seit dem 3. April 1675, erbte es stets vom Vater auf den ältesten Sohn fort. Der Name Witzker ist der alte Witigo, welcher tschechisirt ein Wicko ward, um dann zurückgermanisirt ein Witzker zu werden. Wahrscheinlich verhält es sich nämlich so, denn da genau feststeht, daß Slaven neben den Deutschen angesiedelt worden sind, und der Name Witigo als Wicko auch bei den Tschechen gebräuchlich ist (Urkdb. S. 134), so scheint die Annahme der Verschiebung von t in z ausgeschlossen zu sein.

6) Die nähere Ausführung und Erörterung dieser und noch anderer Dinge, welche zur besseren Kenntniß und Verständniß des deutschen Volksthums im südlichen Böhmen dienen werden, ist einer späteren Publikation vorbehalten.

äußerſt Spärliches und die Archive, welche wohl kein mit 7 Siegeln verſchloſſenes Buch geweſen wären, wurden einfach nicht benützt. Wenn ich nunmehr mich an jenes Wagſtück mache, ſo muß ich zunächſt mit der Erklärung auftreten, daß bis zum Jahre 1263 nur einige wenige und noch dazu ziemlich magere Nachrichten über die Gegend, deren Gränzen vorhin angezeigt worden ſind, ſich finden und dieſe überdies ſämmtlich an den Namen des Städtchens Netolitz ſich knüpfen. Da erzählt einmal der ehrwürdige Kosmas zum Jahre 985 [7]), daß das Fürſtenthum Slavniks, des Vaters des heil. Adalberts, ſich auch bis hin zu den Netolitzern, einem der alten ſlaviſchen Stämme des Böhmerlandes, erſtreckt habe. Zu ſeiner, Kosmas, Zeit ſelber aber, und zwar Anno 1105 [8]) ſei jener deutſche Kaiſer Heinrich IV., mit deſſen Namen die erſten gewaltigen Machtäußerungen der römiſchen Kirche ſo innig verknüpft ſind, auf der Flucht vor dem eigenen Sohne, dem V. Heinrich, aus Regensburg gegen Süden geflohen und dann „auf dem Wege, wo man nach Netolitz geht," nach Böhmen gekommen, hier aber von dem Herzoge Bořiwoj ehrenvoll nach Sachſen geleitet worden. Ob man bei dieſem Wege an den nachmals ſo berühmt gewordenen goldenen Steig denken darf? — Sonſtige Nachrichten, welche wir noch beſitzen, ſind dann lauter urkundliche und Zeugenſchaften von Netolitzer Kaſtellanen und Županen in vornehmlich landesfürſtlichen Urkunden, ſo des Nemoj im J. 1167 in einer Urkunde K. Wladislaw I. für die ſchon längſt verſchwundenen Prämonſtratenſer zu Leitomiſchl [9]), eines Ulrich zehn Jahre ſpäter in einer Urkunde des Biſchofs Friedrich von Prag [10]) und eines Ratibor im J. 1183, welcher es ſpäter (1187) zum Kaſtellan auf dem Wyſchehrad nächſt Prag gebracht zu haben ſcheint. [11]) Anſtatt ſeiner werden hierauf genannt die Župane Stephan und Georg im J. 1187 [12]) und letzterer allein im J. 1195. [13]) Netolitz war alſo der Hauptort der gleichnamigen Provinz oder Župa, wie die Bezeichnungen für die älteſte Kreiseintheilung Böhmens lauten, und im J. 1233 lernen wir auch einige Zugehörungen dieſer Provinz kennen. Das Nonnenſtift zu Sct. Georg in Prag bezog aus dieſer Župa einigen Neunten vom Handel und Wandel. [14]) Weiters erfahren wir noch, daß im J. 1251 der neue Herzog von Oeſterreich, Přemyſl Ottokar, Netolitz paſſirte [15]), derſelbe Ottokar, welcher ein Dutzend Jahre ſpäter für die Geſchichte des ſüdlich und ſüdweſtlich von dieſem Städtchen ſich hinziehenden Landſtriches von der größten Bedeutung geworden iſt. Noch anderweitige Nachrichten bis zum J. 1263 ſind mir wenigſtens bis heute nicht bekannt geworden. Ueber das jedoch, was im Süden und Südweſten zur Netolitzer Provinz gehörte und innerhalb der oben von mir bezeichneten Gränzlinien, alſo unter anderm mit Ausſchluß von Prachatitz und deſſen Gebiete, gelegen iſt, herrſcht bis zum J. 1263 völliges Dunkel und wird das wahrſcheinlich von den Wäldern verurſacht worden ſein, welche das Land in angegebener Richtung noch heute zu einem anſehnlichen Theile bedecken und daher vor 600 Jahren noch mehr bedeckt haben müſſen. Dieſe Wälder waren, wie ſich bald zeigen wird, Krongut, vielleicht für das Jagdvergnügen des Landesfürſten reſervirt, und daher gar ein Oberſtjägermeiſter über dieſelben zur Aufſicht beſtellt. [16])

---

7) Pertz, SS. IX, 51.
8) Ibid. p. 110, aber irriger Weiſe zum Jahre 1106.
9) Nemoy de Netolic; Erben, Regg., Nr. 319. Nach Palacky iſt dieſe Urkunde allerdings verdächtig, welcher Umſtand jedoch die Exiſtenz dieſes Nemoj zu damaliger Zeit keineswegs ausſchließt. Noch früher erſcheinen urkundlich die „messores Netolicenses," Erben, p. 79.
10) Oldricus castellanus de N. im J. 1177. Erben, Regg., Nr. 358.
11) Ibid., Nr. 378 und Nr. 392, 393.
12) Ibid., Nr. 392 und 393.
13) Ibid., Nr. 424.
14) Ibid., Nr. 723 und 810.
15) Ibid., Nr. 1279.
16) Milgost comes beneficium habens in Bouses et summus venator silvarum spectantium

Wenn also finsterer Wald jene Landstrecken bedeckte, so haben darin wohl viel eher Bären, Wölfe, Luchse und Füchse ihr Unwesen getrieben, als der eine oder andere biedere Markomanne, welcher es gerade um die Mitte des 5. Jahrhunderts übersehen hätte, sich dem Zuge seiner lieben Volksgenossen nach dem bald darauf so berühmt gewordenen Bajuvarien anzuschließen, seine Saumseligkeit aber dann auch mit der Unterwerfung unter das Scepter Vater Čechs hätte bebezahlen müssen.[17]) Deutsche Volksreste sind also wenigstens in diesem Theile Böhmens, wie germanisch derselbe gegenwärtig auch aussehen mag, ganz gewiß nicht zurückgeblieben, und wird diese Thatsache ebenso durch die späteren Erörterungen bekräftigt werden wie durch den merkwürdigen Umstand, daß dortlands bis zum heutigen Tage auch noch nicht das allergeringste Denkmal dem Schooße der Erde entnommen worden ist, welches auch nur zum Schluße berechtigen würde, daß vor Slaven und Deutschen ja überhaupt irgend jemand dort gewohnt, gelebt und geliebt hätte. Die Slaven waren überhaupt nicht nur die ersten, sondern auch die alleinigen Bewohner jenes Landstriches, soweit derselbe nicht vom Wald bedeckt war, und mit dieser nunmehr zu beweisenden Thatsache bin ich bei meiner eigentlichen Aufgabe angelangt, von welcher der theilnehmende Leser vielleicht schon befürchtet hat, daß ich sie über der langen Einleitung etwa schon ganz vergessen haben könnte.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, wie man auf dem Wege von Krummau nach Oberplan allenthalben auf slavische Reminiscenzen in Orts-, Berg-, Fluß- und Flurnamen stößt. Und gegenwärtig sieht die Gegend doch so deutsch aus wie irgend eine jenseits der Berge in Baiern. Ich sehe nun von dem Ursprung der Ortsnamen ab, aber weder irgend ein Berg noch irgend ein Bach oder eine Flur könnte einen slavischen Namen führen, wofern die Gegend schon vor Ankunft der Slaven von Deutschen oder gar Kelten bewohnt gewesen wäre. In letzterem Falle hätte doch auch schon irgend ein Denkmal gefunden werden müssen, was an die vormalige Anwesenheit derselben erinnern würde und wie man dergleichen schon in allen Theilen Böhmens gefunden hat. Aber es hätten vielleicht Slaven und Deutsche neben einander wohnen können? Das ist nun allerdings wenigstens im Laufe des 14. Jahrhunderts so gewiß der Fall gewesen, wie es gewiß nicht der Fall war um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Beweis für das letztere die beiden ältesten Urkunden des Stiftes Goldenkron, welche zugleich neben den ersten geschichtlichen Nachrichten über jenen Landstrich nicht einen einzigen deutschen Orts-, Berg- und Flußnamen enthalten, sondern nur solche, über deren slavische Angehörigkeit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Nach diesen Urkunden und einer Urkunde des Markgrafen Otto von Brandenburg, welche zur Goldenkroner Stiftungsurkunde gewissermaßen einen Commentar bildet,[18]) bot die Gegend vor dem J. 1263 folgendes Culturbild. Entlang dem Bache, welcher unterhalb des Krummauer Schlosses in die Moldau sich ergießt und damals Huzzni (Kalschinger Bach) hieß, kam man nach dem Orte Kayow (Gojau) und ließ seithalb hievon die Orte Claden (Kladen) und Zahorn (Ahorn) liegen. Diese drei Orte bildeten übrigens mit dem nördlich von Gojau gelegenen Crenow (Krenau, fälschlich Krönau) ein Gut, und es sei ausdrücklich bemerkt, daß der prächtige Krenauhof damal noch nicht bestand. Bleiben wir nun aber schon ein-

---

in Netholic, als Zeuge einer Urkunde des Herzogs Friedrich von Böhmen für den Johanniterorden. Erben, Regg., Nr. 376. Die Aechtheit dieser Urkunde wird von Palacky bezweifelt; aber selbst die Unechtheit zugegeben wird das Amt jenes Milhost dennoch bestanden haben, sei es vor oder nach 1185, und das ist für meine obige Behauptung die Hauptsache. Man darf wohl auf den materiellen Werth eines Falsum's oder Dubium's nicht bauen, doch aber die Nebenumstände wenngleich mit Vorsicht benützen.

17) Vergl. Palacky, Gesch. v. B., I. 71.

18) Abgedruckt im Goldk. Urkdb. S. 21—23, die beiden anderen auf S. 1—10 und 15—18.

mal bei dem nördlichen Hauptfluß des Huzzni oder dem Kalschinger Bache, welcher wieder seinerseits aus dem Planskerwalde zwei Zuflüsse gewinnt, damal Wudika und Rapotscha geheißen, von welchen zwei Namen ich jedoch leider dahingestellt lassen muß, welchen heutigen Bachnamen sie etwa entsprechen. Ebenso wenig verstehe ich den Berg Vrruhob und die Steinwand Psilepin bestimmt zu localisiren, und kann nur mit Gewißheit behaupten, daß sie wie die Berge Bulab und Huba Theile des anmuthigen Planskerwaldes bilden mußten. Dagegen glaube ich mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß die höchste Spitze des Planskerwaldes im J. 1263 und auch noch eine Zeit lang späterhin Naklethi (Schöninger) hieß und vorgenannte Berge lagen und liegen in nordwestlicher Richtung von derselben. Am Fuße des Planskers aber erhob sich der Ort Qualischingon (Kalsching), vielleicht schon damal ein Städtchen, welches mit der Umgebung wieder ein besonderes Gut bildete, und dann muß man allerdings einen gewaltigen Sprung machen, um über den Bach Cremesschnj (Kremserbach) etwa bei Dobrusch in Gut und Ort Notaliz (Netolitz), auch damal ganz sicherlich schon ein Städtchen, zu gelangen. Unterhalb Netolitz aber vereinigen sich zwei Bäche, damal wahrscheinlich Klopotnj und Korenatetz geheißen, und, wenn man sich von diesen weiter westwärts wandte, so passirte man etwa in der Gegend von Frauenthal den Bach Cesschin (jetzt Goldbach?) und noch weiter westlich den Bach Obschi (Bieltsch- oder Prachatitzer Bach? oder Flanitz?), bis man gar zu dem „Wege von Passau nach dem Königreiche“ oder dem goldenen Steig zwischen Wallern und Prachatitz gelangte. Aber außer Netolitz wird nicht ein einziger Ort in den Quellengebieten jener Bäche genannt, obwohl es gewiß schon welche gegeben hat, weil man sonst auch keine Bächenamen kennen würde. Wer jedoch von Netolitz in einem sanft westlich gekehrten Bogen nach Poletitz hätte marschiren wollen, wäre an dem Dorfe Zahor (Zaborsch) vorbeigekommen, welches in jenen fernen Tagen dem Herrn Witigo von Krummau gehörte, einem Oheim des berühmten Zawisch von Falkenstein, der (Witigo) auch auf den nächst dabei gelegenen Berg, genannt Drzislawsburg (mons qui castrum Dyrizlai), gewisse Anrechte gehabt haben muß. In Poletitz dann — Bolotitz schrieb es sich im J. 1263 — befand man sich im Hauptorte des ganzen Landstriches, des Prädiums oder der Herrschaft Poletitz, welche königl. Krongut war, in der Netolitzer Zupa lag und auch die Güter Netolitz, Kalsching und Krenau als Zugehörungen in sich begriff, ja auch einmal das bald zu erwähnende Hirzonische Gut, welches übrigens später mit Poletitz vereinigt worden ist. Also Poletitz war der Hauptort des beschriebenen Krongutes und der königl. Beamte oder Burggraf, welchem dessen Verwaltung anvertraut war, wird kaum anderswo als auf dem Berge Radisch (jetzt Raziberg in der Nähe der Poletitzer Pfarrkirche) residirt haben. Denn auf demselben muß sich eine Burg erhoben haben, von deren Wall und Graben noch heute Spuren vorhanden sein sollen. Gieng man dann von Poletitz und seinem Raziberg in südwestlicher Richtung fort, so kam man in die Ortschaft Hore (Hörwitzl), ferners in die Dörfer Vyanka (Janketschlag), Vmita (Mautstadt), Vhlimi (richtiger wohl Vhlinu, Eisengrub), Nemochrich (Mugerau) und Natschernerece (Schwarzbach). In Mautstadt hob man, wie schon der Name anzeigt, Maut ein, und so kann man mit zuversichtlicher Art auf das Vorhandensein einer Handelsstraße schließen, welche von der westlichen Landesgränze her durch diesen Ort in der Richtung gegen Poletitz geführt hat.[19]) In Eisengrub aber, dessen Name mit seinem slavischen Vorgänger doch in irgend einem Zusammenhange stehen muß, ist vielleicht schon damal oder nicht lange darnach auf Eisen gebaut und solches noch weiter verarbeitet worden. Damit wäre auch für die Gegend der älteste Industriezweig aus einem Ortsnamen nachgewiesen! Ein nicht gar weiter Spaziergang von

19) Vergl. X. Jahrg. dieser Blätter, S. 161.

Natschernerece, welches mit Recht die Gegend der schwarzen Erde genannt werden könnte, gegen Westen brachte endlich nach Nahirzowe (Unterwuldau), dem jüngsten Ortskinde der Gegend, das just damals unter dem mächtigen Schutze seines Schöpfers, des königl. Burggrafen auf Klingenberg, mit Namen Hirzo, sein junges Leben beginnen mochte. Auf Herrn Hirzo werde ich weiter unten noch einmal zurückkommen. Er war Herr des Landstriches, auf welchem die eben genannten Ortschaften Hore, Vyanka u. s. w. lagen, und hatte dieses Gut, welches ursprünglich einen Theil der Herrschaft Poletitz gebildet haben mußte, vom Könige Wenzel I., dem Vater Ottokars II., geschenkt empfangen. Als Hauptort des Hirzonischen Gutes ist mit Recht das vorhin erwähnte Nemochrich (Mugerau) anzusehen und so soll fürderhin nur mehr von einem Gute oder Herrschaft Mugerau gesprochen werden. Auf Grund und Boden dieses Gutes erhoben sich übrigens schon vor der Stiftung von Goldenkron auch die Ortschaften Nakhlenwe, Vgerc, Vmladone, Naochruhlc, Nabelem, Chlume, Vdirka und Nablizmerch,[20]) welchen ich jedoch aus Mangel verläßlicher Anhaltspunkte noch nicht die entsprechenden heutigen Ortsnamen zu substituiren wage.

Mit Ausnahme eines einzigen auch bald zu erwähnenden sind damit alle urkundlichen Orts-, Berg- und Flußnamen in den Landstrichen zwischen Plansker- und Gränzwald um das J. 1263 constatirt. Diese Namen sind alle zweifellos slavisch, und wenn vielleicht nur zwei von ihnen (Zahorn, Qualischingen) einigen deutschen Anstrich besitzen, so ist das offenbar wie bei dem letzten noch zu nennenden Namen Wlthaa (Moldaufluß, Wulda) auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß der Schreiber der Urkunde vom J. 1263, der königl. Protonotar Arnold, sicherlich ein Deutscher gewesen, und ebenso wohl auch jener der Urkunde vom J. 1281. Kommt man demnach auf Grund der beiden Thatsachen: daß die ersten urkundlichen Orts-, Fluß- und Bergnamen jener Gegenden slavisch sind und eben solche auch heute noch bei den deutschen Einwohnern sich im Gebrauche erhalten haben, zu dem Schluße, daß dort nur Slaven als die ersten Bewohner angesehen werden können, so sieht man, wenn man vorhin angeführte Namen auf einer Karte verfolgt, auch leicht, wie weit um das J. 1263 das Land von den Slaven schon cultivirt war. Es waren nämlich blos cultivirt die Gegenden um Netolitz, Kalsching, Gojau, Poletitz und Mugerau. Der übrige Theil bildete noch immer einen einzigen großen Wald, Urwald im strengsten Sinne dieses Wortes.

Aber auch in diesen Urwald sollte nun nicht mehr blos zeitweilig etwa durch Jäger, sondern auf die Dauer durch unternehmende und arbeitsame Colonisten höheres Leben gebracht werden. Es war übrigens keine geringe Aufgabe, die hiemit zu lösen gegeben ward. Wer das rauhe Wesen des Böhmerwaldes aus Erfahrung kennt oder auch schon jenen Landstrich, um dessen Eintritt in die Geschichte es sich eben hier handelt, sich näher besehen konnte, wird sich unschwer vorstellen können, welch' unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sein mußten. Der Mann aber, welcher ein so großes Unternehmen in's Leben gerufen hat, wird immerdar eine der glorreichsten Erscheinungen in unserer vaterländischen Geschichte bleiben; er wird es insbesondere unserem Volke sein, welchem er wie kein anderer Herrscher in Böhmen dauerhafte Grundlagen zu dessen Existenz und Entwicklung gewährt und geschaffen hat. Es ist dieser Mann kein anderer als der mächtige Ottokar II., und wenn derselbe die Entwicklung deutschen Volksthums in seinem eigenen Stammlande gar so außerordentlich begünstigt hat, so mußte er doch von dem Gedanken getragen gewesen sein, daß nur durch dieses allein die Dauer des Reiches, dessen Gründung er schon begonnen, gesichert

20) Das Letztgenannte, Nablizmerch, ist vielleicht das heutige Eggetschlag (Bližna); vergleiche Urkdb. S. 621.

werden könnte. Gewann er mit demſelben einerſeits reichere Mittel zur Füllung ſeines Schatzes, einer der wichtigſten Vorbedingungen zur Bildung eines großen Staatsweſens überhaupt, ehemals ſo gut wie heute, ſo hoffte er vielleicht nicht weniger damit auch ein Gegengewicht zu gewinnen zu jenen feindſeligen Elementen, welche ſich um die unzufriedenen Landherren in den Stamm- wie in den neuerworbenen Ländern ſchaarten und woran im Grunde genommen mehr als an König Rudolfs Umſicht, Klugheit und Thätigkeit ſchließlich ſeine großen Entwürfe geſcheitert ſind und er ſelbſt zu Grunde gegangen iſt. — Alſo König Ottokar II. war es, welcher zuerſt über unſeren Urwald entſchieden hatte, daß es darin Licht werden ſollte. Er ſchritt dazu, jetzt nachdem er am 12. Juli 1260 in den fruchtbaren Ebenen des Marchfeldes einen Erfolg errungen hatte,[21]) welcher ihm außer dem grünen Alpenlande jenſeits des Semmerings die Gewißheit brachte, daß auf Jahre hinaus von den Ungarn ſeinen ferneren Plänen kein wirkſames Hinderniß mehr bereitet werden könnte. Er ſchritt dazu, als er gleichzeitig drüben in Steiermark am Zuſammenfluß der Mürz und Mur in Bruck, in Oeſterreich unweit vom Zuſammenfluß der March und Donau, in Marcheck, und in dem Stammlande an dem Zuſammenfluß der Maltſch und Moldau, in Budweis, ſtädtiſches Leben erweckte. Sind dieſe Thatſachen nicht ungemein charakteriſtiſch für die Ziele und die Politik des Herrſchers, welcher im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts auf dem Throne der Premyſliden ſaß? Und die Deutſchen ſollten es vornehmlich ſein, welchen er die Niederwerfung der noch ungebrochenen Kraft des Urwaldes anvertrauen wollte, welchen er im ſüdlichen Theile der Netolitzer Zupa noch beſaß. Es ſcheint, daß hiemit aber auch der letzte Urwald im Herzen Europa's, ſoweit eben ein ſolcher noch zu beurbaren war, ſeinem Untergange zugeführt worden iſt.

Den Mittelpunkt des ſchönen Unternehmens aber ſollte dem Geiſte und den Bedürfniſſen der Zeit entſprechend ein Kloſter bilden. Die Frage dann, welchem Orden dasſelbe zu übergeben wäre, war nicht unſchwer zu beantworten. Es war ja zu der Zeit im weſtlichen und mittleren Europa kein zweiter Orden, welcher für die Realiſirung der Abſichten des böhmiſchen Königs günſtigere Chancen bot als der Ciſtercienſerorden, der ſchon ſeit anderthalb Jahrhunderten den bereits längſt bequem und wie lebensmatt gewordenen Benedictinerorden in der Aufgabe, immer wieder neue weite wüſte Landſtrecken zu cultiviren und zu civiliſiren, abgelöſt hatte. Der Orden der grauen Mönche, wie die Schüler des heil. Bernhart wegen ihrer beſcheidenen Kleidung ſonſt auch genannt wurden, fußte wohl ebenfalls auf der Regel des heil. Benedikt, hatte jedoch ſonſt eine durchaus eigenthümliche und ſelbſtſtändige Organiſation, die überall auf beſtimmte praktiſche Ziele gerichtet insbeſondere auch dadurch ſich auszeichnete, daß ſie in der Zeit ihrer Blüthe die einzelnen Glieder fort und fort in lebendigem Zuſammenhange erhielt und ſo eine beſtändige Quelle von Kraft und Geſundheit bot, welche auch allenthalben an den Dingen, womit ſie in Berührung kam, zum Ausdrucke gelangte. Was nun auf Grund einer ſolch' vortrefflichen Organiſation, auf deren Details hier leider nicht eingegangen werden kann,[22]) von den grauen Mönchen ſchon geleiſtet worden war, mußte ſo zu ſagen in jedem Winkel des weſtlichen und mittleren Europa's genugſam bekannt ſein, weil der Orden bereits hier und dort überallhin ſeine Colonien entſendet hatte und um die Mitte des 13. Jahrhunderts oder doch nicht lange vorher im Zenith ſeines Ruhmes ſtand. Solches konnte natürlich dem Könige Ottokar noch weniger verborgen bleiben und wenn er gleich von Anfang her nicht zweifelhaft geweſen, wem er die Urbarmachung

---

21) Sieg bei Kroiſſenbrunn.

22) Näher unterrichten kann man ſich hierüber z. B. bei Fr. Winter, die Ciſtercienſer des nordöſtlichen Deutſchlands, I. 5 und ff.

ſeines Urwaldes zu übertragen hätte, ſo mußte er in ſeinen Abſichten durch einen anderweitigen Umſtand nur noch mehr beſtärkt werden. Ich habe ſchon früher in dieſen Blättern zu zeigen Gelegenheit gehabt,[23]) wie aus den Perſonen der nächſten Umgebung des Königs keine andere vor und neben dem großen Biſchofe Bruno von Olmütz ſolche Bedeutung beſaß wie der böhmiſche Landesmarſchall und nachmalige Landeshauptmann der Steiermark, Herr Wok von Roſenberg. Dieſer hatte aber kurz vorher dem Könige ſchon praktiſch bewieſen, wie das Schickſal des königl. Urwaldes endgiltig und dauernd zu löſen wäre. Auch er und ſeine nächſten Vettern, die Herren von Krummau, hatten ein anſehnliches Stück ſolchen Urwaldes beſeſſen, das eigentlich nur eine Fortſetzung des königlichen weiterhin gegen Süden war, und nun den grauen Mönchen, welche ſie aus dem oberöſterreichiſchen Wilhering herbeigerufen hatten, den Auftrag gegeben, die Urbarmachung desſelben zu bewerkſtelligen. Zur Pfingſtzeit des J. 1259 waren die Ciſtercienſer in Hohenfurt eingezogen, und für mich wenigſtens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der König, wie er ſonſt der Klugheit und Einſicht des Roſenbergers vertraute, ſo auch in Hinſicht der Coloniſirung und Germaniſirung des ſüdlichen Böhmens ganz in Uebereinſtimmung mit Herrn Wok, ja wie nach einem mit demſelben verabredeten Plane gehandelt hat. Er hat dem Roſenberger hierin gewiſſermaßen nur den Vortritt gelaſſen; denn die Stiftung von Goldenkron, wie das Kloſter ſpäterhin hieß, in welches die Leitung der neuen Coloniſation verlegt ward, wird ſchon eine Jahre lang geplante Sache geweſen und wahrſcheinlich mit dem Plan der Stiftung in Hohenfurt zugleich gezeugt worden ſein. Die Schlacht bei Kroiſſenbrunn kann es nimmer geweſen ſein, welche der Stiftung von Goldenkron zum Leben verhalf, denn die gleichzeitigen Quellen und die zunächſt dieſen ſich anſchließen, wiſſen hievon nicht das Geringſte zu berichten.[24]) Das zeitliche Zuſammenſein der Marchfeldſchlacht mit der Stiftung des Ciſtercienſerkloſters im Plauskerwalde iſt eine rein zufällige Sache, und nur der Behauptung könnte einige Berechtigung zugeſtanden werden, daß die im Juli 1260 auf dem Marchfelde gefallene Entſcheidung, weil durch ſie daheim eine große Fülle von Kräften zu freier Verfügung gelangte, die Stiftung von Goldenkron zum endgiltigen Beſchluße und Ausführung gebracht hat.

Die näheren Umſtände der Stiftung aber ſind in großes Dunkel gehüllt. So iſt erſtlich ſchon ſehr zweifelhaft, daß Grund und Boden, wo der König den grauen Mönchen eine neue Heimat begründete, welche die etwa 785ſte Abtei war, die ſeit der Gründung der erſten in Citeaux entſtanden, daß alſo dieſer Grund und Boden wirklich ebenſo gut Krongut geweſen wie die Herrſchaft Poletitz, welche der König zum Dotationsgute beſtimmte. Es iſt auch in der Stiftungsurkunde mit keiner Silbe hievon die Rede, während gewiß iſt, daß ſowohl ober- als unterhalb Goldenkron, um Krummau und Maidſtein, Witigoneiſcher Beſitz lag, Eigen der Herren von Krummau, daß demnach auch das Zwiſchenliegende einmal Beſitz des in Krummau gebietenden Roſenhauſes geweſen. Iſt es ſomit noch ganz unklar, wie Grund und Boden, auf welchem ſich zunächſt Goldenkron ſelbſt, dann ſpäterhin die, die Richterſchaft Rojau bildenden Dörfer ſich erhoben, zu und für das Kloſter erworben worden iſt, ſo wird ſich auch in der Folgezeit kaum mehr eine richtige Erklärung dafür finden laſſen, höchſtens noch eine beſſere Vermuthung als die, daß Ottokar hier allerdings Witigoneiſchen Boden zu ſeiner Stiftung verwendet hat und vielleicht nicht auf durchaus untadelhafte Weiſe in deſſen Beſitz gelangt iſt.[25]) Es iſt ferners der Zeitpunkt, in welchem der Bau begonnen

23) Jahrg. IX, 1 und ff. Insbeſondere aber das auf S. 20 Geſagte, was nunmehr durch dieſen gegenwärtigen Aufſatz berichtigt wird. Die auch dort in der Anmerkung 83 erwähnten Urkunden ſind wirklich und zwar dazu noch recht armſelige Fälſchungen, wie im Goldk. Urkdb. S. 13—15 und 83—84 umſtändlich nachgewieſen iſt.

24) Urkundenbuch S. VII—IX.

25) Vergleiche ebendaſelbſt S. 7, Anmerkung.

worden ist, durchaus unbekannt[26]), und nur gewiß, daß er im J. 1263 soweit gediehen war, um von dem aus Heiligenkreuz im Wiener Walde berufenen Convente bezogen werden zu können. Weiters ist aus keiner Quelle zu ersehen, von welchem Bischofe und an welchem Tage etwa das Kloster eingeweiht worden oder wer hiebei zugegen gewesen und dergleichen mehr, lauter Umstände, über welche wir hinsichtlich der Cistercienserstiftung in Hohenfurt doch ziemlich genau aufgeklärt sind. Und während hier auch des Volkes Geschichte, die Sage, Ursache und Zweck der Stiftung unter Zuhilfenahme von Wundern, des Teufels und ungefesselter Elemente verherrlicht hat, hat sie von dem Plansker-waldkloster nicht die geringste Notiz weder gleich im Anfange noch auch späterhin genommen. Schon dieser Umstand bürgt dafür, daß es bei Errichtung des Klosters Goldenkron so geschäftsmäßig als möglich hergegangen ist, und es daher schlechterdings an geeigneten Anhaltspunkten für eine sagenhafte Episode fehlen mußte.

Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das klösterliche Leben in Goldenkron wirklich im J. 1263 begonnen hat. Am 6. April dieses Jahres, welches der nächste Freitag nach dem Osterfeste war, entließ das erwählte Mutterstift Heiligenkreuz den für Goldenkron gebildeten Convent, dessen Mitgliederzahl aber nicht angegeben ist — nach Cistercienserbrauch wurden gewöhnlich zwölf Mann ausgesandt — und mit dem Abte Heinrich an der Spitze, welcher schon früher einmal dieselbe Würde in dem Mutterkloster innegehabt hatte.[27]) Somit kann der 6. April 1263 als der eigentliche Stiftungstag von Goldenkron angesehen werden. Die aus Heiligenkreuz abgegangenen Mönche aber mögen bereits nach wenigen Tagen von ihrer neuen Heimat Besitz ergriffen haben. Und diese Heimat, schon von der Natur mit vielen Reizen geschmückt, entsprach durchaus den Anforderungen, welche der graue Orden nach Regel und Brauch an Gegenden zu stellen pflegte, in welchen er sich häuslich niederlassen wollte. „Unser Kloster", schreibt ein Goldenkroner Mönch im 17. Jahrhundert,[28]) „ist gelegen an einem sehr einsamen Orte, abgeschieden von dem Treiben der übrigen Menschen und deren Gesellschaft, nichts anderes denn die alte Strenge der alten Cistercienser-Väter und deren alte Demuth vor Augen rückend. Allum ist es von hochragenden Bergen und Felsen eingeschlossen, und obgleich in einem Thale gelegen, scheint es doch wieder auf eine Höhe erhoben zu sein, indem nämlich die dahin Kommenden auf allen Seiten mit Ausnahme der westlichen zu dem Kloster emporsteigen müssen. Erbaut ist es auf einem trockenen, gesunden und frischluftigen Platze, dessen gesunde Lage mir durch das vorüberfließende Gewässer bedingt zu sein scheint. Ferners ist dieses Kloster erbaut ganz nach den Vorschriften der Cistercienser." Das erwähnte Gewässer ist kein anderes als die braunen Fluthen des Moldauflußes, dem hier und schon von Krummau ab die zahlreichen Vorsprünge des Planskerwaldes den Lauf so schwer machen und ihn zu einem schlangenmäßigen Hinauswinden in die Budweiser Ebene zwingen. So ist das Kloster selbst von

---

26) Nach Angaben, welche Hr. Prof. Leopold Janauschek in Heiligenkreuz, Ordensmitglied aus dem Stifte Zwettl und schon seit einem Jahrzehent mit Verfassung eines Monasticon ord. Cist. beschäftigt, mir zu machen die Güte hatte, wäre das im J. 1261 geschehen, allein ich bin nicht in der Lage, die Glaubwürdigkeit seiner handschriftlichen Quellen beurtheilen zu können. Dieselben setzen jedoch übereinstimmend den Anfang in das J. 1261, worunter auch ein Cod. Sancruc. Eine dieser Quellen, eine Wirzburger Handschrift, hat allein das J. 1263 als Zeitpunkt der Vollendung. Da es gewiß ist, daß das Kloster im April 1263 von dem Convente bezogen worden ist, so hat das J. 1261 als Zeitpunkt des Baubeginnes jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu beanspruchen.

27) Cont. Sancruc. II. ap. Pertz, SS. IX, 645. Von dem Abte Heinrich wird behauptet, daß er im J. 1259 in Heiligenkreuz resignirt habe. Als er nach Goldenkron zog, stand dem Mutterkloster als Abt ebenfalls wieder ein Heinrich vor, welcher am 15. Jäner 1262 erwählt und am nächsten 18. Mai geweiht worden war.

28) MS. im Hohenfurter Stiftsarchive.

einer Serpentine auf drei Seiten umzingelt und geschützt. Auch die Wahl dieses Platzes ist für mich ein sprechender Beweis, daß die Gegend im Nordwesten von Poletitz, dem Hauptorte des Dotationsgutes, um das J. 1263 noch sehr „wild-romantisch" ausgesehen haben muß, mehr als selbst ein starkes Cistercienſergemüth hätte ertragen können. Denn wäre das nicht der Fall gewesen, so würde man das neue Kloster wenn auch nicht just in die Mitte, so doch in sonst einen Winkel des dazu geschenkten weiten Territoriums haben stellen können, während es in Wirklichkeit sogar außerhalb desselben zu stehen gekommen ist.[29])

Die Oertlichkeit aber, wo der königl. Stifter das Kloster aufbauen ließ, scheint bis dahin durch Namenlosigkeit sich ausgezeichnet zu haben. So war es nunmehr nothwendig, der neuen Stiftung einen Namen zu geben. „Wir haben", sagt daher Ottokar in dem Stiftungsbriefe außer anderem, „beschlossen, ein Kloster des Cistercienserordens zum Preise Gottes und zur Ehre der sel. und glorreichen Gottesgebärerin Maria zu erbauen, für unser und unserer Vordern Seelenheil und Trost, wollen auch, daß dieses Kloster aus Verehrung der heil. Dornenkrone Sancta Corona — Heiligenkron von jedermann genannt werde, und übertragen die Einrichtung desselben dem Kloster Heiligenkreuz." Aber dieser officielle Name erlangte im Volke keine Geltung. Denn schon im ersten halben Jahrhundert der Stiftung bürgerte sich im Volksmunde der Name Goldenkron ein, ein Name, welcher offenbar der reichen Stiftung und den sich in derselben anhäufenden reichen Schätzen sein Entstehen verdankte. War ja doch auch der Stifter selbst wegen seiner großartigen finanziellen Mittel von dem Volke mit dem Epitheton des „goldenen Königs" beehrt worden und empfingen einmal die Bischöfe von Breslau von den Bewunderern ihrer großen Mittel nicht weniger ein eben solches Prädikat.[30]) Dem „Güldenkron" entsprechend nannten bald auch die slavischen Landeskinder das neue Kloster Zlatá koruna. Der officielle Name Heiligenkron aber ist ganz analog dem Namen Heiligenkreuz gebildet worden. So wie nämlich an diesem Orte eine Partikel des Kreuzes Christi zur Verehrung hinterlegt worden war und dem Kloster den Namen gab, so scheint auch König Ottokar seiner Stiftung einen Dorn aus der Dornenkrone des Heilands zur Aufbewahrung und Verehrung übergeben und selbe darnach benannt zu haben. Die erste Nachricht hierüber finden wir in dem werthvollen Geschichtswerke des Cistercienserabtes Johann von Viktring in Kärnthen, welcher mit Bestimmtheit erzählt, daß der König von Frankreich, welcher der im J. 1270 verstorbene König Ludwig IX. der Heilige gewesen sein müsste, dem böhmischen Herrscher einen Dorn aus der Dornenkrone des Herrn verehrt habe, womit dieser dann seine Stiftung geschmückt und deshalb auch Heiligenkron genannt habe.[31]) Man kann sich hiebei erinnern, daß in nicht ganz hundert Jahren später wiederum ein König von Frankreich es war, der König Johann nämlich, welcher im J. 1356 den böhmischen König und deutschen Kaiser Karl IV. gleichfalls mit zwei Dornen aus der der heiligen im Schatze der königl. Capelle zu Paris verwahrten angeblichen

---

29) Da mag denn auch noch auf Folgendes hingewiesen werden. Als im ersten Zehntel des 13. Jahrhunderts auch die Passauischen Ministerialen von Falkenstein die Urbarmachung ihrer Wälder im oberen Mühlviertel beschleunigen wollten, wandten sie sich an das Cistercienserkloster Ebrach in Franken mit der Bitte um einen Convent, welchen sie dann an Stelle des heutigen Klosters Schlägel (Plaga) ansiedelten. Aber die Schrecken der Wälder und des Klimas richteten bald einen Theil der Colonie zu Grunde und der andere entfloh nach der Heimat. Erst viele Jahre später konnten die Prämonstratenser, weil die Cistercienser nimmer zur Rückkehr zu bewegen waren, dort festen Fuß fassen. Wenn nun die südwestlichen Abhänge des Böhmerwaldes damal so schlimm geartet waren, so wird es natürlich auf der zum großen Theile von den Nordwinden stark beherrschten Ostseite noch um Einiges ärger ausgesehen haben.

30) Urkundlich erscheint der Name „Goldenkron" zum ersten Male im J. 1315; Urkdb. S. 62—63.

31) Böhmer, Font. rer. Germ. I. 311.

Dornenkrone Christi beschenkt hat, welche Schenkung allerdings besser, durch Brief und Siegel nämlich bezeugt ist.[32]) Wenn es nun auch mit Rücksicht auf die Anschauungen der damaligen Zeit einigermaßen auffällig ist, daß Ottokar der Schenkung seiner Reliquie in dem Stiftsbriefe nicht ausdrücklich gedenkt, so ist doch gewiß, daß das Stift Goldenkron einen solchen Dorn besaß, welcher in Bergkrystall gefaßt war.[33])

So viel über den Namen des neuen Klosters. Nun ist schon oben aus dem Stiftungsbriefe angeführt worden, daß die Einrichtung von Goldenkron dem Kloster Heiligenkreuz aufgetragen worden sei. Dieses entledigte sich seines Auftrags zunächst durch Bildung eines Conventes für jenes und erwarb hiedurch die Rechte eines Mutterklosters, die hauptsächlich darin bestanden, daß nun seine Vorsteher die Oberaufsicht über Goldenkron führen sollten. Es gehörte mit zur ausgezeichneten Organisation des grauen Ordens, daß jedes neue Kloster die Tochter des conventspendenden Klosters wurde und so alle Häuser des Ordens in lebendigem Zusammenhange standen und auch fort und fort darin erhalten wurden. Zur Charakterisirung dieses Verhältnisses wurden geradezu die üblichen Namen der Verwandtschaftsgrade in Anwendung gebracht, ja bald förmliche Stammbäume, sogenannte Genealogien, gefertigt; hienach erweist sich also Goldenkron als Tochter von Heiligenkreuz, welches hinwiederum eines der fünf Hauptklöster des Ordens, Morimund im Franzosenlande, als Mutterkloster anerkannte. Heiligenkreuz war aber schon im J. 1133 gegründet worden,[34]) demnach nur 18 Jahre später als Morimund. Es hatte jedoch mit solcher Unterordnung Goldenkrons keine lange Dauer; denn nachdem König Ottokar im J. 1276 in Folge des Treubruches seiner Barone sich vor der Macht des deutschen Königs hatte beugen und namentlich auch Oesterreich an denselben hatte zurückstellen müssen, wollte er auch nicht mehr dulden, daß irgend ein Oesterreicher fürderhin noch etwas in seinem Stammlande zu schaffen hätte. Er wandte sich daher wahrscheinlich im Jahre 1277 an das Generalcapitel des Ordens, welches alljährlich am 14. September in einem der Hauptklöster eröffnet zu werden pflegte, mit der dringlichen Bitte, seine Stiftung dem im J. 1146 von dem Könige Wladislaw I. gegründeten und im Pilsner Kreise gelegenen Kloster Plaß[35]) zu unterordnen. „Wir bitten hierum," läßt der Briefsteller den König schreiben, „daß jenes (Goldenkron) von dem Kloster Heiligenkreuz in Oesterreich nicht etwa wegen Schlechtigkeit des dortigen Abtes und seiner Mönche eximirt werde, weil ja dieselben hievon durch ihr rechtschaffenes und feinfühliges Wesen losgelöst sind, sondern weil wir uns mit der Absicht tragen, unser Reich in jeder Beziehung von jedwedem österreichischen Einflusse zu befreien."[36]) Aber die Bitte des Königs gelangte erst nach seinem Falle (26. August 1278), und nachdem sie von seiner Witwe und dem

---

32) Balbin, Miscell. lib. VI. p. 71, Nr. 48.

33) Urkundenbuch S. 417.

34) Und zwar am 11. September, in welchem Tage völlige Uebereinstimmung zu herrschen scheint, während auch die Jahre 1134 und 1135 genannt werden. Winter, a. a. O., I, 323. Der Stiftsbrief des Markgrafen Leopold III. selbst ist im J. 1136 und zwar vor dem 4. Juni ausgefertigt worden; v. Meiller, Regesten der Babenberger, S. 22 u. 216.

35) Nach gütiger Mittheilung des schon vorhin erwähnten Hrn. Prof. Janauschek galt dieses Jahr wenigstens in Plaß selbst als Gründungsjahr, jedoch wahrscheinlich nur deshalb, weil die Stiftungsurkunde von diesem Jahre und dem 5. August datirt. Erben, Regg., Nr. 265. Sonst werden auch die Jahre 1144 und 1145, dann der 25. März, 28. und 29. September als Stiftungsjahre, beziehungsweise Stiftungstage bezeichnet. Vergl. auch Winter a. a. O., S. 330. Es wird eben das J. 1144 als Beginn des Baues anzusehen sein, das folgende aber als das Jahr, in welchem das Kloster von dem Convente bezogen worden ist. Die verschiedenen Tage dürften theils auf die Einweihung, theils auf den Einzug des Conventes zu beziehen sein. Plaß war übrigens eine Tochter von Langheim in der Bamberger Diöcese.

36) Urkundenbuch S. 20.

Vormunde des jungen Königs Wenzel II., dem Markgrafen Otto von Brandenburg, erneuert worden war, zur endlichen Verhandlung und Entscheidung. Im J. 1281 beschloß nämlich das Generalcapitel die Uebertragung des Paternitätsrechtes auf Goldenkron von Heiligenkreuz auf die Abtei Plaß [37]) und dabei verblieb es bis zur Auflösung beider Stifte im vorigen Jahrhundert, nicht jedoch ohne daß Heiligenkreuz Revindicationsversuche gemacht hätte. [38]) Auf solche kann diesmal nicht näher eingegangen werden; Goldenkron aber wurde in Folge des Beschlusses vom J. 1281 aus einer Enkelin eine Urenkelin von dem schon genannten Hauptkloster Morimund.

Ich bin jetzt bei dem unstreitig wichtigsten Theile meiner Geschichte, bei der Besprechung des Dotations- oder Schenkungsgutes angelangt. Dasselbe war ein außerordentlich großes, denn es wird, wenn man die beiden Vermehrungen desselben in den J. 1268 und 1315 sowie die späteren Erwerbungen hinzurechnet, einen Umfang von ungefähr 15 Quadratmeilen erreicht haben, so groß also wie manches deutsche Fürstenthum, sei es des alten, sei es des neuen Reiches, und dürfte daher in dieser Beziehung Goldenkron von keinem Cistercienserkloster weder des westlichen noch des mittleren Europa übertroffen worden sein. Die Dotation bestand aber zunächst und soweit sie von dem königl. Stifter herrührte, aus der Herrschaft Poletitz, dann aus den Vermehrungen derselben durch den Burggrafen Hirzo von Klingenberg und Bawor III. von Baworow, endlich aus der Richterschaft Rojau. Diese letztere soll jedoch hier zuerst zur Besprechung kommen.

Es ist nun schon oben gesagt worden, wie es durchaus unbekannt sei, auf welche Art diese Richterschaft, in welcher das Kloster selbst lag, an dasselbe gekommen ist. Auf den südöstlichen Abhängen des Plansker-waldes sich ausdehnend war das Gericht Rojau im Südosten von der Moldau begränzt, reichte bis an die Stadt Krummauer Bannmeile heran und begriff die Ortschaften Pleschowitz, Srnin, Přisnitz, Dumrowitz, Lhotka (jetzt der Neuhof ob Krummau) und seit 1337 gewiß auch Weichseln. [39]) Es war allein nebst dem Dorfe Langenbruck von der großen Schenkung Ottokars dem Stifte bis zu dessen Auflösung verblieben. [40])

Hieran reicht sich das Prädium Poletitz. Dieses bildete den Hauptbestandtheil der Goldenkroner Dotation und dürfte einen Umfang von etwa 13 Quadratmeilen gehabt haben. Der Stiftungsbrief gibt wohl dessen Gränzen einigermassen ausführlich an, allein ich habe schon anderwärts gezeigt, [41]) daß dieser Stiftsbrief und zwar just wegen seiner Gränzbeschreibung eben kein Meisterstück ist, auf welches die königl. Kanzlei hätte stolz sein können. Er ist nämlich so wenig sorgfältig ausgefertigt, daß man schon im J. 1280 nicht mehr genau gewußt hat, was der Stifter zu Goldenkron eigentlich geschenkt haben wollte. Da hat dann also der damalige Landesregent, der Markgraf Otto von Brandenburg, am 6. Jänner 1281 urkundlich bestätigt, daß weiland der berühmte König Ottokar wirklich auch die Güter Netolitz und Kalsching nach Goldenkron gewidmet hat. [42]) Diese zwei Güter sind demnach so gut als Bestandtheile oder Zugehörungen des Prädiums Poletitz anzusehen, wie das im Stiftsbriefe ausdrücklich genannte Gut Krenau mit Kladen, Ahorn und Gojau. Als Gränze des Prädiums oder der

---

37) Urkundenbuch S. 24—25.
38) Urkundenbuch S. 320—322.
39) Vergl. Urkundenbuch S. 89—90.
40) Nachdem das Stift die Herrschaft Poletitz an die Herren von Rosenberg verloren hatte, vertauschte es später (c. 1568) das vorhin genannte Dorf Lhotka an Wilhelm von Rosenberg gegen Langenbruck nebst dem Teiche daselbst und wurde dann im J. 1574 an Stelle von Lhotka oder Melhüttel der Neuhof errichtet. Urkdb. S. 189, Nr. 101.
41) Urkundenbuch S. 2, Anmerkung.
42) Urkundenbuch S. 21—23, wo auch die Zugehörungen dieser Güter erörtert sind.

Herrschaft Poletitz wird im Osten im Allgemeinen wohl der Kamm des Plansker-waldes angesehen werden können, und ganz gewiß war es der Kamm des Ge-birges in der entgegengesetzten Weltgegend, nämlich im Westen, von den Punkten, „wo die Quellen und Bäche mit den Regenwässern unserem Königreiche zuzu-fließen beginnen." Bekanntlich liegen in dem letztgenannten Gebirgszuge die mäch-tigen Bergrücken des Hochfichts, im Volke bekannter als Alm, und des Blöcken-steins mit seinem geheimnißvollen See. Denkt man sich dann Linien zwischen Glöckelberg als dem südwestlichsten Punkte und Krummau, dann zwischen Böhmisch-röhren und Poderischt gezogen, welch' letzterer unterhalb Netolitz gelegene Ort als der nordöstlichste Punkt anzusehen ist, so hat man die Gränzen der Herrschaft Poletitz im Südwesten und Nordosten wenigstens der Hauptrichtung nach. Das Gebiet derselben erstreckt sich gegenwärtig, wie ich mir noch einmal zu wieder-holen erlaube, über die Gerichtsbezirke Oberplan, Kalsching, Krummau, Frauen-berg, Netolitz und Prachatitz. Wen es aber gelüsten sollte, sich umständlicher als es eben geschehen ist, hierüber belehren zu lassen, der mag mein Urkundenbuch des Stiftes Goldenkron zur Hand nehmen und er wird dort auch eine Karte zur besseren Orientirung beigebunden finden. Es würde mich aber ungemein freuen, wenn sich bald jemand fände, der im Besitze größerer Wissenschaft und namentlich ausgiebigerer Lokalkenntniß meine in jenem Buche gemachten Angaben genau prüfen und insbesondere feststellen möchte, was ich aus mancherlei Gründen wie-wohl ungern als zweifelhaft hingestellt habe und hinstellen mußte. Er beurtheile aber dann auch christmildest meine verschiedenen Fehler, bedenkend, daß die ersten Pfadsucher in einem wirklichen Urwald sowohl wie in einem geschichtlichen immer einen gleich schweren Stand haben. — Das Prädium Poletitz mit seinen Zuge-hörungen ward später in eilf Richterschaften oder Gerichte (iudicionatus) einge-theilt,[43]) verschmolz mit Ausnahme der Güter oder Gerichte Netolitz und Elhenitz im Laufe des 16. Jahrhunderts mit der ursprünglich so kleinen Herrschaft Krum-mau, wurde aber im 17. Jahrhunderte wieder mit diesen zwei Gütern der Haupt-bestandtheil des Herzogthums Krummau, welches zuerst für die Fürsten von Eggenberg (1628) und dann auch für die Fürsten zu Schwarzenberg (1723) creirt wurde,[44]) und zählt auf seiner Grundfläche gegenwärtig ungefähr 170 Ort-schaften, theils Städtchen, theils Dörfer.

König Ottokar schenkte Poletitz mit allen möglichen Zugehörungen an Ge-rechtsamen, an Wald, Wies und Feld, an Weiden, Teichen, Mühlen u. s. w., ja sogar mit allem Bergsegen (fodinis) und endlich „mit dem Berge, welcher genannt wird Burg des Držislaw."[45]) Ich versetze diese schon damals ver-schwundene Burg in den Hradischtiewald oberhalb Zaborsch in der Pfarre Chrobold, und wer eine bessere Deutung weiß, mag nur kühnlich damit hervortreten. Unter dem Berge aber, welchen also vor langer, langer Zeit ein sicherer Herr Držislaw mit seiner Burg gekrönt gehabt hatte, lag, wie schon der Name besagt, das Dorf Zahor, jetzt Zaborsch, und dies allein nahm der königl. Donator von der Schenkung aus, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es nicht ihm selbst ge-hörte, sondern dem Herrn Witigo von Krummau, welcher es „neulich" von einem sicheren Sezema erkauft haben solle, fügte jedoch wohlweislich hinzu, daß von dem

---

43) Die Gerichte waren: Poletitz, Stein, Oberplan, Mugeran-Wuldau, Kalsching, Mitschowitz, Tisch, Chrobold-Frauenthal, Oberhaid, Elhenitz und Netolitz. Urkundenbuch 620 — 622, dann 22—23, Anmerkung.

44) Im J. 1483 gehörten noch immer erst nur 24 Dörfer nebst einem Hofe zur Herrschaft Krummau, welche später und auch gegenwärtig das größte Besitzthum im Lande repräsentirt. Urkdb. S. 618. Den Herzogstitel von Krummau hat jedoch nur der Krummau wirklich besitzende Fürst Schwarzenberg, beziehungsweise der Inhaber des Schwarzenbergischen Pri-mogenitur-Fideicommisses zu führen.

45) Cum monte qui dicitur castrum Dyrizlai. Urkdb. S. 8.

Walde, welcher nur erwähnter Hradischtie gewesen sein kann, nichts zum Dorfe Zaborsch gehöre. Es war dieses Dorf demnach die einzige fremde Realität innerhalb des weiten Poletitzer Gebietes. Goldenkron sollte solches Gebiet besitzen mit aller Freiheit und Jurisdiction, wie selbe ihm, dem Könige selbst, und dessen Vorfahren zugestanden sei. Kein Richter, Münzer, Zöllner oder sonstiger königl. Official sollte da mehr etwas zu schaffen haben und jeder Langfinger oder sonstige schlechte Kerl (fur vel quilibet sceleratus), welcher auf diesem Herrschaftsgebiete fürderhin ertappt und gefaßt werden würde, sollte durch den Klosterrichter seine Strafe dictirt empfangen.[46]) Scheint durch diese Bestimmung dem Kloster nicht etwa gar auch der Blutbann verliehen worden zu sein? Man sieht, wie da die Wirksamkeit des Netolitzer Zupengerichtes, wenn sie ja noch etwas zu bedeuten gehabt hat, ganz außer Curs gesetzt ward, und halte ich den Artikel, welcher von der Gerichtsfreiheit des Klosters handelt, mit Rücksicht auf die deutsche Nationalität unbedenklich für die wichtigste Bestimmung der ganzen Stiftungsurkunde. Denn er war gewissermaßen die Vorbedingung einer deutschen Einwanderung, welche in der neuen Heimat nun nicht bloß ihre Nationalität, sondern auch das zur Bewahrung derselben zumeist dienliche Recht gesichert sehen konnte. Unter der Regierung des den Cisterciensern ungemein gewogenen Königs Wenzel II., welcher auch gegenüber den Deutschen die von dem Vater beobachtete freundliche Seite walten ließ, wurde der wichtige Artikel in zwei Urkunden dahin erläutert, daß niemand von den Klosterunterthanen wegen eines Verschuldens anderswohin als vor den Klosterrichter oder das Prager Landrecht belangt werden könne.[47]) Ich möchte nun das so verstehen, daß von da ab (1284) für Capital-Verbrechen nur mehr das Prager Landrecht competent sein sollte und nicht auch der Klosterrichter. Werde mich jedoch gerne bescheiden, wenn die befugten Rechtshistoriker der Sache eine richtigere Deutung zu geben verstehen sollten.

Die Stiftungsurkunde enthält außerdem noch drei Artikel, welche mit dem Prädium Poletitz zwar nichts zu thun haben, hier aber doch angereiht werden sollen, weil ja meine Abhandlung überhaupt mit der Stiftung Goldenkrons sich befaßt und diese drei Artikel einen wesentlichen Bestandtheil derselben, beziehungsweise der Dotation bilden. Ottokar schenkte nämlich seinem Kloster ferners zwei in Oesterreich zu dem Zwecke erst erkaufte Weingärten, deßhalb, „damit das Andenken an uns (im Kloster) auch in der Folge beliebt bleibe, wie daß wir für die Vertheidigung der Länder Oesterreich und Steier gegen die häufigen Anfälle der Heiden unsere Person ausgesetzt haben, damit zugleich unsere Länder mit allem unserem Gute.“[48]) Das ist offenbar die Bestimmung, welche bisher zur Deutung Anlaß gegeben, daß Goldenkron zum Dank für den Sieg bei Kroissenbrunn gestiftet worden sei. Nein, es war nicht deßhalb begründet worden, sondern Ottokar hat zur Erinnerung hieran und an seine Kämpfe mit den Magyaren überhaupt bloß zwei Weinberge nach Goldenkron gewidmet. Und auf diese Erinnerung sollte einst von den grauen Mönchen wacker getrunken werden; somit war einer Eigenthümlichkeit, von welcher seit Tacitus behauptet wird, daß sie eine specifisch deutsche sein soll, billige Rechnung getragen. Bei den Cisterciensern war es übrigens durchgängig Brauch, daß zur Erinnerung an die Gutthäter des Klosters an den hiefür bestimmten Tagen nicht bloß mehr gebetet, sondern auch etwas besser gegessen und getrunken worden ist. Und das war doch den grauen Mönchen zu gönnen, mußten sie ja mitunter wie Bauernknechte arbeiten und sahen dabei gleichwohl das ganze Jahr über keinen Bissen Fleisch,[49]) dessen

46) Urkundenbuch S. 9.
47) Urkdb. S. 30, 31.
48) Urkdb. S. 9.
49) Der Fleischgenuß wurde in Goldenkron selbst erst im J. 1411 gestattet. Urkdb. S. 363.

Genuß doch jenen nicht verboten war. Eine solch' bessere Kost hieß eine Pitanz und war gar ein Pitanzmeister mit der Verwaltung dieser Gedenk-Essen und Trinken betraut.[50]) Weiters schenkte der König dem Kloster ein Haus auf der Prager Kleinseite, damit doch der Herr Abt, wann er in Prag etwa zu thun hätte, wisse, wo abzusteigen wäre, und ob endlich die letzte Bestimmung, daß die Goldenkroner wie alle anderen Cistercienser in Oesterreich von dem auf der Donau verschifften Salz, Wein und sonstigen Viktualien keine Maut zu entrichten haben sollten, einen weit reichenden Werth besaß, wird sich kaum mehr ermitteln lassen.

Die, was wenigstens die räumliche Ausdehnung anbelangt, fast beispiellose Dotation des Böhmenkönigs erfuhr schon fünf Jahre später eine bedeutende Vermehrung, welcher nicht allein Ottokar II., sondern später auch sein Sohn Wenzel II. ihre volle Sanction ertheilten. Am Zusammenflusse der Wottawa mit der Moldau erhob sich seit unbekannter Zeit die königl. Burg Klingenberg (Zvikov)[51]) und auf ihr saß im J. 1268 als Burggraf des Königs Herr Hirzo, welcher, wie es scheint, in den vierziger Jahren zuvor das Amt eines Vorstehers der königl. Küche besorgt hatte.[52]) Er dürfte vom Rhein her nach Böhmen gekommen sein und hatte Gelegenheit gefunden, dem Könige Wenzel I. außer den bei einem Könige immerhin schon etwas besagen wollenden Küchendiensten noch andere wichtige Dienste zu leisten. Dafür wurde er von dem Könige mit einem langen Strich Landes beschenkt, welcher den südlichsten Theil des Prädiums Poletitz bildete, sich entlang dem Besitze der Witigonen zu Krummau zog und späterhin von dem Dorfe Mugerau das Gut Mugerau (Mokraw) hieß. Die rühmliche Treue, welche Hirzo dem Könige Wenzel I. bewiesen hatte, übertrug er auch auf dessen Sohn Ottokar II. und wurde von diesem zum Burggrafen auf Klingenberg ernannt. In welchem Jahre ist nicht mehr zu ermitteln, aber Hirzo bekleidete dieses Amt sicher schon am 10. März 1265, und es scheint, als ob er, der sich einen „Ritter des Königs der Böhmen" nannte, sich von demselben bei der Gründung der Stadt Budweis in eben demselben Jahre hätte gut verwenden lassen.[53]) Jedenfalls war der Ritter Hirzo ein wichtiger Factor in der Verwirklichung der königlichen Absichten, soweit dieselben auf die Colonisirung und Germanisirung des südlichen Böhmens abzielten. Hirzo war dann selbst Colonisator auf seinem Grund und Boden, denn er hatte schon wenigstens eine Dorfschaft auf dem ihm vom Könige Wenzel geschenkten Gute Mugerau angelegt und dieselbe mit seinem Namen — Nahirzowe — benannt. Der Ort ist heute ein Marktflecken, führt jedoch nicht mehr den Namen des Gründers, sondern heißt schon längst nur Wuldau oder auch Unterwuldau. Zwar mit einer Frau, die dem Namen nach slavischer Abkunft gewesen sein muß — Darirza geheißen, verheiratet, hatte er doch keine Kinder erzielt und dieser Umstand mag ihn bewogen haben, das Gut Mugerau nicht dem Könige, sondern dessen Stiftung gewissermaßen zurückzustellen und hiedurch dem Prädium Poletitz wieder zu seinem alten Umfang zu verhelfen. Er gewann die Zustimmung Ottokars hiezu natürlich leicht und als selbstausübender Colonisator hatte er den Trost

---

50) So in Hohenfurt z. B. im J. 1340. Font rer. Austr. 2, XXIII, 85, Nr. 84.

51) Uiber die Burg Klingenberg und ihre Alterthümer hat zuletzt Hr. Franz Rudolf Bezděka, k. k. Conservator, in den Mitth. d. k. k. Centralcommission zur Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale (1872, XVII, 97—105) gehandelt, beziehungsweise „Notizen" veröffentlicht, welche aber eine fast kindliche Auffassung der älteren historischen Verhältnisse bekunden. Der historische Theil jener sonst sehr lobenswerthen „Mittheilungen" läßt überhaupt, wie gar leicht zu erweisen wäre, vieles zu wünschen übrig.

52) Erben, Regg., Nr. 1053, 1218.

53) Trajer, Diöcese Budweis, S. 16, aber nicht, wie im Urkdb. (S. 16, Anmerk.) gesagt ist, nach Balbin.

und die Hoffnung, daß das von ihm begonnene Werk von den grauen Mönchen in Goldenkron mit ungeschwächter, ja verdoppelter Kraft fortgesetzt werden würde. So kam also der bezügliche Abtretungsvertrag zwischen ihm und dem Stifte Goldenkron unschwer zu Stande und Ottokar genehmigte denselben am 27. März 1268 zu Pisek,[54]) wobei außer anderen auch Herr Čéč von Budweis als Zeuge zugegen war. Das Kloster wird mancherlei geboten haben, was dem Seelenheile Herrn Hirzo's und seiner Hausfrau Darirza nützlich schien, das biedere Ehepaar dagegen werthvolles und schwerwiegendes Gut. Fünfzehn Dörfer erhoben sich bereits auf demselben, keines jedoch führt in der bezüglichen Urkunde einen deutschklingenden Namen. Sie breiteten sich auf dem Territor von Hore ob Poletitz, in welchem ich das heutige Hörwitzl erblicke, bis Nahirzowe, wie gesagt Unterwaldau aus, an und zwischen dem Stein- Höritzer Bache, der Olsch und Moldau und sind ihre Namen schon vorhin einmal der Reihe nach aufgeführt worden. Diese Namen scheinen unwiderleglich darzuthun, daß die Gegend im J. 1268 noch ganz slavisch war, und wenn ja schon eine deutsche Einwanderung stattgefunden, eine solche nur für Nahirzowe mit einiger Gewißheit vermuthet werden kann. Der Leser wird aber weiter unten sehen, wie verhältnißmäßig rasch nach der Schenkung die Namen dieser Dörfer ein deutsches Gepräge empfingen. Von den Bedingungen weiters, unter welchen die Uebergabe an das Kloster stattfand, will ich nur eine einzige besonders hervorheben. Hirzo nämlich und seine Gattin Darirza sollten, weil sie die Nutznießung des Gutes sich für die Dauer ihres Lebens vorbehalten hatten, zur beständigen Erinnerung an die vollzogene Schenkung und deren bleibende Giltigkeit dem Kloster alljährlich einen Hecht oder den entsprechenden Geldwerth überreichen oder übergeben lassen. Es ist nicht bekannt, wann Frau Darirza aus dem Leben geschieden ist, doch erscheint die Möglichkeit zulässig, daß sie nach dem Tode ihres Mannes, wenn sie ja denselben überlebte, in ein Kloster eingetreten ist. Hirzo selbst aber starb am 13. März 1275, wurde beim Eingang in den Capitelsaal zu Goldenkron begraben und dürfte der Uebergang seiner Herrschaft an das Stift ohne irgend welche Schwierigkeiten stattgefunden haben. Das Kloster verschmolz selbe wieder mit dem Prädium Poletitz und verlor sie später zugleich mit diesem an die Herren von Rosenberg. Natürlich galt, was nicht unwichtig zu bemerken ist, bei dem Gute Mugerau dieselbe Gerichtsfreiheit, welche für die Herrschaft Poletitz statuirt worden war.

Die zweite immerhin auch nicht unbedeutende Vermehrung des Dotationsgutes erfolgte endlich im J. 1315 und zwar am Lichtmeßtage (2. Februar).[55]) Sie ging aus von einem Herrn, dessen und seiner Familie Namen unverkennbar für den deutschen Ursprung dieser sprechen. Es war das Herr Bawor (Baier) III. von Baworow (Barau), dessen Hause auch der Johanniterconvent zu Strakonitz sein Entstehen verdankt. Bawor III., welcher zwei Brüder, Niklas von Blatna und Wilhelm von Strakonitz, hatte, war Besitzer der in der Nähe von Goldenkron gelegenen Herrschaft Poreschin,[56]) und von dieser trennte er in besagtem Jahre das Gericht Černitz mit den Dörfern Zchirnitz (eben jenes Černitz), Zwyneitz (Vorder- oder Ober- und Mitter-Zwinzen), Moyn (Mojné), Zaltitz (gegenwärtig ebenso geschrieben) und Xsydel (Skridlan) mit dem dabei befindlichen Walde Zussux ab und schenkte es nebst der Černitzer Pfarrkirche und allem anderweitigen Zubehör, worunter sogar die Möglichkeit etwaiger Goldgruben angeführt wird, dem in nächster Nähe gelegenen Hause der grauen Mönche. Dieses mit seinem Besitze bisher auf das linke Ufer der Moldau beschränkt, faßte nun auch auf dem rechten Ufer festen Fuß. Es ist keines-

54) Urkundenbuch S. 15—19.
55) Urkundenbuch S. 53—57.
56) Geht hervor aus der Urkunde Nr. 64 in Font. rer. Austr. 2. XXIII, 66.

wegs zu vermuthen, daß dieſe Schenkung ähnliche Motive wie bei den Schenkungen Ottokars II. und Hirzo's bewirkt habe. Das Gericht war einmal auch von zu geringem Umfang und von den Slaven bereits coloniſirt. Es verblieb ferners ſlaviſch bis zum heutigen Tage und neben dem Gerichte Rojau bei dem Stifte bis zu deſſen Auflöſung. Weiters iſt nicht erſichtlich, welche Beſchaffenheit es mit dem Gerichtsſtande des Kloſters auf dieſem Gebiete hatte. Der Grund der Schenkung lag offenbar vornehmlich in dem frommen Sinne des Herrn Bawor, welcher Jahrtag, ewiges Licht, eine ewige tägliche Meſſe und vor allem eine Grabſtätte im Kloſter haben und beſitzen wollte, war der kirchlichen Richtung ſeines Hauſes gemäß und dieſes, was gar nicht überſehen werden ſoll, dem Ausſterben nahe. Denn bedeutende Schenkungen an die Kirche pflegen im Mittelalter gar häufig das Erlöſchen eines Hauſes zu ſignaliſiren oder doch die Möglichkeit dieſes Falles ſehr nahe gerückt erſcheinen zu laſſen. Bawor III. überlebte ſeine Schenkung, von welcher auch angemerkt iſt, daß ſie der Landtafel einverleibt worden ſei — unter den Goldenkroner Urkunden das erſte Beiſpiel mit dieſer Clauſel — nicht gar lange. Schon am 21. Jänner 1318 heißt es von ihm „ſeligen Andenkens“ [57]) und wurde er gleich Herrn Hirzo zu Goldenkron begraben. Er war mit Frau Margareth, der Tochter Herrn Heinrichs I. von Roſenberg und alſo einer Enkelin des Stifters von Hohenfurt, vermählt geweſen.

Das Goldenkroner Dotationsgut hat ſpäterhin wohl noch einige Bereicherung empfangen, welche jedoch von noch geringerem Umfange als jene Herrn Bawors war und für die Ermittlung der culturhiſtoriſchen Bedeutung des Kloſters auch ohne irgend einigen Werth iſt. Das Schwergewicht dieſer Bedeutung liegt nun in der Thatſache, daß in Folge der Errichtung von Goldenkron alles Land im Südweſten und Weſten vom Plauskerwalde theils coloniſirt, theils germaniſirt worden iſt. Es unterliegt, wie ich ſchon oben gezeigt habe, durchaus keinem Zweifel, daß im Stiftungsjahre des Kloſters, nämlich im J. 1263, dieſer ganze Landſtrich oder die Herrſchaft Poletitz, ſoweit ſie ſchon bebaut geweſen, ſlaviſch war und daß dort die Slaven überhaupt als die erſten Bewohner angeſehen werden müſſen. Heute jedoch iſt derſelbe Landſtrich mit Ausnahme eines fruchtbaren Theiles um Elhenitz und Netolitz ganz deutſch; zwiſchen dieſen zwei Zeitpunkten aber liegt eben Goldenkron und das Wirken ſeiner grauen Mönche. Indeß fehlt es nicht an Anhaltspunkten, daß auch auf dem Boden der erwähnten Ausnahme ſich bereits viel deutſches Weſen in den erſten zwei Jahrhunderten ſeit der Stiftung eingebürgert hatte; dagegen ſind die Urſachen, welche das Deutſchthum aus ſeinen dortigen Stellungen verdrängten, zur Stunde noch unaufgeklärt. So hatte Netolitz im 14. Jahrhunderte einen Bürgerſtand, welcher auf deutſchen Einrichtungen und insbeſondere auf deutſchem Rechte fußte. [58]) Von Netolitz haben wir für das ſüdliche Böhmen den älteſten Nachweis über das deutſche Zunftweſen, [59]) die Netolitzer rechneten damals nicht nach den dicken Prager Pfenningen (Groſchen), ſondern bedienten ſich der Paſſauer Pfenninge, [60]) ein beſonderer Prediger verkündigte dort das Wort Gottes in deutſcher Sprache [61]) u. ſ. w. Alſo auch in dortiger Gegend hatte ſich das Deutſchthum ſchon ausgebreitet gehabt. Dagegen hat dieſes weiter ſüdlich die einmal friedlich eroberte Stellung bis auf den heutigen Tag behauptet.

Die Leitung der Arbeit, durch welche ſolche Stellung geſchaffen werden ſollte, übernahm nun wirklich König Ottokars II. Stiftung. Nicht daß ſich ein förmlicher Auftrag hiezu nachweiſen ließe, ſondern die Thatſachen, welche ſich an die

57) Urkundenbuch S. 68.
58) Urkundenbuch S. 141: scabini et iurati, S. 339: iudex et scabini.
59) Ebendaſelbſt S. 95—96.
60) Ebendaſelbſt S. 80, 96.
61) Ebendaſelbſt S. 345: Mathias vicarius et praedicator Theutunicorum in Notholicz.

Stiftung reihten, liefern hiefür den unwiderlegbaren Beweis. Von entscheidender Wichtigkeit hiebei war, daß, wie ich schon früher hervorgehoben habe, dem Kloster bei seiner Gründung ein eigener Gerichtsstand bewilligt worden ist. Ohne solchen wäre eine deutsche Einwanderung in größerem Maßstabe auch gar nicht denkbar gewesen, wogegen die in Aussicht gestellte leichte Gewinnung von Grund und Boden, was die Vorbedingung einer jeden Einwanderung ist, und die Gewißheit, in der neuen Heimat nach deutschem Rechte leben und wirthschaften zu können, unternehmungslustige Arbeiter mächtig anlocken mußten. Urkundlich nachweisbar begann die Einwanderung zuerst auf der Herrschaft Mugerau oder wahrscheinlicher: sie setzte sich, seit dieses Gut in den Besitz des Klosters übergegangen war, nur lebhafter fort. Leicht erklärlich, denn hier lag in Unterwuldau der nächste Anknüpfungspunkt an die bairischen Lande, und diese waren ja der Quell, welcher auch das Land diesseits des Waldes befruchten und in germanischen Boden umwandeln sollte. Die neue Erscheinung manifestirt sich zunächst in der Wandlung, welche die Dorfnamen des Hirzonischen Gutes in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 16 Jahren durchmachten. Noch im J. 1268 tragen sie entschieden slavisches Gepräge; dagegen begegnen wir bereits im J. 1284 [62]) einem Muczstat (Mautstadt, früher Vmita), Jenkezlag (Janketschlag, früher Vyanka), Diecohzlag, Juriklag, Jercenzlag und Budeczlag, welche letztere vier Namen ich zwar noch nicht bestimmt auf ihre heutigen zurückzuführen wage, die aber trotzdem und trotz ihrer offenbar starken Verunstaltung durch Welislaw, den slavischen Notar Wenzels II., genugsam erkennen lassen, daß bis dahin eine beträchtliche Menge deutscher Kräfte sich dortselbst heimisch gemacht und niedergelassen hatte. Die in jenen Ortsnamen aber schon zur Anwendung gekommene Bezeichnung „Schlag" beweist wiederum zweierlei: daß die Hauptarbeit der neuen Ansiedlungen im Niederwerfen des Waldes bestand, welcher immer noch mehr weniger Urwald gewesen sein wird, und daß zweitens diejenigen, welche solche Arbeit verrichteten, Baiern waren. Diese hatten ja bereits auf ihrer Seite und schon seit vielen Jahren den Wald bekämpft, einen Holzschlag nach dem anderen eröffnet und Dörfer hineingestellt, deren Namen sie dann wie zur Erinnerung den Schlag angehängt haben. Wobei sie freilich gut gelernt hatten, wie man so einem ungehobelten Waldklotz zu Leibe gehen muß, um ihn manierlicher erscheinen zu lassen, und indem sie so ihr Handwerk aus dem F erlernt hatten, war es ganz natürlich, sie einzuladen, auch „herüben" die Kraft ihrer Sehnen und Fäuste spielen zu lassen.

Es kann diesmal nicht meine Aufgabe sein, die einzelnen Stadien jenes interessanten Prozesses darzustellen und nachzuweisen, welcher sich vornehmlich in dem ersten Jahrhundert der Stiftung auf deren Herrschaftsgebiete abspielte und zum Ergebnisse die Germanisirung dieses Theiles von Böhmen hatte. Ich habe ja gegenwärtig überhaupt nur auf die Bedeutung der Stiftung in culturhistorischer Beziehung hinzuweisen und da genügt es nun allerdings in wenigen Umrissen den Gang der Colonisirung, beziehungsweise Germanisirung zu kennzeichnen. Die Einwanderung hat also ihren Weg vorerst über Unterwuldau genommen und ging so ganz der Handelsstraße entlang, welche diesen Ort mit Baiern verband, und von ihm über Mautstadt, dessen Bedeutung ich schon oben hervorgehoben habe, nach Poletitz, weiters über das Dorf Weichseln und an Krummau vorüber nach dem gleichfalls im Emporblühen begriffenen Budweis führte. So entstand dem zufolge auch die erste deutsche Ansiedlung auf dem Poletitzer Prädium, und zwar auf der Stelle, welche heute der fürstl. Schwarzenbergische Krenauhof einnimmt. Das Stift begründete hier die Ortschaft Neukrenau (Novum Crenowe), späterhin zum Unterschiede von dem ursprünglich slavischen, jetzt aber ebenfalls deutschen Krenau (Krzenow Bohemicale) Deutschkrenau (Krzenow Theutunicale)

62) Ebendaselbst S. 32.

genannt[63]), und zwar erfolgte diese Gründung noch vor dem Jahre 1293. [64]) In demselben Jahre regelte es dann seine Beziehungen mit den Bürgern von Kalsching (Qualsing), [65]) welcher Ort nun seinen für alle Folgezeit entschiedenen deutschen Charakter erlangte. Dem Quellgebiete des Kalschinger Baches folgend errichtete es vor dem Jahre 1310 die Ortschaften Ochsbrunn und Hochwald, [66]) im Jahre 1311 aber die Neustift (nova fundatio) Smydz, [67]) jetzt Groß- und Klein-Zmietsch. Auch die Bezeichnung einer Neugründung oder Neusiedelung mit dem Worte Neustift oder Stift schlechtweg ist von „drüben" herübergekommen. Es konnte damit ebenso gut ein ganzes Dorf wie ein einziges Bauernhaus oder Wirthschaft bezeichnet werden. Noch heute gilt jedes Bauernhaus als Stift. Dann wechselten aber Stift und Schlag in der Weise ab, daß z. B. ein und derselbe Ort einmal Scrinerstift und ein andermal Schreynerslag hieß. [68])

Die Zmietschdörfer liegen schon nördlich vom Kremserbache und an der heutigen Sprachgränze, welche zugleich Gränze des ehemaligen Gerichtes Elhenitz ist. Wie aber selbst in dem noch nördlicher gelegenen Netolitz unter dem Schutze des Krummstabes von Goldenkron deutsche Cultur sich eingebürgert hatte, habe ich bereits angedeutet. Aus dem Quellgebiete des Saudnybaches richteten sich dann die Schritte der Colonisatoren nach den Wäldern am heutigen Goldbach. Dort entstand vor dem Jahre 1315 das Dorf Wreudenthal oder Freudtal, [69]) welcher Name seitdem seine Bedeutung geändert und sich zu einem Frauenthal oder dem noch volksthümlicheren Frantol umgestaltet hat, nebst noch anderen Dörfern in dessen Umgebung. Von hier drangen die Pionniere der deutschen Cultur noch weiter westlich vor und gewissermaßen in das Herz des Urwaldes ein. Es wurden vor dem Jahre 1360 in der Gegend des Pfarrdorfes Oberhaid, damals Sbytyn geheißen, und am Flanitzbache mehrere Stiften und Schläge gegründet oder eröffnet, [70]) bis man noch westlicher ein- und vordringend wieder das Moldauthal gewann und auch hier von Schönau (Schönaw) an bis hinab nach Unterwuldau eine Reihe deutscher Dörfer aufrichtete. Die Plan (Oberplan) mag vielleicht schon von den Slaven begründet worden sein, [71]) aber die Seldenaw — Salnau mit Umgebung ist specifisch deutschen Ursprungs. [72]) So hat unter der Direction der alten grauen Mönche in Goldenkron, die, wie ihre uns erhaltenen Namen beweisen, fast ohne Ausnahme Deutsche waren, die Colonisation ihren Umzug an den Gränzen des Poletitzer Prädiums gehalten. Natürlich ist auch das innere Gebiet allenthalben von deutschen Ansiedelungen durchsetzt worden, nur wissen wir aus Mangel an Urkunden namentlich über die Zeitfolge derselben sehr wenig. Wenn so die Mönche des Ottokarischen Klosters ihrer Aufgabe in ausgedehntestem Grade gerecht geworden sind, so haben sie

63) Ebendaselbst S. 620.
64) Ebendaselbst S. 39.
65) Ebendaselbst S. 38—40.
66) Ebendaselbst S. 50.
67) Ebendaselbst S. 51.
68) Ebendaselbst S. 281, 297.
69) Ebendaselbst S. 61.
70) Wegen dieser Neugründungen, dann eben solcher, die gegenwärtig in den Pfarren Frauenthal, Chrobold und Salnau liegen, war das Stift Goldenkron in einen langwierigen Proceß mit der Wyschehrader Probstei, der Besitzerin der nachbarlichen Herrschaft Prachatitz-Wallern, gerathen, dessen Beginn in den August 1360 fällt. Urkundenbuch S. 226. Diese Dörfer waren also vor diesem Zeitpunkte errichtet worden und zwar nach dem vorliegenden urkundlichen Zeugnisse durch das Goldenkroner Kloster. S. 224.
71) Urkundlich zum ersten Male im J. 1332 genannt. Urkundenbuch S. 79.
72) Der Name Seldenaw (die glückselige Au) dient mir zugleich zum Beweis, daß Ortsnamen der alten Heimat in die neue übertragen worden sind, was ja eine bei Einwanderungen gewöhnliche Erscheinung ist. Urkundenbuch S. 294, Anmerkung.

auch für das Seelenheil der Bewohner der Neustiften und Schläge zu sorgen nicht vergessen, was von ihnen als geistlichen Herren sich eigentlich von selbst verstand. Sie errichteten nämlich zu den etwa schon bestandenen Kirchen neue Kirchen und Pfarren [73]) und besetzten sie wie wenigstens die Namen derselben beweisen, mit deutschen Pfarrherren. [74]) Für die günstige Entwicklung des Germanisirungsprocesses war das von großer Bedeutung; dahin lasse ich jedoch gestellt sein, ob auch schon irgend ein deutscher Schulmeister bei kargem Brot die Erleuchtung der Nachkommenschaft der in diesen Winkel Böhmens verschlagenen Bajuvaren besorgte. [75])

Es muß in dem letzten Viertel des 13. und insbesondere in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf den Höhen, in den Thälern, Wäldern und Auen zwischen dem Plansker- und dem böhmischen Gränzwalde sich ein gar frisches Leben und Weben kund gegeben haben. Die Arbeit war auch keine geringe; es scheint jedoch, als ob die großen Schwierigkeiten die Thatkraft unserer Vordern nur noch mehr erhöht hätten. Es fällt mir aber durchaus nicht bei, über dem Ruhm unseres Volkes den Antheil zu verschweigen, welcher den Slaven wie an der Urbarmachung des südlichen Böhmens überhaupt, so auch an jener der Poletitzer Herrschaft gebührt. Denn hatten sie schon vor der Stiftung von Goldenkron alle jene oben aufgezählten Dorfschaften entweder schon begründet oder zu errichten begonnen, so setzten sie auch nach derselben, jetzt jedoch unter deutscher Leitung und nach den Satzungen der Deutschen ihre Bemühungen um die Beurbarung fort. So saß bald auf der einen Bauernstift in einem und demselben Dorfe ein eingewanderter Bajuvare, auf der nachbarlichen aber ein vielleicht aus der nächsten Nähe herbeigekommener Tscheche, [76]) doch wohlgemerkt, beide nach einem und demselben, nämlich nach deutschem Rechte, und was gleichfalls nicht übersehen werden darf, nicht gar zu lange. Denn das deutsche Element äußerte eine so gewaltige Expansiv- und Assimilirungskraft, daß der slavische Nachbar, obgleich er doch ganz auf demselben Boden fußte, ihm auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Er verlor sich nach und nach ganz in demselben, nur, wie ich schon oben berührt habe, in den Berg-, Fluß-, Flur-, Dorf- und Hausnamen die eine und andere Erinnerung an sich zurücklassend, so auch in der Sprache des Volkes, in welchem er aufgegangen ist. Der ganze Prozeß aber muß sehr einfach und natürlich verlaufen sein; denn es ist auch nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden, wornach man auf Gewaltsamkeit von der überlegenen oder auf sonst vollkommen begreifliche Reaction von der unterliegenden Seite schließen könnte. Und so ist es schon eine undenkliche Zeit, seitdem der letzte slavische Mann als mit Haus und Hof seßhafter Bewohner aus diesem Theile Böhmens verschwunden ist.

Es mag sich vielleicht späterhin Gelegenheit finden, im Detail auszuführen und nachzuweisen, was hier einstweilen nur in großen Zügen gegeben worden ist.

---

73) Urkundenbuch S. 49—50, 224.

74) Ebendaselbst S. 40: Henricus plebanus de Bolatitz im J. 1293 und in derselben Urkunde S. 39: Conradus de Qualsing; S. 101: Theodricus plebanus in Kajow i. J. 1346 u.s.w.

75) Der erste urkundlich nachweisbare Lehrer auf dem Poletitzer Gebiete gehört nach Gojau und in das Jahr 1469. Der Name desselben ist uns nicht überliefert; soll er aber kein ausgezeichneter Schulmann gewesen sein, so war er gewiß ein um so besserer Kriegsmann, denn er bestand im Vereine mit seinem nicht minder mannhaften Pfarrer im besagten Jahre einen siegreichen Kampf gegen — Ketzer, wahrscheinlich Kriegsleute des Königs Georg, von welchen auf ihrem Zuge in das Fürstenthum Passau auch einige nach Gojau, damals berühmter Wallfahrtsort, gekommen sein mögen.

76) Wieder erinnernd an das, was ich schon oben über die Hausnamen gesagt habe, verweise ich dann noch auf den Inhalt der Urkunde Nr. 122 des Urkundenbuches (S. 292—303), welche ein ungemein belehrendes Bild gewährt, wie noch im J. 1395 in den Pfarren Salnau, Schönau, Oberhaid, Chrobold und Frauenthal Slaventhum und Deutschthum neben einander bestand.

Doch kann schon nach dem wenigen Gesagten kein Zweifel über die eigentliche Bedeutung der Stiftung bestehen, welche König Ottokar II. an einem unbekannten Tage des Jahres 1263 beurkundet hat. Der Cistercienserorden hat hier ebenso eine der letzten Proben von der Tüchtigkeit seiner Organisation abgelegt wie der bairische Volksstamm von seinem gegen den Osten hin so reichlich an den Tag gelegten Colonisirungstalente. Diejenigen aber, welche es sich schon längst angewöhnt haben, in ihren Stilübungen nach gewohnter verletzender Schablone die Deutschen in Böhmen als „Fremdlinge" zu tractiren, werden nun zwar nimmer durch Belehrung von ihren dogmatisch gewordenen Anschauungen und Vorstellungen abzubringen sein; das soll mich jedoch nicht hindern, dieser immerhin bedauerlichen Menschenspecies wenigstens im Namen meiner Heimatsgenossen zu erklären, daß abgesehen von allen markomannischen Reminiscenzen und dem gewiß bedeutsamen Umstand, daß die Slaven in Böhmen eben auch keine Aboriginer, seit Ewigkeit her Dagewesene sind, die Deutschen des südlichen Böhmens sich allerdings nur als Einwanderer betrachten und betrachten können, doch haben dieselben den Grund und Boden, worauf sie sitzen, sich nicht gewaltsam oder hinterlistig angeeignet und auch nicht geschenkt empfangen, sondern sie haben ihn sich mit Einsetzung all' ihrer Lebenskraft errungen und weil doch schon bald ein halbes Dutzend Jahrhunderte darüber in's Land gegangen sein wird, vielleicht auch — ersetzen.

Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

(Mit einer Karte.)

Von Dr. **Richard Andree.**

Es ist bekannt, daß die Lausitzer Wenden stark in der Germanisirung begriffen sind und wie diese ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln stattgefundene Germanisirung namentlich in der letzten Zeit rascher und rascher vorwärts schreitet. Fast sämmtliche Wenden sind heute — wenige alte Leute abgerechnet — zweisprachig und des Deutschen mächtig; der Jugend wird das Deutsche immer geläufiger, so daß jetzt schon mit ziemlicher Bestimmtheit ein völliges Aussterben der wendischen Sprache in der Lausitz vorausgesehen werden kann, gerade so, wie dieses auch in andern ehemals slavischen Gegenden Nord-Ost-Deutschlands der Fall war.

Die Gründe für dieses Aussterben sind mannigfaltiger Art. Zunächst macht sich der deutsche Cultureinfluß und damit die deutsche Sprache auf den kleinen Slavenrest mächtig fühlbar; letzterer bildet eine unbedeutende Insel im großen deutschen Sprachgebiet, er steht ohne geographischen Zusammenhang mit den übrigen Slaven da. Die geistige Verbindung mit der Slavenwelt, genährt durch eine künstlich betriebene Literatur, ist nur sehr gering und läßt den Bauer kühl; dieser aber bildet die ungeheure Mehrheit der Wenden; die Zahl der Gebildeten, den anderen Ständen angehörigen Wenden, die noch ein slavisches Bewußtsein besitzen, läßt sich an den Fingern abzählen. Die wendische Sprache hat nirgends eine offizielle Geltung, vor Gericht wird deutsch verhandelt und kein Gesetz, kein Erlaß wird in ihr dem Bauern vermittelt, der ja das Deutsche versteht. Mit Ausnahme des Religionsunterrichtes ist die Schule deutsch und die wendische Sprache wird nur noch dazu benutzt, um im Anfange den Kindern das Verständniß des Deutschen zu erleichtern. Der Gottesdienst wird deutsch und wendisch gehalten; da aber in Preußen wie in Sachsen bedeutender Mangel an wendischen Geistlichen ist — nur auf den Gymnasien zu Bautzen und Kottbus wird wendischer Unterricht für die zukünftigen Geistlichen ertheilt — so haben viele wendische

Parochien mit deutſchen Geiſtlichen beſetzt werden müſſen. Mit der deutſchen Bibel und dem deutſchen Geſangbuch germaniſirt ſich der Wende dann vollſtändig. Die Gutsherrſchaft iſt überall deutſch und jedesmal ein Germaniſirungscentrum. Vor allem wirkt aber die allgemeine Militärpflicht germaniſirend; der vom Militär heimgekehrte Soldat will ſehr häufig vom Wendiſchen nichts mehr wiſſen. Da dieſe nun ſeit langer Zeit in Preußen beſteht, ſo macht ſich hier die Germaniſirung weit fühlbarer als in Sachſen, wo ſie erſt ſeit kurzem eingeführt iſt. In letzterem Lande, wo Bautzen der Hauptſitz der wendiſchen literariſchen Beſtrebungen iſt, zeigt das Wendenthum mehr nationale Kraft als in Preußen, zumal in dem katholiſchen Striche bei Kloſter Marienſtern. Aber ein eigentliches wendiſches Nationalgefühl beſteht nicht. Politiſch ſpielen die Wenden gar keine Rolle. Sie ſind ſtaatlich zerſplittert in preußiſche und ſächſiſche Wenden; religiös in Proteſtanten und Katholiken, endlich auch ſprachlich in Ober- und Niederlauſitzer — alles Gründe, um ein gemeinſames Zuſammengehen zu verhindern und die Germaniſirung zu erleichtern. Die Städte der Wendei ſind deutſch; die Wenden, die dort ſich anſiedeln, germaniſiren ſich faſt alle. Endlich hat die Einwanderung der Deutſchen in der letzten Zeit ſtark zugenommen; zahlreiche Eiſenbahnen durchſchneiden die früher vom Verkehr abſeits liegende wendiſche Lauſitz. Das induſtrielle Element nimmt zu und dieſes iſt deutſch.

Von weſentlichem Einfluſſe bei der in Rede ſtehenden Germaniſirung der Wenden erſcheint auch die Bodengeſtaltung. Ihr Land gehört völlig der norddeutſchen Tiefebene an; nur im Süden lehnt ſich das wendiſche Sprachgebiet noch an das Lauſitzer Mittelgebirge an. Kein ſchützender Wall umgibt dasſelbe mit Bergen, die einem Vordringen des Deutſchthums Halt gebieten könnten. — Frei und offen liegen die Grenzen da, einladend zum Einbruch in das Gebiet. Daß die Tſchechen im Kerne Böhmens ſich bis zum heutigen Tage ungebrochen erhalten konnten und nun gleich einer Halbinſel in das deutſche Sprachgebiet hineinragen, haben ſie — neben vielen anderen Umſtänden — auch den Bergen dieſes Landes mit zu danken, ohne die ihnen wohl ein ähnliches Schickſal bereitet worden wäre wie den Slaven Nordoſtdeutſchlands. Die anſtürmende deutſche Völkerwelle, die in Böhmen ohnehin ſpäter als in Nordoſtdeutſchland zu wirken begann, ſchlug wohl über den Böhmerwald, das Erz- und Rieſengebirge hinaus, ſie nahm weite Strecken des Landes ein, imprägnirte dasſelbe, auch im ſlaviſchen Theile, mit deutſchem Weſen; aber mit jener ununterbrochenen Nachhaltigkeit wirkte ſie nicht wie in Nordoſtdeutſchland, und die Kämme der Berge, welche die vorgedrungenen Deutſchen von der breiten Maſſe der Nachhut trennten, wirkten als natürliche Grenzveſten der Tſchechen. Da nun auch die politiſchen, geſchichtlichen und Culturverhältniſſe bei den Wenden weit ungünſtiger als bei den benachbarten, ihnen ſtammverwandten Tſchechen lagen, ſo wird ihr Hinſchwinden den Deutſchen gegenüber leicht erklärlich. Die Geſtaltung ihres Landes gewährte ihnen nirgends einen natürlichen Schutz.

Unter ſolchen Umſtänden wird es zur Pflicht, noch zu ſammeln, was vorhanden iſt, zu beſtimmen, wie weit heute die wendiſche Zunge in der Lauſitz noch reicht, die Urſachen zu beleuchten, unter denen ſie dahinſchwindet, und zu zeigen, wie dieſes Dahinſchwinden ſeit Jahrhunderten ein allmäliges, aber unaufhaltſames iſt. Schön iſt der Vergleich nicht, aber richtig: Das kleine Wendenvölkchen oder vielmehr ſeine Sprache gleicht einem Schwindſüchtigen, von Tag zu Tag nehmen die Kräfte mehr ab und näher und näher rückt die Stunde gänzlicher Auflöſung.

Schwierigkeit, sich Nachrichten über das Eingehen der wendischen Sprache zu verschaffen.

Ungemein schwierig ist es, sich Daten über das Eingehen der wendischen Sprache in verschiedenen Gegenden zu verschaffen. Meist ist es ein sanftes, allmäliges Einschlafen gewesen und der Zeitpunkt läßt sich dann nicht genau fixiren. Nur in den seltensten Fällen hat man sich die Mühe genommen, in den Kirchenbüchern zu bemerken, wann etwa der wendische Gottesdienst ganz durch deutschen ersetzt wurde; ereignete dieses aber sich, dann war die wendische Sprache gewöhnlich schon sehr geschwächt und die deutsche bereits stark eingedrungen.

Ich habe es nicht an Mühe fehlen lassen, möglichst viel bestimmte Data über das Eingehen der wendischen Sprache im vorigen und diesem Jahrhundert direkt zu sammeln, aber die Ausbeute steht in keinem richtigen Verhältnisse zur Mühe. Wie oft antworteten mir Geistliche in Dörfern, die augenscheinlich noch vor hundert Jahren ganz wendisch waren: wir wissen nicht wann diese Sprache einging. Eine Erklärung dafür gibt in ergreifenden Worten der um das Wendenthum vielfach verdiente Pfarrer Bronisch zu Prietzen im Kalauer Kreise, der selbst in einer nun völlig germanisirten Gemeinde predigt: „Die Herren," schreibt er mir, „die am Sterbebette der wendischen Sprache gesessen haben und noch sitzen, gehören zu den lachenden Erben und freuen sich des Abscheidens eines armen und verachteten Wesens, das von den Almosen des Mitleids und der Duldung sein kümmerliches Dasein gefristet hat. So wenig man daran denkt, einem verstorbenen Hospitaliten ein Denkmal zu setzen, so wenig ist man geneigt, die Todte unter den Sprachen, die man in ihrem Leben verachtete, im Grabe zu ehren. Dieses war und ist nicht blos die Meinung der Deutschmichel, sondern auch der meisten Wenden selbst. Ein Stockwende steht im Weltverkehr einsam und verlassen da; er bedarf eines Dolmetschers vor Gericht, bei dem städtischen Kaufmann und Handwerker, kurz, sein Sprachbesitz ist ihm ein Kapital, das nicht nur keine Zinsen bringt, sondern noch obendrein Kosten verursacht. Darum steuern unsere Wenden mit allen Segeln schon um des materiellen Nutzens Willen dem Deutschthum zu, wie es ihre Brüder in Pommern, in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg schon vor Jahrhunderten gethan haben. Auch die Prediger in den gemischten Gemeinden, die in zwei Zungen Gottes Wort zu lehren haben, seufzen unter der Last ihres Amtes und sehnen sich nach Erleichterung, die ihnen allmälig auf Kosten des Wendischen zu Theil wird. Es ist unmöglich, daß ein Redner in zwei Sprachen ein Cicero werden kann. Schon die Bilinguität, wenn diese beim Volke einreißt, thut der Reinheit und Richtigkeit zweier Sprachen Schaden. Vor etwa 60—70 Jahren hatten mehrere Candidaten in dem großen Spreewalddorfe Burk Probepredigten zu halten coram ephoro. Derjenige, welcher seinen Vortrag mit dem Gebete begann: „Erbarmungswürdiger Gott (statt erbarmungsreicher) wurde unter Kopfschütteln des Ephorus von der Gemeinde gewählt und diese bereute die Wahl nicht. — Es wird schwer halten die Zeit des Eingehens wendischer Amtshandlungen in den Stadtkirchen, worin Landgemeinden eingepfarrt sind, zu ermitteln. Personalverzeichnisse von amtirenden Predigern sagen nichts davon, auch coincidirt der Zeitpunkt, wo deutsche Pfarrer die Stelle ihrer wendischen Vorfahren antraten, nicht mit dem Aufhören des wendischen Sprachgebrauchs." Das letztere ist richtig; aber mit dem Aufhören des wendischen Gottesdienstes ist der wendischen Sprache der letzte Halt genommen und nach Verlauf einer Generation hat sie in der Gemeinde ihr Ende erreicht. Wo also ein Datum über das Eingehen des wendischen Gottesdienstes vorliegt, da mag man auch dreißig Jahre später im Durchschnitt das Verlöschen der wendischen Sprache annehmen. Hiezu noch folgende briefliche Bemerkung des Herrn Diakonus Müller in Spremberg: „Zur Beurtheilung der Frage, ob eine Gegend aus-

ſchließlich wendiſch zu nennen ſei, iſt es nicht maßgebend, daß in einer ſolchen Parochie auch noch wendiſch gepredigt werde, ſondern ich erachte die häusliche und geſchäftliche Umgangsſprache hierin als entſcheidend. Denn wir haben Parochien, wo aus Mangel an wendiſchen Predigern ein Deutſcher genommen werden mußte und doch iſt in dieſen Dörfern das Wendiſche faſt durchgängig die Umgangsſprache. Es läßt ſich aber nicht läugnen, daß in den Dörfern, wo keine wendiſche Predigt mehr gehört wird, das Deutſche viel ſchneller zunimmt, namentlich bei der Jugend." Letzteres iſt natürlich für das Schickſal der Sprache maßgebend.

Wohl beſitzen wir einzelne Data über das Eingehen der wendiſchen Sprache in Oſtdeutſchland vor dem 16. Jahrhundert; allein ſie genügen nicht, um danach ethnographiſche Karten zu conſtruiren, welche das deutſche und ſlaviſche Sprachgebiet zu verſchiedenen Perioden gegeneinander abgrenzen. Wie weit hier die zukünftige Forſchung noch Licht verbreiten wird, ſteht dahin, aber ſolche Karten ſind ſicher eine würdige Aufgabe des Hiſtorikers, der einſt die früheſte Culturgeſchichte des deutſchen Oſtens im Zuſammenhang ſchreiben wird. Erſt von der Reformationszeit an fließen die Quellen etwas reichlicher, und ich begnüge mich daher in meinem kartographiſchen Verſuch damit, von dieſer Periode das allmälige Zurückgehen der wendiſchen Sprache nachzuweiſen und die Grenzen derſelben in verſchiedenen Perioden zu fixiren. Ich bin mir wohl bewußt, daß es ſich nur um einen Verſuch handelt, aber es wird gut ſein, wenn wenigſtens ein Anfang gemacht wird. An den Geſchichtſchreibern von Fach wird es ſein, hier den Ethnographen vorzuarbeiten, und jenen, die beſſer mit den Quellen vertraut ſind, ſteht es zu meine kleine Arbeit, die nur einen Anfang bezeichnet, weiter auszuführen und durch Beibringung ſpezieller Daten zu berichtigen, wo es nöthig erſcheint. Sicher wäre es eine vorzügliche Aufgabe für den Culturhiſtoriker, in einer Reihe von hiſtoriſch-ethnographiſchen Karten das ganze weite Gebiet von den Alpen bis zur Oſtſee, auf dem Deutſche und Slaven zu verſchiedenen Epochen einander ablöſten, um das ſie mit dem Schwerte oder mit Waffen des Friedens ſtritten, in ähnlicher Weiſe zu behandeln, wie ich es hier für einen kleinen Theil desſelben und eine beſchränkte Periode verſuchte.

Sprachgrenze zur Reformationszeit.

Die Reformation Luthers, welche der deutſchen Sprache zum Siege in der Kirche verhalf, mußte ſich dem Wendenthum gefährlich eweiſen. Die neuen Ideen fanden in der Lauſitz überall freudigen Eingang, deutſche Prieſter rückten dorthin mehr als früher vor und predigten deutſch im Sinne Luthers. Die Einwirkungen auf die Wenden blieben nicht aus und ſo iſt durch die Reformation dem Wendenthum ein großes Stück ſeines Sprachgebiets entriſſen worden. Pfarrer Jentſch führt eine lange Reihe von Ortſchaften auf, in welchen im 16. Jahrh. das Wendiſche noch herrſchende Sprache war und die heute völlig germaniſirt ſind. [1]) Auch Chriſtian Knauth [2]) führt diejenigen wendiſchen Kirchſpiele an, die ſeit dem ſechs-

1) Starizny serbskeje ryče a narodnosće in der Časopis towarstwa Maćicy Serbskeje, Bautzen 1849—50. S. 61 f. und 117 f. 1851—52. S. 49 f. 1853—54. S. 76 f. Er theilt dort die Geſchichte der wendiſchen Sprache in vier Abſchnitte ein: 1. vom Anfange der wendiſchen Geſchichte bis zum XII. Jahrhundert; 2. bis zur Reformation; 3. bis zum ſiebenjährigen Kriege; 4. bis zur Gründung des Breslauer und Bautzner wendiſchen Vereins.

2) Derer Oberlauſitzer Sorberwenden umſtändliche Kirchengeſchichte ꝛc. Görlitz 1767. S. 353 ff. „In dem Marggrafthum Oberlauſitz," ſagt Knauth, „finden ſich deutſche und ſorberwendiſche Einwohner. Solchem nach gibt es zweierlei Kirchſpiele, deutſche und wendiſche, in deren Schulen und Kirchen die Kirchkinder in wendiſcher Sprache unterrichtet und der Gottesdienſt in jeder Nation Sprache verrichtet wird. Es iſt aber an dem, daß die Wenden in vorigen Zeiten mehrere Kirchen, in denen ihnen wendiſch gepredigt worden, gehabt, als jetzo, indem von Zeit zu Zeit die Wenden angehalten worden, deutſch zu reden, und verſtehen zu lernen, welches denn ſonderlich bei denjenigen geſchehen, welche mit denen Deutſchen gränzeten, als die

zehnten bis achtzehnten Jahrhundert germanisirt wurden. Mit Hilfe dieser und anderer Quellen können wir die Grenze des wendischen Sprachgebietes für die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts construiren. Sie begann bei dem Dörfchen Goßwitz an der heutigen sächsisch-preußischen Grenze eine Stunde nordwestlich von der Stadt Reichenberg, führte südlich auf Zöblitz, Tollwitz, bis Bischdorf und nahm nun westliche Richtung an. Sie ging weiter über die Stadt Löbau, Alt-Löbau, Oelsa, Dehsa, Kötscha, Kunewalde, Weigsdorf, Worbis, Krosta, Kallenberg, Kirschau, Wilthen, Tautewalde, Naundorf, Trobigau, Schmölln (östlich von Bischofswerda). Von hier begann die nördliche Richtung zunächst auf Burkau, dann Seuritz, Rindisch, Rehnsdorf, Talpenberg, Ossel, die Stadt Elstra einschließend, Podwitz, Welka, Wohla, Hennersdorf, Bischheim, Schworsdorf, Petershain, Neukirch, Schmorkau, Zietsch, Otterschütz, Rohna, Kroppen (eine halbe Stunde östlich von Ortrand), Burkersdorf bei Ortrand, Lindenau, Tettau nach dem Städtchen Mükkenberg.

Bis zu dieser Stelle liegen die Parochien von Knauth verzeichnet vor und kann die Grenze zur Reformationszeit von Dorf zu Dorf verzeichnet werden. Nun aber müssen wir uns, in das Gebiet der Niederlausitz bei Mückenberg eintretend mit allgemeineren, weniger scharfen Grenzlinien behelfen, da hier die Quellen nicht so ausgiebig sind. Von Mückenberg zog sich die Grenze nach Finsterwalde,[3]) Bockwitz und Neßdorf; die Dörfer auf der Linie zwischen beiden Städten, sowie Alles weiter östlich gelegene war wendisch, wie das ausführlich aus einer fürstlichen Verordnung vom 15. Juli 1555 hervorgeht, welche die Geistlichkeit in den genannten Orten unter die Oberaufsicht des Pfarrers zu Senftenberg stellte, weil ihr früherer Superintendent in Groß-Hänchen nicht wendisch verstand. Von Finsterwalde zog sich die wendische Westgrenze über Sonnewalde, Weissagk (Wysoku) nach Luckau.

Luckau erhielt schon frühzeitig eine deutsche Bürgerschaft. Das Luckauer deutsche Schöppenrecht, hervorgegangen aus dem gemeinen Rechte des Landes, stand in großem Ansehen. Die Gerichte anderer Städte richteten sich in zweifelhaften Rechtsfällen nach demselben. So 1285 Beeskow; Kalau im 15. und 16. Jahrhundert noch wiederholt. Tuchmacher und Leinweber gaben früh der Stadt eine Bedeutung; mehr und mehr trat der nur ackerbauende Wende zurück. Kein unehelich Geborener wurde in eine Zunft aufgenommen, ebensowenig ein Wende, welchen indessen nicht verwehrt war, ihre Handwerke, besonders in den Vorstädten auszuüben, wie Töpferei, Schuh- und Kleidermachen. Man suchte ihnen aber überall das Fortkommen zu erschweren; einige schlossen sich daher an die Deutschen an, andere zogen sich auf die wendischen Dörfer zurück. Daß im sechszehnten Jahrhundert noch viele Wenden in Luckau und dessen Umgebung wohnten, erhellt aus

---

in den Königsbrücker, Pulßnitzer, Ruhländer Herrschaften, die an Meißen anstoßen. Sobald ihnen nun die deutsche Sprache bekannt worden, haben die Herrschaften, bei Absterben derer Pfarrer, einen neuen gesetzt, der allein deutsch verstanden, folglich den Gottesdienst allein in deutscher Sprache gehalten hat. Auf diese Weise sind viele wendische Parochien in deutsche verwandelt worden. Wir wollen aber in unserm Verzeichniß nicht allein diejenigen wendischen Kirchspiele aufführen, woselbst voritzo noch die wendische Sprache florirt, sondern auch die ehemaligen, die sich noch im 16., 17. und jetzigem 18. Säc. gefunden, und mit denen die Veränderung theils ganz, theils größtentheils vorgegangen, doch so, daß wir dieselben mit einem Stern zum Unterschiede derer andern bemerken." Danach bezeichnet Knauth die oberlausitzer Parochien Kunewalde, Crosta, Großgrabe, Wendisch-Sohland, Bischheim, Burkau, Hermsdorf, Kroppen, Lindenau, Pulsnitz, Ruhland, Schmorka, Schwepnitz, Elstra und See als schon zu seiner Zeit (1767) ganz oder größtentheils germanisirt.

3) Finsterwalde heißt heute noch bei den Wenden Grabin, Sonnewalde Grožišćo, Kirchhain Kostkow, Golssen Golišyn, Liebenwerde Rykow, Elsterwende Wikow. Das bezeugt, wie dort das Wendische erst in den letzten Jahrhunderten ausgestorben sein kann, denn sonst würden die deutschen Namen bei den Wenden gang und gebe sein. Aber das Volk bewahrt die die alten wendischen Ortsnamen noch auf.

den Worten des Pirnaischen Mönches, welcher 1530 die Stadt besuchte: „Luckau hat um sich viel windisch volk;“ sowie aus folgender Verordnung des Landvogts v. Schlick um 1550, als die Wenden bei ihm über Bedrückung durch die Deutschen in Luckau geklagt hatten. „Da viel Haß und Verfolgung zwischen den deutschen und wendischen Bürgern und Handwerksleuten in Lukau vorgefallen und mannigfache Klagen vor mir gekommen darüber, daß den Wendischen ihre bürgerliche Nahrung mit Handwerken, Bierbrauen u. s. w. nicht vergönnt worden ist, während sie alle Bürgerpflicht mit Geschoß, Steuern u. s. w. zu tragen haben gleich den Deutschen, habe ich schon vor drei Jahren in Betreff der Schuster einen Ausspruch gethan und verstärke diesen nun für alle Handwerker, daß nämlich die wendischen Handwerksleute, wenn sie genügsame Kundschaft ihrer ehelichen Geburt haben von Vater und Mutter, auch sonst die verachteten Leute nicht sind, so man in redlichen Handwerken pflegt zu tadeln, welche ausdrücklich ausgeschlossen werden, gleich den Deutschen ihre Handwerke und Gewerbe, auch mit Bierbrauen u. dergl. ein jeder nach seinem besten Vermögen treiben mögen vom Rath und den Deutschen ungehindert; die Vorstädter aber, Deutsche und Wenden, sollen sich keines Bierbrauens und Schenkens anmaßen.“ Seit dem Jahre 1600 scheinen die wendischen Familien in der Stadt ausgestorben und ihre Sprache erloschen zu sein; nur in einigen Personennamen haben sich Spuren davon erhalten. [4])

Von Luckau ging die Sprachgrenze, Golssen etwas westlich liegen lassend, auf Buchholz. Diese im Beeskow-Storkower Kreis gelegene Stadt, von den Wenden der Lausitz **Bukowina** genannt, wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts von allen Städten der Mark allein noch mit dem Zunamen „Wendisch“ in den offiziellen Schriften benannt und heißt im Volksmunde auch noch jetzt so. Die slavischen Eigennamen erstrecken sich dort auf ein Drittel der Bewohner. (H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, II. 579.) Das deutet jedenfalls darauf hin, daß hier das slavische Element sich länger als in anderen Gegenden der Mark erhielt. — Von Buchholz wandte sich die Sprachgrenze noch bis nach Storkow, 6 Meilen von Berlin. „Storkow hat windisch und dewczß volk“, schreibt 1530 **Monachus Pirnensis**, es war also jene Stadt damals schon gemischt, doch erhielt sich das Wendenthum daselbst ein Jahrhundert lang. Beeskow war die nächste wendische Stadt. Noch im J. 1610 schreibt der Superintendent für Storkow und Beeskow, M. Treuen, daß er *vierzig* wendische Kirchen unter seiner Aufsicht habe, von denen jedoch 150 Jahre später der Lübbenauer Pastor Hauptmann keine einzige mehr auffinden konnte, denn sie waren alle verdeutscht. So stark war also noch im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts das wendische Element dicht bei Berlin. Von Beeskow ging die Nordgrenze des Wendischen (nach Jentsch) wahrscheinlich bis Fürstenberg an der Oder, dann südlich, am linken Oder- und Neißeufer hinlaufend auf Guben. Hier trat sie sogar noch auf das rechte Neißeufer über. Der Pfarrsprengel der Klosterkirche in Guben ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich über 14 Dörfer, nämlich Groß-Bösitz, Döbern, Groß- und Klein-Drenzig, Germersdorf nebst der Gertkenmühle, Gubinchen, Mückenberg, Plesse, Sande, Reichenbach, Schenkendöbern, Schöneiche, Wallwitz und Wilschwitz. Dieser Sprengel wurde der Kirche bei der Säcularisation des Klosters 1563 überwiesen, wobei es ausdrücklich heißt, *daß die Kirche für die Wendischen Gemeinden bestimmt sei*, ein Beweis, daß in allen diesen Ortschaften während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Wendische noch die herrschende Sprache war, wogegen in der Stadt selbst, so weit geschichtliche Ueberlieferungen reichen, seit 1200 stets deutsch gesprochen worden ist. Auch verrathen verhältnißmäßig nur wenige Namen der Einwohner slavischen Ursprung. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Klosterkirche fast nur unter dem Namen der Wendischen

4) Vetter, Chronik der Haupt- und Kreisstadt Luckau. Luckau 1871. S. 69.

bekannt und erſt ſeit 1750 etwa iſt dieſe Bezeichnung erloſchen, vermuthlich weil um dieſe Zeit die Abhaltung des Gottesdienſtes in ſlaviſcher Sprache aufgehört hat, da nun alle Pfarrkinder deutſch verſtanden und deutſch ſprachen.[5]) Ueber Pförten (Brody) und Triebel erreichte die wendiſche Sprachgrenze die Oberlauſitz bei Zibelle, das erſt zu Beginn unſeres Jahrhunderts völlig deutſch geworden iſt. Von hieraus können wir wieder bis zur heutigen ſächſiſchen Grenze genau die einzelnen Dörfer (der Oberlauſitz) verfolgen. Beinholz, zu Zibelle eingepfarrt, iſt hier zur Reformationszeit das erſte wendiſche Dorf der Oberlauſitz. Die Grenze verläuft über Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Walliſch nach der Stadt Priebus, nach Leipa, Sänitz, Daubitz, Teicha, Stannewitſch, Moholz, See bei Niesky,[6]) Quitzdorf, Diehſa, Melaune, Meuſelwitz und nach Gößwitz an der heutigen ſächſiſchen Grenze, von wo wir ausgegangen. Das ganze Gebiet innerhalb der hier aufgezählten Ortſchaften und dieſe ſelbſt eingeſchloſſen war zur Zeit der Reformation noch wendiſch. Außerhalb desſelben finden wir noch zwei kleine wendiſche, vom Hauptgebiete abgeſchnittene Sprachinſeln. Zu Pulsnitz (ſüdlich von Kamenz) und Wendiſch Sohland nahe der böhmiſchen Grenze (nördlich von Schluckenau) beſtanden nach Knauth wendiſche Gemeinden, denen auch wendiſch gepredigt wurde.

Sprachgrenze um 1750.

In den zwei Jahrhunderten, die von der Reformation bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verfloſſen, wurde im wendiſchen Sprachgebiete bedeutend aufgeräumt. Doch zeigt ſich auch in dieſer Zeit ſchon, daß das ſüdliche, Oberlauſitzer Wendenthum dem deutſchen Elemente weit zäheren Widerſtand entgegengeſetzt, als das nördliche, Niederlauſitzer. Der größere Gebietsverluſt fällt auf den Norden und Nordweſten, während wir im Süden an einigen Stellen die Grenze ſtationär — ſelbſt bis auf den heutigen Tag finden.

Für die Oberlauſitz läßt ſich abermals nach Knauths Verzeichniß für die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze genau feſtſtellen. Wir beginnen wieder bei der Verfolgung derſelben im Südoſten an der heutigen preußiſch-ſächſiſchen Grenze zwiſchen Reichenbach und Weißenberg und finden ſie hier bereits gegenüber der vorigen Periode zurückgeſchoben. Sie beginnt jetzt bei Neu-Kunnewitz und geht von da auf Gloſſen, Buda, Zöblitz, Roſenhain, Wendiſch-Paulsdorf nach der Stadt Löbau. Hier beginnt die weſtliche Richtung. Alt-Löbau, Oelſa, Dehſa ſind auch jetzt noch wendiſch, wie in der Reformationszeit, aber das Gebiet von Kunewalde iſt unterdeſſen germaniſirt. Die Grenze läuft nun von Dehſa auf dem Kamm des Lauſitzer Mittelgebirges nach Schönberg hin, weiter nach Köblitz, Weigsdorf,[7]) Halbendorf, Kirſchau, Wilthen, Tautenwalde, Naundorf, Tröbigau, Schmölln. Man ſieht, dieſe ſüdliche Grenzlinie fällt noch faſt ganz mit jener aus der Reformationszeit zuſammen und ſie hat auch heute, wie wir ſpäter zeigen, nur geringe Verluſte erlitten. Hier ſitzen die Wenden am zäheſten, wehren ſich am kräftigſten gegen das vordringende Deutſchthum, was darin ſeinen Grund hat, daß an dieſer

---

5) Berghaus, Mark Brandenburg, III. 524. Loocke, Geſchichte der Kreisſtadt Guben, Görlitz 1803, erwähnt über die wendiſche Sprache in der Stadt und deren Eingehen nichts. So iſt es aber in den meiſten Lauſitzer Stadtchroniken und „hiſtoriſchen Beſchreibungen" der Fall. Wir hören davon wenn einer gerädert, wen die Huſiten oder Kroaten gemordet, von Peſt und Mißgeburten, Fiſchregen und derlei Dingen, aber ein kulturhiſtoriſch ſo wichtiges Ereigniß wie das Eingehen der Wendiſchen Sprache zu verzeichnen, dafür hatten die Herren Chroniſten und Hiſtoriker damaliger Zeit keinen Sinn.

6) Knauth a. a. O. S. 366 gibt an, daß ſchon zu ſeiner Zeit (1767) See germaniſirt geweſen ſei, während Jentſch, Časopis 1851—52, S. 91, angibt, See (wendiſch Jeſor) ſei erſt ſeit dem Reformationsfeſte 1817 völlig deutſch geworden.

7) Dieſe drei Dörfer waren ſchon zu Knauths Zeit ſtark gemiſcht. a. a. O. S. 355.

ſüdlichen Grenzlinie (zumal Parochie Groß-Poſtwitz) eine ganze Reihe ſehr national geſinnter wendiſcher Geiſtlicher wirkte. Auch ſchützte die bergige Beſchaffenheit des Landes ſie vor den Deutſchen. Unſere Sprache ſtand hier ſtill an den waldigen Bergkuppen des Mittelgebirges. Bei Schmölln beginnt die nördliche Grenzrichtung über Schönbrunn, Pohla, Seuritz, Kaſchwitz, Oſtro, Jauer, Kamenz. Dieſe Stadt lag damals ſchon an der Grenzſcheide, denn Prietitz, Wieſa, Gelenau waren ſeit der Reformationszeit germaniſirt worden. Weſtlich war aber Petershain noch wendiſch; die Grenze ging von da über Schönbach, Hausdorf, Straßgräbchen, Grüneberg (an der heutigen ſächſiſch-preußiſchen Grenze) nach Bernsdorf, Windnitz, Sella, Grünewald, Hohenbucka und Bielen (öſtlich von Ruhland) an die Grenze der Niederlauſitz bei Ruhland.

In Ruhland wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch wendiſch gepredigt, wenn auch bei den Städtern ſelbſt die wendiſche Sprache keineswegs allgemein bekannt war. Der von dort gebürtige Magiſter Guſtav Martini ward nach dem Jahre 1653 als Primarius in ſeine Vaterſtadt berufen „und ihm drei Jahre Zeit gegeben, die wendiſche Sprache zu erlernen. Da ihm dieſe Sprache nicht anſtund, gab er die Vocation zurück.“ [8]) Jedenfalls ſaß das Wendiſche in Ruhland und Umgegend alſo noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts feſt, ſonſt würde man nicht ſo viel Rückſicht auf dasſelbe genommen haben. Die ſüdlich von Ruhland gelegene Parochie Hermsdorf mit den Dörfern Lipſa, Koſel, Janowitz, Zeisholz gibt Knauth jedoch ſchon zu ſeiner Zeit (1767) als germaniſirt an.

Von Ruhland ging in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze auf Kalau zu. Nach den mindeſtens 60 Jahre zurückreichenden Erinnerungen des Herrn Diaconus Müller zu Spremberg (Schreiben vom 29. Sept. 1871) waren zu Beginn unſeres Jahrhunders die nördlich von Ruhland gelegenen Dörfer Naundorf, Tſchornagosda, Zſchipkau, Klettwitz, Meuro, Drocho und Sallhauſen noch als wendiſche anzuſehen, während damals bereits in den weſtlich von den ebengenannten Dörfern gelegenen Ortſchaften: Friedrichsthal, Koſtebrau, Sallgaſt, Dollenchen, Wormlage das Wendiſche verklungen war. Uiber dieſe letzteren dürfen wir daher wohl äußerſte Sprachgrenze um 1750 legen. Um dieſelbe Zeit und bis in den Beginn unſeres Jahrhunderts bildeten die nach Kalau eingepfarrten wendiſchen Dörfer die weſtliche Sprachgrenze: Branko, Gosda, Settinchen, Kabel, Werchau.

Kalau beſitzt noch, dem Namen nach, eine wendiſche Kirche, die um 1520 für die Landgemeinden gegründet wurde. Jetzt wird nur deutſch in derſelben gepredigt. Noch 1728 war das Wendiſche neben dem Deutſchen die allgemeine Umgangsſprache auch der Stadtbewohner, ja noch bis 1830 ſoll in der Stadt viel wendiſch geſprochen worden ſein, und ſlaviſche Namen der Familien unter dem Bürgerſtande ſind heute noch ſehr geläufig. Eingepfarrt in die wendiſche Kirche ſind die Dofſchaften Bolſchwitz, Bronko, Buchwäldchen, Cabel, Gosda, Lukaitz, Plieskendorf, Schöllnitz, Settinchen, Weißagk, Wercho und Zwieto. In allen dieſen Ortſchaften iſt alſo das Wendiſche auch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch geſprochen worden. (Berghaus Mark Brandenburg III. 555.) Von Kalau verlief die Grenze ſtets in nördlicher Richtung auf Schönfeld und Zerkwitz (weſtlich von Lübbenau) [9]). Die Germaniſirung von Zerkwitz datirt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und ſoll nach Jentſch a. a. O. namentlich das Werk des Lübbener Subdiaconus Hellwig ſein, welcher die wendiſche Pfarrſtelle zu Lübben und Zerkwitz 1781 erhielt und 1823 ſtarb. Er ſelbſt hatte erſt ſpät wendiſch gelernt und „die Gemeinden waren mit ihm unzufrieden, weil er ſchlecht wendiſch ſprach. Er hatte anfangs jeden Sonntag zweimal deutſch und zweimal wendiſch zu predigen. Das gefiel ihm nicht lange, darum bemühte er

8) Geſchichte der Kreisſtadt Guben von Johann Chriſtian Loocke. Görlitz 1803. S. 116.
9) Jentſch, Časopis 1851—1852. S. 104.

ſich, daß er je eher, je lieber die wendiſche Sprache aus ſeinen Gemeinden verdrängte. Er begann daher ſeine Predigt zur Hälfte deutſch und zur Hälfte wendiſch zu halten, ſpäter hielt er nur die Einleitung wendiſch und die übrige Predigt deutſch, und kam zuletzt doch ſo weit, daß er die letzten Jahre ſeines Diakonats nicht mehr wendiſch zu predigen brauchte.“ Von Zerkwitz ging um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grenze über Ragow, Neuendorf, Treppendorf bei Lübben nach Groß-Lubolz und Hartmannsdorf. Hier war die nördliche Richtung der Sprachgrenze zu Ende und die öſtliche begann.

Oeſtlich von der ſo eben feſtgeſtellten Grenzlinie Ruhland bis Groß-Lubolz bei Lübben hat das Wendiſche ſeit 1750 wieder gewaltige Gebietsverluſte, meiſt zu Anfang unſeres Jahrhunderts erlitten, wie ein Blick auf die heutige Sprachgrenze ergibt. Für folgende Ortſchaften vermag ich in dem in Rede ſtehenden Gebiete das Datum der Germaniſirung annähernd zu fixiren; es knüpft ſich faſt ſtets wieder an den Mangel eines wendiſchen Geiſtlichen. [10]) Reddern (Kalauer Kreis) hat ſeit 1790 keinen wendiſchen Pfarrer und 1830 ſtarb dort die Sprache ganz aus. Laaſow in demſelben Kreiſe hat ſeit 1830, als Pfarrer Blütchen ſtarb, keinen wendiſchen Geiſtlichen wieder erhalten. Alt-Döbern erhielt nach dem Tode des Mag. Aug. Seb. Lehmann († 1814) keinen wendiſchen Geiſtlichen wieder. In Prietzen ſtarb 1825 der letzte wendiſche Pfarrer Broniſch. In Schönfeld (nördl. von Kalau) war um 1795 Paſtor Graupner der letzte wendiſche Pfarrer. In der Senftenberger Stadtkirche wird ſeit dem Tode des Oberpfarrers Liebuſch († 1867) nicht mehr wendiſch gepredigt. In der Lübbenauer Kirche predigte zuletzt Pfarrer Stempel († 2. April 1867) wendiſch und damit hörte der wendiſche Gottesdienſt auch für die dahin eingepfarrten, jetzt ganz germaniſirten Dörfer Leipa, Lehde und Boblitz auf. Um dieſe Zeit germaniſirten ſich ferner: Ogroſſen, Saßleben, Dobriſtro, alle in der Kalauer Gegend. In der Stadt Drebkau, deren Umgebung heute noch wendiſch iſt, wurde bis 1798 jeden Sonntag Nachmittag wendiſche Predigt für alte Leute und das Geſinde gehalten. Weil ſie aber wenig beſucht war, wurde ſie in dieſem Jahre auf Verordnung des Lübbener Conſiſtoriums in Katechismusunterricht verwandelt und iſt ſeitdem ganz eingegangen. [11])

In Lübben iſt das Wendiſche mit Schluß des vorigen Jahrhunderts ausgeſtorben. Im letzten Drittel desſelben wurde beim Gottesdienſte zum wenigſten der Glaube noch wendiſch geſungen und der Anfang der Predigt wendiſch gehalten. [12]) Nach einer gefälligen brieflichen Nachricht des Herrn Vicegeneralſuperintendenten Wahn zu Lübben war der letzte Prediger, welcher daſelbſt in der Landkirche noch wendiſchen Gottesdienſt gehalten, der Diaconus Fritze († 1790); ſein Nachfolger Maltuſch hat 1791 ſeine Probepredigt nur noch deutſch gehalten, ohne daß in den Ehporalakten ein Einſpruch dagegen ſeitens der Gemeinden erhoben worden wäre. Das Wendiſche war damals auf den Dörfern um Lübben im vollſtändigen Abſterben, obgleich noch bis heute dort in der Gegend einzelne alte Leute etwas wendiſch verſtehen. Die Dörfer bei Lübben, für welche 1790 als Todesjahr der wendiſchen Sprache angeſetzt werden kann, ſind: Steinkirchen, Neuendorf, Treppendorf, Groß-Lubolz, Klein-Lubolz, Hartmannsdorf, Radensdorf und Frauenberg.

Der ganze Spreewald öſtlich von Lübben und Lübbenau war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch vollſtändig wendiſch, heute aber nur noch zum kleineren Theil, denn die größere nördliche Hälfte hat ſich unterdeſſen germaniſirt.

---

10) Schreiben des Herrn Pfarrers Broniſch zu Prietzen vom 1. Dezember 1871 und Jentſch a. a. O. S. 104 ff.
11) Merkel, Erdbeſchreibung von Churſachſen VI. S. 308.
12) Merkel, Erdbeſchreibung von Churſachſen VI. 289. Jentſch, Časopis 1853–54. S. 104.

Von Hartmannsdorf bei Lübben ging die Grenze auf Radensdorf und von da auf Lieberose zu. Die Landkirche in diesem Städtchen hieß bis vor nicht langer Zeit noch die wendische; es findet sich nicht verzeichnet, wann daselbst der wendische Gottesdienst für die Dörfer Below, Blasdorf, Doberbus, Groschzschen, Jamlitz, Lamsfeld, Liebitz, Münchhof und Staakow, die dorthin eingepfarrt waren, eingegangen ist; aber vor hundert Jahren sprach man dort noch wendisch. Grenzdörfer waren: Lamsfeld, Doberbus, Groschzschen, Jamlitz, Staakow, von wo die Grenze nach der Colonie Schönhöhe verlief, die heute noch wendisch ist und den nördlichsten Punkt der wendischen Sprache bezeichnet. Wie heute noch verlief dann die Grenze vor 100 Jahren über Wüst-Drewitz, Jänischwalde, Horno zum linken Neißeufer und an diesem hin auf die Stadt Forst zu. [13])

In der Umgebung von Forst waren im 17. Jahrhundert die Dörfer noch alle wendisch und in der „Landkirche" dieser, übrigens von Anfang an deutschen Stadt — welche als Stadt seit dem 14. Jahrhundert unter den Biebersteinen zu blühen begann — wurde für die Bauern der Umgebung wendisch gepredigt. Ausdrücklich heißt es, daß am 12 Jäner 1660 die wendischen Kirchengemeinden Koine, Scheuno, Berge, Altforst (Vorstadt von Forst) und die Hufner bei Forst sich an den Superintendenten Römer gewandt hatten, damit die Nachmittagspredigten in ihrer Kirche wieder hergestellt werden. [14]) Die Kirchen in Forst sind oft abgebrannt; dann wurde für Stadt- und Landgemeinde der Gottesdienst in der übrig gebliebenen Kirche gemeinschaftlich und wohl nur deutsch gehalten — bei einer solchen Gelegenheit mag es im 18. Jahrhundert gewesen sein, daß der wendische Gottesdienst ganz aufhörte. In dem Dorfe Mulknitz, $^1/_2$ Meile nordwestlich von Forst, wurde noch bis 1825 wendischer Gottesdienst gehalten. [15]) Dem linken Neißeufer folgend ging um 1750 dann die Grenze über Koine, Bademäusel über Särchen nach Zibelle und Beinsdorf, wo die Grenze der Oberlausitz erreicht wurde. [16])

Zibelle mit Beinsdorf, Rosenitz, Schönborn, Bogendorf, Merzdorf, Wendisch-Muska war noch zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine wendische Parochie. Der letzte wendische Prediger derselben war Johann Samuel Jentsch, von 1783 — 1811 Diakonus daselbst. [17]) Die Sprachgrenze ging von Beinsdorf auf Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Dubrau, überschritt bei Pechern die Neiße, lief auf Daubitz, Teicha, Stannewisch nach Kosel. Von diesem Kirchdorf wissen wir, [18]) daß hier 1819 der letzte wendische Geistliche Christoph Lorenz starb. Nach ihm kam Johann Karl Gottlob Hilbenz, ein geborener Bautzner, der in das Kirchenbuch folgende Bemerkung einschrieb: „daß am 5. Februar 1820 von der königlichen Regierung in Liegnitz ein Rescript gekommen sei, welches den wendischen Gottesdienst verboten habe, weil es nur sehr wenige Wenden in der Parochie gegeben habe." Von Kosel lief die Grenze — immer südliche Richtung einhaltend — auf Petershain, Horscha, Kolm, Thräna, Krischa, Tetta zur heutigen sächsischen Grenze bei Neu-Kunewitz, von wo wir ausgingen.

---

13) Jentsch a. a. O. S. 106.
14) Schneider, Chronik der Stadt und Standesherrschaft Forst. Guben 1846, S. 256. Am Schlusse dieser Chronik, die übrigens auch das Wendenthum nur wenig berücksichtigt, findet sich eine ganz gute Erklärung der wendischen Ortsnamen bei Forst.
15) Mittheilung des Herrn F. Karstedt in Groß-Tschakksdorf bei Forst.
16) Jentsch a. a. O. S. 106.
17) Jentsch Časopis 1851—52. S. 91.
18) Jentsch a. a. O. S. 91.

Sprachgrenze im 19. Jahrhundert.

Erſt in unſerem Jahrhundert, als der Sinn für Nationalität erwachte und ethnographiſche Fragen allgemein zu intereſſiren anfingen, wandte man den Wenden von Seiten der Forſcher mehr Aufmerkſamkeit zu und begann das wendiſche Sprachgebiet feſtzuſtellen. Aelter als dreißig Jahre ſind dieſe Beſtrebungen indeſſen auch nicht. Voran gingen Slaven, denen, zur Zeit als die ſlaviſche Welt ſich wieder zu fühlen begann, der abgelegene, im Dahinſchwinden begriffene Aſt ihrer Nationalität wieder erinnerlich wurde. Die bisher publicirten kartographiſchen Darſtellungen des wendiſchen Sprachgebiets ſind folgende:

1. Slovanský Zeměvid od P. J. Šafařika v Praze 1842. In: Slowanský Národopis. Sestawil P. J. Šafařik. Der Maßſtab der Karte, welche das ganze ſlaviſche Sprachgebiet umfaßt, erlaubt keine ſpecificirte Angabe der wendiſchen Sprachgrenze. Das Ganze hat heute nur als erſter Verſuch ſeinen Werth; in den Einzelheiten iſt Schafariks Karte ſeitdem längſt überholt und namentlich gezeigt worden, wie er im ſlaviſchen Intereſſe faſt überall zu weit greift. Was ſpeziell das Gebiet der Wenden betrifft, ſo iſt es um etwa ein Viertel zu groß gezeichnet; denn 1842 ging das Wendiſche nicht mehr in Norden bis Lübben und Lieberoſe, und gar im Süden, wo Schafarik es bis an die böhmiſche Grenze hinzieht, war ſchon weit über 100 Jahre lang ſüdlich vom Lauſitzer Mittelgebirge (bei Kunewalde) die wendiſche Sprache verklungen. Auch aus dem Texte (dritte Auflage, Prag 1849, Kapitel 3, S. 100—104) geht hervor, daß Schafarik das wendiſche Sprachgebiet viel zu ſehr ausdehnte.

2. Serske Horne a Delne Lužicy, 1843 von J. E. Smoler publicirte wendiſche Sprachkarte (auf Grundlage der Reymann'ſchen Karte) in „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlauſitz von L. Haupt und J. E. Schmaler" (2 Bde. Grimma 1841—1844). Enthält die vollſtändige Angabe ſämmtlicher wendiſcher Ortsnamen und die äußerſte Grenze, bis zu welcher das wendiſche Sprachgebiet überhaupt reichte, ſo daß ſelbſt ſehr ſchwach gemiſchte Orte noch in den Bereich der Grenze einbezogen wurden. Für den damaligen Standpunkt ſehr zuverläſſig und auch heute noch wichtig, um den Gebietsverluſt zu zeigen, welchen die wendiſche Sprache innerhalb 30 Jahren (namentlich in der Niederlauſitz) erlitt.

3. Im Jahre 1844 wandte ſich der ſächſiſche Alterthumsverein auf Anregung des gegenwärtigen Königs Johann an die ſächſiſche Kreisdirektion zu Bautzen um dieſe zur Aufnahme der wendiſchen Sprachgrenze in Sachſen zu veranlaſſen. Bereitwillig entſprach dieſe dem Wunſche und überſandte ein Verzeichniß derjenigen ſächſiſchen Dörfer, in welchen die wendiſche Sprache noch herrſchend war. (Mitth. des k. ſ. Vereins für Erforſchung und Erhaltung der vaterl. Alterthümer. 1846. III. S. 72.) Die Kreisdirektion bemerkt dabei, „daß die Parochialeintheilung zum Anhalten genommen werden mußte, weil, da in allen andern Beziehungen, z. B. vor Gericht und bei allen anderen obrigkeitlichen Verhandlungen der Gebrauch der wendiſchen Sprache nicht üblich iſt, und nur ausnahmsweiſe vorkommen kann, zur Beurtheilung der Nationalangehörigkeit der Bewohner eines Ortes ein anderes Kriterium als die öffentliche Gottesverehrung und die dabei übliche Sprache kaum zu finden ſein dürfte." Die Kreisdirektion bemerkt weiter, daß von der Sprachgrenze aus nach dem inneren wendiſchen Gebiete das Deutſche mehr und mehr vordringe „und ſo liegt die Vermuthung, daß der Gebrauch der wendiſchen Sprache ſich auch fernerhin auf immer engere Grenzen beſchränken werde, um ſo näher, als einerſeits der früher ſeltene Gebrauch der deutſchen Sprache bei dem Unterricht in den Schulen wendiſcher Orte jetzt allgemein iſt und auf die Befähigung der Wenden zum mündlichen und ſchriftlichen deutſchen Ausdrucke

abzweckt, andererseits die Wenden, eben weil man keinen Zwang anwendet, sie zu germanisiren, selbst Geneigtheit und Bestreben zeigen, sich deutsche Sitte und Bildung anzueignen."

4. Lužyce od reformacji do 1861 roků (die Lausitz von der Reformation bis zum Jahre 1861) in Rys Dziejów Serbo-Lużyckich przez W. Bogusławskiego (Petersburg 1861 beim Verfasser). Richtet sich wesentlich nach der Schmalerschen Karte, und obgleich 1861 schon vieles germanisirt war, was 1843 noch als wendisch galt, behält Bogusławski doch die alten Grenzen bei. Richtig gibt Bogusławski Horno (Rogow) in der Niederlausitz (Kottbuser Kreis) gegenüber Schmaler noch als wendisch an. Durchaus fehlerhaft aber ist, daß er 1861 das Gebiet von Kunewalde noch dem wendischen Gebiet einverleibt, das schon länger als 100 Jahre germanisirt ist. Auch läßt er — weiter als Schmaler — das wendische Gebiet noch bis nördlich von Lübbenau gehen, was gleichfalls nicht zutrifft.

Gegenüber theils veralteten und für den heutigen Standpunkt nicht mehr zutreffenden Angaben über die wendische Sprachgrenze, theils unrichtigen Darstellungen und im Zusammenhang mit meinen Bestimmungen über die Sprachgrenze in der Mitte des 16. und Mitte des 18. Jahrhunderts hielt ich es für geboten auch die heutige Sprachgrenze genau von Ort zu Ort aufzunehmen. Bei meinen wiederholten Reisen in der Lausitz habe ich einen großen Theil derselben persönlich begangen und für die Ausfüllung der Lücken vortreffliche Gewährsmänner gefunden. In dieser Beziehung bin ich zu Dank verpflichtet den Herren: Archidiaconus Burscher zu Kottbus, Diaconus Müller im Spremberg, Pastor Bronisch zu Prietzen, F. Karstedt zu Groß-Tschacksdorf, Pastor Broske zu Krischa, Pastor Raede in Muskau, Pastor Delank in Creba, Vicegeneralsuperintendent Wahn in Lübben, Oberförster Walde zu Wuischke am Tschernebog.

Die Sprachgrenze, wie ich sie solchergestalt für das Jahr 1872 festgesetzt habe, gibt ein Bild der *äußersten* Ausdehnung der wendischen Sprache, denn einbezogen sind selbst solche Dörfer, in denen noch ein Viertel bis ein Fünftel der Einwohner das Slavische als häusliche Umgangssprache gebrauchen. In der That aber ist das ganze Gebiet gemischt — abgesehen von den rein deutschen Sprachinseln der Städte. Würde man nun in der Art, wie dies z. B. Bilz bei seinen Sprachkarten Siebenbürgens oder Richard Böckh in seiner Sprachenkarte Preußens thaten, die Prozentsätze der wendisch oder deutsch redenden Bevölkerung der Lausitz nach Kreisen und Bezirken eintragen, so würde der heute noch bestehende Kern des Wendenthums ein zwar ausgedehnteres, aber auch weit abgeschwächteres Bild darbieten, da in vielen Kreisen und Bezirken das Deutschthum stark überwiegt, in manchen das Wendenthum gar nur einige Prozent einnimmt. Gegenüber dieser mehr statistischen Darstellung ziehe ich jedoch die geographische vor, da diese uns ein deutlicheres Bild der Ausdehnung des Sprachgebietes vor Augen führt. Ich erwähne dies, um davor zu warnen, als ob auch das ganze Gebiet, das ich als heute noch wendisch bezeichne, auch *rein* wendisch sei. In der That ist es jedoch ein stark gemischtes, worüber die weiter unten mitgetheilten statistischen Daten Auskunft geben.

Die heutige Sprachgrenze wird durch folgende Dörfer bezeichnet. Sie beginnt bei dem nur zur Hälfte wendischen Maltitz (Malečicy) am Löbauer Wasser, südöstlich von dem deutschen Städtchen Weißenberg an der sächsisch-preußischen Grenze, geht südlich auf Nostitz (Nosacicy), Trauschwitz (Drasičy), Krappe (Krapow), nach dem gemischten zur Hälfte deutschen Kittlitz (Ketlicy), Lauche (Luchow), nach Nechen (Nechan) und Oelsa (Wolšinka). Auf dieser 1½ Meilen langen Strecke von Maltitz bis Oelsa hält die Sprachgrenze im Allgemeinen eine südwestliche Richtung ein. Mit meiner Angabe stimmt die Aufnahme der sächsischen Kreisdirection von 1844, dagegen bezeichnet Schmaler auf seiner

Sprachkarte östlich von der Linie Maltitz-Oelsa eine Reihe Dörfer als wendisch, die es heute entschieden nicht mehr sind, nämlich: Lautitz (Luwocicy), Oppeln (Wopalen), Unwürde (Wujer), Gorbitz (Khorecy), Alt-Löbau (Stary Lubij). In allen diesen Dörfern gibt es nur noch einzelne Leute, die wendisch reden können. Oelsa ist das einzige nach Löbau eingepfarrte wendische Dorf, um dessenwillen in jener Stadt auch noch wendischer Gottesdienst abgehalten wird. Bei dem letzten Wechsel des Pfarrers in Löbau kam es zur Sprache, ob man den wendischen Gottesdienst eingehen lassen solle oder nicht. Man entschied sich mit Rücksicht auf Oelsa, und die wendischen Dienstboten in der Stadt für Beibehaltung desselben.

Von Oelsa nimmt die Sprachgrenze nun eine vorherrschend westliche Richtung an. Sie geht auf Großdehsa (Wulki Dažin) und läuft über das Lausitzer Mittelgebirge hinweg, über den Hochstein, Mittelberg, Tschernebog, Bielitzer Berg auf Kosel (Kozlje) zu. Alles nördlich von den genannten Bergen ist wendisch, südlich davon deutsch. Diese Berge machen überhaupt die einzige natürliche Grenze zwischen wendischem und deutschem Sprachgebiet aus und hinderten hier entschieden das Vordringen des letzteren. Südlich von diesen über 1000 Fuß hohen Bergen liegt das schon vor 1767 germanisirte Gebiet von Kunewalde und Krosta. Von Kosel geht die Sprachgrenze auf Eulowitz (Jilocy), nach Halbendorf (Bohow), das bereits mehr als gemischt ist und wohl zu den germanisirten Wendendörfern gestellt werden muß; das Gleiche ist der Fall mit Bederwitz (Bedrusk), Rodewitz (Rozwodecy), Klein-Postwitz (Bojswojcy), Wilthen (Welecin). Diese vier zuletzt genannten sind stark gemischt; südlich von ihnen Kirschau (Korzym), auf Schmalers Karte noch wendisch, ist heute germanisirt. An Wilthen schließt sich nordwestlich als wendisches Dorf an: Irgersdorf (Helgerecy), weiter Arnsdorf (Warnacicy), Dretschen (Drečin), das gemischte Diehmen (Demjany), das halb deutsche Gaußig (Huska) und Demitz (Demicy) an der Dresden-Bautzener Eisenbahn. Hier beginnt die Sprachgrenze eine nördliche Richtung einzuschlagen. Südlich von der Linie Wilthen-Demitz führt Schmaler wieder eine Reihe Ortschaften noch 1843 als wendisch an, die heute germanisirt sind, nämtich: Tautewalde (Tucicy), Neundorf (Nowa wes), Tröbigau (Třebichow), Schmölln (Smjelna).

In Demitz schlägt nun die Sprachgrenze auf etwa 11 Meilen hin (bis über Betschau) eine vorherrschend nördliche Richtung ein. Es folgen von Süden nach Norden: Wölkau (Welkowy), Stacha (Stachow) — von dem westlich das jetzt germanisirte Pohla liegen bleibt — Taschendorf (Ledžborcy), Ujest (Wujezd), Bocko (Bukow), Ostro (Wotrow), Jauer (Jawora), Miltitz (Miłkecy), Nebelschütz (Nebelčicy), Deutsch-Baselitz (Njemske Bazlicy) und östlich von Kamenz. In dieser Stadt selbst wird noch wendischer Gottesdienst abgehalten; auch wohnen in den beiden Dörfern Bernbruch (Barbuk), Jesau (Jježow) nördlich und östlich von Kamenz noch einige Wenden. Von Deutsch-Baselitz geht die Sprachgrenze weiter auf Tschorna (Čorna), Schiedel (Pšidoł), Weißig (Wusoka), Lieska (Ljeskej) an die sächsische Grenze.

Bei Zeißholz (Čisowa) tritt die Sprachgrenze nach Preußen, Regierungsbezirk Liegnitz, über. Sie läuft fort auf Schwarz-Kolmen (Čorny Khołmc), Laute (Luta), Groß-Koschen (Košina), Buchwalde (Bukojna), Senftenberg (Zły Komarow). In diesem deutschen Städtchen wird für einige dorthin eingepfarrte Dörfer wendisch gepredigt. Auch müssen die Dörfer Niemitsch und Peitwitz südlich von Spremberg, die westlich von der eigentlichen Sprachgrenze liegen, noch als gemischt angesehen werden, obwohl das Wendische auch hier stark abnimmt.

Von Senftenberg bis nach Dreblau zieht sich nun eine Reihe gemischter Ortschaften, in denen nur unregelmäßig wendischer Gottesdienst stattfindet, oder wo schon blos deutscher abgehalten wird. Trotzdem herrscht in der Umgangssprache

noch immer das Wendiſche, iſt aber erſichtlich in der Abnahme begriffen, wie denn überhaupt an der Weſtgrenze und beſonders auf der Strecke von Senftenberg bis Betſchau die bedeutendſte Abnahme des Wendiſchen zu beobachten iſt. Schon in Lauta, ſüdöſtlich von Senftenberg, wird nur noch zuweilen wendiſch gepredigt; in Wendiſch-Sorno, nordöſtlich von Senftenberg, iſt nur deutſcher Gottesdienſt. Von Senftenberg zieht die Sprachgrenze nördlich auf das gemiſchte Rauno (Rowna) nach Groß-Räſchen (Ran), wo nur zuweilen noch wendiſcher Gottesdienſt gehalten wird, auf Woſchko (Woškow), Kunnersdorf (Kosobuz), Buchholz (Bukowina), Greiffenhayn (Malin). Das zu dieſem Kirchdorfe gehörige Filial Reſſen (Rašiny) iſt faſt ganz germaniſirt. Radensdorf (Radowašojce) iſt noch faſt ganz wendiſch. Drebkau (Drjowk), das nun folgt, iſt ein deutſches Städtchen; weſtlich davon iſt nur das Dorf Gollſcho (Golašow) noch als gemiſcht anzuſehen.

Aber auch öſtlich von der gemiſchten Grenzſtrecke Senftenberg-Drebkau liegt um die induſtrielle deutſche Stadt Spremberg herum ein gemiſchtes Gebiet, indem hier die deutſche Induſtriebevölkerung ſich über die Dörfer des Spremberger Kreiſes ausdehnt. Hiedurch wird es auch erklärlich, daß H. Kiepert auf ſeiner kleinen Sprachkarte von Deutſchland, von Weſten her bis nach Spremberg eine deutſche Sprachzunge vorgehen läßt. In der That handelt es ſich hier aber gegenwärtig um gemiſchte, ſtark in der Germaniſirung begriffene Dörfer. Die in den Fabriken Sprembergs beſchäftigten Wenden haben ſich faſt ganz germaniſirt und weſtlich von der Spree wird in den beiden Parochien Jeſſen (Jasen) und Groß-Bukow (Bukow) des Spremberger Kreiſes nur deutſch gepredigt und damit die Germaniſirung beſchleunigt.

Auf Schmalers Karte ſind noch die drei weſtlich von Senftenberg gelegenen Dörfer Hörlitz, Zſchipkau und Sauo als wendiſche 1843 verzeichnet. Sie ſind heute germaniſirt. In Zſchipkau gibt es noch vereinzelte alte Leute, die wendiſch ſprechen können.

Verfolgen wir nun wieder die Sprachgrenze von Drebkau nach Norden zu, ſo ſtellt ſich abermals ein ſtarker Verluſt des wendiſchen Gebietes nach Weſten hin heraus. Sie geht von Gollſcho auf Illmersdorf, Kockrow (Kokrjow), Kriſchow (Kšišow), das zu $^2/_3$ bereits deutſch iſt, Eichow (Dube), Weißag (Husoka), Suſcho (Zušow) bei dem Städtchen Betſchau (Wjetšow), das ſelbſt ganz deutſch iſt, in dem aber wendiſcher Gottesdienſt gehalten wird. Dann iſt Raduſch (Raduš) der nordweſtlichſte Punkt des ganzen wendiſchen Sprachgebietes.

Auf der eben bezeichneten Strecke von Drebkau nach Raduſch iſt ſeit 1843 ein ganz bedeutender Verluſt des wendiſchen Sprachgebietes zu verzeichnen, der auf den Kalauer Kreis entfällt. Germaniſirt ſind ſeitdem die Dörfer Göritz, Kaſſel, Gräbendorf, Laasdorf, Reddern, Prottkowitz, Wüſtenhayn, Laaſow, Brieſen, Tornitz, Miſſen, Jaiſchen, Bolſchwitz, Repten, Lobendorf, Koswig, Kalkwitz, Dubrau, Göritz bei Betſchau, Kahnsdorf, Böblitz, Leipa und Lehde. Letztere drei ſind nach Lübbenau eingepfarrt, wo ſeit 1867 kein wendiſcher Gottesdienſt mehr gehalten wird.

Von Raduſch ab wendet ſich die Sprachgrenze die Spree überſchreitend und durch den Spreewald gehend, nach Oſten. Das zerſtreute Dorf Burg (Burk, Grod), die Colonien Schmogrow und Sakasne, Fehrow (Prjawoz), Drachhauſen (Drjanow), der vorgeſchobene Poſten Schönhöhe und Wüſt-Drewitz (Drejce) bezeichnen die nördliche Grenze des Sprachgebietes.

Von Wüſt-Drewitz an beginnt die ſüdliche Richtung der Sprachgrenze. Sie geht auf Jänſchwalde (Janšojce), Radewieſe (Radojz), Horno (Rogow). Hier iſt die Bevölkerung noch vorwiegend wendiſch, obwohl ſeit 40 Jahren kein wendiſcher Prediger angeſtellt iſt, weshalb Schmaler auch wohl dieſen in der That noch wendiſchen Ort als deutſch bezeichnet. Ferner über Heinersbrück (Most), Gretſch (Grožišćo), Klinge (Klinka), Kathlow (Koltow), Sergen (Žargon), Gablentz (Jablon), Gahry (Gare), (das auch bei Schmaler als deutſch erſcheint,

aber noch vorherrſchend wendiſch iſt), nach Trebendorf (Trebejce) zur Grenze des Kreiſes Kottbus gegen den Kreis Spremberg. Oeſtlich von der hier bezeichneten Grenze iſt im Lauf unſeres Jahrhunderts das noch bei Schmaler als wendiſch bezeichnete Dubrau germaniſirt worden. Deutſch ſind im Kreiſe Kottbus die Städte Peitz und Kottbus. Die nach letzterer Stadt eingepfarrten Dörfer ſind faſt alle rein wendiſch, mit Ausnahme von Branitz, das ſtark gemiſcht iſt. In der nordöſtlich von Drebkau gelegenen Parochie Schorbus wird ſeit 1869 gar nicht mehr wendiſch gepredigt; ebenſo in Leuthen. In Sachſendorf bei Kottbus überwiegt das Deutſche, was natürlich erſcheint, da es ſich um eine 1785 unter Friedrich dem Großen angelegte Kolonie handelt, zu der die Anſiedler aus Sachſen berufen wurden.

Stark gemiſcht mit Deutſchen ſind noch die Dörfer Madlow und Wintdorf innerhalb des wendiſchen Sprachgebietes des Kottbuſer Kreiſes. Dagegen wird in den beiden Parochien Diſſen und Sylow gar nicht deutſch gepredigt.

Südlich von Trebendorf tritt die Sprachgrenze wieder in den Spremberger Kreis nach Horno (Lješće) über, geht auf Bohsdorf (Bošojce), Reuthen (Rusi), Horlitz (Worlice), Wolfshain (Sisej), Tſchernitz (Cersk), Zſchorne (Corna) und nach Berg (Hora) bei Muskau (Mužakow). Dieſe Stadt iſt wieder deutſch, doch wird daſelbſt für die eingepfarrten wendiſchen Dörfer wendiſcher Gottesdienſt gehalten. Oeſtlich von der eben bezeichneten Linie ſind die Parochien Kölzig und Dubrauke, beide bei Schmaler noch als wendiſch verzeichnet, faſt vollſtändig germaniſirt. In Dubrauke wird ſeit 40 Jahren nicht mehr wendiſch gepredigt.

Noch vor dreißig Jahren ſprach man am rechten Neißeufer in den öſtlich von Muskau gelegenen Dörfern Köbeln, Braunsdorf, Lucknitz und Kutſchig vorherrſchend wendiſch. Sie ſind heute faſt ganz germaniſirt und dadurch iſt der letzte Wendenreſt am rechten Neißeufer verſchwunden.

Von Muskau ab ſpringt das wendiſche Sprachgebiet, am linken Neißeufer aufwärts ziehend, etwas nach Oſten hin vor, Sagar (Zagor) und Skarbersdorf (Skarbišecy) ſind die beiden überhaupt am weiteſten nach Oſten vorgeſchobenen wendiſchen Dörfer. Bei letzterem verläßt die Sprachgrenze die Neiße wieder und läuft ſüdweſtlich auf Brand (Spalene), Heide (Hola) und erreicht bei Zweibrück (Zamosty) den weißen Schöps. Mochholz (Mochołc) und Viereichen (Styri duby) ſind noch wendiſche Dörfer an dieſem Flüßchen; weiter aufwärts ſind aber Hammerſtadt, Werde, Rietſchen und Daubitz in den letzten dreißig Jahren völlig germaniſirt. Ebenſo Prauske und Neu-Liebel ſüdlich vom weißen Schöps.

Von Viereichen am weißen Schöps läuft die Grenze nun ſüdlich auf Alt-Liebel (Stary Luban), Nappatſch (Napač), Zſchernske (Černsk), Creba (Krebja), in dem ein Viertel der Bewohner deutſch iſt, Neudorf (Nowa wes), Mücka (Mikow), Petershayn (Hósnica $^5/_4$ Wenden), Horſcha (Horsow $^3/_4$ Wenden), Stein-Ölſa (Kamentna olšinka $^2/_3$ Wenden), Groß-Radiſch (Račow $^1/_3$ Wenden), Thraena (Drěnow $^3/_4$ Wenden), Jerchwitz (Jerchecy $^4/_5$ Wenden), Kriſcha (Kšišow $^1/_2$ Wenden) zur ſächſiſchen Grenze bei Maltitz.

Oeſtlich von der eben bezeichneten Linie iſt noch Kolm als in der letzten Zeit germaniſirt zu nennen. Nur noch ein Fünftel der Bewohner ſind Wenden, ferner Tetta, ein Filial von Kriſcha, in dem noch ein Sechstel Wenden wohnen. Kriſcha und Tetta ſind die einzigen wendiſchen Dörfer des Görlitzer Kreiſes.

Innerhalb dieſes heute noch wendiſchen Gebietes bilden die Städte deutſche Sprachinſeln und erſtreckt ſich von ihnen aus die deutſche Sprache mehr und mehr auf die umliegenden Dörfer. Es iſt hier in der Lauſitz umgekehrt wie in anderen Ländern, wo deutſche Städte als Sprachinſeln beſtehen oder beſtanden. In den Oſtſeeprovinzen iſt der nationale Beſtand der deutſchen Städte bedroht; in Ungarn iſt vom platten Lande her eine große Anzahl deutſcher Städte magyariſirt worden, und in Böhmen ſind Städte, die man gewohnt war als deutſche

anzusehen, wieder tschechisirt worden, weil die Umwohner Tschechen waren. Aber das Wendenthum der Lausitz ist zu schwach, in numerischer wie geistiger Beziehung, um irgend einen Einfluß je auf die deutschen Städte seines Gebietes ausüben zu können. Die größeren Städte wie Bautzen, Kottbus, Spremberg waren von allem Anfang an ganz deutsch und die kleineren waren stets gemischt. Außer den drei erwähnten sind noch Peitz, Drebkau, Senftenberg, Muskau, Weißenberg, Wittichenau und Hoyerswerda deutsche Sprachinseln im wendischen Gebiete.

Hoyerswerda, ein kleines Ackerstädtchen, war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch national-gemischt; im Gottesdienst daselbst standen die Deutschen sogar hinter den Wenden zurück, welche den ersten Rang in der Kirche einnahmen. „Es gehöret die Hauptkirche denen Wenden, und wird darinnen alles wendisch geprediget, außer Sonntags und hohen Festtags, Früh von 5 bis 7 Uhr, zu welcher Zeit von denen Diaconis eine teutsche Predigt über die gewöhnlichen Sonntags- und Festepisteln abgelegt wird." Neben der Hauptkirche wurde erst im 17. Jahrhundert für die deutsche Gemeinde eine kleine Kapelle eingerichtet. „Denn nachdem sich die teutsche Gemeinde vermehret, hat sich solche darauf — also im 17. Jahrhundert — von denen Wendischen abgesondert, unbeschadet nach der alten Verfassung derer Accidenzien für die Diaconen." [19])

Statistik der Wenden.

Genau statistische Aufnahmen der wendisch redenden Bevölkerung der Lausitz reichen nur dreißig Jahre zurück, aber auch für diese kurze Zeit läßt sich aus den Aufnahmen feststellen, wie das Wendenthum in der Abnahme begriffen ist, und zwar in weit höherem Maße in Preußen als in Sachsen, wo das Wendische mehr berücksichtigt wurde und die ungemein germanisirend wirkende allgemeine Wehrpflicht neueren Datums ist. Nachstehende Tabellen zeigen die Anzahl der Wenden in Preußen 1843 bis 1861 und in Sachsen 1849 bis 1871, sowie deren Verhältniße gegenüber den Deutschen, ihre Vertheilung nach Kreisen resp. Bezirken und ihre Anzahl überhaupt.

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro Mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1843	Kreis Hoyerswerda	28,718	12,074	15,644	561
	„ Rothenburg	42,891	28,624	14,267	333
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau ꝛc.) .			490	
	preußische Oberlausitz			30,401	
	Kreis Kottbus			33,703	
	„ Spremberg			9,183	
	„ Kalau			12,563	
	„ Lübben			1,048	
	„ Sorau			3,277	
	„ Guben			451	
	„ Luckau			41	
	preußische Niederlausitz			60,266	
	Wenden überhaupt 1843 in Preußen .			90,667	

19) Historischer Schauplatz oder Chronika und Beschreibung der pp. Stadt Hoyerswerda. Von Salomon Gottlob Frentzelu. Leipzig und Budissin 1744. S. 17, 19.

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro Mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1849	In der preußischen Oberlausitz . . .			31,635	
	In der preußischen Niederlausitz . .			60,797	
	Wenden überhaupt 1849 in Preußen .			92,432	
1861	Kreis Hoyerswerda	31,169	13,959	17,210	552
	„ Rothenburg	50,010	35,258	14,745	295
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau ꝛc.) .	110,661	110,282	379	—
	preußische Oberlausitz	191,840	159,499	32,334	169
	Kreis Kottbus	58,449	24,867	33,582	425
	„ Spremberg	17,857	9,309	8,518	469
	„ Kalau	46,897	39,910	6,987	149
	„ Luckau, Lübben, Sorau, Guben	201,307	200,523	784	4
	preußische Niederlausitz	324,510	274,609	49,871	154
	Wenden beim Militär und zerstreut lebend			1,238	
	Wenden überhaupt 1861 in Preußen .			83,443	

In den Jahren 1867 und 1871 ist die Anzahl der Wenden in Preußen nicht aufgenommen worden. Die Zählung von 1858 aber ergibt bezüglich der Wenden der Niederlausitz unrichtige Resultate. Denn, während in jenem Jahre die drei preußischen Oberlausitzer Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz mit einer den Zählungen der übrigen Jahre entsprechenden Gesammtsumme von 32,581 Wenden figuriren, ergibt sich für die Niederlausitzer Bezirke eine solche von 76,428 Wenden, mithin von 109,009 Wenden in Preußen überhaupt. Es bezieht sich dies namentlich auf die Kreise Sorau und Lübben. „Die **hohen Zahlen, sagt Böckh [20]), welche für diese beiden Kreise in den Aufnahmen von 1858 erscheinen, rühren von abweichender Auffassung des Gegenstandes bei der Aufnahme her; denn wir haben es hier offenbar mit Ermittlungen oder Schätzungen zu thun, welche sich auf die Abstammung der Bevölkerung beziehen, wie auch die in diesem Bezirke ermittelte Zahl als die der „Nachkommen der Sorben und Wenden" bezeichnet ist." Wo es sich aber, wie hier, um die Feststellung der thatsächlich noch wendisch redenden Bevölkerung, nicht deren Abstammung handelt, können die Zahlen für 1858 nicht in Betracht gezogen werden. Jedenfalls ist es zu beklagen, daß in Preußen seit 1861 keine Aufnahme der wendischen Bevölkerung stattfand, da diese noch schlagender, als es jetzt geschehen kann, die Abnahme des Wendischen statistisch nachweisen würde.**

---

20) R. Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. S. 104.

Königreich Sachsen..

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pr. Mil.
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1849	Bezirk Bautzen	96,999	60,616	36,383	375
	„ Kamenz	13,678	13,611	67	5
	„ Löbau	151,299	142,995	8,304	55
	„ Stolpen	28,613	25,789	2,824	99
	Uebriges Sachsen	1.603,842	1.602,203	1,639	1
	Zusammen	1.894,431	1.845,214	49,217	26
1861	Bezirk Bischofswerda	20,965	19,323	1,624	75
	„ Bautzen	37,108	13,960	23,148	623
	„ Kamenz	23,567	15,720	7,847	333
	„ Königswartha	7,405	1,020	6,385	860
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	45,676	45,450	226	5
	„ Schirgiswalde	16,660	14,464	2,196	133
	„ Löbau	27,246	23,157	4,089	150
	„ Weißenberg	6,584	1,807	477	724
	Uebriges Sachsen	2.040,029	2.036,266	3,663	2
	Zusammen	2.225,240	2.171,267	53,973	24
1864	Bezirk Bischofswerda	21,478	19,848	1,630	76
	„ Bautzen	38,729	14,807	23,922	608
	„ Kamenz	23,860	16,028	7,832	328
	„ Königswartha	7,493	1,074	6,419	857
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	46,352	46,182	170	4
	„ Schirgiswalde	17,465	15,459	2,006	115
	„ Löbau	28,220	24,405	3,815	135
	„ Weißenberg	6,810	1,998	4,812	707
	Uebriges Sachsen	2.153,587	2.150,334	3,253	2
	Zusammen	2.343,994	2.290,234	53,760	23
1867	Bezirk Bischofswerda	22,371	20,741	1,630	73
	„ Bautzen	38,917	15,720	23,197	596
	„ Kamenz	24,480	17,010	7,470	306
	„ Königswartha	7,417	1,421	5,996	808
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	48,001	47,831	170	4
	„ Schirgiswalde	18,169	16,200	1,969	108
	„ Löbau	28,987	25,297	3,690	122
	„ Weißenberg	6,847	2,021	4,826	705
	Uebriges Sachsen	2.228,397	2.225,450	2,947	1
	Zusammen	2.423,586	2.371,691	51,895	21
1871	Bezirk Bischofswerda	22,481	20,907	1,574	70
	„ Bautzen	38,851	16,615	23,236	555
	„ Kamenz	25,426	17,624	7,802	300
	„ Königswartha	7,303	1,255	6,048	828
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	49,021	48,763	258	5
	„ Schirgiswalde	18,780	16,867	1,913	102
	„ Löbau	28,977	25,348	3,629	122
	„ Weißenberg	6,818	2,035	4,783	701
	Uebriges Sachsen	2.357,587	2.354,733	2,854	1
	Zusammen	2.556,244	2.504,147	52,097	20

In Sachsen haben allerdings ältere Zählungen der Wenden als jene von 1849 existirt, doch ist leider das ganze handschriftliche Material derselben Ende der fünfziger Jahre vernichtet worden.[21]) In den Jahren 1852 und 1855 fand in Sachsen eine Aufnahme der Wenden nicht statt. Die Aufnahme geschieht in Sachsen durch Zählungslisten mit der Frage: „Ob Wende," was auch eine Unterscheidung nach der Abstammung zuließe. Indessen ist es nicht anzunehmen, daß ein germanisirter Wende sich noch zum Wendenthum bekennt; eher neigen die Wenden auch in Sachsen dahin, die Frage unbeantwortet zu lassen und damit sich zur deutschen Nationalität zu bekennen. Wie die Uebersicht ergibt, hat das Wendische in Sachsen seinen Höhepunkt erreicht. Die Zunahme der Wenden ist hinter jener der Deutschen zurückgeblieben und seit 1864 ist eine Abnahme, resp. ein Stillstand der wendischen Bevölkerung bemerkbar. Im Jahre 1849 kamen in Sachsen auf 1000 Seelen noch 26 Wenden; 1871 aber nur noch 20.

Was die statistische Unterscheidung der Wenden nun in Unter- und Oberlausitzer betrifft, so ist diese nach geographischen Abgrenzungen allerdings leicht durchzuführen, ohne daß damit auch die richtige ethnographische Grenze zwischen beiden Sprachgruppen gewonnen wäre. Zwischen beiden Dialekten liegt ein Mittel- oder Zwischendialekt in zwei Schattirungen. Der ganze Spremberger Kreis und das Senftenberger Amt im Kalauer Kreise bilden einen Zwischendialekt der Niederlausitzer Sprache, der sich dem Oberlausitzer Dialekte nur in der Aussprache mancher Endsylben und einzelner Buchstaben nähert, z. B. das ł wird hier w, wie in der Oberlausitz, gesprochen, und das Niederlausitzer pš in verschiedenen Wörtern als r. Im Hoyerswardaer Kreise, namentlich nördlich von der Stadt Hoyerswerda, und in den Dörfern bei Muskau, welche an den Spremberger Kreis grenzen, herrscht hingegen der Oberlausitzer Zwischendialekt, welcher sich wieder in der Aussprache einiger Wörter und Endsylben dem Niederlausitzer nähert. Man könnte an der Grenze der Ober- und Niederlausitz füglich sagen: es wirft jeder Dialekt einen schwachen Wiederschein von sich über die Grenze hinaus. Im Spremberger Kreisgerichte kann man alle vier Dialekte, die beiden reinen und die beiden Zwischendialekte von den dorthin citirten Wenden reden hören, und der dortige Dolmetscher (Diaconus Müller) muß allen vieren gerecht sein, was, wie er mir bemerkt, „anfangs nicht ohne einige Schwierigkeiten war."

Die Grenze zwischen Ober- und Niederlausitz läuft, so weit sie das wendische Sprachgebiet betrifft, ungefähr längs einer Linie, die man von Senftenberg im Westen über Spremberg nach Muskau im Osten zieht. Die ganze Niederlausitz ist preußisch; von der wendischen Oberlausitz sind aber nur die Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz (im Regierungsbezirke Liegnitz) preußisch. Der Rest der Oberlausitz ist sächsisch. Die Zahl der Wenden nun in beiden Lausitzen läßt sich für die Jahre 1849 und 1861 vollständig übersehen.

	1849	1861.
Niederlausitzer Wenden	60,797	49,871
Oberlausitzer „ in Preußen	31,635	32,334
„ „ in Sachsen	47,578	50,609
Wenden in der Lausitz überhaupt	140,010	132,814

Die Zahl der Wenden überhaupt ist jedoch hiermit nicht ausgedrückt, diese stellt sich etwas höher, da in Preußen die beim Militär stehenden, in Sachsen die im übrigen Königreiche, außerhalb der Lausitz, lebenden Wenden hier nicht eingerechnet sind.

21) Mittheilung des königl. statist. Bureaus in Dresden.

Die Gesammtzahl der Wenden in Preußen und Sachsen beträgt vielmehr nach den oben mitgetheilten Daten:

	1849	1861.
In Preußen	92,432	83,443
In Sachsen	49,217	53,973
Alle Wenden	141,649	137,416

Es ergibt dieses von 1849 bis 1861, also in einem Zeitraume von 11 Jahren eine absolute Abnahme von 4,233 Seelen, eine Zahl, die weit bedeutender sich gestalten würde, wenn in Preußen spätere Zählungen als jene von 1861 vorlägen, da gerade dort im letzten Jahrzehent das Wendenthum, zumal in der Niederlausitz, sehr schnell abgenommen hat.

Um für das Jahr 1871 — für welches in Sachsen eine Zählung der Wenden vorliegt — die Gesammtzahl der Wenden zu bestimmen, müssen wir uns für den preußischen Antheil, wo nicht gezählt wurde, mit Conjecturalstatistik begnügen. Die Abnahme der Wenden in den 12 Jahren 1849 bis 1861 betrug in Preußen absolut 8989 Seelen. Wäre nun in den folgenden 10 Jahren die Germanisirung gleich schnell vorgeschritten, so hätten nach jenem Verhältniß weitere 7500 Wenden in Preußen ihre Muttersprache eingebüßt; höchst wahrscheinlich ist aber, nach allen Analogien zu schließen, der Prozeß noch schneller vor sich gegangen. Nimmt man aber nur 7500 germanisirte Wenden in dem Zeitraume 1861—1871 in Preußen an, so erhält man für das Jahr 1871 durch Subtraction jener 7500 von der für 1861 constatirten Zahl (83,443) die Summe von 75,943 Wenden in Preußen. Die Zählung in Sachsen ergab 52,097 Wenden, so daß also im Jahre 1871 die Anzahl aller Wenden im höchsten Falle 128,040 Köpfe betrug.

Das Schicksal der wendischen Sprache ist besiegelt. Die im Eingange aufgeführten Ursachen des Untergehens derselben wirken in unseren Tagen stärker als je zuvor; unaufhaltsam, immer rascher erfüllt sich das Verhängniß, das Aufgehen des Wendischen im Deutschen. Die kleine Sprachinsel ist heutzutage nur noch eine ethnographische Kuriosität. Freilich, der Slave mag darüber klagen, daß hier dem deutschen Moloch wiederum slavischer Boden geopfert wird — wer es aber gut meint mit dem tüchtigen wendischen Bauernvölkchen, der wird sagen: je eher die letzten Reste der ihnen selbst lästig fallenden slavischen Sprache verschwunden sind, desto besser. Zwang wendet der Deutsche nicht an: er läßt sie ruhig einschlafen, er beschleunigt den Auflösungs-Prozeß nicht, der in nicht allzuferner Zeit beendigt sein dürfte.

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. C. Leeder.

(Fortsetzung. *)

III. Periode. Dynastie Wartenberg-Waldstein.

Die Familien Wartenberg und Waldstein haben einen gemeinschaftlichen Ursprung oder vielmehr die letztere ist aus der ersteren entsprungen, als diese sich in viele Linien spaltete. [1])

Die Geschichte der Wartenberger ist sehr verwickelt und streift oft an die Sage, doch ist historisch festgestellt, daß die Glieder dieser uralten, vielverzweigten

*) Siehe Jahrgang XI., Heft 1, 2 und 3.

1) MS. des Bischofs Max. Baron von Schleinitz bei Dobner Monum. I. p. 220 ff. Doch enthält Schl. viel Unrichtiges.

Familie, die sich anfangs von Ralsko nannte, ebenso durch reichen Güterbesitz in Böhmen als durch die vornehmsten Aemter und Würden des Königreichs glänzten.

Uns interessirt hier zunächst Johann von Wartenberg, 1480 geboren [2]), welcher 1519 die eine Hälfte der Stadt und Herrschaft Arnau von Ritter Johann Tetaur von Tettau um 2000 Schock b. Gr. und die andere Hälfte um die gleiche Summe von Hynek Spetele von Janowic und auf Skal erkaufte [3]). Im folgenden Jahre erwarb er durch Kauf von Katharina von Kozojed das Dorf Kottwitz (wes Chottobuzy) mit der Veste, den Höfen und Allem, was seit Alters dazu gehörte und leistete 1522 über alle die vorgenannten Güter dem Könige Ludwig den Leheneid. [4]) Er brachte noch viele andere Güter (Chotèlic, Schloß Skal mit der halben Stadt Turnau, Rohozec, Zwieretic u. s. w.) an sich, verkaufte dagegen Arnau — und zwar schon 1521 — an seinen Schwager Zdeniek von Waldstein. In Arnau hatte er unter andern die „zwei Häuseln bei dem Niederthor in dem alten Vorwerk" verkauft und schenkte den Kaufschilling der Stadt. [5]) Er war mit Griselda von Dub vermählt, bekleidete unter Wladislaw das Amt des obersten Landeshofmeisters, wurde c. 1528 Oberstburggraf und behauptete diese Würde bis zu seinem 1543 erfolgten Tode. Sein Leichnam wurde in der Prager Domkirche beigesetzt. [6a])

Mit Zdeniek von Waldstein tritt in Arnau eine Familie auf, welche zu den reichsten und vornehmsten von Böhmen zählt, durch ein volles Jahrhundert im Besitze von Stadt und Herrschaft blieb, sich um das Gedeihen derselben wesentliche Verdienste erwarb und daher vorzugsweise verdient, im Andenken der Nachkommen erhalten zu werden.

Als spezieller Stammvater der Familie wird Zdenko I. angeführt, welcher mit Sidonie von Schaumburg vermählt war, das Schloß Waldstein bei Turnau erbaute, zumeist aber auf der Burg Welis bei Jičin wohnte. Seine Nachkommen zeigten außer andern vorzüglichen Eigenschaften eine so ungewöhnliche Fruchtbarkeit, daß schon vor 200 Jahren der Geschichtschreiber Balbin behauptete, man könne sie in keine Genealogie bringen.

Als Beleg kann schon des Stammvaters Enkel, Johann von Waldstein auf Welis, angeführt werden, von dem man erzählt, er habe dem Könige Přemysl Otakar, als dieser 1252 nach Preußen zog, 24 Söhne als Streiter zugeführt.

Ein Nachkomme dieses Patriarchen war Henik (Hynek) von Skal auf Stiepanicz, Hofmeister der Gemahlin des Königs Georg. Mit der Tochter dieses Königs, Agnes von Kunstadt (Anižka de Liticz), erzeugte er den Sohn Hanuš von Waldstein auf Stara und Stiepanicz, königl. Hoflehen- und Kammergerichtsbeisitzer, welcher — wahrscheinlich durch seine Gemahlin Anna v. Riesenburg — ums Jahr 1503 zum Besitze von Horic gelangte, wo er 1506 hochbetagt starb. [7]) Von seinen vier Söhnen erhielt Zdeniek der Jüngere die Herrschaft Horic, [7a]) verkaufte aber dieselbe 1521 an Adalbert von Pernstein und kaufte dafür von Johann von Wartenberg, dessen Schwester Ursula er zur Gemahlin hatte, um 4000 Schock b. Gr. die Stadt Arnau mit dem Schlosse und den Dörfern

---

2) Balbin Stemmatogr.
3) Lehentafel tom. 62. pag. 413.
4) Ibid. tom. 24. pag. 93, dann tom. 62 pag. 729.
5) Altes Stadtbuch.
6) Balbin lit. Curialis IV, Comment v. Auersperg u. Balbin Stemmatogr.
6a) Vom Zenith ihres Ansehens schnell herabgleitend erlosch die Familie — wie ein fallender Stern — mit Johanns Enkel Johann Georg v. Wartenberg, Herrn der Herrschaft Neuschloß im Leitmeritzer Kreise, der dem Pfalzgrafen Friedrich, als dieser 1620 nach Böhmens Krone griff, bis Eger entgegen ging und ihm Ziska's Schwert anbot. Mit Friedrich vertrieben heiratete er eine Pfalzprinzessin und starb kinderlos.
7) Balbin Misc.
7a) Georg erhielt Bradlec, Wilhelm Lomnic, Johann starb frühzeitig kinderlos.

Hermanseifen, Lauterwasser, Proschwitz (Prosečno), Mohren (Jawornik), Arnstorf, Langenau mit den zwei Hämmern daselbst und dem Zinse zu Oels (Wolessnic).

Im Kaufvertrage wurde ausbedungen, daß die Verschreibung, durch welche Getrich von Schanow dem Zywold Pockstorffer und seinen Gewerken die Arnauer Berge geliehen hat, aufrecht bleiben soll. [8])

1522 kaufte Zdeniek von seinem Schwager auch das Dorf Kottwitz (Chottobiczy) sammt der Veste, dem Vorwerke, den Höfen, Wäldern, Wiesen und Bächen um 1500 Schock b. Gr. und von den Gebrüdern Wenzel, Bernard und Georg von Warnsdorf [8a]) die Leute von Kottwitz, die vorher ihr Vater Hans Buczky von Herrn Wolfgang von Hermsdorf gekauft hatte. [9])

Uiber alle diese Güter wie auch über Wildschütz (Wlczic) leistete er 1522 dem Könige Ludwig den Leheneid, erwirkte aber noch in demselben Jahre die Entlassung derselben aus dem Lehenverbande. [10])

Von Zdeniek meldet das Arnauer Stadtbuch blos, daß er den zum Schloß gehörigen „Hüngersgarten" zwischen dem Mühlgraben und der Elbe gelegen, um 50 Schock an den Arnauer Stadtschreiber Merten Lomöller und Acker und Wiese „obigk der klosterbrücken neben der elben" an den Bürgermeister Mathis Neudeck verkauft hat. [11])

Wichtiger ist, daß in neuester Zeit (1851) auf der königl. Bibliothek in Stockholm unter den Büchern, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege aus Böhmen und Mähren fortgeschleppt haben, ein Papier-Codex in Folio (drei Bücher) aufgefunden wurde, den im Jahre 1525 Martin Bubla auf Befehl Zdenieks des Jüngeren von Waldstein niedergeschrieben hat.

Das Wappen des Letzteren ziert den zweiten Band. Der Titel des Werkes ist: Knihy jenž slowú Hodinař, und es ist dasselbe ein zum hussitischen Gottesdienste eingerichtetes Breviarium. [12])

Dies beweist, daß unser Zdeniek eifriger Utraquist war; durch ihn erhielt ohne Zweifel das utraquistische Element in Arnau Eingang, und da unter Ferdinand I. bekanntlich in ganz Böhmen die Utraquisten allmälig in Protestanten übergingen, darf es uns nicht wundern, daß — wie wir bald sehen werden — auch in Arnau das Lutherthum frühzeitig zur Herrschaft gelangte.

Ein großes Vehikel bildete dabei die Buchdruckerei, und es ist daher bemerkenswerth und spricht für die damalige Bedeutung der Stadt, daß Arnau nebst Pilsen, Prag, Kuttenberg, Weißwasser und Wilimow eine der ältesten Buchdruckereien in Böhmen besaß. [13]) So viel bekannt, erschien in Arnau das erste deutsche Buch 1525, betitelt: „Eyn wegsprech gen Regensburg zu yns Concilium," 18 Blätter in Quarto. Auf der letzten Seite steht: „Gedruckt zu Arnaw an der Elb jm Böhem durch Hanns Hofs von Brawn anno MDXXV." [14]) Auch der Titel dieses Buches (dessen Inhalt uns unbekannt ist) deutet auf die damalige religiöse Gährung der Gemüther hin.

Zdeniek von Waldstein starb schon 1525 und wurde in der Arnauer Kirche begraben. [15]) Sein Leichenstein, der die Inschrift trug [16]): „Anno Domini

---

8) Lehentafel tom. 62. pag. 425.
8a) Diese adelige Familie war — wie schon weiter oben bemerkt wurde — auch in Arnau hausangesessen.
9) Ibid. tom. 24. pag. 102 und 103.
10) Ibid. tom. 62. pag. 731.
11) Stadtbuch.
12) Dudik: Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Vergl. auch Lumir von 1852.
13) Pelzel, Geschichte von Böhmen 1782, I. Theil pag. 526.
14) Prager Zeitung von 1843. Nr. 174.
15) Grabstein seines Sohnes Georg.
16) M. S. des Dr. Hadwich

MCCCCCXXV in vigilia adventus domini obiit Dominus Zdeniek de Walssteyn tunc temporis Dominus Arnaviae. Orate pro eo“ ist nicht mehr vorhanden. [17]) Zdeniek hinterließ außer zwei Töchtern: Anna und Helena drei Söhne: Georg, Johann und Zdeněk. [18]) Alle drei waren noch unmündig, die Witwe Ursula von Wartenberg übernahm daher die Vormundschaft und Verwaltung der Güter und übte sie durch verschiedene „Amechtmannen“ (Ambachtmannen, d. i. Amtmänner oder Bevollmächtigte) aus.

Als „Amechtmannen off Arnau“ erscheinen im alten Stadtbuche [19]): 1528 Adam Zilwer und Wolf von Troklaw, 1529 Christof Schtange von Artemsdorf, durch welchen Ursula einige Zugehörungen des Schlosses verkaufte; 1534 und 1536 Christof Procke, in dessen und des Bürgermeisters und der Geschworenen Gegenwart auf dem Schlosse ein Vertrag ins Stadtbuch eingeschrieben wurde, durch welchen Merten Hartmann, Richter zu Lauterwasser, das Gericht daselbst um 120 Schock meißn. Z. von Baltes Fischers Kindern kaufte. Um dieselbe Zeit wird auch einer Wiese erwähnt, die ehemals von der Herrschaft Arnau einem Edelmann zu Lauterwasser, weil dieser im Wasser fischte, war genommen und dem Gericht zu Lauterwasser gegeben worden, — dann einer Wiese, welche die „alde elbe“ genannt wurde, endlich „eines Kretzem bei der Schmelzhütten“, welchen nebst einem Stück Acker Ursula 1535 um 24 Schock meißn. Z. an Heinrich Oerteln veräußerte.

Ursula starb 1536 und wurde in der Arnauer Kirche neben ihrem Gemahle beigesetzt. [20])

Stadt und Güter bildeten nun vorläufig ein gemeinsames Besitzthum der drei Söhne, doch übernahm der älteste, Georg, wiewohl erst 17 Jahre alt, sogleich die Verwaltung derselben und führte diese bis 1548, in welchem Jahre die Erbtheilung stattfand. [21])

Bei dieser wurde Johann der Jüngere von Waldstein entweder blos mit Geld abgefertigt oder überließ seinen Antheil alsbald an Georg. Das Stadtbuch erwähnt seiner nirgend. Er kaufte noch im selben Jahre von Johann von Pernstein und Helfenstein um 3250 Schock Veste und Gut Herzmanic bei Jaromir [22]), war dreimal vermählt, hatte aber nur von der ersten Gemahlin — Salomena von Slawata — eine Tochter, die 1551 als Jungfrau starb und in Hermanic ruht [23]), und vermachte daher das Gut Hermanic letztwillig seinem Neffen Wilhelm, einem Sohne seines Bruders Georg [24]). Er dürfte ums Jahr 1569 gestorben sein [25]) und soll in der Arnauer Kirche seine Ruhestätte haben [26]).

Zdeniek, der jüngste der drei Brüder, erhielt in der Erbtheilung 1500 Schock Groschen baares Geld, jene Hälfte der Stadt, welche einst Hynek Sspetle von Janowic besessen hatte, vor dem Niederthor Haus und Garten des Kannegießers Donat, den nebenliegenden Garten des Bartel Hanus Wenzl, dann die anrainende Kirchenwiese und an diese grenzend ein Gartenstück, die Pfaffenzeil genannt,

---

17) Vielleicht war es jener große, stark ausgetretene, mit dem Waldstein'schen Wappen versehene Stein, welcher links vom Hochaltar lag und erst vor einigen Jahren vernichtet wurde.
18) Die Töchter nach Balb. Misc.
19) Altes Stadtbuch Fol. 48, 51, 54, 55 und 56.
20) Grabstein des Sohnes Georg.
21) Stadtbuch Fol. 60, Zuschrift König Ferdinand's I. vom 3. Juli 1543 an die Stadt Breslau, und Landtafel tom. 49. K. 16.
22) Landtafel tom. 47. H. 7.
23) Die drei Frauen waren nach Balbin: Misc. II. 1. Salomena von Slawata, 2. eine aus dem Geschlechte Skop, 3. Anna von Redern. Grabstein nach Lokalbefund.
24) Landtafel. Weiße Quatern M. 11. Dem Zdenko sollte nach Johanns Testamente Wilhelm 1000 Schock als Legat geben.
25) Das Testament ist 1572 in die Landtafel eingetragen.
26) Balbin, der aber das Todesjahr irrig auf 1568 setzt.

welches der Stadtschreiber Merten Lomöller besaß, endlich den Wald Hellegrund zugewiesen [27]). Die genannten fremden Realitäten hatte Georg für ihn anzukaufen, was auch noch im selben Jahre geschah und zwar erkaufte Georg die Kirchenwiese von den „erwählten Bevollmächtigten der ganzen Gemeinde der Stadt Arnau" um 40 Schock [28]). Noch wurde im Erbtheilungsvertrage festgesetzt, daß, wenn auf eines oder des andern Bruders Gründen Gold- oder Silberbergwerke eröffnet würden, diese ihnen gemeinschaftlich gehören und daß auch die Aemter in der Stadt gemeinschaftlich besetzt werden sollen. Zeugen des Vertrages waren Wilhelm Stiasny von Waldstein und Diwis Slawata von Chlum und Kossumberg. Von dem ihm zugewiesenen Grundbesitz verkaufte Zdeniek 1551 den Pfaffenbusch und die Spittelsau, welche an den städtischen Wald grenzten, an den Arnauer Bürger Johann Holy um 17 Schock böhm. Groschen und stellte nochmals 1569 unter Zeugenschaft seiner Brüder über diesen Verkauf eine besondere Urkunde aus [29]). Die ererbte Hälfte der Stadt Arnau sammt Zugehör verkaufte er 1552 an Katharina von Chlum und Kossumberg, die Gemahlin seines Bruders Georg, um 1000 Schock böhm. G., und diese trat ihre Rechte darauf 1560 auf ihren Todesfall an ihren Gemahl und dessen Erben ab [29a]). Zdeniek erwarb dagegen die Güter Sobczicz und Urczicz, dann Grulich, nach denen er sich fortan nannte, war vermählt mit Anna von Hassystein aus dem Hause Redern und scheint bald nach seinem Bruder Johann kinderlos gestorben zu sein. Seine Ruhestätte soll er in Grulich gefunden haben [30]).

Georg von Waldstein,

geboren zu Horic am 23. April 1519 [31]), ist für die Geschichte von Arnau von besonderer Wichtigkeit, merkwürdig durch seine Persönlichkeit, durch eine 48jährige Regierung, durch den Einfluß, den er auf die Geschicke der Stadt übte, durch seinen ansehnlichen Besitz und den reichen Kindersegen.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung wurde die Kirche durch einen Blitzstrahl in Asche gelegt (1539), aber bald wieder eingedeckt und auch der Thurm wieder hergestellt [32]). Es steht zu vermuthen, daß damals auch die Stadt Schaden nahm, denn 1545 heißt es im Stadtbuche: „Da auf Verordnung Georgs von Waldstein Jörg Erben und Michel Schneider *nach dem Brande* von ihren beiden Höfen und Häusern so viel liegen lassen mußten, daß ein Wagen mag frei aus der Stadt zwischen ihren beiden Häusern fahren, so hat der Rath mit Verwilligung der Gemeinde ihnen für ihren Schaden jedem ein Stückchen Grund niederwärts des Hirtengartens zu einem Gärtle gegeben [33])."

In demselben Jahre 1539 fand aber noch eine andere, gewaltige Aenderung im Kirchenwesen statt. Die Stadt wurde lutherisch.

Das städtische Gedenkbuch sagt hierüber nur: „1539 wurde der katholische Priester verjagt und ein lutherischer eingesetzt, der 1540 wieder fort mußte; von 1542 an aber herrschte das Lutherthum in Arnau." Diese wenigen Worte lassen

---

27) Böhmische Landtafel tom. 49 K. 16.
28) Arnauer Stadtbuch.
29) Der Vertrag von 1551 im Stadtbuche Fol. 86, die Pergament-Urkunde von 1569 im Stadt-Archiv.
29a) Landtafel Quat. Nr. 10. G. 17. Dann ibid. gelbe kleinere Verschreibquatern Nr. 230. M. 3 blauer Bezeichnung.
30) Landtafel. Weiße Quat. v. 1570 M. 11. — Balbin gibt die Anna von Redern dem Joh. v. Waldstein als 3te Gemalin und dem Zdeniek zur Gemalin die Ludmila von Paczow.
31) Laut der Inschrift des Grabsteines.
32) Schaller Topografie. Rohn 1777.
33) Stadtbuch Fol. 76.

erkennen, daß die Aenderung des Glaubensbekenntniſſes und des Gottesdienſtes nicht ohne heftige Kämpfe im Schoße der Gemeinde ſtattgefunden hat.

Die Bewegung ging wahrſcheinlich von Georg ſelbſt aus, der gleich den meiſten adeligen Herrſchaftsbeſitzern eifriger Lutheraner war; nur ſo läßt es ſich erklären, daß trotz Regierung und Jeſuiten ſo ſchnell die ganze Umgegend von Arnau proteſtantiſch wurde.

Wie eifrig Georg war, ſieht man nicht nur aus ſeinen 1581 gegebenen Beſtätigungen der Kürſchner- und Hutterordnungen, in welchen verordnet wird, daß Keiner, der nicht in „Empfahung des hochwürdigen Sakraments untter beider geſtalt einig iſt," ins Handwerk aufgenommen, der etwa Aufgenommene aber aus der Zeche geſondert und verworfen werden ſoll [34]); ſondern es erhellt auch aus der Strenge, mit welcher Georg in beſondern Fällen Verunehrung des Gotteshauſes und Beſchimpfung der lutheriſchen Geiſtlichkeit ahndete [35]). Von Seelſorgern aus der Zeit des herrſchenden Lutherthums in Arnau (1542 bis 1629) ſind uns nur folgende bekannt:

1566. Pfarrer Mathias Cloſel und Diakon Jeremias Heinrich, beide verheirathet und mit Kindern geſegnet [36]);

1586. Pfarrer Laurenz Olbendorf, der in dieſem Jahre „wegen der herrſchenden großen Sterblichkeit" ſeinen Kindern auf den Fall ſeines Todes einen Vormund beſtellte und zwiſchen 1586 und 1590 in Arnau ſtarb [37]).

Diakon Martin Kapperbein, der 1612 auf ein Jahr aufgenommen wurde und den das ſtädtiſche Gedenkbuch — komiſch genug — für einen Jeſuiten erklärt [38]); endlich

Paſtor Michael Bayer, der 1623 bei ſeiner Verweiſung (?) das von ihm verfaßte Kirchenbuch mitgenommen haben ſoll [39]).

Mit der Einführung des Proteſtantismus ſcheint in Arnau wie anderwärts Hand in Hand der Verkauf des Kirchenguts gegangen zu ſein; darauf laſſen wenigſtens die oben angeführten Verkäufe der Kirchenwieſe, der Pfaffenzeil und des Pfaffenbuſches ſchließen, von welchen die erſtere von der Gemeinde durch den Rath verkauft wurde. Der Rath verkaufte auch 1558 noch zwei Theile der Kirchenwieſe, „gelegen zwiſchen dem Waſſer zu Proſchwitz unter dem hohen Berge," an Adam Müller „vor acht Schock gereit geldt," wobei bemerkt wird, daß Müller den Kaufſchilling der Kirche gar bezahlt hat und derſelben „von beiden Fleckeln Zins ain Jar lang acht kleine groſchen gibt." [40]) Bei den frühern Verkäufen iſt nicht erſichtlich, daß die Kirche den Kaufſchilling erhalten habe; möglich auch, daß der Erlös der verkauften Grundſtücke zum Kirchenbau, von dem ſogleich die Rede ſein wird, verwendet wurde; Factum iſt, daß die Kirche im 17ten Jahrhundert kein liegendes Beſitzthum hatte und ungeachtet mancher ihr in der Folge noch zugegangenen Geſchenke [40a]) ſchon durch die allmälige Entwährung der Valuta ganz verarmte. [41])

Das Kirchengedenkbuch führt aus einem alten, nicht näher bekannten Codex an, die uralte Dekanalkirche in Arnau ſei unter Georg von Waldſtein ihres alterthümlichen Schmuckes beraubt und in eine moderne Geſtalt gebracht worden. [42])

---

34) Stadt-Archiv.
35) Stadtbuch Fol. 110.
36) Ibidem. Fol. 110.
37) Ibidem. Fol. 107.
38) Städtiſches Gedenkbuch
39) Ibidem 107.
40) Stadtbuch Fol. 98.
40a) Hans Heinze vermachte 1581 im Teſtamente eventuell 300 Schock halb der Kirche und halb dem Spital. (Stadtbuch Fol. 121 v.)
41) Städtiſches Gedenkbuch: „Punkte, über die Dechant Becker mit der Gräfin ſich beſprochen."
42) Die Stelle lautet: „Der Codex vetustus sub regimine Ill. Di. Georgii lib. Bar. a Wald-

Dieſes bezieht ſich zunächſt auf die innere Einrichtung der Kirche, die allerdings — wie Altäre, Beichtſtühle, Fahnen, Bilder, auch Wand- und Glasmalereien, Skulpturen, Reliquienkäſten, Monſtranzen u. ſ. w. — der Reformation weichen mußte und bei dem Eifer der Neuerer gewiß ſehr rückſichtslos beſeitigt wurde, daher es nicht zu verwundern iſt, daß von der Einrichtung des alten katholiſchen Gotteshauſes nichts auf uns gekommen iſt; es gilt aber obige Notiz auch von dem Aeußern des Gotteshauſes, deſſen frühere Geſtalt, Größe und Styl nicht mehr zu ermitteln ſind, da Georg von Waldſtein ſich ſei es durch die Baufälligkeit des Gebäudes, durch irgend eine Feuersbrunſt das Stadtbuch deutet auf einen um 1550 ſtattgefundenen Brand hin[43]) — oder durch andere Urſachen bewogen fand, die Arnauer Kirche ganz umzubauen. Er führte dieſen Bau erſt in einer langen Reihe von Jahren zu Ende.

Bei dem gänzlichen Mangel ſchriftlicher Urkunden muß man die Baugeſchichte ſo viel möglich aus dem Gebäude herausleſen.

Das Hauptgebäude der Kirche bildet ein Presbyterium und ein mit vier Traveen verſehenes dreiſchiffiges Langhaus. — An das Presbyterium iſt links (auf der Nordſeite) das gleich hohe und mit einem eigenen Dachſtuhl verſehene Oratorium mit der darunter befindlichen Sakriſtei angebaut. Im Winkel zwiſchen Oratorium und Langhaus und bis zum Mittelſchiff ſich eindrängend ragt der hohe Thurm empor, während auf der entgegengeſetzten Seite (auf der Südſeite) die große Taufkapelle ans Langhaus angebaut iſt. Zwei Stiegenaufgänge und einige ſpätere Anbauten: Vorhallen, Todtenkapelle, Kerker, verſtellen die Außenſeiten der Kirche, während der Mangel eines Strebepfeilers und eines Fenſters zwiſchen Thurm und Todtenkapelle ſchließen läßt, daß dort in früherer Zeit noch ein Anbau beſtand. Die Strebepfeiler des ganzen Gebäudes, der Haupt- und Seiteneingang, die ſämmtlichen Fenſter mit ihrem Fiſchblaſenmaßwerke, endlich die Profilirung der Gewölberippen im Presbyterium, Oratorium und in der Taufkapelle weiſen auf Eine Bauzeit hin; es iſt ſpätgothiſcher Styl. Dieſen zeigt auch noch das Fries am Thurm oberhalb der Glockenſtube, während die Fenſter der letztern bereits im Rundbogen geſchloſſen ſind. — Das Langhaus zeigt dagegen im Innern rundbogige Kreuzgewölbe ſowohl im Haupt- als in den zwei ſchmalen Seitenſchiffen und die Gewölbe ſtützen ſich auf 6 Pfeiler, die man durch ein aus Pfühl und Platte zuſammengeſetztes Kapitäl in ihrem obern Theile in Säulen verwandelt hat, während weiter unten durch eingeſprengte Kreuzgewölbe das Singchor und beiderſeits bis zum Presbyterium hin Emporen hergeſtellt worden ſind.

Dieſe Gewölbe, ſo wie die an der Außenſeite des Presbyteriums hie und da eingemauerten Menſchenköpfe und das weitausladende, aber blos dekorative Dachgeſimſe, das rings um Presbyterium und Langſchiff ſich hinzog und nun längſt wieder herabgefallen iſt, ſind offenbar aus ſpäterer Zeit und gehören ſchon in die Renaiſſance-, beziehungsweiſe Barok-Zeit.

An der Frontſeite des Langhauſes oberhalb einem verhältnißmäßig kleinen Radfenſter iſt das Waldſtein'ſche Wappen in Basrelief angebracht mit der Aufſchrift: Girzi . . . . 1572.

Im Schiff der Kirche, deſſen Bögen und Gewölberippen mit Laubgewinden und architektoniſchen Verzierungen im Renaiſſanceſtyl gemalt ſind, erſcheinen an den Feldern der Decke folgende Wappen und Inſchriften gemalt: vom Singchor aus links:

1. Waldſtein'ſches Wappen: Zdeniek z Waldsteina a na Hostinnem 1573.

---

stein seniore ſagt: Antiquissima ecclesia decanalis arnaviensis suo vetusto decore spoliata et in formam modernam reducta est."

43) Stadtbuch Fol. 140. „1550 nach dem Brande kaufte Andreas Linle eine Bauſtelle und baute ſie auf. Wird dabei Bezug genommen auf ein Stadtbuch „von Käufen" Fol. 242."

2. Wartenberg'ſches Wappen: Urssila z Wartenberk a na Hostinnem 1573.
3. Waldſtein'ſches Wappen: Girzi z Waldsteina a na Hostinnem 1573.
4. Wappen der Familie Slawata: Katerzina z Chlumu z Kossumberka a na Hostinnem 1573.

Vom Singchore aus rechts gegen's Presbyterium:

1. Fulſteinſches Wappen: Elisska z Uppow z Fulssteina a na Albrechticich 1573.
2. Waldſtein'ſches Wappen: Jan z Waldsteina a na Hostinnem 1573.
3. Lobkowic'ſches Wappen: Alena z Lobkowic a na Hostinnem 1573.
4. Wappen der Familie Żerotin: Elisska z Żerotina a na Hostinnem 1573.

Dies ſind die Wappen Zdeněks von Waldſtein und ſeiner Gemahlin; dann des Sohnes beider Georg und der drei Gemahlinen desſelben, endlich des älteſten Sohnes Georgs: Johann und deſſen Gemahlin Eliška von Uppow und Fullſtein.

In der Mitte der Wölbung aber iſt erſichtlich der kaiſerliche Doppeladler mit der Umſchrift:

Neigasnieissi Knize a pan pan maximilian z bozy milosti druhý woleni rzyškiy cisarz, uherský czesky: zc: kral, arciknize rakusky marckrabie morawsky: slesky knizie a luzicke marckrabie geho milost cisarska rosmnozitel rzysse po wssecky czasy leta panie 1573.

An der Decke des Presbyteriums erſcheinen Darſtellungen aus dem Leben Mariä und zwar auf der Evangeliumſeite: Mariä Opferung und Vermählung, auf der Epiſtelſeite Mariä Heimſuchung und Reinigung, in der Mitte gegen den Hochaltar Mariä Geburt und gegen's Schiff: Mariä Himmelfahrt; von letzterer Darſtellung links Maria als Schützerin der Stadt und rechts (oberhalb des Seiteneingangs) der Renovator der Kirche ſammt Familie, ihre Herzen Mariä opfernd. Nebſt dieſen Darſtellungen ſind noch auf der Epiſtelſeite die Wappen Georgs und ſeiner erſten Gemahlin mit der Umſchrift: Georgius Baro Waldstein aedificavit ao. 1552, auf der Evangeliumſeite die Wappen der Familien Lamberg und Trauttmansdorf mit der Umſchrift: Max. Jos. Sac. Rom. Imp. Comes a Lamberg renovavit 1753.

Aus all dem Geſagten darf Folgendes geſchloſſen werden. Die ganze Kirche rührt in ihren weſentlichen Theilen von Georg von Waldſtein her. Als Epochen der Bauvollendung ſind fürs Presbyterium das Jahr 1552, für's Langhaus 1572 und für die innere Ausſchmückung das Jahr 1573 anzunehmen. — Die Malereien im Presbyterium rühren von dem Grafen Lamberg her.

Schwieriger iſt die Beantwortung der Frage, von wem die Einwölbung des Langhauſes und die dortigen Wappenbilder herrühren.

Vom Grafen Lamberg nicht; 1753 hätte man die alterthümliche Schrift und Orthografie nicht — auch wenn ſie an der frühern Decke geweſen wäre, ſo treulich copirt, auch kein Intereſſe gehabt, nebſt Georgs und ſeiner Frauen Wappen noch jene ſeiner Eltern und ſeines Sohnes anzubringen. — Will man nicht annehmen, daß die Gewölbe bereits 1573 eingeſprengt wurden (was eine Styländerung zwiſchen 1552 und 1573 vorausſetzt), und will man dem Kirchengedenkbuche Glauben ſchenken, daß früher das Langhaus mit einer Holzdecke verſehen war (bei der Spannweite des Schiffes allerdings etwas auffallend), ſo muß die Herſtellung der Kreuzgewölbe und der Wappen dem Hans Chriſtof von Waldſtein — Sohn Georgs — zugeſchrieben werden, der nach dem großen Brande von 1610 Kirche, Schloß und Dechantei wieder herſtellte, und auch das früher erwähnte große Dachgeſimſe an der Kirche angebracht haben dürfte.

Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Holzdecke des Langhauſes der Wuth des Feuers, der ſelbſt die Glocken zum Opfer fielen, nicht hat widerſtehen können, und als in früherer Zeit auch das Schloß, die Dechantei und die Schule das

erwähnte Dachgesimse zeigten, die Oelsner Kirche es noch heute hat, die Dechantei aber laut der erst neuestens vernichteten Aufschriften mit Wappen von Georg 1578 gebaut und von Hans Kristof (von dem also die Malereien und Aufschriften sind) 1611 wieder hergestellt, die Oelsner Kirche aber Zeuge der Jahreszahl 1602 auf dem dortigen Thurme und der Wappen im Innern von Heinrich von Waldstein, einem Sohne Georgs, gebaut worden ist. Hiebei entsteht allerdings noch das Bedenken, wie es komme, daß Hans Christof neben den Wappen seiner Eltern und Großeltern das Wappen seines Halbbruders Johann und der Gemahlin desselben an der Decke des Mittelschiffes malen ließ und nicht vielmehr — wie am Hut des Predigtstuhles, seines und das seiner Gemahlin dort anbrachte? Wahrscheinlich hat er wirklich diese Wappen — und vielleicht zugleich jene seiner vollbürtigen Brüder — im Presbyterium angebracht, und es sind dieselben erst, als Graf Lamberg die Decke malen ließ, vernichtet worden. Daß die Decke des Presbyteriums früher leer gelassen und blos das Schiff mit Farbenschmuck versehen worden wäre, ist gewiß ebenso unwahrscheinlich, als daß daselbst von einem Protestanten heilige Geschichten wären dargestellt worden.

Von dem älteren Bau sind in der Arnauer Kirche nur sehr wenige Spuren (am gothischen Bogen zwischen Presbyterium und Schiff, ein Rundstab im Winkel beim Seiteneingang) — und einige Grabsteine übrig, nämlich der oben bereits angeführte der Anna von Coldicz von 1467, den man erst neuester Zeit vernichtet hat, — ein kleinerer, der in der Taufkapelle in die Mauer gesetzt wurde und neben einem Ritterwappen die Inschrift führt:

Anno doi MCCCCLXVIII. feia seda p . . . obijt gerisla fili dm fridri de Schobeg . d. h. Anno domini 1468 feria secunda (i. e. Montag) post (der Heiligentag unleserlich) obiit Gerislav filius domini Friderici de Schomberg, dann unter den Grabsteinen, womit in neuerer Zeit der Zugang zur Kirche gepflastert wurde, der oben erwähnte Grabstein der Sskonka von Lompnicz vom Jahre 1475. Vielleicht rührt auch der untere Theil des Thurms noch vom romanischen Bau her.

Während Georg Kirche und Pfarrgebäude baute, traf er auch eine Verfügung bezüglich des Spitals. Es scheint, daß er die Dotation desselben durch eilf Huben Ackers zur Oels am Berge gelegen vermehrte; allein es ist die diesfällige große Pergamenturkunde vom 8. Aug. 1566 schon vor Jahren in der Schrift so erloschen gewesen (und gegenwärtig ganz in Verstoß gerathen), so daß nichts Gewisses hierüber erforscht werden konnte. Dagegen ist sicher, daß — wohl durch Vermittlung Georgs — die Stadt 1538 ein landesfürstliches Privilegium über zwei Wochenmärkte und die königl. Bestätigung des schon vorher — (auf dem Rathhause lag ein Zollbuch von 1505) — bestandenen Brückenzolles erhielt. Vermöge dessen erhob die Stadt „im Vorüberfahren" von jedem Roß 1 Kreuzer, von jedem Scheffel Getreide, von jedem Eimer Wein, von jedem Zentner Schmalz auch 1 Kreuzer; große Kaufmannswaaren hatten auch nur 1 kr. Brückenzoll zu entrichten, dagegen die Stadt die Brücken über die Elbe und den Seifen zu erhalten [44]).

Georg von Waldstein wachte auch, daß die Gerichtspflege ordentlich gehandhabt wurde; zur Erhaltung besserer Ordnung im Gemeinwesen bestätigte er — wie erwähnt — 1581 den Handwerken der Kürschner und Hutter ihre Zunftordnungen. Die Arnauer Bürger scheinen sich auch zu jener Zeit eines befriedigenden Grades von Wohlhabenheit erfreut zu haben. Man sieht in den Akten nichts von Klagen über Verarmung, wie sie später so allgemein wurden. Die Testirfreiheit erlangten aber die Arnauer auch unter Georg nicht wieder und Uebertragungen des Vermögens unter Lebenden wie auf den Todesfall mußten mit Bewilligung

---

44) Städtisches Gedenkbuch: Verhandlungen von 1651 bis 1654.

der Obrigkeit und vor dem Rathe ſtattfinden. Noch 1593 wurde das Teſtament eines gewiſſen Kluge vom Rathe für nichtig erklärt, weil es ohne Vorwiſſen und Bewilligung des Rathes allhier als des Gutes Obrigkeit gemacht und nicht von einem geſchwornen Schreiber niedergeſchrieben worden war. [45])

Dagegen war die Gemeinde noch immer im Beſitze eines Bräuhauſes und beſaß den Kretſchem (das ausſchließende Schankrecht) in den Dörfern Kottwitz und Prausnitz, wie ſie ſolchen von den Turgauern erkauft hatte. — Als Georg von Waldſtein in Kottwitz ein herrſchaftliches Bräuhaus erbaute, trat ſie ihm den Kretſchem in Kottwitz ab und erhielt dafür die Kretſchem in Arnsdorf, Hermanſeifen und Polkendorf [46]). Die Schenken in dieſen 3 Dörfern und in Prausnitz mußten alſo das Bier von dem Arnauer Bräuhauſe nehmen. So blieb's bis zu des Friedländers Zeiten.

Im Contraſt gegen die Folgezeit unterlag zur Zeit Georgs und vor ihm die Anſäſſigkeit der Juden in Arnau keinem Anſtande. So verkauft 1526 Jacob ſein Haus an den Juden Stiaſny; 1527 heißt es: Schmid Simon hat ſein Häusle, in welchem er ſeine Schmid hat, gekauft von einem Jud genannt Lemmel und hat ihm daſſelbige bezahlt vor 5 Schock und Chaym der Jud „hot es ehm vorreicht noch der Stat gewonheit." — 1534 kauft der Jud Chaym einen Garten zinsfrei um fünf Schock; derſelbe Jude erſcheint 1540 als Hausbeſitzer in Arnau und gewinnt einen Prozeß gegen ſeinen Nachbar, der ſeine Balken in die Röſte des Hauſes des Juden eingehauen hatte; 1556 wird eines Hauſes des Juden Stiaſny erwähnt und 1558 verkauft der Rath an Adam Stüller den Hirtengarten und den Judengarten um 16 Schock und einen jährlichen Zins von 4 weißen Groſchen. [47]) Es kamen aber auch Klagen gegen die Juden wegen Bedrückungen vor.

Georg ſah ſich veranlaßt, gegen den Juden Chaim von Jauer, der mehrere Arnauer Unterthanen wegen Schulden hatte „kumbern" (ſequeſtriren) laſſen, ſich bei König Ferdinand I. zu beſchweren, welcher in einem Schreiben an die Stadt Breslau 1543 befahl, der Jud ſoll von Stund an den Kumber ledig laſſen und ſich wegen Befriedigung ſeiner Forderungen an den böhmiſchen Landhofmeiſter wenden, durch den ihm gegen des von Waldſtein Unterthanen zu ſchleuniger Bezahlung verholfen werden ſolle. [48])

Neben der Förderung des Wohles ſeiner Unterthanen ſorgte Georg auch für die Intereſſen ſeiner eigenen Familie. Er kaufte in Arnau mehrere Häuſer, Aecker und Gärten, baute die Mühle nahe am Stadtgraben, die noch heute ſein Wappen und die Jahreszahl 1548 trägt, und errichtete — wie erwähnt — in Kottwitz ein herrſchaftliches Bräuhaus. [49])

1560 kaufte er von Bernard Kruſſina von Lichtenburg das Gut Klein-Miletin [50]) und von Alex Radecky von Radec den Lehenhof in Langenau. [51])

---

45) Stadtbuch Fol. 126.
46) Städtiſches Gedenkbuch: „Schreiben der Gemeinde an Graf Lamboy vom 27. Nov. 1638."
47) Stadtbuch Fol. 42, 97, 53.
48) Königl. Schreiben v. 3. Juli 1543 bei Dobner Dipl. Waldst. Wartemb. I. 291.
49) Landtafel tom. 22. G. 28.
50) T. Kalend. v. Czerny ad 1572.
51) Landtafel tom. 52. Fol. 49. und tom. 64. Fol. 305 und 410. — 1538 beſaßen das Dorf Langenau die Brüder Johann Alex und Hynek Radeczky von Radecz als Erbe nach ihrem Vater Wenzel. Johann und Hynek verkauften in dieſem Jahre ihre Antheile dem Ritter Adam Zylwar von Pilnikau und auf Brzeztayn (Lehent. tom. 24. p. 135.) Dieſer Adam Zylwar von Pilnikau und auf Wlczicz (Wildſchütz) verpflichtet ſich 1544 wegen ſeines Lehenhofes in Czermna und wegen der Beſitzungen in Mohren und Langenau dem Könige zu Lehendienſten. (Lehent. tom 24. p. 313.) 1555 erſcheinen die Brüder Johann und Chriſtof Zylwar als Beſitzer der Veſte Mohren und mehrerer Entien in Langenau (ib. tom. 30 p. 258), 1552 bewilligt ihnen und ihrem minderjährigen Bruder Carl König Ferdinand die Einlegung mehrerer Güter (nämlich 13 Bauern und 1 Gärtner in Mohren, 6 Bauern

1560 Donnerſtag nach Prokopi kaufte er von Albrecht Smiřický von Nachod um 13.250 Schock böhm. Groſchen die Veſte Miletin mit dem Hofe dabei, den Unterthanen, dem Bräuhauſe, der Mühle und Brettſäge, einem zweiten Hofe in Poličan, gegen zwanzig Teichen, dem Städtchen Miletin mit der Kirche und den Dörfern Rohoznic, Jahodna, Widon, Beznik, Borek, Zelgow, Chroſtow, Uhlegow, Zdobyn, Trebehoſſt, Zwičan mit der Kirche, Brausnic mit der Kirche, der Mühle auf Maſtig, den Dörfern Boček, Klein-Borowic, Tretin, Dechtow, Groß-Borowic, Poličan, Woleſſnic (Oels) und Deberney, was der Verkäufer davon hatte. [52])

Er beſaß ſomit die ganze Umgegend von Arnau und ließ gegen Ende ſeines Lebens, wo er ſich „Georg der Allerälteſte des Hauſes Waldſtein" zu nennen pflegte, dieſes Beſitzthum durch einen Abgeordneten der Landtafel beſichtigen. Der Bericht desſelben wurde in der Landtafel niedergelegt. [53]) Zur ſelben Zeit (1582) erbaute er auch die Kirche in Prausnitz. [54])

Georg war auch im öffentlichen Dienſte thätig. 1553 und 1558 erſcheint er als Beiſitzer aus dem Herrenſtande bei dem Kammergerichte [55]), — 1569, 1571 und 1575 wohnte er dem prager Landtage bei [56]), — auch als Relator bei der böhmiſchen Landtafel wird er angeführt [57]). Eine Probe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit iſt der Bericht, den er gemeinſchaftlich mit Mathias von Lužnic über die Niederlage bei Ofen 1541 in böhmiſcher Sprache verfaßte und abdrucken ließ. [58]) Georg ſtarb, 65 Jahre alt, am 17. Mai 1584 und wurde in der von ihm erbauten Kirche in Arnau neben ſeinen Eltern und ſeinen früher verſtorbenen zwei Gemahlinen beigeſetzt. Der mächtige Grabſtein von feinem, weißen Kalkſtein, auf dem er in ganzer Figur mit langem Bart abgebildet iſt, trägt die Umſchrift:

„Georgius a Waldstein Baro natus est Horzicij anno recuperatae salutis 1519. 23 Aprilis, praefuit ditioni Arnoviensi annos 48, senio confectus obiit in doio anno aetatis 65, anno chi 1584. 17. Maji, corpus demortui prope chariss. parentes et dilectis. conjuges sepultum nunc laetam resurrectionem vitae expectans."

Von drei Gemahlinen hatte Georg — ſo viel erforſcht werden konnte — 13 Söhne und 4 Töchter erhalten. [59]) Seine erſte Gemahlin war Katharina von Chlum und Koſſumberk, eine Tochter Dionyſius, Großvaters jenes Kanzlers Wilhelm Slawata, der am 23. Mai 1618 aus dem Fenſter der Landſtube im prager Schloſſe geworfen wurde. — Die Kinder dieſer Ehe waren: Johann, Carl, Slawata, Albert, Wilhelm, Wok, Zdeniek, Georg, dann Magdalena, Urſula und Katharina. [60])

Die zweite Gemahlin: Eliſabeth von Zierotin, Tochter des Herrn Zierotin auf Namieſt, gebar ihm nur eine Tochter Libuſſa; [61]) die dritte Gemahlin, Alena

---

und 1 Gärtner in Langenau und 1 Bauer und 1 Gärtner in Czermna) in die Lehentafel (ib. tom. 52 p. 98.)

52) Landtafel tom. 57. H. 10. und tom. 15. H. 9.

53) Ib. tom. 66. E. 10. Der Bericht iſt von 1583 und die Beſichtigung fand in Folge der Klage Georgs gegen Wilhelm Mirzkowsky von Tropczicz und Frau Barbara Miczan ſtatt, betraf — wie es ſcheint — Grenzſtreitigkeiten.

54) Sommer: Topografie von Böhmen.

55) Commentar v. Auersperg's zu Balbin lib. curial. C. VI. p. 84. u. Lehent. tom 43. Fol. 86.

56) Schaller Topografie.

57) Landtafel tom. 42. S. 10.

58) Mikowec im Lumir von 1852 und Wiener Zeitung vom 6. Juli 1852, Nr. 160.

59) Nach dem Hermanſeifner, von Hannibal v. Waldſtein verfaßten Stammbaume, der aber die Frauen nicht berückſichtigt, dann nach der Landtafel und Urkunden; zum Theil wurde Balbin Stemmatographia und erſt in letzter Reihe Czerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteinianae 1673 benützt, da letzterer beſonders viele Irrthümer enthält.

60) Hermanſ. Stammbaum und Balbin. Letzterer läßt aber die Söhne Carl und Wok und die Tochter Katharina aus, führt dagegen eine Sitka auf, die ſich in Urkunden nicht vorfand.

61) Nach Georgs Teſtament in der Landtafel. Balbin nennt ſie Ludmila.

von Lobkowic, Tochter des Oberſtburggrafen Johann von Lobkowic, gebar die Söhne: Heinrich, Hannibal, Johann Chriſtof, Bartholomäus und Wolfgang (Wogslaw). [62])

In ſeinem Teſtamente von Mittwoch vor Mariä Geburt 1582 beſtimmte Georg, daß das ganze Vermögen auf die Söhne und zwar auf alle gemeinſchaftlich und zu gleichen Theilen fallen ſoll. Die Witwe ſoll ſich ſogleich auf das Gut Polićan (den Hof und die Dörfer Třebehoſſt, Zdobin und Trotin) einführen laſſen und das Gut lebenslang ſtatt der Mitgift genießen, zugleich wöchentlich aus dem Miletiner Bräuhauſe ein Faß guten Bieres und ein Faß Friſchbier erhalten. Will ſie das Gut nicht behalten, ſo ſoll ihr die Mitgift von 2500 Schock, die der Teſtator noch um 250 Schock erhöht, ausgezahlt werden. Die jüngern Söhne ſollen bei ihr bleiben und ſie für den Unterhalt eines jeden jährlich 30 Schock erhalten. — Die älteren Töchter (aus der erſten Ehe) ſollen nach ihrem Gefallen beim älteſten Bruder (Johann) oder einem andern Bruder unterhalten werden, bei ihrer Verheirathung aber jede 500 Schock erhalten; die Tochter Libuſſa ſoll gemäß der mit Johann dem Aelteren von Zierotin und auf Namieſt getroffenen Abrede auch ferner bei dieſem als ihrem leiblichen Oheim bleiben, im Falle ihrer Verheirathung aber gleichfalls 500 Schock b. Gr. zur Ausſteuer bekommen. [63])

Die Witwe verbrachte den Reſt ihres Lebens auf ihrem Witwenſitze Polićan. In ihrem Teſtamente von 1586 ſetzte ſie ihre Schweſter Johanna von Lobkowic zur Erbin ein. [64]) Ihr Todesjahr iſt unbekannt.

Von den Töchtern vermählte ſich Magdalena mit dem Ritter Carl Zylwar, Urſula und Katharina — wie es ſcheint, auch Libuſſa — ſtarben unvermählt. Die Grabſteine von Urſula (geſtorben den 11. Okt. 1585) und Katharina (geſtorben den 3. Okt. 1595) befinden ſich in der Arnauer Kirche und tragen folgende Umſchriften: Leta od narozeni syna Božiho 1585 gedenacteho dne miesycze Rzigna urozena panna panna Urssila Sslechticzna z Waldsteina život swug dokonala a tuto pochowana gest, radostneho wzkrzisseni oczekawage. Das Bildniß auf dem Steine zeigt eine anſehliche Frau, iſt beſonders ſchön und vollkommen erhalten; dann Leta panie 1595. 3 dne miesycze Rzigna urozena panna panna Katerzina Sslechticzna z Waldsteina život swug w Panu dokonala a tuto pochowana gest, nyni radostneho wzkrzissenj z mrtwich wstani oczekawagice. Der Stein zeigt das Bild einer erwachſenen Frauensperſon mit einer Blume in der Hand.

Von den Söhnen Georgs waren Slawata, Albert, Wok und Georg ſchon in zarter Kindheit vor dem Vater geſtorben; Wogslaw — der jüngſte Sohn — ſtarb ebenfalls als kleines Kind ſchon 1585 — Zeuge ſeines Grabſteins in der Arnauer Kirche; von den Söhnen, welche die männlichen Jahre erreichten, muß der älteſte — Johann — zwiſchen 1582 und 1584 geſtorben ſein, da er in des Vaters Teſtament erſcheint, nach deſſen Ableben aber ſeiner nicht mehr Erwähnung geſchieht. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin Eliška von Uppow und Fulſtein auf Albrechtic, mit der er ſchon 1573 vermählt war, zwei Söhne Georg und Wilhelm. [65])

Es übernahm daher der zweitgeborne Sohn Georgs: Carl die Vormundſchaft über ſeine noch minderjährigen Geſchwiſter und die Verwaltung des gemeinſchaftlichen Vermögens. [66]) Er erſcheint auf dem Hermanſeifner Stammbaum als ſchon

---

62) Nach Urkunden. Wogslaw nach dem Grabſteine. Daß Heinrich, der älteſte, ſchon ein Sohn der Alena war, ergibt ſich, weil er 1574 geboren ſein muß und Alena ſchon 1573 als Gemalin des Georg erſcheint.

63) Landtafel tom. 22. G. Fol 27.

64) ibid. tom. 24. K. Fol. 30.

65) Hermanſ. Stammbaum; Balbin Misc. II. Decad. lib. II. u. Aufſchrift in der Arnauer Kirche.

66) Arnauer Stadtbuch Fol. 295. vergleiche Stadtgedenkbuch.

im Jahre 1577 cooptatus in numerum senatorum provocationum in regno Bohemiae, leiſtete 1584 als Seiner kaiſerlichen Majeſtät Rath im eigenen und im Namen ſeines großjährigen Bruders Zdeněk und ſeiner minorennen Brüder Heinrich, Hannibal, Hans Chriſtof und Bartholomäus den Leheneid wegen Langenau [67]) und nahm 1590 die Theilung der väterlichen Güter unter dieſe Brüder und ſich ſelbſt vor. [68]) Des Bruders Wilhelm wird dabei nicht erwähnt; er beſaß als Erbe ſeines Oheims Johann bereits das Gut Herzmanic und hatte vielleicht auf's väterliche Erbe Verzicht gethan. — Carl erhielt in der Theilung den ſogenannten Poličaner Theil, deſſen Beſtandtheile nicht genau bekannt ſind.

Von 1589 an führte Carl die Güterverwaltung und Vormundſchaft gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Zdeniek [69]); dieſer aber — im September 1558 in Arnau geboren, ſegnete das Zeitliche ſchon am 21. Oktober 1593, 35 Jahre alt, und fand ſeine Ruheſtätte ebenfalls in der Arnauer Kirche. Auf dem Leichenſtein iſt ſeine anſehnliche Geſtalt in voller Rüſtung und mit folgender Umſchrift abgebildet: „Zdeniek a Waldstein Baro natus est Arnaviae anno recuperatae salutis 1558 Septembris. Inde a prima adolescentia Deum vera pietate coluit, anno aetatis 35 spiritum quem fruendum acceperat, reposcenti Deo lubentissimo animo in ipsius manus commendavit anno . . . . Corpus demortui hoc in loco sepultum nunc laetam resurrectionem vitae expectans.“ [70])

Er hatte den ſogenannten Rohoznicer Theil von der väterlichen Erbſchaft beſeſſen, der nun unter die Brüder vertheilt wurde.

Carl von Waldſtein übernahm nun wieder allein die Geſchäfte des Hauſes.

In demſelben Jahre (1593) ereignete es ſich, daß zwei Kaufleute aus Glasgow in Schottland — Georg Paterſon und ſein Freund Claudius Winzeto beim Arnauer Magiſtrat anſuchten, es möge der zwiſchen ihnen abgeſchloſſene Waarenkauf im Betrage von 3000 fl., „weil beide weite Reiſen vorhaben und allerlei befahren könnten,“ zum Zeugniß ins ſtädtiſche Gedächtnißbuch eingetragen werden. [71])

Die Mühen und Sorgen der vormundſchaftlichen Verwaltung mögen wohl den melancholiſchen Spruch diktirt haben, welchen Carl von Waldſtein auf die letzte Seite des Stadtbuches ſchrieb: „Aliis servio, me ipsum contero“; er entledigte ſich dieſer Bürde am 4. April 1594, worauf in Folge kaiſerlicher Verordnung ſein Bruder Wilhelm, Adam Zylwar auf Schurz und Johann Hradeczky auf Sedlec die Vormundſchaft bis Ende des Jahres führten, [72]) wo Heinrich von Waldſtein die Großjährigkeit erreichte und die Vormundſchaft über ſeine noch minderjährigen drei Brüder übernahm. Dieſe traten dann ſucceſſive nach Eintritt der Großjährigkeit eines jeden, d. i. mit dem vollendeten 20. Lebensjahre in den Beſitz ihrer Erbtheile. Carl von Waldſtein aber ſtarb in Prag am 18. Mai 1604 und wurde in Schurz begraben, wo ſein Grabſtein die Inſchrift trägt: Illustris ac generosus Carolus Baro a Waldstein in Poličan S. C. M Consiliarius vivere desiit et forti acrique animo Creatori animam reddidit 18. Maji A. 1604. [73])

Er hatte (aus unbekannter Ehe) drei Söhne hinterlaſſen: Chriſtian, Georg und Johann. [74]) Erſterer erſcheint als Herr auf Polican und Dubenec und als

---

67) Landtafel tom. 64. pag. 454.
68) ibid. tom. 180. P. 16.
69) Miletin. MS. — und Arnauer Gedenkbuch.
70) Das Datum: 1593. 21. Octobris nach Dr. Hadwichs MS., der Verfaſſer konnte es nicht der Inſchrift entnehmen.
71) Stadtbuch Fol. 129.
72) Stadtgedenkbuch.
73) Nach Dr. Hadwich's MS.
74) Hermanſ. Stammbaum, der aber ſtatt Chriſtian (der in Urkunden erſcheint) Chriſtof anführt.

kaiſ. Truchſeß im Teſtamente ſeines Oheims Bartholomäus von Waldſtein 1613 als Zeuge [75]); Georg von Waldſtein und auf Rohoznic verkaufte 1619 ſein Gut Polican (Veſte und Dorf), das ihm nach dem Tode ſeines minderjährigen Bruders Johann zugefallen war, um 12.100 Schock an Frau Elsbeth von Waldſtein geborene von Uchsrycz. [76])

Heinrich von Waldſtein, der älteſte Sohn aus Georgs dritter Ehe, war 1574 geboren [77]) und erhielt in der Erbtheilung den ſogenannten Borowicer Theil, zu dem auch die Dörfer Oels und Kotwitz gehörten. Er ſcheint bereits Neuſchloß — vielleicht auf den Ruinen einer alten Veſte — erbaut und daſelbſt gewohnt zu haben, da ſeine Gemahlin und Tochter als in Oels (wo kein Schloß beſtand, das aber bei Neuſchloß liegt) geſtorben angegeben werden und Hannibal von Waldſtein als Vormund des Sohnes Heinrichs ſich 1607 „in nova arce" nannte. — Er ſtarb, erſt 26 Jahre alt, am 21. Juli 1600 und wurde in der Arnauer Kirche beigeſetzt. Sein Grabſtein, welcher ihn in voller Rüſtung darſtellt, hat die Umſchrift: Anno di 1600. 21. Julii circa horam IX. et X. obiit Illustrissimus dom. dm. Henricus a Waldstein Baro anno aetatis vigesimo sexto et 27. die Julii terrae mandatus est in ecclesia Arnoviensi, nunc laetam resurrectionem vitae expectans.

Seine Gemahlin Magdalena Burggräfin von Dohna (Donaw) hatte ihm eine Tochter Katharina und einen Sohn Zdeněk geboren; erſtere ſtarb am 2. April 1614 und wurde bei ihrem Vater begraben. [78]) Ihr Grabſtein zeigt eine jugendliche Frauengeſtalt mit einem Kranze auf der Bruſt und hat die Umſchrift: Leta 1614, 2. dne miesyce Aprilis urozena Panna Panna Katerzyna Sslechticzna z Waldsteina žiwot swug w panu dokonala na Olessniczy, tuto pochowana gest, nyni radostneho wskrzissenj a z mrtwych wstanj oczekawagice.

In dem Inventar [80]), welches nach Heinrichs Tode ſein Bruder Hannibal als Vormund des unmündigen Zdeněk über das fahrende Gut auf den Wirthſchaftshöfen zu Kotwitz und Oels durch den Arnauer Stadtſchreiber Melchior Bardt und im Beiſein des Bürgermeiſters Adam Hanke aufnehmen ließ, wird der Schuldenſtand der Maſſe mit 17.896 Schock angeführt, worunter die Morgengabe der Witwe mit 2500 Schock, eine Forderung derſelben mit 5800 Schock, der Kaufſchilling für das der Witwe abgekaufte Vorwerk zum Swieti (Zwičan) mit 4000 Schock, Kaufſchillingsreſte für ein Vorwerk und ein Erbgut in Swieti, eine Nachzahlungspoſt pr. 1000 Schock aufs Begräbniß des Heinrich mitbegriffen ſind. Die letztere Poſt zeigt, wie ſehr man damals auf prunkvolle Leichenbegängniſſe hielt.

---

75) Landtafel tom. 138. O. Fol. 5.
76) ibid. tom. 139. O. Fol. 9.
77) Die Geburtsjahre Heinrichs und ſeiner jüngern Brüder aus dem Zeitpunkte des Güterantrittes, der wohl bei Eintritt der Großjährigkeit, d. h. bei vollendetem 20. Lebensjahre ſtattfand, gefolgert.
78) Nach der Inſchrift des Grabſteins und den Wappen und Inſchriften in der Oelsner Kirche, dann Balbin Misc. II. Decad.

Dieſer Stein, dann die oben angeführten Grabſteine des Zdeniek, Wogſlaw, der Urſula und der Katharina befanden ſich im Boden des Presbyteriums zwiſchen dem Johannisaltar und den Rathsſtänden unter einer Bretterverſchalung und wurden, als letztere wegen Fäulniß 1829 entfernt wurde, entdeckt und auf Veranlaſſung des Dechants Franz Rößler in die Wände der Taufkapelle eingeſetzt [79]) Der Grabſtein des Georgs von Waldſtein aber, welcher (aus unbekannter Urſache) mit dem Bildniß nach abwärts am Seiteneingange der Kirche als Pflaſterſtein diente, wurde 1855 vom Verfaſſer dieſer Beiträge entdeckt und auf deſſen Veranlaſſung gleichfalls in die Wand der Taufkapelle eingefügt.
79) Eingabe Rößlers v. 1829 im Stadtarchiv.
80) Stadtbuch Fol. 132.

In der Kirche zu Niederöls sind im Presbyterium die gemalten Wappen Heinrichs, seiner Gemahlin und seiner Eltern, dann im Schiff noch einige Wappen mit Aufschriften und zum Theil mit Jahreszahlen zu sehen; sie sind erst vor etlichen 30 Jahren bei einer Restauration des Innern der Kirche nach den alten Wappen und Inschriften, die man damals übertünchte, sehr unglücklich und mehrfach unrichtig gemalt worden; indessen beweisen sie doch in Verbindung mit der Jahreszahl 1602 am Thurme und der Jahreszahl 1612 auf der mittleren Glocke, daß unter Heinrich und der Vormundschaft seines Sohnes die Oelsner Kirche restaurirt worden ist und die äußere Dekoration dieser Kirche ist mit ein Belege, daß auch jene der Arnauer Kirche zur selben Zeit hergestellt worden ist. Zdeněk, der Sohn Heinrichs, vermählte sich mit Anna Maria, Tochter des Joachim Kolowrat-Libsteinsky auf Rabstein und der Katharina von Berka aus dem Hause Lobkowic. [81])

Die eine Hälfte des Schlosses und der Stadt Arnau mit den zwei Mühlen daselbst, und der obern Vorstadt, dann die Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Polkendorf sammt dem Patronatsrechte in Hermanseifen waren in der Erbtheilung von 1590 dem Hannibal von Waldstein zugefallen. Dieser, 1576 geboren, trat die Güter am 10. Okt. 1596 an [82]), führte nach dem Tode seiner Brüder Heinrich und Carl die Vormundschaft über die unmündigen Kinder derselben und legte 1604 in seinem und seiner Brüder Hans Christof und Bartholomäus Namen den Leheneid über den Lehenhof zu Langenau ab. [83]) Er erscheint in der Folge als des Königs von Ungarn und Böhmen sowie des Kaisers Rath und oberster Münzmeister im Königreiche Böhmen [84]), war ein in der Geschichte Böhmens wohlbewanderter Herr, der durch sein Werk: „Stemmatographia A. 1607 conscripta a magnifico et generoso D. D. Hannibale L. B. a Waldstein in nova arce, Zeyfie et Hostinna, provinciae hradecensis Capitaneo“ sich auch in der literarischen Welt einen Namen erwarb. [85]) Laut der Aufschrift dieses Werkes war er schon 1607 Hauptmann des Königgrätzer Kreises und bekleidete dieses Amt bis zu seinem 1622 erfolgten Tode.

In Hermanseifen, wo seine Gemahlin Katharina geborene Berka von Dub und Lipa ein Schlößchen (das heutige Bräuhaus) baute, dessen Nebengebäude noch heute ihren Namen mit Wappen und Jahrszahl 1602 trägt, [86]) erneuerte Hannibal von Waldstein in den Jahren 1598 bis 1602 die Kirche — Die Wappen am Gewölbe des Presbyteriums mit den Namen Hannibals, seiner Mutter, seiner Gemahlin und der Markita Wanczurowa z Rhenicz a na Horkach (vielleicht seiner Schwiegermutter) und mit dem Datum 1602. 10. September wurden erst in neuer Zeit übertüncht, dagegen zeigt der Thurm noch das Waldstein'sche Wappen mit der Inschrift:

Pervigilante Deo quid gens inimica nocebit?
Nam tacitos fortes spesque fidesque facit. Esai. 30.
Annibal Baro a Waldstein in Arnau et Hermanseyffen. Catharina Waldsteiniana Baronissa a Berka et in Arnau et Hermanseyffen. Anno Dom. 1598.

Auch der zinnerne Taufbrunnen in der Kirche ist mit den Namen der beiden Gatten und der Jahrszahl 1607 bezeichnet und auf der großen Glocke steht: Generosus Hannibal Waldsteinius me curavit fundi 1614.

---

81) Balbin.
82) Kirchengedenkbuch.
83) Stadtbuch. — Lehentafel tom. 64. p. 570.
84) Czerwenka Splendor. — Landtafel tom. 184. H. Fol. 11/v. — ibid. tom. 137. L. 5/v.
85) Dr. Hadwich MS. Diese gedruckte Abhandlung soll in einem MS. des böhm. Museums von Kaspar Pilat verzeichnet sein.
86) Mittheilungen des Pfarrers Adolf Gustav Breyer.

In dieser Kirche ließ Hannibal einen großen von ihm verfaßten und mit Porträtmedaillons versehenen Stammbaum der Familie Waldstein, mit Johann von Waldstein 1252 beginnend, aufhängen, der noch vorhanden ist.

Hannibal vermehrte sein Besitzthum mit den Gütern Welechow, Hermanicz und dem kleinen Gute Muhs (Gutsmuths) bei Arnau, in der Stadt Arnau besaß er auch ein Haus neben dem Rathhause; [87]) er gerieth aber allmälig in bedeutende Schulden und es wurden 1615 seine Besitzungen von verschiedenen Gläubigern in Execution gezogen.

Die damals vorgenommenen Schätzungen [88]) bewerthen das dem Hannibal gehörige (gegen die Stadt zu gelegene) Schloß in Arnau mit 314 Schock, die 4-gängige Mahlmühle bei der Stadt mit 759 Schock, die eingängige obere Mühle unter der Veste mit 97 Schock; in der ihm zugewiesenen Stadthälfte und in der obern Vorstadt befanden sich damals 69 Angesessene, welche an Gelddienst jährlich 9 Schock 56 Gr. entrichteten; überdies betrug die jährliche Abgabe vom Weinschenker 7 Schock 30 Gr. — von den 3 Bäckern 30 Groschen, von den Töpfern 1 Schock 30 Gr., von den Tuchmachern 9 Sch. 15 Gr., von den Gärbern (1 Denar für jede Haut) durchschnittlich 7 Sch. 30 Gr., von den Fleischhackern circa 6 Sch., von andern Handwerkern 9 Sch. 18 Gr., von den Bürgern dieser Stadthälfte von jedem Biergebräu $7^1/_2$ Gr., jährlich also circa 8 Schock 36 Groschen.

Das Dorf Hermanseifen zählte 46 Bauern. Hannibals Gemahlin löste damals die halbe Stadt und die Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Polkendorf an sich und bestimmte in ihrem auf der Veste Welechow 1615 verfaßten Testamente, daß ihr Gatte bis zu seinem Tode von diesen Gütern den Fruchtgenuß haben, nach seinem Tode aber Alles an die Kinder fallen solle. [89]) Gleichwohl konnte dadurch der weitern Verschuldung nicht vorgebeugt werden; 1616 wurde Hannibal von Johann Berhard von Fünfkirchen wegen einer Schuld von 5000 Schock geklagt, seine Gemahlin übernahm damals durch Vergleich diese Schuldpost und verpfändete dem von Fünfkirchen dafür die ihr eigenthümliche Hälfte von Schloß und Stadt Arnau sammt den mehrgenannten drei Dörfern, 1620 aber wurde dieser Gläubiger auf Grund von vier verschiedenen Verschreibungen in die Hypothek eingeführt. [90])

Hannibal starb in Königgrätz am 21. April 1622 und wurde in Hermanseifen begraben, wo sich in der Kirchhofmauer noch jetzt sein Grabstein befindet, welcher ihn in ganzer Gestalt mit folgender Umschrift darstellt:

1622 den 21. April ist zu Königgrätz gottselig verschieden der wohlgeborne Herr Herr Hannibal von Waldstein, Herr in Arnau, Hermanseifen und Welichow, Hauptmann des Königgrätzer Kreises, seines Alters 46 Jahr, dessen Seele Gott gnädig sei."

Ob er Kinder hinterlassen, ist nicht bekannt.

Inzwischen war die andere Hälfte von Schloß und Stadt Arnau dem Hans Christof, dem 3. Sohne Georgs aus dessen 3. Ehe in der väterlichen Erbtheilung zugewiesen worden. [91]) Es gehörten zu diesem Theile: die Schloßhälfte gegen die Kirche zu mit den Marställen hinter dem Schlosse, dem Stübl bei der Pforte, der Bäckerei, drei Kellern, zwei Hundezwingern, einem Küchengärtchen vor der Pforte und der Vorburg sammt dem Wallgraben bis zu den Zäunen beim Bade (das Thor gegen die Stadt und die Pforte gegen den Meierhof, die Aufgänge zum alten und neuen Gebäude,

87) Aufschrift in der Hermans. Kirche. — Landtafel tom. 184. H. Fol. 11/v. — Stadtbuch.
88) Landtafel tom. 137. K. Fol. 14/v und 15.
89) ibid. Czerweny Quat. v. 1614. M. 24.
90) ibid. tom. 189. M. Fol. 26. — tom. 95. H. 20 und tom. 303. E. 12/v.
91) ibid. tom. 180. P. Fol. 16.

das Wasser im Schlosse und der Röhrkasten sollten den Inhabern beider Schloßhälften gemeinschaftlich sein) — ferner der Meierhof beim Schlosse mit seinen Scheuern und Schüttkasten, dem Küchengarten dabei, allen Aeckern die daneben liegen, und dem sogenannten Holzschlag oberhalb Oels, dann mit den Wiesen an der Elbe, dem Obstgarten hinter dem Hofe bis zur Linde, dem zweiten großen Garten bei den städtischen Scheuern u. s. w. — die halbe Stadt Arnau und zwar vom Niederthore vom Hause des Christof Hanl und mit der gegenüber liegenden untern Seite vom alten Bade bis zum Oberthor zum Hause des Laurenz Dreischuh, in welchem Stadttheile 40 Angesessene mit einem jährlichen Gelddienst von 10 Schock sich befanden; die Vorstadt vor dem Niederthor mit 26 Angesessenen; das Kirchenpatronat in Arnau; die Dörfer Proschwitz mit 51, Forst mit 3, Lauterwasser mit 42, Mohren mit 35 und Helfendorf mit drei Angesessenen, — endlich ein Haus bei Johannisbad.

Hans Christof war 1577 geboren und trat sein Erbe 1597 an. Gleich in diesem Jahre brannte der Kirchenthurm in Folge eines Blitzstrahles ab. Die Kirche scheint damals wenig gelitten zu haben. [92])

In demselben und den zwei folgenden Jahren wurde die Kirche in der Vorstadt, an welche später die Klosterkirche angebaut wurde, von Grund aus erbaut. Die Pfarrkirche steuerte dazu 810 Schock 18 weiße Groschen bei; das übrige gab die Stadt. Die Kirche wurde der allerheiligsten Dreieinigkeit geweiht und auf dem Friedhofe daneben, zu dessen Anlegung die Gemeinde ein Stück Feld hergab, [93]) wurden fortan die ärmeren Bürger begraben, während die vornehmeren nach wie vor in der Pfarrkirche oder auf dem Kirchhofe bei derselben begraben wurden, wie dieses die vielen, großen Grabsteine daselbst noch heute bezeugen.

Die Pfarrkirche selbst und die Stadt traf bald darauf großes Unglück. Am Bartholomäustage 1610 brach in der Stadt eine Feuersbrunst aus, welche die ganze Stadt sammt Kirche, Schloß, Schule, Pfarre, Rathhaus und Bräuhaus einäscherte. Das Feuer war so heftig, daß es auch die Glocken auf dem Kirchthurm vernichtete. Wenn das Schiff der Kirche damals noch eine hölzerne Decke hatte, so wurde diese von den Flammen sicher verzehrt. — Vom Bräuhaus, Malzhaus und der Büttelei (Arresthaus) bemerkt das städtische Gedenkbuch ausdrücklich, daß der Rath noch im selben Jahre diese Gebäude mit Trämen neu beziehen und eindecken ließ. Die Arnauer Gemeinde wendete sich nach diesem Unglücke an die Stadt Trautenau um eine Brandsteuer und erhielt hierauf von dort 25 Sch. 30 Gr. zugesendet. [94])

Hans Christof von Waldstein stellte Kirche, Schloß, Pfarre und Schule alsbald wieder her und versah sie sogar mit größerem Schmucke. Die Pfarre (Dechantei) zeigte bis vor wenigen Jahren in ihrem großen Giebelfelde viele Arabesken und zwei Wappenpaare, links jenes des Georg von Waldstein und seiner dritten Gemahlin mit der Umschrift:

GZWNHAM AWZLNHAM 1578. d. i. Girzi z Waldssteina na Hostinnem a Miletině. Alena Waldssteinská z Lobkowicz na Hostinnem a Miletině.

Das Wappenpar rechts war das der Familien Waldstein und Sezyma mit der Umschrift: IKZWNHAR. MWSZANHAR. 1611 d. i. Jan Kristof z Waldssteina na Hostinnem a Rochowě. Magdalena Waldssteinska Sezymowská z Austi na Hostinnem a Rochowě.

---

92) Der Güterantritt nach dem städt. Gedenkbuch; der Brand des Thurmes nach dem Kirchengedenkbuch.
93) Städtisches Gedenkbuch.
94) ibid. und Kirchengedenkbuch.

Oberhalb beider Wappenpaare ſtand: Exemplum esto fidelium in verbo, in conversatione, in charitate, in spiritu, in fide, in castitate. Timoth. 4. cap. Alles war in Sgrafitto gemalt.

Unterhalb des Giebelfeldes lief ein dekoratives, weit ausladendes Geſimſe (Hohlkehle) mit beſonderer Bedachung ums Gebäude, welches letztere auf allen Seiten bis herab, das Ruſtico der Renaiſſance nachahmend, verziert war. Aehnliches Zierwerk hatte Hans Chriſtof auch bei der Kirche und beim Schloſſe angebracht. Beim letztern ſah man es noch ſammt dem Geſimſe, in deſſen Höhlungen allerlei Gethier gemalt war, an dem gegen die Stadt gekehrten Schloßflügel, dem ſogenannten „alten Schloſſe“ Anfangs der dreißiger Jahre.

Im Innern der Kirche hat ſich von Hans Chriſtof noch die Kanzel und (wahrſcheinlich) der Taufbrunnen erhalten. Die Kanzel iſt ein ſchönes, ehrwürdiges Monument; der eigentliche Predigtſtuhl, maſſiv aus Stein im Renaiſſanceſtyl gebaut, ruht auf den Schultern von Moſes und Aaron. Die Brüſtung umgeben in Hautrelief die Figuren Johannes des Täufers, der vier Evangeliſten und der Kirchenväter Hieronymus und Auguſtinus; oberhalb derſelben läuft um die Kanzel der Schrifttext aus Iſaias Cap. 52 v. 6. 7. „Wie lieblich ſind auf den berge die Fuß der Bote die da fride verkündige, die da ſage zu Zion: dein Got iſt König, deine Wechter ruffe laut mit ihrer Stim: Man wirds mit Auge ſehe wenn der Herr Sion bekehret.“ — Der Hut der Kanzel, ebenfalls im Renaiſſanceſtyl, aber von Holz, zeigt zwiſchen Säulen Statuetten und vorn die Wappen des Hans Kriſtof und ſeiner Gemahlin mit der Jahrszahl 1612 und iſt von der Statuette des Weltheilands gekrönt. Alles iſt reich mit Farben und Vergoldung geziert. — Der Umſtand, daß die Kanzel auf Moſes und Aaron ſich ſtützt, die Evangeliſten und Kirchenlehrer keine Heiligenſcheine haben und die Statuetten des Hutes perſonifizirte Tugenden darſtellen, beweiſt auch ohne die Jahrszahl den proteſtantiſchen Urſprung.

Eine nicht minder ſchöne und werthvolle Erinnerung an Hans Kriſtof und ſeine Zeit ſind die drei Glocken auf dem Thurme. Die Fenſterglocke hat 4 Ctr., die Mittelglocke 20, die große Glocke 40 Ctr. Letztere iſt ein Geſchenk des Hans Kriſtof und ſeiner Gemahlin, deren Wappen darauf erſichtlich ſind mit der Inſchrift: Girzik z Waldsteina a na Hostinnem, Alena z Lobkowic a na Hostinnem, Fryderych Sezyma z Sezymowa Austi a na Rochowie. Alzbieta Sezymowa z Bytussky a na Rochowic. Jan Kristof z Waldsteina a na Hostinnem a Rochowie. Mandalena Waldsteinska z Sezymowa Austi na Hostinnem a Rochowie. Esai. 2. Cap. Venite ascendamus ad montem Domini et ad domum dei Jacob, et docebit nos vias suas et ambulabimus in semitis ejus. Apokal. c. 22. Und der Geiſt und die Braut ſprechen: Komm; und wer es hört, der ſpreche: Komm; und wer da durſtet, der komme, und wer da will, der nehme das Waſſer desſelbens umbſonſt. In versu: So er ſpricht: Sols (sic) zeigt; ja, ich komme balt, Amen, ja ich komme Herr Jeſu. Im 1611 Jahre.“ Auf der Mittelglocke iſt das Stadtwappen und folgender Spruch:

Ignibus hic perii, mox ignibusorta revixi,
Sic eadem et vitam flamma necemque tulit;
Nunc ad coelestas epulas voco sedula turbam,
Infelix celeri quem piget ire pede.

Anno Domini 1611.

Die Fenſterglocke hat blos die Umſchrift:

Ich ruf mit meinem Klang
Zu ſagen Gott dem Herren Dank
Erinnere auch zur rechten Zeit
Die Menſchen ihrer Sterblichkeit. 1611.

Die Mittelglocke und die Fensterglocke hat die Stadtgemeinde angeschafft. Die Fensterglocke stimmt mit der Mittelglocke in der reinen Quint und mit der großen Glocke in der großen Sext. Alle drei sind von einer Reinheit der Stimmung und einem Wohllaut, der das Geläute dieser Glocken noch heute zum schönsten weit und breit macht. Dabei sollte es für die Arnauer Bürger erhebend sein zu denken, daß diese Glocken von einem ihrer Mitbürger und in Arnau selbst gegossen worden sind. Auf den Glocken selbst ist zwar auffallender Weise der Meister und der Ort des Gußes nicht angegeben, aber es ist vielfach erwiesen, daß zu jener Zeit in Arnau eine Glockengießerfamilie lebte, von der die Meister Donat Schritter und Martin Schretter durch noch vorhandene Glocken bekannt sind. So sind die große Glocke in Oberstèpanic (bei Branna) als 1589 durch Donat Schritter in Arnau an der Elbe, die zweite Glocke in Starkenbach als 1617 durch Martinus Schretter, Glockengießer von Arnau, [95]) die große Glocke in Wartenberg (bei Nimes) als im Oktober 1603 in Arnau gegossen, durch ihre Aufschriften beglaubigt. [96]) Eine Glocke auf dem Kirchthurm zu Horženiowes von 1593 ist auch mit dem Namen „Arnau" bezeichnet. [97]) Die Wartenberger Glocke hat sogar denselben Spruch wie die Arnauer Fensterglocke, nur erweitert, — es kann daher wohl nicht bezweifelt werden, daß die drei großen Glocken in Arnau, sowie die mittlere, kleine und Fensterglocke in Forst, die aus dem Jahre 1606 herrühren, — die Mittelglocke in Oels mit der Jahreszahl 1612 und die Glocke in Hermanseifen von 1614 — alle bei Waldstein'schen Patronatskirchen — in Arnau von Martin Schretter gegossen worden sind.

Die älteste Glocke in Arnau ist die Sanktusglocke; sie hat keinen schönen Klang, manchem armen Teufel in alter Zeit mag ihr Ton noch besonders unangenehm geklungen haben, denn sie war, der Sage nach, die Armesünderglocke. Darauf scheint ihre Umschrift zu deuten: Bist du ein Richter, so richt recht — Got ist Her und du bist Knecht. 1599. [98]) Auch muß die Glocke 1610 noch nicht an ihrer gegenwärtigen Stelle — in einem Dachreiter der Kirche — gehängt haben, weil sie sonst beim Brande zu Grunde gegangen wäre.

Aus der Zeit des großen Brandes von 1610 datiren vielleicht noch zwei Einrichtungen in Arnau, nämlich die löbliche Einrichtung, daß die Feuerglocke an der Giebelwand des Rathhauses in der Höhe angebracht ist und der Strang außen auf den Platz frei herabhängt, so daß Jedermann bei Wahrnehmung einer Fenersgefahr augenblicklich mit der Glocke Lärm schlagen kann; die andere Einrichtung war die Verpflichtung des Nachtwächters auf dem Kirchenthurme, des Nachts jede Stunde durch Stöße in ein drei Schuh langes hölzernes Horn zu jedem der fünf Fenster hinauszurufen, so daß z. B. die Mitternachtsstunde durch 12

---

95) Die Glocke in Stèpanic hat (nach Schallers Topografie) die Aufschrift: Tento zwon slyty gest puwodem uroz. P. Marige z Waldssteina a z Martinicz pozustalo Wdowy po uroz. p. p. Zdenkowy Sstiepaniczkym z Waldsteina, Panu na Sstiepaniczych a Dymokuržych etc. udělan gest skrze Donata Schritter Miesta Hostinyna nad Labem leta od naroz. P. G. 1589. — Die Starkenbacher Glocke hatte (nach demselben) die Aufschrift: „Martinus Schretter Glockengiesser von Arnau hat mich durch Gottes Hülfe gegossen im Jahre 1617."

96) Auf der Wartenberger Glocke las der Verfasser folgende Aufschrift: Anno 1603 mense Octobri haec campana fusa est ut ad celebrandum deum convocaretur ecclesia Wartenbergensis. Darunter: „Ich ruf mit meinem hellen Klangk Zu sagen Got dem her Danck und lock das Volk zu Gottes Wort welch' zeigt des Himmels pfort Erinner' auch zu rechten Zeit die Menschen ihrer Stirblichkeit. Zu Arnaw ward sich goss'n Wer mich hört Eil unverdross'n Zum Gebet und Gottes Wort So wird im wol sein hie und dort."
Auf der Glocke sind noch die Wappen und Namen des Erasmus Hirschberger von Königshain und auf Wartenbergk und seiner Gemahlin Helene geborenen Schlopin.

97) Die Glocke in Horženiowes hat nach Schaller die Aufschrift: Anno 1593. Arnaviensium in honorem et terrorem (?) civium.

98) Die Wetterfahne des Thürmchens zeigt die Jahreszahl 1675 (Kirchengedenkbuch); vielleicht wurde damals erst die Glocke an die gegenwärtige Stelle gebracht.

Stöße bei jedem Fenster angedeutet wurde. Da der Nachtwächter hiebei nach allen Himmelsgegenden auslugen mußte, daher ein entstehendes Feuer leicht entdecken konnte, war auch diese Einrichtung löblich; aber mancher Fremde wurde durch die fremdartigen, furchtbaren Töne aus dem Schlafe geschreckt und es ist daher seit einigen Jahren von dieser Nachtreveille abgekommen.

Hans Christof von Waldstein sorgte nicht nur für die Wiederherstellung der Kirche und Pfarrei, sondern auch für den bessern Unterhalt der dabei Angestellten. Es wird zwar schon zur Zeit der Turgauer eines Kaplans und später eines Diakons bei der Pfarrkirche erwähnt; aber entweder war ein solcher nur vorübergehend angestellt oder mußte vom Pfarrer unterhalten werden. — Hans Christof hatte nun schon 1607 einen Diakon bleibend gestiftet und zu dessen Unterhalt Grundstücke in Proschwitz nächst der Brücke gewidmet. Wegen Entlegenheit dieser Grundstücke änderte er 1612 (am Tage St. Georgi) die Stiftung dahin ab, daß dem Diakon und seinen Nachfolgern das Haus in der Stadt zwischen Philipp Proschwitzer und Georg Seidel sammt allen dazu gehörigen Aeckern, Wiesen, Wäldern, auch dem Bräu-Urbar übergeben und für alle Zeiten von allen Steuern und Gaben frei erklärt wurde. Hannibal von Waldstein versprach für sich und seine Erben, dem Diakon jährlich aus seiner Mühle zu Arnau unweit der Stadtmauer zwölf Scheffel Weizen zu geben, die Gemeinde aber verpflichtete sich, dem Diakon aus dem Gemeinen Urbar jährlich 20 Schock meißnisch, eine Kufe Salz und acht Klaftern weiches Brennholz aus dem Walde „neben des Pfarrers Wirthschaft gelegen" zu verabfolgen. Die Kirchenväter hatten für die Zufuhr zu sorgen und darauf zu sehen, daß Haus, Scheuer und Grundstücke im guten Stande blieben. Zugleich versprach die Gemeinde nach jedem Gebräu, so der Rath thut, die Kirchenväter auch ein Gebräu zu Nutzen der Kirche und des Spitals vornehmen und verkaufen zu lassen. [99])

In derselben Urkunde wurde auch ein altes Streitobjekt zwischen Herrschaft und Stadt beseitigt. In Hermanseifen lagen nämlich vier Bauerngüter, welche — freilich unter Widerspruch der Herrschaft — schon von Alters her den Arnauer Bürgern mit Zins, Robot und andern Diensten verpflichtet waren. Die Bürger hatten nun dieselben zugleich mit dem Zinse, welchen Hans Rindfleisch „wegen der Wüstungen am Eilenberge" jährlich der Gemeinde reichte, den Brüdern Hans Christof und Hannibal von Waldstein verehrt und diese befreiten dafür die Bürger durch drei Jahre von dem Zins, den dieselben bisher von jedem Eimer Wein, den sie aus dem städtischen Weinkeller ausschenkten, mit Einer Pinte an sie entrichten mußten, und bestimmten, daß nach Ablauf der drei Jahre die Bürger statt jenes Zinses jährlich ein Pauschale von 50 Sch. meißnisch zahlen sollten.

Als Zeugen erscheinen in der Urkunde Rudolf Albrecht Rychnowsky von Rychau (wohl Rychnow, d. i. Reichenau) und auf Ketzelsdorf, — Ritter Wenzel Bohdanetzky von Hodkau und auf Weckelsdorf, Adam Abraham Bohdanetzky von Hodkau und auf Adersbach und Georg von Witten und in Lauterwasser.

Hans Christof hatte seine Rechte auf obige vier Bauerngüter schon 1607 an seinen Bruder Hannibal abgetreten.

Zur Beförderung der intellektuellen und religiösen Bildung seiner Unterthanen errichtete Hans Christof in Lauterwasser und Forst Schulen (1606 und 1607) und in Forst die erste Kirche 1606. Sie war von Holz und wurde am 13. Nov. feierlich für den lutherischen Gottesdienst eingeweiht. Anwesend waren dabei nebst dem Stifter die Herren Albrecht Gottfried Krinecky von Ronow und auf Starkenbach, Bartholomäus von Waldstein auf Miletin, Wilhelm Mirskowsky von Stropschitz auf Hohenelbe sammt ihren Ehegattinen, dann Adam Abraham Bohdaneczky von Hodkow auf Adersbach, endlich neben dem für Forst berufenen Pastor

99) Vertrag im städt. Gedenkbuch.

Hieronymus Leo noch neun lutherische Prädikanten, nämlich Pfarrer Michael Bayer und Kaplan Franz aus Arnau, dann die Pfarrer von Mohren, Hohenelbe, Trautenau, Altstadt, Langenau, Freiheit und Miletin, [100]) — ein Beweis, wie allgemein der Protestantismus in der ganzen Gegend war [100a]) und welche Wichtigkeit man der Gründung einer neuen lutherischen Pflanzstätte beilegte. In Forst scheint sich Hans Christof von Waldstein viel und gern aufgehalten zu haben, er hatte dort ein Jagdschlößchen und ein Bräuhaus erbaut. Im erstern starb (am 24. Mai 1600) der alte Freund seines Hauses, Zdenko Wlachimie Kameniczky von Kamenic, der letzte seines Geschlechtes, dem er den Leichenstein setzen ließ, welcher an der Außenseite der Kirchenvorhalle in Arnau eingefügt ist und nebst dem Bilde des geharnischten Ritters die Umschrift trägt: Anno dni 1600. 24. Maji Forstii obiit nobilis ac strenuus eques Sdenko Wlachimie Kameniczky de Kamenic, stirpis sue noviss., a prima juventute ad extremum vitae terminu generosiss. Waldsteinioru familiae in armis et toga fideliss., aetatis anno 55. In Arnau waren um jene Zeit in der Zeche der Hutmacher große Streitigkeiten ausgebrochen, die über Ein Jahr dauerten. Der Rath berief daher 1602 aus drei Städten ehrliche Meister dieses Handwerks, unter deren Intervention alle Händel beigelegt, für die Zukunft die Angelegenheiten der Zeche geordnet und festgesetzt wurde, daß der dagegen Handelnde der Kirche 2 Schock und dem Handwerk auch zwei Schock zur Strafe erlegen soll. [104])

Aus dem damaligen öffentlichen Leben in Arnau sind noch zwei Fälle zu erwähnen. 1604 wurde noch ein Hexenprozeß verhandelt, der aber nach Vernehmung vieler Zeugen für die Angeklagte günstig verlief. [105]) 1614 mußte sich der gewesene Amtsschreiber des Hannibal von Waldstein, Wacław Herzmann, laut Artikel Q der Stadtrechte vor allen Verleumdern und bösen Mäulern reinigen, weil Merten Neidek ihm im Rathhause und auf dem Richtplatz gesagt hatte: „Du böhmischer Schreiber bringst mich um mein Leben [105a])“ [106]).

Hans Christof von Waldstein war vermählt mit Magdalena, der Tochter des Friedrich Sezyma von Sezyma Austi und auf Rochow und der Elsbeth von Bytusský. [107]) Sie scheint ihrem Gemahle das Gut Rochow zugebracht zu haben, von dem sich beide Gatten nannten. Die Ehe blieb entweder kinderlos oder die Kinder starben sehr frühzeitig. Hans Christof selbst segnete das Zeitliche in Forst am 15. April 1616, erst 39 Jahre alt; sein Leichnam wurde den 1. Juni nach Arnau gebracht und am 5. Juni in der Stadtkirche unter den Stuffen des Hochaltars in einem kupfernen Sarge beigesetzt, wie dieses eine alte Anmerkung im Kirchengedenkbuche bezeugt. [108])

---

100) Forster Kirchengedenkbuch.

100a) In Kotwitz wirkte zu jener Zeit (1605 bis 1624 Pastor Emanuel Moller; der Leichenstein, den er seiner Frau und seinen Kindern dort setzen ließ, ist noch vorhanden. [101]) In Prausnitz trägt der metallene Taufbrunnen den Namen des dortigen Pastors Laureuz Schubart und die Jahrzahl 1590. [102]) In Wildschütz war 1618 Petrus Wentzke protestantischer Pfarrer. [103]).

101) Sommers Topographie.

102) Dr. Hadwich MS.

103) Brief desselben ins Stadtbuch eingelegt zu Fol. 135.

104) Urkunde im Stadtarchiv.

105) Stadtbuch.

105a) Die Richtstatt war unterhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe, die noch heute der Galgenberg heißt. In der Nähe und vielleicht mit Beziehung auf die Oertlichkeit — an der Straße nach Neuschloß errichtete im vorigen Jahrhunderte ein frommer Arnauer Wundarzt, Franz Keim, ein Crucifix mit den Figuren der hl. Maria und des Evangelisten Johannes, noch gegenwärtig „Babers Kreuz“ genannt.

106) ibid. Fol. 138.

107) Balbin und Aufschrift auf der großen Glocke in Arnau.

108) Forster und Arnauer Kirchengedenkbuch.

Die Güter blieben bis 1620 im Besitze der Witwe. In diesem Jahre verkauften aber die königlichen Commissäre auf Andringen der Gläubiger des Hans Christof dessen Schloß- und Stadthälfte mit dem Meierhof und Vorwerk, dem Patronate über die Kirche, „bei der eine Dechantei ist" und mit der Schule, das Dorf Proschwitz mit Schenke und Mühle, — Veste und Dorf Forst mit Meierhof, Bräu- und Malzhaus, Schenke und Kirchenpatronat, — das Dorf Lauterwasser mit Schenke, Mahl- und Sägemühle, — das Dorf Mohren mit dem Kirchenpatronat, Meierhof, Schäferei und Schenke, das Dorf Helfendorf, das Dorf Klein-Borownitz mit Meierhof, Schenke, Mahl- und Sägemühle, — das Dorf Czermna mit dem Kirchenpatronat, Schenke, Meierhof und Schäferei, — das Kleinhaus beim h. Johannes und die Mühle auf dem Seifner Anger an die Frau Magdalena von Waldstein auf Hodkow und ihre Erben um 39.000 Sch. meißnisch, von welcher Kaufsumme zunächst die Forderung der Witwe Magdalena von Waldstein von Sezyma Austi mit 20.000 Sch., dann die Steuerrückstände mit 8000 Schock zu bezahlen, der Rest von 11.000 Sch. aber an die Gläubiger abzuführen war. [109])

Magdalena Waldstein von Sezyma Austi kaufte aber alsbald (3. August 1620) von ihrer Namensschwester das Dorf Czermna um 2597 Schock wieder zurück, stellte 16.3 zwar auf Verlangen Albrechts von Waldstein die Bauern des Dorfes unter dessen Oberherrlichkeit, mit dem Beding jedoch, daß — wenn der Fürst sie oder ihre Erben aus Besitz und Genuß des Dorfes weisen wollte — er ihnen den Kaufschilling zahlen müsse. [110])

In ihrem Testamente dd. Arnau 1625 Montag nach Jubilate setzte diese Magdalena ihre Tante Marussy Smrzkow geborene Borzanowska z Bytyssky zur Erbin ein und verlangte in der Arnauer Kirche neben ihrem Gemahle beigesetzt zu werden. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt.

Magdalena von Waldstein und von Hodkow, die neue Besitzerin der Arnauer Stadthälfte, die vordem Hans Christof v. Waldstein besessen, war die Tochter des Adam Abraham Bohdaneczky v. Hodkow auf Aderspach. Sie hatte sich in erster Ehe mit Hynek Albrecht Miczan v. Ronow, [111]) in zweiter mit Bartholomäus v. Waldstein vermählt. Letzterer, der jüngste Sohn Georgs von Waldstein, 1580 geboren, hatte von seinem Vater Miletin geerbt, dessen Besitz er 1600 antrat und auf welchem er 1602 die Heirathssprüche seiner Gemahlin pr. 10.000 Schock meißnisch versicherte. [112]) Dem Beispiele seines Vaters und seiner Brüder folgend war auch er ein Wohlthäter der Kirche. Die große Glocke auf dem Kirchthurme in Miletin trägt noch seinen und seiner Gemahlin Namen und die Jahrszahl 1614. [113]) Es ist merkwürdig, daß keiner der dreizehn Söhne Georgs v. Waldstein das 50ste Lebensjahr erreichte. Auch Bartholomäus starb schon 1617 [114]) (37 Jahr alt). Er hinterließ vier Söhne: Hannibal, Hans Christof den Jüngern, Georg Adam und Albrecht Pertold. In seinem Testamente vom 19. Februar 1613 bestimmte er, daß die Witwe bis zur Großjährigkeit des ältesten Sohnes Hannibal die Güter besitzen und genießen, sodann aber dieselben an die Söhne abtreten soll und verordnete ihr zu Rathgebern seine Brüder Hannibal und Hans Christof den Aeltern, dann seinen Schwiegervater Adam Abraham Bohdaneczky von Hodkow.

1620 kaufte die Witwe — wie erwähnt — eine Hälfte von Arnau und

---

109) Landtafel tom. 192. L. Fol. 27/v.
110) ibid. Miedionny Quat. v. 1624. O. 1.
111) Bienenberg Alterth. III. nach Howorea II. p. 179.
112) Testament dess. Landtafel tom. 138. O. 5.
113) Dr. Hadwich MS.
114) Nach der Eintragung des Testaments in die Landtafel. Nach Dr. Hadwich (Miletiner MS.) im März 1617.

bestätigte (am 26. August d. J.) der Bürgerschaft ihre alten Privilegien, doch ohne specielle Anführung derselben. [115]) Noch im nämlichen Jahre hatte sie den Schmerz, den Untergang ihres Hauses zu sehen. Elisabeth Katharina, eine Schwester der letzten Herren aus dem Hause Smirziczky war — man glaubt wegen eines Familienfehltrittes — zwölf Jahre auf der Burg Kumburg gefangen gehalten worden. Es gelang ihr endlich, sich zu befreien und sie heirathete sogleich den Otto Krumba Freiherrn von Wartenberg, der sie nur aus Habsucht ehelichte und unverzüglich die Smirziczkische Stadt Jičin in Besitz nahm. Darüber beschwerte sich Katharinens Schwager Heinrich Slawata, der ihres blödsinnigen Bruders Heinrich Georg Vormund und testamentarischer (sic) Erbe war. Der Winterkönig ließ nun den Krumba in den weißen Thurm auf dem Prager Schlosse setzen und schickte Kommissäre nach Jičin (1. Febr. 1620). Katharina aber wußte sich den Eingang ins Pulvergewölbe zu verschaffen und sprengte das vordere Schloß und mit ihm sich selber, den verhaßten Schwager, die ganze Kommission, — in Allem sechzig Personen in die Luft! Unter diesen befanden sich auch unserer Magdalena Vater Adam Abraham Bohdaneczky und ihr Bruder Roslaw, die letzten ihres Hauses! [116])

Wir stehen hier an einem bedeutsamen Wendepunkte in der Geschichte von Arnau; denn es hatten mittlerweile in Böhmen politische Ereignisse stattgefunden, welche alsbald auch auf die Geschicke von Arnau eine mächtige, nachhaltige und nicht glückliche Wirkung übten.

Ehe wir uns diesen zuwenden, sei ein Rückblick auf die hundertjährige Periode gestattet, in welcher die Herren von Waldstein die Stadt und Umgebung besaßen.

Das Bild ist angenehm. Allenthalben sehen wir mit Eifer Kirchen und Schulen bauen, und die Sorgfalt, welche die Waldsteine auch auf die äußere Ausstattung der Kirchen- und Pfarrgebäude, auf die Beistellung eines schönen Geläutes, auf die gute Stellung der Geistlichkeit in der Gemeinde verwendeten, mag in mehrfacher Beziehung auf die Gemeinden wohlthätig zurückgewirkt haben.

Das Aussehen der Stadt muß sehr freundlich gewesen sein; umfangen von einer wohl unterhaltenen Mauer, die zu jener Zeit gewiß nicht Zwangsjacke, sondern Schutz gegen feindliche Angriffe war, — die beiden Hauptgassen und die Seiten des regelmäßigen Stadtplatzes mit Laubengängen versehen, — die meisten Häuser nach gleicher Bauweise mit hohen Giebeln, — Thüren und Fenster häufig mit gothischem Zierath, — Kirche, Pfarre, Schloß und Schule nach dem Brande von 1610 neu und mit dekorativem Bildwerk hergestellt, mochte die Stadt schon in ihrem Aeußern andeuten, daß die Bürgerschaft — trotz der Leibeigenschaft — wohlhabend und mit ihrer Obrigkeit in einem freundlichen Verhältnisse sich befand. Erfreute sich doch auch die Stadt so mancher Quellen des Wohlstandes, so (zum Theil schon von Alters her) der Privilegien des Salzmarkts, der Bräugerechtigkeit, des ausschließenden Bier-Schankrechtes in vier Dörfern, des freien Weinschanks gegen fixen Zins an die Herrschaft, der kaiserlichen Privilegien zweier Wochenmärkte und eines Brückenzolles. Im Bräuhause wurden (laut einer Bestätigung von 1619) [117]) jährlich durchschnittlich 39 Gebräu, jedes zu 12 Faß gemacht. — Die Gemeinde befand sich im Besitze des Bürgerwaldes, verschiedener Grundstücke (von welchen des Klosterfeldes bei Mönchsdorf noch in späterer Zeit erwähnt wird) und des später sogenannten Sibyllahofes bei der Stadt. Eines Hauskaufes „zu der Stadt Nothdurft" wird 1539 noch besonders erwähnt [118])

---

115) Urkunde im Stadtarchiv. — 116) Bienenberg Alterth. III.
117) Urkunde des Kreis-Einnehmers im Stadtarchiv.
118) Stadtbuch.

Pfarrer und Diakon erscheinen mit Haus und Grundstücken wohl dotirt. Manche adelige Familie besitzt auch während dieser Periode in Arnau Häuser, es erscheinen aber jetzt auch einige nicht adelige Familien als Freisassen im Besitze von liegenden Gütern, so namentlich die Familien Czikan und Schwarz.

Die Familie Czikan besaß schon seit lange als kaiserliches Lehen das Dorf Czermna. Ein Hans Czikan erscheint schon 1493 im Stadtbuche, Adam von Czirn — offenbar auch ein Czikan — kaufte 1529 ein Haus in Arnau, Hans Czikan 1544 ein freies Gut, „das 8 Hühner Zins gibt off Thrautenawe;" Wenzel Czikan war von 1517 bis 1541 siebenmal Bürgermeister und dreimal Schöppe in Arnau, wo er 1536 ein Haus kaufte. Nach seinem Tode stiftete Georg von Waldstein zwischen dessen Witwe Barbara und deren Schwägern Paul und Bonifaz Czikan einen Vergleich, in welchem Barbara mit den übrigen Erbsprätendenten zu Gunsten dieser 2 Brüder auf das ganze Dorf verzichtete 1553.

Paul Czikan erscheint zwischen 1551 und 1575 mehrmals als Schöppe und als Käufer von Grundstücken, Bonifaz aber bis 1572 viermal als Bürgermeister. [119]) Er starb am 24. März 1572. Sein Grabstein in der Wand hinter dem Anna-Altar in der Arnauer Kirche zeigt sein lebensgroßes Bild mit der Umschrift: Anno 1572 den 24. März ist in Gott selig entschlafen der ehrenfeste ehrbare weise Herr Bonifacius Zickan Bürgermeister alhir, dem Gott gnade.

Kristof Czikan schloß 1590 ein Eheberedniß mit Anna, des verstorbenen Georg Dreischuh Tochter, und „vermorgengabte" ihr all sein gegenwärtiges und künftiges Vermögen, ausgenommen das kaiserliche Lehendorf Tschiern und 20 Schock.

1597 verpfändete er seinem Weibe für von ihr erhaltene 100 Schock sein Gut Tschiern.

1594 fand nach dem Tode des „Paul Czikan von der Czirn in der Stadt Arnau wohnhaft" ein Theilungsvertrag über das „kaiserliche halbe Lehendorf Czirne" statt, vermöge dessen die Erbschaft unter die Söhne des Georg Czikan: Wenzel und Jan Burian, dann unter die Brüder Kristof, Merten, Paul und Balten Czikan vertheilt wurde. [120])

Die Czikan überdauerten die Stürme der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mit allh. Entschließung vom 24. Juli 1652 entließ Kaiser Ferdinand III. auf Bitten des Wenzel Czikan das halbe Dorf Czermna aus der friedländischen Lehenspflicht und am 1. August d. J. wurde es aus der Lehentafel gelöscht. [121])

Ein anderes Freisassengut war das der Familie Schwarz in Ober-Tschermna.

1636 verkaufte es diese Familie an den Arnauer Magistrat, welcher dasselbe 1653 an die Jungfrau Elisabeth Kaplirz von Sulewitz gegen dem überließ, daß diese ihre Forderung per 218 Schock meißnisch, welche sie auf dem ehemals Waldstein'schen, nun dem Kristof Dreischuh gehörigen Hause in Arnau stehen hatte, demselben abtrat. [122])

Noch eines Freigutes wird 1630 erwähnt. 1617 verkaufte nämlich Hannibal von Waldstein sein Haus in Arnau zwischen Mathes Hampel und dem Rathhause an Martin Burghart, der sich 1625 mit Maria Magdalena, Tochter des Hans Graf, vornehmen Offiziers beim Oberamte des Herzogs von Friedland in Jicin, vermählte. Burghart starb 1630 in Hermanseifen, wo er Kirche und Spital bedachte, und hinterließ seiner Gattin nebst obigem Hause auch sein freies Gut in Hermanseifen mit Kretschem und allem Zugehör, auch allen Aeckern bis

119) ibid.
120) ibid.
121) Auersperg Commentar zu Balbin lib. Curial. VI.
122) Stadtbuch. Ein Jakob Schwarz kaufte 1626 in Arnau Haus und Feld (Stadtbuch). — Eine Frau Marianna Kaplirz von Sulewicz, gestorben 11. Juli 1627, hat ihren Grabstein noch in der Kirchhofmauer in Hermanseifen. (Mittheilungen des Pfarrers.)

an die Mohrner Grenze. [122a]) [123]) Eine ausgezeichnete Bürgerfamilie war die der Lomöller, von welchen Hans Lomöller ſchon 1477 vorkommt. Nickel L. war 1503 Richter in Arnau, ſpäter wiederholt Bürgermeiſter; Merten Lomöller kaufte ein Haus und mehrere Gärten von Zdeněk und Georg von Waldſtein, war ſchon 1514 und 1521 Bürgermeiſter und von 1523 bis zu ſeinem Tode, 1553, Stadtſchreiber. Kurz vor ſeinem Ableben traf er vor dem Rathe eine Einigung zwiſchen ſeinen Kindern, vermöge welcher der Sohn Adam ein Haus und zwei Gärten ſammt einer Badſtube, der Sohn Heinrich zwei Häuſer und einen Garten, die Tochter Gertrud ein Haus und Erble erhielt. Er ſchrieb das alte Stadtgedächtnißbuch von 1477 bis 1553. Mit ſeinem Tode ſinkt die Ordnung in dieſem Buche immer mehr und mehr. [125])

Von andern Familien wäre Mathes Neidek zu erwähnen, der 1521 zwei Häuſer am Ring beſitzt, noch andere ſowie auch viele Grundſtücke ankauft und bis 1548 viermal als Bürgermeiſter erſcheint [126]); dann Paul Kappel, deſſen Vorfahren auf dem Oelsner Friedhofe ihre großen Leichenſteine von 1500 haben. Er kauft von den Brüdern Winkler ihr ganzes Erbe, wird 1564 als Amtmann aufgeführt und hat ſeinen Grabſtein hinter dem S. Anna-Altar in Arnau mit ſeinem Bilde und der Umſchrift: Im Jahre 1575 den 17. Mai um die 14. Stunde iſt im Herrn entſchlafen der ehrbare mannhafte Herr Paul Kappel, Amechtmann hier zu Arnau, dem Gott gnädig ſein wolle. Amen. [127]) Die genannten Familien ſind verſchwunden und mit ihnen noch viele, die nicht nur als Käufer und Verkäufer, ſondern auch als Schöppen und Bürgermeiſter im Stadtbuche angeführt werden, alſo ihre Zeit und Kräfte auch dem Gemeinweſen widmeten. Dagegen finden wir aber auch bereits eine Anzahl Namen, welche bis auf unſere Tage in den Arnauer Familien ihre Repräſentanten haben [127a]), ſo z. B. Schreiber (1488, Georg Schr. im ſelben Jahre Bürgermeiſter) — Glaſer 1488 — Kernert (Gernert) 1505, — Hempil (Hampel) 1507, — Lorenz 1508, — Fiedler 1510, — Wanke 1516, — Stüler 1523 (Mates St. 1529 Bürgermeiſter, ein Mates St. — vermuthlich derſelbe — „unſer Organiſt," iſt zwiſchen 1538 und 1557 achtmal Schöppe und dreimal Bürgermeiſter), — Pohl 1527 (Hans Pohl 1549, 1556 und 1557 Bürgermeiſter; Georg Pohl Stadtſchreiber macht mit ſeinem Weibe 1570 ein wechſelſeitiges Teſtament; Hans Pohl iſt zwiſchen 1548, und 1567 fünfmal Bürgermeiſter), — Kratzer 1527, — Schmid 1530, — Link 1536 (ein Anton Linke 1555 Kirchenvater), — Erben 1545, — Dreiſchuh 1549 (Kriſtof Dreiſchuh 1569 und 1570 Bürgermeiſter), — Proſchwitzer 1549, — Zeydel und Seydel 1553, — Beck 1553, — Hübner 1557, — Deul 1557, — Finger 1557, — Schöps 1564, — Kluge 1593, — Richter 1599. — In der Organiſation des Arnauer Rathes finden wir die Aenderung, daß von 1521 an nur Ein Bürgermeiſter, — der jährlich gewählt wird, — an der Spitze des Gemeinweſens ſteht. Von 1570 erſcheinen im Stadtbuche nur wenige Bürgermeiſter und Schöppen, oder wie letztere nun auch genannt werden: Rathsmannen, Geſchworne — aufgeführt; es heißt fortan meiſt nur: „Bei Verſammlung des ganzen Rathes" oder „Ein Ehrſamer Rath" kauft u. ſ. w.

122a) Sie heirathete 1632 den Adam Gutſch von Adarsbach. Ihr Vater war zu dieſer Zeit Kammerſekretär des Herzogs von Friedland, war mit dem Prädikate „von Ehrenfeldt" geadelt und vom Herzog mit Klein-Borowitz beſchenkt (belehnt?) worden. [124])

123) Stadtbuch Fol. 171.

124) Stadtbuch. Auersperg Commentar zu Balbin lib. Curialis.

125) Stadtbuch.

126) ibid.

127) Nach Dechant Rößlers Angabe der aber „Kappel von Achaman" las, was wohl irrig ſein dürfte.

Die folgenden Daten ſind durchaus dem alten Stadtbuche entnommen.

127a) Wir fügen bei jedem die Jahreszahl bei, unter der er das erſtemal vorkommt.

Als Bürgermeiſter erſcheinen:

1521. Martin Lomöller.
1522. Jakob Heinz.
1523. Mates Neidek.
1524. Derſelbe.
1525 und 1526. Bartel Nyr.
1527. Wenzel Czikan.
1528. Mates Neidek.
1529. Mates Stüler.
1530. Wenzel Czikan.
1531. Schn. Anderle. [127b])
1532. Wenzel Schibel.
1533. Lorenz Kannegießer und Mates Neidek.
1534 und 1535. Schn' Anderle.
1537, 1538, 1539. Wenzel Czikan.
1540. Wenzel Schibel.
1541. Wenzel Czikan.
1542 und 1543. Mates Schtüler.
1544 und 1545. Schn' Anderle.
1546. Mates Neidek.
1548 und 1549. Hans Pol.
1550 und 1551. Adel Heuer.
1552 und 1553. Jorge Hrudiſch.
1554. Adam Heuer (oder Hoer).
1556. Hans Pol.
1557. Derſelbe, auch Adam Heyer.
1558. Jörge Hrudiſch, ſpäter Bonifaz Czikan.
1561. Adam Hoer.
1564 und 1565. Bonifaz Czikan.
1567. Hans Pol.
1569 und 1570. Chriſtof Dreiſchuh.
1572. Hans Holey.
1575. Georg Holey.
1581. Hans Hanke.
1593. Adam Landek.
1600. Adam Hanke der Aeltere.

Als Stadtrichter erſcheinen:

von 1523 bis 1553 Merten Lomöller;
1557. Wenzel Zeller;
1570. Georg Pohl;
1600. Michael Bardt.

Zum Jahre 1614 wird bemerkt: der wohlgelahrte Hr. Melchior Stein, derzeit Schulmeiſter hier, leiht der Witwe Krebs 200 Schock.

127b) d. i. Andreas Hartmann, wie 1534 es ausdrücklich heißt: „Wir Bürgermeiſter Andres Hartma genannt Schn Andr." — wahrſcheinlich Schneider Anderle, eine Bezeichnung nach dem Gewerbe, wie ſie noch heute in Arnau populär iſt.

Die Herrenmühle in Graslitz.

Von Karl Renner.

An der Nordwestseite des Egerer Kreises, fast am äußersten Striche der Landesgränze gegen Sachsen, zieht sich aus dem Thale der wilden Zwodau eine heute durch deutsche Industrie und durch Gewerbefleiß großgewordne Stadt Graslitz dahin. Mächtige gut angebaute, leider zum größten Theil unbeholzte Berge umranken schützend dies Kind der Neuzeit. Nur die Sage noch webt um sie den Dämmerschein vergangener Zeit und erloschener Geschlechter, die einst von ihren Zwingburgen, welche kräftige Egerer Bürger brachen, dort oben weithin die Gegend beherrschten. In ihren Adern klang einst der Schlägel und Hammer des Bergmannes, um Kupfer und Silber zu fördern, wo heute nur kahles Gerölle und taubes Gestein den Pflug des Ackerbauers behindert. Ein gut Stück Geschichte hat sich auf diesem Boden abgespielt. Mit dem Namen der ehemals königl. Bergstadt verknüpfen sich die Namen der edelsten Geschlechter, die hie zu Lande und im Reiche draußen in gutem Klange standen. Allen voran zu nennen der kraftvolle Stamm der „Herren von Plauen," welche 1272 mit dem Kupferbergbau von Ottokar II. und mit „Gräslas unter dem neuen Hause" belehnt wurden. Ihrer Heranziehung der tüchtigen Arbeiter aus dem Sachsenstamme aus Voigtland und Meißen dankt wohl Graslitz Ursprung und Aufschwung. Ihnen folgte das mächtige Dynastengeschlecht der Schönburge, die das durch Lehensbruch verwirkte Erbe der Plauener erst nach einem wechselvollen [1]) Zwischenregimente, in dem die mächtigen Pflug's und Schlick's besonders hervortreten, antraten. Gregor der Aeltere von Schönburg erhielt von König Max II. die Herrschaft als freies Allod um den Ablösungsbetrag von 22.000 St. Thaler (1575). Mit der Urkunde fordert der Kaiser das Städtlein unter dem 5. August 1575 auf, nicht dem Burggrafen von Meißen, sondern dem Herrn von Sch. zu huldigen, „da ich ihnen solch' unser Gut käuflich zukommen ließ." Die Bürger gehorchten dem kaiserlichen Worte, denn schon im Jahre 1578 Simon und Juda bestätigt der neue Erbherr „von habender Lehnschaft und Obrigkeit," jenes merkwürdige Privilegium, das die Bürgerschaft von Karl IV. erhalten haben will. [2])

---

1) Im Jahre 1401 erhalten es die Brüder Heinrich und Konrad von Reutenbach zu Lehen. (Priv. Wenzel dd. Donnerstag nach St. Veit. 16. Juni). 1448 verkauft es N. von Reutenbach an Neithart Tost, 1466 erscheinen die Brüder Hans Bezold und Conrad von Metsch belehnt von König Georg von Podiebrad (Lünig Corp. jur. feud. T. II. p. 178), denen Wenzel Elbogner folgte. Dies die urkundlichen Nachrichten; was Erwold (topogr. histor. Geschichte von G.) und seine Nachbeter über die Besitzverhältnisse schreiben, gehört in das Bereich seichtester Fabel, wie ich es an anderer Stelle des Weitern zu erweisen hoffe. 1527 verkauft es Herr Pflug von Rabenstein an Graf Hieron. Schlick um 6 Kuxe am Tiefen Stollen zu Schlaggenwald um 2800 fl. rh. (Die 4 Kuxe werden in der Einverleibungsurkunde in 1000 fl. reluirt.) Cfr. Landtafel. Roter Ged. Kuat. 2. 1542. D. 24.

2) Wir nennen das Privilegium, welches der St. G. dieselben Rechte wie Elbogen im Jahre 1370 schon ertheilen läßt, trotzdem es in zahllosen Bestätigungen der Erb- und Grundherren vorkömmt, „merkwürdig." Bis zum Jahre 1578 findet sich in den Belehnungsbriefen der Könige und Kaiser auch nicht eine Spur von den Rechten und Gerichten, die nach demselben das Stadtgericht beanspruchen durfte. Die Urkunde Wenzels vom Jahre 1401 kennt nur „unser Schloß unter dem neuen Hause," der Kaufkontrakt Pflugs bezeichnet ausdrücklich nur Verhandlungen „vmb das Schloß zusamt des Flecks Greßlein" mit allen Frohnden, Zinßen, mit gerichten oberst und niederst über Hals und Hand (1527) . . . Wie stimmt dies zu der Bürgerfreiheit, zu dem Eigengericht des Priv. und der Verweisung an der Obergericht in Eger als Gerichtsinstanz? — Uebrigens ist das Privilegium im Grasl. Arch. nur in einem Vidimus des Elbogner Rathes ddto. 1599, Montag nach Allerheiligen, das Pelzel (Carl IV. I. SS. 834) citirt. vorhanden, das Original selbst war nirgends aufzufinden. Siehe Städtemappen des österr. Kaiserstaates von Vinc. Robert Wildimsky 1864.

Nach der Zeiten Schwanken und Wogen war endlich sichere Ruhe, eine kräftige bürgerfreundliche Regierung an die Stelle selbstsüchtiger Herren getreten. In den milden Tagen der Schönburger Herrschaft, welche vom Jahre 1575—1666 dauerte, zogen in die tiefgeschnittenen Thäler der alten Stadt die Segnungen friedlicher Arbeit. Unter der fleißigen Hand der zahlreichen herbeiziehenden Fremden ergrünten die kahlen Thalsohlen, lichteten sich die tiefen Grenzwälder auf den Höhen, und in ihren Tiefen förderte der Schlägel des Freiberger und Goslarer Bergmannes die ertragsreichen Schätze aus den metallreichen Adern. Binnen wenig Jahren zählt der aufblühende Ort, noch 1527 von Pflug als „Fleck" bezeichnet, über 2000 Bergleute, denen 1601 Georg August von Schönburg eine eigene Bergordnung gab.[3]) Die Herrschaft der Schönburge dauerte, bald in einer Hand vereinigt, bald in viele Hände zertheilt, fast ein ganzes Jahrhundert (1575—1666) und kann sicherlich als der Höhepunkt ökonomischer und materieller Entwicklung der Stadt der älteren Zeit betrachtet werden. Uiberall hat die bergmännische Thätigkeit eine große Zahl von Kleingewerben, welche dem in der Tiefe des Schachtes Arbeitenden die nothwendigsten Bedürfnisse versorgen mußten, im Gefolge und eine große Reihe von technischen Fertigkeiten und Kenntnissen waren mit der schon auf einer wissenschaftlicher Höhe stehenden deutschen Bergbauwissenschaft innig verknüpft. Es wäre eine ebenso interessante als weitgehende Arbeit, den innigen Zusammenhang des Aufblühens und Erstarkens deutscher Gewerbthätigkeit in den Städten des Erzgebirges historisch nachzuweisen, wie er denn auch in Graslitz, heute noch ein auf seine Arbeitsamkeit, seinen Bienenfleiß, seine mannigfache industrielle und gewerbliche Thätigkeit stolzgewordenen Fleck deutscher Erde, unzweifelhaft besteht. Ein kleines Bildchen aus jenen Blüthentagen herauszunehmen, sei der Zweck unseres Vorwurfes, die Geschichte der Entwicklung der sogenannten Herrenmühle. Sie ist wohl eines der ältesten und prägnantesten Uiberbleibsel der alten Zeit, liegt an einer Abzweigung des Zwodaflußes, dem sogenannten Mühlgraben, und gehört ihres Alters, sowie ihrer Bauart wegen unter die interessantesten Gebäude der Stadt, zu deren wenigstens historischer Erhaltung uns der mehr und mehr vorwärts schreitende nivellirende Geist der Neuzeit, dem auch sie früher oder später zum Opfer fallen kann, gemahnt.[4])

Der Aufschwung des Mühlengewerbes steht ohne Zweifel im engsten Zusammenhange mit dem Wachsen des Bergsegens und mit dem Zuzug fremder Bergleute. Wenn wir nicht den Sagen, sondern den verbrieften Nachrichten Glauben schenken, so dürfte der Anfang desselben in die zweite Hälfte des 16., sein Aufschwung erst ins 17. Jahrh. zu setzen sein. Es ist merkwürdig und bezeichnend, daß in keiner Kaufs- und Verkaufsurkunde der verschiedenen Besitzer der Mühlen überhaupt Erwähnung geschieht. So z. B. heißt es in der Verkaufsurkunde Hans Pflugs von Rabenstein, Herrn auf Petschau, daß dieser und Herr Hieronymus Schlick Graf von Passau, Herren zu

3) Cfr. Sternberg's Umrisse I. 4. Novicki Wiedergewältigung des Kupferbergbaues in Graslitz. S. 15, 17. ff. Die Uibergabsurkunde Max des II. ddto. 1575 (Feigelf. Rel. Quatern Ao. 1576) spricht schon von „Markh" G., ebenso der Verleihungsbrief Rudolf II. ddto. Samstag nach dem todten Sonntag 1577. Schon in dem zwischen den Bevollmächtigten des Kaisers W. v. Gerstorf, Joachim Herrn v. Kolowrat, Ernst von Rechenberg und Georgs v. Schönburg, Sebastian Fuchs und Hans Wentzel von Schlaggenwald am 27. Juni 1575 abgeschlossenen Kaufkontrakt kommt die für den Aufschwung des Bergwerks bezeichnende Stelle vor: Sonil aber der Bergwerk, welche sich jetziger Zeit auff ermeltes guth greßlaß gründen vnd Zugehörungen erzeugen, vnd noch künfftig erzeugen vnd aufkommen mochten, damit soll solches also gehalten werden, wie es iezund Ingemein mit andern Landsessenen gedachter Cron Böheimb hernach weyter vergleichen wurden. Dieselbe Urkunde nennt auch bereits den „Hammer und die Glashütten."

4) Die Gasse, in der es steht, hat außerdem noch die Stammhäuser der Familien Riedl, Großhandelshauses in Prag, und der um die Industrie Böhmens hochverdienten Familie Edle von Stark.

Weißenkirchen, Elbogen und Burggrafen zu Eger „vnterhandlungen geübt vndt Sie beide vmb das Schloß zusambt des Flecks Greßlas vndt den Zweyen Dörffern Schönwerda und Schönau, mit Zunsen, frohnen diensten, äckern, wiesen zusambt den Wäldern, alß fern vndt weit sich die erstrecken vndt in seynen Reyne umfangen, auch den Vorhöltzern vndt Fischwassern, Kirchlehen mitt gerichten Oberst und Niederst, über Hals und Handt, Jagten vndt Fischereyen, Freyheiten gerechtigkeiten, allermassen Form vndt gestalt, wie das der Wohlgebornen H. Heinrich von Plauen Burggraffe zu Meissen ꝛc. und nachfolgend Wenzel Elbogner desgleichen Herr Hanß Pflug innen gehabt genoßen und gebraucht..... für sich und ihre Erben ein ewigen Kauf beschlossen haben"..... [5]) Selbst die Urkunde Maximilians kennt oder nennt wenigstens noch keine herrschaftlichen Mühlen. In dem Vertrage vom 25. Juni heißt es u. A.: „So wollen Ihre Kayf. Mayst. gedachten von Schönburg solches gutt Greßlaß, mit dem Pochwerk und Wohnung auch das Breuhauß, sammbt der Pfanne daselbst, vndt den Markt Greßlas, auch dem Hammer vnd Glashütten, mehr das Zehent, sambt dem außgesahten getraidt, neben den zweyen Dörffern Schönaw und Schönwerda auch den Teich vndt den zweyen Behältern, wie sie jetztunder besetzt, welche durch den jetzigen Haubtmann daselbst, Hanß Georgen Gienger geschützt worden, item Veldt vndt Plugkgebewden, Robotten, diensten, zünssen, gerichten vndt Rechten sambt den Kirchlehen auch an walden, gebürgen, gehölzen vndt püschen, klein vndt groß, wie sie allenthalben gelegen vndt benennt werden mit aller herrlichkeit, Ober- und Pottmässigkeit alß an wildpaan (Wildbahn), auch hoch und schwarz wildt mit allen Jagden, vndt waidtwerkh, Fischereyen und Bachen, wessern, wißen, aekhern, gründen, boden ꝛc. vmb zwey und Zwanzig Tausent Thaler in einen Erblichen Kauff zu kommen ... laßen." — Dieses absichtliche oder sonst nicht gerade übliche Schweigen der Urkunden läßt allerdings nicht auf eine große Blüthe der Müllerei schließen. Wohl aber liegt die Annahme — und hiefür spricht schon der Wortsinn, — nahe, daß die Herrenmühle überhaupt die erste Mühle in Graslitz gewesen ist, welche für die Bedürfnisse der „Herrschaft" zu sorgen hatte und auch der Herrschaft unterthänig gewesen, vielleicht auch nur durch herrschaftliche Mühlknappen Anfangs betrieben wurde. Später bei dem Zudrang der Bergleute entstand dann die Knappschaftsmühle und erst im XVIII. Jahrh. die Kupferhammermühle. [6])

Im XVII. Jahrhundert entsteht die erste Stadtmühle. Im Jahre 1605 ertheilte August von Schönburg seinem „Markt" Greißlas zur Aufnehmung des reichen Bergsegens ein großes Privilegium. Er raumt ihm die alte und neue Schankstatt sammt den daraufstehenden Wirthshäusern erblich und eigenthümlich ohne Kaufgeld unter gleichzeitiger Gestattung des Baues eines Rathhauses, wozu er ein „Wiesenflecklein" schenkt, ein, und gibt ihm ein Stück Waldes, den „Kaphenwald." Dasselbe Privilegium verleiht den Bürgern den Salz-, Fleisch- und Viehhandel, das Ausschenken von Wein und Branntwein, wofür nur die Hälfte des Zapfengeldes an die Herrschaft abzuführen ist, und die Strafgerechtigkeit über Zünfte, Handwerke und Trauungen gegen einen jährlichen Erbzins von 25 fl. [7]) Derselbe Besitzer hat dem Graslitzer Grundbuche zufolge der Stadt die Erlaubniß zum Bau einer Mühle gegeben, welche nach ihrem ersten Besitzer die Rubnermühle genannt wurde. 1650 erst entstand die obrigkeit-

5) Urkunde vom 23. Sept. 1527.

6) In der Nähe der Mühle gründete Joh. Boxberger circa 1590 einen Kupferhammerwerk, und erbaute sich daselbst ein eigenes Wohnhaus.

7) Actum Montag nach dem hl. Christfeste. Arch. Grasl. Orig. perg. (4. Blätter) mit Siegel an rothweißer Schnur. Confirmationen und Roborationen von Veit, Haug, Hans Georg de dto. 1620. 25. Aug. von Georg, Ernst Otto u. s. f. Gebrüder von Schönburg 1644. 23. Juni u. von Joh. Hartwig Graf Nostitz de dto. 22. Oct. 1666, alle in orig. in Arch. Regesten im Archiv des Vereins f. Gesch. der D.

liche Mahl-, Schneid- und Walkmühle oberhalb Graslitz am Silberbache, die gegenwärtige Räumermühle, welche i. J. 1669 von dem aus Fribus eingewanderten Gabriel Korb käuflich erworben war, und noch später die Zuleger'sche Zinsmühle, welche auch die „neue" genannt wurde, welcher von der Obrigkeit ähnliche Begünstigungen wie der Herrenmühle zugestanden worden waren.[8]) Für das Alter der Herrenmühle spricht übrigens auch die große, in ihren Grundfundamenten auf eine lange Existenz deutende Brücke zwischen dem Köstlerischen und Bleil'schen Hause. Sie bildet die ganz massive, auf eine Länge von 8 Klaftern sich erstreckende Ueberwölbung des Mühlgrabens der Herrenmühle und ist von der Straße aus nicht sichtbar.[9]) Für die ersten Besitzverhältnisse dieses alten Bürgerhauses fließen die Nachrichten sehr spärlich. Im J. 1625 werden uns drei Müllermeister genannt, Hans Großer, Josua Pöllmann und Paul Schaller; welcher von ihnen auf der Herrenmühle saß, läßt sich nicht eruiren. Erst i. J. 1660 erkaufte sie die Familie Dotzauer, wenn die Meldung Ermolds richtig ist, von Lorenz Volkmann.[10])

Die erste verbriefte Nachricht aber, welche wir vorfinden, stammt aus dem J. 1694. Bereits hatten die Schönburge im Jahre 1666 die Herrschaft an den in den Zeiten der Gegenreformation bereicherten Johann Hartwig Grafen v. Nostitz, deren Besitzungen Falkenau und Heinrichsgrün vollständig arrondirt und bis an die Landesgrenze ausgedehnt wurden, um den Preis von 53.333 Thalern abgetreten.[11]) Im Jahre 1694 verkaufte nun laut des Kontraktes vom 6. Febr. im Namen Sr. Excell. des gräfl. Nostitz'schen Oberamtmannes Lorenz Rud. Händel von Schwartzenfeld der Amtmann der Herrschaft Graslitz J. M. Stritzl an den Müller Georg Dotzauer[12]) die herrschaftliche Mahlmühle von 4 Mahlgängen und einen Gang zum Malzmahlen nebst einer Wiese beim Kupferhammer um den Preis von 200 fl. als eine „eigenthümliche freie Mühle," mit dem Rechte, sie wieder zu vererben und zu verkaufen, mit der Befreiung von allen Steuern, Auflagen und sonstigen öffentlichen Giebigkeiten, wie auch von der Einquartierung. War schon der Kaufpreis, den Georg Dotzauer sogleich baar erlegte, an sich selbst in den damaligen Zeiten ein ungemein niedriger, so lassen die übrigen Zugeständnisse der Herrschaft den Kauf noch viel günstiger erscheinen, als man es sonst in der Periode uneingeschränkter Adelsherrschaft gewohnt ist.

Zuerst wurde die gleichfalls unter der Gewalt der Herrschaft stehende Mühle am Silberbach in ein gewisses Verhältniß der Unterordnung, wir wollen nicht sagen, Abhängigkeit zur alten Herrenmühle gesetzt, indem in allen Fällen, wo die Graslitzer Mühle das „Malz" dem Bedürfnisse entsprechend zu mahlen außer Stande, der Müller in Silberbach ihm zu Handen gehen, und ferner alle Bretter, deren Säghölzer die Herrschaft unentgeldlich liefert, für den Mühlenbedarf umsonst sägen mußte. Ferner bewilligt die Herrschaft dem Müller jährlich unentgeldlich 20 Klafter Brennholz, das er nach Anweisung des Forstknechts hauen,

---

8) Cfr. Ermold SS. 18, 42 und ff. Graslitzer Grundbücher.
9) Cfr. Dotzauer J. Topographie S. 7 nebst Anmerkung von R. v. Dotzauer.
10) Cfr. Ermold. Geschichte. S. 19.
11) Urk. de dto. 31. März 1666 Landt. Tom. 397 lit. A. 14.
12) Die Familie Dotzauer oder nach anderer Schreibweise Totzauer (in den Verträgen und selbst in den Unterschriften finden wir den Namen Dotzauer und Totzauer abwechselnd geschrieben) soll der Familientradition zufolge bairischen Ursprunges sein und stammt aus Ebermannsstadt bei Lichtenfels. Wahrscheinlich dürfte sie, wie so viele Nürnberger Geschlechter in und um Graslitz, z. B. hier die Boxberger, Stark's und die Behaim's in Bleistadt, die Föhrenberger in Neudek u. s. f. als Berg- und Gewerkherren auftreten, mit diesen zur Zeit des mächtig emporblühenden Bergbaues eingewandert sein. Sie tritt bereits im J. 1591 mit Paul Dotzauer auf. Cfr. Dotzauer's Topographie. S. 6. Der traurigen Gegenreformation Ferdinand's II., welche unser Gebirge so schwer traf, fiel auch Christoph Dotzauer zum Opfer, welcher im J. 1624 exulirte. Cfr. Ermold SS. 51. Die Familientradition läßt einen Müllerburschen, Dotzauer genannt, vom Grafen Schlick mit der Mühle belehnt werden.

ſchälen und ſich zuführen laſſen ſoll; dann ſämmtliches Bauholz, das nach Bedarf ebenſo wie auch die Mühlſteine von den herrſchaftlichen „Frohnbauern“ zugeführt wird. Endlich werden ihm ſämmtliche Graslitzer Bäcker, die Schönauer und Schönwerther und andere Frohnbauern als verpflichtete Mahlgäſte zugewieſen. Dagegen verpflichtet er ſich:

1. „Zu einem jährlichen Mühlenzins von 110 fl., halb zu Georgi und halb zu Galli zu bezahlen, dann zu einer Naturalleiſtung von zwei gemäſteten Schweinen oder aber, falls es der Herrſchaft genehm iſt, von 12 fl. pr. Jahr;

2. und dieſe Beſtimmung iſt ſehr charakteriſtiſch: Iſt er verbunden die Weitzenkleie zu dem Hirſchengeleckh ſoviel der Forſtknecht vonnöthen, unverweigerlich zu reichen;

3. zum unentgeldlichen Mahlen des herrſchaftlichen Malzes, während die Bürger ihm von jedem Malzmahle eine Abgabe von 2 Kanl Bier oder den jeweiligen Werth desſelben in reluto zu leiſten verpflichtet ſind;

4. wie gewöhnlich die Mühle im guten baulichen Stand auf ſeine Koſten zu halten, „damit das Amt nicht vrſach haben möge ſolche einzuziehen und andern Beſſern Haußwirthen zu verkauffen.“ . . . .

Mit dieſer Kaufsurkunde iſt die Mühle als erbliches Eigenthum der Familie Dotzauer von dem Gutsherrn Antonius Johann von Noſtitz, des Sohnes des Grafen Joh. Hartwig († am 24. März 1683) unter Vorbehalt aller aus dem Titel der Lehnſchaft fließenden Erbzinſe und Giebigkeit erworben worden. Sollte dieſelbe der Meldung Ermolds entſprechend bereits 1660 an Paul Dotzauer verkauft worden ſein, ſo bleibt jedenfalls auffällig, daß der Name der früheren Beſitzer und die Motivirung des Wiederverkaufes in unſerer Urkunde nach der weitſchweifigen Gewohnheit des damaligen Curialſtyles auch nicht mit einem Worte berührt worden iſt. Wir möchten uns der Meinung zuneigen, daß die Herrſchaft bis dahin die Mühle in eigener Regie hatte oder nur durch von ihr angeſtellte und befugte Handwerker oder, wie es das Gewöhnlichſte war, durch fortwährend wechſelnde Pachtmüller betreiben ließ und ſie erſt von dieſem Jahre 1694 an als eine erbliche Zinsmühle verkaufte. Georg Dotzauer ſtarb im Jahre 1704 und hinterließ die Mühle ſeinem Sohne Paul um den Kaufpreis teſtamentariſch. Im Jahre 1708 erlegte derſelbe den Kaufſchilling von 200 fl., der nach Abzug ſeines eigenen Antheils von 40 fl. unter ſeine übrigen Geſchwiſter Heinrich, Hans, Michel, Anna Maria und Maria vertheilt wurde, worauf mit Einverſtändniß der Witwe Anna Maria und unter Verzicht aller Geſchwiſter die Einantwortung in's volle Eigenthum vom Graslitzer Amte ausgeſtellt wurde. [13]) Dies ſcheint nun Anlaß zu Familienzwiſtigkeiten gegeben zu haben. Wenigſtens erſcheinen ſchon i. J. 1712 die Mutter mit ihren beiden Söhnen Paul und Hans Michel vor dem Amtmann und erklärt: „Sie hätte vor 4 Jahren ohne ferneres Nachſinnen die Mühle ihrem Sohne Paul, welche ſonſten dem jüngeren Sohn Hannsmichl, vermög landesüblicher Statuten und rechtswegen zuſtändig ſei“, verſchreiben laſſen. Weillen ſie aber mittelſte Zeiten dießwegen nicht wenig gewißens Beängſtigung ausgeſtanden, ſo implorire ſie auf die Amtshilf.“ — Aus Zureden des Gerichts gelang es „in Anſehung der Mutter lamentablen Beginnen“ die Brüder zu einem Vergleich zu bewegen, kraft deſſen HansMichel den halben Theil der Mühle und Wieſe ſammt allen Pflichten und Rechten um einen Preis von 100 fl. übernahm, unter der gleichzeitigen Erbeinigung, „daß dieſelbe immer nur bei der männlichen Linie bleiben ſollte. [14]) — Dieſe ſollte ſchon nach Pauls Tode, da derſelbe nur 2 Töchter hinterließ, in Kraft treten, indem nun ſein Bruder um die Summe von 250 fl. Rhein. baarer Bezahlung die ganze Mühle im J. 1728 überkam, natürlich

13) Großes bl. Lehenbuch. Fol. 84. Die Urkunde datirt vom 14. Febr. 1708.
14) Ratificiert Graslitz 18. Apr. 1712. Lehenb. Fol. 99.

mit Vorbehalt des Erbschaftsrechtes seiner Nichte im Falle des eigenen Ablebens ohne männliche Erben. [15]) Paul Dotzauer, scheint nur seiner friedfertigreligiösen Uiberzeugung gefolgt zu sein, indem er den obigen Vertrag einging, welcher eigentlich nach dem Testamente des Vaters unmöglich war und auch seine Nachkommen vielfach verkürzen konnte. Uibrigens scheint derselbe mit zeitlichen Gütern in hinreichendem Maße gesegnet gewesen zu sein. Wenigstens hat derselbe die Kapelle des hl. Adalbert, am sogenannten Schneiderberge ¼ Stunde von Graslitz gelegen, mit Bewilligung des fürst. erzbischöflichen Consistorium's vom 30. Mai 1718 in Bau genommen. Als er inzwischen mit Tod abgieng, vollendete diesen seine Wittwe Maria Rosina im J. 1722 und legierte bei demselben den Betrag von 50 fl. CM. zu einer Messenstiftung. Für die damaligen Verhältnisse eine ganz ansehnliche Stiftung!

Das Ausgedinge war keineswegs ein geringes und gibt den besten Maaßstab zur Beurtheilung des Wohlstandes dieses Bürgerhauses und eine gewiß interessante Beleuchtung der damaligen bürgerlichen Verhältnisse.

Es sollte nämlich der Sohn der Mutter a) jährlich an baarem Gelde 24 fl. bezahlen, b) für ihren Unterhalt aber 5 Strich 2 viertel Prager Metzen taugliches Brodmehl und zwei viertel Weizenmehl reichen, c) eine Kuh nebst 4 Fuder Heu, welches er auf eigene Kosten mähen, heuen und einführen soll, überlassen, — endlich der Wittib jährlich 1 Napf Erdäpfel, ein Napf Lein und 6 Beete Krautes anbauen, wozu der Sohn den Samen zu liefern hat. [16]) — Die Zinsverhältnisse sowie die übrigen Pflichtigkeiten gegen die Obrigkeit und Herrschaft blieben unverändert. Im J. 1775 gerieth dieser Besitzer mit den Nachbarn wegen der Benützung des überbrückten Mühlgrabens als Fahrstraße in Streit, welcher durch einen gütlichen Rathsvergleich vom 10. Juni 1775 dahin geschlichtet wurde, daß die Nachbarn zwar das Recht zum Fahren, nicht aber zum anderweitigen Benutzen, z. B. zum Aufschichten von Holz u. s. f. hätten, aber den durch ihr Verschulden dem Müller zugefügten Schaden zu ersetzen verpflichtet wären. [17]) —

Schon im J. 1770 übertrug Joh. Wenzel die Hälfte der Zinsmühle um den Preis von 400 fl. kayf. M. seinem Sohne Josef Ignaz; die andere Hälfte aber überkam im J. 1778 der jüngere Heinrich Anton um eben denselben Betrag. Johann Wenzel hatte die Mühle bedeutend erweitert seinen Söhnen übergeben. Noch in seinem Kaufcontrakt verbietet die Herrschaft ausdrücklich, die sonst mit seiner Mühle verbundene Brettsäge wieder zu errichten. Allein im J. 1747 gelang es ihm unter dem 27. Mai von der Herrschaft ein Decret zu erwirken, welches ihm gegen einen jährlichen Zins von 1 fl. 30 kr. unter mit der Bedingung die Anlegung einer Schneidmühle gestattet, daß er und seine Nachfolge alle herrschaftlichen Sägehölzer ohne Entgelt schneide und von jedem Klotze eine Schwarte an die Herrschaft abliefere. Auch die Bedingungen des ursprünglichen Vertrages betreffs der Mahlmühle wurden den neuen Eigenthümern wesentlich verschärfft. So mußten sie zu Michaeli alljährlich an die Obrigkeit ein Mastschwein, der andere Theilbesitzer aber einen Betrag von 6 fl. abführen. Die unentgeltliche Lieferung von Holz zur Instandhaltung der Baulichkeiten fiel gänzlich hinweg, ebenso wie von nun ab die Mühlsteine von dem Zinsmüller selbst zu kaufen waren. Alle frühern Pflichten blieben aufrecht, die Rechte empfindlich geschmälert, und dabei noch der Zinsmüller aufs Eindringlichste vermahnt: „sich gegen die hohe Grundtobrigkeit von allen Seithen und in allen umständen ruhtig

---

15) Erbkauff de dto. 9. Aug. 1728. Amtmann: Georg H. Meinl, Zeugen: Joh. Roßmeißl — Schichtmeister, Joh. Dan. Herold — Bergmeister, Beweis, daß damals der Bergbau noch in ziemlicher Blüthe stand.

16) Urk. de dto. 14. März 1743.

17) Urkunde im Stadtarchiv. Subsc. Andreas Dörfler Bürgermeister, und Franz F. Ernst Syndikus.

und friedlich zu betragen, in keine Strittig- oder Zwistigkeiten werden Hoch Ihro Obrigkeitsamt weder mittel- noch unmittelbahr sich Einzulassen, um andurch nicht der hochgedachten Obrigkeit zur wieder Einziehung Gelegenheit zu geben..."[18])

Während also bei den meisten Herrschaften das Entgegengesetzte stattfand und die Mühlenzinse im Laufe der Zeit sich stets niedriger stellten, trat hier das strikte Gegentheil ein.[19]) Gerade als in Folge der Kriegsereignisse die Entwerthung des Geldes sich mehr und mehr steigerte und die Verwerthung der Arbeit zu den Betriebsköſten in ein immer ungünstigeres Verhältniß sich stellte, erhoben die Feudalherren die drückendsten und ungerechtesten Ansprüche, denen zu entsprechen der Zinsmüller außer Stande war. Die Schwierigkeiten der Zahlung des Zinses und die Unerschwinglichkeit der anderweitigen Gefälle und Giebigkeiten führten zu fortwährenden Verwickelungen mit der Herrschaft, so daß in einer Eingabe vom 3. October 1790 die Besitzer der Herrenmühle in Rücksicht auf ihre bedrängte Lage um Aufhebung der Verschärfungen und Restitution in den Vertrag vom J. 1694 bittlich wurden. Dieselbe wurde durch das Rescript des Fz. Anton Reichsgrafen Nostitz dahin erledigt, daß dem Zinsmüller die Schuldigkeit, „die Weizkleien zu dem Hirschengeleckh" zu geben, erlassen und ihm 15 Klafter weiches Holz unentgeltlich versprochen wurden. Die unentgeltliche Zufuhr der Mühlsteine durch die Schönauer und Schönwerther Robotpflichtigen wurde in eine jährliche Abgabe von fl. 6. 24 kr. verwandelt[20]). Und doch war durch das von dem unsterblichen Kaiser Josef II. erlassene Hofdekret vom 30. Juli 1789 der Mühlenzwang aufgehoben und das Mühlengewerbsrecht durch Landesgesetze in ein freies bürgerliches Gewerbe, von dem im Sinne des Hofdekrets vom 26. Nov. 1789 die Grundherren keinen Zins zu fordern hatten, umgewandelt. Leider wurde durch zu frühzeitigen Tod des großen Kaisers die Durchführung dieser Maßregeln und eine gerechte Regelung der Verhältnisse im Wege der Ablösung vereitelt. — Wenn nichts destoweniger die Herrenmühl-Besitzer in ihren wohlhabenden Verhältnissen sich erhielten, so ist dies gewiß einzig und allein auf Rechnung ihres unermüdlichen und ausdauernden Fleißes, der alle Hindernisse überwand, zu setzen.

Die beiden Brüder Josef Ignaz und Heinrich Anton errichteten im J. 1789 die Kupferhammermühle an die Stelle der inzwischen eingegangenen Kupferhämmer, welche allerdings im J. 1790 ein Raub der Flammen wurde, aber bald wieder von Neuem erstand. Beide Anwesen blieben im gemeinschaftlichen Besitze, bis im J. 1796 Ignaz die Kupferhammermühle, Anton dagegen das väterliche Erbgut „die Herrenmühle" gegen eine Aufzahlung von 1000 fl. übernahm.[21])

Die Herrenmühle hat damals schon außer den frühern vier Mahlgängen, eine Malzmühle, eine Brettsäge, eine Mousselinmangel, einen geräumigen Platz zum Legen der Sägehölzer; zu ihr gehörte auch fortan noch die Kupferhammerwiese und diesen ganzen Complex übernahm Anton Dotzauer um den Preis von 1800 fl. k. W. Noch vor seinem Tode (1799) erscheint derselbe in Gränzstreitigkeiten

---

18) Kaufbr. von 24 Apr. 1778.

19) Cfr. Jäger, Mühlenwesen. Mittheilungen des Vereins. IX. 5. 6.

20) Vergl. vom 20. Mai 1793 ratif. am 5. Nov. d. J. Lib. sent. et Fransact. p. 124. Amtsarchiv.

21) Cfr. Grasl. Censual Contractbuch p. 11. 16. Tausch und Contract vom 24. Oct. 1796. Die Einverleibungsköſten betrugen 30 fl. 57. kr. Die Kupfermühle blieb bis heute im Dotzauerschen Besitze. Der Sohn des ersten Besitzers, Ignaz errichtete mit seinem Sohne Christian eine Spinnfabrik. Derselbe hatte die Mühle um den Preis von 17.000 fl. Bancozettel oder 3.900 fl. in Einlösungsscheinen am 8. Juli 1811 übernommen. Auch in diesem Contracte blieb Grund und Boden der Obrigkeit vorbehalten, auch war der Müller noch verpflichtet, für Bergleute und sonstige arme Unterthanen den Leib Brod um ein Pfund schwerer und für 9 kr. zu backen.

mit der Gemeinde, welche ihm durch die beiden Rathsverordneten Vogl und Köſtl ſeinen Grund einweiſen ließ, wobei der Sägehölzerplatz derart an Umfang verlor, daß der Beſitzer die ganze Brettſäge demolierte. Wenigſtens beklagt ſich ſeine Witwe Thereſia unter dem 29. Oct. 1801, daß ihr und ihren Kindern Joſef, Johanna (verehel. Kinzl), Anna (verehel. Hofmann), Thereſia (verehel. Pöſchl) und Magdalena durch dieſe Magiſtratsverfügung ein großer Schaden zugefügt worden und bittet, wenigſtens auf dem Platze, wo die Brettſäge ſtand, einen Garten errichten zu dürfen. Im J. 1819 übernahm nach erlangter Großjärigkeit der älteſte Sohn Joſef, entſprechend dem Teſtamente ſeines Vaters vom 25. Mai 1799, die Mahl- und Schneidmühle um den Preis von 4000 fl., welche zu gleichen Erbportionen der Mutter und den Geſchwiſtern zufielen. Obzwar die Einantwortungsurkunde die geſetzliche Aufhebung des Mühlzwanges zugeſteht, hält ſie doch die Zinſungen des Müllers nach allen Seiten hin aufrecht, ja ſogar die demüthigende Fütterung der Hirſche erſcheint vom Neuen. Auch der Brettſägenzins von 1 fl. 30 kr. mußte nach wie vor fortbezahlt werden.[22])

Das Sturmjahr 1848 endlich hat die edlen Abſichten Kaiſer Joſefs verwirklicht. Mit ſo vielen anderen Laſten, welche die Feudalität dem Bürgerthume aufgezwungen, fiel auch endlich der Mühlzwang mit der Robot, um deren Aufhebung ſich der wackere Kudlich ſo bleibende Verdienſte erworben hat, auch die vielen und zumeiſt ungerechten Mühlenzinſe — freilich merkwürdiger Weiſe nur gegen Ablöſung.[23]) Auf dieſem Wege wurde endlich auch die alte Herrenmühle aus einem ens dominicale freies von keiner herrſchaftlichen Willkühr weiter abhängiges Eigenthum. Joſef Dotzauer war der letzte ſeines Namens, welcher das alte Erbe ſeiner Familie, die dieſes Bürgerhaus durch zwei Jahrhunderte in beſtändigem Beſitze hatte innegehabt. Im J. 1856 verkauften er und ſeine Ehefrau die alte Herrenmühle mit 4 Mahlgängen, dem Malzgange, der holländiſchen Graupenmühle, den Cylindermangel ſammt Gebäude und dem zugehörigen kleinen Wohnhauſe (Nr. 334) nebſt Scheuer, Stall und Grasgarten um den Kaufſchilling von 5400 fl. C. M. an H. Richard Kinzl zu deſſen vollem und unbeſchränkten Eigenthum.

Das iſt die einfache und doch ſo lehrreiche Geſchichte eines Bürgerhauſes von deſſen hohen Giebeln und aus deſſen Riegeln und Balken manches Jahrhundert auf uns herabſchaut. Getreulich wußte das fleißige Bürgergeſchlecht, das drinnen gewaltet jene Verpflichtung ſeines Contractes gerecht zu werden, welche ihm auferlegte: „die Mühl allezeith auf ſeine eigenen Unkoſten, ohne Zuthuung einiger Herrſchafftlichen Mitln in gutten Baulichen weſſen erhalten, damit keine Klag vorfallen möge," — nur aus den Fenſterflügeln lugt der Geiſt der neuen Zeit, des Moderne im Alten. — Es iſt die Geſchichte eines Hauſes, wie es ſo vielfach in unſern deutſchen Gauen vorkommt. Es hat nicht wie ſo mancher Palaſt, ſo manches ſtolze Schloß bewegend und aufhaltend in den Lauf der Geſchichte der Menſchheit eingegriffen, in ſeinen engen Räumen hat nur der ſtille, aber ſegnende Geiſt gewaltet: der deutſche Gewerbegeiſt, raſtlos im Erhalten und Aufbauen, während an den hohen Schlöſſern ſo lange der Geiſt des Niederdrükkens und Zerſtörens haftete. So gewinnt unſere Hausgeſchichte auch ihre culturgeſchichtliche Bedeutung. Die Mühle iſt das Stammhaus eines ächten deutſchen zähen Bürgergeſchlechtes, das trotz der verſchiedenſten Wandelungen nie verarmt, ſondern ſtets zu den wohlhabenden Familien der Stadt, zu den Beförderern der Erwerbsthätigkeit und der frommen Stiftungen zählte deſſen Namen als Kaufleute

22) Cfr. Cenſ. Contractenb. Nr. 1. Fol. 67. Urk. do dto. 2. Juni 1819. — Die Einantwortungskunde enthält zugleich die Meldung, daß der Liber sentent. et transact. (ſiehe oben) verloren gieng.

23) Die nähere Darſtellung der hier einſchlägigen Verhältniſſe ſiehe bei Jäger l. c. S. 157.

und Gewerbetreibende in den weiteſten Kreiſen auch außerhalb unſeres Landes bekannt, und deren Familienmitglieder wir in Hamburg, in Spanien, in America und Braſilien vertreten finden. Haben dran die ſtolzen Zinsherren ihren Theil, in deren Burgkreis die erſten Anfänge der Mühle lagen, deren Gerichtsbarkeit die Mühle 110 Jahre unterſtand? Nein! Ohne uns in weitläufigere Berechnungen einzulaſſen, genüge der eine Hinweis, daß die Zinſungen ohne Zins und Zinſeszinſen bis zum J. 1848 die enorme Höhe von 18.688 fl. betrugen, das unentgeltliche Mahlen des herrſchaftlichen Malzes, das Schneiden des herrſchaftlichen Säghölzer, die demüthigende Pflicht, den herrſchaftlichen Hirſchen die Weizkleie im Winter zu ſtreuen ganz außer Acht gelaſſen, und vergeſſen auf die Queſtionen und Torturen, die ein einziger hochgräflicher gnädiger Verwalter dem armen Zinsmüller anthun konnte. Wahrlich der überreichſte Tribut eines einzigen Hauſes unſeres deutſch-böhmiſchen Landes in die „alte gute" Zeit des Feudalismus! Seine Schlöſſer ſind zerfallen, die ſolide Stätte deutſcher Bürgerarbeit ſteht noch feſt und unerſchüttert! — — —

Bruchſtücke aus der Geſchichte des Ciſtercienſerſtiftes Oſſegg.

(Nach Quellen.)

Von Prof. **Bernhard Scheinpflug.**

I.

Einverleibung Oſſeggs mit dem Erzbisthume (1580).

Bekanntlich blieb das Prager Erzbisthum infolge der Huſſitenkriege ſeit dem Jahre 1431 unbeſetzt, und erſt Ferdinand I., der ſeinem Bruder Karl V. in ſeinen Bemühungen zur Bekämpfung des Lutherthums und Aufrechthaltung der römiſchen Kirche kräftig zur Seite ſtand und zu dieſem Zwecke auch die Jeſuiten nach Böhmen berufen hatte, konnte daran denken, das erledigte Prager Erzbisthum wieder zu beſetzen. Es geſchah im J. 1562; der bisherige Generalgroßmeiſter der Kreuzherren Anton Bruß von Müglitz wurde dazu auserſehen.

Weit ſchwerer, als der Erzbiſchof ſelbſt, war für ihn die nöthige Dotation zu finden. Vorläufig half ſich Ferdinand I. dadurch über die Schwierigkeit hinweg, daß er für die erzbiſchöfliche Tafel die allerdings beſonders für jene wohlfeilen Zeiten nicht geringe Summe von 6000 Thalern auf die Landeseinkünfte anwies, und er glaubte hiemit dem dringendſten Bedürfniſſe ſeines Günſtlings wenigſtens inſolange abgeholfen zu haben, bis eine Dotation mit liegenden Gütern eingetreten ſein würde. Aber ehe dieſes Letztere geſchah, ſtarb er (1564), und ſein Sohn und Nachfolger Maximilian II. (1564 — 1576), der gegen die Akatholiken toleranter geſinnt war, ohne dabei die Katholiken in ihren Rechten zu kränken, mochte ſich eben nicht ſehr gedrängt fühlen, die Dotationsfrage des Erzbisthums als eine brennende anzuſehen. Wenn auch mit Rudolfs II. Regierungsantritte beſſere Zeiten für die Katholiken in Böhmen aufzugehen ſchienen, ſo konnte doch eine ſo wichtige Frage, wie es die Dotationsfrage war, nicht im Handumdrehen gelöſt werden, ja es kam ſo weit, daß auch jene 6000 Thaler ſäumig und nur in kleinen Theilbeträgen ausgezahlt wurden.

Deſto mehr drängte der Erzbiſchof auf eine endliche Erledigung der Frage hin, und es wurde die Idee angeregt, Kloſtergüter dazu zu verwenden. Das Ciſtercienſerſtift Oſſegg und das Kloſter der Grabeshüterinnen zu Schwaz wurden dazu auserſehen. Um die Frage, ob durch dieſe Expropriation jemandes Eigenthumsrechte verkürzt würden, ſchien man ſich an maßgebenden Orten wenig zu kümmern; konnte man doch darauf hinweiſen, daß die Güter religiöſen Zwecken

erhalten blieben. Weiß man auch nicht, wem die Ehre der Initiative gebührte, so ist es doch gewiß, daß der Erzbischof sich nicht gegen die Dotation des erzbischöflichen Stuhles mit Klosterbesitzungen sträubte. Kaiser Rudolf, dem es gewiß nicht schwerer hätte ankommen sollen, säumige Finanzbeamten zur Ordnung zu verweisen, als Rechtsgründe für die in Aussicht genommene Maßregel aufzufinden, ließ sich, um endlich Ruhe zu haben, nicht nur für die Sache gewinnen, sondern scheint auch dieselbe wenigstens theilweise zu der seinigen gemacht zu haben. Noch weniger Bedenklichkeiten gab man sich bezüglich der römischen Curie hin, um von derselben die nöthige Dispensation zu erwirken.

Damals war Balthasar, ein geborner Brüxer, Abt von Ossegg (1563—1579). War er auch nach den Aufzeichnungen in den Klosterbüchern ein Mann von nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, so hatte er doch mit mehreren seiner Vorgänger das gleiche Schicksal: die Einkünfte des Klosters reichten zur Deckung der Auslagen nicht hin, obwohl die Anzahl der Mönche sehr gering war und bei seinem Tode nur sechs betrug. Allerdings hatte das Kloster in früheren Zeiten vieles von seinen Besitzungen eingebüßt, besonders in den Hussitenzeiten theils durch die Hussiten selbst, theils aber auch durch den Bekämpfer des Hussitenthums, Kaiser Siegmund, welcher eine Reihe schöner Besitzungen des Klosters verpfändete und nicht wieder einlöste, — ein Schicksal, das Ossegg mit vielen anderen Klöstern des Landes gemein hatte; es konnte sich aber auch selbst dann, als ruhige Zeiten zurückgekehrt waren, nicht mehr erholen und ging allmälig seinem gänzlichen Verfalle entgegen. Man darf annehmen, daß Abt Balthasar wenigstens eine Ahnung, wenn nicht Kenntniß davon hatte, was man in Prag mit Ossegg vorhatte, und dieser Umstand dürfte nicht wenig dazu beigetragen haben, alle Rücksichten eines sparsamen Haushaltes und sorglichen Zusammenhaltens dessen, was dem Kloster nach den Stürmen der Zeit noch übrig geblieben war, bei Seite zu setzen. So wurde denn, wie die königliche Landtafel in ihren verschiedenen Quaternen nachweist, Schlag auf Schlag verkauft und verpfändet; die Dörfer Černochov und Jetschowitz, ein Hof in Paredl, verschiedene Kammerzinse, der Weinzins in Bilin, das ganze Dorf Wolapschitz, verschiedene Grundstücke bei Wodolitz und der schöne Rösselhof bei Brüx gingen im Verlaufe von kaum mehr als einem halben Jahrzehent für Ossegg unter Abt Balthasar verloren.

Waren diese Entäußerungen namhafter Bestandtheile des Klostergutes etwaige Rückwirkungen der Verhandlungen bezüglich der Dotationsfrage in Prag, so mußten sie andererseits wieder auf die Verhandlungen beschleunigend einwirken. Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welches die Frage unerwartet schnell löste. Abt Balthasar starb am 5. Juli 1579 und wurde im Kapitelsaale zu Ossegg beigesetzt; sechs Mönche, die damals das Kloster beherbergte, beteten an seinem Sarge. Unverzüglich wandte sich der kleine Konvent an den damaligen Visitator und Generalvikar des Cistercienserordens, den Abt Andreas von Königsaal, er möge dafür sorgen, daß das verwaiste Kloster einen P. Abbas bekomme, und derselbe erschien auch bei Zeiten in Ossegg, um eine Abtenwahl vornehmen zu lassen; allein die kaiserliche Regierung gebot Aufschub. Was man früher geahnt hatte, wurde zum Gegenstande der Befürchtung; der erschrockene Konvent beschwor den Visitator, er möchte das seines schützenden Vaters beraubte Kloster nicht verlassen, sondern ihm zur Zeit der Gefahr mit Rath und Hilfe beistehen. Dieser erklärte sich bereit, dafür zu sorgen, daß der Sturm, der hereinbrechen könnte, womöglich vermieden werde oder abpralle, und nahm zu diesem Ende seinen Sitz in Ossegg; doch die Frucht der Verhandlungen ging ihrer Reife entgegen.

Kaiser Rudolf machte nämlich als König von Böhmen im eigenen, sowie im Namen des Erzbischofes Antonius bei Seiner Heiligkeit dem Papste Gregor XIII. Vorstellungen zu Gunsten des Erzbischofs, um von demselben die Dispensation zur Einverleibung der wiederholt genannten Klöster in das Prager Erz-

bisthum zu erlangen. In Beziehung auf Osseg wurden dabei zwei Gründe geltend gemacht; erstens, daß das Kloster für jetzt ohne Abt und ohne Mönche („ad praesens abbate et monachis destitutum"), und daß keine Hoffnung vorhanden sei, es werde je wieder ein Konvent von Mönchen und die klösterlichen Übungen eingeführt werden können. Zweitens, das Kloster sei mit Schulden überlastet und zwar in der Höhe von 40.000 Thalern, so daß es nothwendig zu einer Verschleuderung der Klostergüter kommen müsse, wenn die Schuldenlast nicht auf eine bequeme Weise getilgt würde. Der Kaiser erbot sich daher, die Schulden zu bezahlen, wogegen Osseg dem Prager Erzbisthume statt der von Kaiser Ferdinand I. aus dem Staats-Aerar zugesicherten 6000 Thaler einverleibt werden sollte. Andere Gründe wurden bezüglich des Nonnenklosters Schwaz angeführt. Papst Gregor willigte in die Vorschläge ein, hob vermöge seiner apostolischen Gewalt den Namen und Titel, sowie die Würde eines Abtes von Osseg für immer auf und sprach die Einverleibung desselben mit dem Prager Erzbisthume aus. Die diesfällige Urkunde ist datirt aus Rom bei St. Peter im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1580 an den Iden des Monates Juni im neunzehnten Jahre des Pontifikates Gregors XIII.

So fiel Osseg mit Schwaz dem jeweiligen Prager Erzbischofe als Tafelgut zu. Die letzten Mönche sahen sich genöthigt, in der Fremde ein Obdach zu suchen, und fanden es in Königsaal.

Es liegt dem Verfasser dieses Aufsatzes fern, den ausgewanderten sechs Mönchen eine Elegie zu weihen; aber einigen Betrachtungen kann er sich diesfalls doch nicht entziehen.

Zwölf deutsche Cistercienser-Mönche waren gegen Ende des 12. Jahrhundertes aus dem deutschen Kloster Waldsassen unter ihrem Abte Rudhard in böhmisches Land gekommen und hatten sich in Osseg, wo ihnen einer der eifrigsten Förderer des Deutschthums in Böhmen ein kleines Besitzthum zugewiesen hatte, niedergelassen. Mit deutscher Emsigkeit hatten sie ein gutes Stück Landes kultivirt, hatten Wälder ausgerodet, Sümpfe entfernt und auf dem gewonnenen Boden die Klostergebäude aufgeführt. Osseg war von nun an eine der bedeutsamsten Pflegestätten deutscher Sitte und Sprache, deutschen Rechtes und Sinnes, deutscher Humanität und Bildung, natürlich im Geiste damaliger Zeit gewesen; es hatte in den verschiedenen Kämpfen, die im Lande ausgebrochen waren, seine deutsche Gesinnung nicht nur nie verläugnet, sondern stets bethätigt. Nun schien seine Mission erfüllt, die letzten sechs Mönche verließen eine wohlkultivirte Landschaft voll deutscher Bewohner und verlebten den Rest ihrer Lebenstage inmitten slavischen Gebietes.

Sieht man auf die Motive und Rechtsgründe, die bei der Lösung der Dotationsfrage des Prager Erzbisthums maßgebend waren, so muß es wohl auch dem schlichten, aber unbefangenen Beurtheiler einleuchten, daß die vorgebrachten Gründe nicht einmal den Schein des Rechtes an sich haben. Denn was den ersten Grund anbelangt, nämlich die Sedisvacanz, so brauchte, wenn eine solche zur Einziehung eines Klosters oder eines Bisthums berechtigte, längst schon kein Kloster und kein Bisthum mehr zu bestehen, und mit jedem Todesfalle eines Abtes oder Bischofes müßte zugleich der Rechtsfall der Einziehung eintreten. Bei geistlichen Besitzungen gilt eben kein Grundsatz, der analog wäre mit dem „le roi est mort, vive le roi". Zudem versah zu jener Zeit der Generalvikar und Visitator die Stelle eines Abtes. Ebenso wenig kann die Anzahl der Mönche an sich maßgebend sein für das Fortbestehen oder Aufheben eines Klosters. Als im J. 1606 das Cistercienserkloster Saar dem Olmützer Erzbisthume einverleibt wurde, lebten dort 12 Mönche; als Königsaal im J. 1785 aufgehoben wurde, zählte es 39 Mönche, und als Waldsassen im J. 1801 das gleiche Schicksal hatte, zogen von dort weit über 30 Mönche aus. Dagegen bestanden im österreichischen Italien

noch kurz vor dem verhängnißvollen Jahre 1866 einige Klöster, in denen die Zahl der Mönche noch viel geringer war, als die von Ossegg im J. 1580. Es genügt auf Madonna del Monte bei Vicenza und auf San Giorgio Maggiore in Venedig hinzuweisen.

Was den zweiten Grund, nämlich die Schuldenlast anbelangt, so hätte nach unseren jetzigen Rechtsbegriffen eher eine Sequestration als eine Einziehung eintreten müssen. Wenn übrigens den Klosterbüchern zu trauen ist — und es liegt kein Grund zum Mißtrauen vor —, so betrugen die Schulden damals nicht 40, sondern 25 Tausend Thaler, und da dieselben in der Folge auch vom Kaiser eben so wenig bezahlt wurden, als sie früher der Konvent oder Abt bezahlt hatte, so muß der angeführte Rechtsgrund als sehr bedenklich erscheinen. Die Gläubiger wurden erst vertröstet, dann fielen sie unbefriedigt einer nach dem andern ab.

In den dem gegenwärtigen Aufsatze zu Grunde liegenden Quellen, insbesondere in dem Einziehungs-Instrumente, sind nur die beiden angeführten Gründe genannt. Es liegt jedem die Versuchung nahe, zu glauben, daß bei den diesfälligen Verhandlungen zwischen Prag und Rom noch andere geltend gemacht wurden, — wenigstens deuten die in der Folgezeit stattgehabten Verhandlungen auf gewisse „falsche Berichte" hin. Hätten etwa moralische Verirrungen von Seite der damaligen Conventualen zugleich einen Grund der Einziehung Osseggs abgegeben, so ließe sich dagegen mancherlei einwenden. Vorerst hätte der Erzbischof Anton, der die Angelegenheit der Einziehung als die seinige betrieb und den Berichten an den Papst nicht fremd war, derlei Verirrungen gewiß nicht unbenützt abseits liegen lassen, er hätte vielmehr als damaliger Kirchenfürst Böhmens die Schuldigen zur Verantwortung und Strafe ziehen müssen. Sie zogen aber — das ist durch Zeugenaussagen von Zeitgenossen bestätigt worden — ungefährdet und unangefochten in die Fremde und wurden nie zur Verantwortung gezogen. Lohelius, einer der folgenden Erzbischöfe, ein Mann, der in seinem Charakter ganz makellos dasteht, würde sich in seinem Gewissen kaum so beschwert gefühlt haben, „entfremdetes Gut" zu seiner Tafel zu benützen, wenn nicht auf falsche Berichte allein jene Katastrophe für die Osseggер Cistercienser eingetreten wäre. Und Lohelius, der mit den Zeitgenossen Balthasars und seiner Conventualen persönlich verkehrte, indem er eine Anzahl Gedenkmänner zu sich beschieden und jeden einzeln befragt hatte, konnte wissen, was geschehen war. Endlich, als es sich unter Ferdinand II. darum handelte, Ossegg dem Cistercienserorden zurückzustellen, erwies sich der damalige Erzbischof Kardinal Harrach so zäh, daß er jeden nur einigermaßen faßbaren Grund festgehalten hätte, um Ossegg für sich und das Erzbisthum zu erhalten. Aus den Aussagen der Gedenkmänner, welche Erzbischof Lohelius zu sich beschieden hatte, ging zugleich auch hervor, daß die Größe der Schuldenlast fälschlich angegeben war, und nur 25.000 Thlr. betrug, ebenso daß diese Summe, so viel ihnen bekannt wurde, bis dahin weder von Se. kaiserlichen Majestät, noch von irgend Jemandem bezahlt worden sei.

Wenn sonach die für die Einziehung Osseggs zu Gunsten des Prager Erzbischofes vorgebrachten Gründe an sich nicht rechtskräftig waren, sondern höchstens den Schein einer Berechtigung hatten, so drängt sich von selbst die Frage auf: Wienach konnte man zur Einziehung eines Gutes schreiten, in dessen ununterbrochenem Besitze das Kloster über 400 Jahre war? — Die Antwort ist kurz und leicht. Man brauchte es zur Dotation des Erzbischofes, und die letzten sechs Mönche konnten das, was man für das mittellose Erzbisthum brauchte, unschwer entbehren; denn sie lebten in Königsaal wahrscheinlich nicht ärmlicher, als sie in Ossegg gelebt hatten. Ossegg blieb dabei geistliches Besitzthum, wie es seit 400 Jahren der Fall war, nur unter anderm Titel.

So viel über die Einverleibung Osseggs. Was das zweite Klostergut Schwaz anbelangt, das bis auf den heutigen Tag einen ansehnlichen Bestandtheil der erz-

bischöflichen Besitzungen ausmacht, so wurden für die Einverleibung desselben andere Gründe hervorgesucht und gefunden. Ihre Beleuchtung liegt jedoch abseits von dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes.

III.

Die Prager Erzbischöfe als Herren von Osseg und Klostergrab.

Mit dem Cistercienserstifte Osseg war schon seit dem 13. Jahrhundert auch Klostergrab verbunden. Dasselbe gehörte ursprünglich zu dem Nonnenkloster des Benediktinerordens in Teplitz, und wurde im J. 1282 sammt Wernsdorf um 20 Mark Silber an den Abt Theodorich von Osseg käuflich überlassen. Man darf annehmen, daß daselbst schon zu jener Zeit Bergbau betrieben wurde, und daß der Ort Grab, wie er noch jetzt einfach im Munde des Volkes heißt, von dem Graben nach edlen Metallen seinen Namen erhalten hat, und es ist wahrscheinlich, daß jener Vertrag, welchen Bores von Riesenburg mit dem Abte Gervicus von Osseg bezüglich des beiderseitigen Bergbaues im J. 1302 geschlossen hat, so weit er Osseg angeht, sich auf den Bergbau in Klostergrab bezieht. Seit jener Zeit verblieb dieser Ort ununterbrochen im Besitze von Osseg und wurde zugleich mit demselben im J. 1580 dem Prager Erzbisthume einverleibt.

Seit dem genannten Jahre waren folgende Erzbischöfe Herren von Osseg und dem damit vereinigten Klostergrab: Anton Bruß von Müglitz, welcher aber schon am 24. Aug. 1580 starb; ferner Martin Medek (1581—1590), Sbinko Berka (1590—1606), Karl von Lamberg (1606—1612), Johannes Lohelius (1612—1622) und Ernst Gf. v. Harrach (1622—1626). Die Erzbischöfe selbst kamen aber nur selten nach Osseg, und ließen es durch sogenannte Amtshauptleute verwalten.

Anton Bruß genoß die Früchte seiner Bemühungen nur wenige Wochen. Martin Medek fand sich schon im J. 1583 in der angenehmen Lage, zwei von dem ehemaligen Abte Balthasar verpfändete Dörfer einzulösen. Weit mehr, als die vorgenannten überhaupt, that Erzbischof Sbinko für Klostergrab. Schon seit längerer Zeit lag der Bergbau daselbst ganz darnieder, und die Bürger dachten daran, ihn wieder zu beleben. Zu dem Ende baten sie den Erzbischof als ihren Grundherrn um die Bestätigung der alten und um Verleihung neuer Rechte. Der Erzbischof willfahrte ihrer Bitte mittels eines Privilegiums, ausgestellt zu Prag den 8. September 1594. Er bestätigte darin den Klostergrabern alle früheren Privilegien, das Wappen, die Jahr- und Wochenmärkte, Bergfreiheiten u. s. w., und um den Bergbau und den Wohlstand der Bergstadt zu heben, fügte er neue Rechte und Freiheiten hinzu. Sie erhielten gleich Joachimsthal ein eigenes Gericht in bürgerlichen, peinlichen und Bergsachen, ferner das Recht, aller Orten, in Gebirgen, Wäldern und Feldern mit Ausnahme dreier Orte: unter dem Tisch, unter der Bettstatt und der Feuerstätte innerhalb der Bestimmungen der Joachimsthaler Bergordnung zu muthen und den Bergbau zu treiben; es wurde allen Bergleuten und Gewerken gestattet, über ihre Liegenschaften und Fahrnisse bei Lebzeiten oder auf dem Todtenbette zu verfügen, bürgerliche Gewerbe, wie Brauerei, Wein- und Bierschank, Krämerei und Handel auszuüben, mit Weibern und Kindern frei zu ziehen u. s. w. Es wurden endlich Preise für die Auffindung silberhältiger Erze bestimmt, der Zehent nach der Joachimsthaler Bergordnung normirt, und den Gewerken das nöthige Holz zu den Schachten und Stollen aus den herrschaftlich Osseggor Wäldern anzuweisen zugesichert, wogegen sich der Erzbischof für sich und seine Rechtsnachfolger in jeder Zeche vier Erbkuxe vorbehielt. In diesem inhaltreichen Privilegium waren den Klostergrabern die Grundlagen gegeben, auf welchen der Bergsegen und mit ihm das Wohl der

Stadt und ihrer Bewohner gedeihlich sich entfalten konnten und in der That auch wirklich sich zu entfalten begannen.

Aber schon unter Sbinko's Nachfolger Karl v. Lamberg begannen auch jene Stürme zu toben, welche ein Jahrzehent nachher ganz Mittel-Europa heftig erschütterten, Länder im weiteren Laufe der Zeit verwüsteten und namenloses materielles und geistiges Elend über ihre Bewohner brachten. Im Südosten tobte der Türkenkrieg und verzehrte Geld und Menschenblut, im Innern der österreichischen Länder gor die Unzufriedenheit mit der Regierung des menschenscheuen Kaisers Rudolph, und in Böhmen drohten Religionsunruhen auszubrechen. Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und seinem rührigen Bruder Mathias brach offen aus, und zwar zum großen Nachtheile des erstern; die Akatholiken benützten dessen Verlegenheit und ertrotzten von ihm (1609) den verhängnißvollen Majestätsbrief, es folgte dann in Prag der Einzug der Passauer und mit ihnen die Gräuelscenen in Emaus, am Karlshofe und bei den Franziskanern, und der apostolische Oberhirt entschloß sich, seine Heerde, die er zu schützen berufen war, zu verlassen und sich nach Ossegg in die Einsamkeit zurückzuziehen. Hier verewigte er sein Andenken durch eine That, für welche der Geschichtschreiber vergebens nach einem bezeichnenden Namen sucht. Er ließ eine große Anzahl von Original-Urkunden, Schenkungen, Freiheiten, Immunitäten u. s. w., die sich auf das Stift Ossegg bezogen, an einem freien Platze unterhalb des Klosters auf einen Haufen zusammentragen und — — verbrennen! Ein Glück war es, daß der damalige Kellerschreiber Leonhard Erlacher von Erlnbach Manches dadurch rettete, daß er es unter altes Geschirr warf. Fast wird man, wenn man von einer solchen sinnlosen That erzählen hört, versucht zu glauben, die sogenannte „Apologia" (Prag 1618, S. 28) habe Recht, wenn sie von Lamberg sagt, er sei „durch Gottes verhengnus seines verstandes zu mercklicher straff bis an sein ende beraubet gewesen." Solcher Vandalismus kommt in der Geschichte Ossegs nur noch einmal, jedoch in viel milderer Form vor, nämlich im J. 1421, als die Hussiten dort wütheten. Nicht lange nach dieser That starb Karl von Lamberg am 18. September 1612 zu Ossegg und wurde daselbst in der Stiftskirche auf der Epistelseite begraben.

Mittlerweile hatte der Protestantismus in Böhmen überhaupt, besonders durch das ebenso energische als wirksame Auftreten seiner Prädikanten sehr an Ausbreitung gewonnen, und auch das geistliche Dominium Ossegg vermochte es nicht, der neuen Lehre zu widerstreben, und zwar um so weniger, als ja seine Besitzer in Prag vollauf zu thun hatten, so daß sie ihre Blicke weniger nach der Peripherie richten konnten, als sie es selbst wünschten. Während aber im Südwesten Osseggs, namentlich in den Ortschaften Ratschitz, Bruch und Liquitz die Bewohner der katholischen Lehre treu blieben, fanden die protestantischen Prediger im Nordosten, namentlich in Klostergrab williges Gehör und wußten ihrer Lehre in den Gemüthern der Bewohner um so leichter Eingang zu verschaffen, als die Bergleute von Klostergrab und die dortigen Gewerken mit denen der sächsischen Bergorte, namentlich Freibergs in steter freundschaftlicher Berührung stehen mußten. Als Johann Lohelius (1612) den erzbischöflichen Stuhl bestieg, hatte der Protestantismus besonders unter dem Schutze des Majestätsbriefes das Uebergewicht über den Katholicismus erlangt; man hörte in Klostergrab lieber den protestantischen Prediger als den katholischen Pfarrer, und der Erzbischof erachtete es an der Zeit, dem Prädikanten den Aufenthalt in der ihm unterstehenden Stadt zu verbieten.

Dieser grundherrliche Befehl scheint jedoch eher negativ als positiv gewirkt zu haben, denn der lutherische Prediger fuhr fort zu lehren, er nahm Trauungen nach seinem Brauche vor, hielt Leichenpredigten, und das alles mit solchem Erfolge, daß auch der vom Erzbischofe bestellte Schullehrer sich zur pro-

teſtantiſchen Lehre hinneigte. Da fand ſich Herr Benedikt Mauſekönig von Geyersberg, Hauptmann von Oſſegg und Schwaz, veranlaßt, ein ernſtes Schreiben dto. Oſſegg den 2. November 1614 an die Kloſtergraber zu richten, in welchem er ihnen im Namen ſeines gnädigen Fürſten und Herrn gebot, den Prädikanten ganz und gar abzuſchaffen. In demſelben Monate und Jahre richtete der Erzbiſchof ſelbſt ein Schreiben an die Kloſtergraber. Er hielt ihnen darin vor, daß ſie den ihm zugekommenen Berichten zufolge ſammt der Gemeinde ſich bei dem katholiſchen Gottesdienſte und in Anhörung katholiſcher Predigten nachläſſig erzeigten und die Kirche in geringer Anzahl beſuchten, obgleich der Pfarrer ſeinem prieſterlichen Amte gemäß in der Verrichtung der göttlichen Aemter und in Verkündigung des Wortes Gottes das Seinige thue; er erinnert, daß der von ihnen eigenmächtig eingeführte und nunmehr zum zweitenmale abgeſchaffte Prädikant ſich mit Kindstaufen, Ehegaben, Begräbniſſen, Winkelpredigten, Ausſpendung ſeiner vermeintlichen Sakramente wider das erzbiſchöfliche Verbot befaſſe u. ſ. w. Darauf befahl er ihnen ernſtlich, ſie möchten die bisher gebrauchte Sanftmuth und väterliche Lindigkeit ferner nicht in Wind ſchlagen, oder verächtlich hintanſetzen, ſondern vielmehr in ihrer alten Kirche dem Gottesdienſte und der Verkündigung des Wortes Gottes zum Troſt ihrer Seelen bei ihrem ordentlichen Pfarrer gehorſamlich beiwohnen und auch die Ihrigen dazu anhalten; den Prädikanten, den ſie nach deſſen eigenem Geſtändniſſe berufen und eingeführt hätten, möchten ſie ſtracks abſchaffen und in allen Stücken ſich gehorſam erweiſen.

Doch auch dieſer grundherrliche Befehl erzielte die gehoffte Wirkung nicht; im Gegentheil, die Kloſtergraber gingen daran, auf Grund des Majeſtätsbriefes eine proteſtantiſche Kirche zu erbauen. Es kam nun, wie es ſcheint, alles darauf an, ob die Kloſtergraber wirklich *Unterthanen des Erzbiſchofes* ſeien oder nicht. Im erſten Falle hatte der Erzbiſchof den Majeſtätsbrief für ſich, welcher ausdrücklich ſagte: „Wenn jemand von den ſämmtlichen vereinigten Ständen dieſes Königreiches unter beiderlei, außer den Kirchen und Gotteshäuſern, welche ſie jetzt (1609) beſitzen und ihnen ſchon vorhero zuſtändig geweſen (bei welchen ſie auch friedlich belaſſen und geſchützt werden ſollen), in Städten, Flecken und Dörfern oder anderswo noch mehrere Gotteshäuſer oder Kirchen zum Gottesdienſt oder auch Schulen zur Bildung der Jugend wollte oder wollten erbauen laſſen, ſo ſollen dieſes ſowohl der Herren- und Ritterſtand, als auch die Prager, Berg- und andere Städte alle gemeinſchaftlich und jeder insbeſondere ohne Hinderniß irgend eines Menſchen auf alle beliebige Weiſe jederzeit frei und offen thun können.“ — Wurde hingegen Kloſtergrab als *freie* Bergſtadt anerkannt, was zu beweiſen die Bürger zu verſchiedenen Malen angeſtrebt haben, ſo ſprach der Majeſtätsbrief in Angelegenheit der neuen proteſtantiſchen Kirche zu ihren Gunſten.

In der That wandte ſich der Erzbiſchof an den Kaiſer mit der Beſchwerde, daß die Kloſtergraber ſich der Unterthänigkeit entziehen wollten und deswegen ſtatt des ſchuldigen Gehorſams ihm allerlei Widerwillen bewieſen, worauf der Bürgermeiſter und der Rath der Stadt aufgefordert wurden, ihre Privilegien in Originali vorzulegen. Zum Nachweis ihrer Rechte beriefen ſie ſich auf ein Privilegium Karls IV., das ſie aber nicht vorlegen konnten, während ſie mancherlei andere der Stadt verliehenen Privilegien wirklich vorlegten. Auf Grundlage derſelben wurde ganz im Sinne des Erzbiſchofes und zu großem Verdruße der Kloſtergraber zu Rechte erkannt, „daß ſie jetziger und künftiger Herren Erzbiſchöfe zu Prag unterthänige Leute ſeien,“ und es wurde ihnen befohlen, gegen den Erzbiſchof zu Prag als ihren Grundherrn ſich ſchuldigermaßen gehorſam und unterthänig zu verhalten und ſich keiner Widerſetzlichkeit zu unterfangen bei Vermeidung wirklicher und unumgänglicher Beſtrafung.

Das Verhältniß zwiſchen dem Erzbiſchofe und den Kloſtergrabern wurde dadurch nur noch geſpannter und die Erbitterung der nun als Unterthanen er-

klärten Bürger scheint den Bau der protestantischen Kirche eher beschleunigt als verzögert zu haben. Aber gerade darin erkannte Lohelius eine arge Verletzung seiner von Neuem anerkannten grundherrlichen Rechte, und er ließ die neue Kirche schließen und versiegeln (1614). Der protestantische Pfarrer wurde ausgewiesen.

Diese grundherrliche Verfügung erhielt die allerhöchste Bestätigung durch die kaiserliche Kanzlei, welche den Klostergrabern mittheilte, Seine kais. Majestät habe befohlen, sie sollten sich der Kirche, so lange sie „verpetschirt" sei, nicht anmaßen. Zugleich wurde dieselbe dem Erzbischofe in seine Gewalt übergeben.

Da nahmen die Protestanten zu Klostergrab, die sich diesen Anordnungen nicht fügen wollten, ihre Zuflucht zu den für die Sache der Protestanten überhaupt eingesetzten Glaubens-Defensoren und stellten ihnen vor, wie die auf ihre Kosten erbaute Kirche versiegelt, der Gottesdienst eingestellt und ihr Pfarrer und Seelsorger verwiesen sei. Die Defensoren nahmen sich, wie es in ihrem Amte und Berufe lag, der Klostergraber an, konnten aber vor der Hand doch nichts anderes thun, als an die Statthalter des Königreiches und die übrigen Landes-Offiziere sich wendeu, mit dem Begehren, sie möchten dem Erzbischof anordnen, der freien Religionsübung in Klostergrab kein Hinderniß entgegenzustellen. Die gewünschte Anordnung erfolgte zwar, doch war Lohelius nicht der Mann, der auf diese Zumuthung hin die wohlüberlegte und höchsten Ortes sanctionirte Verfügung bezüglich der neuen Kirche aufgehoben hätte, und es blieb nun den Defensoren nichts übrig, als die Protestanten in Klostergrab zur Geduld zu ermahnen und sie auf den nächsten Landtag zu vertrösten. Der Erzbischof stützte sich bei seiner Weigerung auf den Majestätsbrief, welcher nur den Ständen, nicht aber Unterthanen der Geistlichkeit, Gerechtsame geben wollte und geben durfte, während die Defensoren behaupteten, daß auch die Unterthanen allenthalben ungehindert und frei ihre Religion zu üben das Recht erhalten hätten.

Der nächste Landtag, welcher vom 15. Juni bis zum 4. Oktober 1615 dauerte, nahm sich in der That der Protestanten gegen den Erzbischof Lohelius an. Es wurde eine Schrift abgefaßt, unterzeichnet und dem Kaiser Mathias überreicht, worin die Petenten denselben aufforderten, er möchte dem Vorgehen des Erzbischofes wehren, der die Gerechtsame der Utraquisten beeinträchtige und verletze. Die Stände sprachen darin einerseits die Hoffnung aus, der Kaiser werde diesen und anderen Verletzungen des Majestätsbriefes abhelfen, andererseits erklärten sie, sie würden, falls die Abhilfe unterbliebe, die rechtmäßig erworbenen Befugnisse gegen jedermann, mit alleiniger Ausnahme der Person des Kaisers, vertheidigen.

Hier dürfte der geeignete Ort sein zu erwähnen, daß die Protestanten Böhmens nach dem Inhalte der sogenannten „Apologie" [1]) bemüht waren, „den gründlichen Beweis herzustellen, daß die zu den geistlichen Gütern und Klöstern gehörigen Unterthanen nach Ausweisung des Majestätsbriefes und zwischen den Ständen sub una und utraque geschehene Vergleichung befugt seien und gut Recht haben, daß sie ihnen wie auch Ihrer kais. Majestät Unterthanen auf deroselben Herrschaften zu ihrem Gottesdienst Kirchen aufbauen und Gott geruhiglich dienen mögen." Diesemnach wäre nicht der Majestätsbrief allein, sondern zugleich auch jene „Vergleichung", welche wirklich abgeschlossen und bald darauf in die Landtafel eingetragen wurde, die Grundlage gewesen, wornach nicht nur die religiösen Verhältnisse in Böhmen überhaupt, sondern auch der Bau einer protestantischen Kirche in Klostergrab zu beurtheilen und zu regeln gewesen wäre. Da aber ver-

1) „Apologia oder Entscheidungsschrift, aus was für unvermeidlichen Ursachen alle drei Ständ des löblichen Königreichs Böhaimb sub utraque ein Defensionswerk anstellen müssen." Prag 1618. — Ebenso: „Die Andere Apologie der Stände des Känigreichs Böhaimb." Prag 1619.

möge der Vergleichung nur den Bewohnern königlicher Güter das Recht eingeräumt wurde, protestantische Bethäuser in Dörfern und Städten zu erbauen, so hätten unter den königlichen Gütern auch die geistlichen und namentlich die Klostergüter verstanden werden müssen, wenn die Klostergraber und mit ihnen die Braunauer hätten im Rechte sein sollen, als sie Kirchen für den protestantischen Gottesdienst bauten. Eine solche Auffassung des Vergleichs scheint [1]) auch schon damals wenigstens nicht allgemein Platz gefunden zu haben, sonst wären die Defensoren und Statthalter dem entschiedenen Lohelius gegenüber, der auf dem Majestätsbriefe fußte, nicht rathlos dagestanden.

Wie dem aber auch sei, die Stände erhielten auf ihre Eingabe an den Kaiser keine Antwort. Da baten die Defensoren um Beschleunigung. Der Kaiser zögerte noch immer; er wollte weder in das Begehren der Stände willigen, noch durch einen abweislichen Bescheid eine etwaige Widersetzlichkeit hervorrufen. Endlich gedachte er, die Sache mündlich abzuthun und lud in dieser Absicht den Grafen Heinrich Mathias Thurn nebst zwei anderen Defensoren zu sich nach Brandeis in das kaiserliche Schloß. Dort bedeutete er ihnen mündlich, der Majestätsbrief berechtige die Unterthanen der Geistlichkeit nicht, Kirchen und Schulen nach ihrer Willkür zu bauen und zu gebrauchen, er wünsche daher, unbillige Klagen solcher Art nicht mehr zu vernehmen. Graf Thurn bat um die Ausfolgung einer schriftlichen Antwort gleichen Inhaltes; sie wurde ihm versprochen, aber nicht gegeben.

Der Kaiser begab sich von Brandeis nach Pardubitz, von da nach Österreich. Da ließ Erzbischof Johann Lohelius am 11., 12. und 13. Dezember 1617 die protestantische Kirche zu Klostergrab niederreißen und dem Boden gleich machen. Der Altar, der Beichtstuhl und der messingene, vergoldete Thurmknopf wurde von dem Erzbischofe der katholischen Kirche geschenkt. Das übrige Holzwerk des zerstörten Gotteshauses wurde dem katholischen Pfarrer zum Verbrennen gegeben. Zugleich wurde bekannt gemacht, wer der katholischen Religion nicht beipflichte, solle seine Güter verlieren; wer einen evangelischen Priester bei sich beherbergte, solle 50 Thaler Strafe zahlen, dazu drei Tage und ebenso viele Nächte in Halseisen am Pranger stehen oder wohl gar durch den Nachrichter gestraft werden.

So endete das protestantische Gotteshaus in Klostergrab. Was darauf folgte, ist bekannt: der Fenstersturz, die Schlacht am weißen Berge, das Blutgericht am altstädter Ringe in Prag und die Gegenreformation.

Wer heutzutage jene unscheinbaren, mit Gras bewachsenen Erhöhungen hinter dem Rathhause und dem Bräuhause in Klostergrab sieht, wo einst die protestantische Kirche stand, und wo heute die Wäscherin friedlich ihre Linnen zum Trocknen ausbreitet, muß mit Schauer erfüllt werden, wenn er zugleich an den Verlust von Tausenden von Menschenleben und an die namenlosen Verwüstungen denkt, denen Böhmen und seine Nachbarländer während des dreißigjährigen Krieges ausgesetzt waren.

Nicht ganz fünfzehn Wochen nach der Zerstörung der Klostergraber Kirche, am 23. Mai 1618, erfolgte der furchtbare Fenstersturz im Prager Schlosse. Die Landeskassen wurden von den protestantischen Ständen in Beschlag genommen, das Volk wurde bewaffnet, die Jesuiten vertrieben, an die Stelle der Statthalter traten dreißig Direktoren, und der greise Lohelius verließ mit anderen Prälaten und katholischen Herren Prag und Böhmen.

Desto ungehinderter schalteten nun die Direktoren. Daß sie zunächst an die Kirchengüter und namentlich an die erzbischöflichen Besitzungen Hand anlegen würden, war vorauszusehen. Unverzüglich wurde noch im J. 1618 das Kloster Ossegg sammt den Dorfschaften Haan, Neudorf, Alt-Ossegg, Ladung und anderen Appertinentien an die Frau Ursula Benigna von Michalowitz verkauft. Später verkauften die Stände das zu Ossegg gehörige Dorf Obernitz an die Frau Anna

1) Nach Gindely's Auseinandersetzungen darüber kann weiter kein Zweifel aufkommen. Die Red.

Sabina aus der Familie Kaplič; Černochow und alles, was im Dorfe Jetschowitz zu Offegg gehörte, ging durch Kauf in das Eigenthum eines Herrn von Olbranowitz über; ebenso wurden die Dörfer Skyrl, Hoschnitz und Salesel an Bohuslaw von Michalitz verkauft, anderes an andere. Zuletzt wurden Jahreszinse und Besitzungen an die eigenen Unterthanen verkauft, bei welcher Gelegenheit die Klostergraber eine Reihe von Zinsungen, sowie die Dörfer Katzendorf, Deitzendorf, Hegeholz, Wernsdorf und Grünsdorf an sich brachten.

Da erfolgte am 8. November 1620 die Schlacht am weißen Berge. Kaiser Ferdinand II. blieb Sieger über den Winterkönig; Fürst Liechtenstein wurde als Statthalter in Böhmen eingesetzt. Schon am 24. November erließ derselbe ein Edikt, vermöge dessen alle Güter, welche der Metropolitankirche und dem Domkapitel zu Prag zur Zeit der Rebellion entrissen oder überhaupt entfremdet worden waren, ohne Verzug und unter Androhung der strengsten Strafen für den Weigerungsfall zurückgestellt werden sollten. Es geschah, und auch Offegg wurde sammt Klostergrab abermals ein Eigenthum des Prager Erzbischofes Lohelius, der aus seinem freiwilligen Exil zu Wien nach der Hauptstadt Böhmens zurückkehrte. Zwei Jahre nach der Schlacht am weißen Berge war Lohelius nicht mehr; er starb, von Anstrengungen, Mühseligkeiten und Alter gebeugt, am 2. November 1622. Sein Nachfolger im Prager Erzbisthume, somit auch im Besitze von Offegg war Ernst von Harrach, in der Folge zugleich Kardinal. Er war auch der letzte erzbischöfliche Besitzer von Offegg und Klostergrab.

III.

Restitution Offeggs an den Cistercienserorden.

Es mag als ein bedeutsames Merkmal im Charakter des Erzbischofes Johann Lohelius angesehen werden, daß er es mit seinen Begriffen von Recht nicht vereinbaren konnte, ein Gut zu genießen, das seinem Eigenthümer gewaltsam entrissen wurde, während einer seiner Vorgänger sich alle Mühe gegeben hatte, in den Besitz von Offegg zu gelangen, und sein unmittelbarer Nachfolger, so viel er vermochte, sich sträubte, dasselbe herauszugeben, als es ihm aufgetragen wurde.

Schon Anfangs Januar 1614, also in den ersten Jahren seines erzbischöflichen Hirtenamtes, wandte er sich an die römische Kurie in einem an den damaligen Papst Paul V. gerichteten Schreiben, in welchem er mit eben so viel Freimüthigkeit als religiösem Eifer den Sachverhalt auseinandersetzte und um die Restitution Offeggs an den Cistercienser-Orden bat. Der Originalbrief, zugleich ein Muster beredten Styls und zierlichen Lateins, befindet sich im Kloster-Archive zu Strahow. Der Brief verfehlte sein Ziel nicht; denn noch in demselben Jahre (15. Nov.) erhielt Lohelius durch den Kardinal Burghesius den Auftrag, über den Stand des entäußerten Klosters Offegg hohen Orts zu berichten. Er unterzog sich gewissenhaft und mit Freuden dem ihm gewordenen Auftrage, und schon am 7. Februar 1615 erstattete er dem genannten Kardinal einen vollständigen Bericht darüber, bat aber auch denselben zugleich, sich der Restitution des Klosters geneigtest anzunehmen. Der Bericht des Erzbischofes fußte wesentlich auf den übereinstimmenden Aussagen von Gedenkmännern, die er einberufen uud einzeln befragt hatte, und hatte ganz vorzugsweise den Zweck, darzuthun, daß das Kloster unrechtmäßiger Weise seinem Orden entrissen und dem Erzbisthume einverleibt worden sei.

Mittlerweile traten jedoch Ereigniſſe ein, welche die Angelegenheit Offegg's auf Jahre in den Hintergrund drängten, ja eine Verwirklichung der Wünsche des Lohelius wenigstens vor der Hand unmöglich zu machen schienen. Wurden ja doch die meisten zu Offegg gehörigen Besitzungen da- und dorthin verkauft! Erst 1620 änderten sich die Verhältnisse. Am 8. November siegte in der Schlacht am weißen Berge Prinz Maximilian von Baiern über den Winterkönig, das Princip der

Legitimität über die Revolution, die gesetzliche Ordnung über den Aufstand, die Sache des Katholicismus über den Protestantismus in Böhmen. Mit der Herrschaft des Winterkönigs war es zu Ende, und Fürst Karl von Liechtenstein wurde als kaiserlicher Statthalter in Böhmen eingesetzt.

Schon am 24. November erließ derselbe ein Edikt, vermöge dessen alle Güter, welche der Metropolitankirche und dem Domcapitel zu Prag zur Zeit der „Rebellion" entrissen oder überhaupt entfremdet wurden, ohne Verzug und unter Androhung der strengsten Strafen für den Weigerungsfall zurückgestellt werden sollten. Die Verhältnisse und Persönlichkeiten waren ganz darnach angethan, keine Weigerung eintreten zu lassen, und so kehrte auch Ossegg in das Besitzthum des Erzbischofes zurück.

Lohelius selbst nahm erst im folgenden Jahre (1621) seinen verwaisten erzbischöflichen Sitz wieder ein; doch von Alter, von Anstrengungen und Mühseligkeiten gebeugt, konnte er, was er mit so großem Eifer angestrebt hatte, die Restitution Ossegg's an den Cistercienser-Orden, nicht mehr erreichen, — er starb am 2. November 1622. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Sitze war Ernst Adalbert von Harrach, später zugleich Kardinal der heiligen römischen Kirche; der Erbe seiner Bemühungen bezüglich Ossegg's hingegen war Georg Urat, zuerst Abt von Plaß, dann von Königsaal, zugleich Visitator und Generalvikar des Cistercienser-Ordens in Böhmen.

Mit richtigem Blicke erkannte derselbe, daß mit dem Siege der kaiserlichen Waffen der geeignete Augenblick gekommen sei, Ossegg dem Orden wieder zu gewinnen. Er wandte sich daher gleich nach dem Tode des Lohelius an Kaiser Ferdinand II. selbst, von dem es ja allbekannt war, daß er auf katholische Institutionen sein besonderes Augenmerk richtete, von dem man daher auch voraussetzen konnte, daß er es mit seinem katholischen Bewußtsein nicht werde vereinbaren können, daß Ossegg seinem Orden entzogen bleibe. Im Namen des heiligen Cistercienser-Ordens berichtete Urat an den Kaiser, wie Ossegg auf falsche Angaben hin, als sei dasselbe von dem Orden verlassen gewesen, demselben entzogen und dem Prager Erzbisthume zugewiesen worden, während doch ein Abt und Konvent sich in demselben befand, „von welchen der Gottesdienst den alten christlichen Fundationibus gemäß verrichtet wurde;" er erinnerte, was der eben verstorbene Erzbischof für Ossegg gefühlt, gethan und weiter noch beabsichtigt habe, und berief sich dabei auf das Zeugniß des Abtes von Strahow; schließlich stellte er an Seine kais. Majestät sein „allerunterthänigstes Suchen, Flehen und Bitten, es geruhen Ewer Kayß. May., dem heyl. Orden die Gerechtigkeit zu administriren, damit dieses Closter in antiquum statum möge restituiret, der alten frommen Fundatorum Testamonta und Fundationes gottseelig adimpliret werden."

Urat hatte sich in der Wahl seiner Mittel nicht getäuscht. Schon am 4. December desselben Jahres gelangte von Regensburg aus ein kais. Reskript an den Fürsten Liechtenstein, worin Ferdinand II. erklärte, wie er „nun gäntzlich des Willens und gesinnet sei, damit bemeldt abalienirtes Kloster seinem Orden restituiret und dem Erzbisthumb dafür ein andere Recompens gegeben werde." Zugleich trug er dem Statthalter auf zu berichten, wie die Restitution durchgeführt werden könne.

Andere Anschauungen von Recht und Gerechtigkeit schien, wenigstens in der Restitutionsangelegenheit, der Kardinal-Erzbischof Harrach zu haben. Wohl hatte ihm der Kaiser beim Antritte seines apostolischen Hirtenamtes ein Einkommen von 24.000 Schock bewilligt; er hatte später auch (4. Juli 1623) dem Statthalter aufgetragen, daß die genannte Summe auf gewissen dem kaiserlichen Fiscus zuerkannten und heimgefallenen Gütern angewiesen und versichert würde, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß derselbe das Kloster Ossegg sammt allem Zugehör dem Cistercienser-Orden abtrete und einräume.

Nun dürfte es wohl gestattet sein anzunehmen, daß der Erzbischof besonders in jenen Zeiten, welche in Beziehung auf Lebensmittelpreise mit den unsrigen gar nicht in Vergleich gestellt werden können, mit 24.000 Schock sein Auskommen hätte finden sollen; der Erzbischof scheint jedoch gegentheiliger Meinung gewesen zu sein, wenigstens erklärte er schon am 12. Juli desselben Jahres dem Kaiser, er könne ohne großen Schaden und Nachtheil Ossegg nicht sobald abtreten, das eben angetretene erzbischöfliche Haus sei schlecht versehen, Moldauthein werfe ihm gar keine Einkünfte ab, die übrigen Herrschaften (Roth-Rečic, Neu-Reichenau und Rožmital und Schwatz (?)) hätten von dem Kriegsvolk großen Schaden erlitten u. dgl. Schließlich sprach er die Bitte aus, Seine Majestät möge ihn wenigstens so lange im Besitze von Ossegg lassen, bis er die Güter und seine Hofhaltung in gute Ordnung gebracht haben würde; zugleich bat er, Seine Majestät möge dem Ordensvisitator verordnen, daß er sich mit ihm „gütlich vergleiche." Wohl bedarf die ganze Replik des Erzbischofes keines Kommentars; doch scheint es nicht unangemessen, schon jetzt darauf hinzuweisen, wie der Erzbischof sich diesen „gütlichen Vergleich" mit Urat dachte und ihn in der Folge wirklich durchführte.

Wir müssen in der That darüber staunen, mit welcher Hast die Restitution Ossegg's von allen Seiten betrieben wurde. Der erzbischöflichen Replik vom 12. Juli folgte die kais. Resolution vom 18. Juli auf dem Fuße nach. Sie ist abermals an den Statthalter gerichtet; der kais. Entschluß, daß Ossegg seinem Orden restituiret werde, wird darin aufrecht erhalten. Ueberdies wird dem Statthalter der Auftrag ertheilt, „sich bei der böhm. Kammer fleißig zu erkundigen und nachfragen zu lassen, zu welcher Zeit, aus welchen Ursachen, auf wessen Bericht und Begehren das Kloster dem Orden entzogen, wie lange und unter welchen Bedingungen es dem Erzbisthume zugeeignet worden sei." Leider fehlt gerade dieser Bericht, der gewiß sehr geeignet wäre, manches Dunkel aufzuhellen.

Während auf der einen Seite der Erzbischof alles aufbot, um beim Kaiser nachzuweisen, daß er Ossegg nicht abtreten könne, setzte von der andern Seite Georg Urat alle nur faßbaren Hebel in Bewegung, um zu zeigen, wie ungerecht der Besitz Osseggs sei, und scheute sich nicht, in einer neuerlichen Bitte an den Kaiser dem Erzb. Harrach gegenüber zu betonen, daß der verstorbene Erzbischof es mit seinem Gewissen nicht habe vereinigen können, das dem Orden unrechtmäßiger Weise entzogene Gut zu genießen.

Leider stehen über die weiteren Verhandlungen, die an Schärfe eher zu- als abgenommen haben, nicht alle Aktenstücke zu Gebote; insbesondere fehlen außer dem schon früher erwähnten Berichte über die Abalienation Ossegg's auch die Dokumente über die dem Erzbisthume gewordene „Recompens;" doch läßt sich aus dem, was dem Verfasser dieses Aufsatzes zu Gebote stand, mancher richtige Schluß ziehen. Namentlich geht aus einer weitern Eingabe des Visitators Georg Urat mit Bestimmtheit hervor:

1. Daß dem Erzbisthume in der That ansehnliche Güter eingeräumt wurden, „davon es die 24.000 Thaler wohl haben konnte;"

2. daß Seine Majestät dem Erzbischofe Ernest **wirklich befohlen**, „daß Seine fürstl. Gnaden das obbemeldte Closter abtreten und deme Orden einräumen sollte;"

3. daß jedoch der Erzbischof dem Befehle nicht Folge gab, sondern erklärte, „daß die Gütter, so derselbden eingeantwortet worden, die destinirte 24.000 Thaler nicht ertragen."

Aus dem allen schloß Urat, daß zwischen dem königl. Statthalter und dem Erzbischofe ein Streit über den Werth der zugewiesenen Güter obwalte, und bat, Seine Majestät möge geruhen, Kommissäre zu verordnen und die Güter abschätzen zu lassen.

Da sprach Ferdinand sein entscheidendes kaiserliches Wort. Es lautet:

„Ferdinand."

„Hochwürdiger Fürſt, lieber Getreuer. Was an Unß der Würdige Fr. Georgius Urat, Abbt zu Königſaal und Vicarius des heyl. Ciſtercienßer Ordens in Unſern Königreich Böheimb wegen des Cloſters Oſſeck, damit nemblich ſolches ſeinem heyl. Orden, für welchen es geſtifftet, ohne längern Verzug wiederumb reſtituiret werden möchte, demüthigſt gelangen laſſen, ſolches haſt du ob dem Beyſchluß mit mehrern gehorſambſt zu vernehmen. Wann Wier dann für gantz billich achten, daß gedachtes Cloſter, maſſen Wier Unß ſchon längſt für dießen gnädigſt reſolviret, Seinen heyligen Orden, dazu es von altershher gewidmet, reſtituiret werde; hierumben, ſo iſt hiemit Unßer Gnädigſter Befehl, daß du mehrerwehntem heyl. Orden angeregtes Cloſter Oſſeck weiter nicht enthalteſt, ſonder daſſelbe ſambt allen von altershero darzu geſtifften Pertinentien würklich abtretteſt und einraumeſt. An deme wird vollbracht Unſer Gnädigſter gefälliger Will und meinung, und verbleiben dir mit Gnaden wohl bewogen. Geben in Unſerer Stadt Wien den 14. Septembris, anno 1624."

Das allerhöchſte kaiſerliche Reſkript ließ wohl an Beſtimmtheit nichts zu wünſchen übrig, und man hätte glauben ſollen, daß die wirkliche Uebergabe demſelben auf dem Fuße folgen würde. Doch es folgten abermals Verhandlungen, und erſt nach denſelben fand die wirkliche Übergabe Oſſegg's an den Ciſtercienſer-Orden am 17. Mai 1626 ſtatt. Gegenſtand dieſer Verhandlungen war offenbar eine Ablöſungsſumme, von der freilich im kaiſerlichen Reſkripte keine Rede war. Der Erzbiſchof wollte ſich nämlich nicht mit den ihm zugewieſenen Gütern (mit großer Wahrſcheinlichkeit Roth-Rečic, Neu-Reichenau, Rožmital und Moldauthein) begnügen, ſondern ſuchte für Oſſegg noch einen beſondern Erſatz zu erlangen, und es fand zwiſchen ihm und dem Vicar Urat in Beziehung auf die Übergabe ein Übereinkommen ſtatt. Unter welchen Bedingungen und gegen welche Summe Oſſegg reſtituirt wurde, davon ſchweigen die gleichzeitigen zu Gebote ſtehenden Urkunden. Daß aber ein ſolches Übereinkommen wirklich ſtattfand, und daß eine Summe Geldes gezahlt wurde, geht ſelbſt aus den gleichzeitigen Urkunden und aus anderen Quellen hervor. Abgeſehen davon, daß ſchon Lohelius erklärt hatte, der Orden werde für die Reſtitution Oſſegg's ſoviel zahlen, als er kann, ſagt der Chroniſt Crugerius ausdrücklich, daß die beiden Klöſter Saar und Oſſegg gegen eine große Geldſumme reſtituiret worden ſeien. Von einem beabſichtigten gütlichen Übereinkommen ſpricht der Erzbiſchof ſelbſt in ſeiner Replik von 1623, und die wirklich „veraccordirte Gegenrecompens" beſtätigt er in einem zu Prag am 2. Januar 1651 ausgeſtellten Dokumente.

Aus anderen Urkunden geht auch die Höhe der Summe hervor, welche Georg Urat im Namen des Ordens Seiner Eminenz für die Abtretung zahlte. In den Verhandlungen des Provinzialkapitels vom 18. November 1660 heißt es nämlich: „Da der hochw. Herr Georg Urat Seiner Eminenz dem Fürſterzbiſchofe von Harrach für das Kloſter Oſſegg an barem Gelde vier und dreißigtauſend Thaler gezahlt hat" u. ſ. w. Und aus den im Kloſterarchive zu Oſſegg noch vorhandenen Quittungen, ſowie aus dem Memorabilienbuche eines ſpätern Abtes geht hervor, daß den größten Theil dieſer Summe, nämlich 24.000 Thaler, Oſſegg ſelbſt in verſchiedenen Raten ausgezahlt habe.

Es erübrigt nur noch, über die Form der Übergabe, ſoviel davon bekannt iſt, zu berichten. Im Monate Mai 1626 kam Seine Eminenz nach Oſſegg, um daſelbſt den Königſaaler Abt und Ordensviſitator Georg Urat zu erwarten. Doch entweder durch ein eingetretenes Unwohlſein oder durch einen andern Umſtand verhindert, ließ dieſer auf ſich warten, und endlich erſchienen ſtatt ſeiner Abgeordnete, um im Namen des Ordens Oſſegg ſammt allem Zugehör zu übernehmen. Seine Eminenz empfing ſie als Deputirte ſehr freundlich, bewillkommte ſie und übergab ihnen die Schlüſſel des Kloſters, ſomit das Kloſter ſelbſt. Dann wünſchte

er den neuen Bewohnern Glück und ließ bei seinem Scheiden eine alte Heuscheuer, welche unterhalb des Klosters lag, zur Erinnerung an die Übergabe anzünden. Daß der Erzbischof gerade dieses eigenthümliche Erinnerungszeichen wählte, muß wenigstens sonderbar erscheinen. Später hat man es versucht, doch einen Sinn hineinzulegen, damit der Brand nicht als das Gegentheil, nämlich als Unsinn erscheine. Man klügelte nämlich heraus, die aus der Heuscheuer auflodernde Flamme habe der ganzen Umgebung verkünden sollen, daß die von den Herren mit dem Heurechen im Wappen (den Riesenburgen) gemachte Stiftung wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt worden sei.

Hier wäre eine Geschichte der Restituirung Ossegg's zu Ende, wenn der Kardinal-Erzbischof alles, was zu Ossegg gehörte, restituirt hätte. So war es aber nicht. Denn trotz des bestimmtesten kaiserlichen Befehles, trotz vier schöner Herrschaften, trotz der ansehnlichen Summe von 34.000 Thalern fand es der Erzbischof für gut, eine Waldstrecke über Grünsdorf, Sommerleithen noch heute genannt, für sich auf Lebenszeit zu behalten, und Georg Urat hatte, wahrscheinlich um die Übergabe nicht noch länger zu verziehen, sich damit einverstanden erklärt. So sagte wenigstens der Erzbischof nach Urats Tode. Als Grund für die Zurückbehaltung wurde angegeben, daß man für die erzbischöfliche Besitzung Schwatz von dort das Holz brauchte, — freilich ein etwas bedenklicher Grund. Als im J. 1650 Laurenz Scipio, ein Mann von ungewöhnlicher Energie, Abt von Ossegg wurde, regte er gleich beim Antritte seiner Würde die Frage wegen der genannten Waldstrecke an, und wußte sich von dem Erzbischofe ein Dokument (dto. 2. Januar 1651) zu verschaffen, in welchem das Rechtsverhältniß klar gelegt wurde und der Erzbischof erklärte, daß die „Sommerleithen" nach seinem Tode ohne jeden Vorbehalt an das Kloster zurückfallen und bei demselben verbleiben solle.

Wenn in den Annalen des Stiftes Ossegg die Namen des Erzbischofes Lohelius, des Ordensvisitators Georg Urat und Kaiser Ferdinands II. sehr ehrenvolle Plätze einnehmen, so findet dies in der vorstehenden Darstellung der Ereignisse seine Erklärung. Weniger einleuchtend dürfte es erscheinen, warum in dem großen Speisesaale zu Ossegg das lebensgroße Bild des Kardinal-Erzbischofes Ernst von Harrach angebracht wurde.

Miscellen.

Notizen über Böhmen

gesammelt von dem Staatsminister Grafen E. Zinsendorf auf einer Reise im J. 1774.

(Fortsetzung.)

Komotau.

Der hiesige Ober-Mautheinnehmer versicherte, seit dem Einfuhrverbote hätten die Mautheinkünfte um wenigstens 25.000 fl. abgenommen. Ein Commissarius erzählte, es seien von den Müllern Beschwerden eingelangt, daß die bei ihren Mühlen befindlichen Oelschläge ganz öde stünden, weil der inländische Leinsamen vom Lande hinausgeführt, hingegen fremdes Oel eingeführt werde.

Das hiesige Alaun-Bergwerk liegt gegen Udwitz zu in einem Eichen- und Birkenwald. Die mineralische Erde ist so schwefelicht, daß man den Schwefel an derselben wahrnimmt, daher auch diese Erdhaufen durch das Werfen schon in Brand gerathen; man läßt die Masse so lange brennen, bis der Schwefel abgeraucht ist.

Im ganzen Thale von Komotau bis zur Herrschaft Eisenberg zeigt sich ein erstaunlicher Reichthum an Alaunerde, und man sieht Spuren, daß dieselbe seit vielen Jahren dort muß gegraben worden sein. Der Director der Gewerkschaft erzählt, daß dieses Bergwerk über 200 Jahre gebaut werde, und daß in dem Zeitraume, da die Einfuhr des fremden Alauns nie verboten gewesen, das Werk den größten Verschleiß gehabt und der Alaun häufig nach Bayern und in die Pfalz ausgeführt worden sei. Diese Ausfuhr habe jetzt ganz aufgehört und sei sogar in dem letzten Kriege verboten worden. Gegenwärtig wird der Zentner Alaun zu 11 fl. 30 kr. verkauft.

Ober-Leutmannsdorf.

In der dem Grafen Waldstein gehörigen Tuchfabrik finden sich lauter Aufzugsräder und die Spinnerei ist dort vollkommen eingerichtet. Die beste böhmische Wolle kommt von den auf den Waldstein'schen Herrschaften befindlichen Paduaner Schafen; die spanische Wolle wird ungewaschen geliefert. Die Preise der dort verfertigten Tücher sind sehr niedrig gestellt, worüber sich die Wiener Kaufleute beschweren.

Schönlinde.

Hier sind vorzügliche Leinwandbleichen, auf welchen 1137 Stück inländische Leinwand und 350.000 Stück Garn gebleicht werden. Auf der Herrschaft Kamnitz befinden sich 129 Garnbleichen und 36 Bleichmeister, welche theils ihre eigenen, theils fremde Garne gegen Entgelt bleichen. Gegenwärtig liegt hier um 80.000 fl. Garn unverkauft, dessen Preis zwischen 48 und 58 kr. (für Rohgarn) und zwischen 48 kr. und 1 fl. 3 kr. (für Weißgarn) schwankt

Der Stadtrichter verlegt die hiesigen Bleicher mit Pottasche (jährlich 2.500 Ctr.) und beschwert sich, daß der Zentner Pottasche nicht unter 10 fl. verkauft werden darf. Sachsen zahlt an die hiesigen Bleicher bei 40.000 fl. für das Bleichen seiner Garne.

Deutsch-Kamnitz.

Die hiesige Meisterschaft, welche 300 Stühle besitzt, verfertiget Strümpfe aus sächsischer und mazedonischer Wolle (bis 9 Nadeln auf einen Zoll) In früherer Zeit setzte Kamnitz eine große Menge Strümpfe in Sachsen ab, seitdem aber österreichischerseits der Verkehr mit Sachsen gesperrt ist, hat man in Sachsen einen Zoll von sechs Groschen auf das Paar böhmische Strümpfe gelegt, wodurch dieser Absatz jetzt sehr beschränkt worden ist.

Steinschönau.

Die hiesigen Glashändler handeln direct nach Polen und Moskau, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und Holland; dieselben machen ihre Bestellungen in den umliegenden Glashütten und lassen diesen sodann von den Schleifern und Vergoldern die zur Versendung nöthige Façon und Farbe geben. Obwohl die Einfuhr böhmischer Glastafeln nach Schweden und Dänemark verboten ist, so gelangen diese dennoch durch Contrebande in diese Länder.

Turnau.

Hier leben 110 Meister, welche die Compositions-Steine und den Straß verfertigen, und drei, so sich mit dem Fassen der Granaten und Bergkrystalle abgeben. Seit mehreren Jahren hat ein gewisser Fischer eine Mechanik erfunden, mittelst welcher der falsche Schmuck weit leichter und wohlfeiler erzeugt werden kann. Der Glasfluß wird nämlich lang gezogen und sodann in denselben mit einer Zange, in welcher die Form enthalten ist, die gewünschte Figur gekneipt. Bergkrystalle kommen aus Mähren, gelbe Topase aus Sachsen. Der Handel ist hier zumeist in den Händen der Juden, welche die Waaren bis nach Frankreich und England, jedoch nicht mehr in solcher Menge wie vor 25 Jahren, versenden. Damals wurden 100 Duz-

zend Steine aus Straß noch mit 75 fl. bezahlt, während sie jetzt nur mehr für 1 fl. verkauft werden.

Reichenberg.

Die in der Stadt Reichenberg betriebenen Gewerbe theilen sich in drei Hauptgruppen, in die der Tuchmacher, Leinweber und Strumpfwirker. Tuchmacher leben hier ungefähr 100, worunter einer der ersten Franz Josef ist. Seit 25 Jahren befinden sich hier auch eigene Tuchbereiter, da vordem die Tücher in Görlitz appretirt werden mußten. Zur Tucherzeugung wird böhmische Wolle (von Dubrawitz bezogen), dann mährische, ungarische und zuweilen spanische verwendet. Leinweber zählt man 43 in der Stadt und an 400 in der Umgebung derselben; sie beziehen ihr Garn zumeist aus Schönlinde und verfertigen viel Zwillich und gestreifte Leinwand.

Die Strumpfwirker erzeugen Castor-, meistentheils aber gemeine Strümpfe, das Dutzend zu 8 bis 13 fl. und liefern jährlich über 2 000 Dutzend. Sie dürfen zufolge eines Contractes mit den Strumpfstrickern nicht weniger als 9 Nadeln auf den Zoll arbeiten.

Starkenbach.

Hier sind mehr Spinner als Weber. Es wird hier aus böhmischem und schlesischem Flachs größtentheils Lothgarn gesponnen, welches auf Stühlen zu verarbeiten wenig taugt. Die Holländer verarbeiten dasselbe zu Spitzen und Schleiern, die Sachsen zwisten es und es sind vor weniger Zeit 10.000 Stück dorthin abgegangen. Das Stück Lothgarn besteht aus 4 Strähnen, welche nach ihrer Feinheit 4 bis 15 Loth wiegen; ein Stück kostet 33 bis 54 kr. Die vornehmsten Garnhändler sind Gosse und die Meißner'schen Erben[1]); ersterer hat jetzt 5.600 Stück Lothgarn vorräthig, die letzteren versenden jährlich über 160.000 Stück in Fässern.

Hohenelbe.

Der seit längerer Zeit hier ansässige Schweizer Mittelholzer aus Herisau (U. Roden im Kanton Apenzell), hat 5 eigene Stühle in einem Keller auf Weben von Leinwand und Schleier eingerichtet; der Zug derselben ist länger und der Baum niedriger als bei den böhmischen Stühlen. Dieser Schweizer ist zugleich ein geschickter Blattbinder; das Schilf zu diesen Arbeiten bezieht er aus Spanien.

Arnau.

Hier ist der Hauptsitz der Sangalletten (Leinwand mit Lothgarn-Einschuß, meist zum Färben bestimmt), welche meist nach St. Gallen in der Schweiz versendet werden, woher sie auch den Namen erhalten haben. Die Menge der jährlich ausgeführten Sangalletten beläuft sich auf 45.000 Stück im Werthe von 270.000 Gulden. Der Handelsmann Berger allein versendet jährlich an 30.000 Stück nach der Schweiz, nach Italien und Schlesien.

Kosmanos.

Die mit großen Kosten errichtete gräflich Bolza'sche Kattun- und Leinwand-Druckerei war im äußersten Verfall; indeß ist Herr Schill aus Augsburg mit dem Grafen in Gesellschaft getreten, welcher nun die Interessen seines Kapitals und den Drittheil des Gewinnes erhält. Jetzt wird die Kattunleinwand aus feinem Baumwollgarn (größtentheils von Bregenz bezogen) gedruckt; das Stück kommt auf 37 fl. und die Elle auf 1 bis 2 fl. Die Musterkarten sowohl zu Kleidern als zu Tücheln sind überaus schön.

Dr. V. Göhlert.

1) Sämmtliche Leinwandhändler zu Starkenbach, Trautenau, Arnau und andere haben sich zu einer Handels-Gesellschaft vereiniget, welche im Jahre 1752 mit einem landesfürstlichen Freiheitsbriefe begabt worden ist. Diese Gesellschaft sucht das Monopol des böhmischen Garnhandels an sich zu bringen.

Historisch-statistische Notizen über Böhmen.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. V. Goehlert.

II.

Ausfuhr von Getreide und Holz aus Böhmen in den 5 Jahren 1752—56.

		Getreide	Holz
Ausfuhr nach Sachsen	im Werthe von fl.	2,453.529 —	337.644
„ „ Preußen	„ „ „ „	110 —	116
„ „ Schlesien	„ „ „ „	31.648 —	17.123
„ „ Bayern	„ „ „ „	59.862 —	— —
„ in and. deut. Länder	„ „ „ „	196.125 —	3.412
„ „ die österr. Erblande	„ „ „ „	136.592 —	16.528
	Zusammen	2,877.866 fl.	374.823 fl.

Insbesondere wurden nach Sachsen ausgeführt:

Weizen für	585.838 fl.	Brennholz für	215.172 fl.
Roggen „	1,512.015 „	Bauholz „	122.472 „
Gerste „	280.496 „		
Malz „	32.160 „		
Hafer „	21.150 „		

In den einzelnen Jahren betrug die Ausfuhr von Getreide und Holz dem Werthe nach: 1752 — 643.010 fl., 1753 — 598.074 fl., 1754 — 682.130 fl., 1755 — 728.009 fl., 1756 — 601.466 fl.

Der Werth der gesammten Waarenausfuhr im Jahre 1752 belief sich auf 4,501.980 fl.

III.

Waarenverkehr in Böhmen vom Jahre 1768.

	Einfuhr aus		Ausfuhr in	
Rohproducte	fremden —	den Erbländern —	fremde —	die Erbländer
Baumöl	für 44.628 fl.	19.622 fl. —	—	—
Baumwolle	„ 4.887 „	96.905 „ —	—	—
Butter	„ —	— —	28.720 fl.	5.374 fl.
Cochenille	„ 19.265 „	2.933 „ —	—	—
Farbholz	„ 26.346 „	589 —	—	—
Federn	„ —	— —	76.556 „	27.686 „
Fische: Häringe	„ 28.860 „	2.357 „ —	—	—
Karpfen	„ —	— —	14.887 „	69.952 „
Flachs	„ 12.685 „	47.500 „ —	—	7.058 „
Getreide: Weizen	„ —	20.423 „ —	69.074 „	39.106 „
Roggen	„ —	6.641 „ —	100.501 „	37.607 „
Gerste	„ —	13.986 „ —	43.266 „	16.961 „
Hafer	„ —	9.990 „ —	6.668 „	2.996 „
Holz	„ —	- - —	49.209 „	5.886 „
Hopfen	„ —	— —	163.783 „	39.373 „
Indigo	„ 91.220 „	9.324 „ —	—	—
Kaffee	„ 33.993 „	198 „ —	—	—
Lumpen	„ 26.296 „	— —	—	—
Obst	„ 2.533 „	9.835 „ —	36.696 „	1.331 „

Pottasche	für	—		39.894	fl.	—	15.837	fl.	5.121	fl.
Saiten (Darm-)	„	—		—		—	16.320	„	1.242	„
Schafwolle	„	87.883	fl.	239.906	„	—	109.432	„	31.942	„
Schmalte	„	5.896	„	—		—	60.373	„	7.695	„
Schmalz	„	—		—		—	60.773	„	10.609	„
Seide	„	53.268	„	994	„	—	—		—	
Tabak	„	101.527	„	2.528	„	—	—		—	
Unschlitt	„	19.071	„	38.122	„	—	5.738	„	1.003	„
Vieh: Pferde u. Füllen	„	9.767	„	7.310	„	—	17.872	„	85.998	„
Ochsen	„	134.447	„	65.332	„	—	53.172	„	17.341	„
Schafe	„	70.602	„	3.120	„	—	29.774	„	1.493	„
Schweine	„	40.865	„	5.851	„	—	388.125	„	64.781	„
Zinn (rohes)	„	—		—		—	20.133	„	57.544	„
Fabrikate.										
Barchent	„	—		—		—	304	„	16.457	„
Baumwollwaaren	„	—		—		—	7.543	„	40.617	„
Blei in Platten	„	15.870	„	1.472	„	—	—		—	
Eisen (Reif- u. Stab-)	„	—		6.241	„	—	22.527	„	18.817	„
Garne	„	2.394	„	373.819	„	—	318.652	„	153.784	„
Glas: Spiegelglas	„	—		—		—	16.102	„	341	„
Tafelglas	„	—		—		—	67.224	„	13.575	„
Straß	„	—		—		—	30.393	„	1.928	„
Anderes	„	—		—		—	218.309	„	12.096	„
Granaten (geschliffene)	für	—		—		—	20.730	„	7.778	„
Handschuhe	für	—		—		—	—		15.845	„
Leder	„	95.760	„	189.350	„	—	2.426	„	1.646	„
Leinwand: rohe	„	—		—		—1,340.046		„	29.181	„
gebleichte	„	832	„	12.563	„	—1,512.657		„	341.846	„
gestreifte	„	—		—		—	2.320	„	17.175	„
Glanz-	„	—		—		—	—		15.076	„
Tischzeug	„	—		—		—	919	„	17.816	„
Tücheln	„	—		3.020	„	—	39.787	„	95.803	„
Rasch	„	—		—		—	29.563	„	96.256	„
Seidenwaaren	„	—		2.249	„	—	—		27.784	„
Sensen u. Sicheln	„	230	„	26.124	„	—	5.180	„	—	
Syrup	„	14.773	„	1.830	„	—	—		—	
Spitzen	„	—		—		—	12.839	„	8.918	„
Stahl	„	—		4.411	„	—	2.303	„	—	
Strümpfe (Woll-)	„	—		—		—	12.457	„	118.828	„
Taffet	„	2.115	„	29.746	„	—	—		—	
Tuch	„	—		13.339	„	—	65.396	„	254.191	„
Zucker	„	41.865	„	1.509	„	—	—		6.002	„
Zwirn	„	—		2.520	„	—	51.855	„	28.054	„

Im Ganzen wurden in diesem Jahre
eingeführt vom Auslande für 373.902 fl., von den Erbländern für 1,082.049 fl.
ausgeführt in das Ausland für 4,110.355 fl, in die Erbländer für 1,637.087 fl.

III.

Ausfuhr der wichtigen Fabrikate aus Böhmen im Jahre 1771.

Leinwand	für	2,239.960 fl.
Garne (zumeist nach Holland und der Schweiz)	„	583.763 „
Tuch	„	312.579 „
Glas	„	243.043 „
Tücheln	„	206.641 „

Wollzeuge (zum. aus Offegg, Tepl, Neugedein, Braunau)	für	195.284	fl.
Galanterie-Waaren	„	118.515	„
Strümpfe	„	105.116	„
Schmalte	„	57.036	„
Spitzen (zum. aus dem Erzgebirge)	„	37.979	„
Papier	„	34.782	„
Baumwollwaaren (zum. aus Kosmanos, Raudnitz)	„	30.987	„
Leder	„	28.724	„
Granaten (geschliffene)	„	27.108	„
Barchent (zum. aus Weißwasser, Prag, Bürgstein, Tupadl)	„	25.922	„
Blech (zum. aus Preßnitz, Horzowitz)	„	19.707	„
Spiegel (zum. aus Bürgstein)	„	19.000	„
Hüte (zum. aus Weißwasser, Swietlau, Eger)	„	14.429	„
Handschuhe (zum. aus Prag)	„	11.270	„
Der Werth der gesammten Ausfuhr im Jahre 1771 belief sich auf		4,762.017	fl.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftliche Mittheilungen.

Dankeswort.

Das liebenswürdige Zuvorkommen meines Freundes Herrn Dr. Ludwig Schlesinger bei Veröffentlichung des Aufsatzes über „die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge," welcher bereits im J. 1869 geschrieben war, ermöglichte es mir nicht, denselben vor Drucklegung einer Durchsicht zu unterziehen und an geeigneter Stelle einem Pflichtgefühle Ausdruck zu geben. Ist das Sprüchwort wahr: „Ein gutes Wort findet guten Ort," so dürfte sich hier noch immer ein ehrendes Plätzchen finden, um der Anregung und dem wohlwollenden Urtheile dieses Freundes, sowie der werkthätigen Unterstützung des Herrn Richard Ritter von Dotzauer, welcher als wahrer „Vater des Erzgebirges" an der Förderung dieser dem Wohl und Wehe eines biederen Arbeitervölkchens gewidmeten Arbeit so vielfachen Antheil hat, meinen wärmsten Dank zu zollen.

Tachau, am 24. Weidemond.

Josef Stocklöw.

An unsere P. T. Herren Mitglieder und Vertreter!

Auf die erste Kunde hin von der entsetzlichen Katastrophe, welche die altberühmte Bergstadt Joachimsthal betroffen, hat auch der Ausschuß unseres Vereines beschlossen, ein Scherflein zur Linderung des großen Elends beizutragen. Es wurde daher Professor Dr. G. C. Laube's in den Mittheilungen veröffentlichte Schrift: „Aus Joachimsthals Vergangenheit" — das einzige Denkmal der nun in

Schutt und Asche gesunkenen alten Stadt — in einer größern Auflage wiedergedruckt mit der Absicht, das ganze Erträgniß den Abgebrannten zu widmen. Mit dankenswertheſter Bereitwilligkeit übernahm die Actiengeſellſchaft Bohemia die Drucklegung, während die Fabriken Eichmann und Comp. das Papier ebenfalls unentgeltlich verabfolgten. So konnte der Preis der Schrift, welche durch die Geſchäftsleitung jeder Zeit zu beziehen iſt, auf nur 50 kr. feſtgeſetzt werden. Gewiß bedarf es keiner Aufforderung an unſere wackern Herren Vertreter, — welche in der Förderung der Vereinszwecke ohnedem den dankenswertheſten Eifer entwickeln, — durch zahlreiche Verbreitung dieſer Gabe des Vereins an das namenloſe Elend, das in ſeiner unendlichen Größe ſo ernſt zum fühlenden Herzen ſpricht, auch dieſe Abſicht des Vereines verwirklichen zu helfen! Hat ja doch unſer erſter in den Zeitungen veröffentlichter Aufruf ſo guten Erfolg, daß heute ſchon folgende Beträge mit wärmſtem Danke quittirt werden können:

Vom löbl. Bildungsvereine in Liebenau durch Hrn. Vertreter Czernitzky, Bürgerſchuldirektor daſelbſt	fl.	40
Vom Hrn. Forſtmeiſter Müller in Friedberg (Schleſien)	„	2
Von den Reichenberger P. T. Hrn. Mitgliedern durch Hrn. Vertreter Fiſcher	„	32
Von dem k. k. Rechnungsrath Rulf, Kaſſier des Vereines	„	1
Vom Hrn. k. k. Regierungsrath R. W. Hecke in Radautz	„	4
Vom Hrn. Dr. Hallwich, Handelsk.-Sekretär in Reichenberg	„	1
Vom Hrn. K. Rochota in Mühldorf (Oeſterreich)	„	1
Vom Hrn. A. Mader, in Windiſchmatrei (Tirol)	„	2
Vom hochw. Hrn. P. C. Jungnikl in Mölk	„	1
Summa	fl.	84

Davon wurden der h. k. k. Statthalterei bis jetzt fl. 79 übergeben. Außerdem wurde ein vom Prof. G. C. Laube geſpendetes Packet Kleider direkt der k. k. Bezirkshauptmannſchaft in Joachimsthal übermittelt.

Prag am 31. Mai 1873.

Der Geſchäftsleiter.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichniſſe.

Geſchloſſen am 5. Juni 1873.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Fiſcher** Vinzenz, Bürger in Görkau.
„ **Hofbauer** Karl, k. k. Telegraphen-Amtsleiter in Brüx.
„ **Lares** Ferdinand, Eiſenbahn-Kaſſier in Jedlerſee (Nieder-Öſterreich).
„ **Peter** Konrad, Gemeinde-Vorſteher in Micholup.
„ **Richter** Guſtav, Fabrikant in Mildenau.
„ **Richter** Theodor, Kaufmann in Rumburg.
„ **Rümmler** Robert, Kaufmann in Brüx.
„ **Schneider** Guſtav, Magazineur in der Brauerei zu Micholup.
„ **Wenzel** Franz, gräfl. Clam-Gallas'ſcher Taxations-Adjunkt in Friedland.

Vom 15. März bis 5. Juni 1873 ſind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Herr **Ehlig** Wenzel, Stadtrath, Realitätenbeſitzer in Teplitz.
„ **Götz** Otto, Hauptſchullehrer in Saaz. († 8. März 1873.)
„ **Haaſe** Ludwig, Fabrikant in Prag. († 28. Mai 1873.)
„ **Hafenbauer** Michael, Brauführer in Micholup. († 14. Mai 1873.)
„ **Hunger** Hermann, k. k. Hof-Buchhändler in Prag. († 9. Mai 1873.)
„ **Otto** Joſef Johann, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Schreiter** Franz, Med. et Chir. Dr., kaiſ. Rath, Kreisphyſikus in Leitmeritz.

☛ Für die den verſchiedenen Theilen der Sammlungen, beſonders dem Archive und der Bibliothek zugekommenen Geſchenke wird hiemit vorerſt der wärmſte Dank ausgeſprochen. Ein genaues Verzeichniß derſelben erfolgt im 1. Hefte des neuen (XII.) Jahrganges der Mittheilungen.

☞ **Die diesjährige ordentliche Generalverſammlung wird am 12. Juli l. J. abgehalten werden.**

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geſchäftsordnung (§. 25) nur jene ſelbſtſtändigen Anträge in der Generalverſammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigſtens 14 Tage vor Abhaltung derſelben dem Ausſchuſſe ſchriftlich vorgelegt worden ſind.

Jedem Exemplar der Mittheilungen für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Verſammlung am 12. Juli ſtattfindende Neuwahl des Ausſchuſſes bei. Es wird erſucht, denſelben gefälligſt auszufüllen, zu unterfertigen und bis zum 12. Juli entweder verſiegelt und **franko** direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzuſenden.

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rückſicht auf den Jahresſchluß freundlich erſucht, die reſtirenden Jahresbeiträge möglichſt bald einzuſenden.**

Druck der Bohemia, Aktien-Geſellſchaft für Papier- u. Druckinduſtrie. — Verlag des Vereines.

Literariſche Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geſchichte der Deutſchen in Böhmen.

Prag. Am 5. Auguſt 1872.

VI.

Geſchichte.

Geſchichte Oeſterreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufſtandes 1848. Von J. Alex. Freiherrn von Helfert III. Die Thronbeſteigung des Kaiſers Franz Joſef I. Prag 1872. Fr. Tempsky.

Der dritte Band des umfangreichen Werkes enthält die Geſchichte der Monate Oktober, November, Dezember 1849.

An der Hand eines ſo kundigen Führers die gewaltigen und erſchütternden Ereigniſſe zu verfolgen iſt eine wahre Wohlthat für den Leſer, der ſeit zwanzig Jahren mit jeder Waare zufrieden ſein mußte, die Pikanterie oder Scandalſucht und auch wohlfeiler journaliſtiſcher Geſchichtsdrang ihm vorzulegen ſich beeilte. Die erſten Bände des Werkes haben eine ſtrenge Beurtheilung gefunden, die föderaliſtiſchen Anſchauungen des Verfaſſers mögen dabei mitgewirkt haben; daß auch dieſer Band dieſe Grundanſchauung des Verfaſſers feſthält, iſt ſelbſtverſtändlich. Disraelis Worte: Ich erkenne in dem Zuſtand der europäiſchen Geſellſchaft einen Zuſtand des Uibergangs von feudalen zu föderalen Geſtaltungen — werden von Helfert am Schluß der Vorrede citirt, worin er Rechenſchaft ablegt über Benützung ſeiner Quellen, die ihm in einer Reichhaltigkeit zu Gebote ſtanden, die eines ſolchen Fleißes würdig iſt. Die Vorwürfe, die gegen die Anlage des ganzen Werkes erhoben werden können, treten einigermaßen zurück vor der Wichtigkeit des Gebotenen. Es tritt hier der ſtoffliche Reiz vermittelnd ein.

Helfert beginnt mit der Bildung des Miniſteriums Schwarzenberg-Stadion, die Charakteriſtik beider Männer und ihr Entwicklungsgang iſt nach vielen Seiten hin für die Geſchichte Alt-Oeſterreichs belehrend. Mit Geiſt und Lebhaftigkeit ſchildert uns Helfert das Wirken beider Männer, in deren Schule er ſelber geſtanden. So weit aber hätte Helfert wieder nicht zu gehen gebraucht als Hiſtoriker, was er doch ſein will, daß er S. 44 ausſpricht: „Das eine aber dürfte ſich jedenfalls behaupten laſſen, daß, wenn Oeſterreich das Glück gehabt hätte, dies leuchtende Paar ſtaatsmänniſcher Dioskuren länger zu behalten, unſere Monarchie vielleicht neue Provinzen gewonnen, aber gewiß keine ſeiner alten verloren haben würde.“ Wo Helfert das Wirken der Männer ſchildert, in deren Hände die Geſchicke Oeſterreichs gelegt wurden, da finden wir ein ſo mildes apologetiſirendes Urtheil, daß die intimen Beziehungen des Herrn Helfert aus jeder Zeile hervorbrechen. Wenn Schwächen dieſer Männer hervortreten, ſo werden ſie in liebenswürdiger Weiſe entſchuldigt oder auf körperliche Eigenſchaften reducirt, weniger hiſtoriſch als memoirenhaft werden dieſe Männer gefaßt. Die Anſchauung Helferts S. 183, die er über Bach äußert, es ſeien merkwürdigerweiſe ſelbſt Mitglieder der Linken geweſen, denen ſein Wiedereintritt ins Miniſterium nicht unwillkommen ſchien, zeigt ſchon durch ihre Styliſirung, daß an der Sache nichts war; keinem andern Mann kam man im vorhinein wenigſtens von Seite der deutſchen Bevölkerung mit mehr Mißtrauen entgegen, und wahrhaftig man täuſchte ſich auch nicht. Das Kapitel über die Hinrichtungen durch Windiſchgrätz iſt mit einer faſt epiſchen Breite ausgeführt. Es wird Helf. kaum gelungen ſein, ſo parteilos er auch erzählt, die rächenden Gewalten in dem Licht der Milde erſcheinen zu laſſen. Alles für und gegen konnte hierbei erſpart werden; die geringſte Verſchiebung des Sehwinkels zeigt hier die Verhältniſſe in ganz anderm Licht. Man muß es Helfert anrühmen, daß er im Allgemeinen gegenüber der anekdotenhaft zugeſtutzten, pikanten, aus Zeitungsblättern ſchöpfen-

den Darſtellung Walter Rogges, dem die Wahrheit nicht ſelten Nebenſache, der Schlager aber die Hauptſache iſt, eine andere Behandlung des Gegenſtandes im Auge hat; freilich fehlt Helfert die Leichtigkeit und der Fluß im Erzählen des durch eine journaliſtiſche Schule gegangenen Hiſtorikers. Bei der Schilderung der Reactionswirthſchaft in Wien wird Helfert ſelber bange, hier hätte er ſeine Schönheitspflaſter ſchonen können. Es leben eben noch zu viele Zeugen von den Thaten der Poliziſten und ihrer „intelligenten“ Leiter. Im Fortgang ſeiner Erzählung ruht Helfert gerne epiſodiſch aus, wenn er idylliſch ſeine erklärten Lieblinge die Slaven preiſt, den Deutſchen gönnt er leider nur immer Belehrungen über ihre vielen Unarten. Man ſieht die innere Freude zwiſchen den Zeilen heraus, wenn er erzählt, „wie Besedy nach beſtem Prager Muſter geſpielt wird.“ Das memoirenhafte Erzählen verlangt Witz und Geſtaltungskraft. Dieſe hat man noch nicht, wenn man von ſich erzählt, wie Einem Kremſier auf der Wanderſchaft vorgekommen, um dabei den landſchaftlichen Eindruck mit breitem Pinſel ausführt. Derlei lyriſche Partien paſſen wenig zu dem Ernſt des Buches, das eine furchtbare Periode des Kampfes der liberalen Ideen in ihrem Durchbruch ſchildern ſoll. Wenn man die Confuſion in den miniſteriellen Kreiſen, die Helfert ſchildert, ohne es zu beabſichtigen, in dem Zeitraum, den das Buch umfaßt, lieſt, ſo kann man recht klar ſehen, wie planlos man der Zukunft entgegenfuhr. Den Seite 305 geſchilderten überaus günſtigen Einfluß der Miniſterrede (Schwarzenberg-Stadion) konnte man in Wien damals nicht bemerken und die Erfolge gaben der öffentlichen Meinung Recht. Es iſt nicht wahr, daß Bewußtſein der Kraft Kraft iſt, ſondern es iſt Uibermuth, wenn die Kraft fehlt. Um Beiſpiele darf man nicht weit ſuchen, ſie zeigten ſich in der Geſchichte der fünfziger Jahre palpabel. Eine der intereſſanteſten Partien in Helferts Buch iſt der feierliche Akt des Thronwechſels. Auch hier, ſagt er, trat die Erſcheinung zu Tage, daß das Einfachſte und Natürlichſte bei der Erklärung des lang bewahrten Geheimniſſes des Thronwechſels von den Wenigſten getroffen wurde, das ſelbſteigene Begehren des erſchöpften und abgemüdeten Kaiſers. Den Beweis iſt Helfert nicht ſchuldig geblieben, es iſt dies eine der glücklichſten Partien des Buches. Die wachſende Befriedigung der Mehrzahl der Bevölkerung erklärt Helfert wohl ſelber am beſten, wenn er ſagt: die zahlreiche Klaſſe der Spießbürger höhern und niedern Ranges war mit all dieſen (reactionären) Vorkehrungen höchlich zufrieden. Sie verlangten keine Rücknahme oder auch nur Milderung derſelben, — ſie verlangten nichts als Ruhe. — Sie ſchliefen behaglich unter dem Schutz der Windiſchgrätz'ſchen Kanonen. Es iſt gewiß, daß man ſich in Wien wie in den Provinzen nach geordneten Zuſtänden ſehnte, aber nach Zuſtänden von der Art, die Helfert mit dem Metternich'ſchen (?) Satze bezeichnet: „die Völker haben vor allem ein Bedürfniß regiert zu werden“, ſehnte ſich wohl Niemand als diejenigen Klaſſe von Leuten, die damit beauftragt war. Es iſt überhaupt ſonderbar, wie Helfert in jeder Maßregel, die ſein Lieblingsminiſterium trifft, einen großartigen ſchöpferiſchen Gedanken ſucht, und doch waren die guten Gedanken wirklich nur Elendsreſte, Trümmer aus der guten Zeit der erſten freiheitlichen Begeiſterung. Die andern Beigaben des Miniſteriums haben ſich wie das Hegel'ſche Sein ſehr bald in das Nicht entlaſſen. Die praktiſche Nichtigkeit des ganzen großen Planes hat ſehr augenfällig die Geſchichte der letzten 15 Jahre gezeigt. Helfert ſieht nicht vorwärts, um an der Zukunft die Geſchichte ſeiner Tage zu prüfen, er ſieht nur immer zurück oder faßt ſanguiniſch den Moment ins Auge. So klingt es faſt ironiſch, wenn er ſagt im Anſchluß an obiges „regiert werden“: Auf dies Regieren nun verſtand ſich das Cabinet in ganz ausgezeichneter Weiſe und die Folgen davon gaben ſich in überraſchender Fülle kund. Letzteres beſtreitet gewiß Niemand, nur dürfte der Ausdruck „Fülle“ einen andern Sinn haben, als Helfert meint. Das planloſe Hin- und Herfahren der vorausgegangenen Monate, von Helfert zugeſtanden, wich freilich einer Vielgeſchäftigkeit, deren Reſultate und „Energie“ ſehr bald ein anderthalbhundert Zeitungen verſpürten. Herr Weiß von Starkenfels und das Militärregime jener Tage wurden mit der öffentlichen Meinung bald fertig und „das Gekläffe unzufriedener Störefriede“ wußte man mit allerlei draſtiſchen Mitteln zum Schweigen zu bringen. Woher nur Helfert weiß, daß alle die S. 449 fg. Verordnungen den beſten Eindruck machten? Wenn von Hofrath Erb geſagt wird, daß er für den neuen Poſten nicht taugte, ſo können wir Herrn Helfert noch ein

halb Dutzend solcher schlecht besetzter Posten nennen. „Es hilft ihnen nichts, Sie müssen hingehen", das galt damals für Groß und Klein in der Beamtenhierarchie, drum darf manches nicht Wunder nehmen. Das Nachdenken plagt einen nicht, wenn man gehen muß. Unter andern lesen wir im 3. Band Helferts die schöne Geschichte vom großen Teppich, den die Damen Triests dem Herrn General Gyulai zum Präsent machten, „dessen vornehm leutseliges Wesen alle Triester entzückte, der auch der Abgott der Soldaten war." Wir können warten bis zum X. Band der Helfert'schen Geschichte, dann wird er uns auch aus dem Jahre 1859 einige Geschichten erzählen, die vielleicht nicht so byzantinisch klingen werden „Die Kroaten waren in Graz wie in Wien bald gern gesehene Gäste" heißt es S. 448. Als Quelle citirt Helfert Correspondenzen aus Graz vom 12. etc. Sapienti sat! Die letzte Partie beschäftigt sich mit den Ereignissen in Ungarn und Siebenbürgen und hier ist das Buch wieder lehrreich genug. In der concisen Darstellung dieser Vorgänge zeigt sich Helferts Talent, das weit zerstreute, lückenhafte, von Parteiwuth entstellte Material zu sichten und zu ordnen. Der Anhang und die Noten sind sehr schätzbare Beigaben. Im Ganzen kann man Helfert trotz seines prononcirten Standpunktes dankbar sein für seine umfassenden Studien und für die Ausdauer in einer so schweren Arbeit. Der rastlose Fleiß und die unschätzbare Kenntniß Helferts in Details dieser Zeit mögen dem Publikum auch für die folgenden Bände nicht verloren sein.

Auch in diesem Band sind stylistische Nachlässigkeiten hie und da mit unterlaufen. Ausdrücke wie „keinermann" statt Niemand gehen doch über das Erlaubte hinaus, ebenso „den Genuß zuversichtlichen Freuens haben." Die Ausstattung ꝛc. ist wie bei jedem Buch, was bei F. Tempsky verlegt wird, brillant.

Ch.

„Tycho Brahe und J. Kepler in Prag."
Eine Studie von Dr. Josef von Hasner, Prag 1872. J. G. Calve'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung.

Betrachtung und Erfahrung waren die Marksteine, die das Gebiet des Wissens und wissenschaftlichen Lebens und Strebens im 16ten Jahrhunderte genau abgrenzten und eine ganz neue, immer mehr aufblühende Epoche des geistigen Lebens und der Cultur überhaupt nicht blos bei den culturtragenden Völkern im Allgemeinen, sondern namentlich in Deutschland begannen. In Letzterem entwickelte sich die neue, lebensfrische Saat, die allerdings nicht allein heimisch, sondern großentheils fremdländisch war, am raschesten zur schönsten, vielversprechenden Blüthe. Deutschland war bis zum 16ten Jahrhundert geistig tiefbefangen von dem schalen, inhaltsleeren Floskelthum der Scholastik, die während der langen Zeit ihrer geistigen Alleinherrschaft nur wenig wahrhaft Gehaltvolles zu Tage förderte. Mit dem neuen Elemente einer neuen Wissenschaft — Beobachtung und Erfahrung — zerfiel diese schematische Wissenschaft, nicht nur verdrängt durch ein frisches Leben, sondern auch in sich selbst. Es lag ja in ihrem Wesen ohnedem der allgemache Untergang; sie war von Anfang an nicht lebensfähig. Die classische Bildung des Südens, die realistische Richtung und die mathematischen Wissenschaften der Engländer brachen sich bald in Deutschland Bahn, und Deutschland hatte Männer und Gelehrte, die sich mit dem größten Feuereifer und dem bewunderungswürdigsten Forschergeist auf die neue Wissenschaft warfen.

Unsere Heimat stand diesem thatkräftigen, neuen Streben nicht fern; ja es war ja gerade der Hof des gelehrten Rudolf II. in Prag der Sammelpunkt desselben. Hier lebten, wirkten und forschten Tycho de Brahe, J. Kepler, die Dänen Erikſen und Tengnagel, der Mediziner und Professor Jessenius, Longomontanus u. a., und — von hier aus erstand die Astronomie rein und geläutert! Denn anfangs lag die astronomische Wissenschaft noch ziemlich im Argen; die mit ihr verbundenen Vorurtheile gaben ihr mehr einen magischen als ernsten Charakter, u. nährten gewiß mehr den Aberglauben, als sie echtes Wissen förderten. Astrologie und Alchimie standen im Vordergrunde und stempelten die Wissenschaft zu einer gelehrten Spielerei. Kepler und Tycho Brahe erkannten bald die ernste Seite und sonderten fleißig das wahre Wesen der Astronomie von den Schlacken des Vorurtheiles und des Aberglaubens.

Obige Schrift nun zeigt deutlich und klar, in wiefern das Leben und Wirken der beiden großen Astronomen Tycho Brahe und Kepler's am Prager Königshofe in dieser Beziehung wissenschaftlich fördernd war und wie Beobachtung und Erfahrung, die leitenden Elemente der beiden großen Astronomen, bald zu den herr-

lichſten, ewig wahren, bis dahin freilich nicht erkannten Reſultaten führten. „Mit Keulenſchlägen trat Kepler den Aſtrologen entgegen; — er ſagte kurzweg, daß die Aſtrologie die theuere Zeit nicht werth ſei, welche man auf ſie verwende.“

Zugleich aber beſtimmte den Verfaſſer, der fleißig edirte und unedirte Quellen benutzte und ein intereſſantes Material zuſammengetragen, der Gedanke zur Herausgabe der Studie, „um die Erinnerung an den perſönlichen Verkehr Tycho's und Kepler's in Prag zu wecken, und damit vielleicht den Anſtoß zu geben, daß manche gewiß noch in Prag aufzufindende Spuren des Lebens dieſer beiden Männer der Wiſſenſchaft verfolgt würden.“ Wir können dieſes Motiv nur loben und zugleich ebenfalls an dieſer Stelle den Wunſch ausſprechen, der Verfaſſer möchte dieſen ſchönen Erfolg mit ſeiner Schrift recht bald erzwecken. J. R—b—r.

Jurisprudenz.

Die Berggerichtsbarkeit auf Grund der Geſetze und Einrichtungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie. Von Oberbergrath Dr. Franz Schneider. Prag 1872. J. G. Calveſche k. k. Univ.-Buchhandlung.

Der Verfaſſer war lange Jahre Profeſſor des Bergrechtes und des allgemeinen öſterreichiſchen Privatrechtes an der Prager Univerſität, und es wird wenige Juriſten der jüngeren Generation in Böhmen geben, die nicht unter dieſem beliebten Lehrer ihre Ausbildung genoſſen haben und ſich nicht noch ſtets ſeiner mit Dankbarkeit erinnerten. Seit ſeiner Verſetzung in den Ruheſtand liegt der Lehrſtuhl des Bergrechts an der Prager Univerſität verwaiſt da, und je weniger dem Studirenden Gelegenheit geboten iſt, dieſen Zweig der Rechtsſtudien während der Univerſitätszeit unter Anleitung eines ſachkundigen Lehrers zu betreiben, um ſo wünſchenswerther mußte für den Juriſtenſtand ein Buch ſein, das dieſen Mangel zu erſetzen im Stande iſt.

Die Berggerichtsbehörden ſind berufen, das auf die rechtlichen Bergbauverhältniſſe der Einwohner des Staates unter ſich Bezug nehmende Recht, d. i. das Privatbergrecht auf die vorkommenden Fälle mit Rechtskraft anzuwenden.

Die Berggerichtsbarkeit gehört in die Claſſe der beſondern Gerichtsſtände und iſt Real- oder Cauſalgerichtsbarkeit.

Die Gegenſtände, worüber den Berggerichten die Gerichtsbarkeit zuſteht, ſind Bergwerke und deren Zugehör, worunter alle zur Gewinnung und Aufbereitung der der Geſetzgebung zugewieſenen Produkte des Mineralreiches errichteten Anſtalten gehören. Hierzu gehören die Schurf-Gebiete, die Gruben- o. Tagmaße, die Überſcharen, die Hilfsbaue, die Revierſtollen; die mechaniſchen Aufbereitungswerkſtätten (Erzmühlen, Quetſchwerke, Poch- u. Schlemmwerke); die metallurgiſchen Aufbereitungswerkſtätten (Schmelzöfen, Plehhäuſer, Saigeröfen, Amalgamirwerke, Quickmühlen; Erzröſte oder Brennhütten; Koaksöfen; Extraktionswerke; Laugwerke; Kryſtalliſationswerke; Bergſchmieden). Auch die verſchiedenen Grubenwäſſer; die nicht bergfreien Mineralien, welche und inſoweit ſie der Bergwerksbeſitzer zu ſeinem Bergwerks- und Hüttenbetrieb bedarf, endlich die Kuxe ſind Gegenſtand der Berggerichtsbarkeit.

Die Rechtsangelegenheiten, welche rückſichtlich der vorangeführten Bergwerksobjekte den Berggerichten zugewieſen erſcheinen, ſind:

1. Klagen und Geſuche wegen eines dinglichen Rechtes in Betreff eines Bergwerks oder deſſen Zugehör, daher insbeſondere die Eigenthums-, Pfand-, Servituts-, Grenzſcheidungsklagen, ferner Klagen auf Ungiltigkeit einer Einverleibung und Wiederherſtellung des frühern bücherlichen Standes; alle Intabulations-, Pränotations-, Ab-, Zu- und Umſchreibungsgeſuche; alle Geſuche um Löſchung von Satzpoſten oder um Amortiſirung alter Satzpoſten.

2. Bauſtreitigkeiten überhaupt und insbeſondere auch die Aufforderungsklagen wegen eines auf Bergwerksgründen vorzunehmenden Baues.

3. Die Führung der öffentlichen Bücher zur Eintragung der Grundbuchskörper und der ſich darauf beziehenden dinglichen Rechte u. Laſten.

4 Die Vornahme aller Realakte (Inventur, Schätzung, Einführung des Sequeſters, die Feilbietung, die Austragung des Vorzugsrechtes zwiſchen Hypothekargläubigern, dann die zwiſchen dieſen u. den geſetzlich Bevorrechteten, ſowie die Vertheilung des exekutiven Meiſtbotes.

5. Endlich alle auf den Bergbau ſich beziehenden obligatoriſchen Rechtsverhältniſſe, nämlich Streitigkeiten über Benützung der Bergwerke und deren Zugehör; Streitigkeiten über

das Alter im Felde bei Bergwerksverleihungen; Streitigkeiten über Aufforderung zur Felderstreckung; Streitigkeiten über Ausbeuten und Zubußen von Berg- u. Hüttenwerken, über Retardat- u. Freierklärungen; Streitigkeiten über Erbstollengebühren u. sonstige Schacht- u. Stollenabgaben; Streitigkeiten über Bergbruderladen; über Beschädigungen an Berg- u. Hüttenwerken; über das Eigenthum oder die Benützung von Grubenwässern; Streitigkeiten über die Verwaltung und Rechnungsführung zwischen Bergwerksbesitzern u. ihren Beamten oder Bevollmächtigten über den Betrieb des Werkes u. dessen Zugehör.

In allen diesen unter Nr. 5 angeführten Angelegenheiten fungiren die Berggerichte als Causalgerichte.

Das gerichtliche Verfahren der zur Ausübung der Berggerichtsbarkeit bestimmten Gerichtshöfe in Civilbergrechtssachen, das in der IV. Abtheilung des angezeigten Werkes behandelt wird, ist im Allgemeinen identisch mit dem in andern Rechtssachen geltenden, durch die allgemeine Gerichtsordnung, die Gerichtsinstruktion vom 3. Mai 1853, das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, das Gesetz über das Verfahren außer Streitsachen vom 9. August 1854 Z. 2118 R. G. B., das allgemeine Grundbuchsgesetz vom 25. Juli 1871 Z. 95 R. G. Bl. normirten Verfahren. Die Abweichungen sind theils im Patente vom 1. November 1781, theils in dem allgemeinen Berggesetze enthalten.

Wir können die Anzeige dieser Schrift, welche die gestellte Aufgabe, das Ganze des heutigen Berggerichtswesens in einem klaren Bilde darzulegen, so trefflich löst, nur mit dem Wunsche schließen, es möge dieselbe gelesen, studirt und eifrig benutzt werden.

Dr. J. U.

Lehrbuch des Bergrechts von Dr. Franz Schneider. Prag. Heinrich Mercy 1871.

Die Besprechung des vorstehenden Werkes gibt uns Anlaß, eine alte Unterlassungssünde gut zu machen und der im vorigen Jahre erschienenen dritten Auflage des „Bergrechts von Oberbergrath Professor Schneider" zu gedenken.

Das Bergrecht ist so recht eine Schöpfung des germanischen Geistes. Während nämlich bei den Römern der Bergbau unter den Begriff einer Benützung des Eigenthums fällt und der Betrieb desselben auf fremdem Grund und Boden als eine höchst seltene und in ganz lokalen Verhältnissen begründete Ausnahme erscheint, hat das deutsche Recht das Recht des ersten Finders in energischer Weise zur Geltung gebracht und somit für das Bergrecht ein selbstständiges Prinzip gewonnen, nämlich das der Bergfreiheit.

Das Studium und die wissenschaftliche Erfassung des Bergrechtes ist somit sowohl in juristischer als in geschichtlicher Hinsicht interessant. Für uns Deutsche in Böhmen ist die Thatsache von unschätzbarem Werthe, daß der Bergbau in Böhmen und Mähren deutschen Ursprunges ist. Damit hängt auch die weitere Erscheinung zusammen, daß die Rechtsprinzipien, welche den Bergbau in Böhmen regelten, deutschen Ursprunges sind. In diesen Rechtsquellen hat der Gedanke der Bergfreiheit die konsequenteste und exakteste Durchführung gefunden. Das Prinzip der Bergfreiheit selbst aber ist seinerseits wieder nichts Anderes als der Ausdruck des Gedankens, daß der Grund des Eigenthums in der menschlichen Arbeit liege. Die Urbarmachung, Bearbeitung und Bebauung der Bodenfläche beschränkt sich eben auf diese Oberfläche, die unter denselben liegenden Schätze bleiben unberührt; was daher unter dem Boden liegt, ist kein Eigenthum des Oberflächenbesitzers, sondern ein nationales Eigenthum. Daraus folgt, daß die menschliche Gesellschaft nur jene Mineralien dem Eigenthümer des Grundes und Bodens zutheilt, welche so zu sagen das normale Contingent der festen Erdrinde bilden, wie die gemeinen Felsgesteine. Sand. Gyps, Thon, Kies, Mergel, Schiefer, Kalkstein u. s. w., daß hingegen diejenigen Mineralien, welche nach den von der Natur gegebenen Verhältnissen der Regel nach nicht in größern Massen auf einem Punkte liegen, sondern nach Gängen und Lagen vorkommen, die von entfernteren Grenzen eingeschlossen sind, als es das Eigenthum der Oberfläche in der Regel ist, welche ferner nur dann mit Aussicht auf günstigen Erfolg bei der Kostspieligkeit ihrer Gewinnung ausgebeutet werden können, wenn der Unternehmer dieselben in größeren, innerhalb eines umfangreichen Raumes vertheilten Massen gewinnen darf, können dem Grundeigenthümer nicht überlassen, für ein Zubehör des Oberflächeneigenthums nicht erklärt werden; denn dies hieße sie der Gesammtheit entziehen und stünde im Widerspruche mit der Aufgabe des Staates, der ganzen Gesellschaft die Mittel der Subsistenz so viel als möglich zu

ſichern. Die vorſtehenden Erwägungen führten zu dem Gedanken, daß der Genuß der unter der Erde verborgenen Schätze demjenigen von Rechtswegen zukomme, der nach denſelben bergmännisch ſucht und ſie findet.

Die Erſcheinungen der öſterreichiſchen Literatur auf dem Gebiete des Bergrechts ſind u. zw. die Schriften von Tauſch, Jung und Schmidt theils veraltet, theils ſtehen ſie nicht auf der Höhe wiſſenſchaftlicher und ſtreng juriſtiſcher Auffaſſung. Das Handbuch der Bergrechtskunde von Otto Freiherrn von Hingenau (Wien, Friedrich Manz 1857) iſt ein voluminöſes, ausgedehntes Conglomerat verſchiedenartiger Disciplinen und Notizen, in deren buntem Neben- und Durcheinander man allerlei, nur keine Jurisprudenz antrifft. Es iſt daher das obenangezeigte Werk in der That die einzige wiſſenſchaftliche Darſtellung des Bergrechts.

In Oeſterreich iſt durch das Geſetz vom 23. Mai 1854 das Bergrecht kodifizirt worden. Ob aber dieſes Geſetz wirklich eine gelungene Löſung dieſer höchſt ſchwierigen Aufgabe ſei, darüber kann man im Zweifel ſein. Uns erſcheint wenigſtens gleich der Eingang dieſes Geſetzes, der die ſog. Bergrealität, einen hiſtoriſch inhaltslos gewordenen Begriff, in das Geſetz einführt, als ein prinzipieller Fehler.

Ebenſo wenig können wir die Motive dafür finden, daß das Geſetz den Begriff des Kuxes beibehalten hat, jenen alterſchwachen, armſeligen Kux, welcher den Kinderjahren der induſtriellen Aſſociation angehört, ſeit Jahrhunderten ſein elendes, ſieches Leben fortſchleppt und von der jungen, friſchen, lebenskräftigen Aktie, die mit einem Zauberſtabe Millionen concentrirt, ſchon längſt überholt worden iſt. Es ſcheint daher, daß das Berggeſetz vom 23. Mai 1854 ſich zu viel inhaltslos gewordenen hiſtoriſchen Curioſitäten hingab, zu wenig dagegen die volkswirthſchaftlichen Tendenzen unſeres Zeitalters berückſichtigte.

Somit erſcheint neben der Darſtellung der hiſtoriſchen Entwicklung der Rechtsſätze, neben der Entwicklung ihres Inhaltes und ihrer Tragweite auch ein gewiſſes kritiſches Moment als Element der wiſſenſchaftlichen Darſtellung, zu der der Verfaſſer durch ſein langjähriges Studium, durch ſeine langjährige Lehrthätigkeit kompetenter erſcheint als Jemand Anderer.

Dr. J. U.

Statiſtik

des böhmiſchen Braunkohlen-Verkehrs der k. k. priv. Auſſig-Teplitzer Eiſenbahn im Jahre 1871. Im Selbſtverlage der Auſſig-Teplitzer Eiſenbahngeſellſchaft.

Es wäre wohl überflüßig, auf die Bedeutung der Kohlenproduktion und deren Verfrachtung in Böhmen hinzuweiſen. Daß ſtatiſtiſche Daten in dieſer Beziehung aber von größtem Werthe ſind und eine Fülle intereſſanten Stoffes für Jedermann, nicht blos für den Nationalökonomen liefern, dürfte wohl auch ohne Zweifel ſein. Wir begrüßen daher vorliegende Brochüre, die ſich mit der Statiſtik des böhmiſchen Braunkohlenverkehrs der k. k. Auſſig-Teplitzer Eiſenbahngeſellſchaft im Jahre 1871 beſchäftigt, mit großer Freude, um ſo mehr, als die Darſtellung ſelbſt eine wohl- und überſichtlich geordnete iſt und uns auf 42 Seiten einen vollkommenen deutlichen Uiberlick gewährt.

Der Verkehr iſt in den 32 Tabellen in drei Hauptkategorien getheilt, und zwar in den Lokal-, dann in den Tranſitoverkehr mit dem Inlande und endlich in den Tranſitoverkehr nach Deutſchland.

Der erſte enthält die zur Elbe behufs Einſchiffung transportirten Quantitäten, alle Sendungen nach den Stationen der eigenen Linie, ſowie diejenigen für den eigenen Regiebedarf.

Der Tranſitoverkehr nach dem Inlande begreift alle auf dem Wege von Auſſig gehenden Kohlenſendungen einerſeits in der Richtung gegen und über Prag, andererſeits in der Richtung über Bodenbach-Tetſchen nach der böhmiſchen Nordbahn.

Der Tranſitoverkehr nach Deutſchland endlich enthält alle über Auſſig und Bodenbach gehenden Sendungen nach Deutſchland.

Wenn wir die Betriebsmittel der Auſſig-Teplitzer Bahn für den Kohlenverkehr vom J. 1861 bis 1871 betrachten, wie ſie überſichtlich in der Tabelle II dargeſtellt ſind, ſo müſſen wir über den rieſigen Aufſchwung ſtaunen, den Produktion und Verkehr genommen haben. Während 1861 blos 5 Lokomotive und 130 Wagen in Betrieb ſtanden, dienen 1871 bereits 25 Lokomotive und 1230 Wagen dem Verkehr. Während im Lokalverkehr 1861 die Zahl von 5,443.300 Zollzentner verfrachtet wurden, beträgt der Verkehr im Jahre 1871 bereits 23,819.400 Zentner. — Der Geſammtkohlen-

verkehr bezifferte ſich aber mit Ende des verfloſſenen Jahres auf 27,830.420 Ztr., während er 1861 blos gegen 6 Mill. betragen hatte; täglich wurden durchſchnittlich 94.022 Ztr. verladen.

Es dürften dieſe herausgeriſſenen Ziffern genügen, um darzuthun, wie intereſſant die Durchſicht des ganzen Werkes iſt. Dasſelbe iſt mit großem Fleiße zuſammengeſtellt und erhält durch die zwei kartographiſchen Darſtellungen einen erhöhten Werth.

Ferner ſind der Brochüre noch zwei Karten beigegeben, wovon die erſte eine Uiberſichtskarte der Eiſenbahnen im Braunkohlenrevier Auſſig-Kommotau, die zweite aber die Cirkulation der der Auſſig-Teplitzer Eiſenbahngeſellſchaft zur Transportirung übergebenen Braunkohlen darſtellt; beide Karten ſind ſchön und anſchaulich gezeichnet. Jedem, der ſich für heimiſche Produktion und heimiſchen Verkehr intereſſirt, ſei die Brochüre warm empfohlen. Kw.

Geographie.

Dr. H. Langes neuer Volksſchul-Atlas über alle Theile der Erde. 32 Karten in Farbendruck. Ausgabe für Oeſterreich. Herausgegeben vom Deutſchen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag.

Der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag, welcher ſich durch die Publikation populärer Schriften um die Hebung des Fortſchritts bereits mannigfache Verdienſte erwarb, hat durch die Herausgabe des vorliegenden Atlas neuerdings gezeigt, daß es ihm darum zu thun ſei, zur Erweiterung der geographiſchen Kenntniſſe im Volke ſein Schärflein beizutragen. Das im Druck und Verlage von Georg Weſtermann in Braunſchweig bearbeitete Werkchen iſt von Herrn Dr. Lange rein und fleißig gearbeitet, und es wird dabei auch der öſterreichiſchen Monarchie die gebührende und für uns nothwendige Rechnung getragen, indem ihr allein ſieben Blätter gewidmet ſind. Die Zeichnung der einzelnen Karten iſt durchwegs korrekt und der bei ſo kleinen Dimenſionen häufig vorkommende Fehler der Uiberladung iſt mit großem Geſchicke vermieden, indem doch alles Wichtige vorkommt und die Deutlichkeit nicht darunter leidet. Namentlich gilt dieſe glückliche Darſtellung von den Gebirgen, die richtig ſchraffirt und dennoch ſo gehalten ſind, daß nebenbei der Druck ſehr gut leſerlich iſt.

Der Verfertiger dieſes Atlaſſes war ſich ſeiner Aufgabe vollkommen bewußt, und wenn er in der kurzen Vorrede ſagt: „Competente Urtheile ſtimmen darin überein, daß namentlich bei den meiſten der bisherigen Schulkarten die Uiberfülle des gegebenen Stoffs zu rügen ſei, weil dieſelbe die Uiberſicht hindert und die Schüler eher verwirrt, als ihnen ein klares Bild von den betreffenden Ländern vermittelt!“ — ſo hat er hiemit den einzig richtigen Standpunkt für Schulkarten eingenommen, und man kann ihm das Zeugniß geben, daß er das Maßhalten verſtand.

Zieht man nun ferner den außerordentlich ſtaunenswerth billigen Preis von blos 36 kr. für alle 32 Karten in Betracht, ſo muß man mit Recht ſich der Hoffnung hingeben, daß dieſer Atlas jene Verbreitung findet, die er in ſo hohem Grade verdient, und es hat ſich mit der Herausgabe dieſer billigen Volksausgabe der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe neuerdings den Anſpruch auf den Dank des Publikums erworben. Kw.

Poeſie.

Moritz Hartmann.

So iſt er denn nicht mehr der freiheitsbegeiſterte Dichter von „Kelch und Schwert“, der wackere, unermüdete Vorkämpfer für freies Wort, freien Gedanken und freie That. Er iſt in der Vollkraft eines Mannes heimgegangen. Deutſchland verliert einen Dichter, einen Sänger, wie er nur immer der Literatur einer Nation zur Zierde gereichen kann; wir einen Landsmann, der ſein Vaterland treu und wahr geliebt, der wie ein echter Kämpe ungeſcheut, keck und kühn, jede Gefahr mißachtend, für die Wohlfahrt desſelben eingeſtanden iſt. Liebe und Begeiſterung, thatkräftige und berechtigte Schwärmerei für das große deutſche Vaterland und für deutſches Weſen, das war der Grundcharakter des verſtorbenen Edlen. Ein geſinnungstüchtiger Patriot und ein echter Dichter, wahrhaft von „Gottes Gnaden,“ der ſeiner Miſſion als ſolcher unter Aufbietung ſeiner ganzen dichteriſchen Kraft und unter allen möglichen dadurch in einer drängenden und gährenden Zeit heraufbeſchworenen Gefahren auf's Gewiſſenhafteſte nachkam. Er lebte ein unruhiges, vielfach

angefochtenes, verbittertes Leben; nur spärlich hat ihm die Sonne des Glückes geschienen, und da er kaum Ruhe gefunden, kaum durch die ihm allgemach zu Theil werdende, verdiente Anerkennung für eine hingeopferte Jugend einigermaßen entschädigt worden wäre, da stürzt der unerbittliche Genius des noch in der Kraft seiner Jahre stehenden Mannes plötzlich die Fackel um, und so haben sich wohl die gramgebläßten Wangen des Dichters nie mehr rech: in Freude und Glück geröthet und zu früh und nur zu wahr sind die Worte der letzten Strophe eines seiner Gedichte eingetroffen, das in tiefer, lebendiger und inniger Empfindung von den Kämpfen seines Lebens erzählt. Es sei hier nur theilweise citirt:

Ich kehrte heim nach langen Jahren,
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig mild:
„„O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!""

O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.
Ob nun in Freude, ob im Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
„„O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!""

— — — — — — — —

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören, —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
„„O Gott! wie blaß sind Deine Wangen!""

Moritz Hartmann ist am 15. Oktober 1821 zu Duschnik, einem Dorfe bei Přibram, geboren. Die Gymnasialstudien begann er in Jungbunzlau und vollendete sie zu Prag, wo er sich 1838 an der Universität immatrikuliren ließ. Als Gymnasiast dichtete er bereits mit großer Fertigkeit lateinische Verse. In Prag wurde er bald mit Isidor Heller und Alfred Meißner bekannt und legte mit diesen die Erstlingsprodukte seiner Muse in Rud. Glaser's „Ost und West" nieder, einer Zeitschrift, die der Sammlungspunkt der literarischen Thätigkeit in Deutschböhmen war und aus der sich rasch eine frische Blüthe einer gewissen Romantik entwickelte. Namentlich waren es da M. Hartmann, K. E. Ebert, Alfred Meißner und Frankl, die bald das Interesse Deutschlands an der von dieser Seite nicht versehenen, allerdings noch jugendlichen, aber gefühlvollen, frischen und thatkräftigen Poesie erregten. Die böhmischen Wälder, die man bereits vergessen zu haben schien, entsandten mit einem Male einen frisch sprudelnden Quell, der sich erfrischend und neu erquickend selbst über Deutschland ergoß, denn die Poesie unserer vaterländischen Dichter manifestirte sich in der That als eine neue, innige, wahre Poesie im Vergleiche zu den von der Spekulation und zersetzenden Philosophie allmälig verstimmten Dichtungen der Norddeutschen in der damaligen Zeit. Unsere Dichter gaben sich bald mit den übrigen österreichischen Dichtern einer Richtung hin, die man füglich „österreichische Schule" betiteln könnte, in der die waltende Idee bald der bestimmt ausgesprochene Zeitgedanke war, z. B. bei Carl Beck, in unserer Heimat vornehmlich bei M. Hartmann und Alfr. Meißner. In Folge dessen war die Poesie allerdings eine allzu tendenziöse, aber der frische Hauch der Zeit, das Objektiviren dessen, was „in der Luft schwebte", ließ diese Poesie bald allenthalben liebgewinnen. Man interessirte sich in Deutschland für das Bestreben unserer jungen Talente dermaßen, daß „Ost und West" bald zahlreiche Mitarbeiter von dieser Seite zählte, so: Rückert, W. Alexis, Sallet, Leop. Schäfer, W. Müller, Gutzkow, Freiligrath, Prutz, Fouqué, Gaudy, Herm. Kurz, Stieglitz, Kaufmann, Mosen u. a.

Zu diesem erfreulichen, allmäligen Aufschwunge der Literatur und Poesie bei uns trug nun der Verstorbene wesentlich bei, ja bei ihm war das idealistische, ausgesprochen deutsche Streben, verbunden mit dem thatkräftigsten Eifer, durch ein festes, geistiges Band das deutsche Böhmen mit dem großen deutschen Mutterlande zu einigen, vielleicht am Schärfsten zum Ausdruck gekommen.

Im Jahre 1840 ging M. Hartmann an die Universität in Wien; hier wurde er mit Lenau und Ernst von Feuchtersleben bekannt; für Letzteren war er von großem Einflusse auf das treffliche: „Zur Diätetik der Seele." 1842 nahm er eine Hofmeisterstelle bei der Familie

Lieben an, die er aber 1844 wieder aufgab, nachdem er Oeſterreich, Italien, die Schweiz und das ſüdliche Deutſchland bereiſt hatte. Lenau rieth ihm 1844, ſeine Gedichte, denen er eine reiche Verbreitung vorherſagte, zu veröffentlichen, was Hartmann auch in Leipzig that. Dieſe Sammlung „Kelch und Schwert“ machte den jungen Dichter raſch bekannt und erlebte innerhalb weniger Wochen eine zweite Auflage. In derſelben hat er ſeinem bisher zurückgehaltenen, glühenden Patriotismus Ausdruck gegeben, was ihm natürlich unter der Metternich'ſchen Herrſchaft, da er ſich der öſterreichiſchen Cenſur entzog, die größten Unannehmlichkeiten brachte. Er ging nach Brüſſel und Paris und gab 1846 einen Band „Neuer Gedichte“ (Leipzig 1847) heraus; in Paris lernte er Béranger, Alfred de Muſſet und Heine kennen. Nach einem Jahre ging er in ſeine Heimat zurück, indem er, durch eine Zeitungsnachricht irregeführt, glaubte, daß ſein Prozeß niedergeſchlagen ſei; doch kaum war er in Prag angelangt, als er ſchon verhaftet wurde. Durch die Februarrevolution wurde er wieder frei, worauf er vom Leitmeritzer Bezirke in die deutſche Nationalverſammlung in Frankfurt gewählt wurde, in der er ſich der äußerſten Linken anſchloß; mit deren Abgeordneten ging er auf die Barrikaden und im Oktober begleitete er Robert Blum nach Wien, floh hierauf nach Frankfurt und veröffentlichte die ſarkaſtiſche „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ (Frankfurt 1849), eine bittere Satyre der Zeit, die vielleicht zu bitter und leidenſchaftlich iſt, als daß ſie nicht dadurch poetiſche Einbuße erlitten hätten. Von Oeſterreich aus wurde er ſteckbrieflich wegen Hochverrath, Aufwieglung, Majeſtätsbeleidigung ꝛc. verfolgt, entging aber der Verfolgung durch die Flucht nach der Schweiz, wo er wieder emſig ſchrieb, dichtete und ſtudirte. Im Jahre 1850 durchwanderte er Frankreich, England, Irland und Schottland, lebte den Winter über wieder in Paris, bereiſte das nächſte Jahr die Provence und Languedoc, welche Reiſe uns das gehaltvolle „Tagebuch aus Provence und Languedoc“ brachte. Um dieſe Zeit veröffentlichte er auch zwei treffliche epiſche Poeſien, die reizende Idylle „Adam und Eva“ in 7 Geſängen (Leipzig 1851), die in ihrer Ruhe den lieblichſten Contraſt zu den aufgeregten früheren Dichtungen bietet, und „Schatten“ (Darmſtadt 1851), eine Sammlung mehrerer poetiſchen Erzählungen, die ſein echt epiſches Talent bekunden. 1852 ging er nach der Bretagne und im nächſten Jahre nach England. Bald ſetzte er ſich ein entfernteres Reiſeziel, indem er ſich nach dem Orient einſchiffte und anderthalb Jahre daſelbſt verblieb. Im Jahre 1855 kam er todtkrank nach Paris und lag dort 2 Jahre als Reconvalescent. Nach ſeiner Geneſung bereiſte er Deutſchland, die Schweiz und Italien; 1861 heiratete er in Genf und wurde daſelbſt Profeſſor der deutſchen Literatur an der Akademie. Zwei Jahre darauf zog er nach Stuttgart, wurde Redakteur der „Freya“, die er bald zur Blüthe brachte und begab ſich im Herbſte 1868 nach Wien, wo er eine hervorragende Stellung bei der „Neuen freien Preſſe“ inne hatte und am 18. Mai dieſes Jahres zu früh für die Literatur und die Seinen verſtarb.

Das iſt der kurze aber bewegte Lebensgang eines begabten, energiſchen Mannes, der ihm mehr Unannehmlichkeiten, mehr Kämpfe als Freuden und Genüſſe gebracht. Und doch hat er es ſo ehrlich gemeint, hat ſo redlich geſtrebt; iſt ihm im Diesſeits keine genügende Entlohnung zu Theil geworden, ſo möge jeder Patriot, jeder Deutſchböhme, jeder Landsmann dieſes wackeren Streiters ihm nach dem Tode ein wohlverdientes, würdiges Andenken wahren!

Was Hartmann's Bedeutung für die Dichtkunſt und Literatur anbelangt, ſo gehört er zu jenen Erſcheinungen, die, halb verſtanden, auf die verſchiedenſte Weiſe beurtheilt werden. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er in „Kelch und Schwert“ durch Reflexion und Pathos die eigentliche Poeſie zu erſetzen ſtrebte, aber gewiß mit Unrecht, wie ihm auch von anderen Literaturhiſtorikern wieder die künſtleriſche Ehrenrettung zu Theil wurde, denn Hartmann iſt wahrhaft ein Dichter von Talent, thatſächlicher Befähigung und durchaus von tüchtiger Geſinnung. Seine Werke alle zeigen von dem tiefſten, wärmſten Gefühle und von reichſter Gedankenfülle, — was wohl bei wirklichem, ernſten Eingehen und Eindringen in ſeine Schöpfungen nie mit Pathos oder Reflexion verwechſelt werden kann. Immer drückte Hartmann das, was er als Dichter dachte und fühlte, klar, kurz und doch in ſchönſter, untadelhafter poetiſcher Form aus. Wenn er allerdings hie und da das Abſtrakte liebte, oft fremde Worte ſelbſt in den Reimen gebrauchte, mitunter als Dichter mehr zum Geiſte und zum Verſtande als zum Herzen und zum Ge-

müthe ſprach, ſo dürfen wir dieſe allerdings wenig poetiſch wirkende Erſcheinung nicht als Charakteriſtikon für den Dichter gelten laſſen, denn es iſt das nur hie und da Ausnahme, durchaus keine beliebte Manier Hartmann's.

Bei Hartmann überwiegt, wie dies ſchon ſeine trefflichen epiſchen Poeſien, die wir angeführt, zeigen, das epiſche Element bei weitem das Lyriſche. Seine poetiſchen und proſaiſchen Erzählungen ſind in ſich vollendeter, ſeinem Talente entſprechender als ſeine lyriſchen Produkte. Es iſt dies eine Thatſache nicht bei Hartmann allein, ſondern bei allen deutſchböhmiſchen Dichtern. Ein hiſtoriſcher Geiſt lebt in ihren Dichtungen. Mit großer Vorliebe wandten ſich die Dichter in unſeren Gauen, z. B. dem Romane zu, aber der Grund, daß unſere Dichter trotz der reichen Produktivität in der Romanliteratur verhältnißmäßig weniger Vortreffliches geleiſtet, liegt darin, daß ſie das Intereſſe des didaktiſchen Romanes zu ſehr in die Situation, das des Unterhaltungsromanes zu viel in die Perſonen gelegt. Es ſcheint eine eigene Caprice unſerer gewiß ſehr befähigten Romandichter zu ſein, die aber viel verdorben hat. Man betrachte nur z. B. Herloßſohn, der ſich lediglich nur nach dem Geſchmacke des Leſepublikums gerichtet hat und nur ſpannen wollte und ſo trotz ſeiner Phantaſie und ſeines unverkennbaren Darſtellungstalentes nicht Ausgezeichnetes leiſten konnte, wozu er doch befähigt geweſen wäre. Es ſei dies nur ein Beiſpiel für mehrere, um obige Behauptung zu rechtfertigen, da die weitere Ausführung dieſer Thatſache außer der Aufgabe dieſer Skizze liegt. Davon aber war Moritz Hartmann und ſind mit ihm unter den Neueren namentlich Alfr. Meißner und Mich. Klapp würdige Ausnahmen. Hartmann's epiſche Dichtungen ſind durchwegs glänzende Belege ſeines ausgeſprochenen Talentes für die Epik. Seine poetiſchen Erzählungen haben wir ſchon erwähnt; die Proſadichtungen, ſeine Romane und Novellen ſind durch und durch gelungen, ſowohl was die Wahl der Stoffe, Anlage und Ausführung anbelangt. Es ſeien davon erwähnt: „Der Krieg um den Wald“ (Frankfurt 1850), eine Erzählung, die das Weſen der böhmiſchen Bauern trefflich ſchildert; „Erzählungen eines Unſtäten“ (Berlin 1858), die ſich größtentheils auf eigene Erfahrungen und Erlebniſſe gründen, welche er in ihnen poetiſch verarbeitete. „Novellen“ (Hamburg 1863); „Nach der Natur“ (Stuttgart 1866); „die letzten Tage eines Königs“ (Stuttgart 1866), vielleicht das trefflichſte Produkt unter den Romanen unſeres Dichters.

Als Dramatiker verſuchte er ſich in „Gleich und Gleich“ einem Luſtſpiele, das voll geiſtreichen Humor's iſt und ſich durch treffliche Erfindung auszeichnet.

Und ſo kann man gewiſſenhaft, nachdem man Hartmann, wenn auch nur mit ziemlich oberflächlicher Einſicht nach allen Seiten ſeiner dichteriſchen Thätigkeit betrachtet, in das wohlverdiente Urtheil einſtimmen, das ein bekannter Literaturhiſtoriker (H. Kurz) mit Bezugnahme auf ein Lied Hartmann's über dieſen fällt. Der Dichter ſingt:

„Ein einzig Lied nur möcht' ich ſingen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erſpäht,
Der alle Wunden macht geſunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbrochner Becher
Das Lied mir, das ich ſang bis jetzt —
Ich ſchlürfe draus, ein durſt'ger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt.“

— — — — — —

Kurz meint dann: „Der Dichter klagt zwar, daß ihm noch kein Lied gelungen ſei, in welches er ſein ganzes Leben und Fühlen habe zwingen können, daß es ihm wie dem Zauberlehrling von Göthe noch nicht gelungen ſei, das rechte Wort zu finden; wir würden aber in dieſer Klage ſchon den wahren Dichter erkennen, der ſtets mit ſeinen, auch den beſten Leiſtungen nicht zufrieden iſt, wenn wir ihn nicht ſchon in einer Reihe von Dichtungen als ſolchen liebgewinnen müßten.“

Nein, das Lied unſeres Landsmannes war kein zerbrochener Becher, es iſt uns eine für alle Zukunft lebendige Reliquie des früh Dahingegangenen; möchten ſie alle Stammesgenoſſen, alle Deutſchen hoch in Ehren halten!

J. N.

Vom Büchertiſch der ſchönen Literatur.

Wir fangen mit dem Neueſten zuerſt an. S. Hellers poetiſche Wohlthätigkeitsſpende iſt zwar nur ein dünnes Büchlein, aber bietet vollauf des Intereſſanten. Man konnte ſich wohl deſſen verſehen, daß ein Autor von dem Rufe S. Hellers dem utiliſtiſchen Zwecke nur mit Bedeutendem ſein Opfer darbringen werde. In der Regel erzeugt es eine Art Voreingenommenheit, wenn ein Dichter zugleich auch und nach ſeinem vorragenden täglichen Schaffen Kritiker iſt. Je ausgezeichneter er ſich auf dieſem Gebiete bewegt, deſto größer wird das Mißtrauen gegen ſeine eigentlich produktive Ader. In der Individualität Hellers — eines ſtupenden Gelehrten — begegnen ſich aber in frappanteſter Weiſe kongruirend der poſitive und negative Pol eines auf äſthetiſchem Felde raſtlos thätigen Kopfes. Die vorliegende, vom Hilfskomité des deutſchen Caſino herausgegebene Sammlung bringt Hellers Gedichte auf blos 62 Seiten in ziemlich kleinem Format, aber einen volldufligen Strauß der verſchiedenartigſten Blumen. Die einfachen Feldblumen der Lyrik, die H. in die Mitte des Straußes gemiſcht, ſind ausgezeichnet klare kryſtallhelle Blüthen; ich hebe hier namentlich hervor: „Vor dem Gewitter," „Später Frühling," „Menſchgefühl" und „Spaziergang." Auch manche kichernde Ranunkel befindet ſich darunter, wie „An Etliche," „Verſchiedene Anſicht," „Zur Beherzigung;" manche ſchwülle Hollerblüthe, wie: „die Nacht" — dafür ſcheint aber der Dichter in einem „Bußgebet" von erhabener Schönheit Sühne zu ſuchen. Von wahrer Pracht und plaſtiſcher Durchbildung des Ausdruckes ſind die aus dem Zaubergarten Armidas geholten mythologiſchen und antikſtofflichen Blüthen. Ihnen innewohnt harmoniſch Kraft und Anmuth zugleich. Es ſind dies die Gedichte „Endymion," „Geſang der Titanen," „Salamis," „das Gaſtmal des Titus;" ſie ſind aber mehr paraphraſtiſch gehalten und ſetzen die genaue Vertrautheit mit den behandelten mythiſchen und hiſtoriſchen Stoffen voraus.

Einen kühnen Griff in das moderne politiſche Leben thut Heller mit den in ihrer Form unvergleichlichen Sonetten und hier ſprudelt ein bei Sonettiſten ſelten gehörter Humor auf. Es ſind die Schwertlilien des Blumenſtraußes, und bald wilder edler Zorn, der ſich gegen alle Vergewaltigung empört, bald beißender Witz zieht gegen die unerquicklichen politiſchen Kataſtrophen der Letztzeit mit echt deutſchem Gemüth und in echt deutſcher Weiſe zu Felde. Begeiſterter Groll athmet in dem Sonett „Deutſchland" (1859), ſo wie in den nächſtnachfolgenden, dagegen ſind die Sonette „Schildbürgermährlein," „Vogelweisheit," namentlich aber „Auction" (1966), wo einmal das Junkerſchwert, welches vor 100 Jahren die kleinen deutſchen Länderchen wegfegte, als unbezahlbare Rarität auf den Markt kommen wird, — Piecen von wahrhaft Anaſtaſius Grün'ſchem Humor, der der ſich mit Platoniſcher Formreinheit einigt. Nur um der Sonette willen wünſchen wir dieſem prachtvollen nebſtdem auch an ſeinen Epigrammen und tiefſinnigen Gnomen ſich erfreuenden Büchlein die vollſte Verbreitung.

Von einem Dichter des Ahasver zu dem andern findet ſich ein natürlicher Übergang, zumal wenn neben dem „Teut", auf den wir einmal ſpäter zu ſprechen kommen, die neueſte Auflage von Robert Hamerlings „Sinnen und Minnen" als ein alter Freund vertraulich uns anlächelt.

Es war eine Zeit lang Mode, und ſie wirkt auch in dieſem Augenblicke noch theilweiſe nach, den „Epiker" Hamerling vor dem Lyriker allzuſehr zu erheben. Namentlich „Sinnen und Minnen" ſtellte man theilweiſe als unreife Erſtlingsfrucht, theilweiſe als „Mittelgut" dar, wie es häufig in der Jetztzeit verfrachtet wird. Dem ſtimme ich nicht ganz bei, denn in einer bedeutenden Zahl von Gedichten dieſer ſchon durch die Mannigfaltigkeit der Produktion ganz exquiſiten Sammlung reckt der Löwe ſeine erſten Klauen hervor. In vielen, vielen Tönen klingt ſchon der gewaltige Hamerling an, deſſen geſtaltende und beſchreibende Kraft die meiſten hervorragenden Dichter früherer Schule einige Meilen weit zurückläßt. Es iſt wahr, der lyriſche Impuls iſt ein geringerer, Hamerling dichtet meiſt mit der Phantaſie, allein auch das ſinnende reflektirende Weſen in ihm iſt eine zweite Potenz. Alle Fehler und alle Vorzüge dieſes hochbegabten Dichters, der mit Recht unter den ſüdlichen der beliebteſte geworden iſt, finden wir ſchon im Keime bei „Sinnen und Minnen." Hamerling iſt weder ein reiner Lyriker, noch ein reiner Epiker, ſondern er iſt ein Reflexions- und Tendenzdichter, ſeine Muſe iſt ein Ruf der Zeit, ein Schmerzenskind der jüngſten Zeit. Das echt öſterreichiſche Gemüth der Wiener Dichterſchule darf man bei

H. weder ſuchen, noch finden. Seine Muſe iſt nicht einmal ſpecifiſch deutſch, geſchweige öſterreichiſch, ſie iſt kosmopolitiſch, modern tendenziös durchweg. Die etwaigen Gebrechen der Hamerlingſchen Muſe gehen aus ihren Vorzügen hervor.

Gibt es eine zartere ſinnigere Seelen- und Naturbeſchreibung zugleich als in dem letzten Gedichte der Sammlung „der geblendete Vogel"!? — Aber dieſe zarte Sinnigkeit, dieſe lebendige Darſtellungskraft, bei welcher ſich der Dichter mit dem Vogel identificirt — verleitet ihn zu einer auffallenden Ausbreitung dieſes zarten Stoffes, der auch in zwei Strophen wirkſam geſungen ſein könnte. Iſts nicht mit den blendenden Beſchreibungen im „Ahasver" genau ſo? Das Trop der Üppigkeit in der Beſchreibung mancher Scenerie, das knapp an der Grenze des Bombaſtiſchen oder Überladenen ſteht, geht es nicht eben aus dem Vorzug einer fabelhaften Kraft der Beſchreibung hervor? — Endlich ſind die Nacktheiten im „König Sion," die Lüſternheiten ſeiner echtes Leben athmenden Geſtalten nicht die Folgen der richtigen Erkenntniß, des ſcharfen Blickes und der nervöſen, faſt elektriſchen Entzündbarkeit des Autors für dieſes Ferment? —

Wer ſo innerlich anzuſchauen, äußerlich zu beſchreiben vermag wie Hamerling, dem liegt wohl die Gefahr nahe, auch das Unerlaubte reizend zu ſchildern und im Zwielichtſchein, im Rembrandtſchen Halbdunkel äſthetiſcher Berechtigung das zweifelhaft Ethiſche gleichfalls als ein Berechtigtes darzuſtellen. Daß Hamerling nebſt ſeiner hohen inneren Begabung aber auch ein vortrefflicher Verskünſtler iſt, beweiſen ſchon ſeine gelungenen Sonette in „Sinnen und Minnen." Über die Einführung antiker Formen in die jetzige poetiſche Aera dürfte ſich Manches ſagen und ſtreiten laſſen. Namentlich ſind Hamerlings Nachahmer und Nachahmerinnen in dieſer Richtung bisher nicht beſonders glücklich geweſen. Wir laſſen dies auf ein anderes Mal.

Gleich neben Hamerling liegt auf meinem Tiſche eine im Brockhausſchen Verlage in neuer Auflage erſchienene Sammlung „Poetiſche Fragmente von Dranmor." Dieſer Poet iſt ein Heros der neueſten Zeit, eine genialere Begabung hat ſich jüngſt nirgendwo ausgeſprochener geltend gemacht.

Wer iſt Dranmor? Ähnliches fragt Niemand bei Hamerling und doch iſt Dranmor ein Epigone auf gleicher Höhe der Bedeutung ſtehend, ja durch die Lebensfarbe ſeiner Poeſie, die in jeder Faſer ebenſo innere Wahrheit, als auch das Kolorit des Selbſterlebten an ſich trägt, nur noch um einen Grad bedeutungsvoller.

Selbſt Typus beſitzt Dranmor manche Seiten, die ihn bereits bekannten Poeten verwandt machen. Byrons unbefriedigte Fauſtnatur, Zweifelsſucht, Lebensmüdigkeit und finſterer Trotz blitzen von der Stirne dieſes Gewaltigen, Freiligraths naturwahres Kolorit beſitzt er als prachtvoller Touriſtenmaler, Hugo Ölbermanns realiſtiſchen Aufſchrei im Trotze und das Kernige, Feſte, Erhabene manches andern deutſch-amerikaniſchen Dichters. Organiſch und elementar, wie der Sturm am Ocean kommt und geht, den der Dichter nach allen Seiten bereits durchkreuzte, ſo organiſch und elementar, ſo ſpontan aus dem innerſten Herzen gegriffen oder aus dem jüngſten factiſchen Erlebniß wachſen die wechſelnden Empfindungen unſeres Poeten bald rieſig empor, bald wieder verflattern ſie als zarte Libellen.

Von ſeiner Jugend an — an die Schweiz gekettet, führte dieſer transatlantiſche Poet ein wechſelvolles Wanderleben. Er gibt ſich und ſeine Kreuz- und Querzüge mit wahrhaft photographiſcher Treue. Man liebt, leidet, fürchtet, zweifelt und verzweifelt mit ihm. Es iſt ſo, als wäre man auf hoher See neben dieſem merkwürdigen Manne geſeſſen und hätte ſeine Klagen in die heulenden Wellen tönen gehört, ſeine Klagen und Beſchwerden über alles Nichtige im Erdenleben.

Wie rührend tönt ſeine Klage: „Ich möchte ſchlafen gehn, dort wo die Tannen ſtehn, dort möcht' ich ſchlafen gehn;" wie rührend beſchreibt er uns die Idylle der „Fiſcherhütte," wie ſehnt er ſich immer und immer wieder aus der betäubenden Pracht der Tropen nach dem helvetiſchen Tannengrün. Mitten durch dieſe ſüßen Klänge dringt ein Lenauſcher ironiſcher Laut nur noch kräftiger, ſeine Beſchreibungen fremder Zonen ſind wohl nicht prachtvoller, aber wahrer als die Freiligrathſchen, und von ſeinen vielen Übertragungen namentlich engliſcher Muſter hat ſich dieſer durch und durch originelle Dichter eine feſte Gliederung der Sprache und ich möchte ſagen das Gehämmerte, Ausgearbeitete des Freiligrath'ſchen Verſes angeeignet.

Dieſem Buche Dranmor's muß man Freund ſein, wenn man in demſelben auch nur geblät-

tert. Der Leſer meiner Revue möge ja nicht verſäumen, Dranmor's intereſſante Bekanntſchaft zu machen, denn ich zweifle, daß der Leſer ihn kennt wie ſeinen Hamerling. Das „Naturwahre“ iſt das Hauptkriterion dieſer politiſchen Fragmente, die wir nur bald noch in erneuerter Auflage vermehrt vor uns ſehen wollten! —

Ein ſeltſamer Tiſchnachbar zu dieſem Lord Byron'ſchen Geiſte iſt die dritte Auflage der Gedichte Vincenz Zusner's. Wie iſt hier Alles ſo enggerahmt, eingeſchränkt, maßvoll. Ein lieblicherer Gegenſatz zu der erſtcharakteriſirten Dichternatur läßt ſich kaum denken. Auch Zusner ſieht nicht allzufreundlich in das Getriebe der Gegenwart, aber erfriſcht ſich wieder im Walde, ſammelt ſich zu kleinen ſtrengen ethiſchen Betrachtungen und läßt ſeinem echt öſterreichiſchen deutſchen Gemüth durch mikroſkopiſche Anſchauung erwünſchten Spielraum. Sein Name in alphabetiſcher Ordnung unter den letzten zählt nicht unter dieſe, weil er es wahr und ernſt mit ſeiner Muſe meint und ſeine Geſinnung edle Beſcheidenheit ziert. Milde Ergebung in herbe Geſchicke, philoſophiſche Ruhe, die den inneren Kampf beſiegt und vor Allem die reine Sprache an das Herz charakteriſiren faſt all die Mignondichtungen dieſer dritten Auflage. Als ein Prototyp herzlichſter Gemüthlichkeit in dem ſtarken Buche gilt das bewegende Refraingedicht: „Denkſt Du noch daran?“ — Wer ſolch ein Gedicht ſingen kann, iſt ein echter Dichter. Eine erhabene Stimmung durchpulſt das Stück: „Die Feiertage“ — der Dichter ſpricht darin von den Feiertagen der Seele. Meiſterhaft ſind die kleinen, „Im Walde“ überſchriebenen Naturbilder durch Tiefe und Wahrheit des Eindrucks und durch die Mannigfaltigkeit der daran geknüpften Betrachtungen. Es ſind meiſt nur Zweiſtrophengedichte, bald ein feinpointirter Feuilletongedanke, wie „im Dickicht,“ bald eine Gnome lehrhaft, didaktiſch und durchaus doch ungelehrt, wie „die Staude,“ bald fabelartig naturbetrachtend eine Scene des Thierlebens, wie „Schnecke und Wieſel“ oder „Schwalbe und Amſel,“ bald wieder ein treffliches Genrebild, das nach der Farbe und dem tüchtigen Pinſel eines künftigen Malers lechzt, wie das unvergleichlich ſchöne „Beim Jägerhaus“, bald eine ergreifende Antitheſe: „Das Menſchenherz iſt groß und weit“ gegenüber dem Ausſpruch: „Und wieder iſt das Herz ſo klein.“ Es ſind dies Alles Miniaturmalereien der bedeutendſten Art, für die wir den Maler in mancher Minute an das Herz drücken möchten. Dieſe Waldlieder forderten mich zu einem Vergleiche mit jenen des Verfaſſers der „harmloſen Gedanken“ auf. Auch die letzteren haben den Kern des Selbſterlebten, Selbſtempfundenen im hohen Maße an ſich, ſie klingen einheitlicher, im Ganzen harmoniſcher aus als die Zusner's, während die letzteren wieder eine buntere Färbung des Inhalts für ſich haben.

Nun ſchließe ich meine heutige Revue mit der Erwähnung eines Buches, mit welchem ich eigentlich anfangen ſollte; es iſt dies Karl Ziegler's „Vom Kothurn der Lyrik.“ Carlo Pago plänkelte bereits vor Jahren in öſterreichiſchen Taſchenbüchern, man las von ihm bei manchem Trefflichen auch Verfehltes. Dieſe excentriſche Dichternatur gehörte immer zu den Entdeckern, Nachſpürern nach fremden ſeltſamen Pfaden auf der Domaine der Poeſie. Sein Talent hat ſich in dieſem neueſten Opus bedeutend vertieft und gekräftigt. Der Dichter wird aus Staatsmitteln ſubventionirt und ſein ſtrebſames Weſen verdient es. Nicht, daß mich Alles durchweg befriedigt hätte. Hier ſtößt ein gewaltſamer Effekt ab, dort die Sucht, in dem Leſer Schauer zu wecken, aber einige dieſer Oden reichen an das Schönſte in dieſem Genre Geſchaffene. Meiſter der Sprache übt ſie der Dichter in manchem Gedichte nicht blos klangrein, ſondern melodiſch, und wie Muſik. Herrlich z. B. iſt „Duft und Wein,“ „Sie ſind wahr,“ „Sängerfahrt.“ Auch die nicht am höchſten Kothurn ſtehenden, hie und da eingeſtreuten lyriſchen wie „Frage“, „Zwei Wachende“ tönen wie ein zarter Hauch. Die Reimung der Odenſtrophe gelang dem Dichter in vorzüglichem Grade, eine Schwierigkeit, über welche manch' formelles Talent ſchon geſtolpert.

K. W. H.

Reiſebeſchreibung.

Reiſe des Mönches Reginbald Möhner, Benedictiners von St. Ulrich, in die Niederlande im Jahre 1651. — Herausgegeben von Dr. P. L. Brunner.

Die hinterliſtige Politik Richeliens hatte es bekanntlich im 30jährigen Kriege ganz beſonders darauf abgeſehen, Frankreich wie einen Keil in die coloſſale ſpaniſche deutſche Macht des Hauſes Habsburg einzutreiben und dieſelbe

zu vernichten. Anfangs nur auf Conspirationen mit den Schweden, auf Wühlereien unter den Reichsständen sich beschränkend, mußte Frankreich im J. 1684 nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen die Maske fallen lassen und trat nun verbündet mit Holland gegen Spanien offensiv auf. Im Frieden zu Münster löste Letzteres das Bündniß und schloß gegen Anerkennung seiner Freiheit mit Spanien Frieden. 1647 ernannte Philipp IV. zum Statthalter der von den Franzosen schwer bedrängten Niederlande den Bruder des K. Ferdinand III. Erzherzog Leopold Wilhelm, einen im deutschen Kriege erprobten und geschulten Kriegsmann, der i. J. 1649 sogar gerufen von Condé mit einem Heere Paris bedrohte und 1651 mit dem berühmten Kriegshelden Turenne den Franzosen oder eigentlich den Heeren Mazarin's fast alle früheren Eroberungen abnahm. Im Jahre 1651 nun schickte Kaiser Ferdinand auf „Ansuchen des spanischen Ambassadors 24 Compagnien zu Fuß und 6 Compagnien zu Pferd" unter dem Kommando des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden auf den Niederländischen Kriegsschauplatz. Bei ihnen war unser Möhner Feldkaplan. Möhner ist so recht das Prototyp eines deutschen Mönches seiner Zeit: Gelehrt und fein gebildet, so daß das Kloster St. Ullrich von ihm mehr als 10 Handschriften, die er mit eigener Hand mit kunstvollen Wappen und Zeichnungen zierte, bewahren kann (ein Sammler von bienenartigem Fleiße, der getreueste und subtilste Chronist seiner Vaterstadt und seines Klosters, von wahrhaft anmuthender Jovialität, stets ruhigen und heiteren Gemüthes). Gezwungen durch die Kriegsereignisse durchstreift er 1635 — 39 und wieder 1646—51 die Donauklöster Oesterreichs und freiwillig ergreift er nochmals 1651 den Wanderstab, um den Kriegszug in die Niederlande mitzumachen. Die Erfahrungen aller dieser Wanderungen und Kreuz- und Querfahrten hat er in einem 330 Blätter starken „Itinerarium" niedergelegt, welches der obgenannte Gelehrte in dem 35. Jahresberichte des historischen Kreis-Vereins für Schwaben und Neuburg für das Jahr 1869 und 1870 theilt im Auszuge, theils vollständig, und es gilt letzteres von der Niederländischen Fahrt, zum Abdrucke bringt. Für uns bietet der erste Abschnitt der letzteren ein um so größeres Interesse, als ein Theil des Kriegsvolkes den Weg durch das westliche Böhmen einschlug. Wir können es uns nicht versagen, die Aufzeichnungen des Ordensmannes wenigstens theilweise hier wiederzugeben. Am 11. Juni übertreten die Reisenden bei Schwarzbach die böhmische Grenze: „Ein kleiner schwarzer Bach scheidet Oesterreich von Böhaimb, alßo daß man Oesterreichischer Seiten noch ganz gut teutsch, über den Bach aber nit anderst als böhmisch reden hört."... In der Nacht kam der Troß in ein ruinirtes Städtlein, „welches weder Mauern noch Tore, auch kaum 9 Häuser aufrecht stehent gehabt", Leuteritz. [1]) Am 12. ritten sie früh zeitlich durch die „schöne Vestung" Budweis, von da in das Dorf Wildstein, allwo sie von dem Edelmann auf seinem „halb abgebrannten" Schlosse gar fein traktirt wurden, und von hier nach Wodnian, wo die zweite Nachtherberge aufgeschlagen wurde. In Strakonitz erfuhren sie den nächsten Tag, daß ein Regiment Leopolds in Eger gemeutert hätte, worauf der Fürst „mit aigner Hand 4 Radelsführer aus der Compagnia bei den Haren gezogen" und aufhenken ließ. Als sie sich am nächsten Tage reisefertig machten, um gegen Nepunck [2]) zu reiten, bemerkt Lieutn. Gebenhausen, „daß sein Jung ihme etliche Sachen abgezwackt und sich heimlich davongemacht habe." Der Unfall scheint aber auf die Gesellschaft gerade keine schlechten Eindruck gemacht zu haben, denn Möhner macht hiezu die bissige Bemerkung: „Er war übel zufrieden, wür aber lachten nur seiner, daß er einem Böhmischen Jungen seine Sachen anvertraute."

Bei Angabe der Route von Horajdiowitz (Drasczwicz nennt er es) ist unserm Möhner ein großer Irrthum unterlaufen, indem er den Zug vor dem Kloster Kladrau und dem Schloße Grünberg vorbei nach Nepomuk gelangen läßt. Hier fanden sie einen Beckenknecht wegen eines um 10 fl. willen an seinem Vetter begangenen Raubmordes auf's Rad geflochten. „Zu Mittag" erzählt das Itinerarium weiter, „haben wir einen Lieutnant und sein Frauen zu Gast geladen, welcher an diesem Ort die Schweine gehütet. Dieser guette Gesell ware abgedankht, wuste kein Handtwerkh und hatte kein Gelt, mueste sich also dergstalt hinbringen. Sein Dochter, ein feines Mensch, mußte unter diesen weilen bei den Schweinen verbleiben. Auf die Nacht kamen wir in den Markt Postawitz, fanden allda etlich Tragoner von

[1]) Lebenitz im Budw. Kreise. [2]) Nepomuk.

Glattau, welche unser adeligen Aufwartersdiener, so vor etlichen Jahren von ihnen in die Schlesier ausgerissen gehabt, angepackt haben — worauf sein Herr ihn mit fl. 15 loslöste. Es würde die Nacht unser Bagage sowohl wegen der Bauern, welche nach Böhmischer Art gern aufräumen, als wegen der Dragoner nit sicher gestanden, sofern nit Oberstl. von Demutstein und Oberst von Liechtenstein zur Glattau zur uns gekommen wäre und diese Nacht mit uns lustig gewesen wäre." — Kann es eine bessere Beleuchtung der traurigen Zustände unseres Heimatslandes nach dem fürchterlichen dreißigjährigen Kriege, ein besseres Bild des recht- und gesetzlosen Zustandes geben, als die so flüchtig hingeworfenen, so naiven Streiflichter unseres Reisenden? — Und nun zum Schluß noch ein lustiges Stücklein, das Meibinger und neuere Anekdotenkrämer von den berühmten Städten Tripstrill oder Schilda zu erzählen pflegen. In Festo St. Viti am 15. Juni kamen die Reisenden in das „kleine, saubere" Städtlein Mies. „Die ganze Gemeinde haben wür in Frölichkeit gefunden, den ein liederlicher Gaukler und Daschenspieler hatte einen kleinen Hundt bei sich," dessen Possen er sehen ließ. Die Leuth befanden sich gegen erlegten Geld heuffig auf dem Rathaus. Der Herr Primas ladete auch uns aus grossen Ehren dazu, wür aber, als welche gröffere Lust zum Mittagsessen, als dieser Narretei abzuwarten gehabt, schickten ein Laggaien, welcher, weil er die Liverei starkh mit Silber verbremt gehabt, neben dem Primas in ein Sessel gesetzt und hochgeehrt worden." — Wohl etwas derb, aber drollig! — Von da gings unbehindert weiter über Karlstein, neben Schloß Teubel vorbei, über Saudau am 17. Juli nach Eger, wo sie beim General Jean de Wörth, „welcher sich daselbst des Sauerbrunns bediente" — speißeten, und von da an den wilden „wegen der dahin verbannten Teufflen ungeheuren" Bichtelberg.

Die hier angeführten, zu uns in besonderer Beziehung stehenden Stichproben genügen, um die humoristische und witzige, dabei aber zugleich gewissenhafte Darstellungsweise des Ordensmannes erkennen zu lassen; wir haben sie mit lebhaftem Interesse gelesen. Die an Notizen über die Kriegführung, über hervorragende Personen und niederländische Städte und Kirchen reiche Beschreibung endet mit dem 8. Januar 1652, an welchem Tage Möhner nach Augsburg in sein Kloster zurückkehrte, von wo aus er am 27. September 1672 die größte Reise in die Ewigkeit antrat. **K. K.**

Lexikographie.

Heinrich Belt: Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Breslau, Otto Korn.

Es ist eine dankeswerthe Arbeit, die an eigenthümlichen Ausdrücken sehr reiche deutsche Bergmannssprache in ein umfangreiches Lexikon gebracht zu haben. Der Bergmann wie der Wortforscher wird viel Interessantes in dem Buche finden, da der Verfasser mit großer Sorgfalt viele alte und neue Quellen benützte und ein ansehnliches Quellenverzeichniß seiner lexikographischen Arbeit voransetzt. Dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor das alte und wohl erste deutsche Bergbuch: Der Ursprung gemeyner Berckrecht, wie die lange Zeit von den alten erhalten worden u. s. f. auf dem letzten Blatt: durch Johann Kaselberger auß der Reichenaw in druck verordnet. Incun: ohne Jahrzahl und Druckort als Quelle benutzt hätte, da darin nicht weniger als circa 100 Bergwörter erklärt werden, dieses demnach der erste Prodrom der Arbeit eines Bergwörterbuches ist. Ebenso vermissen wir Lazarus Erckers Beschreibung allerfirnemist Ertz- und Berckgwerk Prag 1574, und wollen diese und noch einige andere Quellen, welche namhaft zu machen wären, dem verdienstvollen Verfasser für später zur Berücksichtigung empfehlen. Gleichzeitig machen wir auch darauf aufmerksam, daß nicht Johann, wie der Autor irrthümlich pag. XIX. angibt, sondern Mathes Enderlein von Zwönitz, s. Z. Bergmeister in Joachimsthal, die Wenzeslaische Bergordnung verdeutscht hat. **L.**

Bibliographie.

A.

Berg, Wilh., Gedichte. 16. (V, 117 S.) Prag, Hunger.

Bronn, Wilh., Kalobiotik, oder die Kunst schön zu leben. Wissenschaftlich aufgefaßt. 2. unv. Aufl. 16. (XVI, 195 S.) Prag, Silber & Schenk.

Girgl, Therese, Haushaltungskunde. Ein Lehr- und Lesebuch f. Schule u. Haus. 2. Hft. gr. 8. (S. 111—216) Prag, Dominicus im Comm.

Hackenberger, C. M., Lehrbuch der Haushaltungs-Kunde. Ein Handbuch f. alle Fami-

lien, beſond. aber f. Lehrer, Lehrerinnen u. höh. Mädchenſchulen. gr. 8. (XIII, 144 S. m. 6 Holzſchntaf. u. e. Steintaf.) Teplitz, Prag, Dominicus.

Hallwich, Dr. Herm., Reichenberg u. Umgebung. Eine Ortsgeſchichte m. ſpecieller Rückſicht auf gewerbl. Entwicklg. 1. Halbbd. gr. 8. (256 S.) Reichenberg, Jannaſch.

Mach, E., Zur Theorie des Gehörorgans. 2. unv. Abdr. (Aus „Sitzungsber. D. k. Akad. d. Wiſſ.") Lex. 8. (23 S.) Prag, Calve.

Ott, Karl E. v., Vorträge über Baumechanik. Gehalten im deutſchen Polytechnikum in Prag. 2. Thl. 1. Lief. enth. die Normal-, Schub- u. Biegungs-Elaſticität ſammt deren Anwendung. gr. 8. (178 S. m. eingedr. Holzſchnitten.) Prag, Dominicus.

Taſchen-Ausgabe der Geſetze für das Königreich Böhmen.

— — Nr. **50**. Geſ. v. 25. Juli 1871 betr. die Einführung einer neuen Notariats-Ordnung. Commentirt von einem praktiſchen Juriſten und mit einem alphabetiſchen, nach Schlagwörtern abgefaßten Materien-Regiſter verſehen. Geſetz v. 25. Juli 1871 betr. das Erforderniß der notariellen Errichtung einiger Rechtsgeſchäfte. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **51**. Die Geſetze über die Einführung eines Allgemeinen Grundbuchs-Geſetzes und das Verfahren bei Anlegung, Ergänzung, Wiederherſtellung oder Änderung von Grund- oder Bergbüchern vom 25. Juli 1871. Commentirt von einem praktiſchen Juriſten. Mit einem alphabetiſchen, nach Schlagwörtern abgefaßten Materien-Regiſter. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **52**. Geſetz in Betreff der Regelung der polizeilichen Abſchaffung und des Schubweſens vom 27. Juli 1871. Geſetz über Beſchränkung der außerordentlichen Berufung und Beſchwerde gegen gerichtliche Entſcheidungen in Strafſachen und über Regelung der gerichtlichen Competenz bei Behandlungen der Strafausſchubs- und Gnadengeſuche vom 28. Juli 1871. Geſetz über die Einrichtung und den Wirkungskreis der Bergbehörden vom 21. Juli 1871. Finanzgeſetz für das Jahr 1871 v. 14. Juli 1871. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **53**. Geſetz v. 7. Juli 1871 betr. die Erprobung und periodiſche Unterſuchung der Dampfkeſſel ſammt Verordn. vom 12. Oct. 1871 betr. die Sicherheitsvorkehrungen gegen Dampfkeſſel-Exploſionen ſammt den Beſtimmungen v. 15. September 1858 über die Prüfung der zur Bedienung oder Ueberwachung einer Dampfmaſchine oder eines Dampfkeſſels zu verwendenden Individuen und zwei Tabellen über die höchſte effective Dampfſpannung, nebſt einigen anderen auf den Schutz der körperlichen Sicherheit bezüglichen Geſetzen über den Betrieb der binnenländiſchen Dampfſchiffahrt, die Erzeugung und den Vertrieb explodirender Stoffe und die Gaserzeugung. Commentirt von einem praktiſchen Juriſten. Mit einem alphabetiſchen, nach Schlagwörtern abgefaßten Sachregiſter. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **54**. Die Poſtverordnungen vom 12., 13., 14. und 15. Oct. 1871 betr. die Einführung v. Poſtnachnahmekarten, die Änderungen in d. Beſtimmungen üb. d. Poſtnachnahmen, die Fahrpoſtſendungen und die Poſtanweiſungen. Geſetz üb. d. Erwerb- u. Einkommenſteuer von an beſt. Standorte gebund. Erwerbsunternehmungen v. 27. Juli 1871. Erlaß d. Fin.-M. betr. d. Verfahren bei d. Zuckerausfuhr geg. Steuer-Rückvergütung v. 9. Aug. 1871 Organiſationsſtatut f. d. Wien. Weltausſtellung im J. 1873. Regulativ f. d. Verſendung von Giftſtoffen auf Eiſenbahnen v. 26. Aug. 1871. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

Wedewer Herm., Die Erziehung vom katholiſch-chriſtlichen Standpunkte betrachtet nebſt Vorſchlägen zur Umbildg. u. Erwterg. der Selecten-Schule zu Frankfurt a. M. 2. Ausg. gr. 8. 44 S. Prag, Tempsky.

C.

Fontane Th., Der deutſche Krieg von 1866. Mit Illuſtr. v. Ludw. Burger. 2 Bde. 2. Aufl gr. 8. Berlin, v. Decker. (Inhalt: 1. Der Feldzug in Böhmen u. Mähren. Mit 13 groß. Port., 11 groß. Gefechtsbildern auf 24 Holzſchnitt-Tafeln, 234 in den Text gedruckten Abbildungen und 39 Plänen in Holzſchnitten. XII. 735 S. — . . .).

Im Auftrage des Ausſchuſſes redigirt von Karl Werner. k. k. Landesſchulinſpektor.

Druck der Bohemia, Actien-Geſellſchaft für Papier- und Druckinduſtrie in Prag. Selbſtverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. Dezember 1872.

II. & III.

Geschichte.

Die Kirchengeschichte Böhmens von Anton Frind. 3. Band. III. Zeitraum: Der Verfall der Kirche Böhmens. 1. Abtheilung; Die Hussitenzeit. Prag 1872. Verlag v. F. Tempsky.

I.

Von der nun seit fast zehn Jahren begonnenen Kirchengeschichte Böhmens legt uns der Herr Verfasser Anton Frind, welcher inzwischen Canonicus des Prager Metropolitan-Capitels wurde, hiemit den dritten Band vor, der sich seinen beiden Vorgängern an Werth und Gediegenheit nicht blos anschließt, sondern sie sogar übertrifft, indem jetzt dem Verfasser bedeutend mehr Quellen zu Gebote standen, die er auch fleißig benützte und von denen er „redlich Gebrauch machte."

Die in diesen Blättern im Jahre 1866 über die zwei ersten Bände der Kirchengeschichte erschienene Beurtheilung des Werkes schloß mit dem Wunsche, der Verfasser möge Muth und Ausdauer für die Fortsetzung sich bewahren, die uns in die wichtigste, aber auch schwierigste Periode unserer vaterländischen Kirche einführt.

Diesen Muth und diese Ausdauer hat Frind sich bewahrt, und so entrollt er uns das Bild der Kirche in den Hussitenzeiten, ein Gemälde, reich an innerem, wechselvollen Leben und lehrreich für die Jetztzeit und für das Verhältniß des böhmischen Clerus zur nationalen Bewegung unserer Tage, wenn er sich die Lehren der Geschichte überhaupt zu Herzen nehmen will.

In der Einleitung des 3. Bandes zeigt der Verfasser, wie die Glanzperiode des böhmischen Clerus mit Karls IV. Zeiten sinken mußte, und gibt in kurzem die Gründe dieses Sinkens an. Zum großen Theil war der Clerus selbst schuld, da ihm allmählich sein eigentlicher Beruf abhanden gekommen war und eine Menge Sinekuren, das besonders in den Klöstern herrschende Wohlleben, die Eifersucht zwischen Säcular- und Regulargeistlichen und endlich die Unterordnung unter bloß einen Bischof das Ansehen desselben schwächen mußte. In der That waren auch alle Stände gegen den Clerus eingenommen: Der Adel, weil er durch das Übergewicht der Geistlichkeit selbst den alten Feudalstaat bedroht glaubte und mit Neid und Mißgunst auf die reichen Dotationen der Priester blickte; die Städte, weil der Clerus der Entwicklung der Freiheiten im Wege stand und durch sein übermüthiges Leben Skandal erregte; endlich der Bauernstand, weil der Groll gegen die im Überflusse lebende Geistlichkeit gegenüber der eignen Noth stets im Wachsen war. Dazu gesellte sich auch eine nationale Gährung, ferner die Neugestaltung der Stellung des Papstes in der christlichen Welt, das traurige Schisma, der Beginn der Wycleff'schen neuen Lehre und endlich der schlimme Privatcharakter des Königs Wenzel.

Im 2. Kapitel schildert der Verfasser die kirchlichen Oberhirten des Landes und ihre Administration in der Zeit von 1379 bis 1431 (Seite 14—67) Erzbischof Johann v. Jenstein (1379—1400) war ursprünglich ein Lebemann, bis die im Jahre 1380 wüthende Pest, die auch ihn an den Rand des Grabes brachte, seine gänzliche Sinnesänderung bewirkte, so daß aus dem leichtfertigen Weltmenschen ein strenger Asket ward. Daß er namentlich bei der Starrheit und Schroffheit, womit er dem Könige Wenzel gegenüber trat, bald viel zu leiden hatte, ist begreiflich, und daß er auch beim Clerus, von dem er ein strenges, bußfertiges Leben forderte, eben nicht beliebt war, liegt auf der Hand. Namentlich gerieth er mit dem Könige in Konflikt, weil er sorgfältig über seine eigenen Rechte wachte und den Willkürlichkeiten des Herrschers entgegen trat.

Am härteſten trafen der König und der Erzbiſchof bei dem Tode des Abtes Racek in Kladrau zuſammen. Wenzel wollte Kladrau zum Bisthum erheben und daher die Wahl eines Abtes verhindern. Allein kaum war Racek geſtorben, ſo ſchritten die Conventualen zur Wahl des neuen Abtes Olenus, der vom Generalvikar Johann von Nepomuk confirmirt wurde. Vor der Wuth des Königs flüchtete Jenſtein nach Raudnitz, kehrte aber über die Drohungen Wenzels nach Prag zurück. Hier wurden ſeine Begleiter gefangen genommen und der Generalvikar Johann v. Nepomuk, nachdem er mit mehren andern der Folter unterzogen wurde und ſtandhaft geblieben war, in die Moldau geworfen (20. März 1393). Die ausführliche Darſtellung der Urſachen des Mordes des hlg. Johann v. Nepomuk bietet nichts weſentlich Neues dar, und es wird die Anſicht aufrecht erhalten, daß der König noch einen beſondern Groll gegen den Märtyrer gehabt habe, weil er das Beichtgeheimniß der Königin nicht verrathen wollte.

Was den Erzbiſchof Jenſtein ſelbſt betrifft, ſo fallen in ſeine Zeiten bereits die Anfänge jener Lehren, die zur Stiftung pietiſtiſcher Sonderkirchen Veranlaſſung gaben; die Prediger Conrad Waldhauſer, Johann v. Milič, Johann Stěkna, Wenzel Rohle, beſonders aber Mathias v. Janow, der die Heiligenbilder verbrannt wiſſen wollte und alle Reliquienverehrung für unnütz erklärte, und mehre Andere tauchten unter ihm auf, und obgleich Jenſtein die Reinheit des Glaubens in ſeiner Diöceſe zu bewahren wußte, ſo waren es doch bereits die Vorboten künftiger Ereigniſſe, die hier ihre Schatten warfen. Jenſtein reſignirte 1396 auf ſein Metropolitenamt zu Gunſten ſeines Neffen Wolfram von Škworez.

Dieſer wußte ſich beſſer als ſein Vorgänger in die Launen des Königs zu ſchicken, wird aber trotzdem als tüchtig in ſeinem Amte geſchildert, das er bis zu ſeinem 1402 (1. Mai) erfolgten Tode inne hatte.

Ihm folgte nach kurzer Sedisvakanz Nicolaus Puchnik, der mit Johann v. Nepomuk gefoltert worden war, aber in ſeinem Schmerze alles gelobte, was der König forderte. Noch bevor er aber die päpſtliche Confirmation erhalten hatte, ſtarb er 19. Dezember 1402 und nun wählte das Metropolitanſtift den Zbinko Zajic von Haſenburg (September 1403), der „noch jung an Jahren, aber nach dem Vorbilde Chriſti gebildet, alt und ehrwürdig durch Untadelhaftigkeit ſeiner Sitten" war, wie ein Zeitgenoſſe berichtet. Obgleich er aber mannigfache Kenntniſſe beſaß, ſo war doch die Theologie ſeine ſtarke Seite eben nicht und er wird nicht mit Unrecht von der gleichzeitigen Univerſitätschronik als „in doctrina sacra nullus" bezeichnet. Er beſtellte den Johann Hus als Sittenprediger und bemühte ſich, eingeriſſene Mißbräuche in der Kirche abzuſtellen.

Damals war gerade das päpſtliche Schisma und Zbinko entſchloß ſich nach langem Zögern zur Obedienz des zu Piſa neu gewählten Papſtes Alexander V. überzutreten. Unter ihm brach die huſitiſche Bewegung aus, die er anfänglich nicht richtig auffaßte, weil ihm eben theologiſche Kenntniſſe mangelten; doch als er die häretiſche Richtung dieſer Bewegung erkannt hatte, trat er der Aktion mit aller Kraft entgegen. Sie war jedoch ſtärker als er; von allen Seiten bedrängt, ſuchte er Hilfe beim ungariſchen Könige Sigmund, ſtarb aber 28. September 1411 in Preßburg.

Ihm folgte auf den erzbiſchöflichen Stuhl der bisherige Leibarzt des Königs Albik, der jedoch den Stürmen der damaligen Zeit nicht gewachſen war, die Würde bald niederlegte und ſich mit der Wyšehrader Probſtei zufrieden ſtellte. An ſeine Stelle trat durch Pfründentauſch der bisherige Biſchof von Olmütz Konrad v. Věchta, „mehr Weltmann als Geiſtlicher und daher am allerwenigſten geeignet, in einer ſo ſchwierigen Zeit das geiſtliche Oberhirtenamt des Landes zu übernehmen."

Obgleich ſchon 1412 gewählt, verzögerte ſich doch ſeine Confirmirung, ſo daß er erſt am 17. Juli 1413 zu Prag inthroniſirt wurde, nachdem durch die Verbannung des Hus das Interdikt über dieſe Stadt aufgehoben worden war. Er gab „wahrſcheinlich aus Unkenntniß der Theologie und Furcht vor dem Könige zugleich," wie Frind meint, die mündliche Erklärung ab, daß er in den Reden und Vorträgen des Johann Hus niemals etwas Ketzeriſches gefunden habe. Sein Anſehen als Erzbiſchof galt übrigens nicht mehr viel, da von dem neuen böhmiſchen Herrenbunde, der ſich am 5. September 1415 conſtituirt hatte, die Auctorität der nun ſchon völlig huſitiſch gewordenen Univerſität als die einzig maßgebende in Glaubensſachen erklärt worden war.

Während er anfänglich noch für den urſprüng-

lichen Glauben eintrat, wandte er ſich nach der Schlacht am Žižkaberge den Huſiten zu und ward ein Werkzeug der „Prager.“ Das glaubenstreue Kapitel ſagte ſich von ihm los, beſtellte einen Adminiſtrator und bewirkte ſeine Exkommunikation (2. Jäner 1426). Er ſelbſt zog ſich, faſt von Niemanden mehr beachtet, nach Raudnitz zurück, wo er am 24. Dezember 1431 ſtarb.

II.

Der 3. Abſchnitt umfaßt die Geſchichte von Johannes Hus und der kirchlichen Bewegung während ſeiner Zeit.

Bis 1398 war Hus noch vollkommen korrekt in ſeinen Lehren, bis bekanntlich die Wykleff'ſchen Lehren nach Prag kamen, denen er ſich anſchloß. Zu der neuen Bewegung, die dadurch hervorgerufen ward, geſellte ſich bald eine zweite — die nationale. „Wer war“ — ſagt Frind — „geeigneter, der geiſtige Führer derſelben zu ſein, als eben der vielgeprieſene Wiedererwecker der nationalen Sprache und Literatur? Hinter wem ließen ſich leichter auch unedle Zwecke verbergen, als hinter dem über allen Verdacht erhabnen Reformator und Patrioten? Darum ſtand denn auch hinter Johannes Hus der nationale Adel, der mit einem Auge nach den reichen Kirchengütern ſchielte, die ſeine Ahnen einſt aufgehäuft hatten, und mit dem andern nach dem immer mächtiger werdenden deutſchen Bürgerthume, das aller Gewalt der Großen für immer ein Ende zu machen drohte. Es ſtand hinter ihm das lange Zeit zurückgeſetzte Slaventhum in Prag und auf dem Lande, das ſich nach Wiedergewinnung der verlornen Herrſchaft ſehnte. Es ſtellten ſich aber auch Männer hinter ihn, die noch ganz anderes im Sinne trugen als Kirchenreform und nationalen Ruhm — wir meinen die Widerſacher Sigismunds und des Königthums.“

Die nationale Bewegung zeigte ſich am deutlichſten in der Univerſitätsfrage, wo Hus mit den Böhmen ſeine größten Triumphe gegen die Deutſchen feierte — freilich ſehr zum Nachtheile der Hochſchule für alle folgenden Zeiten. — Bald darauf wurde er als Ketzer erklärt, in den Bann gethan und die Stadt Prag mit dem Interdikt belegt. Was weiter folgte, iſt bekannt genug. Hus ging am 11. Oct. 1414 nach Koſtnitz, woſelbſt der über ihn verhängte Kirchenbann zeitweilig ſuspendirt wurde. Allein ſchon im Novbr. wurde er gefangen geſetzt, nach langen Verhandlungen ihm am 5. Juni 1415 das erſtemal vergönnt, ſich vor dem ganzen Concile zu vertheidigen. Am 7. und 8. desſelben Monats fanden die zwei letzten Verhöre ſtatt, worauf am 6. Juli der Urtheilsſpruch erfolgte, der ihn als Irrlehrer ſeiner Prieſterwürde entſetzte und ihn dem weltlichen Arme übergab, durch den er den Verbrennungstod erlitt. Hieronymus, Huſens Freund, folgte ihm 30. Mai 1416 im Tode nach.

In Böhmen bildete ſich nun der „Herrenbund,“ deſſen Aufgabe war, „die Freiheit des Predigens zu ſchützen, ungerechten Bannſprüchen ſich zu widerſetzen, der biſchöflichen Gewalt nur dann zu folgen, wenn ſie im Sinne der hlg. Schrift gehandhabt werde, ſonſt aber in Angelegenheiten des Glaubens ſich an die Prager Univerſität zu halten.“ Daneben entſtand allerdings ein katholiſcher Bund, und es fanden auch Reunionsverſuche ſtatt, allein von einer Verſöhnung der Parteien konnte natürlich nicht mehr die Rede ſein. Wenn auch in Prag das Reſtitutionswerk mehr Erfolg zu haben ſchien, ſo war es im Lande ſelbſt doch ſchlimmer um die Sache des Katholicismus beſtellt. Die vertriebenen utraquiſtiſchen Pfarrer verſammelten ihre Gemeinden auf nahen Bergen, denen ſie meiſt bibliſche Namen ertheilten, und bildeten bald einen Bauernbund, der demnächſt höchſt gefährlich werden ſollte.

Bekanntlich erfolgte am 30. Juli 1419 jene Kataſtrophe, welche den Huſitenkrieg unmittelbar einleitete.

Die Zeiten dieſes Huſſitenkrieges bilden die 4. Abtheilung des Frind'ſchen Buches. Die Schilderungen ſind dem Zwecke des ganzen Werkes angemeſſen, da ſie ſich eben nur auf jene Dinge beſchränken, die in einer Kirchengeſchichte verwendbar ſind. Am wichtigſten ſind die Verhandlungen am Concile in Baſel, in Folge deren die Compactaten entſtanden, welche den endlichen Zielpunkt für Vereinigung der Parteien bildeten. Kaiſer Sigismund, dem es nur darum zu thun war, ſo bald als möglich von der Krone Böhmens Beſitz ergreifen zu können, verſammelte in Brünn am 2. Juli 1435 einen Congreß, auf welchem die Legaten des Concils mit zehn Perſonen des Herrn-, zehn des Ritterſtandes, acht Prager Bürgern, je einem Abgeordneten der königlichen Städte und fünf utraquiſtiſchen Prieſtern zuſammen traten.

Es gab dabei noch allerdings viele schwebende Punkte, die aber von Sigismund mit dem Versprechen erledigt wurden, er werde die Forderungen, die besonders von Seite der Utraquisten gestellt wurden, beim Concil erwirken, sie möchten nur einstweilen nachgeben. Das geschah auch im Vertrauen auf das kaiserliche Wort und sie nahmen die Compactaten an. Anderseits waren jedoch die Abgesandten des Concils bemüht, den Kaiser zur Rücknahme seines schriftlichen Vertrags mit den Böhmen zu bestimmen, und erlangten in der That 8. Jänner 1436 in Stuhlweißenburg insgeheim und ohne Vorwissen der Böhmen das mündliche kaiserliche Versprechen, daß er sich in Sachen des Glaubens und der Kirche nicht einmischen werde. Erst dann vertrauten die Abgesandten des Concils wieder und es wurde der förmliche Friede in Iglau abgeschlossen. Jubellieder und Glockengeläute verkündeten ihn in der Nähe und Ferne, der Kaiser selbst weinte vor Freude. Aber es war ein Friede auf Täuschung gebaut. Uiber kurz oder lang mußte es da doch wieder zu Streit und Zwiespalt kommen.

Hiemit schließt die in diesem Bande bearbeitete Kirchengeschichte; denn was jetzt folgt, zeigt das äußerst interessante, in dem allgemeinen Rahmen eingeschlossene Detail und gibt ein Bild von dem trostlosen Verfalle der kirchlichen Institute des Landes.

Es gab fast nach den Hussitenkriegen keine geistlichen Güter mehr. „Zuerst" — sagt Frind — „hatten die utraquistischen Herren und Stände sich beeilt, nicht nur die kirchlichen Bauwerke der Vorzeit gründlich zu verwüsten, sondern auch die reichen Schenkungen kirchenfreundlicher Väter wieder an sich zu nehmen, theils aus Mehrung des eigenen Besitzes, theils als Deckung für die Unkosten des Krieges. Dies bestimmte aber auch wieder die katholischen Stände, ihrerseits von geistlichen Gütern zu besetzen, was sie nur vermochten, damit es ihren Gegnern nicht in die Hände falle. Dazu kam auch noch, daß König Sigismund sich bewegen ließ, seinen Getreuen über die bereits besetzten und andere noch zu besetzende Güter förmliche Pfandbriefe auszustellen, lautend auf bestimmte Summen, bald für geleistete Dienste, bald für die bloße treue Bewahrung, bald für baar erfolgte Anleihen, oft auch für alle diese Titel zugleich."

Später widerrief er zwar diese Verschreibungen und erklärte sie für rechtsunwirksam, allein er blieb sich auch hier nicht consequent und „so gab es endlich fast gar keine geistlichen Güter mehr. Selbst der geringe Eigenbesitz der Pfarrkirchen war im Eigenthum der Grundherren oder der Gemeinden aufgegangen und die zahlreichen Stiftungsdotationen der bekannten Erectionsbücher waren verschollen."

Nach den Hussitenkriegen wurde übrigens utraquistischerseits bezüglich der geistlichen Güter eine ganz neue Rechtsanschauung geschaffen: Kirchengut sei nämlich königliches Kammergut und stehe im Falle der Noth dem Könige zur Verfügung. „Allerdings" — meint hierüber Frind — „sprachen die Basler Compactaten das Besitzrecht der Kirche vom neuen aus; aber dem betreffenden Artikel wurde wieder von Seite eines Theils der Böhmen die Forderung entgegen gestellt, daß unter der besitzenden Kirche immer nur die Gesammtheit der Gläubigen, nicht aber die Geistlichkeit zu verstehen sei. Diese Forderung wurde allerdings vom Concile niemals gewährt, aber auch von den Utraquisten nicht aufgegeben. Da war es am Ende noch ein Vortheil, daß man utraquistischerseits das Kirchengut wenigstens noch als mittelbares königliches Gut gelten ließ. So war es doch — wenn es ja wieder zu Stande kam — gegen die Willkür des Adels und der Gemeinden gesichert."

Auf den nun folgenden Seiten des Buches (von 162 bis 321) gibt nun der Verfasser eine detaillirte Spezialgeschichte des Erzbisthums, der Bisthümer, Capitel und geistlichen Orden; er bespricht den Verfall der Prager Universität und beleuchtet auch die Verhältnisse jener Bisthümer, die, außerhalb Böhmens liegend, Diöcesanantheile während des Hussitenkrieges in Deutschland hatten. Dieser Abschnitt zeigt von besonderem Fleiße in Benützung aller Quellen und Hilfsmittel und verbreitet ein klares Licht über die sonst so dunkeln und verwirrten Kirchenverhältnisse Böhmens während der traurigen Kriegszeit. Die Zusammenstellung — wenn sie auch dem großen Publicum etwas ferner liegt — ist eine sehr schöne und übersichtliche; es dürfte nach dieser trefflichen Arbeit kaum mehr Neues für diese Periode geboten werden können.

Und so hoffen wir denn, daß auch die nachfolgenden Perioden der Kirchengeschichte Böhmens, die uns der gelehrte Herr Verfasser in nahe Aussicht stellt, mit derselben historischen Treue, mit demselben feinen Verständnisse für alles Wesentliche und Unwesentliche und mit

demſelben Fleiße in Benützung des vorhandenen reichen Materiales bald vor uns liegen werden, wie der eben beſprochene Zeitraum.

Die dem Buche angereihten urkundlichen Beilagen, ſo wie die Copie der älteſten gedruckten Karte Böhmens von Nicolaus Claudianus in Jungbunzlau aus 1518, die im verkleinerten Maßſtabe von Frind herausgegeben iſt und den Süden oben, den Norden unten, links Oſten und rechts Weſten gezeichnet zeigt — bilden eine werthvolle Bereicherung des Buches. Druck und Papier aus dem rühmlich bekannten Verlage F. Tempsky's laſſen nichts zu wünſchen übrig. **Kw.**

Die neueren katholiſchen Orden und Congregationen beſonders in Deutſchland, ſtatiſtiſch, canoniſtiſch, publiciſtiſch beleuchtet von Dr. Joh. Fr. v. Schulte. Berlin 1872. C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.

„Deutſche Zeit- und Streitfragen" iſt der Titel von Flugſchriften, deren Herausgabe vor Kurzem von Fr. v. Holtzendorff und W. Onken begründet wurde, zwei Männern, deren Namen einen bekannten und berühmten Klang in der Welt der deutſchen Wiſſenſchaft haben. Die Kenntniß der Gegenwart iſt das Motiv und Motto dieſes Unternehmens. Die Gegenwart fordert von den Staatswiſſenſchaften und der Darſtellung der Zeitgeſchichte, „daß ſie, eine Annäherung an die Volksmaſſen ſuchend, zu einem gründlichen Verſtändniß der Gegenwart und zur tieferen Bildung eines geſunden politiſchen Urtheils mehr beitragen, als bisher geſchehen iſt." Darum werden alſo die „Deutſchen Zeit- und Streitfragen die Schule und das Unterrichtsweſen, die großen Angelegenheiten der Gegenwart, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der inneren und auswärtigen Politik ſich zum Gegenſtande ihrer Betrachtungen wählen." — Die bedeutendſten Schriftſteller haben der Sammlung dieſer Beſprechungen von Problemen der Gegenwart ihre Unterſtützung zugeſagt. Auch aus heimiſchem Kreiſe werden Männer genannt, wie Brunner, Merkel, v. Schulte, die an der Löſung der Aufgaben dieſes Unternehmens, das gewiß das allgemeine Intereſſe beanſprucht, Theil haben. So bringt ſchon das 5. Heft dieſer Flugſchriften eine eingehende, intereſſante Abhandlung von Joh. Fr. v. Schulte: „Die neueren katholiſchen Orden" ꝛc. Die Abhandlung verfolgt den Zweck, den Gegenſatz der alten Orden zu den neueren zu erörtern, um die volle Bedeutung der katholiſchen Orden und Congregationen für die Gegenwart, für Staat und Geſellſchaft kennen zu lernen. Zu dieſem Behufe ſchickt Schulte eine hiſtoriſche Betrachtung über das geſammte Ordensleben in der katholiſchen Kirche voraus. Wir erfahren demgemäß, daß erſt im 8. Jahrhunderte, erſt durch das Auftreten von Männern wie Bonifacius, dann um 850 durch die Pſeudoiſidoriſchen Decretalien der Grund zum vollen, allſeitigen Primat des Papſtes gelegt wurde. Eine neue Hauptſtütze für die Macht der Päpſte wurde das Mönchsweſen, beſonders ſeitdem dasſelbe durch die Clugny'ſche Reformation (910) zu hohem Anſehen gelangt war. Die Klöſter wurden von der Biſchofsgewalt eximirt, unmittelbar unter den Papſt geſtellt und mehrere Klöſter in einen Verband gezogen. (Congregationen— Orden). Die Mönchsorden wurden alſo die Vorkämpfer für die Päpſte gegen Biſchöfe und weltliche Herrſcher und von unendlichem Einfluſſe auf die niederen Volksklaſſen. Ohne die Clugny'ſche Reformation, ohne die Klöſter wäre kein Gregor VII. möglich geweſen. — Dieſe Idee, dem Papſtthum einen feſten Stützpunkt in den Orden zu geben, begründete die 1540 von Papſt Paul III. beſtätigte Geſellſchaft Jeſu, deren Organiſation darum eine völlig verſchiedene von der der früheren Orden und Congregationen iſt. Es ſollte eine militäriſch organiſirte Schaar ſein, um gegen die Reformation thatkräftig und erfolgreich anzukämpfen und die Autorität des Papſtes zur Anerkennung zu bringen. Gehorſam und nur Gehorſam iſt ihr Hauptprinzip. Dr. Schulte beſpricht den Jeſuitenorden etwas länger, weil ſeine Organiſation in der Neuzeit von den übrigen Orden mehr oder weniger copirt worden.

Nach dieſer geſchichtlichen Reminiscenz geht Schulte zur näheren Darſtellung der männlichen und weiblichen Orden als ſolchen und zu den bloßen Congregationen, die keine ſolennen Gelübde ablegen, über. Um die Bedeutung derſelben allſeitig darzuthun, gibt er genaue ſtatiſtiſche Uiberſichten derſelben in Deutſchland und das Verhältniß zu der Bevölkerung. Zum ſpeziellen Zweck ſeiner Abhandlung übergehend führt er in Längerem den intereſſanten Beweis, daß vom Staate nicht anerkannte geiſtliche Geſellſchaften viel freier und mächtiger ſind als anerkannte, deren Thätigkeit eine bei weitem

beſchränktere wird. „Gegenüber dem Staate erſcheinen vom abſtracten Standpunkte aus dieſe geiſtlichen Geſellſchaften entweder als Vereine oder als eine Anzahl von Individuen, welche zuſammen wohnen. Ihre Gelübde berühren unmittelbar den Staat ſo wenig, als ihre Pflichten gegen den Obern, ihre Verfaſſung u. ſ. w. Die Orden haben weder als Ganzes Rechtsperſönlichkeit, noch wohnt dieſe dem einzelnen Ordenshauſe ꝛc. bei. Gerade deshalb ſind ſie in unſerer Zeit viel freier, können mehr wirken und beſitzen eine viel größere Macht. Für das reine kirchliche Gebiet kommt zunächſt darauf, wie ſich das Staatsgeſetz zu ihnen ſtellt, nichts an, weil das Kirchengeſetz, ihr Gelübde entſcheidet.“ Die Maſſe ſieht im Gelübde des Profeſſen etwas Freies, Höheres und die Nichtanerkennung desſelben erſcheint ihr nicht ſelten als ein Unrecht. Die Kirche hat dieſe Orden errichtet, und erkennt ſie der Staat nicht an, ſo dünkt es der Maſſe als eine Beſchränkung der kirchlichen Freiheit. Die Profeſſen erſcheinen alſo als Opfer, als „lebender Proteſt“ für die kirchliche Freiheit. „Was es aber heißt, als Märtyrer zu gelten,“ meint Schulte, „bedarf nicht vieler Worte.“ — „Iſt der Orden aber anerkannt, ſo darf er oft, wie z. B. in Oeſterreich, ohne ſtaatliche Erlaubniß unbewegliches Gut nicht veräußern oder belaſten, kurz es läßt ſich Alles controlliren, ſelbſt einziehen.“

Im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der neueren Orden betrachtend, zeigt Schulte dann in eingehender Weiſe, wie ihnen eine größere innere Aktionsfähigkeit, größere Wirkſamkeit zukömmt als den früheren; er bringt die intereſſanten Momente, die es verurſachen, daß die Frauencongregationen heute ſo großen Aufſchwung nehmen, und führt nebſt inneren und äußeren Gründen, die den heutigen Orden ſo zu Statten kommen, noch kirchenpolitiſche an, die ſeit Pius VII., der mit der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ vom 7. Aug. 1814 den Jeſuitenorden wieder herſtellte, bis auf Pius IX. ſo günſtig für das Gedeihen der Orden wirkten.

Zum Schluſſe deutet Schulte Prinzipien an, die eine weiſe Geſetzgebung bezüglich der Orden nicht außer Acht laſſen möge; ſo fordert er z. B., daß der Staat immer in Kenntniß von den Mitgliedern jedes einzelnen Hauſes ſei und Fremde nur unter Beobachtung polizeilicher Vorſchriften aufgenommen werden, daß jedes Individuum ſeine geſetzliche Freiheit behalte und Minderjährige nie ohne Zuſtimmung ihrer Eltern eintreten dürfen. Nie möge ferner der Staat klöſterlichen Perſonen den Unterricht überlaſſen, die ihre Befähigung nicht nachgewieſen haben, und keinen Unterrichtsplan ſo wie die Schulbücher außer ſeiner Controlle laſſen. — Dieſe zeitgemäße Abhandlung Schulte's betrifft gewiß eine der hervorragendſten „Zeit- und Streit-Fragen“ und iſt jedem, der über ſie Aufſchluß begehrt, wohl anzuempfehlen. Das Heft wird vorausſichtlich ſeine weite Verbreitung finden, um ſo mehr, da es auch außer dem Abonnemente der „Deutſchen Zeit- und Streitfragen“ zu ſehr billigem Preiſe einzeln erkauft wird. J. R.

Litraturgeſchichte.

Zwei Dichter Oeſterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von Emil Kuh. Peſt. Verlag von Guſtav Heckenaſt. MDCCCLXXII.

Vor uns liegt ein Werk, das für uns als Oeſterreicher einen doppelten Werth hat, einmal, weil es eine bedeutende Erſcheinung auf dem von uns ſo ſtiefmütterlich behandelten literatur-hiſtoriſchen Gebiete iſt, und zweitens, weil es ſich mit zwei Dichtern beſchäftigt, die jeder in ſeiner Art groß zu nennen ſind und bei dem Auslande noch größere Geltung haben. Emil Kuh, der bekannte Literat und Herausgeber der Werke Hebbels, deſſen perſönlicher Freund er war, gibt uns in dieſem Werke auf 530 Seiten ein anſchauliches Bild Oeſterreichs. Es ſei uns geſtattet auf den Inhalt näher einzugehen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erſte dem Franz Grillparzer, mit deſſen Bildniß, und der Zweite dem Adalbert Stifter, gleichfalls mit deſſen Bildniß, gewidmet iſt. Wohl waren ſchon von Emil Kuh in in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Jäner und Februar 1871) über Grillparzer und in der Wiener Zeitung (Februar und März 1868) über Stifter Monographien erſchienen, aber dieſelben konnten natürlich nicht ſo ausführlich ſein als das Buch. Daher hat dieſes auch für Jene, die die Aufſätze in den betreffenden Zeitungen laſen, ein neues Intereſſe.

Betrachten wir den erſten Theil, der unſeren größten Dramatiker Grillparzer behandelt. Kuh ſucht hier folgende Fragen zu beant-

worten: „Was hat Grillparzer von Wien und Oeſterreich empfangen? Was hat er ſelber mitgebracht? Wie ſtellt ſich ſein Lebensgang dar? Von welcher Beſchaffenheit iſt ſein Gemüth, ſeine Phantaſie? Wie baut er ſein Drama? Worauf legt er darin Gewicht? Wo iſt er ſtark, wo iſt er ſchwach?" und kommt hiebei zu folgenden Antworten.

Thun wir einmal einen Blick auf das Leben und Treiben in Wien zur Zeit der erſten Jugend Grillparzers, ſo finden wir „noch ein nachdunkelndes Bild der Thereſianiſchen und Joſephiniſchen Zeit: engzuſammengeſchobene Straßen, giebelige Häuſer, vielfach in dem düſtern Feſtungsſtyl alten Muſters aufgeführt, mit gedrückten Thoren und vergitterten Fenſtern, hinter denen eine ſorgloſe Fröhlichkeit athmete. An die Sanct Stephans-Kathedrale ſchmiegten ſich noch die Reſte eines Kirchhofs und am Allerſeelentage drängte ſich um die ſteinerne Kanzel des Türkenbekämpfers Capriſtan eine dichte Menge, um den Geiſtlichen zu hören, der den „armen Seelen" eine Predigt hielt. In Buden, mitten in der Stadt, ſpielten die „Kreuzerkomödien", welche dem von Sonnenfels aus dem Schauſpielhauſe geſcheuchten Hanswurſt eine Stätte boten. Im Winter gab es kaiſerliche Schlittenfahrten, die auf dem Burgplatz oder auf dem Hof in einem Schlitten-Cottillon ihren Abſchluß fanden, und glänzende Redouten, an denen ſich ſpäter auch die Kaiſerin, die zweite Gemahlin Franz I. mit ihrem Hofſtaate betheiligte. Augarten, Brigittenau und Prater ſtanden den Sommergenüſſen des Wieners zur Verfügung, und die zahlreichen Privatgärten in den Vorſtädten ſchimmerten im Rococcoglanze mit Taxuspyramiden und Buxbäumen, mit Fontänen, Meergöttern, Glorietten und griechiſchen Tempelchen, wie ſie der Apotheker in „Hermann und Dorothea" liebte. In dem Hauſe manches wohlhabenden Bürgers war die Zimmereinrichtung, aus der Thereſianiſchen Zeit ſtammend, noch durchaus unverſehrt vom Wetzſtein der Joſephiniſchen Mode. Da ſah man noch Tapeten mit ungeheueren Kürbiſſen und indianiſchen Raben bemalt, verſchoſſene Gobelins, Schränke aus Holzmoſaik, Gardinen von chineſiſchem Zitz, Bettſchirme mit ausgeſchnittenen Kupferſtichen beklebt, Pagoden über den Kaminen, ausgeſtopfte Vögel zwiſchen Statuetten aus Meißner Porzellan und jene ſchweren Stuccaturdecken, von derem alten Geſchnörkel die Kronluſter wie drohende Eiszapfen herabhiengen. Demgemäß war die Disciplin in den altersblaßen Räumen pünktlich nach Augenblicken geordnet bis in die kleinſten Bruchtheile des häuslichen Tagewerkes. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern hatte den Charakter der Unterwürfigkeit, aber durch dieſes abgezirkelte Leben ſchlängelte ſich das Band der Neuerungen, welche der jungen Generation ihre Impulſe verliehen. Wo Bildung das Schlagwort hieß, da herrſchte noch Denis (Sined), Alxinger, Maſtalier, die Schatten unſerer vorausgegangenen Claſſiker; da war noch die Schwärmerei für Klopſtock und Matthiſſon heimiſch, ja ſogar noch das Intereſſe an der aſiatiſchen Baniſe lebendig; während der leichter wiegende Geſchmack einzelner Kreiſe bei Blumauer ſeine Labung ſuchte und die wenigen Erleſenen der Wiener Geſellſchaft ſchon bis zur Verehrung Leſſings und der Leiden des jungen Werther vorgedrungen waren."

„Der Widerſpruch des Uibergangs aus den Reformen Joſephs in die Rücklenkung zu einem gemüthlichen Deſpotismus ſchien dem ganzen Wiener Geiſtesleben aufgedrückt. Die Aufklärung war mit ihrem grellen Strahle unerwartet, durch kein Botenlicht angekündigt, in die bequeme Häuslichkeit der Wiener Sitten hereingebrochen; ſie konnte alſo keine wohlthätigen und vor Allem keine nachhaltigen Wirkungen üben. Joſeph war mit ſeiner Leuchte wieder hinabgeſtiegen, die eigentlich nur ihn ſelbſt erhellt, ſein eigenes Antlitz allein verklärt, die Uibrigen aber mehr geblendet und einen, zwiſchen Neugierde und Sehnſucht gemiſchten Zuſtand in ihnen erzeugt hatte. So mußte denn ungeachtet der Flugſchriften und Predigerlibelle, welche die Genußſtadt noch kurz vorher durchſchwärmten, der launige Gleichmuth wieder in ſeinen Herrnſitz zurückſinken und den Beſtrebungen zuſehen, welche auf die Beſeitigung des Joſephinismus gerichtet waren. Da dieſe Beſtrebungen mit den Schlägen der franzöſiſchen Revolution zuſammenfielen und dieſelbe durch „ein politiſches Räuſchchen" ſich auch in Wien bemerkbar machte, ſo griff die Regierung zu Gewaltmaßregeln, welche in Unterſuchungen, Prozeſſen und Hinrichtungen plaſtiſche Geſtalt gewannen. Das Angeberweſen gedieh vortrefflich, und der bitterböſe Graf Saurau ſorgte dafür, daß der ſcharfen Klinge niemals die Handhabe fehle. Den Parteien mangelte völlig das klare Bewußtſein der zu erfüllenden Aufgaben: unter dem Deckmantel der Mauerei, wie unter

dem der Strenggläubigkeit, dort mit dem Verderbniß der Logen des In- und Auslandes verknüpft, hier mit der Kirche listig verbündet, arbeiteten die geheimen Gesellschaften beider Farben einander entgegen, den Organismus des Staates unterwühlend und zerrüttend. Der Kaiser, dessen ursprüngliche Anlage eine Verschmelzung unbeugsamer Strenge und spielerischer Neigungen darstellte, gefiel sich seit jeher darin, seinen zähen Willen in humoristische Traulichkeit zu kleiden; und da der Wiener in seinem Triebleben darauf eingerichtet ist, ernste Erwägungen zu meiden und am sinnlich Auffälligem haften zu bleiben, so nahm ihn die humoristische Traulichkeit des Kaisers gefangen und stellten sich die Symptome des Aengstlichen nicht bei ihm ein. Im Uibrigen schwang er sich mit den „hoffärtigen Guldendiners" im Augarten, mit den Schwänken Hasenhuts und ähnlichen Reizmitteln über die Bedenklichkeiten des Tages hinaus."

„Die Gährung der Josephinischen Epoche freilich war geblieben; sie reichte eben hin, die feiner gearteten Köpfe, die empfindlichen Gemüther unsicher zu machen, zu verwirren, aber die Kräfte spornen und stärken konnte sie nicht. Dieser Bruch im Wiener Leben, mit welchem sich die Meisten leichtlich abfanden, war offenbar durch die Seele des jungen Grillparzers schmerzerregend gegangen und hatte ihn frühzeitig nachdenklich und besorgt gestimmt. Wem das Sinnen angeboren ist, der wird unter allen Umständen eher umschattet als heiter sein, und wen das Geschick als sinnenden Menschen in das Wiener Leben gepflanzt hat, der wird schon durch den Gegensatz der Situation in ein inneres Mißverhältniß gerathen, dessen Ausgleichung schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Nun gar ein dichterisches Naturell, mit welchem die Beschaulichkeit sich gepaart hat, in das Zwielicht des damaligen Wiens gerückt: was für ein räthselhaftes Gebilde mußte sich da erst entwickeln! Laß die Dinge gehen, wie sie gehen! sprach zu dem heranreifenden Grillparzer der Genius seiner Vaterstadt, wirf, wie jener Schwabe, dein armes Kreuzerli unter die hundert Goldgulden, die unser Herrgott gewonnen hat! Lebe, genieße mit den Anderen und nimm Dir nicht mehr zu Gemüthe, als Dir auf die Finger brennt! Prüfe Deine Kräfte! rief es in ihm selbst, streife die Fessel ab, welche das Jahrhunderte lang niedergehaltene und eingeschläferte Volksthum Dir gleichsam vererbt hat, mach Deinem Geiste Platz in dem Gedränge all der Fröhlichkeit, fache den Josephinischen Funken, der nun zertreten werden soll, mindestens zu Deinem eigenen Vortheil an!"

„In solchem Widerstreit wuchs Grillparzer auf." „Er fand keine wurzelgerechte Tradition vor; „sind wir zum Dulden oder zum Widerstande geschaffen," frug sich wahrscheinlich Grillparzer. Und so finden wir in seinen Werken jedenfalls die Spuren einer gedrückten Stimmung, dieser Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, und alle Zeugnisse aus der Epoche seiner männlichen Jugend stimmen in der Zeichnung eines schwermüthigen Geistes und eines unfreien Benehmens überein!"

Und so beantwortet Kuh die Frage über den Antheil Oesterreichs dahin, daß Grillparzer dem Josephinismus die Zuversicht in den guten Willen, die Freimüthigkeit in Sachen des Glaubens und der Kirche verdankt. Nirgendswo „christelt ein Vers", wie Kuh sagt und er ersetzt die Religiosität durch eine fast orientalische Spruchweisheit. Auch die Hinneigung zu Voltaire und seiner „schelmischen Philosophie" hat er von Joseph. Aus dem franziscceischen Oesterreich hat er die Verträglichkeit der Gegensätze, worin leider die Gegenwehr zur Ruhe gebracht ist, überkommen. Seinem Stamm ist er in der Schmiegsamkeit des Naturells verschuldet, in der Leichtigkeit des Aufnehmens und Vermittelns der Eindrücke; aber auch in einer gewissen Schlaffheit. Daher kommt es auch, daß Grillparzer — nach Kuh's Ansicht — kein Tragiker, sondern ein musikalischer Dichter ist; das erklärt er dahin, daß sich die Poesie Grillparzers, wie die Musik Mozarts, Schuberts, Beethovens, nicht darum kümmert, was um sie vorgeht. Wie weit das zu gelten hat, darüber ließe sich wohl streiten. Trotz aller Anknüpfungspunkte war aber Grillparzer keineswegs mit dem Leben einverstanden, was schon sein Ausdruck „Capua der Geister" beweist.

Was Grillparzers Lebensgang anbelangt, so kann man sich kein stilleres und ereignißloseres denken. Ohne bedeutende äußere Vorfälle, nur getrübt durch das schreckliche Unglück in seiner Familie, rauscht sein Lebensbach dahin, süß und angenehm, wie seine Trochäen. Aus Zufällen nur entstehen Unannehmlichkeiten und sein „ich trau' mich halt nit" hieß ihn auf eine Verbindung mit seiner Jugend-, Mannes- und Greisengeliebten Katharina Fröhlich verzichten. Und diese seine Unentschlossenheit zeigt sich auch in seinen Dra-

men. Die beiden letzten Acte laſſen immer nach, und was ſeine Tragik betrifft, ſo gleicht ſie, wie Kuh ſagt, der Büſte des Paris in der Villa Ludovici zu Rom, deren Kopf weiblichen Charakter zeigt, während die Bruſt einem männlichen Körper angehört. Aus dem Quietismus ſprießt keine echte Tragödie. In ſeinen Dramen iſt immer Entſagung der Schluß. — (An dieſer Stelle 201 hat ſich bei Kuh ein Irrthum eingeſchlichen. Die Worte: „Was iſt der Erde Glück? Ein Schatten! — Was iſt der Erde Ruhm? Ein Traum! — Du Armer, der von Schatten du geträumt, der Traum iſt aus, jedoch die Nacht noch nicht!“ ſind aus dem „Goldenen Vließ,“ Schlußrede der Medea im dritten Theil.)

Leider iſt uns nicht geſtattet weiter einzudringen in den erſten Theil. Kuh hat es verſtanden, die Schwächen und die Vorzüge der Poeſie Grillparzers hervorzukehren und dieſelben an den einzelnen Dramen nachzuweiſen. Nur haben wir uns gewundert, das ſchon lange gedruckte prächtige „Scipio und Hannibal“ nicht einmal erwähnt zu finden, obwohl es doch für die Geſtaltungs- und Charakteriſirungsgabe Grillparzers ein glänzendes Zeugniß ablegt. Die am Schluſſe mitgetheilten Ausſprüche und Anekdoten ſind meiſt charakteriſtiſch und gefallen uns viel beſſer als jene in der Broſchüre „Grillparzers Anſichten über Literatur, Bühne und Leben, aus Unterredungen mit Adolf Foglar, k. k. Landesgerichtsrath (Wien 1872. Verlag der Ed. Hügelſchen Buchhandlung)“ zuſammengeſtellten. Aeußerungen aus dem Geſpräche herausgeriſſen, unzuſammenhängende Gedanken müſſen nothwendig viel Unbedeutendes enthalten. Und ſomit hätten wir über dieſe Broſchüre unſer Urtheil abgegeben, das gewiß Jeder billigen wird. Wir müſſen nun zu Stifter übergehen und da das Kapitel betrachten, in dem Kuh einen Vergleich zwiſchen den beiden Dichtern, mit denen ſich ſein Buch beſchäftigt, anſtellt, weil ſich da ſo recht das Verſtändniß Kuh's zeigt. Er ſagt, daß ſowohl Grillparzer als Stifter rücklenkende Poeten ſind, die feind den krankhaften Neuerungen der nachklaſſiſchen Periode auch eine kraftvolle Weiterentwicklung des noch Bildungsfähigen verwerfen. Sie kennen nur ein „Halt!“, kein „Vorwärts!“, ſie ſcheuen ſich vor einem Niederreißen, wie vor einem Zerſtören. Darum haben ſie kein Verſtändniß für Leſſing. Dagegen fühlen ſie ſich zu Göthe als der „Spiegelfläche der Schönheit“ hingezogen. Dennoch haben ſie ſich jeder mit ihm beſonders abgefunden. Grillparzer abgeſtoßen durch Göthes gelaſſene Stärke ſucht durch Einſchränkungen ſeines Werthes dieſes Vorwurfs los zu werden, während ſich Stifter den guten Vater Göthe mit Anmerkungen und Ausſcheidungen wie mit Pfeffer und Salz zubereitet. Beide haben nicht das rechte Verſtändniß für Shakeſpeare.

Beide ſtreben nach Frieden, aber während ihn Grillparzer beſtändig erwirbt und beſchützt und dadurch immer Eroberungsfreude einflößt, ruht Stifter auf ſeinen Geldſäcken behaglich aus. Grillparzer fühlt ſtille Wehmuth und tiefes Leidgefühl bewegt ihn, daß er mit dem lebensvollen Erfaſſen der Erſcheinungen nicht gleichen Schritt halten kann, während Stifters Dichtung Glück und Zufriedenheit athmet. Grillparzers Weisheit überrieſelt die leidenſchaftliche Darſtellung und hebt dieſe dadurch um ſo ſinnlicher hervor; Stifters Weisheit ſchließt die Leidenſchaft aus und überſtrahlt ſeine Bilder. Beide wirken mit einfachen Mitteln und ſind gleich groß auf epiſchem Felde. Grillparzers Zeichnung iſt ſicher, wie ſeine Perſönlichkeit unſicher, aber Stifters Dichtung und Perſon decken ſich; Grillparzer, innerlich gebunden, iſt Heide, während der innerlich freie Stifter Chriſt iſt. Beide erfüllt die gleiche Heimatsliebe, beide weilen in ihren Dichtungen unter den Böhmen mit Vorliebe: Grillparzer im Ottokar, in Libuſſa und dem Bruderzwiſt, Stifter im Hochwald, in einzelnen Erzählungen in den „Bunten Steinen“ und in Witiko. Und ſo finden wir noch mehrere Anknüpfungspunkte. Doch müſſen wir ſchließen. Nur noch ein Irrthum, dem ich in dieſen Blättern (Jahrgang IX, Heft 5 und 6, Seite 43, 15. März 1871) Ausdruck gab, iſt zu berichtigen. In jener Kritik zitirte ich einen Ausſpruch Philaletes' über Schreyvogel, daß dieſer Grillparzer aus Neid von dem Felde des Ueberſetzers hinweggedrängt habe, finde aber in Kuh's Werke Dokumente, welche nachweiſen, daß Weſt in der neidloſeſten Weiſe für ſeinen Schützling ſorgte und ihm wahrhaft förderlich war. Philaletes dürfte alſo damals Unrecht gehabt haben.

Und nun nehmen wir Abſchied von dem Buche, das uns unterhielt und wirklich manche neue Seite in der Betrachtung und Auffaſſung unſerer Dichter uns aufzeigte. Dem Herrn Verfaſſer ſagen wir Dank für ſeine geiſtreiche und gediegene Arbeit, die unſerem Vaterlande zur Zierde gereichen kann, und dem Werke, das

eben ſo gediegen als ſchön ausgeſtattet iſt, wünſchen wir bei Allen und beſonders bei allen Oeſterreichern eine recht große Verbreitung. Wir hoffen von dem Hrn. Verfaſſer bald wieder etwas Neues zu hören. **R.—r.—**

Vom Büchertiſch der ſchönen Literatur.

Wenig beſprochen und vielleicht noch weniger geleſen, iſt das ſchon im Jahre 1869 zum erſten Male erſchienene Gedicht in vier Geſängen von Ernſt Rauſcher: „Nora."

(Leipzig. Mathes.) Einer eigenthümlichen Lethargie ſeitens der Kritik wie ſeitens des Publicums begegnet das größer gerahmte Gedicht, ſei es Epos, reflektives Gedicht oder lyriſcher Geſang. Das vorliegende Werk iſt von allen drei Gattungen etwas, ein Miſchlingsgenre, deßhalb aber nicht ohne Bedeutung. Wir möchten es eine refective Biografie in der ottave rime nennen, ſo ſehr identificirt ſich der Dichter mit ſeinem Helden, der vom Wirbel bis zur Sohle ein echter deutſcher Mann, nur etwas engliſch Lord Byroniſch lebensmüde iſt. Doch iſt die Blaſirtheit dieſes modernen Helden eine weitaus geringere als die, welche ſich in dem Dichter Dranmor kund gibt; — — — — denn das Herz des Ernſt Rauſcherſchen Helden iſt noch für echte einfache Zuſtände und für eine friſche unreflektirte Auffaſſung der Liebe, der Natur, der Geſellſchaft und des Staates zu gewinnen, und derſelbe geißelt nur, was aus dem innern Kerne nicht wahr, was blos angeeignet, affektirt und künſtlich erzeugt und was Modeartikel iſt. Der erſte Geſang dieſes ſubjektiv reflektiven Epos, der ſich traut in Jugendreminiscenzen ergeht, vermag ſchon etwas für den ohnedies nicht bloß in Steyermark und Kärnthen rühmlich bekannten Poeten einzunehmen; der zweite Geſang, die Phaſe des erſten Eindrucks vom Stadtleben ſchildernd, intereſſirt ſchon gewaltiger, da er Licht und Schatten in kräftiger Weiſe aufträgt und bereits der ſatyriſchen Anſchauung — der ſtärkſten Seite dieſer Poeſie — einen prächtigen Spielraum gibt. In dem dritten Geſange ſoll die Liebe gefeiert werden. So ſehr ſie aber unſern Heros wie ein Wetterſturm erfaßt, ſo ſchnell fühlt er ein unmotivirtes Bedürfniß, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu fliehen und durch ſelbſtgeſchaffene Trennung den gordiſchen Knoten ſeiner Empfindungswelt mindeſtens momentan zu zerſchneiden.

Dieſe Unterbrechung des eigentlichen Geſangsſtoffes gibt Anlaß zu der werthvollſten Partie dieſes Buches, nämlich zur Beſchreibung einer Reiſe durch die Schweiz, wie wir ſie niemals ſchöner geleſen.

Der Dichter iſt hier ganz Herr ſeines Stoffes, er malt uns Landſchaften mit der Pracht und Uippigkeit eines Achenbach.

Die Achtzeile ergießt ſich wie ein zarter Gebirgsnebelſchleier über die mit ergreifender Treue wiedergegebenen Landſchaften. Der vierte Geſang, der die Heimkehr des Helden und Wiederkehr zur Liebe gibt, enthält manches Schöne, erhebt ſich aber nicht zur Vollendung des dritten. Im Ganzen erinnert die Poeſie im edelſten Sinne an Lord Byrons Don Juan, obgleich von erotiſchen Frivolitäten ſich völlig fern haltend.

„Frauenblätter." Wochenſchrift. Graz 1872. Da dieſe periodiſche Schrift belletriſtiſche wie auch berufliche Tendenzen mit Beziehung auf die Frauenwelt ſich zum Vorwurfe machte und die Abſicht auch ſeit ihrem Beſtande redlich erfüllt, können wir ſie nicht unerwähnt laſſen. Graz war bereits öfter ein wirkſamer Mittelpunkt für ſüddeutſche Literatur, diesmal iſt er es durch die „Frauenblätter" neuerlich geworden. Wir finden durch die Namen Hamerling, Marx, Leitner, Vacano auch die großdeutſche Literatur in dieſes Wochenblatt einbezogen. Außerhalb des Grazer Literaturkreiſes ſind noch mitwirkend K. V. Hansgirg, Martin Perels, Rudolf Waizer, Heinrich Pindter, F. J. Petry, Dr. J. Simani u. a. m.

Von weiblichen Mitarbeiterinen finden wir: Johanna Leitenberger, Margarethe Halm, Theodor Reinwald (Thereſe Hansgirg), Mina Sturm, M. Abendroth, Roſa von Tannenwald, Thereſe Degenfeld, Conſtance Glieher, Auguſte Revanow, Franziſca Eſſenther.

Die geiſtige Leiterin des Blattes iſt die geniale Schriftſtellerin Johanna Leitenberger, die wir bereits durch ihre Gedichtſammlung „Epheu" und durch ihre Kindermärchen, ſowie durch ihre dramatiſchen Werke lieben und ſchätzen gelernt. Da dieſe Dame, urſprünglich ſehr feinfühlig angelegt und durch tüchtige Kenntniſſe ausgerüſtet, ſelbſt von einer wahren produktiven Ader beſeelt, anregend und mit Fleiß allen redaktionellen Geſchäften ſich opferwillig hingibt, hatte der erfahrene Herausgeber des Blattes Herr Leopold Schwarz die beſte Auswahl getroffen, ſie an die Spitze des

Blattes zu ſtellen. Alle ihre allgemeinen poetiſchen wie proſaiſchen Beiträge, auch die pädagogiſchen und die über Frauenberuf durchzieht ein einheitlicher Gedanke. Wenn auch die übrige ſchriftſtelleriſche Frauenwelt in einzelnen Anſchauungen über Beruf der Frauen und Bildungsmittel hie und da auseinandergeht — die Hauptſache iſt und bleibt doch — ich möchte ſagen — der diagnoſtiſche Theil dieſes Strebens und Wirkens, nämlich die Erkenntniß der mangelhaften verbeſſerungswürdigen Stellung des weiblichen Geſchlechtes auf dieſem oder jenem Gebiet des Könnens, des Wiſſens, des Vollbringens. — Gerade in dieſer Beziehung haben die „Frauenblätter" ſchon Treffliches gebracht und unter Dieſem wieder das Beſte ſtammt von Frau Johanna Leitenberger ſelbſt. Eine hochbegabte eigenthümliche Erſcheinung als Dichterin ſowohl wie als Schriftſtellerin über den Frauenberuf iſt auch die Mitarbeiterin der Wochenſchrift Margarethe Halm. Nicht eben auf den erſten Anblick ſehr klar wirkend, überſchwenglich, voll geiſtiger Schwungkraft und neuer Anſchauungen ſcheint dieſe Individualität bei größerer Abklärung berufen, in einer oder der andern Richtung am Literaturfelde Hervorragendes zu leiſten, und beſtimmt zu ſein, mit ihrem Pſeudonym gewiſſer Maßen als geiſtige Tochter dem Namen des großen Lyrikers Halm in Oeſterreich Ehre zu machen.

„Die Dioscuren." Literariſches Jahrbuch des erſten allgemeinen Beamtenvereins der öſterr. ungar. Monarchie. Wien 1872.

Unter dieſem Titel iſt auf dem Wege der Aſſociation ein Verſuch gemacht worden, für öſterreichiſche und außeröſterreichiſche deutſche Kräfte einen literariſchen Brennpunkt zu bilden zu Nutz und Frommen des öſterreichiſchen Beamtenthums. Göthe und Schiller — die Dioscuren der deutſchklaſſiſchen Literaturepoche — gaben die Motto's dazu und der Titel iſt mit Bezug auf die beiden literariſch vertretenen Reichshälften paſſend gewählt worden. Gewiſſermaßen als Gäſte zu dieſer Tafelrunde waren auch einige literariſche Autoritäten Großdeutſchlands geladen und zwar iſt Bodenſtedt mit einigen poetiſchen Diamantſplittern, Julius Rodenberg mit einem lieblichen Gedichte „der erſte Friedenstag" vertreten; Adolf Wildbrandt — der bekannte Novelliſt — erſcheint hier als feuriger Lyriker, Karl v. Holtei, der liebenswürdige Vagabund, fand ſich mit einer anmuthigen Kleinigkeit ein, Wilh. Jenſen als Erzähler berühmt mit einer Hand voll lyriſcher Blumen, C. M. Sauer — der Romancier — mit einer Novellette: „Eine Stunde auf dem Bettel." Selbſtverſtändlich finden ſich von den ſpecifiſch öſterreichiſchen Renommen mehr minder bedeutend nahezu alle vertreten: F. Grillparzer durch eine in Odenform gehaltene Apotheoſe auf die Muſik, in der Sprache glänzend und durchſichtig wie ein Zauberſpiegel der Antike. Moſenthal apoſtrophirt wieder Grillparzer ſelbſt: „der Dichter lebt, allein uns ſtarb der Menſch." Anaſtaſius Grün ſpendete eine ergreifende Ballade, Tſchabuſchnigg ſchöne geformte Sonette, Wilhelmine Gräfin von Wickenburg ruft beim Anblick Venedigs:

„Iſt das traumgewordʼnes Leben?"
„Oder wahrgewordʼner Traum?"

Ihre Schilderung der Lagunenkönigin wetteifert mit der Alfred de Muſſet's und mit der Alfred Meißners; Hieronymus Lorm haucht ſeine tiefe Melancholie in zehn Liedern aus, Karl Ziegler, der bekannte Odendichter Salzburgs, gibt ſich in ſeinen „Frühlingsgeſängen" als zarter Maler und Plaſtiker kund, Hermannsthal ſchenkte geſchliffene Ghaſellen, Bauernfeld Kernſprüche aus ſeinem poetiſchen Tagebuch, E. Mautner feiert den Bund der Dichter mit den Frauen, Nordmann gibt in antiker Nacktheit „etwas für Maler," Ludw. Bowitſch Erotiſches, Friedrich Halm aus dem Cyklus: „Schwere Jahre" zwei koſtbare lyriſche Thauperlen, Robert Hamerling ein eben ſo ſchön gedachtes als ausgeführtes „Allerſeelenlied," Leitner eine Ballade, W. Conſtant „aus alten Tagen" vom ſanften Hauche der Vergänglichkeit angehauchte Leyerklänge, Hermann Rollet Erotiſches, Auguſt Silberſtein eine Romanze. Uns zunächſt intereſſiren auch die deutſch-böhmiſche Poeten.

Der Sängermeiſter K. E. Ebert ſchildert objektiv auf das Innigſte und Verſtändnißvollſte durch dramatiſche Stimmen, was einem Jeden der Wald bietet. L. A. Frankl liefert einen koſtbaren proſaiſchen Beitrag: „Johannes Kepler in Oeſterreich." W. Hausgirg einen Proſabeitrag: „Typiſche Geſtalten des Böhmerwaldes" und ein Gedicht: „Nikolaus Lenau," welches die Blüthen und Früchte dieſes allzufrüh geraubten poetiſchen Genius genetiſch entwickelt; Franz von Ruhwalds Nachlaß bot ein Gedicht: „Am Abend Sterbende ſind zu beneiden", deſſen citirter Refrain bewußt oder unbewußt des Dichters eigene Stimmungen ſchil-

dert; Tandler ein prächtiges erzählendes Gedicht: „Ali der Sklave."

Unter den poetiſchen Beiträgen des Buches aber der bedeutendſte iſt Cerri's im Lapidarſtyl gehaltene Strafpredigt: „Ein Glaubensbekenntniß", eine mit Gift und Blut geſchriebene Satyre auf alle Auswüchſe und Gebrechen unſerer Zeit.

Größeres und Wichtigeres iſt in unſerer Zeit nicht geſagt worden, leider, daß dieſer edle Zorn ſich gegen Wahres, täglich Erlebtes wendet. Horaz hat keine beſſere Satyre geſchrieben als dieſe, ſie iſt in ihrer Art wahrhaft klaſſiſch.

Unter den vielen proſaiſchen Eſſais das bedeutendſte iſt die vom echt ſtaatsmänniſchen Geiſte geleitete, uns Tief- und Fernblicke der letzten Geſchichte Ungarns bietende Abhandlung: „Joſef Freiher von Eötvös." Dieſes auch in ſeiner pſychologiſchen Entwicklung äußerſt gelungene biographiſche Fragment ſtammt aus der Feder des um die „Dioskuren" ſelbſt ſo verdienten Hof- und Miniſterialrathes Johann Falke von Lilienſtein.

Mit großöſterreichiſchem Geiſte ſuchte dieſer Mann als Präſes des Specialkomités für das Beamtenalbum auch prachtvolle Muſter öſterreichiſcher Nationalpoeſien zu gewinnen. So gibt Blumenſtock einen Beitrag zur polniſchen Literatur, Julius Schröer Mittelhochdeutſches und Ueberſetzungen aus dem Magyariſchen, Moriz Lokai: „Herz und Krone," Johann Arany Gedichte, Hermann Teißler: „Slaviſche Lieder."

Außerdem finden ſich auch noch werthvolle Beiträge in gebundener wie ungebundener Sprache von Dr. Orges, Dr. Hammerſchmid, Dr. Woldrich, Franz v. Schmidt-Zabierow, Dr. Moritz Brühl, Vincenz Kletſinsky, Dr. Iſidor Proſchko, Marie v. Najmajer, Ludwig Foglar, Hermann Rollet, Anton Langer, Ferdinand v. Saar, Wilhelm Gärtner, Otto Prechtler, Ludwig Percy, Ferdinand Stamm, Robert Byr, Leo Meißner, Bruno Walden, J. Florens Retland, Hermann Meynert, Emil Kuh, Heinrich Noë, Michael Klapp, Joſ. Alex. Freiherrn von Helfert vor, deſſen Letztgenannten Feder wir ſchon viele ausgezeichnete Eſſai's zu verdanken haben, wenn wir auch nicht ſtets mit dem Standpunkt übereinſtimmen können, von welchem ſie ausgehen. K. V. H.

Nationalökonomie.

Ed. Tobiſch: „Die Wohnungsfrage in Bezug auf Reichenberg." Reichenberg, Verlag von Franz Jaunaſch 1871.

Vorliegende Studie behandelt eine der brennendſten Fragen der Gegenwart, die Wohnungs-Frage, die namentlich in Reichenberg immer drängender auftritt. Macht ſich gegenwärtig ſelbſt in Städten, die weniger Induſtrie betreiben, oft nur in Folge geſteigerten Verkehrs, oder der Annehmlichkeit der Lage oder wegen der geringen Baulust der Einwohner Noth an Wohnungen geltend, wie viel mehr erſt dort, wo die Großinduſtrie ihre Hauptſitze aufgeſchlagen hat. So verhält es ſich auch in Reichenberg. Bei der letzten Zählung im Jahre 1869 hatte die Stadt 22.394 Einwohner und 1429 Häuſer; in den letzten zwölf Jahren hatte ſich die Häuſerzahl im Ganzen nur um 47, d. i. 3.4%, dagegen die Bevölkerung um 3540, d. i. 18.77% vermehrt, ein Mißverhältniß, wie es keine zweite Induſtrieſtadt des Continentes mehr aufweiſt. Die Folge davon iſt, daß entweder die ärmere Bevölkerung, namentlich die Arbeiterklaſſe, dicht zuſammengedrängt oder weit vom Arbeitsplatze entfernt wohnen muß. Um dieſen Uibelſtänden abzuhelfen, plaidirt der Herr Verfaſſer für die Errichtung kleiner geſunder, freundlicher und billiger Wohnungen durch Baugeſellſchaften nach dem Cottageſyſtem, wie es in Mühlhauſen im Elſaß ſich erprobt hat, wo der Miether des Hauſes durch Ratenzahlungen nach und nach Eigenthümer desſelben wird. Freilich kann ſich der Verfaſſer nicht verhehlen, daß der Durchführung dieſes Syſtems in Reichenberg manche ungünſtige Verhältniſſe, wie theuerer Grund und Boden, theuere Baumaterialien, theuere Arbeitslöhne und theilweiſe auch die Apathie der Arbeiterbevölkerung ſelbſt entgegenſtehen, ſo daß theilweiſe noch das Kaſernenſyſtem auch für Reichenberg das praktiſchere bleibt. Wir gewinnen daraus die Ueberzeugung, daß die Wohnungsfrage auch in Reichenberg noch lange nicht gelöſt ſein wird. Ohne daß die reichen Herren Fabrikanten und Grundbeſitzer einige Opfer bringen, wird es nicht abgehen; ja es iſt gegenüber der Zukunft Reichenbergs ſogar eine Pflicht; wir möchten darum dem Herrn Verfaſſer nicht ſo ganz beiſtimmen, wenn er Gemeinde und Großinduſtrielle von dieſer Verpflichtung loszuzählen ſucht. Sonſt iſt das

Schriftchen recht frisch und klar und in den meisten Momenten auch überzeugend geschrieben; die Ausstattung ist recht nett. **X. Y.**

Uiber das bürgerliche Wohnhaus im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit. Vom Dozenten Eduard Schmitt. (Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 10.)

Die vorliegende, mit einigen Zeichnungen versehene Brochüre schildert uns die Art und Weise, wie die vornehmsten Kulturvölker der verschiedenen Perioden unserer Weltgeschichte wohnten, und zeigt, daß nächst der Poesie wohl keine Kunst so sehr im Stande ist, die geistige Bedeutung eines Volkes in seiner Gesammtheit zu charakterisiren, als die Baukunst. Wenn sich der Herr Verfasser nun darauf beschränkt, nicht die monumentalen Bauten, wie Tempel, Hallen, Theater u. dergl. hervorzuheben, sondern blos das Wohnhaus zu betrachten, so geht auch aus dieser Betrachtung die Wahrheit des eben angeführten Satzes unzweifelhaft hervor. Mit richtigem Maßhalten werden uns von Herrn Schmitt blos die Griechen, die Römer und die Deutschen vorgeführt, und wir müssen gestehen, daß seine Schilderungen der Wohnungen dieser Völker klar und deutlich sind, und daß er bei aller Bemühung, kurz zu sein, doch stets das Charakteristische hervorzuheben weiß. Das Werkchen belehrt auf angenehme Weise, und der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, dem wir schon eine Menge gediegener kleiner Publikationen verdanken, hat neuerdings durch Herausgabe dieses Schriftchens den richtigen Takt für Volksbelehrung bewiesen, der ihn stets auszeichnete. **Kw.**

Poesie.

„Liebe für Haß." Erzählung von L. A. Ohorn. Verlag des kath. Preßvereins, Prag 1872. In Commission bei C. A. Hunger.

Wenn blumige Phrasen, pathetische Breite und kühne Bilder, deren Möglichkeit niemals existenzfähig werden kann, die Elemente der Poesie ausmachen, wenn diese die Grundlage, die Hauptbedingung und das Wesen poetischer Produkte bilden, dann besitzt obige Erzählung Alles, was sie zu einer poetischen Gabe stempelt, die der katholische Preßverein seinen Lesern spendet. Vor Kurzem veröffentlichte der Verfasser derselben eine Preisnovelle: „Der Dorfengel," die eine kritische Würdigung in den Spalten dieser Blätter fand. Bei dieser Gelegenheit wurde erwähnt, daß dem mit ihr debutirenden Verfasser ein erzählendes und schilderndes Talent zwar nicht abzusprechen sei, er aber der „Phrase," dem bloßen „Worte," kurz einem „schönen Style," ein zu großes Recht, man möchte sagen, ausschließliches Privileg einräume. Damit soll nicht gesagt sein, als ob der innere Gehalt, das Reale der Erzählungen Ohorn's sich durchwegs auf nichts anderes als Null reduzire, aber man sieht den Produkten des Verfassers sehr wohl an, daß ihm eben das schöne Wort, die bloße poetisch klingende, poetisch aussehende Form mehr gilt als ein kernvoller Dichtergedanke, wenn dieser Anspruch macht, einfach und schlicht aufzutreten. Jede Seite in Ohorn's Erzählungen ist Beweis dieses Hastens und Haschens, durch eine eigenthümliche „reizvolle" Wendung, durch „lebende, schwebende, duftige Bilder" (um mit dem Verfasser zu reden), Effekt zu erzielen. Ginge es nun an, blos durch Aneinanderreihen solcher poetischer Blüthen und Blumen eine Erzählung zu schaffen, so würde der Verfasser gern auf Alles andere als Nebensächliches Verzicht leisten. Und das ist es, was obige Behauptung rechtfertigen möge, „dem Worte" concedire der Autor ein Privilegium. Wie weit der Verfasser dies in dieser Erzählung wieder gethan habe, durch eine kurze Blumen- und Blüthenlese aus derselben zu beweisen, sei diesmal nicht Aufgabe dieser Besprechung; es geschah bei Gelegenheit des Erscheinens seines „Dorfengels." Damals wurde auch erwähnt, daß dem Verfasser die echte schöpferische Kunst mangle, daß er damals mögliche und unmögliche Verhältnisse zusammengewürfelt und Charaktere geschaffen habe, die eben keine ausgeprägten Charaktere waren, sondern nur vom Ungefähr und von den Verhältnissen in ihren Handlungen geleitet wurden. In etwas, aber nur etwas geringerem Grade ist dies wieder bei der vorliegenden Erzählung der Fall. Ja so eclatant zeigt diese die geringe Schaffenskraft des Verfassers, daß die Gestalten in „Liebe für Haß" zum Verwechseln denen im „Dorfengel" ähnlich sehen, nur führen sie andere Namen und nehmen andere Stellungen in der Gesellschaft ein; der hartherzige Fabriksherr Erasmus Breier im „Dorfengel" ist hier metamorphosirt in den

„Comerzienrath Warren.“ (Der Verfaſſer ſchreibt beſtändig Comerzienrath ſtatt Commerzienrath.) Der ungerathene Sprößling des Fabriksherrn hat hier ſeinen Doppelgänger in Adolf, dem Sohne Warrens, der in den „leichtſinnigen Kreiſen der goldenen Jugend der Hauptſtadt ein fröhliches, freies, von übermüthigen Streichen ſchwellendes Leben führt.“ Und ſo iſt es mehr oder weniger bei dem geſammten Perſonale der neuen Novelle der Fall.

Alſo Einfachheit, Nüchternheit, weniger Duft und Blumenpracht, „möglichere“ Verhältniſſe, ein einfachere Nonchalance im Schaffen derſelben, das wünſchen wir dem Verfaſſer und dann erſt werden wir von der Poeſie ſeiner Produkte reden können. Uebermaß ſchadet auch hier. Hyperpoeſie iſt eben Unnatur. **J. Nbr.**

Pädagogik.

Lehrbuch der Haushaltungskunde für die oberen Klaſſen der Mädchen- und weiblichen Fortbildungsſchulen von Johannes Kroder. Gekrönte Preisſchrift. Herausgegeben vom Deutſchen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag. 1872. Druck der Actiengeſellſchaft Bohemia.

Vor uns liegt heute ein etwas größeres, vom Deutſchen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag herausgegebenes, 135 Seiten umfaſſendes Werkchen, welches beſtimmt iſt, bei unſerer Mädchenerziehung verwendet zu werden und unſere Töchter mit einer Disziplin bekannt zu machen, die eine große und wichtige Rolle im Leben ſpielt und die bisher faſt ganz vernachläſſigt wurde. Auch jetzt noch, wo die „Haushaltungskunde“ als obligater Unterrichtsgegenſtand in den öſterreichiſchen Volksſchulen eingeführt iſt, ſcheint das richtige Verſtändniß für die Unentbehrlichkeit dieſer Disziplin noch nicht allgemein ſich Bahn gebrochen zu haben, und man hört noch mitunter Eltern achſelzuckend die Göthe'ſchen Verſe: „Grau, Freund! iſt alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum“ zitiren, um den Beweis zu liefern, daß die Bildung für die „Haushaltung“ unmöglich theoretiſch in der Schule, ſondern nur praktiſch im Leben durch Nachahmung des Beiſpiels einer braven Hausfrau und durch Selbſtthätigkeit erworben werden könne.

Dieſe Anſicht hat allerdings auch zum Theile ihre Berechtigung — aber auch nur zum Theile! Wer etwa meint, durch die Kenntniß eines Buches der Haushaltungskunde und durch das Wiſſen deſſen, was eigentlich zu einer Hausfrau gehört, ſchon ſelbſt eine gute Hausfrau ſein zu können, der würde ſich in demſelben Irrthume befinden, wie jener arme Teufel, der kein Geld beſaß, um ſich ein Pferd zu miethen, dennoch aber reiten lernen wollte. Er ſtudierte alle möglichen, in den Bibliotheken befindlichen Werke über Reitkunſt und die feinſten Handgriffe blieben ihm nicht verborgen — allein als er das erſtenmal auf einen Gaul kam, wunderte er ſich gewaltig, abgeworfen zu werden.

Wer aber andrerſeits wieder meint, durch die bloße „Praxis,“ durch das Nachahmen einer tüchtigen Hausfrau ſelbſt zu einer ſolchen ſich zu qualifiziren — würde noch mehr im Irrthume ſein. Freilich wird eine gewiſſe mechaniſche Fertigkeit dabei erzielt; das Eingelernte wird ganz trefflich gehen und Haus und Küche im Ganzen gut beſtellt ſein; allein wehe, wenn irgend etwas Neues, bisher in der Haushaltung nicht Vorgekommenes auftaucht, um in der Häuslichkeit ſeine Verwendung zu finden! Und unſere Zeit iſt ja faſt ſo recht darauf verſeſſen, allerlei auszuſpintiſiren, um die Arrangements der blos praktiſch gebildeten Hausfrauen zu ſtören und die Rechte des „Althergebrachten“ zu vernichten! Wie viel neue Dinge ſind ſeit jenen ſeligen Tagen, „wo der Großvater die Großmutter nahm“, auf's Tapet gekommen und haben ſich einen bleibenden Platz im Hauſe erobert! — Wie kann ſich nun eine blos „abgerichtete“ Hausfrau ſolchen Neuerungen gegenüber zurecht finden? Hier hilft nur eine theoretiſche Bildung; das junge Mädchen muß nicht blos etwas thun, weil es ſo Sitte iſt, ſondern ſie muß ſich auch klar darüber werden, warum ſie es eben ſo und nicht anders verrichten muß, wenn das Ding Hand und Fuß haben ſoll.

Demnach iſt die Einführung der „Haushaltungskunde“ als obligaten Lehrgegenſtandes in unſeren öſterreichiſchen Mädchenſchulen gerechtfertigt. Allein zur erfolgreichen Ertheilung dieſes Unterrichtes gehört auch ein gutes Buch, das dieſem Unterrichte zu Grunde gelegt werden kann, denn bloße „Vorträge,“ die gar nicht einmal für das ſchulpflichtige Alter der Mädchen paſſen, erreichen dieſen Zweck nicht und laſſen einen viel zu flüchtigen Eindruck zurück.

Dieſe Anſicht hat den Verein, der ja den Zweck hat, gemeinnützige Kenntniſſe zu verbreiten und der dieſen Zweck mit rühmenswerthem Eifer verfolgt, beſtimmt, auch hier thätig einzugreifen, und namentlich war es der für alles Gute begeiſterte Obmann dieſes Vereines, Herr Richard Ritter von Dotzauer, der in Anerkennung der Wichtigkeit dieſes Gegenſtandes dem Ausſchuſſe des Vereines die Summe von zweihundert Gulden zur Verfügung ſtellte, um durch Ausſchreibung eines Preiſes ein ſolches Werk in's Leben zu rufen. Freilich fehlte es nicht an ſolchen Büchern, ja mitunter an recht brauchbaren, geſchickt geſchriebenen Werken, wie beiſpielsweiſe das des Frl. Girgl, Lehrerin an der k. k. Mädchenübungsſchule in Prag, iſt, allein theils genügten ſie nicht allen Anforderungen, theils waren ſie, wie das eben erwähnte, zu voluminös, um ihre richtige Verwendung in der Schule zu finden. Es ſollte eben ein Lehrbuch geſchaffen werden, das mit Berückſichtigung der Beſtimmungen der öſterreichiſchen Schul- und Unterrichtsordnung in bündiger Kürze das Wiſſenswürdigſte enthielte und in der vorgeſchriebenen Unterrichtszeit möglichſt ganz verwerthet werden könnte.

Es konnte demnach das von demſelben Vereine herausgegebene „Schema des Geſammtgebiets der Haushaltungskunde v. R. Zollikofer", das für die Hand der Lehrerinen beſtimmt iſt, nur theilweiſe benützt werden, weil es ſich hier um ein Buch handelte, das man den Schülerinen zum Gebrauch und zum Selbſtſtudium widmen wollte.

Die zu dem Zwecke der Beurtheilung der einlaufenden Werke niedergeſetzte Preisrichterkommiſſion, beſtehend aus den Damen Frau Mathilde Wiener, Frl. Emilie Schmitt und den Herren Dr. H. L. Buff, Julius Lippert und Karl Werner, nahm die ihnen zugetheilte ehrenvolle Aufgabe auch durchaus nicht leicht. Kein Wunder, daß von den Concurrenzarbeiten keine Einzige genügte und der Preis ein zweitesmal ausgeſchrieben werden mußte, um etwa ein beſſeres Reſultat damit zu erzielen.

Bei dieſer zweiten Preisausſchreibung liefen nun zwölf Concurrenzarbeiten ein, von denen einſtimmig die von Johannes Kroder, kgl. bairiſchen Präparandenlehrer in Kulmbach, als die beſte anerkannt und auf Koſten des Vereins herausgegeben wurde.

Schon das Motto aus Hebel's Schatzkäſtlein: „Man lernt in der Schule für's Leben und die Weisheit beſteht nicht im Wiſſen, ſondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon" — ſchon dieſes Motto bewies, daß der Verfaſſer die Sache in der rechten Art und Weiſe angepackt habe und darauf ausgehe, die theoretiſche Lehre ſo viel als möglich vom praktiſchen Standpunkt aus darzuſtellen. Und es iſt ihm dies durchwegs gelungen. Die Vorausſetzungen, die er an die Kenntniß der Schülerinen ſtellt, gehen nirgends über das Maß desjenigen hinaus, was die Mädchen in dieſem Alter wiſſen können, und die Darſtellung iſt überall ſo klar und durchſichtig, daß jeder weitere Commentar überflüſſig erſcheint. Tritt nun zu dieſem Buche die lebendige Lehre hinzu, wird von den Lehrmitteln für Haushaltungskunde, die ſich in den Schulen überall vorfinden oder doch ohne große Koſten leicht beſchafft werden können, der richtige Gebrauch gemacht und wird dadurch der Anſchauung das ihr gebührende Recht eingeräumt, ſo werden die Erfolge gewiß im höchſten Grade zufriedenſtellend ſein.

Das Buch zerfällt in drei Theile, der erſte beſpricht das „Arbeitsfeld". Dieſes „Arbeitsfeld" iſt nun natürlich nicht überall gleich; anders wird es ſich in Städten, anders auf dem Lande darſtellen, doch mußte der Vollſtändigkeit halber Alles umfaßt werden, da ja auch der künftige Lebensberuf der Schülerinen nicht gleich ſein wird. Es werden demnach die Zimmer des Hauſes, ihre Einrichtung und Inſtandhaltung, die Küche, die Waſchküche, die Backſtube ſammt dem Backen des Hausbrods, der Keller, der Stall, ſo wie die Behandlung der Hausthiere und der Garten beſprochen. An ſie reiht ſich in natürlicher Folge die Geſundheits- und Krankenpflege, die weiblichen Handarbeiten und endlich die weibliche Buchführung.

Den zweiten Theil bildet der „Arbeitsſtoff", ſowohl der zu Kleidungsſtücken nothwendige, ſo wie die Kleidung ſelbſt, als auch der Stoff, der zu verſchiedenen häuslichen Geräthſchaften verwendet wird, wozu das Stroh, die Haare, das Möbelholz und die Farbſtoffe gehören.

Der dritte Theil endlich iſt der „Nahrung" gewidmet. Er beſpricht die Nahrungsſtoffe überhaupt und die Verdauung der Speiſen ſammt der zweckmäßigen Ernährung des Körpers; hierauf werden die Nahrungsſtoffe dem Thier-, dem Pflanzen- und dem Mineralreiche einer gründlichen Unterſuchung unterzogen und hiemit ſchließt das Werk.

Schon aus dieſer kurzen Uiberſicht wird dem freundlichen Leſer klar werden, daß nichts Weſentliches übergangen wurde; er wird ſich aber beim Durchleſen des Buches auch überzeugen, daß nichts Unweſentliches aufgenommen wurde, und dieſer Beſchränkung iſt es hauptſächlich zu danken, daß auf einem verhältnißmäßig ſo kleinem Raume das Wiſſenswürdigſte zuſammengedrängt werden konnte, ohne dem leichten Verſtändniſſe irgend wie nahe zu treten. Der Druck iſt ſchön und für ein Leſebuch ganz geeignet. Es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſes Werkchen, das ſich durch ſeine Brauchbarkeit auszeichnet, ſich ſeinen Weg bahnen wird, um ſo mehr, da der Preis von 40 kr. ein ungemein billiger genannt werden muß.

R. S.

Varia.

Aus dem Kriege von Dr. Johann Klein Neiſſe 1872, Joſef Graveur's Verlag (Guſtav Neumann.)

„Aus dem Kriege," ſo iſt der Titel einer kleinen, vier und achtzig Seiten langen Brochüre, in welcher uns der Verfaſſer, der Pfarrer Dr. Johann Klein, hauptſächlich mit dem Wirken der Vereine und Orden für Krankenpflege im Kriege bekannt machen will. Indem er uns hauptſächlich in die Lazarethe nach Saarbrücken und Courcelles am Nid führt und hier ſpeziell in meiſt novelliſtiſchem Tone die Thätigkeit der Franziskaneſſen und der Johanniter-Maltheſer uns zeigt — entrollt er doch auch ein Bild über die Art und Weiſe, in welcher im letzten Kriege für die Verwundeten geſorgt wurde, welche Verdienſte ſich der preußiſche Staat und welche Verdienſte ſich die einzelnen Vereine erworben haben. Steht er hiebei auch vorwiegend auf katholiſchem Standpunkte, ſo wollen wir damit um ſo weniger rechten, als er auch den proteſtantiſchen Pflegern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das ganze Schriftchen beweiſet ein Herz voll Humanität, und auch ſtyliſtiſch iſt es friſch und anregend geſchrieben, obgleich die ſonſt ſehr lebendig gehaltene Schilderung des Gefechts bei Saarbrücken, ſo wie die Darſtellung einzelner Gebräuche bei der Communion in franzöſiſchen Kirchen ſtreng genommen nicht zu dem Thema gehören, das ſich der Verfaſſer vorzeichnete.

Kw.

Deutſcher Volkskalender für 1873. Herausgegeben vom Deutſchen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag. Redigirt v. Julius Lippert. Druck v. D. Kuh.

Es iſt heuer das drittemal, daß in der reichen Kalenderliteratur, deren wir uns erfreuen, auch wieder der „Deutſche Volkskalender" als willkommener Bote erſcheint und an unſere Thüren klopft, Jedem Etwas bringend, nur Gediegenes darbietend und für Aufklärung und Vertreibung von Vorurtheilen in trefflicher Weiſe wirkend. Bei einem ſolchen Jahresbuche handelt es ſich vor Allem darum, dem Volke Etwas in die Hand zu geben, das ihm in freien Stunden, wenn es etwa in langen Winterabenden im Kalendarium herumblättert, doch auch Aufſchluß gibt über manche Fragen, die in der Gegenwart auftauchten und die ſo in der Luft herumſchwirren, häufig unverſtanden, noch häufiger falſch aufgefaßt. Allein dieſe Belehrung darf nicht im trockenen Kathedertone vorgetragen werden; der Gelehrte, welche ſolche Zeitfragen beſpricht, muß ſich zur Faſſungskraft des Leſepublikums herabzulaſſen verſtehen, darf nicht zu viele Vorausſetzungen machen und muß überdies — was ſeine beſonderen Schwierigkeiten hat — intereſſant und populär zu ſchreiben im Stande ſein.

Alle dieſe Klippen nun, welche ſolchen Aufſätzen, die noch überdies kurz und bündig gehalten ſein müſſen, entgegen ſtehen, wurden von den Autoren glücklich vermieden; die einzelnen Artikel ſind mit Sachkenntniß und durchſichtiger Klarheit niedergeſchrieben und feſſeln den Leſer, er mag was immer für einem Stande angehören und was immer für eine Bildung genoſſen haben, bis zum Ende. Es ſind aber auch Schriftſteller gewonnen worden, deren Namen in der wiſſenſchaftlichen Welt einen trefflichen Klang haben und deren Darſtellungstalent außer allem Zweifel ſteht. Wir brauchen nur Männer wie Dr. Benfey, Dr. Breitenlohner, Dr. Födiſch, Prof. Dr. Gohren, Grün, Dr. Hering, Prof. Mayer, Dr. Werunsky u. ſ. f. zu nennen, um nicht erſt die Verſicherung geben zu müſſen, daß wir es hier mit ganz ausgezeichneten Aufſätzen zu thun haben. Es dürfte wohl kaum ein Kalender exiſtiren, der ſich ſo vortrefflicher Mitarbeiter rühmen darf, wie der vorliegende, und es wird dadurch dieſer „Deutſche Volkskalender"

zu einem wirklichen Jahrbuch in des Wortes beſter Bedeutung erhoben.

Gehen wir nun zu den einzelnen Artikeln ſelbſt über, wo außer dem novelliſtiſchen Fache die Geſchichte, die Naturgeſchichte, die Nationalökonomie und die Landwirthſchaft vertreten ſind.

Auf hiſtoriſchem Gebiete tritt uns der mit Wärme und Liebe geſchriebene Artikel „Die Deutſchen in Siebenbürgen“ v. Sch—g entgegen, welcher das zähe Feſthalten des germaniſchen Volksſtammes an ſeinen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen mitten in einer fremden Bevölkerung, unter den ſchlimmſten und traurigſten Zeiten ſchildert. Er zeigt uns die innere Kraft des Germanenthums, das die Segnungen der Kultur und Freiheit in ein fremdes Land hineinträgt und mit Muth und Ausdauer ſich feſte Stellungen erringt.

Intereſſant und mit vieler Fachkenntniß iſt ferner „Böhmen bei den Schriftſtellern des Alterthums“ von Dr. Födiſch geſchrieben, und liefert den Beweis, was von der beliebten Phraſe, daß wir Deutſche nur „fremde Eindringlinge“ in Böhmen ſeien, zu halten iſt, und wie hohl und leer die Behauptung der Tſchechen iſt, ſich das Recht des Indigenats zu vindiziren.

Von biographiſchen Aufſätzen iſt vor Allem Grün's „Feuerbach,“ deſſen Portrait auch beigegeben iſt, hervor zu heben. Je ſeltener das ſtille Geiſteswirken eines Philoſophen in's allgemeine Volksbewußtſein eindringt, deſto verdienſtlicher iſt es, auf das Leben und die Bedeutung dieſes Mannes aufmerkſam zu machen, deſſen Zweck kein verneinender iſt, ſondern ein poſitiver; „der nur verneint, um zu bejahen, der nur das phantaſtiſche Scheinweſen verneint, um das wirkliche Weſen des Menſchen zu bejahen.“ So viel Feuilletonartikel auch in jüngſter Zeit über Feuerbach erſchienen ſind, iſt doch keiner mit ſolcher Objektivität, mit ſolcher Wärme und ſolcher Klarheit geſchrieben worden, wie der vorliegende, der dem „Volkskalender“ zu aller Ehre gereicht.

Auch die über Leſſing geſchriebenen Zeilen, welche als Begleitworte zum Titelblatte dienen, ſtellen den Einfluß und die Wichtigkeit dieſes größten Deutſchen in's gehörige Licht.

Die faſt novelliſtiſch gehaltene kurze Darſtellung des Lebenslaufes von Johannes Butzbach zeigt uns das Weſen oder vielmehr Unweſen der Bachanten und fahrender Schüler des 15. Jahrhunderts und entrollt ein hübſches Kulturbild unſres engeren Vaterlandes. Sind auch im Ganzen die Zuſtände der Unterrichtsverhältniſſe jener Zeit z. B. in Raumer's „Geſchichte der Pädagogik“ ziemlich ausführlich geſchildert, ſo erhält denn doch das vorliegende Kulturbild einen neuen Reiz dadurch, weil es ein Landsmann iſt, der uns hier vorgeführt wird, ein Landsmann, der ſich aus den heilloſen und ſchlimmen Verhältniſſen, wie es die damaligen Zeitumſtände in ihrem Gefolge hatten, glücklich herausarbeitet und ſich eine ſegensreiche Lebensſtellung erwirbt, während viele Hunderte von fahrenden Schülern elend zu Grunde gingen und aus dem Schlamme der Verworfenheit ſich nicht herausarbeiten konnten, in welche ſie durch eine unſelige Zeitrichtung geworfen wurden.

Von naturhiſtoriſchen Artikeln behandelt Dr. Hering in Fortſetzung eines Aufſatzes aus dem vorigen Jahre die „Die Eigenwärme des menſchlichen Körpers.“ Er weiſet darin nach, daß die Lebenswärme „keineswegs, wie man früher gemeint hat, ganz anderer Art ſei, als jene Wärme, welche beim gewöhnlichen Verbrennen irgend eines Brennmaterials entſteht,“ und daß es nur ein, auch heute noch nicht ganz ausgerotteter ärztlicher Aberglaube ſei, wenn der thieriſchen Lebenswärme eine ganz beſondere heilende oder belebende Kraft zugeſchrieben wird.“ Es wird in der populärſten Form hier ein vollſtändiges, klares Bild über ein Thema gegeben, das für Jeden hoch intereſſant iſt.

Lippert gibt in ſeiner bekannten, anmuthigen Darſtellungsweiſe eine geographiſche und naturgeſchichtliche Skizze der „böhmiſchen Teiche und ihrer Gäſte.“ Das Leben, das ſich auf und unter den Wäſſern dieſer Teiche entwickelt, iſt in feſſelnder und ſpannender Weiſe geſchildert.

In eben ſo intereſſanter Art und Weiſe iſt es Herrn Prof. Dr. Mayer gelungen, die für den Laien und ſein Verſtändniß ſchwierigen Vorgänge bei der Verdauung zur klaren Anſchauung zu bringen und in allen Kreiſen jenes Verſtändniß zu wecken, welches für dieſe wichtigen Prozeſſe und ihre Kenntniß nothwendig iſt. Eine Redaktionsanmerkung belehrt uns noch überdies, daß die vorliegenden Zeilen blos vorläufig als orientirende Skizze dienen, indem der Hr. Verfaſſer in den nächſt folgenden Jahrgängen des Kalenders noch Einzelheiten aus der Lehre von der Verdauung, wie Bau

und Leiſtungen der Verdauungsdrüſen und dgl. mittheilen wird.

Von beſonders praktiſcher Bedeutung iſt Dr. Werunski's Artikel „über das allgemeine Grundbuchsgeſetz vom 25. Juli 1871.“ Die Leſer des Kalenders werden dem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er in ſo trefflicher, markirter Darſtellung all das, was ſich auf das Grundbuchsweſen bezieht, mit kurzen Worten zuſammenfaßt und die nöthigen Behelfe an die Hand gibt. Namentlich für den Landmann, der gerade mit dieſer Art Rechtsgeſchäften viel zu thun hat, und Jedem, der der juridiſchen Kenntniſſe entbehrt, wird dieſer Aufſatz hochwillkommen ſein.

Die Nationalökonomie iſt durch drei vorzügliche Arbeiten vertreten. Benfey's Darſtellung der „Arbeiter-Strikes,“ welche in gegenwärtiger Zeit faſt epidemiſch, wie eine geiſtige Krankheit auftreten, iſt geradezu meiſterhaft zu nennen. Die ſoziale Frage, welche in unſre geordneten Zuſtände als das drohende Geſpenſt der Zukunft hereinragt und ſchon in der Gegenwart hie und da bedenkliche Blaſen aufwirft, läßt ſich nicht durch Bajonette und Kanonen radikal regeln, ſondern muß auf rationelle Weiſe ausgetragen werden. Auch die Arbeiterforderungen, wie ſie von Zeit zu Zeit auftauchen, ſind nicht ohne Berechtigung, nur müſſen ſie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Die Anſicht, daß die Arbeiter möglichſt hohe Löhnungen fordern müſſen, während die Arbeitgeber die geringſten Löhne zahlen wollen, daß alſo das Intereſſe beider Parteien ſtets collidirt, iſt falſch, weil für Erſtere durch eine Menge Mittel geſorgt werden kann, um ihre Lage zu verbeſſern, während die Letzteren gleichfalls hundert andere Hilfen haben, um ihr Geſchäft rentabel zu erhalten. Es dürfte ſich bei vorkommenden Differenzen zwiſchen Arbeitnehmern und Arbeitgebern häufig nur um das Verſtändniß der gegenſeitigen Anſprüche und darum handelt, klar zu legen, daß nicht böſer Wille, ſondern Verhältniſſe die Befriedigung mancher Wünſche nicht erlauben. Als Mittel, dieſes Verſtändniß hervorzurufen, wird das Einigungsamt bezeichnet, das nun in ſeinen Grundzügen näher auseinander geſetzt wird.

Nicht minder trefflich behandelt Lippert das „Kapitel von der Frauen-Emanzipation.“ In durchaus würdiger Weiſe zeigt der Verfaſſer, daß die Löſung der Frage, ob das Weib dem Manne in jeder Beziehung gleichgeſtellt werden könne, heutigen Tages gar noch nicht ſpruchreif iſt, weil alle Vorbedingungen zur Aneignung gleicher Bildung fehlen. Es kann hier nicht der Weg der Theorie betreten werden, ſondern es müſſen Thatſachen ſprechen, es müſſen Erfahrungen geſammelt werden, die zur Stunde noch vollſtändig fehlen. Die bisherige Erziehung der Mädchen iſt eine verkehrte; niemals wird die Erziehung zum Menſchenthume, ſondern ſtets zu einem Zwecke, ſei es der Hausfrau, der Lehrerin oder dgl. in's Auge gefaßt; es muß demnach bei der Verbeſſerung des Elementarunterrichtes begonnen und mit deſſen Erweiterung fortgefahren werden, beim „gelehrten“ Weibe widert uns eben nicht das Vorhandene, ſondern das Fehlende der Bildung an. Es gibt nur Einen Weg zur Emanzipation — den wahrer Bildung und Geſittung! Alles Andere iſt Schwindel.

Sommerfeld's Aufſatz über „Schwindel und Spiel“ beleuchtet gleichfalls eine Krankheitsphaſe unſerer Tage. Das Wort und der Begriff der „Speculation“ wird ſeinem wahren Werthe nach beſprochen und die meiſt irrigen Anſichten in höchſt klarer und faßlicher Weiſe berichtiget. Es wird darauf hingewieſen, „daß nur Eine Thätigkeit des Menſchen würdig iſt, daß es nur Einen ehrenvollen Beruf in der Welt gibt: die Arbeit; nur Ein Ziel, das des Schweißes der Edlen werth iſt: Güter erzeugen und nützliche Dienſte leiſten.“

Belehrend und vom praktiſchen Werthe ſind endlich ſämmtliche Aufſätze, welche in das Gebiet der Landwirthſchaft einſchlagen, wofür die Namen des Dr. Breitenlohner, Dr. Gohren und Schmitt bürgen. Der Erſtere beſpricht die Geſchichte des Ackerbaues und zeigt deſſen Fortſchritte, wobei die Richtigkeit des Grundſatzes, daß man es eben ſo machen müſſe, wie der Vater und Großvater, erörtert und bewieſen wird, weil, wenn der Vater und Großvater dem Fortſchritte nicht gehuldigt hätte, man noch heute bei der Bearbeitung des Bodens durch Ochſenrippen ſtehen würde. Gohren, deſſen großes Werk dem Verfaſſer einen europäiſchen Ruf verſchaffte, ſpricht über die Möglichkeit, die Nährkraft der Futtermittel zu erhöhen und Schmitt über ländliche Wohnhäuſer in anregender Weiſe.

Einige kleinere ökonomiſche Aufſätze, ſo wie intereſſante Miszellen ſchließen den Kalender, welcher an Reichthum und Gediegenheit des

Inhalts ſeine Vorgänger noch übertrifft. Für Freunde der Unterhaltung iſt durch Lipperts Kulturbild „Ein Kampf um's Recht“ und durch die heitere Erzählung von Neumann-Strela: „Ein Sonntagsausflug zur Zeit der Leipziger Meſſe“ angenehm geſorgt. Die Holzſchnitte, die dem Ganzen beigegeben ſind, erhöhen den Werth desſelben. **Wr.**

Bibliographie.

A.

Barrande Joach., Trilobites. I. Résumé général de nos études sur l'évolution des Trilobites II. Destribution verticale des Tribolites. dans le bassin silurien de la la Bohême. III. Paralléle entre les Trilobites et les Céphalopodes siluriens de la Bohême. IV. Epreuve des théories paléontologiques par la réalité. (Extrait du „système silurien du centre de la Bohême.“) gr. 8. (VI, 282 S.) Prag 1872. Leipzig, Gerhard.

Bonaventura, Kirchenlehrer, ſieben kleinere Schriften. Aus deſſen ſämmtlichen Werken genommen. Uiberſetzt und mit einer Vorrede begleitet von Nikolaus Caſſeder. 2. Auflage. 8. (XXIII, 356 S.) Prag, Tempsky.

Eſſays, moralpolitiſche. Vom Verfaſſer der Broſchüre „Oeſterreichiſches.“ gr. 8. (III, 140 S.) Prag, Rziwnatz.

Fontes rerum Bohemicarum. Tom. I. Vitæ sanctorum. Fasc. 2. gr. 4. (S. 121—128.) Prag, Grégr & Dattel in Comm.

Formularien zur Notariats-Ordnung vom 25. Juli 1871, R.-G.-Bl. Nro. 75 und 76 mit d. Anh. der einſchlägigen Beſtimmungen dieſes Geſetzes und einem Auszuge aus dem Stempel- und Gebührengeſetze. Herausgegeben vom Vereine der Notare im Königreiche Böhmen. gr. 8. (XI, 139 S.) Prag, 1871, Dominicus.

Friedländer, Dr. M., Ben Doſa und ſeine Zeit oder Einfluß der heidn. Philoſophie auf das Judenthum und Chriſtenthum in den letzten Jahrhunderten des Alterthums. 8. (93 S.) Prag, Calve.

Haſner, Dr. Joſ. v., Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Eine Studie. gr. 8. (47 S.) Prag, Calve.

Leonhardi, Prof. Dr. Herm. Freiherr von, Das Verhältniß von Schule, Staat und Kirche. Streitſchrift und Theſen aus Anlaß des von G. A. Todtenhaupt vorgeſchlagenen Volkslehrerſeminärs. (Aus „Die neue Zeit.“) gr. 8. (31 S.) Prag, 1871. Tempsky.

Mach E., Die Geſchichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Vortrag gehalten in der k. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 15. Novemb. 1871. gr. 8. (58 S.) Prag, Calve.

Malleus hæreticorum, das iſt: Römiſch-katholiſche Briefe zur gründlichen Abfertigung der ſchrecklich um ſich greifenden altkatholiſchen Ketzerei. gr. 8. (16 S.) Prag, Tempsky.

Mittheilungen des Centr l-Comités für die land- und forſtwirthſchaftliche Statiſtik des Königreichs Böhmen betreffend das J. 1870. (Als Fortſetzung der früheren Rechenſchaftsberichte.) Lex.-8. LXX, 38 S. mit 5 Chromolith. in qu. 4. Prag, Calve in Comm.

Ohorn L. A., Der Dorfengel. Preis-Novelle, 8. (VII, 184 S.) Prag, Hunger.

Obentraut, Ad. Ritter von, Das Strafrecht der Gemeinde. Handbuch für den Gebrauch der Straffenate der Gemeinden. 2. Aufl. Prag, 1869. Steinhauſer.

Purkyně, Joh., Austria polyglotta. gr. 8. (59 S.) Prag, Grégr & Dattel.

Reliquiæ tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI. igne consumptarum. Edidit Jos. Emler. Tom. II. Vol. 1. gr. 4. (S. 1 bis 104.) Prag, Grégr & Dattel in Comm.

Ricard, Aus., Manuel d'histoire de la littérature française, résumé encyclopédique à l'usage des maisons d'éducation et des aspirants au diplôme de professeurs de français. 8. (VI. 306 S.) Prag, Calve.

Tauler's Joh. Medullae animae oder von der Vollkommenheit aller Tugenden und ſämmtliche Briefe desſelben. Nach der lateiniſchen Ausgabe des L. Surius. Nebſt 10 Briefen gleichen Inhalts des heil. Johannes vom Kreuz. Uiberſetzt und bearbeitet von Nikol. Caſſeder. 2. Aufl. gr. 8. (VIII, 268 S.) Prag, Tempsky.

Schebek, Dr. Edm., Das Handelsregiſter nach dem allgemeinen Handelsgeſetzbuche. Gutachten der Handelsſektion der Handels- und Gewerbekammer in Prag. II. Lex.-8 (XIII' 76 S.) Prag, Hunger.

Schmied, Ant. Ad., Die Verhältniſſe der Landwirthſchaft in Böhmen. Auf Grundlage des Thatbeſtandes vor Ende Dec. 1870 darge-

stellt. 1. Bd. Die landwirthschaftliche Produktion. gr. 8. (VIII, 274 S.) Prag, Calve.

Schütz, Dr. J., Medicinische Casuistik. Nach eigenen Erfahrungen zusammengestellt. 1. Bd. gr. 8. (XVI, 334 S.) Prag, Calve.

Situations-Plan von Prag. Lith. Fol. Prag. Reinitzer & Co.

Stubba A., Aufgaben zum Zifferrechnen für Schüler in Stadt- und Landschulen. (In 6 Heften.) 6 Aufl. 8. Bunzlau. Appun.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen.

— — Nr. **55**. Handels- und Schifffahrts-Vertrag zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Spanien vom 24. März 1870. Tarif für die Einhebung der Einfuhrzölle von den aus dem Auslande und den überseeischen Provinzen nach der Halbinsel und den balearischen Inseln gelangenden Waaren. Concessions-Urkunde zum Bau und Betriebe einer Locomotiv-Eisenbahn von Liebоch nach Wies, mit einer Abzweigung nach Steinz, vom 8. September 1871 und einer Eisenbahn von Lemberg über Stryi an die ungarische Grenze, vom 22. October 1871. Verordnung des Justiz-Ministeriums, wodurch die Errichtung eines Gewerbe-Gerichtes in Wien für die Maschinen- und Metallwaaren-Industrie verfügt wird, vom 13. November 1871. Gesetz, betreffend die Abänderung der Landesordnung für die Markgrafschaft Mähren vom 26. November 1871; nebst 13 in dem Zeitraume vom 17. November bis 30. Dezember 1871 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen, kais. Patenten, Concessionsurkunden, Verordnungen ꝛc. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

— — Nr. **56**. Instruction zum Vollzuge des allgemeinen Grundbuchs-Gesetzes vom 12. Januar 1872 sammt den einschlägigen Verordnungen betreffend die Prüfung der Grundbuchsbeamten vom 10. Juli 1855 und der Instruction für die Depositen-Aemter vom 16. November 1850 nebst 3 in dem Zeitraume vom 1. bis 13. Januar 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen, Staatsverträgen und Erlässen. Commentirt von einem praktischen Juristen. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

— — Nr. **57**. Die neue Maß- und Gewichts-Ordnung vom 23. Juli 1871 sammt der einschlägigen Verordnung des H.-M. vom 17. Februar 1872, dem Punzirungs-Gesetze vom 26. Mai 1866 und dem Finanzministerial-Erlaß wegen Vereinigung der Controlamtszeichen mit den Feingehaltspunzen vom 10. März 1872. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem Anhange enthaltend Erläuterungen und praktische Beispiele zur Umrechnung der alten Maße und Gewichte in das metrische Maß und umgekehrt. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

— — Nr. **58**. Das Disciplinar-Statut für Advocaten und Advocatur-Candidaten vom 1. April 1872 sammt der Advocaten-Ordnung vom 6. Juli 1868. Commentirt von einem praktischen Juristen und mit alphabetischen nach Schlagwörtern geordneten Materienregistern versehen. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

Vorträge über Eisenbahnbau, gehalten an verschiedenen deutschen polytechn. Schulen, begonnen von Dr. E. Winkler. 3. Heft. gr. 8. Prag, Dominicus.

Zródlowsky, Dr. Ferd., Untersuchungen aus dem österr. Civilrecht mit Berücksichtigung des röm. Rechts und der neueren Gesetzbücher. gr. 8. (XIII, 172 S.) Prag, Dominicus.

C.

Krafft, Dr. Quido, Ein Großgrundbesitz der Gegenwart. Monographische Skizze der Besitzungen des Fürstenhauses Schwarzenberg in Böhmen als Beitrag zur Frage der Selbstverwaltung oder Verpachtung von Großgütern in Oesterreich. Mit 4 lith. Taf. gr. 8. (VII, 344 S.) Wien, Farsy & Frick.

Menzel Wolfg., Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1860-1870). Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1866—1866" und des „Deutschen Krieges von 1866." (1. Bd. 472 S., 2. Bd. IV. und 492 S.) Stuttgart, Krabbe.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. **IV.** Am 20. März 1873.

Geschichte.

I.

Emler: Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae pars II. annorum 1253—1310.

Die Fortsetzung der Regesten Erbens durch den kundigen Emler wird wohl von allen Fachgenossen auf das Lebhafteste begrüßt werden. Es erschienen bis jetzt zwei Lieferungen ziemlich rasch hintereinander, die die Zeit von 1253 bis 1272 in 797 Regesten behandeln, und bei dem bekannten Fleiße des Herausgebers dürfte wohl die Vollendung des zweiten Bandes, der bis 1310 reichen soll, in nicht allzugroßer Ferne anzuhoffen sein. In der inneren Einrichtung des Regestenwerkes hielt sich Emler fast sklavisch an das Beispiel des ersten Bandes, was wohl nicht so absolut nothwendig und schon deßwegen nicht unbedingt anzuempfehlen war, da es galt, vielleicht nur an Kleinigkeiten die bessernde Hand anzulegen. So pflegt man jetzt z. B. in Urkundenbüchern die Zuthat des Editors von dem Urkundentexte schon durch verschiedene Schriften erkenntlich zu machen, eine Uibung, durch deren Durchführung die Regesten, die so viele wörtliche Bestandtheile der Urkunden bringen, nur hätten gewinnen können. Dabei wäre Emler vielleicht auch auf eine rationellere Behandlung der Uiberschriften gekommen, wie es wohl auch möglich gewesen wäre, bei der Orthographie der Urkundentexte festere Grundsätze zu beobachten. Es ist jetzt allgemein üblich, bei der Herausgabe lateinischer Urkunden i und u nur vokalisch, j und v nur konsonantisch zu behandeln; denn welchen Nutzen kann es haben, volgariter, alijs etc. (Nr. 438, 440 u. v. a.) statt vulgaritor aliis zu drucken. Will man aber etwa dem Originale konsequent getreu bleiben, so dürfte man nicht praedictae, praebendae, suae etc. schreiben, da sich doch sicherlich im Originale für ae ein einfaches e vorfinden dürfte. Ebenso wird wohl auch in den meisten Fällen das t vor i mit einem zweiten Vocale als c zu lesen und zu drucken sein. Ob nicht ferner es besser gewesen wäre, auch nach dem Punkte die Minuskel zu gebrauchen, die Majuskel dagegen nur bei Orts- und Personennamen, nicht aber auch bei den Monatsnamen anzuwenden, und über andere dergleichen Dinge könnte man streiten. Aber was wir mit Bestimmtheit vom Herausgeber erwarten, das sind Erläuterungen zu den Regesten, und wenn diese auch erst am Schlusse des Bandes folgen dürften. Mit einer oder zwei Seiten Bemerkungen, wie sie der erste Band hat, können wir uns nicht zufrieden stellen.

Da die Regesten sehr häufig den Urkundentext bringen, so ist wohl die Frage nach der Treue des Abdruckes eine berechtigte. Wir zweifeln nun nicht im Geringsten, daß im Allgemeinen nur wenig Irrthümer dem Herausgeber unterlaufen sind, wenigstens in allen solchen Fällen, wo er selbst die Originalien vor sich hatte. Wo er nach von Andern angefertigten Copien edierte, wäre aber etwas mehr Vorsicht am Platze gewesen, auch wenn Palacky selbst die Copie angefertigt hätte. Wir wollen unsere Behauptung durch die Anführung Eines Falles rechtfertigen.

Seite 204 und 205 bringt (Nr. 531) den größeren Theil des Textes einer Urkunde aus dem Saazer Urkundenbuche Fol. 7 nach einer Copie, die, wie der Herausgeber ausdrücklich bemerkt, von Palacky angefertigt wurde. Der Saazer Codex liegt mir gegenwärtig zufällig zur Einsicht vor, und wenn ich nun die Palacky'sche Copie mit dem Originale vergleiche, so stoße ich auf gar nicht wenig Lesefehler, die nun natürlich Emler ganz unbewußt bringt. Es sind folgende:

Zeile 2 Zacz soll heißen Saez.
„ „ der Punkt nach vel . falsch und sehr beirrend.

Zeile 9 fehlt nach „causes omnes“ das Wort „singulas“.
„ 13 wayhost, ſteht deutlich im Originale „weglose“ was auch in der Note von Emler berichtigt wird.
„ „ retard e t u r ſoll h. retard a b i t u r.
„ 14 impediatur ſoll heißen impedietur.
„ 16 Gerossius „ „ Jerossius.
„ „ Zulislaus „ „ Sulislaus.
„ „ H i r z s s o „ „ H u z s z o.
„ „ p u r g r a v i u s ſ. h. P u r e n t i n u s,
„ „ Chlingenberg ſ. h. Chlingenberch.

Wer erinnert ſich nicht angeſichts dieſer nicht geringen Zahl von Leſefehlern in 16 Zeilen an jenen ungeheueren Pathos, mit dem einſtens Palacky die Errores Höflers in den „Geſchichtsſchreibern der Huſitenzeit“ rügte! (Hyrzo und purgravius iſt wohl eine gute Emendation, ſollte aber als ſolche bezeichnet ſein.)

Als Druckfehler erwähnen wir zu Nr. 608, wo es ſtatt 17. 27. März heißen ſoll.

L. S.

Krebs Julius Dr. — Chriſtian von Anhalt und die Kurpfälziſche Politik am Beginn des 30jährigen Krieges (23. Mai — 3. Oktober 1618). Leipzig, Duncker und Humblot 1872. 8°.

Es muß uns Deutſche in Böhmen immer freuen, das geheimnißvolle Halbdunkel, welches im Großen und Ganzen um die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges, ſo zu ſagen um die Strukturen ihrer Entwicklungsperiode immer noch dämmert, durch Spezialarbeiten mehr und mehr enthüllt zu ſehen. Gerade dieſe Periode, die mit Sturmgewalt ganz Deutſchland und in erſter Reihe Böhmen in die größten Erſchütterungen verſetzte, iſt nicht das Schooßkind unſerer heimiſchen Forſcher, denen freilich erſt die wiſſenſchaftliche Begründung der mit Sage und Dichtung buntverquickten geſchichtlichen Urzeiten als erſte Aufgabe zugewieſen war, die auch einen großen Theil ihres Schaffens in kampfbereiter Abwehr in der Richtigſtellung von Entſtelltem, in der hiſtoriſchen Feſtſtellung nationaler Exiſtenz erſchöpfen mußten. Und der berufene Forſcher dieſer gewaltigen Periode Prof. Dr. Gindely iſt leider durch Krankheit in der Fortſetzung ſeiner allerwärts mit Freude und vieler Anerkennung aufgenommenen Vorarbeiten behindert. Mit vieler Neugier, mit vieler Freude haben wir dies eben erſchienene Büchlein mit dem vielverſprechenden Titel zur Hand genommen, das einer Inauguraldiſſertation ſeine Entſtehung verdankt. C h r i ſ t i a n v o n A n h a l t iſt in der That eine geſchichtliche Erſcheinung, welche eben ſo ſehr die Aufmerkſamkeit des Forſchers, als das Intereſſe des Geſchichtsfreundes zu beanſpruchen berechtigt iſt. Abgeſehen von einem hervorragenden Talente und einem kühnen Muthe, den er bei Kämpfen und Schlachten von Jugend ab zeigte, war er die Seele jener vielverzweigten, durch ganz Europa gehenden Bewegung, die dem Ausbruche der gewaltſamen Eruption durch mehr als ein Jahrzehent voranging. Er allein verknüpfte mit kluger Uiberlegung die diplomatiſchen Fäden in Frankreich wie in Böhmen, das er ſchon als 14jähriger Knabe (1583) bereiſt hatte, unter den Fürſten Deutſchlands ebenſo wie mit deſſen Kaiſern; er, der begeiſterte Proteſtant, wußte dem Starrſinn der Calviniſten ebenſo Rechnung zu tragen, wie der Dogmenſtecherei der Katholiken. Seiner Umſicht, ſeiner klugen Vermittlung iſt das Zuſtandekommen der proteſtantiſchen Union vorzüglich mitzudanken. Sich zum Hort des Proteſtantismus berufen glaubend und mit faſt fataliſtiſcher Sicherheit auf den Sturz des Hauſes Habsburg und der bitter gehaßten Spanier rechnend, iſt er unerſchöpflich in Erfindung und Erklügelung von diplomatiſchen Kunſtſtücken und Combinationen, dieſen zu beſchleunigen, unermüdlich mit einer ſeltenen Energie nach dem einen Ziele ſtrebend, allein — in tauſend Mitteln und Mittelchen, welche in buntem Wechſel zu Hilfe gezogen werden, ſich zerſplitternd. Heute Intriguant, deſſen Hand in Böhmen und Öſterreich unter den unzufriedenen Proteſtanten das Feuer ſchürt, tritt er, morgen mit dem Mantel der Ehrlichkeit auf die Bühne als offener Parteigänger, heute ein Cincinatus und morgen Waghals bis zum Aeußerſten, heute der Politiker im Großen und morgen – kleinlich bis zum Kleinlichſten. So hat er viel gewollt, viel angeſtrebt, und — nichts oder nur ſehr wenig durchgeführt. Gerade aber eine ſolche queckſilbrige, agitatoriſche Natur brauchte die damalige Zeit, brauchte der Proteſtantismus, freilich neben ihn und für ſie auch einen beſſeren p o l i t i ſ c h e n Luther als den Pfälzer Friedrich IV. der mit genialem Blicke die Situation zu überſehen und zu erfaſſen vermocht hätte. Anhalt konnte wohl der Zweite, nie aber der Stützpunkt der Bewegung ſein, die nie er, ſondern

die ihn beherrſchte. Jedenfalls aber wird das Bild dieſes Mannes, der nach einem raſtlos thätigen Leben mit ſo wenig Erfolg in das Grab ging, in hiſtoriſcher Treue durchgeführt, hohes Intereſſe erwecken. Das Charakterbild eines derartigen ſchwankenden Mannes mit treffender Schärfe durchzuführen, iſt dem Verfaſſer nicht zur Gänze gelungen. Derſelbe läßt ſich öfters von den Ereigniſſen zu ſehr gefangen nehmen und drängt dadurch die Geſtalt ſeines Helden etwas zurück. Dies gilt ganz insbeſondere von der Miſſion des Grafen Salm nach Prag, von den Unterhandlungen der Pfalz um die böhmiſche Krone, die im Intereſſe des Helden viel ſchwächer hervortreten mußten; dagegen durfte den Verhandlungen Anhalt's mit dem Führer der öſterreichiſchen Proteſtanten Tſchernembl, ſowie mit dem berühmten Peter Wol Urſinus viel mehr Raum als der einer kurzen Notiz gegönnt werden. (S. 40.) Sehr Wunder nehmen muß es uns, daß der Verfaſſer wohl Ritters Unionsgeſchichte, gar nicht aber die bereits 1870 von der Münchner hiſtoriſchen Kommiſſion herausgegebenen „Briefe und Akten“ desſelben Verfaſſers, die doch ſo viel ſchätzenswerthes Material für die erſten Partien ſeiner Arbeit, ſo viele Beiträge zur Charakteriſtik Anhalts, ſeiner Räthe Levin von Börſtel, Dr. O. Croll, l'Escuyer und aller in dem großen Drama handelnd aufgetretenen Perſönlichkeiten enthalten, gekannt zu haben ſcheint. Überhaupt ſcheint der Verfaſſer in der Benützung des Schriften- und Quellenmaterials nicht mit hiſtoriſcher Rigoroſität und auch nicht mit Um- und Uiberſicht vorgegangen zu ſein. Bei Schilderung von Maximilians Parteiſtellung in dem Streite, ſeiner Vermittlungsverſuche, ſeiner Unterhandlungen mit dem Kurfürſten dürfte Hurter's ausgezeichnetes Werk kaum von einem Forſcher übergangen werden. Wie weit endlich die Mißſtimmung des Verfaſſers über Gindely's Art und Weiſe, Archivalien zu citiren, gerechtfertigt iſt, entzieht ſich unſerem Urtheile; der dolus malus oder die Annahme einer abſichtlichen Irreführung anderer Forſcher fällt jedoch bei der bekannten Gewiſſenhaftigkeit unſeres heimiſchen Geſchichtsforſchers ſicherlich hinweg. Was aber den Verfaſſer bewogen hat, die Aktenſtücke des von ihm durchforſchten Bernburger Archivs nicht mehr nach Regiſtranden anzuführen, iſt uns unklar. Der eigentliche noch zu gewärtigende Biograph Chriſtian von Anhalts wäre ihm jedenfalls dankbar geweſen, wenn ihm die in dem Werkchen gegebene Skizze zugleich ein brauchbarer archivaliſcher Wegweiſer geworden wäre! l. r.

Literatur.

Liebe und Leben. Sonettenbuch von Karl Victor Hansgirg. Prag 1873, Calve'ſche Univerſitätsbuchhandlung. (Ottomar Bayer.)

Herr K. V. Hansgirg, welcher ſich als Dichter und Schriftſteller bereits verdiente Anerkennung und einen ſehr guten Namen verſchaffte, tritt diesmal mit einem Buche vor uns hin, welches wir als ein in unſerer Zeit faſt gewagtes Unternehmen betrachten müſſen; es iſt eine poetiſche Gabe, die blos aus Sonetten beſteht!

Iſt zwar das Sonett ſchon ſeit längeren Zeiten in Deutſchland vielfach gepflegt und gehegt worden, ſo daß wir ſeinen fremden Urſprung kaum mehr bemerken, hat es gleich — um mit Grammatikern zu reden — bereits das deutſche Bürgerrecht erhalten, ſo ſcheint doch die knappe, mit vierzehn Zeilen abgeſchloſſene Form, die ſich noch überdies in engen künſtlichen Grenzen bewegt, mehr für Darſtellung vereinzelter Gefühle, Gedanken und Ideen geeignet, als für ein größeres, zuſammenhängendes Ganze, wie wir es von einem „Sonettenbuche“ erwarten. Es iſt dies um ſo mehr der Fall, je mehr wir uns immer daran erinnern müſſen, daß das Sonett rein lyriſchen Urſprungs iſt, und daß demnach das Einheitsband, das ſich durch eine fortgeſetzte Reihe von Sonetten ſchlingt, ſelbſt lyriſcher Natur ſein muß und demnach eine epiſche Breite nicht verträgt.

Fragen wir nun, wie unſer Dichter dieſer Schwierigkeit begegnet iſt, ſo finden wir, daß er mit richtigem Takte und feinem Dichtergefühle das geiſtige Bindemittel, welches die einzelnen Sonettencyklen zuſammenhält, überall durchleuchten läßt und ſo das ganze Werk zu einem befriedigenden Abſchluſſe führt. In dem Eingangsgedichte „Liebe und Leben“ ſpricht er dieſe Idee aus, und demnach zerfällt auch ſein Buch in zwei Abtheilungen, von denen Jede mit einem „Mottoſonett“ eingeleitet wird. Zwar entſtanden dieſe Mottoſonette, wie er uns in der Vorrede ſelbſt angibt,“ zuletzt, als alle anderen ſchon fertig waren, blos, um allenfalls als ein in Sonettenform gegebener getreuer Index zu gelten,“ allein ſie geben uns

eben den Fingerzeig und Wegweiser für das Zuſammengehörige und zeigen uns gleichſam die innere formale Struktur.

Dennoch müſſen wir geſtehen, daß ſich uns die erſte Abtheilung „Liebe" gegliederter und conziſer darſtellt als die zweite, in welcher mehr anſcheinend Heterogenes aneinander gereiht erſcheint.

Es iſt in dieſer erſten Abtheilung eine Art Steigerung der Gefühle vorhanden, die uns bis zum Schluſſe in ſteter Spannung erhält, es wird künſtleriſch ein pſychologiſches Intereſſe erweckt und das geheime Weh und die tiefen Freuden des Menſchenherzens mit warmen, tief empfundenen Tönen uns vorgeführt, die ein ewiges Echo in unſerer Bruſt erwecken, wie es eben bei dem „rein Menſchlichen" ſtets der Fall iſt.

Dieſe Abtheilung zerfällt in vier Partien. Die erſte iſt überſchrieben „Der Liebe Bild" und iſt eine beſonders künſtliche, aus 15 Sonetten beſtehende Reimverſchlingung, ein ſogenanntes Meiſterſonett, das in ſeiner Form der Gloſſe nachgebildet iſt, in der Behandlung aber größere Schwierigkeiten bietet als letztere. — Die zweite, aus ein und dreißig Sonetten beſtehende Partie: „Der Liebe Qual" überſchrieben, führt uns in den eigentlichen Herzensroman hinein und enthält tiefe Gefühle des Scherzes, die ſich in den beiden Theilen der dritten Partie „Der Liebe Erinnern" in ſanfte Wehmuth auflöſen, um in der vierten Partie „Der Liebe Glück" zu einem verſöhnenden Abſchluß zu gelangen.

Bunter geſtalten ſich die Bilder der zweiten Abtheilung. Sie beginnt mit „Des Kindes Chriſtnachtzeit", die aus acht Sonetten beſteht. Wir müſſen dieſe acht Sonette, trotz des Trefflichen, welches ſie vielfach enthalten, dennoch als den ſchwächſten Cyklus bezeichnen, indem ſelbſt ſprachliche Härten vorkommen, z. B. im Sonett Nr. 1: „Ich ſah den Baum voll lauter Früchten nicht" oder der Ausdruck „Plauſchen" in der 8. Zeile des 5. Sonetts. Bei der ſonſtigen reinen Form, in welcher der Dichter ſeine Stoffe behandelt, fallen derlei Härten, die ſich bei einer Reviſion leicht werden beſeitigen laſſen, natürlich um ſo mehr auf. Doch finden wir auch in dieſem Cyklus wahre und tiefe Empfindungen.

In den nun folgenden „Phyſiognomien und Geſtalten" reiht der Dichter einen bunten Kranz von Perlen echter Dichtkunſt aneinander. Charakteriſtiſch ſind die wirklich poetiſchen Darſtellungen der einzelnen Figuren, welche der Dichter epigrammatiſch uns vorführt. Wir wollen, um im Allgemeinen den Geiſt zu kennzeichnen, der in dieſen bunten Geſtalten lebt, ein Sonett herſetzen, welches die Ueberſchrift „Der Gipsfigurenhändler" führt. Es lautet:

„Du Roma's Spätſohn mit den wüſten Haaren,
Was wiegſt Du auf dem Haupte ſo geſchickt?
Hier Cicero, der ernſt herunter blickt,
Ein Gladiator da, dort ſtille Laren! —

Du weißt die Größen einer Welt zu paaren,
Auf Deinem Haupte, Deinem Rücken drückt,
Was einſt die Erd' beherrſchet und entzückt,
Du aber ſelbſt verſankſt zu den Barbaren!

Ja, Spielwerk, Schatten wurden nur und Scherben,
Die großen Väter und die mächt'gen Ahnen,
Im Gips ſich noch Erinnerung zu erwerben.

Du aber, nackter Proletarierbube,
Du wußteſt Schwung und Anmuth noch zu erben,
Und alles And're ſank in Sarg und Grube."

Auch die zehn Sonette mit der Ueberſchrift „die Armen im Rieſengebirge" ſind vorzüglich gelungen und gehört namentlich das erſte Sonett zu den beſten und vollendeteſten der ganzen Sammlung. Beſonders trefflich iſt der Schluß:

„Wie? — In den Fenſtern Roſen? Nur bedecken
Ja ſollen ſie — die innen ſeufzt, — die Qual,
Nur überglänzen Noth und Leid und Schrecken.

Ihr wollt die Roſen vor den Fenſtern wecken,
Die Euch die Armuth von den Wangen ſtahl,
Sie werden bald wohl übers Grab ſich ſtrecken."

Von nicht minder tiefer Empfindung ſind die ſechs Sonette zu „Aller Seelen" und die dreizehn weiteren, welche der im Jahre 1867 verſtorbenen Schweſter des Dichters gewidmet ſind. Mit einem poetiſchen Epiloge ſchließt das Buch ab.

Was die Form anbelangt, ſo ſind die meiſten Sonette ſorgfältig geglättet und ausgearbeitet, die Reime faſt durchwegs rein und ſchwungreich. Dagegen können wir uns mit der Aenderung des Reimſchemas in den erſten acht Verſen nicht ſo ganz einverſtanden erklären, wir halten ſolche „Erweiterungen" für keinen Gewinn, ſondern wohl mehr für den

Ruin einer bestimmten Dichtungsform, die eben nur in ihren eigenen Gesetzen und Beschränkungen existirt. Da übrigens Hansgirg nicht der Erste der Sonettisten ist, welcher von dieser größeren Freiheit in Handhabung der Sonettenform Gebrauch macht, so bedarf er hiefür nicht einmal jene Entschuldigung, welche er in seiner „Vorrede" vorbringen zu müssen glaubt.

Auch über den Zweck der Erscheinung dieses poetischen Werkes gibt uns die Vorrede Aufschluß. „Nicht blos einen literarischen" — sagt nämlich der Dichter — „auch einen humanistischen und gemeinnützigen Zweck hoffe ich durch die Herausgabe dieses Sonettenbuchs zu erreichen. Als derzeitiger Bewohner der alten Bergstadt Joachimsthal habe ich es oft schmerzlich empfunden, und viele der Mitbewohner werden es eben so oft peinlich mitgefühlt haben, welch' ein unerquicklicher Ruheplatz aller bald und später Abberufenen harrt. Wenn ich daher den Reinertrag dieses Sonettenbuches der Regulirung und Verschönerung des Joachimsthaler Friedhofs widme, so glaube ich hiedurch zur Verwirklichung eines dringenden lokalen Bedürfnisses den Anstoß gegeben und viele Freunde der Literatur zur Spendung einer Wohlthat aufgefordert zu haben."

Möge das Werkchen eine recht zahlreiche Verbreitung finden, um auch diesem Zwecke genügen zu können.

Gewidmet ist das Buch Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzoge Ludwig Salvator, Prinz von Toskana, dem Verfasser des Werkes „der Golf von Buccari-Porto-Ré, dann „über die Balearen," dem unermüdlichen Touristen, der seine Reiseeindrücke mit Feder und Griffel fest hält und mit den Früchten seiner Beobachtungen das Publikum erfreut.

Und so scheiden wir denn von dem Dichter des „Sonettenbuchs" mit herzlichem Danke für die neue poetische Gabe und dem Wunsche, ihm recht bald wieder auf dem Felde der Dichtkunst zu begegnen. **Kw.**

„In der Einöde." Eine Geschichte in zwei Büchern von P. K. Rosegger. Pest. Verlag von Gustav Heckenast. 1872.

Es ist eine alt hergebrachte, aber schon seit manchem Jahrzehnte nicht mehr stichhältige Meinung, daß die Erscheinungen auf dem Gebiete der poetischen Literatur, die aus dem Süden Deutschlands, — aus Oesterreich kommen, gewöhnlich nur von mäßigem Werthe seien, gewiß aber niemals den dichterischen Produkten der norddeutschen Muse Concurrenz machen können. Man lese nur in unseren Literaturwerken oder in den verschiedenen literarisch-kritischen Organen und man wird oft genug solcher und fast ausschließlich nur dieser Ansicht begegnen. Man dürfte kaum eine, wenn noch so bändereiche Literaturgeschichte finden, in der nicht die gesammte „Oesterreichische Literatur" auf einen halben Druckbogen zusammengedrängt ist, wenn man alle ein- oder zwei-, wenn es hoch kommt, dreizeiligen Einzelnurtheile über die österreichischen Dichter zusammensucht. Hat es ja selbst Grillparzer in keiner Literaturgeschichte zu einer kaum zehn Zeilen langen Beachtung gebracht! Und diese ist zumeist bei weitem mehr Verspottung des Verfassers des Schicksalsdrama's „die Ahnfrau," als richtige Würdigung seines Gesammtwerthes als Dichter. Es ist hier nicht der Ort, durch eine allgemeine literaturgeschichtliche Betrachtung der dichterischen Bethätigung Oesterreichs solche vielverbreitete Vorurtheile zu bekämpfen und Namen anzuführen, die zu den besten und klangvollsten in unserer Nationalliteratur zählen; aber es ist nur billig, gelegentlich einer wahrhaft gehaltvollen und durch und durch vollendeten dichterischen Publikation aus dem gern und vielverkannten Süden auf solche ungerechtfertigte Aburtheilungen zurückzukommen und die Bedeutung einer echten Dichtung nicht zu verschweigen.

Eine echte Dichtung ist uns in Rosegger's Geschichte „In der Einöde" geboten. Man darf sie ohne Bedenken mit zu dem Besten zählen, was uns die Literatur der Volksgeschichten seit Immermanns „Oberhof" im „Münchhausen" gebracht hat. Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit sind Vorzüge des Buches, die es vielfach über die landläufigen, zusammengekünstelten Romane, Novellen und Erzählungen mit all ihrer spannenden und fesselnden Würze erheben. In diesen Vorzügen hat Rosegger seinem Buche auf jeder Seite den wahren und einzigen Stempel der Poesie aufgedrückt, indem er die Wirklichkeit, wie sie ist, leibt und lebt, sich im Gewande der Dichtung wiederspiegeln läßt, ohne daß er dabei nur einmal in's Alltägliche und Allzunüchterne verfiele. Es sind da keine gemachten Conflikte, keine eingeschmuggelten Verwicklungen nach Bedarf, mit denen einzig und allein so mancher Sensationsroman

und manche Salonnovelle zu Stande kommt, es ſind da keine mühſam zuſammengedachten und geſchriebenen Empfindungen, keine weſenloſe Charaktere und Geſtalten, es — ſind naturgemäße, aus dem wirklichen, ureigenen Leben des Volkes genommene Verhältniſſe, Licht- und Schattenſeiten, die Roſegger ſeiner Dichtung zu Grunde legt, es iſt wahrhafte Empfindung, — es ſind lebenswarme und lebenswahre Geſtalten, die der Dichter mit einer ſeltenen, anmuthigen und reizvollen Sprache ſchildert und mit unverkennbarem Talente zeichnet. Wer ſich einmal mit dem herrlichen „Heidepeter," — dem „Dalkerdbauern" und deſſen treuem, duldſamen Weibe, dem ſinnenden und forſchenden „Gabriel", des „Dalkerd's Sohn, — in dem Roſegger ſich ſelbſt vor Augen hatte — und deſſen liebevoller Schweſter „Regina" befreundet, wer einmal die plauderſüchtige „Zapfenwirthin" und ihren ungerathenen „Davidl," die „Einſchicht-Res" mit ihren Erlebniſſen und ihrem traurigen Geſchicke kennen gelernt, wer die Junggeſellenwirthſchaft im „Haberthurmhof" mit angeſehen, wer alle die verſchiedenen mit Meiſterhand gezeichneten Charaktere und Figuren in voller Urwüchſigkeit in Roſegger's Erzählung leben und handeln geſehen hat, wird ſich nur ungern von ihnen trennen, wenn er das Buch aus den Händen legt.

Roſegger iſt ſo recht der Dichter des ländlichen Naturlebens. Das ſchlichte Bergvolk, die Bewohner der Alm mit ihren Leidenſchaften, Tugenden und Fehlern, mit ihren Sitten und Gewohnheiten, die Großartigkeit der Alpennatur in all ihrer Mannigfaltigkeit, der innige Zuſammenhang, in dem hier Volk und Natur ſtehen, welches Verhältniß ſchon ohne die ſchaffende Phantaſie des Dichters häufig als zur Wirklichkeit gewordene Poeſie erſcheint, — das ſind die Elemente, die Roſegger mit ſeinem unverkennbaren Talente und ſeiner trefflichen Darſtellungsgabe zu ſeinen Dichtungen verarbeitet. Dazu kommt noch die wärmſte Liebe zu ſeiner Heimat, die ihn bei ſeinem dichteriſchen Schaffen begeiſtert und die nicht verfehlt, ſeinen Poeſien jenes wohlthuende und lebendige Gefühl einzuhauchen, das bald das Gemüth des Leſers mit in Anſpruch nimmt. Während dem Dichter auf ſeinen Bergen und unter deren Volke Alles zur Poeſie wird, die in ihrer Ungezwungenheit des lieblichſten Zaubers und Reizes nicht entbehren kann, fühlt er ſich aber, ſobald er die Städter und das Leben der Stadt aufſucht oder andere Menſchen, als ſie ihm die Alm bietet, ſchildern will, — eingeengt, unſicher, kälter und nüchterner. Er hat ſeine Sphäre, in der er groß iſt, verlaſſen! Wie verblichen, wie ſchatten- und ſchemenhaft erſcheinen nicht z. B. in der „Einöde" der Graf Frohn und deſſen Sohn Alfred gegen die lebensvollen Geſtalten der Aelpler! Der Dichter mochte ſelbſt gefühlt haben, daß er damit ein Gebiet betrete, in dem er weniger heimiſch ſei, denn er hält die beiden Frohn's, wo nur möglich, ſo ziemlich im Hintergrunde, und das Meiſte von ihnen und über ſie erfahren wir aus dem Munde der Einödbewohner. Profeſſor Frei ſpielt gar nur nominell eine Rolle, obwohl er auf Gabriels Geſchick vom größten Einfluß iſt.

Roſegger's frühere Schriften („Geſchichten aus Steiermark", „Geſtalten aus dem Volke der öſterreichiſchen Alpenwelt" ꝛc.) haben verdientermaßen ſeitens der Kritik allgemeine Anerkennung gefunden. Oft wurde der Dichter in ſeinem ganzen Weſen, namentlich aber als freiſinniger Schilderer der Natur mit unſerem Landsmann Adalbert Stifter verglichen und gewiß mit mancher Berechtigung. Der Schreiber dieſer Zeilen hat jedoch bereits früher, gelegentlich des Erſcheinens der „Geſtalten aus dem Volke der öſterreichiſchen Alpenwelt" aufmerkſam gemacht (im „Magazin für die Literatur des Auslandes, Berlin, vom 6. Juli 1872), daß dasjenige, was bei Stifter in hervorragender Weiſe Weſen der Poeſie, — die reine Natur und Natürlichkeit — bei Roſegger die ſchöne Folie ſeiner vollen, lebendigen Geſtalten iſt. Es ſei dies hier nochmals angeführt, da vor Kurzem eine Skizze in der „Bohemia" über Roſegger: „der Schneider am Parnaße" hervorhob, daß entgegen der gang und gäben Annahme einer unbedingten Aehnlichkeit zwiſchen Stifter und Roſegger dennoch ein Unterſchied obwalte, und dieſen nur inſofern charakteriſirte oder vielmehr nicht charakteriſirte, daß Roſeggern ein nur ihm eigenthümliches Weſen anhafte, das ihn von dem Verfaſſers der „Studien" unterſcheide.

Der begabte, ſteieriſche Dichter, dem der Quell immer friſcher, wahrer Poeſie fließt und der das Unbedeutendſte aus ſeiner heimatlichen Alpenwelt zur poetiſchen Geſtaltung zu bringen vermag, möge uns noch recht oft mit ſo herrlichen dichteriſchen Gaben, wie dieſe Erzäh-

lung, erfreuen und ſo fernerhin ſein Schärflein beitragen, endlich auch öſterreichiſche Poeſie und Literatur zu Ehren zu bringen. J. Nbr.

„Die große Revolution“, Epigramme von Fritz Mauthner, Leipzig. Oskar Leiner.

Ein junger deutſch-böhmiſcher Dichter, Fritz Mauthner, hat es unternommen, die franzöſiſche Revolution in ihrem Grauſen, Schrecken und ſammt Folgen in 66 — Sonetten zu beſingen. Es ſoll keinesfalls bei der folgenden kurzen Beſprechung derſelben jene Pedanterie die Feder führen, die auch das Aeußerliche und Formelle weſentlich in Anſchlag bringt und da oft wegen geringfügiger Unzukömmlichkeiten ſchon viel Aufhebens macht. Wir wollen es alſo dem Dichter nur als geringen Verſtoß anrechnen, wenn er einen wildbewegten, blutigen Kampf in Sonettenform beſingt, die denn Heine in ſeinem Gedichte „die Dichtungsformen“ nur zum Liede der Liebe, — der glücklichen, gegenſeitig erwiederten, — gebrauchen will:

„Und wenn meine Liebſte ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf ein — hübſches Sonett.“

Wenn aber der Sänger der „großen Revolution“ in ſeinen Auforderungen an die deutſche Poeſie zu weit geht und von ihr und allen deutſchen Dichtern begehrt, den „deutſchen Reim“ nicht wie die „wälſch entmannten Sprachen“ („wälſch entmannt“ iſt — nebenbei bemerkt — ein wunderbar gelungenes Epitheton), und „Schlüpfertönen,“ nicht zu „Liebesqualſonetten,“ ſondern lediglich zu Schwert-, Schlacht- und wilden Kriegsgeſängen zu gebrauchen (vergleiche Sonett 3), ſo hat er ſein Unternehmen, mit Sonetten die „große Revolution“ zu feiern, höchſt ſeltſam entſchuldigt. Würden wir in unſerem liederreichen Deutſchland nur jene Poeſie gelten laſſen, die dem grimmigen Kriegsgott dient,— dann freilich wohl würde Fritz Mauthner unter den wenigen Auserwählten mit voran in der nationalen Literatur ſtehen und das wäre denn Lohn genug für die revolutionären „Epigramme,“ — die — wieder nur nebenbei bemerkt — einer Dame, Suſanna Rubinſtein, gewidmet ſind.

Die Sonette der „großen Revolution“ ſchildern uns jene Schreckenszeit voll Blut und Mord in einzelnen Bildern, die von verſchiedenem Werthe ſind; die einen zeigen manchen kunſtvollen Zug und verrathen Talent und Begabung, während andere unter ſchreienden Farben, manierirter Schnörkelei und zierlichem beſtechendem Aufputze allzuwenig bergen, um den „deutſchen Reim“ in Dienſt zu nehmen. Der Dichter manövrirt nur allzu gerne mit ſchwungvollen Wendungen, ſchmückenden Beiwörtern, kühnen Redensarten, namentlich aber vielfachen, effektmachenden Zuſammenſetzungen von Hauptwörtern, was alles ſchon einigem Schwulſte nahekommt und durchaus nicht als Entſchädigung gelten kann, wenn der poetiſche Erguß mitunter ſo unklar und dunkel wird, daß man wie an einer harten Nuß herumknacken muß, die am Ende doch hohl iſt. Was will der Dichter z. B. mit folgenden Strophen ſagen, die das Sonett „die Pyramidenſchlacht“ beginnen?

„Der Lorbeer kündet Ruhm von kürzrer Dauer,
Ein Lotosblumenkranz ward ihm beſchieden;
Dem Siegeszeugen ſtehen Pyramiden
In vier Jahrtauſend alter Sklaventrauer.

Wohl vier Jahrtauſend ernſte Blutthatſchauer
Sind ſie der Schmach des Volks, das ſich ließ ſchmieden
In's Kettenband, von Freien ſich geſchieden,
Zum Trotze ward der Pyramidenbauer.“

oder wie wären folgende Verſe aus dem Gedichte „André Chémier“ zu interpretiren?

„Dem Dichter winkt es fort; der Widerſtreit
In ſeines Buſens mädchenſcheuem Leben,
Sein zages Schwanken und ſein zitternd Schweben
Hat gegen Todesfurcht ihn wohl gefeit.“

„Mädchenſcheues Beben! — — Chémier!
Courage ſtünde einem Manne ſchöner!

„Da glaubt mit der Vernunft kreuzlahmen Krücken
Sich bettelſtolz der Menſch gar zu beſchmücken,
Da doch Natur ihr beſtes denkt — im Schlafe.“

Der Sinn dieſer Worte mag mir wohl auch erſt — im Schlafe kommen, da ich wachend vergebens nach ihm ſpürte.

Um auch unſeren Tadel wegen der allzu geſuchten Redeweiſe rechtfertigen zu können, veranſtalten wir eine kurze Blumenleſe aus des Dichters poetiſchem Jargon, die um des Effek-

tes willen angehende Dichter nicht ungenützt laſſen wollen. Der beſſeren Uiberſicht wegen haben wir die einzelnen Blumen und Blüthen alphabetiſch geordnet:

B. Blüthenmyriaden, athemloſe; — Bücherfluthen, ſchmiegſam Dammgefüge. — D. Donquichote, weltvergeſſ'ne. — G. Gefängnismauer, geſchwärzt Tod kündende. — H. Helena, lebenheiſchend-frohe. — Herz, zorndurchfroſtet. — K. Kinderträumen, lächelndtrautes. — M. Märtyrerkronen, Hauptdornende; — Mirabeau, der Nieerblaßte; — Molochfratzen. — R. Racheſchwertes Flammenwinken; — Robespierre, granit gewalt'ger Urgeiſt. — S. Schemendunſt! — Sonnenſcheideklüſſe; — Stege, Dorndurchirrte, niebetretene; — Stürme, meergetragene. — T. Tod, des Schlafthum's buhlender Begleiter; — Todesminnen, ſchlafgewiegtes. — V. Verwüſter, des Friedensſtempels gräßlicher u. ſ. w. mit Grazie. Wir vermöchten noch manches anzuführen, was dem Angeführten an Schwung nichts nachgibt, doch es ſei an dieſem genug. Ein „Liebesqualſonetten"-Dichter dürfte kaum über einen reichhaltigeren Phraſeologismus als unſer geharniſchter Sänger verfügen können.

Was haben wir noch über Mauthner's „Epigramme" zu ſagen? Wenig mehr. Wie aus den Citaten erſichtlich, ſo mangelt ihnen vor Allem das, was echter Poeſie niemals abgehen darf: Natürlichkeit, Einfachheit, Ungezwungenheit. Solange der Dichter glitzernde Strohblumen als Aufputz verſchwendet, ſo lange muß er's auch zufrieden ſein, wenn man den wahren Gehalt unter dieſem nur ſchwer wahrnimmt. Und Talent fehlt dem jungen Dichter nicht, das zeigt manche Seite ſeines grünen Büchleins, vor allem aber das ſchöne, liebliche, faſt meiſterliche Sonett „Marie Antoinette." Möge der Dichter künftighin ruhiger, beſonnener und klarer ſchaffen — und dann wird es uns — ſollten es auch wieder Kriegsſonette ſein — möglich werden, von echter Poeſie zu reden. **J. Rbr.**

Ebbe und Fluth. Novellen und Erzählungen von Klemens Ritter von Weyrother. Prag. C. H. Hunger, k. k. Hofbuchhändler. 1873.

Der Verfaſſer des vorliegenden Büchleins iſt der den Leſern dieſer Blätter ſchon als Schriftſteller bekannte Kleroth, deſſen „Dilettantentheater" im IX. Jahrgange Nr. I und II der literariſchen Beilage ſeine Beſprechung fand und welcher auch ſpäterhin öfter erwähnt wurde.

Diesmal tritt er mit einem Büchlein Novellen und Erzählungen vor uns hin, deren Reinertrag für die durch die Uiberſchwemmung im Monate Mai beſchädigten Bewohner Böhmens beſtimmt iſt. Würde ſchon der edle Zweck jede ſtrengere Kritik entwaffnen, ſo dürfte auch ſonſt die ganze Darſtellung in ihrer beſcheidenen Weiſe nur den Hauptanſpruch auf die Unterhaltung des Leſepublikums bilden, ohne höhere Tendenzen zu verfolgen oder tiefere pſychologiſche Erſcheinungen und Räthſel zur Löſung bringen zu wollen.

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, läßt ſich den beiden Erzählungen „Der Handſchuh" und die „Pendeluhr", ſo wie den Novellen „Moderne Magie" und „das letzte Adagio" durch die leichte, formgewandte Darſtellung, die nur hie und da etwas weniger gefeilt erſcheint, ſo wie durch die meiſt ſpannende Erfindung nachrühmen, daß ſie den Zweck der Unterhaltung vollkommen erfüllen.

Nur die erſte Erzählung baſirt auf einer — wie uns der Verfaſſer belehrt — von Dr. Quarinonius, dem Leibarzte Kaiſer Rudolfs II., in ſeinem Werke „Gräuel der Verwüſtung" erzählten und durch die Schiller'ſche Ballade bekannten Anekdote, die übrigen drei Novellen ſind Originalerfindungen des Autors. Wenn die erſte Erzählung mit den Worten beginnt: „Auf dem altſtädter Ring in Prag ſtand im fünfzehnten Jahrhundert — ein Haus", ſo dürfte das wohl nur auf einen Druckfehler zu reduzieren ſein, da ja die Geſchichte zur Zeit Kaiſer Rudolfs II. ſpielt. **Kw.**

Geographie und Statiſtik.

Der Reichenberger Bezirk. Heimatskunde für Schule und Haus. Bearbeitet von Dr. H. Hallwich. Herausgegeben vom Reichenberger Lehrervereine. Mit einer lithographirten Karte. Reichenberg. Verlag von A. Schöpfer. 1873. 83 Seiten. 8°.

Durch die neuen Schulgeſetze, welche mehrere neue Unterrichtsgegenſtände in die Volksſchulen eingeführt haben, iſt der echte Schaffenstrieb, leider aber auch die Spekulation im erhöhteren Grade wachgerufen worden. Der Büchermarkt wird im vollen Sinne des Wortes überfluthet, und es iſt für den weniger Ein-

geweihten meiſt ſehr ſchwer, das Gute von dem Schlechten zu unterſcheiden. Zu den neuen Unterrichtsfächern gehört auch die Heimatskunde. Es muß gelobt werden, daß dieſelbe von den Schulgeſetzgebern in den Lehrplan der Volksſchule aufgenommen wurde. Auf dem Grunde der Heimatskunde läßt ſich ein vernünftiger geographiſcher Unterricht am beſten aufbauen. Leider fehlte es bis vor Kurzem noch ganz und gar an brauchbaren Hilfsbüchern für dieſen Unterrichtszweig; erſt in der jüngſten Zeit ſind einige derartige Werke veröffentlicht worden, und es dürfte noch lange dauern, bevor dem Bedürfniſſe vollkommen Rechnung getragen ſein wird. Die Aufgabe iſt auch in der Regel eine ſchwierigere, da es meiſt an den nothwendigen Vorarbeiten fehlt und erſt mühſam das entſprechende Material zuſammengetragen werden muß. Kein Wunder auch, daß hie und da noch Mißgriffe geſchehen und mangelhafte Geiſtesprodukte zu Tage gefördert werden. Mit um ſo größerer Befriedigung müſſen wir die vorliegende Arbeit begrüßen, welche den beſten ihrer Art beigezählt werden muß. Dr. Hallwich iſt ſchon längſt als fleißiger und gewiſſenhafter Forſcher der heimatlichen Geſchichte bekannt, ſeine Heimatskunde iſt mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit und mit gleichem Geſchick wie ſeine früheren Arbeiten abgefaßt. Die Aufgabe könnte von ihm leichter gelöſt werden, da er ſich ſeit Jahren mit der Geſchichte Reichenbergs und ſeiner Umgebung beſchäftigt und gründliche Studien nach dieſer Richtung hin gemacht hat. Uiberdies muß, um gerecht zu ſein, bemerkt werden, daß dem rührigen Reichenberger Lehrervereine das Verdienſt gebührt, die Herausgabe der in Rede ſtehenden Heimatskunde angeregt und zum großen Theile vorbereitet zu haben. Wie Hallwich in der Vorrede mittheilt, veröffentlichte der genannte Verein bereits i. J. 1871 in der „Reichenberger Zeitung“ eine Reihe von hiſtoriſch-topographiſchen Artikeln. Unter dem Titel „Heimatskunde“ wurden ſämmtliche Ortsgemeinden des Reichenberger Bezirkes behandelt. Die Verfaſſer dieſer Artikel waren faſt durchgehends die Lehrer der betreffenden Orte, blos drei machten hievon eine Ausnahme; dieſelben hatten Ant. Jäger in Maſſersdorf, Joſ. Gahler in Rudolfsthal und Ferd. Auguſten in Ruppersdorf, drei werthe Freunde des Lehrervereines, zu Verfaſſern. Die Redaktion aller dieſer Arbeiten hatte der verdiente Vereinsobmann Franz Heigel beſorgt. Dr. Hallwich, Mitglied des Vereines, wurde nun von demſelben aufgefordert, das bisher veröffentlichte Material einer neuen Durchſicht zu unterziehen und zum Ganzen einer Heimatskunde zu verbinden, welcher Arbeit er ſich mit großem Vergnügen unterzog.

Wir ſehen, daß hier im beſten Sinne des Wortes mit vereinten Kräften gearbeitet wurde, und es iſt nur zu wünſchen, daß andern Ortes in ähnlicher Weiſe vorgegangen werden möchte. Auf dieſe Weiſe würden unſere Schulen bald nicht mehr der nöthigen Schulbücher für den neuen Unterrichtsgegenſtand entbehren. Doch nehmen wir nun einen Einblick in das Buch ſelbſt. Dasſelbe beſteht aus ſieben Abſchnitten: 1. Lage, Ausdehnung, Grenzen. 2. Bodenbeſchaffenheit, Land- und Forſtwirthſchaft. 3. Witterungsverhältniſſe. 4. Straßen, Poſtanſtalten, Eiſenbahnen und Telegraphen. 5. Bewohner. 6. Geſchichte. 7. Topographie. Der letztere Abſchnitt umfaßt den bei Weitem größten Theil, 62 Seiten, was darin ſeinen berechtigten Grund findet, daß das Büchlein nicht blos in den Schulen Reichenbergs, ſondern in allen Schulen des Bezirkes verwendet werden ſoll. Wie wir ſchon bemerkten, bekundet jede Seite die ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit. Der Styl iſt klar und deutlich, und das Werkchen ſonach nicht nur für den Lehrer, ſondern auch für die Schüler der oberſten Klaſſen brauchbar. Die Fülle des Stoffes, welche nicht ſelten ein Zuviel zu ſein ſcheint, dürfte dadurch veranlaßt worden ſein, daß der Bearbeiter das Bedürfniß Vieler befriedigen wollte, und er von der Anſicht ausging, daß der erfahrene Schulmann aus dem Gebotenen mit richtigem Takte das auswählen werde, was für ſeine Schule als Material zur pädagogiſchen Verarbeitung geeignet iſt. — Dem Werkchen iſt eine recht brauchbare lithographirte Karte des Bezirkes beigegeben, welche dem tüchtigen Kartographen Prof. A. Hickmann ihre Entſtehung verdankt. — Die Ausſtattung kann ausgezeichnet genannt werden. — Bevor wir dieſe Zeilen ſchließen, müſſen wir noch der Anſicht Ausdruck geben, daß durch dergleichen Arbeiten, beſonders wenn ſie von ſo geſchickten Händen wie im vorliegenden Falle geleitet werden, die Vaterlandskunde nicht unweſentlich gefördert werden dürfte. Es ſind dies Bauſteine zum großen Ganzen. Von dieſem Standpunkte aus muß der „Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen“ dergleichen Arbeiten freudig begrüßen, ſelbſt wenn dieſelben nicht ſo vorzüglich wie die vorliegende ſind.

ar.

Volkswirthſchaft.

Gewerbe- und gewerbliche Fachſchulen im nördlichen Böhmen. Offizielle Berichte der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer. Herausgegeben von Dr. H. Hallwich. I. (2. Auflage.) Reichenberg 1873. Verlag der Handels- und Gewerbekammer. In Kommiſſion bei Franz Jaunaſch.

Es iſt im hohen Grade erfreulich, zu ſehen, wie ſich das Intereſſe an volkswirthſchaftlichen Dingen immer mehr Bahn bricht und wie ſich in immer weiteren Kreiſen das Bedürfniß nach Belehrung und Aufklärung in dieſer Richtung kund gibt. Einen Beweis hiefür liefert das gegenwärtige Schriftchen, welches bereits in zweiter Auflage erſcheinen mußte, obgleich es nur einen verhältnißmäßig kleinen, freilich aber hochwichtigen Theil der Gewerbsverhältniſſe unſres engeren Kronlandes behandelt und die Bedürfniſſe des nördlichen Böhmens in Bezug auf die Erhaltung und Ausbreitung des Kleingewerbes beleuchtet.

Bevor die Großinduſtrie überhand nahm und das Maſchinenweſen ſeine weite, tiefeingreifende Bedeutung fand, brauchte das Kleingewerbe freilich keinen Kampf zu beſtehen und konnte ſich gedeihlich entwickeln, allein einen je größeren Aufſchwung die mit Waſſer- und Dampfkraft getriebenen Werke nahmen, deſto höher mußten die Anſtrengungen ſein, wenn das Kleingewerbe, das in einzelnen Zweigen allerdings ganz brach gelegt wurde, wenigſtens in manchen Kategorien noch konkurrenzfähig bleiben ſollte.

Leider wurde ſeit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Seite der Regierung mehr den Intereſſen der Großinduſtrie, als denen des Kleingewerbes Rechnung getragen, ſo daß, während einzelne Zweige der Großinduſtrie des Kaiſerſtaates „ſich kühn mit jenen aller übrigen Länder des Feſtlandes und zum Theil auch Englands meſſen konnten, das ſonſt ſo viel gerühmte Kleingewerbe Böhmens mit dem eines außeröſterreichiſchen Nachbarlandes kaum mehr verglichen werden durfte."

Das Bedürfniß einer Reorganiſirung in dieſer Beziehung ließ die Gewerbtreibenden ſelbſt zuſammentreten und es bildete ſich in den dreißiger Jahren der Verein zur Ermunterung des Gewerbegeiſtes in Böhmen zu Prag, dem bald der Gewerbeverein in Reichenberg und Gewerbevereine in anderen Induſtrialorten, ſowie endlich das Centralcomité für Beförderung der Erwerbsthätigkeit des Erz- und Rieſengebirgs folgten. Erſt mit der 1850 von der Regierung in's Leben gerufenen Errichtung von Handels- und Gewerbekammern im ganzen Umfange der Monarchie wurde ein Organ geſchaffen, durch welches der Handels- und Gewerbeſtand ſeine Anliegen, Wünſche und Beſchwerden unmittelbar zur Kenntniß der Regierung gelangen laſſen konnte, und dazu um ſo mehr befähigt war, je deutlicher und leichter er ſelbſt die nothwendigen Bedürfniſſe in ſeinem engeren Kreiſe erkennen konnte.

Unter den Wünſchen, welche die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer gleich anfänglich ausſprach, waren wohl Jene von höchſter Bedeutung, welche die Errichtung von Fach- und Gewerbeſchulen zum Zwecke hatten. Die Regierung unterſtützte die Wünſche der Kammer in hochherziger Weiſe, und es erfolgte 1852 die Errichtung der Webereiſchule in Reichenberg, 1854 die Zeichnen- und Modellirſchule in Steinſchönau, 1869 die Etablirung der Fachſchule zur Hebung der Gablonzer Quincaillerie-Waaren-Induſtrie, nachdem die Gemeinde Reichenberg ſchon 1863 eine Handelslehranſtalt geſchaffen hatte.

Mit großer Freude wurde endlich der Miniſterial-Erlaß vom 8. März 1869 begrüßt, durch welchen der gewerbliche Unterricht im ganzen Lande Böhmen einer gründlichen, erſchöpfenden Reorganiſirung unterzogen werden ſollte. Es wurde angeordnet, daß nach Erledigung der nothwendigen Vorfragen, die als Berathungsbaſis zu dienen hätten, eine Enquête-Kommiſſion einzuberufen wäre, die ſich mit dieſer wichtigen Frage eingehend zu beſchäftigen haben würde.

Die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer unterließ nicht, ſich dieſer Angelegenheit aufs eifrigſte anzunehmen. Sie erkannte, daß das Unterrichtsſyſtem, wie es mit einem Miniſterialerlaſſe vom 17. November 1854 aufgeſtellt war, den Anſprüchen der Zeit nicht genügte, und ſetzte in kurzen Umriſſen einen allgemeinen Rahmen feſt, innerhalb welchem ſie das ganze Bild des künftigen gewerblichen Unterrichts zu faſſen gedachte.

Als Baſis diente die ſogenannte Volksgewerbeſchule, in welcher jedem, dem Gewerbe ſich widmenden Kinde zunächſt ein vervollkommneter Sprach-, Schreib- und Rechnenunterricht, dann aber Unterricht in der Chemie,

im Zeichnen u. ſ. f. — Alles mit Rückſicht auf die häusliche und gewerbliche Praxis — obligatoriſch ertheilt werden ſollte.

Als zweite Stufe wurde die Gewerbeſchule betrachtet, die nur in Induſtrialorten gegründet und etwa mit der Realſchule in Verbindung gebracht werden und die den Zweck haben ſollte, abſolvirten Unterrealſchülern eine paſſende Gelegenheit zu bieten, ſich in allen zur vollendeten Erlernung der verſchiedenartigſten Gewerbe nöthigen und nützlichen Wiſſenſchaften und Disciplinen die gründlichſte Belehrung zu verſchaffen.

Als dritte Art von Schule wäre endlich die Fachſchule aufzufaſſen, welche überall dort in's Leben zu rufen wäre, wo irgend eine Spezialität von Gewerben in ganz vorzüglicher Weiſe ſich bemerkbar machte, in Folge deſſen eine gewiſſe ſtätige Fortbildung der techniſchen Fertigkeit einer größeren Menge an demſelben Orte beſchäftigter Arbeiter geboten erſcheint.

Die fachmänniſche Kommiſſion kam nicht zuſammen. „Ein unſeliger Wechſel in dem leitenden politiſchen Syſtem brachte, wie ſo manche andere, auch die in Rede ſtehende, nichts weniger als politiſche Angelegenheit in's Stocken, kaum die Vorfragen wurden erledigt," ja die bezüglichen Berichte der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer dürften wohl niemals auch nur zur Kenntniß des Miniſteriums gelangt ſein.

Erſt im Vorjahre gerieth die Angelegenheit wegen des gewerblichen Unterrichts wieder in Fluß, indem das Handelsminiſterium mit Erlaß vom 14. Jäner 1872 bei der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer anfragte, „erſtlich, ob irgendwo (im Bezirke dieſer Kammer) unter dem Einfluſſe lokaler Verhältniſſe ſich ein Gewerbe entwickelt hat, auf welches eine Fachſchule oder Fachzeichnenſchule günſtig einwirken würde; zweitens, ob und durch welche Maßnahmen die Wirkſamkeit der bereits beſtehenden bezüglichen Schulen zu erhöhen wäre."

Zur Beantwortung dieſer Fragen hat nun die Kammer zwei erſchöpfende, in's kleinſte Detail hinein mit tiefer Sachkenntniß und Wärme geſchriebene Berichte an das Handelsminiſterium ausgearbeitet, welche den beſten Beweis liefern, mit welchem Ernſt dieſe Körperſchaft ſich ihrer ſchwierigen Aufgabe unterzog. Der unermüdlich thätige, in beſter Weiſe bekannte Handelskammerſekretär Herr Dr. Hallwich hat das reiche Materiale auf wiederholten Bereiſungen, demnach auf dem allein untrüglichen Wege der Autopſie geſammelt und mit einer ſolchen Durchſichtigkeit und Klarheit geordnet, daß zum vollkommenen Verſtändniſſe desſelben nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Indem er im erſten Berichte den Erz- und Mittelgebirgs-Diſtrikt einerſeits und den Iſer- und Rieſengebirgsdiſtrikt andererſeits ſeiner näheren Betrachtung eingehend unterzieht, gibt er in einer hiſtoriſchen Darſtellung das Vorhandene an, zeigt genau die Bedürfniſſe und ſtellt ſchließlich die Reſultate zuſammen. Es würde den Raum dieſer Blätter überſteigen, wollten wir in das vortrefflich geordnete Materiale näher eingehen; wir halten es nur für wünſchenswerth mitzutheilen, welche Verfügungen die Kammer zur Erhaltung und Vervollkommnung der von ihr vertretenen Induſtriebranchen zunächſt für unerläßlich hält. Es ſind dies 1. die Errichtung einer Fachſchule für Bau- und Kunſtgewerbe in Leitmeritz; 2. die dauernde Belaſſung der Bergſchule für das nordweſtliche Böhmen in Karbitz; 3. die fernere Dotirung der Weberlehrwerkſtatt in Auſſig; 4. die Flüſſigmachung einer jährlichen Subvention von 600 Gulden für die Gewerbeſchule in Teplitz; 5. die Einführung eines regulären Zeichnenunterrichts in Graupen, Kloſtergrab, Bilin, Dux und Mariaſchein, beziehungsweiſe 6. die Etablirung einer oder mehrer Fachzeichnenſchulen für Syderolithwaarenfabrikation der Bezirke Tetſchen, Auſſig und Teplitz; 7. die Beſtallung eines Lehrers für Chemie an der Fachzeichnen- und Modellirſchule in Gablonz; 8. die Creirung einer Zeichnenlehrerſtelle in Harrachsdorf, beziehungsweiſe Neuwelt; 9. die unverzügliche Einleitung der erforderlichen Schritte zur Errichtung einer Webereiſchule im Rieſengebirge mit dem Sitze in Hohenelbe und 10. die Gründung einer Fachzeichnenſchule in Reichenau (im Gablonzer Bezirke).

Im zweiten Berichte werden die ſprachlich gemiſchten und rein tſchechiſchen Bezirke des Kammerrayons beſprochen, und gleich im Anfange desſelben wird mit Bedauern konſtatirt, „daß ſich dieſe Bezirke ſeit dem Beſtehen der Handels- und Gewerbekammer dieſem Inſtitute gegenüber wenn nicht geradezu antipathiſch, ſo doch faſt ziemlich apathiſch verhielten, aus Gründen, welche einerſeits in den wohl zur Genüge bekannten nationalen und politiſchen Verhältniſſen in Böhmen überhaupt, andererſeits aber auch in dem beſondern Umſtand zu

ſuchen ſind, daß ſich gerade die Bevölkerung der ſprachlich-gemiſchten von jener der rein deutſchen Bezirke durch die auffallend geringere Pflege induſtrieller und merkantiler Intereſſen weſentlich unterſcheidet.“ Indeſſen gibt es auch unter dieſen politiſchen Bezirken einzelne relativ nicht unanſehnliche Induſtriebezirke, namentlich Königinhof, Neuſtadt an der Mettau, Semil und Turnau. In letzterem Bezirke iſt namentlich das, was der hochherzige Fabriksbeſitzer Franz Ritter v. Schmitt für Böhmiſch-Aicha leiſtete und noch fortwährend leiſtet, von höchſter Bedeutung.

Übrigens können wir auch hier nur die Anträge der Kammer herſetzen, welche dahin lauten: Es wird 1. die Gewerbeſchule in Turnau der ferneren, kräftigen Förderung ſeitens des Miniſteriums beſtens empfohlen; 2. die Gründung einer Gewerbeſchule mit ſpezieller Rückſicht auf Weberei in Böhmiſch-Aicha in Anregung gebracht; es mögen 3. Verhandlungen wegen Feſtſtellung der Summe von Dotationen für die ſchon beſtehenden Fachſchulen in Raudnitz und Jungbunzlau, ſo wie für die zu errichtenden Forſtbildungs-, beziehungsweiſe Fachzeichnenſchulen in Neubidjow und Hohenbruck eingeleitet werden, und es wird endlich 4. die Errichtung einer Fachſchule für Weberei, Zeichnen und Modelliren in Grulich angelegentlichſt befürwortet.

In einem dritten Berichte wird außer der nochmaligen Betonung der Errichtung einer Webereiſchule in Hohenelbe noch ein hiſtoriſches Expoſé über die Strohflechtſchule in Hochſtadt und über die Strohwebe- und Strohflechtſchule in Zinnwald gegeben, welches ganz beſonders intereſſant iſt.

Wir empfehlen das Studium dieſer offiziellen Berichte, deren Wichtigkeit höchſt bedeutend iſt, Allen, die ſich um national-ökonomiſche Verhältniſſe überhaupt intereſſiren, beſonders aber Denjenigen, welche über die Entwicklung und die Bedürfniſſe unſerer nordböhmiſchen Induſtrie ſich ein klares Bild verſchaffen wollen, und ſprechen nur den Wunſch aus, Herr Dr. Hallwich möge auch in Zukunft die Beſtrebungen und die Thätigkeit der unermüdlichen Handels- und Gewerbekammer, deren Sekretär er iſt, öffentlich bekannt machen, denn nur dadurch wird der ſo nothwendige Zuſammenhang zwiſchen dieſer Korporation und der Bevölkerung hergeſtellt und auch in den weiteſten Kreiſen das Intereſſe dafür geweckt. W—r.

Naturgeſchichte.

Dr. Hanns Bruno Geinitz. Das Elbthalgebirge in Sachſen. Kaſſel, Theodor Fiſcher.

Unter den paläontologiſchen Werken, welche wir über Böhmen beſitzen, nimmt heute noch A. E. Reuß' Werk, „die Verſteinerungen der böhmiſchen Kreide“ einen hervorragenden Platz ein, obzwar ſeit ſeinem Erſcheinen ein Zeitraum von Dreißig Jahren verlaufen iſt, in welchem die Wiſſenſchaft weite Fortſchritte machte. Jenes Werk ſtützt ſich vornehmlich auf die kurz vorher publizirten Arbeiten H. B. Geinitz' über die Verſteinerungen der ſächſiſchen Kreide, deren analoge Schichten im nördlichen Böhmen auftreten und unſern vaterländiſchen Naturforſcher zu jener Arbeit anregten. Während die böhmiſche Kreide aber einer neuerlichen Reviſion entgegen ſieht, von welcher Arbeit der Tod nur zu früh den tüchtigen Dr. U. Schloenbach weg riß, hat Prof. Geinitz ſeine frühere veraltete Arbeit nun im Lichte unſerer Tage umgearbeitet und allen jenen Fortſchritten Rechnung getragen, die er ſeit jenem erſten Erſcheinen die Wiſſenſchaft gemacht hat, und hiemit ſeinen früheren berühmten Arbeiten ein neues Meiſterwerk beigefügt, das von allgemeiner Wichtigkeit, für uns von ungleich größerer Bedeutung iſt, als es ſich über Verſteinerungen verbreitet, welche ſich in unſren böhmiſchen Kreideſchichten gleichfalls finden.

Das Werk, wie es uns heute vorliegt, läßt aber auch in ſeinem Aeußeren den Fortſchritt der Zeit erkennen. Wie ſehr ſticht der ſcharfe ſchöne Druck und die ſorgfältige Ausſtattung von jenem der „ſächſiſchen Kreideverſteinerungen“ von vormals ab. Wie ſehr die Ausführung der Tafeln! Bei der früheren Arbeit gelang es dem Verfaſſer mit ſchwerer Mühe einen Zeichner, ſeines Zeichens eigentlich Kupferſtecher zu gewinnen, welcher ohne alles Verſtändniß für die Sache die erforderlichen Zeichnungen auf den Stein machte, die Vieles zu wünſchen übrig ließen — und heute liegen die Tafeln in vollkommener Reinheit ausgeführt vor uns. Unten in der Ecke nennt ſich der beſcheidene Künſtler Eliſe Geinitz — des trefflichen Meiſters jugendliche Tochter hat die meiſten derſelben in großer Vollendung ausgeführt! Eine ſeltene Erſcheinung in unſeren Tagen, aber umſomehr von dem verſchwommenen Leben der Gegenwart ſich abhebend;

wer es weiß, welche Mühe und Sorgfalt neben wissenschaftlichem Verständniß die Anfertigung solcher Tafelwerke benöthiget, wird dem Fräulein seine vollkommenste Anerkennung zollen, und ihr gewiß einen Antheil an dem gelehrten Ruhme des Vaters zuweisen. Und in der That das kunstfertige Fräulein ragt in aller ihrer Bescheidenheit wahrlich tiefer in den Kreis des wissenschaftlichen Lebens hinein, als jene weiblichen Studentinen, welche die Universitäten unsicher machen, und mit Gewalt gelehrt sein wollen, ohne es weiter zu bringen als — zu einem kecken Nasenklemmer und unweiblichen Benehmen.

Wir freuen uns der trefflichen Arbeit des gelehrten Vaters und der kunstfertigen Tochter, und sehen mit Vergnügen, wie das großartig angelegte Werk rüstig vorwärts schreitet — ein Prachtstück deutschen Gelehrtenfleißes. Bis jetzt erschienen vom 1. Band der untere Quader: 1. Seeschwämme, 2. Corallen, bearbeitet von Dr. Bölsche, 3. Seeigel, 4. Bryozoen und Foraminiferen, bearbeitet von Dr. Reuß, 5. Brachiopoden und Pelecypoden; 2. Band mittlere und obere Quader: 1. Seeschwämme und Radiaten, 2. Brachiopoden und Pelecypoden.

L.

Dr. Fridolin Sandberger. Die Land- u. Süßwasserconchylien der Vorwelt. — Wiesbaden Kreidel's Verlag.

Ein Fachmann allein kann beurtheilen, welche unendliche Mühe die vorliegende großartige Monographie der fossilen Land- und Süßwasserconchylien verursacht; denn wenn selbst von allen Seiten dem berühmten Verfasser die thätigste Hilfe zu Theil wurde, weiß nur ein Eingeweihter, welche Beschwerden, welche Hindernisse die so sehr ähnlichen Formen der Süßwasserweichthiere einer eingehenden Untersuchung entgegensetzen, umsomehr Fossile, denen manche Kennzeichen abgehen, die Lebende besitzen.

Die Arbeit Sandberger's, welche seit einer Reihe von Jahren den Gelehrten beschäftigt, ist nun bis zur achten Lieferung gediehen und reicht bis zum 32. Bogen und 32. Tafel In dem erschienenen Werk sind bisher alle Süßwasserweichthiere abgehandelt, welche in den älteren Schichten vorkommen bis zu jenen, welche sich in den obercocänen Schichten finden. Für unsere einheimischen Verhältnisse werden die folgenden Abtheilungen, welche die miocänen Formen behandeln, von Bedeutung sein, da sie die Versteinerungen der Süßwasserablagerungen von Kolosurk, Tuchorschitz, Littmitz u. s. w. im Vergleich mit anderen gleich alten vorführen werden.

In Form und Ausstattung reiht sich das umfangreiche Werk an die von dem Verfasser in Kreidel's Verlage erschienenen Arbeiten über die Versteinerungen des rheinischen Uibergangsgebirges und des Mainzer Tertiärbeckens an, der großen Arbeit ganz würdig. L.

Zur Kalenderliteratur.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland, 3. Jahrgang 1873. Eger, Druck und Verlag von J. Kobrtsch und Gschihay.

Der „Egerländer Kalender" hat somit seinen dritten Jahrgang begonnen, der sich seinen beiden Vorgängern in der würdigsten Weise anreiht. Wir haben über das Dankenswerthe des Unternehmens schon bei früherer Gelegenheit gesprochen und wollen nur hervorheben, daß auch der dritte Jahrgang eine reiche Fülle unterhaltender und, was noch mehr gewürdigt zu werden verdient, eine Anzahl sehr kostbarer wissenschaftlicher Artikel bringt, die in ihrer populären Einkleidung einem Volksbuche alle Ehre machen. Den unterhaltenden Theil vertreten zwei Erzählungen „Geheimnisse eines alten Egerer Hauses" von V. Wilhelm, eine jener sagenhaften, halbgespenstischen Schaudergeschichten an die wir regelmäßig gemahnt werden, wenn wir die merkwürdigen Giebelhäuser alter Städte bewundernd anblicken und uns dabei der unheimlichen Kellerräume und unterirdischen Gänge erinnern, die in der „guten alten Zeit" so manches Verbrechen mit dunklem Schleier deckten. Sehr frisch und anziehend ist die zweite treffliche Lebensskizze „Veilchen, Flatterrosen, Wermuth und Immergrün," Fliegende Blätter aus dem Tagebuche meines langen Vetters, des Doctors der Philosophie, geschrieben; köstlicher Humor durchzieht die losen Blätter, deren Verfasser sicher das Zeug zu einem tüchtigen populären Erzähler hat. — In dem Artikel „Zur Literatur des Egerlandes und der nächsten Umgebung" gibt J. Neupauer eine Skizze des Lebenslaufes und der Bestrebungen jener Männer, die sich von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart um das Egerland in

literariſcher Hinſicht verdient gemacht haben. Die „Volksreime des Egerlandes“ v. H. Gradl und Ed. Reichl bringen diesmal Tanzreime und größere Lieder in gewohnter, die Sprache des Egerlandes getreulich wiedergebender Verſion; wir fanden darunter auch manches weit über die Grenzen des Egerlandes verbreitete Lied. Dem „Rückblicke auf Eger im Jahre 1872“ entnehmen wir, daß die Stadt in dieſem Jahre außer einer Aktienbrauerei auch zwei Banken erhielt und daß weiters der Bau eines Theaters beſchloſſen wurde. Auch gedenkt der Rückblick mit warmen Worten des dritten deutſch-böhmiſchen Lehrertages. Kleinere Skizzen liefern die Artikel: „Kriegsereigniſſe bei uns zu Eger i. J. 1809“, „das Egerländer Rindvieh“, „die Hochzeit im Egerlande“, „die Burgen Königswart und Borſſengrün“, „die deutſche Reichsſtadt Eger und das Reichsgebiet Egerland“ u. a. m. Eine ſehr dankenswerthe Arbeit hat Archivar G. Schmid in dem Artikel „die Ortſchaften des Egerlandes“ geliefert, worin er die einzelnen zum alten Egerlande gehörigen Ortſchaften mit den nöthigen ſtatiſtiſchen Daten, Flächeninhalt und Bevölkerung in den Jahren 1850 und 1869 vergleicht. Wir entnehmen demſelben Folgendes: „Das Egerland umfaßt $7^{3}/_{10}$ Qu.-Meilen mit gegenwärtig 2 Städten (Eger und Franzensbad), 4 Märkte und 124 Dörfer mit mehr als 30 Einſchichten und iſt eingetheilt in 110 Kataſtralgemeinden, die in 32 Ortsgemeinden zerfallen. Nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1869 hatte es eine Bevölkerung von 46.011 Köpfen, wovon 21,877 männlichen und 24,134 weiblichen Geſchlechtes; die Anzahl der Häuſer betrug 4550. Derſelbe gibt auch einen „zweiten bibliographiſchen Beitrag zur Kunde des Egerlandes.“ Für den intereſſanteſten Artikel jedoch, der auch weit hinaus über des Egerlands Grenzen Beachtung verdient, halten wir die Forſchungen, die unter dem Titel „Noch Etwas von Egers alten Häuſern“ zuſammengefaßt ſind. Der Verf., wir irren wohl nicht, wenn wir den um die Geſchichte des Egerlandes ſo hochverdienten Pröckl als ſolchen bezeichnen, ſtellt in demſelben ſehr eingehende Unterſuchungen über eine noch nicht abgeſchloſſene Frage an, in welchem Gemache des gegenwärtigen Stadthauſes (ehedem Juncker-Bachhelbliſches Haus) Albrecht von Waldſtein in der Nacht des 25. Februar 1634 ermordet wurde. Bekanntlich zeigt man Fremden, die Eger beſuchen, eine im Hofraume gelegene Kanzlei als jenes Zimmer, wo Waldſtein in jener verhängnißvollen Nacht den Tod fand. Der Verfaſſer thut nun dar, — und wir ſtimmen ihm nach ſeiner gewiſſenhaften Unterſuchung vollkommen bei, — daß die Ermordung in einem kleinen, gegen den Marktplatz zu gelegenen Gemache, worin gegenwärtig das Bureau des Bürgermeiſters, ſtattfand. Möge das treffliche Egerer-Jahrbuch auch in dieſem Jahre wieder recht weite Verbreitung finden.

Dr. J. E. F.

Varia.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutſchen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag. Nr. 11.

Abermals liegt ein von dem unermüdlich thätigen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag herausgegebenes Broſchürchen vor uns, das ſich ſeinen Vorgängern würdig anſchließt. Es behandelt in einer Art hiſtoriſchen Uiberblicks die Leibeigenſchaft, Robot und Freiheit des Bauernſtandes, und ſtellt ſich die Aufgabe, zu zeigen, wo der Bauer ſeine Freunde und ſeine Feinde zu ſuchen habe. Es werden die bedeutenderen politiſchen Parteien unſeres Kronlandes mit ihren Zielen und Tendenzen kurz geſchildert und die Zwecke der Klerikalen, der Feudalen und Liberalen auf Grund ihres Entſtehens und Werdens dargeſtellt. Der von den Ultramontanen ausgeſtoßene Schreckensruf: „die Religion iſt in Gefahr“ wird gründlich analyſirt und der Beweis geliefert, daß weder die interconfeſſionellen — noch auch die neuen Schulgeſetze auch nur im entfernteſten der Religion Schaden bringen. Es wird die Zeit Kaiſer Joſefs II. einer eingehenderen Beachtung unterzogen, wo gleichfalls der Ruf „die Religion iſt in Gefahr“ ertönte und in der That das Erſtarken der freieren Richtung unmöglich machte. Schlimme Zeiten mußten kommen, ehe es wieder möglich war, die Feſſeln zu löſen, unter denen die Völker ſeufzten, und erſt der neuen Verfaſſung iſt es gelungen, das Volk nicht blos körperlich, ſondern geiſtig und politiſch frei zu machen. Es iſt aber nöthig, dieſe herrliche Errungenſchaft auch zu behaupten, und deshalb iſt die liberale Partei unermüdlich thätig, um das Bewußtſein für die durch die Verfaſſung hervor-

gerufenen Wohlthaten zu wecken, zu kräftigen und zu fördern, und den Widerstand der entgegenstehenden Parteien zu brechen, welche gegen diese Neuerungen ankämpfen, weil sie dadurch ihre Macht und ihren Einfluß, vernichtet sehen, eine Macht und einen Einfluß, den sie nicht zum Besten des großen Ganzen, sondern zur Förderung ihrer selbstsüchtigen Interessen und Zwecke anwendeten.

Die kleine Broschüre ist mit Wärme geschrieben und — was unumgänglich nöthig ist — durchaus populär gehalten; der Bauer, welcher sie aufmerksam durchliest, wird in der That keine Schwierigkeiten haben, um zu wissen, wo sich seine Freunde und wo sich seine Feinde befinden, und ob er folgen soll, wenn es sich um Unterzeichnung von Adressen gegen die neuen Schulgesetze — die gar so gerne kolportirt werden — oder um den Beitritt zu den katholisch-politischen Casinos handelt. —v.

Bibliographie.

A.

Dörre F. C. und W. **Funke**, Der Bezirk Tetschen in seinen land- und forstwirthschaftlichen Verhältnissen. Herausg. vom Central-Comité f. d. land- und forstwirthschaftliche Statistik Böhmens. (Als Beilage zu den Mitthl. des Central-Comités f. d. J. 1870.) Hoch 4. VII, 174 S. m. 1 chromolith. Karte in gr. Folio.) Prag, Calve in Comm.

Duschek Ign., Anleitung zur Kultur d. Färber-Knöterichs (poligonum tinctorum) in Mittel-Europa und zur hierländ. Indigobereitung. Mit einer lith. Taf. 16. IV, 21 S. Prag, Mourek.

Gallas C. E., Die Regulierung der Flüsse Böhmens und ihre volkswirthschaftliche Bedeutung. Herausg. vom böhm. Forstvereine. Mit einer lith. u. color. Wasserkarte sammt dem Eisenbahnnetze v. J. Mayr. (Aus d. Vereinsschrift f. Forst-, Jagd- und Naturkunde.) gr. 8. 42 S. Prag, Rziwnatz.

Jahrbuch, berg-hüttenmännisches der k. k. Bergakademien zu Přibram u. Leoben u. der königl. ungar. Bergakademie zu Schemnitz f. d. Studienj. 1869/70. 20. Bd. (Als Fortsetzung d. Jahrbuches der k. k. Montan-Lehranstalt zu Leoben.) Red. Joh. Grimm. Mit 5 in den Text gedr. Figuren, 7 lith. Taf. u. 3 größeren Tabellen. gr. 8. V, 521 S. Prag, Calve in Comm.

Kisch, Dr. E. Heinr., Marienbad, seine Umgebung u. seine Heilmittel. 4. Aufl. 8. VII, 166 S. Marienbad, Götz.

Kisch, Dr. E. Heinr., Marienbad, ses environs et ses remedes. 4. Ed. Traduit par Prof. C. A. Saintonges. 8. V, 180 S. Marienbad, Götz.

Kotz B. W., Skizze e. Forsteinrichtung f. freie Waldbesitzer auf Herrn Hofrath Preßler's „neue" forstl. Hülfen gestützt. gr. 8. V, 45 S. m. 2 Tabellen. Prag, André.

Mach E., Die Gestalten der Flüssigkeit. Die Symmetrie. Zwei Vorträge . . . gr. 8. 33 S. m. eingedr. Holzschn. u. 1 Steintaf. Prag, Calve.

Močnik Frz., Lehr- u. Uibungsbuch d. Arithmetik für Unterreal- u. Bürgerschulen. 14. verb. Aufl. Ausg. m. böhm. Terminologie. gr. 8. VI, 258 S. Prag, Tempsky.

Noback Gust., Bierproduktionskarte von Oesterreich-Ungarn. Chromolith. gr. Fol. Prag, Calve.

Pokorny Al., illustrirte Naturgeschichte der drei Reiche. Für die unteren Classen der Mittelschulen. 1. Thl.: Naturgeschichte des Thierreichs. 11. Aufl. m. 490 Abbildgn. in eingedr. Holzschn. Ausg. m. böhm. Terminologie. gr. 8. VIII, 289 S. Prag, Tempsky.

Resultat der direkten Reichsrathswahlen im Wahlkörper des Großgrundbesitzes am 18. Dec. d. J. 1871. gr. 8. 35 S. Prag, Mourek in Comm.

Schindler Dr. Jos., Johannes Hus. 8. 131 S. Prag, Hunger in Comm.

Solin Jos. M., Ueber graphische Integration. Ein Beitrag zur Arithmographie. gr. 4. 10 S. m. 1 Steintaf. Prag, Rziwnatz.

Statistik d. k. Hauptstadt Prag. Herausg. von der statist. Kommission d. k. Hauptstadt Prag unter Red. des Vorstandes d. städt.-statist. Bureaus Prof. Jos. Erben. 1. Bd. Topographie, Klimatographie, Bevölkerung, Beilagen. Mit e. lith. Plane von Prag und e. lith. Blatt Diagramme. Hoch 4. XXX, 315 S. Prag, Mourek.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen. Nr. 59: Die Gesetze betreffend die Nothwahlen in die Reichsvertretung von 13. März 1872, die Vollstreckung von Expropriationserkenntnissen in Eisenbahnangelegenheiten v. 29. März 1872, die Re-

gelung der Gehalte des Lehrerperſonals an den vom Staate erhaltenen techniſchen Hochſchulen, nautiſchen Schulen, Lehrerbildungsanſtalten, den damit verbundenen Uibungsſchulen und an theologiſchen Facultäten vom 17. und 19. März 1872, und die Anrechnung der an einer techniſchen Hochſchule zugebrachten Dienſtzeit beim Uibertritte an eine Univerſität vom 3. April 1872, ferner die Miniſterial-Kundmachung hinſichtlich der proviſoriſchen Errichtung von Hufbeſchlags-Schulen vom 22. Februar 1872 nebſt 29 in dem Zeitraume vom 24. Februar bis 16. April 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Geſetzen ꝛc. Prag, Linnekogel und Funk.

Nr. 60. Die Geſetze und Verordnungen betreffend die Lehrerprüfungen an Volks- und Bürgerſchulen vom 5. April 1872, die Lehrbefähigungszeugniſſe für Mittelſchulen vom 5. April 1872, die Bezüge der Landesſchulinſpektoren und die Reiſevergütung für Landes- und Bezirksſchulräthe vom 6. und 19. April 1872, die Organiſation der techniſchen Hochſchule in Wien vom 10. April 1872, und die Bezirk- und Landeskonferenzen der Volksſchullehrer vom 8. Mai 1872; ferner Geſetz über die Verleihung von Anſtellungen an ausgediente Unterofficiere vom 19. April 1872, nebſt 14 in dem Zeitraume v. 16. April bis 22. Mai 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichen Geſetzen ꝛc.

Nr. 61. Die Rigoroſen-Ordnung v. 15. April 1872. Mit einem Anhange, enthaltend: Die Studien-Ordnung v .1. Okt. 1850, Die Verordnung üb. Kollegiengelder v. 12. Juli 1850, die Disciplinar-Ordnung für Univerſitäten vom 18. Oktober 1849, die Noſtrifikation auswärtiger Doktorsdiplome vom 6. Juni 1870, ferner die Studienordnung für juridiſche Fakultäten vom 2. Oktober 1855 und die Verordnung über Staatsprüfungen an juridiſchen Fakultäten vom 16. April 1856.

Tauler's Joh., Predigten. Nach dem beſten Ausg. in die jetz. Schriftſprache übertragen v. Dr. Jul. Hamberger. 2. neu bearb. Aufl. gr. 8. XII, 844 S. Prag, Tempsky.

Thein J., Die Weinveredlung u. Kunſtwein-Fabrikation in ihrem ganzen Umfange. Rationelles Verfahren zur Verbeſſerung des Moſtes, zur Veredlung fert. Weine und zur Bereitung d. künſtl. Champagners und aller Sorten Ausbrüche und Liqueur-Weine aus geringen Landweinen; praktiſche Anweiſung zur Darſtellung von Obſt- und Kunſtweinen aller Art und genaue Anleitung zur Klärg. (Schöng.) trüber Weine u. zur Beförderung der Flaſchenreife der Weine. Nebſt e. Anhange, enth. die Anweiſg. zur Bereitg. der Wein-Liqueure. 3. Aufl. 8. 55 S. Prag, Dominicus.

Thuemen, F. de, Fungi Austriaci exsiccati. Centuria I. gr. 8. 3 S. Text m. 100 getrockneten Pilzen. Teplitz, Berlin, Calvary und Co.)

Zeſſner, Baron H., Einige Worte über die Beweiſe des Chriſtenthums. gr. 8. 52 S. Prag, Dominicus.

C.

Drivol P., Ältere Geſchichte d. deutſchen Reichsſtadt Eger u. d. Reichsgebiets Egerland. In ihren Wechſelbeziehungen zu den nachbarl. deutſchen Landen u. Böhmen unter Mitbenutzung urkundl. Materials dargeſtellt. gr. 8. Leipzig, M. Schäfer.

Exner W. F., Die Induſtrie des Böhmerwaldes. Vortrag geh. im k. k. öſterr. Muſeum f. Kunſt u. Induſtrie am 2. Febr. 1872. (Aus „Wochenſchrift f. Wiſſenſchaft u. Kunſt".) gr. 8. 15 S. Wien, Rosner in Comm.

Grueber Bernh., Die Kunſt des Mittelalters in Böhmen. Nach den beſteh. Denkmalen geſchildert. Hersg. m. Unterſtützung d. k. k. Miniſteriums f. Cultus u. Unterricht v. der k. k. Central-Commiſſion für Erhaltung der Baudenkmale. 1. Theil. Der roman. Styl, beiläufig von 1070 — 1230. 3 Lief. gr. 4. S. 57—80 m. eingedr. Holzſchnitten. Wien, Gerold's Sohn in Comm.

Kraus Dr. D., Die Thermen von Teplitz-Schönau in ihrem Verhalten zu mehreren Krankheiten des Urogenital-Syſtems beim Manne. gr. 8. III, 83 S. Dresden, L. Wolf.

Verkehrs-Karte von Böhmen, Mähren, Schleſien, Erzh. Oeſterreich u. den angrenzenden Landestheilen, nebſt neuen Karten der Umgebung von Prag u. Wien. Lith. u. color. gr. Fol. Teſchen, Prochaska.

Walter Jul., Sprudelſteine. Ein Karlsbader Bilderbuch. 8. III, 242 S. Berlin, Janke.

Im Auftrage des Ausſchuſſes redigirt von Karl Werner, k. k. Landesſchulinſpektor.

Druck der Bohemia, Actien-Geſellſchaft für Papier- und Druckinduſtrie in Prag. Selbſtverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. V. & VI. Am 18. Juni 1873.

Geschichte.*)

I.

Ranke Leop. v., Sämmtliche Werke. 2. Gesammtausgabe, vollständig in 40 Bänden. I. u. II. Bd. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. I. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870. 8°.

Über den Werth der Produkte Ranke's sprechen und die wissenschaftliche Höhe seiner Forschungen in weitläufiger Weise beleuchten wollen, hieße wohl Eulen nach Athen tragen. Als Forscher gründlich wie kaum Einer, in der Diction elegant und künstlerisch, die Auffassung auf dem streng nationalen Boden — das sind Vorzüge des Mannes, auf den wir Deutsche ebenso stolz sein dürfen, als auf die Heroën des Geistes aus der Blüthezeit der deutschen Poesie und deutschen Philosophie. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat die deutsche Geschichtsschreibung die alten breitgetretenen Spuren verlassen. Schon hatte Herder durch seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte" die Perspektive auf eine neue Epoche eröffnet, die weit über den antiken Schematismus, den liebgewordenen Paragraphenkram und den oberflächlichen Pragmatismus, mit denen allerdings Ernst der Forschung, Bienenfleiß im Materialsammeln, Unparteilichkeit der Gesinnung Hand in Hand gingen, zu einer tieferen Erfassung, zur Durchgeistigung des Materials mit Ideen hinausstrebte. Schon Johannes von Müller gehörte der Erstlingszeit dieser Epoche an; aber erst Niebuhr war der ächte Bahnbrecher der kritischen, freien und selbstständigen Forschung. Seitdem beherrschte die deutsche Geschichtsschreibung ein neuer Geist, eine ganz veränderte Richtung, der seinen Impuls in den gewaltigen Ereignissen der Grenzscheide des XVIII. und XIX. Jahrhundertes fand, welche, wie Giesebrecht in seinem 1858 gehaltenen Vortrage so treffend sagt, „alle Völker nach langem Schlafe durchrüttelten und vor Allem uns Deutsche einmal recht kräftig daran erinnerten, daß wir ein Volk, — ein großes Volk seien, was wir fast vergessen hatten." Um dann die große Schilderhebung dieses Volkes für seine Penaten, für die Sache des Vaterlandes und seiner Fürsten und ihre Erfolge! Aus ihr sprießte der Geschichtsschreibung neues Leben, „der nationale Gedanke" wurde die treibende Kraft derselben und der Glaube an die Lebensfülle der Nation und an das Vaterland gibt ihr Muth und Frische. Der nationale Gesichtspunkt mit gleichzeitiger Wahrung des universellen, durch den allein nur das Leben einer Nation verstanden werden kann, die Erhaltung der alten Gründlichkeit, Unparteilichkeit und inneren Wahrhaftigkeit, ein heiliger Ernst der Kritik, das sind die Lebensadern, die die deutsche Geschichtsforschung zur lebendigen Wissenschaft gemacht, die uns vor Allem eine „Deutsche Geschichte," den Lebensborn jeglicher Nation geschaffen haben. Das so aufgefaßte Geschichtsleben ist die Gluthsonne, unter deren Strahlen Begeisterung und Enthusiasmus aus Vaterlandsliebe und nationalem Stolz emporwachsen. Dazu gesellten die Männer, welche diese neue Richtung vertreten, eine feine stylistische Form, den historischen Kunststyl, wie ihn schon Schiller anbahnte; eine klare lebendige Sprache, welche unvermittelt die Ideen der Forschung zum Ausdrucke bringt, die die Forschung heraushebt aus der Stube des Gelehrten, sie in der That zum Eigenthume oder zum Hausschatze nationaler Bildung gemacht hat.

Wie die Werke Schiller's und Göthe's, die Produkte deutscher Dichter und Philosophen die Ausbildung deutscher Gesammtbildung nach der idealen und ästhetischen Seite begründen und fördern, so thun es die Werke der Geschichtsschreibung nach der realen Seite hin und sind sonach eine Ergänzung der ersteren. In jenen kommt so recht die universelle und kosmopolitische Natur des Deutschen zum Gepräge, in diesen aber erkennen wir unsere engere nationalen Gesichtspunkte und Pflichten. — Voran

unter den Geſchichtsſchreibern der Neuzeit iſt nach jeder Seite hin Altmeiſter Ranke zu nennen, der in dieſer Richtung nun faſt 50 Jahre thätig iſt und ganze Generationen von Schülern und Jüngern zu ſeinen Füßen ſieht. Seine Werke umfaſſen den geſammten Zeitraum der neueren Geſchichte Deutſchlands nnd beginnen mit der großen Reformation, deren Geſchichte allein 6 Bde., deren I. u. II. vollendet in dieſer Geſammtausgabe vor uns liegen, faßt. An ſie ſchließt ſich naturgemäß die „Geſchichte Deutſchlands vom Religionsfrieden bis zum 30 jähr. Kriege“ und hieran die „Geſchichte Wallenſteins“ — je in einem Band. Unwillkürlich mußte Ranke die welthiſtoriſchen Geſchehniſſe, die er nach aller Richtung hin mit ſtarkem Geiſt beherrſchte, auf das Ringen der religiöſen Bekenntniſſe, auf den Widerſtreit zwiſchen Staat und Kirche, auf die Organiſation der höchſten katholiſchen Autorität des Papſtthums, ſowie auf den Wettkampf der Germanen und Romanen lenken. So entſtanden denn nach der einen Richtung hin: „die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert“ (6 Bde., bereits die 6. Aufl.) und nach der andern Seite hin: „Franzöſiſche Geſchichte im 16. und 17. Jahrh.“ (6 Bde.), „Engliſche vornehmlich im 17. Jahrh.“ (9 Bde.) und das durch eine wundervoll klare Auffaſſung ausgezeichnete Buch: Romaniſche und germaniſche Völker in einem Bande — ſo zu ſagen die von dem auf der Höhe des gewaltigen Geſchichtsgebietes von drei Jahrhunderten ſtehenden Forſchers aus allen ſeinen Prämiſſen gezogene Schlußfolgerung, der nach Anhörung aller Parteien gefällte Schiedsſpruch. Nebſtdem ſchrieb Ranke neben zahlreichen kleinern (wozu neueſtens „Die deutſchen Mächte und der Fürſtenbund“ und der „Briefwechſel Fried. Wilh. mit Bunſen“ —) Schriften: die Entſtehungsgeſchichte des preußiſchen Staates (Geneſis und Neun Bücher in 3 (4) Bänden). Weite Univerſalität des Blickes, glänzende Darſtellung im Lichte klarer Wahrhaftigkeit, friſche männliche und nationale Kraft, wie ſie die Werke der Engländer durchweht, zeichnen alle aus. Ranke „gewöhnt uns an Gerechtigkeit nach außen, an beſcheidenes und zuverſichtliches Selbſtgefühl nach innen!“ — Wenn der Hebel und Angelpunkt politiſcher Volksbildung ernſte und tiefe Geſchichtskenntniß iſt, wenn es pietätvolle Ehrenpflicht der Enkel iſt, der Thaten der Ahnen zu denken und ſich in und an ihnen Begeiſterung, Kraft und Muth zu holen — dann dürfen wohl ſolche Werke wie die Ranke's in keinem deutſchen Heime fehlen. Die Verlagshandlung hat eine dankenswerthe Arbeit übernommen, indem ſie dieſe 2. Geſammtausgabe in cra. 40 Bänden in würdiger Ausſtattung herausgibt, von denen je 6 immer in einem Jahre herauskommen, ſo daß alſo das ganze Nationalwerk bis 1879 vollendet ſein wird. Der Subſcriptionspreis beträgt pro Band 1⅔ Thaler. Möge das Werk die Theilnahme aller derer in unſerm Vaterlande finden, welche an Wiſſenſchaft, Literatur und Deutſchthum Intereſſe finden und für Volksbildung und Hebung nationalen Sinnes ſich begeiſtern können! K. R.

Briefe und Acten zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges in den vorwaltenden Zeiten der Wittelsbacher. (Herausgegeben durch die hiſtor. Commiſſon bei der kngl. Akademie der Wiſſenſchaften.) I. Band Ritter (M.) Die Gründung der Union 1598—1608. München 1871. SS. 751. 8°.

Nie hat das Haus Wittelsbach eine bedeutendere und gewichtige Stellung in der Geſchichte eingenommen, nie ſein Beſitz ſo gewaltig in die Geſchicke Europa's eingegriffen als im letzten Theile des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Unter Albrecht dem V. wurde in Baiern durch die Compagnie Jeſu voran P. Caniſius mit unbarmherziger Strenge die katholiſche Religion wieder eingeführt. Die zweite Linie — die pfälziſche — aber wurde zur Vorhut des Calvinismus, der in Friedrich III. ſeinen mächtigſten Schützer fand. Beide Linien nahmen denn auch bald ihre hervorragende Stellung zu den kirchlich-politiſchen Parteien ein. 1608 tritt Kurfürſt Friedrich an die Spitze der proteſtantiſchen Union, in demſelben Jahre Max von Baiern an die Spitze der katholiſchen Liga. Kaum 10 Jahre ſpäter bringt das Geſchick Friedrichs Sohne dem Wittelsbacher Friedrich V. die Krone Böhmen's und mit ihm ſcheinbare Vernichtung des Katholizismus und des Kaiſerhauſes. Im Jahre 1620 aber ſchlägt der Wittelsbacher Max die Schlacht am weißen Berge und begründet einen Wendepunkt der europäiſchen Geſchichte. So war daſſelbe Haus in ſeinen zwei Linien der Träger zweier diametral entgegengeſetzten weltbewegenden Strömungen, grundverſchieden nach Inhalt und Endzweck wie die Pole der

Erde, jede der Mittelpunkt ihrer Verfechter geworden. — Wahrlich, in einer ſolchen Zeit eine Stellung von welthiſtoriſcher Erdeutung! Es war daher gewiß ein berechtigter und von den beſten und triftigſten Bewägungen getragener Vorſchlag Cornelius', an die Herausgebung aller auf dieſe Zeit bezüglichen Documente und Urkunden, ſoweit ſie vorhanden ſind, zu gehen. Der Vorſchlag fand die gerechte Würdigung und iſt Dank der hochherzigen Unterſtützung des Königs Max II. bereits zur That geworden. Der I. Band des großen Werkes iſt erſchienen und bringt 576 Acten zur Geſchichte der Gründung der Union (1598—1608), bearbeitet von M. Ritter. Es kann uns nicht beifallen, den ungeheuren Fleiß, die ausgezeichnete Anordnung, die Reichhaltigkeit und den Umfang des Materials hier des Beſonderen hervorheben zu wollen; es genügt wohl einzig der Hinweis auf die Geneſis und die Herausgeber des Buches. Wir halten es aber für unſere Pflicht, das Augenmerk auf die hohe Wichtigkeit dieſes Urkundenwerkes, das dem Forſcher der Geſchichte des 30 jährigen Krieges hochwillkommen ſein muß, zu richten, das in den vertraulichen Correſpondenzen, die es veröffentlicht, all' die bewegenden Männer jener Zeiten gleichſam zum Leben wiedererweckt und ſie dem Leſer in ihrer ganzen Größe oder Schwäche, in ihrem ureigenſten Charakter; ihre Handlungen aber in all ihren Motiven und Triebfedern vollgeſtaltig zur Anſchauung kommen läßt. . . Das bedeutendſte Material lieferten hiezu die durch die liberalen Verfügungen des kunſtſinnigen und wiſſenſchaftfreundlichen Königs vollſtändig erſchloſſenen bairiſchen Archive, woran ſich die Durchforſchung aller größern Archive des Continentes reiht. Viel Ausbeute brachten das Kaſſler Staats- und Regierungsarchiv, das Bernburger-Archiv, das von Berlin, die Bibliothèque imperiale in Paris, Dresden u. ſ. f. — Der Verfaſſer, wohl der ausgezeichneteſte Kenner dieſer Periode, war ſeinen diesbezüglichen Studien vom J. 1862 an obgelegen und ließ bereits im J. 1867 auf Grund der gewonnenen Quellen und Frucht ſeiner Arbeiten eine „Geſchichte der deutſchen Union" erſcheinen. Auch dem vorliegenden Werke iſt eine äußerſt praktiſche Ueberſicht der geſchichtlichen Begebniſſe vom J. 1589 an beigegeben. Zweimal 1596 und 1598 machten die proteſtantiſchen Fürſten Schritte zur Begründung einer freien Vereinigung und beidemale waren dieſe erfolglos geſcheitert, bis endlich Ereigniſſe von zwingender Gewalt die bedrohte geſammte proteſtantiſche Partei zu längſt verſuchtem Bunde trieb, der Reichstag in Regensburg 1598, bei welchem die proteſtantiſchen Stände zur offenen Steuerverweigerung ſchritten, und der Krieg in den Niederlanden, der die ſpaniſche Armee drohend an die deutſchen Grenzen zog. Die Folgen beider Ereigniſſe leiten dieſe Quellenſammlung ein; an ſie knüpfen ſich die erſten Maſchen zum Netze der Intriguen, geheimen und offenen Unterhandlungen, deſſen Fäden die geſchickte Hand Chriſtian's von Anhalt auch über Öſterreich und insbeſondere über Böhmen ſpannte und endlich doch die ganze proteſtantiſche Partei in ſeinen Bereich zog. Der vorliegende I. Band veröffentlicht in den Nr. 447. 453. 489. 513. 564 (im Index unrichtig 568) Briefe zwiſchen Anhalt, Wok von Roſenberg und deren Sekretären Dr. Croll, Hock aus Zweibrücken u. ſ. f. vom höchſten Intereſſe. In ſeinem Schreiben vom Nov. 1607 an Dr. Croll verbreitet ſich Wok eingehend über den zu befürchtenden Bruch des Türkenfriedens, aus welchem wir die höchſt bezeichnende Stelle herausheben: Ungaria s'approchera de soy mesme ad imperium, sans lequel non potest subsistere. Noch bedeutender iſt der unter dem Eindrucke der Nachricht von Mathias' Aufſtande am 4. Mai 1608 an Anhalt geſchriebene Brief, ein wahrhaft ſtaatsmänniſches Expoſé über die politiſche Lage und deren mögliche Conſequenzen, ein Schriftſtück von ungeheurem Werth für die Beurtheilung der Zeit und beſonders des Charakters des Peter Wok. Beiſpielsweiſe ſei nur angeführt, daß Wok die Remedur der Zeit in folgenden treffenden Forderungen findet: „daß exercitium der religion frei ſein, die loſe Jeſuiten außgeſchafft und in ergastulum getrieben, beßere durchgehende iustitia administrirt, richtigere erſetzung der ambter on underſchiet der religion von ingeſeßene furgeſezt." . . Am Schluſſe des Briefes ſcheint uns in dem Paſſus: „Es kann ſein, daß wir gelingen (wozu der Verfaſſer ſein berechtigtes sic! gemacht) beiſammen ſein mußten. . . . . die Leſeart „ßlingen" (eheſtens) am Platze zu ſein. Eine ſorgfältigere Korrektur hätte wohl die Druckfehler in den Nummern der Acten 448 ſtatt 488, 449 ſtatt 489, 564 ſtatt 563 im Notenregiſter entdeckt. Wir ſcheiden von dem intereſſanten Buche mit dem Wunſche, daß es bald die Fortſetzung finden möge, wie es uns die

Jahressitzung der historischen Commission schon in erfreuliche Aussicht gestellt hat. Derselbe Verfasser veröffentlicht in den Sitzungsberichten der phil.-histor. Cl. d. k. bair. Akademie der W. 1872 Heft II. weitere, sehr interessanten Quellenbeiträge zur Geschichte Rudolf's II. und der in Folge der Unterdrückung der religiösen und bürgerlichen Freiheiten entstandenen Wirren. Die Aktenstücke, 5 an der Zahl, enthalten die Beschwerdeschriften der protestantischen Herren und Ritter von Unter- und Oberösterreich im Auszuge mit einzelnen Angaben über Thatsachen und Verfügungen der kais Regierung, soweit sie dem Verfasser aus den vorhandenen Zeugnissen (Raupach, Khevenhüller, Shirter) bekannt waren. Eine Reihe von sehr instructiven Anmerkungen gibt die Ergebnisse der Vergleichung. Die Aktenstücke entstammen dem Münchner Staatsarchiv. 379/5 F. 298., F. 324 (II)., 369/5 F. 334 (III), 379/5 F. 65 (IV), 379/6 F. 3 (V). Die II. Abtheilung bringt Aktenstücke zur Geschichte des bekannten Preßburger Bündnisses 1608. St. A. 120/7 F. 370 (I), F. 429 (II), F. 456 (III), F. 450 (IV), F. 256 (V), 379/5 F. 165 (VI) — Bernb. L. A. VI. O. 12/2 F. 98 — VII. (Bericht an Anhalt.) K. R.

Dr. **Constantin Edler von Böhm**: Die Handschriften des k. und k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives. Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien, 1873.

Zu den geschichtlichen Nachrichten, welche G. Wolf in seiner Geschichte der dem Staate gehörigen Archive in Wien, insbesondere über das in der Überschrift genannte Archiv gebracht hat (angezeigt im 9. Jahrgang dieser Blätter, S. 38—39), wird uns nun durch Herrn von Böhm eine wesentliche Bereicherung der Kenntniß von den Beständen eben desselben Archives geboten. Das mit großem Fleiße gearbeitete Buch enthält die Beschreibungen von 1108 Handschriften, von welchen überhaupt mehr als 300 Stücke hier zum ersten Male öffentlich bekannt werden. Es ist aber der Handschriftenschatz des Staatsarchives damit noch keineswegs erschöpft, sondern es steht ein nicht unbedeutender Nachtrag von demselben Verfasser in Aussicht, welchen Nachtrag wir freilich lieber schon mit dem vorliegenden Buche vereinigt gesehen haben würden. Indeß werden auch bereits so die Geschichtsforscher dem Verfasser sich zu großem Danke verpflichtet fühlen müssen. Setzt sie nämlich sein Buch überhaupt in Stand, sich über die sie interessirenden Materien, soweit solche in den Handschriften des Staatsarchives vertreten sind, wohl in den meisten Fällen genügend aufklären zu können, so ist andererseits rühmlich hervorzuheben, daß jede Aufklärung auf wirklich müheloſe Weise gewonnen werden kann. Der Verfasser hat nämlich sein Buch mit einem ausführlichen Autoren-, Personen- und Sachenregister versehen, so daß man sich rasch über einen gegebenen Gegenstand darin belehren kann. Sonst wird man leicht errathen, daß die große Mannigfaltigkeit, wodurch die Bestände des Wiener Staatsarchives sich auszeichnen, auch in der handschriftlichen Abtheilung desselben zum Ausdrucke gelangen muß. Werfen wir nur einen oberflächlichen Blick auf die unser Böhmen betreffenden Sachen, so finden wir da eine reiche Anzahl von Quellen angezeigt, welche dem Geschichtsforscher über Adel, über den Aufstand vom J. 1618—1620, die bekannte böhmische „Rebellion," über Beamte, Bergwesen, Chartulare, Chroniken, Commerz, Deputirtenamt, Erbfolge, Finanzen, Fürstenhaus, Gerichtswesen, Gesetze, Geschichte überhaupt, Herrschaften, Hofbuchhaltung und Hofstaat, über die k. Kanzlei, Kirchliches, Kronrechte, Krönung, Kurrecht, Landesverfassung, Landstände und Landtage, weiters über Landwirthschaft, Militär, Reformation, Städtewesen und Topographie, ferners über auswärtige Verhältnisse u. s. w. mitunter recht schätzbare Materialien bieten dürften. Von Städten und anderen Orten, zu deren Geschichte die Handschriften des Staatsarchives Nachrichten beisteuern, nennt das Register: Aussig, Borowan (Forbes), Budweis, Chrudim, Eger, Hohenmauth, Jaromersch, Karlstein, Königinhof, Krummau, Leitmeritz, Melnik, Pardubitz, Pilsen, Pisek, Plaß, Politschka, Prag, Prelautsch, Ronsperg, Rosenberg, Sobieslau, Stadity, Tepl, Trautenau u. s. w. Nr. 54 enthält „Collectanea ad biographiam Caspari Bruschii" von Johann Georg Schwandtner, und vornehmlich werden es die Nummern 180—243 sein welche die Aufmerksamkeit der vaterländischen Geschichtsforscher in besonderem Grade auf sich lenken dürften. Die Reihe derselben eröffnen „Collectanea zur Kenntniß der Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung im Königreiche Böhmen von dem k. Kammersecretär Johann Christof Borscheck," welche Nummer (sec.

17.—18.) allein die ſtattliche Anzahl von 30 Folianten bietet. Es kann natürlich hier ſelbſt nicht auf einige wenige Handſchriften und auf eine kritiſche Würdigung derſelben ſchon gar nicht eingegangen werden, zumal es genügt, auf das Böhm'ſche Buch auch nur aufmerkſam gemacht zu haben, und iſt dasſelbe vollkommen geeignet, um ſich aus ihm vierlei Auskünfte über die handſchriftlichen Beſtände des Staatsarchives holen zu können oder zu deren Benützung angeregt zu werden. Möge der Verfaſſer nur recht bald auch die Beſchreibung der noch übrigen, in dieſem Buche unberückſichtigt gebliebenen Handſchriften folgen laſſen!

M. Pangerl.

*) Eine uns eben zugegangene Beſprechung des „Urkundenbuches von Goldenkron von M. Pangerl" können wir, da das Blatt ſchon ausgeſetzt iſt, erſt in der nächſten Nummer bringen. Uibrigens verweiſen wir auf den erſten Artikel im Hauptblatte." D. Red.

Literaturgeſchichte.

Grillparzer's ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Heinrich Laube und Joſef Weilen. Stuttgart. Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung. 1872. 10 Bände.

I.

Vor uns liegen nun Grillparzer's ſämmtliche Werke abgeſchloſſen und es iſt uns möglich ein anſchauliches Bild des Lebens und Wirkens dieſes eigenartigen Dichters zu gewinnen. Wenn wir in dem Folgenden verſuchen werden, ſo weit es uns der Raum geſtattet, eine kurze Charakteriſtik ſeiner Werke und ſeiner Dichtungsweiſe zu geben, ſo glauben wir uns dadurch dazu berechtigt, weil doch Grillparzer ein öſterreichiſcher Dichter vom Wirbel bis zur Zehe allen Oeſterreichern um ſo intereſſanter und lieber ſein muß. Wir werden die Werke in der Reihenfolge der Geſammt ausgabe durchgehen und uns dabei möglichſtkurz faſſen.

Der erſte Band, „Gedichte" enthaltend, iſt von Joſef Weilen herausgegeben. Dieſe Aufgabe mag nicht leicht geweſen ſein, da ſich die Gedichte, wie Weilen in dem Vorworte bemerkt, „auf Hunderten von Blättern, von des Dichters eigner Hand geſchrieben, in ſeinem literariſchen Nachlaſſe vorfanden" und da die bereits gedruckten aus längſt vergeſſenen Almanachen und Zeitſchriften zuſammengeſucht werden mußten.

Wir haben es alſo wahrſcheinlich auch nur dem zu Gute zu halten, wenn dem Hrn. Herausgeber mehre bereits gedruckte entgangen ſind. Ich mache ihn auf folgende aufmerkſam, die zum Theil mein Freund stud. jur. Moriz Wlaſak ſchon lange vor dem Ableben Grillparzer's, zum Theile ich ſelbſt geſammelt habe. Es ſind dies:

Vor allem ein längeres Gedicht „Weihgeſang" bei Eröffnung des neuerbauten Saales der Geſellſchaft der Muſikfreunde. In Wien abgedruckt in: „Penelope, Taſchenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von Theodor Hell. 23. Jahrgang. Leipzig. J. C. Heinrich'ſche Buchhandlung. Seite 370—374." (Der Herausgeber antwortete mir auf eine ſchriftliche Anfrage, daß dieſes Gedicht ihm bekannt ſei, aber „bei Seite gelegt wurde," ohne einen Grund anzugeben. Er hat ja doch die Abſicht ausgeſprochen, eine Geſammtausgabe zu veranſtalten, wenn er nun Gedichte wegläßt, ſo ſollte er ſich doch im Vorworte rechtfertigen).

2. „Einem Soldaten" (10 vierzeilige Strophen) erſchienen im „öſterr. Frühlingsalbum für 1854" von Heliodor Truska. Wien, Braumüller.

3. „Willkomm" bei der Ankunft der zweiten Gemahlin Franz I. (Maria Thereſia). (23 vierzeilige Strophen) aus „Habsburgs Chronik" von L. Bowitſch.

4. „An Kaiſer Ferdinand." Bei Überreichung eines geſtickten Teppichs, auch aus Habsburgs Chronik von L. Bowitſch, 1849. (3 vierzeilige Strophen).

5. Mehrere Epigramme, die jedoch mit Ausnahme von zwei oder dreien erſt nach Grillparzers Tode in Zeitſchriften erſchienen, daher vielleicht zum Theil nicht echt ſind.

a) Nationalökonomiſch.
b) „Das Wehrgeſetz" 1868.
c) „Die Titel meiner Stücke."

Alle drei bei Kuh („Zwei Dichter Öſterreichs.")

d) Der Deutſche allzuhöchſt in Kunſt und Wiſſen ſtellt,
Hier was er nicht verſteht, dort was ihm nicht gefällt"

bei Her. Joſ. Landau: „Neuer deutſcher Hausſchatz" ꝛc Prag, 1869.

e) Ungefähr 1851.
f) Fragment (ein längeres Gedicht.)
g) Warnung.
h) Titel.
i) Geiſterſtatiſtik.
k) An Donizetti.
l) An Fr. Halm.

m) Über einen Finanzkünſtler.
n) Kunſt-Urtheile.
o) Fortſchritt.
p) Die Kunſt der Zukunft.
q) In's Stammbuch des Herrn Genaſt (Wien 26. Juli 1847).
r) In ein Exemplar von „Traum ein Leben," der nach Weimar geſendet wurde. (Mai 1851).
s) Aufſchrift auf das Landhaus des Freiherrn von Jetzer in Gmünden 1856/57.
t) In's Album der Frl. Thereſe Angerer. (Wien 18. Mai 1858).
u) Ins Album des H. Ludwig Cramolini. (29. Mai 1865).
v) Für Frl. Julie von Aſten in einem Exemplar von „Ahnfrau" und „Weh dem, der lügt." (5. Jänner 1868).

Dieſen 25 Gedichten hoffen wir, natürlich unter der Bedingung, daß alle echt ſind, in einer zweiten Ausgabe zu begegnen, wenn ſie wieder auf den Namen „Geſammtausgabe" Anſpruch erhebt.

Die Gedichte ſind nicht chronologiſch geordnet, da dies nicht möglich geweſen wäre, ſondern nach vier Geſichtspunkten, ſo daß ſich die Abtheilungen I. Leben und Lieben, II. Poeſie und Muſik, III. Heimat und Fremde, IV. Vermiſchte Gedichte ergaben. Wir wollen nun auf die Gedichte ſelbſt übergehen.

Es iſt charakteriſtiſch für Grillparzers Lyrik, daß uns kein einziges Lied begegnet, und daß Gedichte, welche wie „Allgegenwart" dieſem Gebiete ſich nähern, einen Anhauch vom Sinnenden zeigen. Es machen auf uns die Gedichte immer den Eindruck des Ängſtlichen, Unfreien, Gehemmten, welche Eigenſchaften freilich in der Perſon des Dichters nach ſeinen eigenen Geſtändniſſen in hohem Grade vorhanden waren. Und das iſt's auch, was für die Gedichte bezeichnend iſt, er tritt uns in denſelben ſtets in ſeiner Perſönlichkeit entgegen, aber ſeine Gefühle erſcheinen nicht losgetrennt von ihm ſelbſt, nicht wie objectiv hingeſtellt, nein, ſie ſind noch im engſten Zuſammenhange mit ihm. „Meine Gedichte ſind meine Biographie," bemerkte einſt Grillparzer Emil Kuh gegenüber (ſiehe „Zwei Dichter Öſterreichs" S. 186 ff.)," und wenn ich ſie herausgeben wollte, dann müßte ich ſie wieder leſen. Nun könnte es mir aber ſchmerzliche Empfindungen erwecken, wenn ich an die alten Zuſtände wieder erinnert würde, und dem weiche ich halt aus — meine Natur iſt ſchrecklich receptibel." (Es iſt nach dieſem Geſtändniſſe um ſo auffallender, das ſich in G's. Nachlaß eine freilich nur bis zum Jahre 1836 reichende Selbſtbiographie vorfand, das aber haben wir, wie Laube in ſeiner meiſterhaften Einleitung zum I. Bande der vorliegenden Ausgabe bemerkt — wir kommen ſpäter noch auf ſie zu ſprechen — das aber haben wir ſeinem peinlichen Pflichtgefühl zu danken. Die „Akademie der Wiſſenſchaften" verlangt eine Selbſtbiographie von jedem Mitgliede und Grillparzer konnte ſich trotz ſeiner Abneigung doch nicht dieſer ſeiner Pflicht entbinden.)

Es iſt das „I trau' mi halt nit," das uns aus den meiſten Gedichten entgegenklingt, das „I trau' mi halt nit," das Grillparzer nicht zum Beſitze ſeiner „ewigen Braut" kommen ließ, das ihn aller Wegen hinderte.

Das Alles gilt natürlich nicht bei ſämmtlichen Gedichten, in einzelnen tritt er uns als Sänger in vollſter Kraft, mit überwältigender Wirkung entgegen. Einzelne derſelben, wie die „Klage über den Fall Warſchaus" (S. 198), auf „Kaiſer Joſef's Denkmal" (Seite 205), ſtempeln den Dichter zu einem gottbegnadeten Seher und in dem Gedicht „Der kranke Feldherr" (Seite 208) erhebt ſich die Sprache zum erhabenſten zürnenden Schwung." Merkwürdig iſt's aber doch, daß ein Dichter, der ſich der Lyrik in ſeinen Dramen in ſo außerordentlichem Maße bedient, deſſen Geſtalten oft rein lyriſcher Natur ſind, wenn man ſo ſagen kann, daß er den rechten lyriſchen Ton nicht trifft, ſondern betrachtend wird. Wir werden auf dieſes lyriſche Element in ſeinen Dramen im Laufe der Beſprechung noch kommen.

Was nun die Sprache Grillparzers in ſeinen lyriſchen Gedichten, zum Theil auch in ſeinen Dramen betrifft, ſo iſt ſie wohl dem Geiſte nach aufrichtig, einfach und ſchmucklos, aber ſie wird auch ärmlich, nachläſſig, ja es kommen ſogar hie und da dialektiſche Anklänge vor. So heißt es in dem Gedichte „Der Fiſcher" (Seite 59):

„Verſucht' ich's und trübte das Waſſer,
Vielleicht geläng' es eh';" u. ſ. w.

„Da wird einem Subſtantivum ein Stück abgezwickt, da ein Verbum um eine Sylbe betrogen." Das gilt namentlich von ſeinen Sinngedichten und Epigrammen, die „im Schlafrock" einherzugehen ſcheinen. Wir führen nur (Seite 273) an:

„Schüler und Schulmeiſter

Sind unſre großen Geiſter;
Schreien im Chorus ſie
Gibt's eine Akademie." oder Seite 280:
„Was du billigſt, ob nur fern,
Iſt nach Tagen oder Wochen
Dein, als ob Du's ſelbſt geſprochen."

Gar nicht zu ſprechen vom Hiatus, den unreinen Reimen u. ſ. w. Ja ſeine Sorgloſigkeit ging ſo weit, daß er in dem Gedichte „Des Kindes Heimkehr" einen zu kurzen Hexameter durchgehen ließ, ſich aber auch nicht entſchließen konnte, ihn zu ergänzen (Weilen hat es in der „Geſammtausgabe" gethan. Seite 241. „Banges" Mitleid, für „Mitleid," wie in „Aglaja" 1819).

Aber gerade in den „Sinngedichten und Epigrammen" zeigt ſich Geiſtesſchärfe, Witz, Satyre und boshafte Schalkheit Grillparzer's im beſten Lichte.

Gerne würden wir auf Einzelnheiten eingehen, aber der Platz mangelt uns, wir können uns nicht ſo lange mit einem Bande beſchäftigen.

Nur ſei mir noch geſtattet, Laube's liebevolle, warmgeſchriebene Einleitung zu erwähnen, die auf etwa 40 Seiten ein recht überſichtliches Bild von Grillparzers Thätigkeit gibt. Jedes einzelne noch ungedruckte Drama iſt mit einigen Zügen charakteriſirt; das Leben Grillparzer's iſt kurz geſchildert und das Alles in einer pietätvollen edlen Sprache, ganz angemeſſen dem Zwecke der Einleitung, den Leſer vorzubereiten auf die Geiſtesperlen, auf die Schätze, die ſeiner warten.

Im zweiten Bande iſt nun Grillparzer's vielverſchriene „Ahnfrau" enthalten; ihr hatte er es zu danken, in den meiſten Literaturgeſchichten, in allen Sammelwerken, wie Converſationslexicis und Encyklopädien, an die Namen „Müllner, Zacharias Werner, Houwald" gefeſſelt, mit dem Schlagworte „Schickſalsdichter" abgethan zu werden. Was nützte es ihm, daß er eine Sappho, einen Ottokar ſchrieb, er war und blieb ein Schickſalsdichter, die Literaturhiſtoriker ſchrieen „wehe" und Grillparzer war abgethan!

Werner hatte zuerſt in ſeinem „vierundzwanzigſten Februar" vom Zufall als einer Macht, die außerhalb des Menſchen ſtehe, auf den Menſchen ſeinem Widerſtande zum Trotz feindlich wirke, den ganzen Aufbau abhängig gemacht; ob er, wie Kuh meint, dazu eine gewiſſe Berechtigung hatte, iſt nicht recht einzuſehen, aber ſo viel iſt gewiß, daß er es mit viel größerem Talente als Müllner und Houwald that. Dieſe erſt machten aus dem Schickſal den Popanz, der es zum Gottſeibeiuns der Literatur ſtempelte.

Sehen wir dagegen, was Grillparzer mit dem Schickſal that, wie er ſich zu dieſer Frage ſtellte, ſo nehmen wir wahr, daß das Schickſal nicht eine außerhalb den Menſchen ſtehende Macht. nein, eine in ihnen ruhende ſei; es iſt ja auch nicht die „Ahnfrau," die die Handlungen leitet, nein, ſie tritt im Laufe der Action immer mehr zurück und erſcheint nur als Perſonifikation der Stimmung. Erſcheint doch die Ahnfrau nicht allen Perſonen. Jaromir ſieht ſie, während Berta, die nicht wie ihr Bräutigambruder aufgeregt, ſondern vom Gebete beruhigt iſt, nicht eine Spur von ihr wahrnimmt.

Freilich iſt es nicht möglich, die ganze Schickſalsidee aus dem Drama zu entfernen; und wenn es möglich wäre, ſo iſt jedenfalls der Weg, den Grillparzer in ſeiner „Vorrede" zur erſten Auflage einſchlug, keineswegs der richtige. Sie wird eher, wie auch Börne findet, zu einer Anklage ſeiner ſelbſt.

Aber noch einen gewaltigen Vorzug hat die Ahnfrau vor den Werken eines Müllner. Seine Geſtalten haben wahres Leben, ſie handeln freithätig und erhalten nur durch die Ahnfrau, durch den Gedanken der Sühnung einer längſt vergeſſenen Schuld eine gewiſſe Weihe, eine gewiſſe Idealität. „Ohne die „Ahnfrau" wäre mein Jaromir ein bloßer Räuber," ſagte Grillparzer einmal zu Kuh.

Betrachten wir doch nur die Fabel des Dramas aus dieſem Geſichtspunkte. Als kleines Kind wird Jaromir von einem Räuber, der vom Grafen Borotin Löſegeld erhofft, geraubt, doch behält ihn der Räuber; der aufwachſende Knabe wird, was ſein vermeintlicher Vater iſt: Räuber. Sein Muth, ſeine Kraft, der Zauber ſeiner Perſönlichkeit, der angeborene Adel, Alles zuſammengenommen wirkt auf ſeine Umgebung und er gewinnt bald einen großen Einfluß, er wird Hauptmann der Bande. Als ſolchem gelingt es ihm, ſeine Schweſter Berta, die er und die ihn nicht kennt, aus den Händen zweier Leute ſeiner Rotte zu befreien. Berta, die allein mit dem Vater und einem alten Diener auf einem alten Schloſſe wohnt, gewinnt den muthigen Jüngling, der ſie den Händen der Räuber entriſſen hat, lieb und der

Vater gibt die Einwilligung zur Heirat. Da wird eine große Streifung gegen die Räuber unternommen, Jaromir flüchtet ſich in das Schloß, wo er als Angefallener erſcheint. Der Commandant der Patrouille kommt auch zu Borotin, der ſich als Vaſall des Königs den Verfolgern anſchließt, Jaromir ſtürmt gleichfalls mit hinaus, erſticht den Grafen, es wird offenbar, daß er Räuber und Sohn des Grafen iſt. Berta trinkt Gift, und als ſie ihr Bruder zur Flucht abholen will, die ſie verabredet hatten, und ſie todt findet, da ſtirbt auch er vor Verzweiflung.

Könnte man ſich eine ſolche Handlung nicht als Fabel eines Dramas denken? Iſt nicht die Ahnfrau nur hineingebracht als perſonifizirte Stimmung, als ideale Begründung!

Daß dieſes Drama, es wurde zum erſtenmale am 31. Januar 1817 im Theater an der Wien aufgeführt, einen ungeheuren Erfolg hatte, erklärt ſich ganz leicht aus der Schönheit der Sprache, wenn man von der Empfänglichkeit des Publikums für das Romantiſche im vorliegenden Drama ganz abſieht. Es iſt ein Fluß, eine Glätte in den Verſen und dann wieder eine ſo ſchauerliche Düſterheit, daß die Wirkung nicht fehlen kann.

Heinrich Laube, der die Ausgabe beſorgte, gibt in einem kurzen Nachworte zur „Ahnfrau" die urſprüngliche Faſſung der Schickſalsidee, ehe Grillparzer dieſelbe den Wünſchen Schreyvogels gemäß weiter ausführte. Im erſten Act dritter Auftritt hatte Schreyvogel am Rande des Manuſcriptes verlangt, daß die Ahnfrau zu einer wirklich tragiſchen Perſon gemacht werde und Grillparzer hatte ihm gefolgt und die Stelle von „Ab es wenden kann ſie nicht" (Seite 25 der neuen, Seite 31 der früheren Ausgabe) bis zur Pauſe darnach geändert. Auf den Rath alſo dieſes berühmten Dramaturgen hatte Grillparzer die Schickſalsidee weiter ausgeführt und wurde darum mit Müllner feſtgeſchmiedet, obwohl er ſchon in ſeinem „zweiten dramatiſchen Verſuch," wie er ſie nennt, in der „Sappho," ganz andere Wege einſchlug

War es in der „Ahnfrau" der düſtere Norden, den Grillparzer gewählt hatte, ſo wandelt er in der Sappho im ſchönen Süden. Zuerſt durch einen Muſikfreund, der einen Operntext haben wollte, auf den Stoff gebracht — Grillparzer erzählt dies in ſeiner Selbſtbiographie — vollendete er das Drama binnen wenigen Wochen. Hier ſehen wir, wie faſt in allen Dramen Grillparzer's, das Hauptgewicht auf die Durchführung eines Charakters, des der Sappho, gelegt. Die ſchon in vorgerückterem Alter ſtehende Prieſterin fühlt zum erſten Male zu einem Jünglinge, dem ſie früher ſchon, ehe er ſie kannte, das Ideal war, Liebe. Aber Phaon verſteht die Hoheit der Dichterin nicht und fühlt ſich zu einer ihm verwandteren, weil auch unbedeutenderen Natur, wie Melitta iſt, hingezogen. Sappho kämpft lange, bis ſie ſich endlich ſelbſt beſiegt und in den Wellen den Tod ſucht. Grillparzer ſtellt die Erhabenheit Sapphos und die Einfachheit und Naivetät Melittas einander gegenüber und läßt ſie in den Kampf mit einander eintreten.

Phaon iſt zerriſſen, er fühlt wahre Liebe für Melitta, dabei aber die Liebe aus Dankbarkeit und Pflicht für Sappho, und würde wohl zu keiner Entſcheidung kommen können, wenn nicht Sappho aus Eiferſucht ſich an Melitta vergreifen würde, aus Eiferſucht, weil Phaon der neckiſchen Sklavin eine Roſe geſchenkt hatte.

Die Dichterin fühlt ſich verletzt, verrathen. Sie, die Botin des Himmels, zu der Griechenland mit Anbetung aufblickte, ſie, die den Jüngling aus ſeiner Niedrigkeit zu ſich emporzog, die ihn ihrer Liebe würdigte, ſieht ſich verſchmäht um ihrer — Sklavin willen. Da regt ſich das Weib in ihr mit Macht und ſie beſchließt die Verbannung des Mädchens, in dem Glauben, daß ſie dadurch Phaon erhalten könne, aber er flieht mit Melitten, und jetzt, da ſie einſieht, daß ſein Herz nicht mehr ihr gehöre, im Gegentheil für ſie unrettbar verloren ſei, da beſchließt ſie lieber aus der Welt zu gehen, als entweder das Glück zweier ihr lieber Perſonen zu ſtören, oder immer ihr eigenes Unglück mit anzuſehen. Sie entſagt. Bei Berta in der „Ahnfrau" finden wir es auch; es iſt überhaupt ein durchgehender Zug in den Werken Grillparzer's. Wir werden das noch weiter verfolgen können.

Phaon, dem unfertigen, mit ſich ſelbſt im Kampfe ſtehenden Jüngling gegenüber, erſcheint Rhamnes, als der reife Mann, der ſeine Überzeugung ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens durchführt; er iſt ſeiner Herrin mit ganzer Seele untergeben und überwindet ſich ſogar dazu, Melitta wegzubringen, weil es ſeine Herrin befohlen hat.

Alles das zuſammen mit dem Spiele der Schröder ließ den ſechsundzwanzigjährigen Grillparzer am 21. April 1818 bei der erſten

Aufführung einen wahren Triumph feiern. Byron that von diesem Drama, das er doch nur aus einer schlechten Uebersetzung kannte, den Ausspruch, daß der Name des Grillparzer, obwohl er schwer zu sprechen sei, von den Völkern werde gelernt werden müssen.

Nicht den gleichen Erfolg errang sein folgendes Drama, das im dritten Bande enthalten ist, „Das goldene Vließ."

Bei den ersten Aufführungen im Jahre 1821 gab Sophie Schröder die Medea in allen Theilen, da wurde denn Alles, was auf Schönheit, Jugend und Reiz der Medea Bezug hat, gestrichen „und eine der schönsten Szenen Grillparzers, diejenige, welche die Liebeswerbung und den Liebessieg Jasons schildert, wurde so verstümmelt, daß man sagen kann: sie ging dadurch verloren." Die beiden ersten Theile wurden fallen gelassen und auch nirgendwo anders als in Wien aufgeführt, der dritte Theil „Medea" aber überall durch Gastspiele bekannt.

Grillparzer zeigt uns in dieser Trilogie vor Allem die Entwicklung einer Gestalt, der an ihrer Heimat mit einer außerordentlichen Liebe hängenden Medea, die aber doch diese Liebe aus Liebe zu Jason überwindet und ihm, den sie kaum versteht, der ihr als Grieche fast feindlich gegenüber steht, in seine Heimat folgt. Sie hat sich ganz hingegeben der Liebe zu Jason, er ist der Einzige, den sie in Griechenland hat, an den sie sich anlehnen kann. Als sie nun aber die Kreusa-Melitta Eingang finden sieht im Herzen des geliebten Mannes, da bricht die frühere Wildheit heraus, aber sie bezwingt sich noch — es ist die wundervolle Szene mit dem Liede. Doch es gelang ihr nicht, sie hat ihren Halt in Griechenland verloren mit Jason, da wird sie wieder ganz Barbarin. Wie von einer höheren Macht getrieben, tödtet sie ihre Kinder, damit sie nicht ansehen müssen, wie die Stiefgeschwister ihnen vorgezogen werden, dann aber tödtet sie auch ihre Feindin; sie aber entsagt, wie Sappho; denn nachdem sie ihre grauenvolle That vollbracht, da kehrt ein Theil ihres Bewußtseins zurück und sie beschließt zu büßen. Sie hat nun ihren Halt in sich selbst gefunden, während Jason der Verzweiflung anheimgegeben ist. „Trage, dulde, büße," ruft sie ihm zu „ich geh und niemals sieht Dein Aug' mich wieder."

Also auch hier finden wir wieder Entsagung; aber auch hier finden wir wieder Jason, der mit Phaon eine große Aehnlichkeit hat, gegenüber dem gewiegten, erfahrenen Kreon, der freilich einen Zug von Härte, von kühler Berechnung hat, der dem einfachen Rhames abgeht. Auch Phrixus und Aietes im Vorspiele „Der Gastfreund" stehen so zu einander. — Betrachten wir Jaromir, Phaon und Jason, vergleichen wir sie, so finden wir eine außerordentliche Familienähnlichkeit. Es ist in allen dreien etwas Krankhaftes, nicht frei zur Entfaltung Gekommenes, sie sind haltlose Gestalten, die mit sich selbst noch nicht im Reinen sind und es wohl auch nie werden könnten. Es mag vielleicht in allen dreien Niemand anderer als Grillparzer selbst erscheinen, der wie sie nach seiner Selbstbiographie eine problematische Natur war. Es würde interessant sein, das weiter zu verfolgen, jedoch reicht der Platz hier nicht dazu hin. — Gehen wir nun über zum vierten Bande.

Nachdem Grillparzer in seinen früheren Werken zweimal vom dunklen Norden nach dem hellen Griechenland gegangen, wandte er sich nun wieder ganz seiner Heimat zu und zwar in seinen beiden Dramen: „König Ottokar's Glück und Ende" oder wie es früher hieß: „Eines Gewaltigen Glück und Ende" und in „Der treue Diener seines Herrn." Jenes zum erstenmale aufgeführt am 19. Febr. 1825, dieses am 28. Februar 1828; beide hatten ganz eigenthümliche Schicksale und wurden obwohl fast das Kaiserhaus verherrlichend, merkwürdig mißverstanden, ja in unerklärlicher Weise verfolgt. „König Ottokar" wurde von der Censur verlegt und wurde dem Tode der Vergessenheit nur durch einen Zufall entrissen; als nämlich die Kaiserin während eines Unwohlseins sich ein neues Theaterstück vorlesen lassen wollte, erinnerte man sich des „Ottokar" und fand ihn endlich nach langem Suchen; er wurde mit ungeheurer Spannung erwartet — 600 Exemplare wurden am Tage der Aufführung verkauft — aber die Wirkung war nicht nachhaltig. Dazu kam noch der unerklärliche Widerwille der höchsten Kreise dazu, die Constant von Wurzbach in seiner „Festschrift" (auch von Laube citirt) durch das Liebäugeln mit den verschiedenen Nationalitäten von Seiten des Hofes zu erklären sucht; so wurden die Aufführungen immer seltener und von 1839—56 kam es zu gar keiner mehr. Aehnlich erging es dem „treuen Diener," der vom Kaiser, „weil er ihm zu lieb sei und er ihn nur allein haben wolle" dem Dichter ab-

verlangt wurde, d. h. ganz unterdrückt werden ſollte.

Dieſe beiden Dramen, ſo gleich in ihrem Schickſal, ſind doch grundverſchieden von einander. In „Ottokar“ zeigt uns Grillparzer einen Mann, der, ähnlich wie Napoleon I. — und dieſe Figur hat dem Dichter nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe vorgeſchwebt — mit einer Kraft, mit einem Stolz auf ſich ſelbſt baut, einen Mann, dem die Welt zu klein ſcheint für ſeine Pläne. In Bancbanus dagegen eine Natur, die die Beherrſchung ſelber iſt, die mit ſich ſelber im Reinen ſein gegebenes Wort ſelbſt gegen die perſönlichſten Gefühle hält. Es erſcheint uns in dieſen zwei Dramen wieder in dem einen die wild dahinſtürmende Jünglingsnatur, wenn auch Ottokar ſchon ein Mann iſt, in dem andern der ruhige, zum Abſchluß gekommene Greis. Ottokar, der über Allen ſtehen möchte, wird doch überwältigt, Bancbanus, der Allen nachgibt, ſiegt über Alle; Ottokar muß dem verſchmitzten Zawiſch nachſtehen, der ſein Mann geweſen, Bancbanus nöthigt Otto von Meran, der über ihm ſtand, ſich vor ihm zu demüthigen; Ottokar wird durch ſein Unglück gebrochen, Bancbanus erhoben. Es iſt wirklich auffallend, wie ähnlich und doch wieder grundverſchieden die beiden Charaktere ſind.

Um Ottokar herum bewegen ſich in ſein Leben eingreifend Zawiſch der Romane, Kunigunde die Ungarin, Margaretha die edle deutſche Frau, die Merenberg, die Steirer und ihm gegenüber ſteht in majeſtätiſcher Klarheit Rudolf von Habsburg. Und ſolch ein Drama, das in den Ruf endigt: „Habsburgs Name glänze bei den Sternen,“ „Hoch Oeſterreich! Habsburg für immer!“ konnte die Cenſur verbieten! Unbegreiflich!

Mit dem fünften Bande ſehen wir Grillparzern wieder in Hellas. Aus dem lauten Schlachtengewühl der beiden letzten Dramen zog er ſich in die Idylle einer Liebestragödie zurück und ſchuf uns in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ oder wie es früher hieß „Hero“ ein Werk, das ſich in ſeiner poeſievollen Innigkeit, in dem ganzen Leben und Entfalten einer zarten Liebe mit „Romeo und Julie“ vergleichen läßt und auf das wir Oeſterreicher ſtolz ſein können. Wer nur die eine Szene im Thurmzimmer nimmt, mit dem ſpröden Sichzurückziehen und dann doch Freudignachgeben des Mädchens, der weiß, daß er es hier mit einem wahren Dichter zu thun hat. Man weiſt freilich auf die bedrückende Stimmung des vierten Aufzugs hin, wo die Handlung plötzlich wie unterbrochen wird und wir mit Hero die ganze Skala der bangen Erwartung durchmachen müſſen. Aber was ſchadet das der Wirkung im Ganzen und man ſah's ja auch jetzt bei der neuen Aufführung, wie es ſelbſt von der Bühne herab ungeheure Wirkung erzielte, was man bei der erſten Aufführung am 3. April 1831 nur von den erſten drei Akten ſagen konnte.

Es iſt ein Duft, ein Reiz über das ganze Stück gehaucht, der es immer zu einem Schatze der Literatur und für Jeden anziehend machen wird und muß. Ein ähnlicher Reiz liegt auch über das nächſte Drama Grillparzers gebreitet, über „Der Traum ein Leben,“ das auf Voltaires „Le blanc et le noir“ zurückzuführen iſt. Hier iſt es das Phantaſtiſche, das verwendet wurde, und es iſt jedenfalls ein kühner Gedanke, das Publikum durch das Erwachen zu überraſchen. Wir halten uns bei dieſem Drama, das zuerſt am 4. Oktober 1834 aufgeführt wurde, ebenſowenig auf, wie bei dem Opernbuche „Meluſina,“ welches urſprünglich für Beethoven geſchrieben ſpäter von Konradin Kreutzer in Muſik geſetzt wurde, ſondern gehen ſogleich zu der „Szene aus einem unvollendeten Trauerſpiele,“ „Scipio und Hannibal“ über. Hier iſt es uns geſtattet in einem kleinen Raume die ganze Kunſt der charakteriſtiſchen Gegenüberſtellung Grillparzers zu überſehen. Hier iſt Hannibal, der Mann, der ſeine Vaterſtadt zu ihrer Größe emporhob vor der Schlacht bei Zama dem auf dem alten Ruhme ſeiner Vaterſtadt ſtehenden Scipio gegenüber. Hannibal bietet Frieden und gibt Italien und Sizilien hin, doch „Spanien bleibt unſer.“ „Spricht ſo Karthago?“ fragt Scipio und Hannibal ruft: „So ſpricht Hannibal“ und nun ſchildert er, was er ſeinem Lande iſt; weil aber in Spanien die Wiege ſeines Geiſtes ſtand, ſo muß es Karthagos bleiben! und auf Scipios Frage: „ob auch Karthago ſo denke,“ ruft er auf ſeine Bruſt ſchlagend: „Hier iſt Karthago!“ Scipio aber weiſt nun nach, wie es das Verderben des Staates wäre, wenn ein Römer das von ſich ſagen könnte, und wie Hannibal nicht Rom, ſondern einzelne Römer beſiegt habe, und ſo würde es auch morgen ſein, wenn Hannibal falle, ſo falle Karthago, wenn aber Scipio falle, dann werde ein ande-

rer kommen und das Werk vollenden. Wieder ſehen wir Hannibal, den auf ſeine Kraft Pochenden, von ſeiner Stärke Ueberzeugten, und Scipio, den auf feſtem Grunde Ruhenden, von einer feſten Macht Gehaltenen, einander gegenüber und ſie gehen zur Entſcheidung: „wie viel ein Mann kann, und wie viel ein Staat!“ Es iſt dieſe eine Szene, die wohl nie als Theil eines Dramas angeſehen wurde, ein Werk, das gewiß immer als ein glänzendes Zeichen für Grillparzer's Genie gelten kann. Es iſt eine Kraft, eine Schönheit in der Sprache, Alles iſt knapp und paſſend gewählt, daß es Jeden entzücken muß.

Hiemit ſchließen wir unſere heutige Ueberſicht, in der nächſten wollen wir die noch ungedruckten Dramen, die Komödie Grillparzers und Eſther, von den ſchon gedruckten und die Proſawerke betrachten, von denen wir wohl auch den gleichen Genuß haben wie von den poetiſchen.

Geographie.

Die zweite deutſche Nordpolfahrt in den J. 1869/70. Unter Führung des Kapitän Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für deutſche Nordpolfahrt in Bremen. In 2. Bänden. I. Bd. I. Abtheilung. (S. LXIV —288). Leipzig. F. A. Brockhaus. 1873.

War es auch keine weltgeſchichtliche That, eine Ruhmesthat ſowohl für die zunächſt Betheiligten als für das ganze deutſche Volk, durch deſſen Unterſtützung ſie zu Stande kam, bleibt ſie doch — die im J. 1869 in's Werk geſetzte Expedition, um das in's ewige Eis gegrabene Räthſel des Nordpols zu löſen. Im J. 1868 am 24. Oct. waren die Männer der I. deutſchen Nordpolfahrt mit Kapitän Koldewey zu Dr. Petermann, ihrem geiſtiger Urheber, zurückgekehrt und wurden jubelnd begrüßt und beglückwünſcht im Hauſe Seefahrt zu Bremen. Unter den beſten Auſpicien tauchten am 15. Juni 1869 Nachmittag 3 Uhr in Gegenwart Sr. Maj. des Königs von Preußen und des Grafen Bismarck unter tauſendſtimmigem Zuruf der Menge, begleitet von den Segenswünſchen Alldeutſchlands, die Schiffe der II. Nordpolfahrt, die ſtolze Germania mit ihrem Begleitſchiffe Hanſa über die Fluthen hinauf zum oft geſuchten und noch nicht erreichten Endziele. Es muß uns Deutſche in Öſterreich mit beſonderem Stolze erfüllen, unter dieſen wackern Kämpfern für Wiſſenſchaft, deutſchen Ruhm und deutſche Ehre zwei unſrer Landsleute zu finden: Dr. G. C. Laube d. j., Profeſſor am deutſchen Polytechnikum in Prag, und den k. k. Oberlieutnant J. Payer — beide geborene Teplitzer, Söhne unſeres engeren Heimatslandes. Der erſtere war Geologe der von Kap. Hegemann geführten Hanſa, eines ſtarken feſten Schiffes, welches 1864 als preußiſcher Schoner Fulton mit 67 $^{7}/_{1}$ Commerzlaſt Tragfähigkeit erbaut und um einen billigen Preis für die Nordpolexpedition erworben wurde. Letzterer bekannt als Kartograph und Alpen-Beſteiger befand ſich auf dem glücklichern Dampfer Germania. „Die Hanſamänner in Noth“ könnte eigentlich die vorliegende Abtheilung des Reiſewerkes überſchrieben werden, denn faſt $^{3}/_{4}$ des Buches füllt lebendig die Schilderung der Leiden und Entbehrungen, der Kämpfe und Sorgen des unglücklichen Schiffes, das um ſo glücklicher die pflichttreueſte Beſatzung, die beſten Männer voll Energie und deutſcher Zähigkeit trug. Bis zum 20. Juli fuhren beide Schiffe nebeneinander; an dieſem Tage trennt ſie ein verhängnißvolles Mißverſtändniß. Kapitän Koldewey von der „Germania,“ deren Erlebniſſe die II. Abtheilung bringen wird, gab, um ſich mit ſeinen Collegen zu berathen, das Signal „auf Rufweite heranzukommen,“ „come within hail,“ die Hanſa verſtand „long stay a peak.“ Kapitän Hegemann ſegelte um das offene eisfreie Meer zu gewinnen, weiter weſtwärts gegen Grönlands Küſte und verließ unter dem 74° 4′ nördl. Breite und dem 12° 52′, w. L. die Germania auf Nimmerwiederſehen. Schon am 7. Sept. war die Hanſa vom oſtgrönländiſchen Eiſe beſetzt, das am 22. Octob. dem feſten Schiffe ein Ende machte und ſeine Beſatzung zwang, auf einer großen Eisſcholle eine unſichere Heimſtätte zu ſuchen und in einem ſelbſtgemauerten und aus den geretteten Trümmern des Schiffes verfertigten und eingerichteten Blockhauſe ſich einzuwintern. Sonſt beſaßen die Handvoll deutſcher Seefahrer, vierzehn Gelehrte und Seemänner von der Hanſa nichts mehr als eine im letzten Momente von Hildebrandt aufgenommene Photographie des Schiffes im Eiſe (Siehe Holzſch. 18. 19.) und ihren unbeugſamen Muth für den beſtändigen Kampf mit Eis und Hunger und Fährniſſen der ſchrecklichſten Art. Einſam in der Grabesſtille des hohen Nordens, wohin kein menſchlicher Laut mehr dringt, einer gebrechlichen unſicheren Scholle anheimgegeben, jeder Tag eine Kürzung der Lebenszeit und um

ſie nur Tod, Schrecken und Schreckniß, — wahrlich es darf uns nicht wundern, wenn hierüber einer der Hanſamänner, der Gelehrte Buchholtz, in die Nacht des Wahnſinns verfiel!

Eine neue, aber viel furchtbarere Odyſſee wie die der Griechen hat ſich hier abgeſpielt! „Unſere Herrgotts-Paſſagiere“ — ſo nennt die wackern Hanſamänner Laube trefflich — „trieben nun ſüdwärts — hangend zwiſchen Leben und Tod, den ihnen ein zerſchmetternder Eisberg bereiten konnte, zitternd zwiſchen Zweifel und Hoffnung, welche die mählig zerbröckelnde Scholle mehr und mehr ſchwinden zu laſſen ſchien. Gerade 200 Tage blieben ſie auf ihr und hielten darauf wohl die trübſten und einſamſten Weihnachten, die je ein Deutſcher gefeiert haben mag. Endlich im Mai gewannen ſie ſicheres Waſſer, ſetzten die Boote aus, landeten aber erſt am 4. Juni auf der Inſel Illuidlek. Schon waren Proviant und Schießbedarf auf ein Minimum herabgeſunken, als die Wackern endlich Mitte Juni in ſchöner Pfingſtzeit die Herrnhutiſche Miſſion Friedrichsthal, die erſte menſchenbewohnte Stätte an der Südſpitze Grönlands erreichten und nach monatelangem Zweifel des Lebens vollſte Hoffnung in frohen Zügen ſchlürfen konnten. Uiber Igikait und Nennortalik kammen ſie nach Lichtenau, gleichfalls deutſche Miſſionsſtation und Jubel im Zauberklange der heimatlichen Sprache begrüßte die Todtgeglaubten und ſo glücklich Wiedererſtandenen. Am 3. September — als die enthuſiaſtiſche Freude ob des Heldentages bei Sedan in allen Gauen deutſchen Landes wiederhallte — da traten auch die Helden deutſcher Wiſſenſchaft heim auf den Mutterboden, der gleich ſtolz auf jene, die auf den Schlachtfeldern um die blutige Siegespalme gerungen als auf ſie, die in Mühſal, Beſchwerde und Gefahr im Dienſt der deutſchen Forſchung mit den furchtbarſten Mächten der Elemente ebenſo treu kämpften — beide für des Vaterlandes Ruhm und Größe. Glücklicher war die „Germania,“ welche nach manchen Entdeckungen und zahlreichen wiſſenſchaftlichen Leiſtungen wohlbehalten in den Bremerhaven zurückkehren konnte, nachdem ſie eine Breite von 75° 29′ erreicht und vom 22—30. Juli vergebliche Verſuche zum weiteren Vordringen gegen Norden gemacht hatte.

Das Endziel — den Nordpol — haben die kühnen deutſchen Seefahrer freilich nicht erreicht. Allein die Ergebniſſe ihrer thätigen Arbeit haben ſelbſt die hochgeſpannteſten Erwartungen übertroffen und reichliche Ausbeute für Geographie und Naturwiſſenſchaft geliefert. Dieſe Arbeiten nun zur Kenntniß der gewiß mit gerechter Spannung darauf wartenden Leſewelt zu bringen, gleichzeitig dem Todesmuthe und der Aufopferung der deutſchen Nordpolfahrer ein Denkmal ſowie der Wiſſenſchaft eine Überſicht der Ergebniſſe ihrer Fahrt zu geben — das iſt Plan und Beſtimmung des vorliegenden Werkes. Dasſelbe erſcheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in 2 Bänden von je zwei Abtheilungen, von denen die I. des I. Bandes in geſchmackvollſter Ausſtattung bereits erſchienen iſt, die andern binnen Jahresfriſt vollendet werden dürften. Der Subſcriptionspreis für das ganze Werk beträgt 10—12 Thaler. Wir beſchränken uns für heute auf die Angabe des bereits ſkizzirten Inhaltes der vorliegenden I. Abtheilung. Sie enthält die Erzählung der gemeinſchaftlichen Fahrt der Germania und Hanſa, dann die Fahrt der Hanſa allein und die weiteren Schickſale ihrer Beſatzung bis zur glücklichen Landung in Friedrichsthal. Das 8—12. Kapitel — „die Fahrt an der Küſte Grönlands von Illuidlek bis zur glücklichen Rückkehr nach Europa“ — entſtammen der gewandten Feder unſeres Landsmannes Prof. G. C. Laube. In lebendiger Schilderung „verlebt der Leſer jeden Tag mit den Reiſenden, begleitet ſie auf ihren Schlittenfahrten, treibt mit ihnen auf der zerbröckelnden Scholle nach Süden, verläßt dieſe mit den muthherzigen Leuten, theilt mit ihnen alle Gefahren und Entbehrungen, alle Sorgen und Hoffnungen und ſteigt endlich froh mit ihnen an das rettende Land, in den heimiſchen Hafen.“ — Hieran ſchließt Prof. Dr. K. Maurer die „Geſchichte der Entdeckung Oſtgrönlands.“ Der I. Theil „Grönland im Mittelalter“ iſt mit vorzüglicher Benützung der unter dem Titel: Gronlands historiske Mindesmarker von der kngl. Nordiske Oldskrift – Folskab (838—45, herausgegebenen Schriften, ſowie aller hier eben erſchienenen Schriften abgefaßt; der II. „Grönlands Wiedererweckung“ ſtützt ſich im weſentlichen auf die vortreffliche Unterſuchung des deutſchen Naturforſchers Chriſtian Pingel. Die illuſtrative und kartographiſche Ausſtattung des Werkes haben tüchtige Künſtler übernommen. Dem vorliegenden Bande ſind beigegeben: 1) Die Überſichtskarte von Oſtgrönland, gezeichnet von den Führern der Expedition Karl Koldewey und Paul Fr. Aug. Hegemann,

ſowie der Mitgl. R. Copeland, J. Payer und C. Börgen. 2). Cartone über einen Theil der Oſtküſte, ſowie der Südſpitze Illuidlek bis Friedrichsthal. An die Spitze des Werkes iſt ein Farbendruckbild darſtellend die Ankunft der Hansa-Böte in der Miſſionsſtation Friedrichsthal, geſtellt, hieran reihen ſich zwei feine Stahlſtiche, Porträte der Kapitäne Koldewey und Hegemann und noch 39 vortreffliche Holzſchnitte, zumeiſt Darſtellungen des Naturlebens und der Erſcheinungen der Polarwelt. — Die Redaction der I. Abth. führen Dr. G. Hartlaub und Dr. M. Lindemann, die der II., wiſſenſchaftlichen, Dr. O. Finſch. — Es iſt ein wahres patriotiſches Werk, womit dieſer deutſchnationalen That ein dauerndes Denkmal geſetzt wird. Wir halten es darob für unſere Pflicht, ſoweit dies noch nöthig, die allgemeinſte Theilnahme zu erwecken. Es wird ganz insbeſondere Sache der Leſe- und Fortbildungs-Vereine ſein, dieſe monumentale Geſchichte deutſcher Thatkraft, deren Ausführung ihres Vorwurfes würdig iſt, zu recht weiten Kenntniß und in die weiteſten Kreiſe unſres Volkes zu bringen und ſicherlich werden auch die zahlreich erſtehenden Bibliotheken einen Platz für dieſelben finden! K. M.

Der Golf von Buccari-Porto-Ré. Bilder und Skizzen. Prag. Druck und Verlag von Heinrich Mercy. 1871. *)

So betitelt ſich ein Reiſewerk aus der Feder eines Prinzen des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, welches nicht bloß nach Inhalt und Form ein Pracht-, ſondern auch ein Meiſterwerk genannt werden darf. Dieſe gründliche Arbeit ſteht weit ab von den gewöhnlichen Leiſtungen der Feuilletontouriſten, wie wir ſolche zu Dutzenden haben. Es iſt kein von der Schiene weg, aus der Barke oder von der Poſtchaiſe flüchtig geſchriebener Reiſebericht, ſondern eine erſchöpfende Monographie, welche die landſchaftlichen, die ethnographiſchen und anderweitigen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten dieſes reizenden Stückes Erde und See ebenſo anmuthig als gründlich behandelt. Die Beſchreibung dieſes an Farben-, Licht- und Formenkontraſten überreichen Theiles des kroatiſchen Küſtenlandes wirkt um ſo feſſelnder, als eben dieſer verborgene geheimnißvolle Erdtheil von den Fußtritten einander verfolgender Touriſtenſchwärme gewiſſermaßen unentweiht daliegt und dem Leſer dieſe wie ein vergrabener Saphir leuchtende Bucht mit ihren reichen Umfaſſungen wie eine koſtbare Entdeckung, wie ein neuer Fund erſcheint.

Treffend ſagt der Verfaſſer, deſſen romantiſcher Zug des Herzens, deſſen poetiſche Auffaſſung und deſſen Liebe zum ewigen Meere etwas mit der Individualität Kaiſer Maximilians Verwandtes an ſich hat:

„Es gibt gewiſſe Punkte in der Welt welche durch ein unbegreifliches Mißgeſchick dem Gedächtniß der Menſchen entſchwanden und auf Jahrhunderte faſt ganz in Vergeſſenheit geriethen. Ihre Schönheit blieb unbeachtet, ihre Vorzüge wurden unterſchätzt. So verhielt es ſich bis in die neueſte Zeit mit dem Golfe von Fiume!" — „Unter allen Puncten des Fiumaner Buſens gibt es aber keinen wichtigeren wie die tiefe, von Bergen eingefaßte Bucht von Buccari-Porto-Ré." —

Terrainkunde und Nautik, Geognoſie und Botanik, Völkerkunde und Architektur ſind der Kreis der Wiſſenſchaften, mit welchem der Verfaſſer die Eigenart dieſes intereſſanten Fleckes Erde und See umſchreibt.

Zu dem koncinnen und lebendigen Style des Monographiſten geſellt ſich ergänzend eine reiche Anzahl von nach den Originalſkizzen des Verfaſſers auf Holz photographirten und in den erſten xylographiſchen Anſtalten geſchnittenen Bildern. Dieſe Skizzen geben nicht bloß in detaillirter Weiſe Überſichten der Bucht von den verſchiedenſten Standpunkten, ſondern auch in den Text eingedruckt, da eine merkwürdige Architektur, dort — ich möchte ſagen — ein Genrebild, das Haus eines Fiſchers, das Haus eines Malers, die Ruine eines Bauernhauſes, ein Schloß, eine Fiſcherhütte, einen Stadttheil, eine Gruppe Bäume, eine Kapelle — wahre Typen, die uns in die Mitte der Anſchauungen zu verſetzen geeignet ſind, wie ſie autoptiſch gewonnen wurden. Der eingedruckten Holzſchnitte in dieſem Prachtwerk gibt es 22, der ſelbſtſtändigen Tafeln 30, der Pläne und Grundriſſe von Bauwerken 14, und dem 126 Seiten umfaſſenden Prachtdrucke des Buches in Großquart ſind noch 2 unvergleichlich ſchöne Kartenwerke des Golfes und der Stadt beigegeben, ſowie vor dem Titelblatt ein Farbendruckbild, welches die Einfahrt in den Golf darſtellt.

Das ſchöne Buch iſt der Kaiſerin Eliſabeth gewidmet.

---

*) Durch Zufall verſpätet. Die Red.

Der erſte Abſchnitt des Buches befaßt ſich im Allgemeinen mit der Beſchreibung der abgeſchloſſenen Lage des Golfes, der feſtumgürtet von kouliſſenartigen Bergen in windſtillen Tagen den Eindruck eines Alpenſees macht; dann wird ſein meteorologiſcher und nautiſcher Charakter, insbeſondere ſeine Fahrbarkeit eingehend beſprochen.

Der zweite Abſchnitt beſchreibt die Konfiguration der Gebirge im Weſten, die Bekleidung der ſchroffen Felshänge, und leitet ſo die Rundſchau eines Dioramas ein, indem ſtetig von Kuppe zu Kuppe, von Felsrand zu Felsrand längs der die Bucht bildenden Höhenketten in der Darſtellung fortgeſchritten wird. Ab und zu ruht der Blick auf einer bezaubernden Fernſicht. Bald ſind es die ferneren blauen Gebirge, welche bei Abendbeleuchtung in das Stahlfarbige ſpielen, bald die näher gelegenen Felſen aus Kalkſtein, die in roſenrother, bei ſinkender Sonne geſteigerter Farbe erglänzen, und bei Tage in bald grauen, bald gelblichen, bald roſen- und fleiſchfarbenen Tinten ſpielen. Roſtfarbige Hänge kontraſtiren mit dem Schmuck lachender Kräuter, luſtige Blumen ſchweben über dem dunklen Abgrund und hie und da rankt ſich dichter Epheu über dem dürren Geſtein. Eichen, Terebinthen, Ulmen, dann wilde Roſen und Geisblatt unterbrechen die ſtarren Konturen der Felſenzacken und die ſteilen Wände derſelben. Dann ſenkt ſich wieder der Blick hinab nach dem tieferen Ufer und verweilt auf einer einſamen Fiſcherhütte, oder er ſtreift ſeitwärts und er ſchaut von der Bora gebeugte Bergahorne. Hier in der Nähe werden wir der Ruine eines von Feigen- und Maulbeerbäumen umkränzten Bauernhauſes gewahr und dort ſchweift der Blick nach den fernen Inſeln Veglia und Cherſo. Immer aber kehrt er wieder nach dem erhabenen Mittelpunkt der Landſchaft, nach dem Buchtſpiegel und ſeinen mannigfaltigen Ufern zurück, wo das ſaftige Grün des Vordergrundes durch das Saphirblau der ſtillen Gewäſſer wunderbar gehoben erſcheint.

Der dritte Abſchnitt geht von einem Landweg aus, auf welchem ſich dem Wanderer zum erſten Male dieſe magiſche Welt von Stein und Meer, von Grün und Friſche wie durch einen Zauberſchlag plötzlich entrollt. Zwiſchen Ebereſchen und Kaſtanien, oder von Weingeländen umrahmt, erblicken wir das ſchöne Bild einer in edler Haltung Laſten tragenden Frau. Das braune ſüdliche Kind im dunklen Anzuge, die loderne Glut der Augen unter langen Wimpern verborgen, ruft uns den landesüblichen Gruß, ein ſchüchternes: „Bog!“ zu. Bald erblicken wir an einem Felsvorſprunge oben kahler, unten ſeine Hänge vollauf mit Weinbergterraſſen bedeckt — das an den Golf ſo maleriſch hingeſchmiegte merkwürdige Städtchen Buccari amphitheatraliſch gelagert. Die Höhe krönt — das Häuſerconvolut überragend — ein Schloß der Frangipani, an dieſes ſchließt ſich das einzige Thor der Stadt, die Vela vrata im einfachen Rundbogenſtyl. Kunterbunt erhebt ſich ein Haus über dem andern in primitiver aber origineller Architektur. Dazwiſchen windet ſich labyrinthiſch ein Winkelwerk von Treppen und Felsblöcken und ſich kreuzenden engen Gäßchen. Vordächer, nach Außen gelegene Treppen, mit Schlinggewächſen verziert, epheuumrankte, gleich Schwalbenneſtern hohen Felsblöcken angeſchmiegte Häuſer geben ein buntes romantiſches Bild. Der Typus der Architektur erinnert merklich an den tieferen Süden, und trägt auch wieder etwas von dem Charakter byzantiniſcher Bauwerke an ſich. Wir werfen Sonntags auch einen Blick um die Kirche, in deren Innern der Seemann ſeinem Patron Votivbilder von kleinen Schiffen errichtet. Da tummelt ſich Alles lebensvoll umher, zwiſchen ſonnverbrannten Schiffern mit faltiger Stirne zarte Dämchen, die in ihrer Sonntagstoillete den Corſo machen, daneben die frohe junge Welt der Hafenburſchen mit den großen weitoffenen ſchwärmeriſchen Augen. Aber auch Nachmittags an einem Werktage nähern wir uns einmal zufällig der Kirche und hören zu dieſer Stunde die Klänge der Orgel. Dieſelbe erbrauſt wie von diaboliſchen Händen bewegt in wilden taktloſen Tönen und doch ſind die Hallen leer und nur ein einſam betender Greis macht den Cicerone für dieſe frappante akuſtiſche Wirkung: „Der Küſter arbeitet ſeinen Rauſch auf der Orgel aus.“

Auch in dem Städtchen ſelbſt, das gewiß einmal beſſere Tage geſehen, findet der Wanderer Spuren idylliſchen Lebens. Aus den kleinen Fenſterchen lachen uns anmuthige Frauengeſichter entgegen oder es ertönen aus einſamer Klauſe der Stickerin italieniſche und ſlaviſche Melodien, die in den umliegenden Höhen wiederhallen und weithin in der Ferne verklingen. — Dort wieder ſitzen alte Weiber mit braunen Tüchern über dem Kopfe vor der

Hausthür, emsig mit dem Spinnrocken beschäftigt, und junge Mädchen, deren Haare von dem schmucken geknoteten Tuch zusammengehalten werden, blicken mit dem blassen venetianischen Antlitze schwermüthig von dem Geländer ihrer Pergola herab.

Hier wandeln wir an dem unbewohnten „Haus der Schwester" an einem früheren Kloster vorüber, die Eidechsen strecken durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden neugierig ihre Köpfchen empor. Dort ziehen uns die bemalten Arkaden eines alten Hauses an, Proben eines Malers aus dem Volke und für das Volk, der Photograph, Erzeuger von Hausschildern und Kaffeesieder in einer Person ist, und da wieder das ansehnliche Haus eines alten Schiffers, beide verwittert und antiquirt. Nach einem vielbewegten Leben auf dem stürmischen Elemente kehrte der alte Seemann nach seiner Vaterstadt zurück, um hier seine Tage der wohlverdienten Ruhe zu beschließen. Man sieht ihn nun an die Pfosten seiner Thüre gelehnt und die weiche Matrosenmütze tief über den Kopf gezogen lange Züge aus seiner Thonpfeife in die Luft blasen. Setzt man sich zu ihm auf die Stufen des Hauses nieder, so weiß er gar manche interessante Erlebnisse und Abenteuer aus dem fernen Amerika oder aus der asiatischen Troppenwelt zu erzählen.

Hie und da tauchen uns auch alte historische Erinnerungen auf, wie bei dem malerischen Hause der Akačić, einem altvenetianischen Geschlecht, dessen Erlebnisse einen genügenden Stoff für einen ganzen Roman abgeben würden, der auch in einzelnen Linien von dem Verfasser skizzirt wird.

Der vierte Abschnitt des Buches nimmt nun nach diesem kulturhistorischen Stadtbilde, durch welches die Naturbeschreibungen einen natürlichen Ruhepunkt fanden, das landschaftliche Element wieder auf, um in anziehender Weise die südlichen Ufer der Bucht zu beschreiben.

Auch hier wechseln sterilere Partien mit vegetationsfrischeren ab, dieser Gegensatz begleitet uns allenthalben und trägt dazu bei, die kahlen Felsen erhabener, würdevoller, die bebauten Stellen üppiger und lachender erscheinen zu machen. Alsbald sind es buschartige Baumgruppen, welche riesige abgerundete, von Epheu umrankte Felsblöcke krönen, welche Bäume phantastische Schatten auf die unterhalb gelegenen Weinberge werfen.

Einen wahren Silberblick unter den Fernsichten gewährt der ansehnliche monte Križ sowohl nach der Bucht hin als nach den ferneren Environs.

Den fünften Abschnitt des Buches leitet die Schloßruine von Gradina ein, die majestätisch ein Felsenchaos krönt. In den offenen Fenstern wuchert Kraut und Gras, hier ein verfallener Thurm, dort eine der Mutter Gottes geweihte Kapelle. Alsbald gelangen wir in die Nähe von Buccarizza, dem Ausgange des zweiten Schenkels des Golfes — dem Gegenstücke von Buccari, ein Ort der zur Belebung des friedlichen Seebildes beiträgt. Weiter hinaus bei Verfolgung des Potok und seiner vielfachen Windungen werden wir in ein Thal versetzt, das einsam und ebenso großartig und wild als vegetationsreich erscheint.

Der sechste Abschnitt des Buches führt uns mehr nach den Senkungen abwärts bis Porto-Ré. Da übersehen wir smaragdene Wiesenteppiche in den Thälereinschnitten, da werden wir sämmtliche Hänge des Golfs, koulissenartig einfallend, das ganze Thal von Buccarizza, den stillen Busen von Fiume und die in denselben starr hineinragenden Inseln Cherso und Veglia gewahr. Seitab werden wir zu dem Eingang der Lokwicahöhle geführt. Dann ziehen uns die Ruinen von Gradac an und tiefer unten die Tonnaren mit ihrem Thunfischfang. Nicht ohne Erregung schauen wir die blutgetünchten Felsen, Spuren, die von zerschellten Thunfischen herrühren, nachdem sie vergebliche Rettungsversuche gemacht.

Welch' ein ausgesprochenes Seebild bei diesen Tonnaren, darüber hin flatternde krächzende Raben, auf den Wogen tanzende Seemöven, die harfenähnliche Laute ausstoßen. Hoch in den Lüften verfolgen sie den gefräßigen Puffinus, der ihnen die Beute abjagte, mit menschenähnlichem Gelächter.

Gegen den Golf hinaus sendet das alte Schloß der Frangipani seine imposante aber gedrückte und schwerfällige Façe, an jeder Ecke von einem Rundthurm flankirt. Wir stehen da auf historischem Boden. Auch das innere Hallengebäude ist einfache aber von günstiger Wirkung begleitete Architektur, eine Renaissancehalle mit romanischen Motiven im Säulenbau und mit angedeuteten gothischen Gewölben. Hier kreuzen sich die Wappenschilder der Frangipani und Zrini. Aber auch das Schloß der Zrini ragt unweit dieser Stelle in Porto-Ré. Es heißt Castello Vecchio und ha

am Schwung der Zeiten auch schon wechselvolle Geschicke erfahren. Es ward zum Paulanerkloster, zum Hospital, zur Kaserne. Der erste Hof des Schlosses gibt uns trotz seiner Zopfarchitektur ein gar malerisches und trauliches Bild. — — —

Das ist die Folgenreihe dieser vorzüglichen Darstellungen in Bild und Wort.

Die Zeichnungen sind eine Fundgrube für Genremaler und Landschafter, jedenfalls aber würden sie — in den Buchhandel gelangt — dazu beitragen, eine Karavane von Malern nach dem dankbaren Golfe in Bewegung zu setzen. K. B. H.

Heraldik.

Querfurth Curt. O. v., Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. Nördlingen. Beck. 1872. (IV, S. 190).

Die Heraldik war bis jetzt keineswegs das Schooßkind der zünftigen Geschichtsforscher, obwohl sie mit Fug und Recht den vorzüglichen Hilfswissenschaften der Geschichte beigezählt wird. Freilich mußte vor Allem auf dem Felde der wissenschaftlichen Diplomatik, der Urkundenkritik viel Unkraut weggejätet und ein ganz neuer Same ausgestreut werden, aus denen der Stamm gesunder Wissenschaftlichkeit hervorgehen konnte. Was hierin durch Waitz, den älteren Pertz, unsern Sickel, Wattenbach u. v. A. geleistet wurde, steht auf der mustergiltigsten Höhe und hat jene neue Schule mitbegründen helfen, der wir die riesigen Quellenwerke, beispielweise die Monumenta Germaniae, die Jaffé'schen Monumenta u. s. f., die Quellenpublikationen der bair. Akademie u. s. f. verdanken. Welches Selbstbewußtsein diese Schule durchweht, welche hohe und gerechte Forderungen sie nach dem Standpunkte der Wissenschaft heute an jede Leistung stellt, das ermesse man in der gerade jetzt geschehenen schneidigen Verurtheilung des von K. Pertz jun. herausgegebenen Tomus I. Diplomatum imperii durch Th. Sickel in Wien. Es war die durch die Oberflächlichkeit und Unvermögenheit des Einzelnen nothwendig gewordene Rechtfertigung deutscher Wissenschaftlichkeit gegenüber dem Auslande besonders den Franzosen, deren Pardessus, Bordier u. s. f. gerade in der Edition der Urkunden ihrer Könige den Deutschen weit aus überragende Exempel geliefert haben. Die Heraldik aber blieb bis in die neueste Zeit in dem verwahrlosten Zustand, in den sie die Zopfmänner des XVII. und XVIII. Jahrhunderts gebracht hatten; sie schien sich in eine vollständige Verwirrung der Begriffe, in ein heilloses Durcheinander von Nomenklaturen verlieren zu wollen. Erst in neuester Zeit hat sich die kritische Forschung auch in die dunkle Rumpelkammer des heraldischen Mittelalters gewagt und Männer wie Fürst Hohenlohe-Waldenburg, Graf Netterrodt, v. Ledebur-Reitzenstein, dann die verschiedenen Vereine wie z. B. „der Herold" in Berlin haben manches goldige Korn von der Schlacke gereinigt und in ihren Leistungen die Bausteine für eine gesunde Heraldik zusammengetragen. Aber gerade diese Arbeiten ließen den Wunsch nach einer Fixirung und endlichen Feststellung der bunt durcheinander gewürfelten termini technici umso lebhafter hervortreten, um durch diese und vereint mit den Ergebnissen jener, endlich ein heraldisches systematisches Lehrbuch zu schaffen, das trotz Gatterer und Consorten bis jetzt in einem brauchbaren Maße noch nicht existirt. Dr. Querfurth hat mit seinem uns vorliegenden Werke diesen Wunsch nach allen Seiten hin erfüllt und ein Wörterbuch der heraldischen Terminologie geliefert, das nicht allein dem heraldischen Fachmanne und Dilettanten, sondern jedem Historiker ein willkommenes Nachschlagebuch sein wird. In alphabetischer Reihe gibt er eine Zusammenstellung und Erläuterung der heraldischen Kunstausdrücke, soweit sie sich nicht aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauche von selbst erklären und erläutert dieselben an vollständigen Schilden, nicht — wie es früher geschah — an einzelnen herausgerissenen Feldern. Daß der Verfasser dabei oft auf die Wiedergabe der unheimlichen Ausgeburten der heraldischen Skribenten die in Erfindung komischer und ja recht absonderlicher Nomenklaturen das Ergötzlichste leisteten, auf die ἅπαξ λεγομένα gänzlich verzichtete und überhaupt ein in dem Wuste ganz angezeigtes eklektisches Vorgehen beobachtete, hat die praktische Verwendbarkeit und die mustergiltige Concisität des Buches in hohem Maße erhöht. Druck und Ausstattung entsprechen allen Anforderungen. Ir.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XII. Jahrgang.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Nebst der

literarischen Beilage.

Redigirt von

Karl Renner.

Eigenthum des Vereins.

Prag, 1874.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Wien und Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Meine Bildungsgeſchichte. Von Anton Jäger 1, 97
Beiträge zur Geſchichte von Arnau. (Schluß) Von Dr. Karl Leeder 41
Materialien zu einer Geſchichte von Plaß und ſeiner Umgebung. Von Prof. Bernhard Scheinpflug 54, 177, 254
Iglau, Seelauer Curatie. Von Wilh. Schmidt 138
Zur Geſchichte von Unterhaid und die Unterhaider Marktordnung. Von Dr. Mathias Pangerl 152
Zur Erinnerung an Dr. Auguſt Emanuel Ritter von Reuſs. Von Dr. Guſtav C. Laube. 193
Zur Geſchichte des böhmiſchen Hoſpitals in Rom Von Dr. M. Pangerl 205
Graslitz und ſeine Induſtrie. Von Karl Rößler 212
Archaeologiſche Funde im Elbethale. Von Dr J. E. Födiſch 238
Die Saazer Schule. Von Dr. W. Katzerowsky 241
Aus dem Leben des böhmiſchen Freiherrn Chriſtoph Harant von Polzitz und Weſeritz, erzählt von deſſen Bruder Johann Georg Harant von Polzitz und Weſeritz. Mitgetheilt von Dr. Edmund Schebek 273
Nachtrag zum Leben des erſten Herrn von Roſenberg. Von Dr. M. Pangerl . . . 286
Beiträge zur Geſchichte der Stadt Tachau. Von Joſef Walfried 291

Miscellen.

Sagen von der Ruine Seeberg bei Eiſenberg. I.—III. Von Dr. Karl Fiſcher . . . 78
Sandau und die Familie Sandauer von P. 82
Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Notizen über Böhmen. IV.—VIII. Von Dr. Vinc. Goehlert . . 84
Der Dürrhanſenkrieg. Von Joh. K. Sibenhuener 87
Die Affenburg. Von Kleroth 89
Der Abzug der Schweden von Prag. Von J. St. 91
Wie die von Krumau keine deutſche Briefe mehr ſchreiben wollten. Von Dr. Mathias Pangerl 188
Bernſtein in heidniſchen Gräbern Böhmens. Von Dr. J. E. Födiſch 189
Sagen aus dem Erzgebirge. I.—III Von Friedr. Bernau 297

Nekrolog.

Emanuel Bayer. Von Adolf Berger 167

Geſchäftliche Mittheilungen 92, 191, 236, 300

Literariſche Beilage.

(Bačkora F.) Die Burg Lipnic. Von R. 29
Bezold F. v. Zur Geſchichte des Huſſitenthums. Von l. r. 26

Seite

Dworaf M. Geschichte des Raudnitzer Schloßbaues. Von l. r. 27
Frind A. Die Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag. Von J. E. F. . . . 28
Palacky F. Archiv český VI. Bd. Lief. 26—30. Von R. 20. 41. 57
— — — Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges I. u. II. Von R. . 1. 44
Scriptum super apocalypsim edid. P. Frind. Can. Von R. 3
Katastrophe die, im westl. Böhmen 25. Mai 1872. Von J. E. F. 37

Schirrmacher F. Die Entstehung des Kurfürsten-Collegiums. Von Dr. M. Pangerl. 20
Quitzmann E. A. Die älteste Geschichte der Bayern bis zum J. 911. Von Dr. M. Pangerl 61

Kürschner F. Die Urkunden Rudolf des IV. v. Oesterreich. Von Dr. M. Pangerl. . 24

Abhandlungen der hist. Klasse der k. bayr. Akademie XII. 1. (Muffat, die böhm. Groschen im XIV. Jahrh.) Von l. r. 50
Sitzungsberichte ders. Klasse. Von R. 32
Verhandlungen der k. sächs. Gesellschaft d. W. 1—3 Bd. VI. Bd. Von R. 51
Altarschrein der Kirche in Altenbruch. (Hist V. in Stade) Von R. 67
Bremer Jahrbuch VI. Band. Von R. 68
Lausitzer Magazin 50. Bd. 1. Heft. Von R. 31
Mittheilungen des Vereines für Erfurt 6. Heft. Von R. 68
Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Von l. r. . . 51
Museum für Völkerkunde in Leipzig 1. Bericht 1874. Von l. r. 65
Rechenschaftsbericht (13.) des Museums für Vorarlberg. Von R. 31
Verhandlungen des h. V. für Oberpfalz und Regensburg. Von R. . . . 66
Verhandlungen des Vereins für Ulm und Oberschwaben. 5. H. Von R. . . 30
Zeitschrift der Gesellsch. für Schlesw. H. L. IV. Bd. 65

Sybel H. Historische Zeitschrift 1873. 40
Correspondenzblatt des Gesammtvereines . . . . . .

Geschichtliche Hilfswissenschaften.

Berger, Pangerl. Die Archive des fürstl. Hauses Schwarzenberg. Von J. E. F. . 33
Kelle J. Jesuitengymnasien in Oesterreich . . . . . .
Kluckhohn A. Die Jesuiten in Bayern Von l. r. 47
Födisch J. E. Die deutschen Stämme in Böhmen. Von l. r. 16
Müller F. Allgemeine Ethnographie. Von J. E. F. 37
Woldrich J. W. Geologischer Bericht über Brüxer Schädel. Von J. E. Födisch. . . 68

Pädagogik.

Programme deutscher Lehranstalten 1873. Von R. 8
Rößler K. Populäre Himmelskunde. Von Sr. 55

Poesie.

Vom Büchertisch der schönen Literatur I. II. III. Von K. V. H. 12. 33. 51
Sammelbüchse (Literarische) für Joachimsthal. Von Nbr. 14. 70

Seite
Wolf A. Grillparzer als Archivsdirektor. Von R. M. W. 70
Rechtswissenschaft. Von Dr. J. U. 9. 71
Nachrichten über Verkehr, Industrie und Handel. Von K. W 5
Nachlese. Von l. r. 55
Vorläufige Anzeigen 39
Anzeigen des Verlags des Vereines (Horawitz, Brusch ꝛc.) 56

An unsere P. T. Herren Vertreter und Mitglieder!

☞ Die Generalversammlung für das Vereinsjahr 1873/74, das mit 15. Mai geschlossen hat, findet laut Beschluß des Ausschusses am 11. Juli statt.

Nach §. 25 der Geschäftsordnung können nur solche Anträge zur Verhandlung kommen, welche mindestens 14 Tage vorher dem Ausschusse schriftlich vorgelegt werden. Die beigelegten **Stimmzettel** bittet man auszufüllen und gefälligst recht bald an den Ausschuß gelangen zu lassen.

Mit 16. Mai l. J. haben wir ein neues Vereinsjahr begonnen; was in dem abgelaufenen durch vereinte Kraft geleistet wurde, das wird in dem XII. Jahresberichte ehebaldigst unseren Herren Mitgliedern zur Begutachtung vorliegen. Mit frohem Muthe kann der Verein das neue beginnen und sicher auch mit der Ueberzeugung, auch in diesem Jahre zahlreiche neue Förderer unserer schwierigen Aufgabe zu unsern alten treuen Stützen zu finden. Der Ausschuß beehrt sich daher, an der Jahreswende zum zahlreichen Beitritte einzuladen und gibt hiemit einen Auszug aus den Statuten:

§. 1. Der Verein hat zum Zwecke die Aufhellung der Geschichte der Deutschen in Böhmen, die Verbreitung der Kenntniß derselben, so wie die Sammlung und Erhaltung der bezüglichen Quellen.

§. 3. Die Mitglieder sind: a) stiftende, b) ordentliche, c) Ehrenmitglieder.

§. 4. Stiftende und ordentliche Mitglieder werden vom Ausschusse, Ehrenmitglieder von der Generalversammlung durch Stimmenmehrheit aufgenommen.

§. 5. Als stiftendes Mitglied kann aufgenommen werden, wer dem Vereine einen Betrag von 100 fl. ö. W. widmet.

§. 6. Die ordentlichen Mitglieder verpflichten sich zu einem Jahresbeitrag von 4 fl. ö. W.

Beitritts-Erklärungen zu dem Vereine sind entweder mittelbar durch die Herren Vertreter oder unmittelbar an den Geschäftsleiter und Bibliothekar Karl Renner in Prag (Annaplatz Nr. 183—I.) zu richten.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Zwölfter Jahrgang. Erstes und zweites Heft.

Meine Bildungsgeschichte

von
Anton Jäger.*)

Einleitung.

Wenn ich meinen nun mehr als fünfzigjährigen Lebenslauf überdenke, so finde ich, daß mein Dichten und Trachten, mein Wünschen und Wollen im Verlauf der Jahre bedeutende Veränderung erfahren hat. Gar manches, was mir früher als wichtig galt, ist mir nun nichtig oder gleichgiltig geworden, manches mit großem Verlangen Begehrte, mit Eifer Erstrebte hat seinen Reiz eingebüßt, manche Sehnsucht ist erstorben, manche Hoffnung wurde auf dem Lebenswege verloren, manche Täuschung dafür gefunden.

*) Am 19. November 1872 starb zu Massersdorf bei Reichenberg der Mühlenbesitzer Anton Jäger, einer der treuesten Freunde und Mitarbeiter dieser Blätter. Jäger war eine durchaus ungewöhnliche Erscheinung. Nicht äußerlich etwa fiel der einfache Müllermeister auf, wenn er auf den Wochenmärkten in Reichenberg seine Einkäufe machte, wiewohl ein schärferer Beobachter sich immerhin über das durchgeistigte Gesicht mit dem sinnigen Auge wundern mochte. Mit welch' gerechtem Staunen aber wurde man erst erfüllt, wenn man einen Blick in das reiche Seelenleben dieses schlichten und doch so seltenen Mannes zu werfen Gelegenheit hatte. Ohne die Anleitung einer höheren Schule oder die Anregung durch bevorzugteren Umgang zu genießen, arbeitete sich Jäger aus den kümmerlichsten Verhältnissen empor zu Anschauungen, wie sie nur dem wahrhaft Gebildeten eigen zu sein pflegen. Unendlich mühsames Selbststudium, wozu die schmale Zeit der harten Handwerksarbeit abgestohlen werden mußte, ersetzte die Schule, und die anfangs nur in einzelnen Bändchen, nachher aber vollständig erworbene „Groschenbibliothek der deutschen Klassiker" bildete den Umgang des für Kunst und Wissenschaft begeisterten Jünglings. Und immer neue Nahrung führte der zum Manne Gereifte seinem wissensdurstigen Geiste zu. Dabei vernachlässigte er nicht im geringsten sein eigentliches Berufsgeschäft. Im Gegentheil! Mit Befriedigung konnte er in seinem Mannesalter auf ein wenn auch nicht großes, aber die Familie doch ernährendes Besitzthum blicken, das er einzig und allein der rastlosen Arbeit seiner Hände zu danken hatte.

Wie schwer mochte es dieser schwieligen Hand wohl angekommen sein, die flüchtige Feder zu führen, um dem inneren Drange zu genügen, das Gedachte und Gefühlte zu fixiren und das Beobachtete und Erforschte auch Andern mitzutheilen. Als Jäger aber einmal unter die Schriftsteller gegangen war, entwickelte er ein ganz ungewöhnliches Erzählertalent und überraschte durch seine edle, einfache und überaus klare Darstellungsweise. Aus dem Volke hervorgegangen und mitten in demselben stehend, dessen Leben und Streben mit hingebender Liebe beobachtend, und gewohnt in Allem die Wechselbeziehungen zwischen Ursache und Wirkung zu erforschen, drängte es ihn, die Verhältnisse der Gegenwart durch Aufhellung der Vergangenheit zu beleuchten und insbesondere das Studium seiner Heimathsgeschichte mit allem Eifer zu betreiben. Und es fehlte dem Historiker weder an Sammelfleiß noch an kritischem Blick, und gar manchem der zünftigen Geschichtsschreiber könnte seine schlichte und ebenso gelungene Form zum Muster empfohlen werden. Jägers Dorfchronik von Massersdorf &c. wird nicht nur bei uns in Böhmen, sondern allenthalben unter die besten lokalgeschichtlichen Darstellungen eingereiht werden müssen. Nicht bloß in seiner Chronik, sondern auch als Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften (der Rei-

Was jedoch unveränderlich blieb in allen Wandlungen des Lebens, das ist meine unbegränzte Neigung für die Wissenschaft, meine Freude an belehrender und bildender Lektüre, meine Liebe zur Kunst und zur Natur. Die beseligenden Genüsse, welche mir hiedurch im Streben nach dem Wahren und Guten geworden, sie sind nicht im Geringsten abgeschwächt, sondern heute noch eben so frisch wie in den Tagen der Jugend. Die Ideale des Guten und Schönen, die Begeisterung für Recht und Wahrheit, der Trieb nach Vervollkommnung zieht sich wie ein Silberfaden durch meinen Lebenslauf, und wird hoffentlich erst mit diesem selbst enden.

Dieser bessere Theil meines Selbst ist es eben, den ich so gerne in meinen Kindern möchte fortleben sehen; ihn will ich also in dieser Schrift abspiegeln.

Die Kindheit.

Der Tag, welcher mich zur Welt brachte, war der 14. April 1817. — Aus der ersten Zeit meines Lebens weiß ich in geistiger Beziehung keinen besonderen Umstand anzugeben, als nur allein eine außerordentliche Wißbegierde, welche ich schon zu äußern anfing, sobald ich nur der Sprache mächtig war.

Da in unserem Hause mein Vater diejenige Person war, welche am meisten wußte und kannte, so war er es vorzüglich, an welchen ich als kleiner Knabe mich mit unzähligen Fragen wendete über verschiedene Gegenstände der Welt und des Lebens, worüber ich Auskunft und Belehrung zu erhalten wünschte. Hundertmal, wenn er nach seiner Gewohnheit zur Winterszeit auf den Backofenstufen saß (dem patriarchalischen Thronsessel unserer Altväter), stand ich neben ihm auf der Ofenbank, mich an seine Knie anschmiegend und eine Frage nach der anderen an ihn richtend. Mein Vater besaß in der That mehr Kenntnisse als andere Dorfmänner seiner Zeit und seines Ortes, wo zu seiner Schulzeit nur die kleinere Hälfte der Kinder lesen und schreiben lernen konnte. Er war ziemlich belesen, hatte viel erlebt und viel erfahren, und da er im Alter mir um 55 Jahre voraus war, wußte er besonders aus alten Zeiten gar manches zu erzählen, was meinen wißbegierigen Ohren sehr interessant zu hören war; auch besaß er die Gabe, sehr angenehm zu erzählen, was mir seine Belehrungen desto genußreicher machte. Da ihm meine Wißbegierde gefiel, so gab er mir gewöhnlich mit Vergnügen die gewünschten Auskünfte; zuweilen geschah es aber auch, daß ich ihn mehr fragte, als er mir beantworten konnte oder wollte, z. B. wenn ich ihm die wichtige und verfängliche Frage aufwarf, woher die kleinen Kinder kommen?

Dieses erste Lehramt, welches mein guter Vater an mir ausübte, mag viel dazu beigetragen haben, seine Gestalt und sein Wesen mir so liebenswerth, so ehrwürdig zu machen, wie es Zeit meines Lebens in meiner Erinnerung haften geblieben ist. Durch seine Mittheilungen hat er vieles von seinem Wesen auf mich vererbt, was in mir fortlebt und wirkt, und hauptsächlich die durch ihn erhaltenen Traditionen waren es, welche mich zu meinen lokalgeschichtlichen Arbeiten veranlaßten.

O könnte der gute Theil von mir in gleicher Weise in meinen Kindern fortleben! Mir ist es leider nicht gegeben, durch das lebendige Wort ihnen so

---

chenberger Zeitung, unserer Vereinsschrift ꝛc.) bewährte sich Jäger als feiner, sinniger Beobachter und liebenswürdiger Erzähler namentlich auf dem Gebiete der Kulturgeschichte. So birgt sein noch ungedruckter Nachlaß noch manch Köstliches, das wohl in der einer oder andern Weise zur Veröffentlichung gelangen dürfte. Wir heben hervor „Erlebnisse während des Krieges im Sommer des Jahres 1866“ (40 Bog) — „Josef Wehl genannt Mühlfeffel. Proben von Wehl's Aussprüchen und Geschichten“ (11 Bog.) — „Lebensgeschichte meines Vaters.“ (24 Bog.) — „Von der Fabrik“ (17 Bog.) — „Vom Bruder Franz“ (1½ Bog.) — „Die Familie Feir“ (9 Bog.) — Die Perle unter Jägers Schriften dürfte wohl aber seine im J. 1868 verfaßte „Bildungsgeschichte“ sein, durch deren Veröffentlichung wir das Angedenken dieses seltenen, edlen Mannes am meisten zu ehren, unsere Leser aber zum Danke zu verpflichten glauben. (D. R.)

vollständig mein Inneres zu offenbaren und also eindrucksvoll auf sie zu wirken, wie mein Vater auf mich gewirket hat.

Die Schulzeit.

Die Schule, in welcher ich meinen Unterricht erhielt, wurde als Filiale der drei Viertelstunden entfernten Maffersdorfer Schule im Bauernhause Nr. 37 in Proschwitz gehalten, und das Lehrzimmer und Wohnzimmer der Bauernfamilie waren eines. Die Bauersleute machten sich im Sommer während der Unterrichtsstunden gewöhnlich im Freien zu thun, Winterszeit saßen sie im Winkel hinter dem Ofen und spannen Flachsgarn. Vor einer Reihe gewöhnlicher Schulbänke, welche die größeren Kinder einnahmen, die bereits zum Schreiben und Rechnen gekommen waren, standen noch einige niedrige, etwa 15 Zoll hohe Bänke ohne Lehnen; auf diesen mußten die kleinen Schüler Platz nehmen, welche erst die Buchstaben lernten. Ein „Schulgehilf", wie damals die Unterlehrer genannt wurden, kam täglich zweimal von Maffersdorf herauf, um Vormittag die zweite, Nachmittag die erste Klasse zu unterrichten.

Mein erster Schultag ist mir in Erinnerung geblieben; ich weiß von demselben, daß ich dem Lehrer in komischer Nachahmung der Schriftsprache auf eine Frage „aja" zur Antwort gab, statt dem in unserer Mundart gebräuchlichen „oja" für ja.

Sehr bald lernte ich die Buchstaben kennen und ohne Anstoß lesen. Hatte ich einen neuen Buchstaben gelernt, so ließ ich mir allemal, wenn ich aus der Schule nach Hause kam, Kreide geben, womit ich den Buchstaben auf den Tisch zeichnete. So verfiel ich aus eigenem Antriebe auf die Schreiblehrmethode, welche jetzt mit großem Vortheile in den Schulen angewendet wird. Nicht so leicht ging es mit dem Rechnen, da ich keine besonders gute Fassungskraft besaß, und die damals übliche Methode nicht eben zweckmäßig war. Doch hat Hans in dieser Beziehung später manches nachgeholt, was Hänschen versäumt hatte, denn ein Sprichwort ist nicht immer ein Wahrwort, und der Verstand kommt erst mit den Jahren.

Sonstige Unterrichtsgegenstände waren jenerzeit in unserer Schule bloß noch Rechtschreibung und Religionslehre, letztere von einem Kaplan aus Maffersdorf ertheilt; bis zum Sprachunterrichte verstieg man sich damals in den hiesigen Landschulen noch nicht. — Schulbücher waren: Die Fibel, der Katechismus, biblische Geschichte und Evangelium, aus welch letzterem gewöhnlich Samstags das auf den darauf folgenden Sonntag treffende Stück gelesen wurde; nebstdem noch eine kleine Naturlehre für Kinder, welche jedoch nicht faßlich geschrieben, fast gar nicht gebraucht und noch weniger erklärt wurde.

Ich kann mich nicht rühmen zu den befähigtesten Schülern gehört zu haben, wie denn überhaupt meine geistige Entwicklung langsam vor sich ging. Es war nicht viel, was an Kenntnissen in dieser Schule geboten wurde, aber selbst dieses wenige konnte ich mir dort nicht zur Gänze aneignen. Im Rechnen kam ich in der Schule nicht über Regeldetri hinaus, und erlangte selbst in dieser für das Geschäftsleben so wichtigen Rechnungsart keine große Fertigkeit. Im Rechtschreiben bestand ich so ziemlich, ohne jedoch die Regeln inne zu haben. Erst nach meiner Schulzeit habe ich mich in diesen und anderen Gegenständen mehr vervollkommnet, und überhaupt die Gegenstände meines Wissens sehr vermehrt. Besonders schwer wurde mir das Auswendiglernen; ich habe stets mehr inwendig als auswendig gelernt, aber, wie gesagt, außer der Schule mehr als in derselben. — Mehre meiner Mitschüler kamen mir an Kenntnissen ziemlich weit voraus, weil ihnen das Lernen leichter wurde als mir, aber die Wenigsten haben ihren Vorsprung später gegen mich behauptet, da ihre Ausdauer der meinigen nicht gleichkam, und ihre Lernbegier nicht, so wie die meinige, mit den reiferen Jahren zunahm.

In der Leſeſtunde zog mich beſonders die bibliſche Geſchichte und das Evangelium an wegen des hiſtoriſchen Inhaltes dieſer Bücher; denn ich empfand frühzeitig große Vorliebe für Geſchichte. Die öftere Wiederholung ein und desſelben Leſeſtückes war mir jedoch ſehr langweilig; ich hätte gewünſcht ein ſtetiges Fortſchreiten vom Anfang bis zum Ende des Buches und nach dem Ende den Anfang eines neuen. — Auch die Naturkunde zog mich ſehr an; freilich wurde von dieſer in unſerem Schulunterrichte außerordentlich wenig geſpendet, nur etwa in den Schreibvorlagen kamen zuweilen kurze Sätze aus der Naturgeſchichte vor (Thierbeſchreibungen); da war ich denn eifrig dahinter, dieſe Broſamlein vom Tiſche der Wiſſenſchaft zu ſammeln, in ein eigenes Heft ſorgfältig einzutragen und als einen Schatz aufzubewahren.

In der Religionslehre fand mein kindlicher Verſtand ſehr bald Skrupel, und da ich mich nicht getraute, meine Lehrer darüber um Aufklärung zu befragen, ſo wendete ich mich in gewohnter Weiſe an meinen Vater mit verfänglichen Fragen, auf welche er mir die Antwort ſchuldig bleiben mußte. Hier wurde jedoch des Unbegreiflichen ſo viel, daß ich bald alle Hoffnung aufgab, Erklärung desſelben zu finden, und mich in den Hort des Glaubens begab, gleichwie St. Auguſtinus. — Auf unſere Stammeltern Adam und Eva war ich übel zu ſprechen, weil ſie uns durch ihren naſchhaften Apfelfraß um das Paradies gebracht und den bitteren Tod zugezogen hatten. Beiläufig geſagt konnte ich die Sehnſucht nach dem verlornen Paradieſe lebenslang nicht loswerden, und immer iſt ein paradieſiſcher Zuſtand der Menſchheit der Inhalt meiner Träumereien geweſen, um ſo mehr, als ich ihn zuweilen in glücklichen Stunden in mir ſelber zu ſpüren glaubte.

Mein erſter Lehrer war Franz Mießler aus Schönbach im Friedlandiſchen. Der vom Schullehrer ausgezahlte Wochenlohn eines ſolchen Gehilfen betrug in jener Zeit etwa einen Silberzwanziger, und da mit einem ſolchen Gehalte ſchlechterdings nicht durchzukommen war, ſo mußten ſich die geplagten Lehrer auf Nebenverdienſt verlegen, welchen unter anderen die Tanzmuſik in den Schenken einbrachte. Hatte einer die Nacht durch aufgeſpielt, ſo war er natürlich den Tag über ſchläfrig. Dieſer Schläfrigkeit konnte am wenigſten unſer Mießler widerſtehen; er hatte die Gewohnheit häufig zu nicken, die Augenlider wurden ihm ſchwer, und es kam vor, daß er während des Unterrichtes Viertelſtunden lang nickte, bis der überhandnehmende Lärm der Kinder den ſüßen Schlummer ſtörte.

Lange Jahre mußte ein ſolcher Gehilf auf eine Schullehrerſtelle hoffen und harren; Mießler erhielt endlich jene in Lusdorf bei Liebwerda, wo er bis zu ſeinem Ableben verblieben iſt. Noch im Mannesalter hatte ich das Vorhaben, den guten Mann einmal zu beſuchen, es kam aber nicht dazu, und eines Tages vernahm ich, daß Freund Hein mit ſeinem Beſuche mir zuvorgekommen ſei, welcher allen anderen ein Ende machte.

In Maffersdorf und auch in Proſchwitz — wurde Mießler abgelöſt durch Ignaz Stompe aus Haindorf. — Die beiden genannten Lehrer leiſteten nach meinem jetzigen Urtheile in ihrem Fache das Mittelmaß; in meiner damaligen Schätzung aber ſtanden ſie ſehr hoch. Ich war gegen meine Lehrer ſtets von der größten Verehrung erfüllt, und hielt es für unverzeihlichen Frevel, wenn irgend ein Mitſchüler unehrerbietig von denſelben ſprach. Wenn ich in meinem Vaterhauſe einen Beſuch des Lehrers veranſtalten konnte, ſo war dieſem nach meiner Meinung ein großes Heil widerfahren. Wie Maria beim Heiland verharrte ich die ganze Zeit ſeines Hierſeins an ſeiner Seite und meine Augen hingen unverwandt an ſeinem Munde.

Dieſe genannten Lehrer ſind die erſten geweſen, welche in unſerer Schule das neue Unterrichtsweſen in Anwendung brachten; von ihrem Vorgänger Reſſel wurde erzählt, daß er die Zuchtruthe der alten Schulmeiſter übermäßig gebrauchte.

Wenn in unſeren Tagen häufig die Klage vernommen wird, die Schule werde zu ſehr von der Kirche beeinflußt, ſo ſchien das bis kurz vor meiner Schul-

zeit hier nicht der Fall gewesen zu sein, und die Geistlichkeit scheint sich damals eher zu wenig als zu viel um die Schule bekümmert zu haben. Es gab da noch nicht so viel störrige Böcke unter der geistlichen Heerde; darum schien es nicht so dringend nöthig, die jungen Lämmlein gleich in sorgfältige Zucht zu nehmen. Ein regelmäßiger Religionsunterricht durch einen Katecheten wurde damals in unseren Schulen nicht ertheilt. Wenn die Zeit kam, wo die Kinder zur Beichte und Kommunion geführt werden sollten, mußten sie wochentlich zweimal zum „Examen" in die Kirche, wo sie den betreffenden Unterricht empfingen. So war es noch zur Schulzeit meiner älteren Geschwister, und der Kaplan Joseph H... welcher in dieser Weise die Kinder in der Kirche katechisirte, wurde als sehr 'unfreundlich geschildert, weßhalb er von den Kindern mehr gefürchtet als geliebt wurde. Der Pfarrer Ludwig aber war ein gemüthlicher Mann, der sich in der Schule gar nicht blicken ließ. Er las täglich seine Messe und hielt Sonntags seine Predigt kurz und gut; tagüber saß er gewöhnlich am Rocken und spann einen sehr feinen Faden, wobei er einen guten Trunk liebte. Wenn der Garnmann kam und des Pfarrers Garn zu theuer finden wollte, sagte dieser entschuldigend: „Ja, mein Freund, ich nehme gar theure Netze dazu."

Das entschiedene Gegentheil von Kaplan H... war sein Nachfolger P. Stephan Sommer, welcher zu Anfang meiner Schulzeit (1824) als Kaplan nach Maffersdorf kam und den Religionsunterricht in den beiden Schulen des Kirchsprengels übernahm. Mit ihm trat hier eine neue Aera für diese Unterrichtsabtheilung ein. Aus dem blassen Antlitze dieses schwachen, schmächtigen Mannes sah man die Herzensgüte und innere Milde unverkennbar hervorleuchten. Sein menschenfreundlicher Charakter machte ihn bald im ganzen Kirchsprengel allgemein beliebt, und sein Ansehen nahm mit den Jahren zu; denn er gehörte zu jenen Menschen die man desto mehr schätzen lernt, je genauer man mit ihnen bekannt wird. Obwohl beim Volke die durchdringende Stimme des Kanzelredners in besonderem Ansehen steht, so wußte dieser doch auch mit seinem schwachen Organe die Zuhörer zu fesseln und ihre Herzen zu rühren. Genug, Sommer konnte als das Muster eines Priesters in des Wortes edelster Bedeutung gelten. Dabei, war er ein ganz besonderer Kinderfreund. Während die Kinder sonst vor Geistlichen und Lehrern unterwegs scheu auswichen, war dieser auf allen Wegen und Stegen von einem Schwarm Kinder umgeben, mit denen er sich freundlich unterhielt. In der Schule führte Sommer zuerst den regelmäßigen Religionsunterricht ein und versah damit unverdrossen die Maffersdorfer wie die Proschwitzer Schule, die er wochentlich ein bis zweimal besuchte. In Erkenntniß der nützlichen Wirkung guter Schriften schaffte er aus eigenen spärlichen Mitteln eine Sammlung von Volks- und Jugendschriften an, die er an Erwachsene und Kinder zum Lesen ausborgte. Charakteristisch ist die Art, wie er diesem trefflichen Bildungsmittel Eingang zu verschaffen wußte. — Eines Tages nach beendigtem Unterrichte sprach er zu den Kindern: „Heute will ich euch eine schöne Geschichte vorlesen; alle, welche Lust haben sie zu hören, die können auf ihren Plätzen bleiben, die Uebrigen aber können schon jetzt nach Hause gehen." Er wollte nur aufmerksame Zuhörer haben; nur wenige aber erhoben sich zum Fortgehen, die meisten blieben auf ihren Bänken verharren. Als nun die nöthige Ruhe hergestellt war, zog unser Kinderfreund ein Bändchen von Christoph Schmidt's vortrefflichen Jugendschriften aus der Tasche und begann in seinem eigenthümlich milden Tone die Vorlesung. Im Verlauf derselben steigerte sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer von Seite zu Seite. Die Bäuerin und der alte Großvater Andreas Hoier im Spinnerwinkel mußten bei rührenden Stellen gar manchesmal die Augen trocknen, der Lehrer Mießler, welchem beim Federschneiden wie gewöhnlich die Augenlider schwer wurden, fühlte sich ganz munter und angeregt durch das Wohlgefallen an dem guten Eindruck, welchen des Paters Vorlesung auf alle Zuhörer machte. Nachdem dieser damit zu Ende war, konnte er in Aller Augen

den Dank dafür lesen. Da sprach er zu den Kindern: „Solche schöne Bücher wie dieses hier hab ich viele, und ich bin gerne bereit sie Jedem zu borgen, der Verlangen trägt sie zu lesen, euch und eueren größeren Geschwistern oder Eltern; meldet ihnen dieses zu Hause.“ — Das thaten denn auch die Kinder und von dieser Aufforderung wurde nachher fleißig Gebrauch gemacht, damit aber viel guter Same ausgestreut, von welchem wenigstens ein Theil wie beim Säemann im Evangelium in gutes Erdreich fiel und reichliche Früchte trug. — Auch die Vorlesungen in der Schule wurden zur Freude der Schüler öfters wiederholt.

Die fähigsten Schüler faßte P. Sommer besonders ins Auge und bewog die Eltern einiger talentvoller Knaben diese studiren zu lassen, so Plischke aus Maffersdorf und Pfeifer aus Kunnersdorf, welche beide nachher in den geistlichen Stand traten; Joseph Hoier, der Sohn aus dem Schulhause, widmete sich dem Lehrfache; Augustin Wagner aus meiner nächsten Nachbarschaft, der Sohn armer und dabei sehr frommer Leute, sollte nach dem Herzenswunsche seiner Eltern ebenfalls ein „Pater“ werden, faßte jedoch zum Leidwesen derselben nach beendeten Gymnasialstudien eine so unüberwindliche Abneigung gegen diesen Stand, daß er seine Studien aufgab und sich lieber zu Hause hinter den Webstuhl setzte. Später nahm er dieselben wieder auf und zwar verlegte er sich auf die Chirurgie, verfiel jedoch in eine Krankheit und erreichte eherdas Ziel seiner Lebensbahn als das seiner Ausbildung; er starb in der Blüthe seines Alters zu Prag im Jahre 1845. — Ich gedenke seiner als eines treuen, aufrichtigen Freundes.

Ein anderer Mitschüler, Pilz mit Namen, war durch ganz vorzügliche Fähigkeiten ausgezeichnet, welche jedoch unter dem Drucke der Armuth verkümmern mußten. Er war nach seinem Austritte aus der Schule eine Zeit lang dem Lehrer beim Unterrichte behilflich, und bei den geringen Anforderungen welche jenerzeit an die Volksschullehrer gemacht wurden, hätte es nur einer kleinen Nachhilfe bedurft, um einen solchen aus ihm zu machen. Diese Nachhilfe kam ihm jedoch von keiner Seite, und er blieb in der elenden Hütte seines Vaters, wo er sich durch Abschreiben und selbsterlernte Buchbinderei ärmlich nährte. Er schrieb Gebetbücher in Druckschrift ab, zeichnete die Holzschnitte (Schildwachpatrone) mit Tinte hinein und band sie hernach ein. Ein solches sauber geschriebenes Gebetbuch durfte aber fix und fertig nicht theurer kommen als ein gedrucktes, wonach der Verdienst des armen Pilz beurtheilt werden kann.

Auch seines Vaters will ich mit einigen Worten gedenken. Dieser konnte weder lesen noch schreiben, aber desto besser singen. Er ging von Zeit zu Zeit in den Häusern des Ortes und der Umgegend herum und sang um ein Stück Brot Volkslieder in der hiesigen Mundart, kurzweilige und heilige, traurige und schaurige im bunten Gemisch durcheinander. Komisch wurden sie alle, wenn der kleine Mann mit der großen Stimme sie pathetisch vortrug; denn er machte dabei so seltsame Grimassen, den Kopf auf und nieder, hin und wieder wiegend, besonders aber das Kinn energisch auf und abschleudernd, daß niemand dabei ohne Lachen ihn ansehen konnte.

Außer meinen Schulbüchern und den vom gütigen P. Sommer mir geliehenen Jugendschriften kamen mir während meiner Schulzeit wenig Bücher in die Hände; unter diesen wenigen befand sich aber das Buch aller Bücher, die Bibel, und zwar eine Lutherbibel, welche sich wahrscheinlich noch aus den Zeiten des Protestantismus in einem Nachbarhause erhalten hatte. Ich las als kleiner Knabe viel in derselben, hauptsächlich zwar nur wegen des historischen Inhaltes des alten Testamentes, wurde aber dadurch besser mit dieser merkwürdigen ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes bekannt, als wenn sie mir später unter der Menge anderer Bücher vorgekommen wäre. Diese Bibel fand sich im Hause Nr. 19 in Neuwald, dessen früherer Besitzer Schmied ein Glasschleifer war und gut lesen und schreiben konnte. Bevor im Jahre 1793 die Proschwitzer Fi-

lialschule errichtet wurde, hatte dieser Schmied für die Kinder seiner Nachbarschaft Winterszeit Schule gehalten, wenn diese nämlich wegen der großen Entfernung die Maffersdorfer Schule nicht besuchen konnten. — Im selben Hause waren auch noch einige andere alte Bücher vorfindig, darunter eine holländische Bibelübersetzung, welche mir sehr interessant war; ich machte damals den Versuch, aus derselben die holländische Sprache zu lernen, was mir nicht gar schwer geworden wäre, wenn ich sie länger zur Hand gehabt hätte. — Als seltsame Gegensätze zu diesen aus protestantischen Landen herstammenden Büchern fanden sich in jenem Hause auch jesuitische Machwerke, nämlich das Leben Christi und Leben der Heiligen von P. Kochem, worin entzückende und haarsträubende Schilderungen zu lesen sind von den himmlischen Freuden der Seligen, in den Farben von 1001 Nacht dargestalt, daneben aber die schrecklichen Qualen der Verdammten in der Hölle in Wort und Bild auf die grauenhafteste Weise abgemalt. Kochem's Beschreibung des himmlischen Jerusalems gefiel mir ganz wohl, wogegen seine Höllengluth mir den Angstschweiß hervortrieb, wie vielen anderen gläubigen Christen auch geschehen ist, um so mehr, da der im Jenseits sehr gut bewanderte Verfasser den Himmelssteig so schmal, steil und einsam, wie die Höllenstrasse breit, bequem und allezeit voll fahrender Seelen darstellt, so dicht wie Schneeflocken im Wintersturme dem Abgrunde zufahrend, während nur selten eine glücklich und selig zum Himmel emporsteigen kann. — Schade, daß seinerzeit die Eisenbahnen noch nicht erfunden waren, gewiß hätte Kochem eine solche zur Höllenpforte geleitet, denn in der Vorstellung seiner Parteigenossen sind ja Werke des Fortschritts und Teufelswerke einerlei.

Wenn diese Schriften Kochem's Volksbücher von sehr zweifelhaftem Werthe waren, so war dagegen unser Hausbuch: „Isidor und Christine, Bauersleute zu Ried," eines der besten Art. Es erzählt die Geschichte — nicht einer adeligen — aber einer sehr edlen deutschen Bauernfamilie. Mein Vater pflegte das Buch Winterszeit im Familienkreise vorzulesen, und alle Personen, welche in der Geschichte handeln, waren uns so bekannte Gestalten, als hätten sie im Haus und in der Nachbarschaft gewohnt: die fromme Mutter Margareth, Witwe eines lüderlichen Bauern, der seinen Hof verschuldet hinterläßt, ihr guter Sohn Isidor, der ungerechte Bauer Stolz, welcher den schönen Hof an sich ziehen will, vor allem aber Christine, ein zwar niedrig gestelltes, aber sehr erhabenes Charakterbild, ihre Schicksale, die sie so schmerzlich trafen und doch so sehr zu ihrer Veredlung dienten — der Einödhof, der Eichbaum, die Bettelfuhr — alle Personen und alle Begebenheiten dieser Geschichte sind mir heute noch vollständig im Gedächtniß gegenwärtig, obschon ich das Buch selber über vierzig Jahre nicht mehr zu Gesichte bekam. Durch vielfältige Benützung und Ausborgen ist es endlich verloren gegangen, und meine späteren Bemühungen es zu ersetzen haben noch keinen Erfolg gehabt. Unter der großen Menge des Guten ist es in dem breiten befruchtenden Strome unserer reichen Literatur spurlos verschwommen, ohne daß es in einer Literaturgeschichte genannt wird, oder der Verfasser desselben bekannt geworden wäre; und doch hat es vielleicht mehr Gutes gewirkt, als manches vielgepriesene Geistesprodukt, welches unter den Klassikern prangt.

Unsere Familie lebte und webte in dem „Isidor", wie man das Buch kurzweg nannte, es wurden häufig Nutzanwendungen aus demselben gemacht, indem die guten Personen und Handlungen von den Eltern den Kindern und Hausgenossen als Muster zur Nachahmung aufgestellt wurden.

Mehr Berühmtheit hat sich Becker's Noth- und Hilfsbüchlein erworben, welches in der Zeit eines Menschenalters viele Auflagen erlebte. Von der Millionenzahl Exemplare, welche von diesem trefflichen Volksbuche unter dem deutschen Volke verbreitet worden sind, hatte eines auch den Weg in mein Va-

terhaus gefunden, um hier wie an tausend anderen Orten zu nützen und zu vergnügen.

Eine der vortrefflichsten, zweckentsprechendsten Jugendschriften ist unstreitig Kampe's Robinson der Jüngere, welchen ich auch frühzeitig, und zwar aus der Sammlung P. Sommer's zum Lesen erhielt. Wie öffnet dieses Buch dem Knaben im abgelegenen Gebirgsthale die Aussicht in die weite Welt mit ihren Wundern und ihrer Herrlichkeit, wie manche Robinsonade wird da in der Phantasie durchgespielt! Wie anders liest man Beschreibungen merkwürdiger Gegenstände und Begebenheiten in der hoffnungsreichen Jugendzeit als im späteren Lebensalter, wodann das Mögliche und Erreichbare in immer engere Grenzen eingeschränket wird. Nichts erscheint dem Knaben und Jünglinge so ferne, nichts so schwer, daß er es nicht selber dereinst sehen, erfahren, leisten und werden könne.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still mit gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

Schiller.

Der kindliche Vorsatz, dereinst Amerika von einem Ende zum anderen zu bereisen und dabei ganz gewiß Robinsons Insel zu besuchen, wurde noch mehr bestärkt, als ich später Kampe's Entdeckung von Amerika zu lesen bekam.

Frühzeitig fand ich Wohlgefallen an der Kunst, besonders an den Werken der bildenden Kunst, die mir am nächsten lagen. Mit Vergnügen betrachtete ich schöne Bildwerke und versuchte bald, solche mit Bleistift, Tinte und Röthe nachzuzeichnen. Als der Vater dieses bemerkte, kaufte er mir Tuschfarben, womit ich im Winter sehr emsig in Papier ausgeschnittene Krippelfiguren malte. Auf mein unablässiges Bitten kaufte er mir endlich gar ein fertiges kleines Krippel oder Bethlehem, wie sie, sonst mehr als jetzt, zur Weihnachtszeit in manchen Häusern aufgestellt werden — das heilige Christkindlein in der welthistorischen Krippe zwischen Ochs und Eselein im Stalle zu Bethlehem, daneben St. Maria und Joseph, außen die anbetenden Hirten, zu Epiphaniä statt derselben die Weisen aus Morgenland mit Opfergaben, darüber schwebend der Engel der Verkündigung, nachher der Stern, welcher die Weisen zum neugebornen Heiland geleitet, auf einer Seite des Stalles oder der Höhle das Städtchen Bethlehem, auf dem übrigen Raume die Gefilde des heiligen Landes, belebt mit Hirten und Heerden, mit Menschen in allerlei Hantierungen, manche in Bewegung gesetzt durch mechanische Triebwerke. Mein Krippel machte mir über Winter großes Vergnügen und viel Unterhaltung, ich wurde nicht müde es mit neuen Figuren zu schmücken und die Szenerien desselben zu verändern. Ich wallfahrte Sonntags in der nahen und ferneren Nachbarschaft von einer Krippe zur anderen, und wo mir eine Figur, eine Hirtengruppe, ein Baum oder eine Landschaft besonders gefiel, die mußte mein werden durch Nachbildung. Von den Produkten meines Pinsels verkaufte ich an andere Liebhaber so viel, daß ich mir für das gelöste Geld Farben, Papier und andere zu meiner Kunstübung nöthige Sachen anschaffen konnte. Wie manche angenehme Stunde hatte ich da bei dem Zeichnen, Ausschneiden und Malen der Figuren und Landschaften, bei Herstellung der Triebwerke, dem Aendern und Ordnen von Alledem.

Wo wurden diese Krippsachen fabrizirt? Die Anfertigung derselben schlug am meisten in das Fach der Tischler ein, und in unserer Nachbarschaft war es der Tischler Ignaz Wagner Nr. 42, welcher selber eine große Krippe hatte; sie nahm die halbe Stube ein und zur Aufstellung brauchte er mit einigen Gehilfen mehre Tage. Er machte sich die Figuren und „Gänge" selber und half auch andern Liebhabern damit aus. Außerdem gab es in den meisten Ortschaften ordinäre Kunstgenies, welche das Malen „von sich selber" lernten und sich im Winter neben ihrer gewöhnlichen Arbeit damit beschäftigten. Heut zu Tage, wo der größte Theil der Bevölkerung in den Fabriken steckt, würde das weniger an-

gehen; denn der Fabriksarbeiter ist nicht so viel Herr seiner Zeit, um sich solchen Liebhabereien hingeben zu können.

In den Dörfern am Fuße des Jeschken, Johannesthal und Karolinsfeld, wurde die Krippenmalerei erwerbsmäßig betrieben. Den größten Absatz fanden diese Maler im nahen Reichenberg; dort hatten sie unter den Lauben am Neustädter Platze an den Adventsonntagen nach der 8 Uhr-Messe ihre Kunstprodukte zum Verkauf ausliegen, ein Schaf um 2 Kr., ein „Mannel" um 4—5 Kr., ein „Hirtenstück" je nach Größe und Schönheit um 10—15 Kr., ein Bogen Fels oder Wolke um 2 Kr. W. W. — Wenn für unsere gemeinen Kunstliebhaber die Krippen als Bildergallerien gelten konnten, so vertraten ihnen diese Auslagen die Kunstausstellungen großer Städte. Ich versäumte niemals sie zu besuchen; in einfacher, leichter Bekleidung (Winterröcke und Unterhosen waren damals bei uns noch unbekannte und darum überflüssige Kleidungsstücke), ohne Handschuhe, die Hände in den Taschen, machte ich an den finsteren kalten Dezembermorgen oft im heftigen Schneesturme den anderthalb Stunden weiten Weg zur Stadt, um dort nach der Achtmesse die Kunstschätze unter den Lauben betrachten zu können. Vor allem Anderen gefielen mir die Landschaften, welche den Hintergrund der Krippendarstellung zu bilden hatten. Wenn ich eine besonders schöne zu Gesicht bekam, so konnte ich mich schwer davon trennen; es blieb aber ein lieber Wunsch sie zu besitzen, der Preis betrug einige Gulden, und so viel Geld stand mir ja nicht zur Verfügung. Das war ein hartes Versagen! Aber die Eindrücke des Geschauten nahm ich denn doch mit nach Hause und suchte das Schönste davon aus dem Gedächtnisse so getreu als möglich zu kopiren. Eben so machte ich's mit den Bildwerken in der Kirche, auf denen meine Augen in wahrer Kunstandacht beständig herumschweiften. Für die wenigen Kreuzer, die ich etwa in der Tasche hatte, kaufte ich mir Farben und Papier, und zu Hause ging es dann an ein Farbereiben, Zeichnen, Ausschneiden und Pinseln, welches den ganzen Sonntag und noch einen Theil der Nacht emsig fortgesetzt, wurde.

Welche Freude hat mir diese kindliche Kunstliebe gemacht! Und jetzt, da ich dieses schreibe, und bei jedesmaliger Erinnerung wiederholt sich dieses Vergnügen.

Weniger Trieb als zur bildenden Kunst fühlte ich zur Musik; doch fehlte mir auch für diese nicht der Sinn, nur daß er erst später in mir lebendiger wurde. Mein Vater erheiterte sich gar manche Stunde mit seinem Violinspiel. Zwei seiner Lieblingsstücke von ganz eigenartig alterthümlicher Melodie kommen mir jetzt noch zuweilen ein. Wenn er nach beendetem Spiel sein Instrument an die Wand hing, pflegte er öfters mit einem bedeutsamen Blicke auf mich zu sagen: „Wenn ich mein Spiel nur einem Kinde vererben könnte!" — Seine Vermögensumstände erlaubten keinen Musikunterricht für mich. — Später, nachdem ich mit der Poesie vertraut geworden war, lernte ich auch den Werth ihrer Zwillingsschwester, der Musik, für den Ausdruck unaussprechlicher Gefühle besser schätzen, und habe oftmals bedauert, daß es mir versagt war, auch in das Wesen und die Gesetze der Tonkunst einzudringen; dieser Umstand hat auch unstreitig in meinen geistigen Genüssen eine Lücke verursacht.

Auch vom Gesange war mein Vater ein großer Freund, und da meine Schwestern angenehme Stimmen hatten, so sangen sie öfter beim Spinnrade, der Vater aber accompagnirte mit seiner sonoren Stimme und strich dazu die Violine. Das gab, besonders Winterszeit, recht vergnügliche Abende. Da ich es im musikalischen Kunstverständnisse nicht weit bringen konnte, so haben leichte, einfache Tonstücke mir jederzeit mehr Genuß gegeben, als schwere, kunstreiche Meisterwerke.

Die Lehrzeit.

Als meine Schulzeit sich ihrem Ende nahte, mußte die Frage zur Entscheidung kommen, was aus mir werden sollte? Die väterliche Mühle war für meinen ältesten Bruder Franz bestimmt, und in Betracht meiner Lernbegier trug sich mein Vater längere Zeit mit dem Gedanken, mich studiren zu lassen. Bestärkt wurde er in diesem Vorhaben durch einen alten Mann, welcher einmal hier umging, aus einem großen in Schweinsleder gebundenen Buche mit seltsamen Charakteren den Leuten ihren Planeten zu lesen. — Mein Vater war durchaus nicht, was man abergläubig nennt, jedoch im Aberglauben gibt es eigentlich nur ein mehr oder weniger; denn im Grunde betrachtet kann sich doch kein Mensch dem geheimen Glauben an übernatürliche Einwirkungen auf sein Leben und seine Schicksale ganz entziehen. Selbst der ärgste Atheist, wenn er sich seinen guten Gott weggeläugnet hat, schafft sich dafür einen dummen Götzen, und wenn's das blinde Fatum ist. Auch Menschen mit dem hellsten Geiste, und dabei geradezu versteinerten Herz und Gewissen, wie der große Schlächter Napoleon I. wie auch sein Affe oder Neffe Napoleon III., konnten sich solches Aberglaubens nicht entschlagen; beide glaubten an ihren Stern, der sich aber am Ende als Irrwisch erwies. Als nun besagter Magiker in unserem Hause erschien, wollte man ihn anfangs wie einen gewöhnlichen zigeunerischen Wahrsager abweisen; allein er vermaß sich, zum Beweise ächter Wissenschaft auch vergangene Lebensereignisse der Zuhörer aus dem Planetenbuche herauszulesen, und einige Fabriksarbeiter, die eben zugegen waren, ließen es auf den Versuch ankommen, Richtig! War es Zufall oder hatte der Mann vorher Erkundigungen eingezogen — es traf vieles zu, und was noch nicht war, das konnte ja noch werden. Der Mann fand immer mehr Glauben, Alle im ganzen Hause, und die zufällig gerade ein und ausgingen, ließen sich der Reihe nach ein Jedes seinen Planeten lesen, so daß der unbekannte Weise über einen halben Tag in einem fort wahrsagen und prophezeien konnte. Als er mir das Horoskop stellte, versicherte er, ich werde mein Fortkommen im Leben jedenfalls leichter durch den Kopf als durch die Hände gewinnen, und dieser Ausspruch war es eben, welcher für eine wissenschaftliche Laufbahn entscheiden sollte.

Indessen hatte der Astrolog doch falsch gelesen, denn in den Sternen stand es anders geschrieben. Die Ausführung von meines Vaters Vorhaben, mich studiren zu lassen, wurde erschwert durch seine Mittellosigkeit, und als Bruder Franz am Ende die ihm zugedachte Mühle ablehnte, so entschied dieser Umstand endgiltig für meinen Beruf als Müller. Ich mußte also das Handwerk meines Vaters, die Müllerei, lernen; vorzeitig, denn noch war meine Schulzeit nicht ganz beendet; auch nicht ein Jährlein Frist war mir vergönnt, um (im Umtausch gegen ein tschechisches Kind, wie es hier in der Nähe der Sprachgrenze üblich ist) die zweite Landessprache zu lernen, deren wenigstens für den Umgang und Verkehr mit den Tschechen ausreichende Kenntniß bei diesem Geschäfte nützlich ist. Ich trat jedoch gern in den neuen Wirkungskreis; das Joch, welches ich freudig auf meine jungen Schultern nahm, war vorerst kein drückendes; denn unsere abgelegene Mühle wurde jenerzeit nur schwach betrieben, und mir blieb dabei Zeit genug, meinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. Wenn die Mühle einmal beschüttet und in Ordnung gestellt war, konnte ich einstweilen ein Buch, den Zeichenstift oder Malerpinsel zur Hand nehmen, bis die Wächterglocke zu neuem Aufschütten mahnte. Dennoch war es in gesundheitlicher Beziehung ein übles Geschick, welches mich so jung ins stauberfüllte Mahlhaus bannte; ländliche Arbeit in frischer freier Luft würde der Ausbildung und Kräftigung meines Körpers viel zuträglicher gewesen sein. Doch solche Erwägungen konnten nicht maßgebend sein in einer Familie, die mit materiellen Kümmernissen zu kämpfen hatte; noch

weniger konnte für meine weitere geiſtige Ausbildung etwas geſchehen; dieſe blieb allein meinem eigenen Streben überlaſſen, welchem etwa Zufall oder Fügung zu Hilfe kam.

Die meiſten Knaben in Verhältniſſen, wie meine damaligen waren, ſetzen gewöhnlich damit ab und thun alles andere lieber, als ſich um die Fortbildung ihrer Schulkenntniſſe bemühen! ich konnte nicht dabei beruhen. Als mein Kamerad Aug. Wagner zu ſeinen erſten Ferien von Leitmeritz nach Hauſe gekommen war, fragte ich ihn neugierig, was denn alles in ſeiner Klaſſe vorgetragen worden ſei? Eine Maſſe Lehrſtoff, welche für ein ganzes geſchlagenes Jahr nur gleichſam zur Vorbereitung und dann noch für zehn oder mehr Jahre ausreichend ſei, ſchien mir unbegreiflich, denn ſo ſehr auch mein Geiſt nach Wiſſenſchaft hungerte und durſtete, ſo hatte ich in meinen abgeſchiedenen Verhältniſſen doch keinen Begriff von der Unerſchöpflichkeit dieſer geiſtigen Nahrungsquelle. Aber ich konnte ja leſen und hatte alſo den Schlüſſel zu allem Wiſſenswerthen. Ein engliſcher Staatsmann ſagte: „Nehmt dem Volke alle Freiheiten und laßt ihm nur eine einzige, die Preßfreiheit, es wird ſich alle anderen damit zurück erobern.“ Ebenſo richtig kann man ſagen: Lehrt den jungen Menſchen gar nichts als nur allein leſen, und er kann ſich alle Wiſſenſchaften damit aneignen. — Zwar kann ich mich nicht rühmen, in meinen Selbſtſtudien es ſehr weit gebracht zu haben, mein Wiſſen blieb unvollkommenes Stückwerk; aber dieſes war genug, um den Werth des Lebens für mich unendlich zu erhöhen.

Kampe's Robinſon hatte das Verlangen in mir wach gerufen, fremde Länder und Völker (vorerſt freilich nur aus Beſchreibungen) kennen zu lernen. Im ſelbigen Buche iſt auch von einer Landkarte die Rede, und indem mir mein Vater auf mein Befragen erklärte, was das eigentlich ſei, wie auf den Landkarten die Form der Länder, die Flüſſe und Gebirge, die Lage der Städte und Dörfer aufgezeichnet ſind, wurde ich ſehr neugierig, eine ſolche zu ſehen. Da geſchah es, daß ich einmal nach Reichenberg zum Jahrmarkte ging und dort vor einer Bilderbude ſtand, um die Bilder zu betrachten; denn dieſe hatten unter allen Gegenſtänden des Marktes die meiſte Anziehungskraft für mich. Unter dieſen Bildern hingen einige Bögen mit verſchiedenen krummen, geraden, geſchlängelten Linien, Punkten und anderen Zeichen, von bunten Farben durchzogen, in welchen ich bei genauer Betrachtung Landkarten erkannte. Meine Freude über die Entdeckung der Landkarten war groß, und es war gut, daß ſie nicht theuer waren und ich einiges Geld bei mir hatte; denn es würde mir ſehr ſchwer geworden ſein ohne Landkarten nach Hauſe zu gehen; ich kaufte einen Planiglobus, eine Karte von Europa und von Deutſchland, das Stück um einen Zehner. Mit einem Gefühle, als wäre die ganze Erde mein eigen, oder als hätte ich mit Kolumbus neue Länder entdeckt, eilte ich damit nach Hauſe, und hier wurde der gefundene Schatz Gegenſtand meines eifrigſten Studiums. Mit großem Intereſſe betrachtete ich die Geſtalt und die Lage der einzelnen Erdtheile und Länder; die Größe des Weltmeeres im Vergleich zur Erdfeſte aber ſetzte mich in Verwunderung. Bald jedoch ſtieß ich auf Schwierigkeiten. Wenn ich auch unſchwer erkannte, wie die Ortſchaften, Flüſſe, Gebirge, Straſſen, Grenzen u. ſ. w. bezeichnet waren, ſo blieb mir doch die mathematiſche Eintheilung vorerſt ein Räthſel. Unerklärlich war mir, wie um den Südpol herum ein Eismeer ſein konnte, da ich immer gehört hatte, daß die Länder, je ſüdlicher gelegen, deſto heißer ſind. Niemand konnte mir darüber Aufklärung geben. In dieſer Verlegenheit ſuchte ich unter meinen alten Schulbüchern die in der Schule ſo wenig benützte und gar nicht erklärte „kleine Naturlehre für Kinder“ hervor. Dieſe nahm ich nun zur Hand und fing an, ſie aufmerkſam zu ſtudiren, und ſo gelang es mir mit einigem Nachdenken, eine beiläufige Kenntniß der mathematiſchen Geographie und der An-

ordnung des Weltgebäudes zu erlangen. Ich warf die ersten staunenden Blicke in's Universum.

Wie die Geographie immer zu meinen Lieblingsstudien gehört hat, so hatte ich an schönen Karten und Kartensammlungen jederzeit großes Vergnügen, und habe dieselben in vielen hundert Stunden mit meinen Augen in allen Theilen durchspähet. Bald versuchte ich selber Karten zu zeichnen, und entwarf mir Karten von vielen einzelnen Ländern im vergrößerten Maßstabe; dieses Kartenzeichnen ist aber ein gutes Hilfsmittel zur Erlangung geographischer Kenntnisse.

Meine Wißbegierde wuchs mit der Nahrung, welche ihr zu Theil ward; jedes Buch, welches in meine Hände kam, war für mich ein Schatz, aber nur selten glückte es mir in der Abgeschiedenheit unseres Dorflebens einen solchen ausfindig zu machen. Die vom P. Sommer angelegte Sammlung von Jugendschriften war bald erschöpft, in Reichenberg gab es damals noch keine Buchhandlung, und so trat für mich auf längere Zeit ein bedauerlicher Mangel an geistigen Nahrungsquellen ein.

Eines Jahrmarkttages ging ich wieder nach Reichenberg auf die Bilderbude los, in der Hoffnung, dort vielleicht wieder Landkarten anzutreffen. Solche fand ich zwar diesmal nicht, aber ein Anderes, was mich nicht weniger erfreute. Ein Buchbinder, welcher Gebetbücher feil hielt, hatte nämlich bei diesen auch einige Jugendschriften aufgestellt, und diese zogen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ich musterte sie alle der Reihe nach und hätte am liebsten den ganzen Vorrath angekauft. Aber meine geringe Baarschaft erlaubte mir nur ein einziges Bändchen mitzunehmen, es hatte den Titel „der Weihnachtsabend" und kostete 12 Kreuzer. Ich glaube fest, daß von den Tausenden, welche diesen Jahrmarkt besucht hatten, kein Mensch so seelenvergnügt nach Hause ging wie ich mit meinem Buche. Es war auch wirklich eine recht gute Jugendschrift, die Geschichte eines armen Waisenknaben, welcher durch Fleiß und Beharrlichkeit in der Ausbildung seines Kunsttalentes ein berühmter Maler wurde und als solcher seinen Wohlthätern, die ihn in seiner Verlassenheit aufgenommen und erzogen hatten, mit tausend Danke vergalt. — Der Held dieser Erzählung erweckte die Lust der Nacheiferung in mir — „die Lust war groß, allein die Kraft war schwach", ich maß aber die letztere nach der ersteren; das waren eben Jugendträume —

„Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten."

Nachdem ich mein schönes Buch gelesen und wieder gelesen hatte, trug ich großes Verlangen nach einem neuen; ich zählte die Tage bis zum nächsten Jahrmarkte und sparte alle Pfennige darauf los. Der Markttag erschien, aber wer auf demselben nicht erschien, das war mein gesuchter Buchbinder mit den schönen Jugendschriften. Andere Buchbinder waren wohl da mit Gebetbüchern, auch trügerische Traumbücher hatten sie dabei, aber diese alle waren es nicht, welche meine Träume erfüllten. In meiner Hoffnung getäuscht und niedergeschlagen kehrte ich von diesem Jahrmarkte leer nach Hause zurück.

Als ich später erfuhr, in Friedland halte ein Buchbinder ein Lager von Jugenschriften, war mir der vier Meilen lange Weg bis dorthin gar nicht zu weit, ich machte mich eines Sonntagsmorgens auf die Beine und pilgerte gen Friedland, fand auch den Buchbinder mit seinen Büchern, that aber keinen so glücklichen Griff wie in Reichenberg, denn es waren ziemlich seichte Machwerke, die ich davon trug. Doch ich hatte nicht Ursache den Weg zu bereuen, denn ich besah mir bei dieser Gelegenheit das Friedländer Schloß mit seinen Merkwürdigkeiten; die Romantik des Ritterwesens hatte bereits Interesse für mich.

In der Zeit, da es mir an Lesestoff gebrach, beschäftigte ich mich auf andere

Weise mit den Büchern, die ich schon gelesen und wieder gelesen hatte: ich schrieb sie nämlich ab. So that ich es z. B. mit einigen Erzählungen von Christoph Schmidt, die mir besonders gefielen und die ich von P. Sommer geborgt erhielt (die Ostereier, Gottfried der kleine Einsiedler u. a.). Ich ließ mir diese Schriften durch den gewesenen Mitschüler Pilz einbinden, und so kam ich zu Büchern, ohne daß ich sie zu kaufen brauchte. Aber wie viel Besseres hätte ich in der dabei verlorenen Zeit ausrichten können!

Nun geschah es aber, daß mir (durch einen Menschen der sonst nicht viel Gutes in mein Vaterhaus gebracht hat) ein Buch in die Hände kam, welches mir den Vorhang vor dem unbekannten Reiche der Wissenschaft ein wenig lüftete. Dieses Buch der Weisheit war nichts mehr als ein alter Kalender, Jurende's vaterländischer Pilger für 1826, seinem Hauptinhalte nach eine Sammlung von Aufsätzen, Miscellen, Notizen u. s. w. aus verschiedenen guten Werken und Zeitschriften Deutschlands, über vielerlei Gegenstände der Wissenschaft, Kunst und Literatur, welche mir bis dahin fast ganz fremd geblieben waren, besonders Geschichte, Geographie und Naturkunde. Hier fand ich zum erstenmale die Namen vieler Heroen der Wissenschaft und Kunst aus allen Zeiten und Nationen, oft mit ihren Charakteristiken und Proben aus ihren Werken. Das erweckte die lebhafteste Begierde in mir, von diesen Lehrern der Menschheit und ihren Werken mehr zu erfahren, welche Begierde indessen noch längere Zeit auf Befriedigung harren mußte. Viele hundert Stunden saß ich über dem einzigen Buche, las wieder und immer wieder die besten Aufsätze in demselben, so daß ich am Ende den Inhalt zum größten Theile meinem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Wer ein Buch gehörig ausnützen, den Inhalt desselben recht vollständig in sich aufnehmen will, dem muß es eine kostbare Seltenheit sein; wenn die Menge der Bücher größer ist als die Lust und Zeit zum Lesen, so wird vieles flüchtig übersehen. — In Anbetracht des vielen Guten und Schönen, das mir dieser Pilger gebracht, ist er mir immer lieb und werth geblieben, als ich auch schon viel andere gute Bücher hatte.

Inzwischen kam ich wieder auf die Spur jenes Buchbinders, dem ich mein erstes Buch „der Weihnachtsabend" abgekauft, und dessen Erscheinung ich nachdem so lange vergeblich gesucht hatte. Es war der Buchbinder Joseph Klöbel; derselbe hielt in Reichenberg bei seinem Geschäft auch eine Leihbibliothek, durch welche meiner Noth um Lesestoff nunmehr gründlich abgeholfen wurde. Ich benützte sie mit meinem damaligen Kameraden Franz Plischke, welcher nachher Baumeister wurde und später nach Amerika auswanderte. Für einen Scheingroschen konnten wir wochentlich ein Buch lesen, welches wir längere Zeit hindurch regelmäßig alle Sonntage auswechselten. Bei diesem Buchbinder lernte ich auch die erste Zeitschrift kennen, nämlich die bei Medau in Leitmeritz erscheinenden Erinnerungen an merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten, für welche Klöbel Abonnenten sammelte. Diese Zeitschrift (welche sich bei verschiedenen Umwandlungen bis an die sechziger Jahre hielt) erschien damals in Monatheften zu 4 Bogen mit 4 Lithographien und einer Musikbeilage; sie brachte Erzählungen, beschreibende Aufsätze, Gedichte, Miscellen u. s. w. Es war eine von unseren vormärzlichen zahmen und lahmen Zeitschwingen; jeder Jahrgang führte sich ein mit einer pflichtschuldigen Verhimmelung des väterlichen Regimentes unseres guten Kaisers Franz. Was an dieser Zeitschrift gut war, das war meist gestohlenes Gut, nämlich Nachdruck. — Mir war sie dazumal eine unschätzbare literarische Gabe; sehnsüchtig erwartete ich das Erscheinen jedes neuen Heftes, welches mir jeden vierten Sonntag des Monats zu einem Festtag machte. Hatte ich das Heft von meinem verehrten Buchbinder und literarischem Patron in Empfang genommen, so eilte ich unaufhaltsam hinaus aus der Stadt bis ins einsame Pfarrbüschel — ein zur Röchlitzer Pfarrwidmuth

gehörendes Kieferwäldchen in einem Grunde unweit der Stadt (in deren Umgebung es damals noch mehre solche schöne Wäldchen gab, wofür jetzt theils Saatfelder, theils öde Haidelehnen zu sehen sind). Dort lagerte ich mich an schönen Sommertagen behaglich in den Schatten der jungen Kiefern, rollte mein Heft auf und betrachtete stillentzückt den bildlichen und schriftlichen Inhalt desselben. Kaum konnte ich glauben (so sauer ich auch mein Geld verdienen mußte), daß für 12 kr. W. W. so viel Schönes und Nützliches ganz und gar mein eigen sein sollte. — Uibrigens muß ich bemerken, daß ich auch in meiner Einfalt nicht eben Spreu für Weizen ansah, und daß ich in literarischen Sachen schon nicht den schlechtesten Geschmack hatte, denn derselbige Jahrgang Erinnerungen (1833), den ich zuerst kennen lernte, enthielt wirklich gediegene Sachen (im Nachdruck), u. A. einige Hauff'sche Novellen (Die Bettlerin vom Pont des Arts, die Sängerin, Othello), und auch die artistischen Beilagen waren zufällig nicht schlecht gerathen. Jetzo gegen damals — welcher außerordentliche Fortschritt in der journalistischen Produktion! Welchen Vortheil für meine geistige Ausbildung hätte mir damals eine Zeitschrift wie unsere jetzige Gartenlaube geboten!

Bald darauf erschien in Prag als ein Stück der damals in Deutschland aufkommenden Pfennigliteratur das Panorama des Universum in Wochennummern mit Holzschnitten, auf welche Zeitschrift Klöbel ebenfalls Pränumeration nahm. Die Wochennummern verwandelten sich später in Monathefte mit Stahlstichen und brachten viel Uibersetzungen aus französischen Journalen, besonders Artikel über die Feldzüge und Zustände in Algier, über dessen Unterwerfung die Franzosen gerade her waren.

Ich hätte bei meiner Lektüre nothwendig einen erfahrenen Berather gebraucht. Außer dem Wenigen, was ich durch Jurende's Pilger erfahren, kannte ich von der Literaturgeschichte fast gar nichts, und die vorzüglichsten Schriftsteller, deren Namen dort genannt wurden, suchte ich in Klöbel's Sammlung vergebens. So mußte ich gleichsam auf's Gerathewohl in den Fächern des Büchergestelles herumtappen, und der Zufall führte mir durcheinander gute und schlechte Bücher in die Hände. Wohl hatte ich jederzeit den guten Willen, nur Nützliches und Schönes herauszulesen, aber nicht sogleich die Einsicht, das Rechte und Schlechte gehörig zu unterscheiden. Eine zeitlang fesselten mich die abenteuerlichen Romane „von Frauen, Rittern, Krieg- und Liebesflammen", ich verschlang begierig die Ritterbücher von Spieß: die zwölf schlafenden Jungfrauen, die zwölf schlafenden Jünglinge u. a.; dann verschiedene Geister- und Schauergeschichten von Delarosa mit haarsträubenden Titeln. Es war freilich die ideale Seite des Ritterwesens, welche mich dafür einnahm: Heldenmuth, unverbrüchliche Treue und Redlichkeit, Schutz den Unterdrückten, „Hilfe, wo die Unschuld weint." Der Ritter ohne Furcht und Tadel war mein Idol, ich lebte und webte in der goldenen Ritterzeit, wie weiland der Ritter von la Mancha. Aber wenn auch der schöne Wahn nicht sobald entzweiriß, so wurde doch die Darstellung, die Behandlung des Stoffes in diesen Büchern meinem Geschmacke bald zuwider; ich wurde dieser verschrobenen, ungeheuerlichen Phantasiegebilde überdrüßig. Reisebeschreibungen, Geschichts- und andere wissenschaftliche Werke waren in Klöbel's Leihbibliothek nicht vorhanden, und so kam es, daß ich trotz meiner starken Leselust oft vergebens Bücher nach meinem Wunsch und Bedürfniß suchte, und manches fade oder zu phantastische Buch trug ich ungelesen an Ort und Stelle zurück.

Eines Tages, als ich so zu sagen in geistiger Dämmerung unter Klöbel's Büchern herumtappte, viele derselben nach und nach vom Gestelle herunternahm, Titel, Titelbilder und Inhalt besah und eines um das andere wieder an seinen Ort stellte, ohne sobald über die Auswahl mit mir einig werden zu können, gerieth ich über die Werke Walter Skott's, welche, natürlich in deutscher Uibersetzung, vorhanden waren. Dieser Schriftsteller — lange Zeit in der englischen

Literatur unter dem Namen des großen Unbekannten bekannt — war selbstverständlich auch mir eine unbekannte Größe. Auf's Gerathewohl nahm ich einen Band davon, und obwohl das eben keine für meine Jahre und meine Bildungsstuffe passende Lektüre war, empfand ich doch die edle Schönheit der Dichtung so tief, daß ich ganz dafür eingenommen wurde und mit großem Vergnügen und Nutzen für meine Charakterbildung die Werke dieses Autors der Reihe nach durchlas. Die ächte Humanität, welche seine Dichtungen durchweht, und der Adel, der in denselben dargestellten Charaktere traf mit meinen eigenen Idealen vom Guten und Schönen zusammen oder erweckte sie in meiner Seele. — Richard Löwenherz, Karl der Kühne, Quintin Durward u. a., das waren andere Rittergeschichten als jene von Spieß und Delarosa! — Zeitlebens bin ich ein Verehrer des edlen Verfassers geblieben, von welchem Meyer in seinem Universum sehr wahr und treffend sagt: „Walter Skott ist ein Schotte, aber vermöge seines geistigen Wirkens ist er ein Ehrenbürger aller Nationen. Seine Schriften sind über das Weltrund verbreitet, und die Freudenmenge, die sie geschaffen, die Bildungskeime, die sie in Millionen Herzen zur Fortentwicklung pflanzten, zählt niemand. Kein unlauterer, unedler Gedanke ist in irgend einer Zeile seiner Werke verborgen."

Mit dem hier Erzählten bin ich eigentlich der Zeit ein wenig vorausgeeilt, und ich habe nachzuholen, daß ich bei alledem fortfuhr in freien Stunden fleißig zu zeichnen und zu malen, nicht bloß Krippe-Gegenstände, sondern auch verschiedene andere Bildwerke, wie sie in Büchern und Zeitschriften mir vorkamen: Porträts, Thierbilder, Landschaften, und mit besonderer Vorliebe auch Landkarten. — Damals war es nicht wie heute, wo die besseren Schüler schon in der Volksschule in den Anfangsgründen des Zeichnens unterwiesen werden. Ein Knabe, welcher aus eigenem Antriebe darauf verfiel, wurde schon für etwas Besonderes angesehen, etwa wie in den polnischen Regimentern ein Rekrut, welcher lesen und schreiben kann. — Da nun meine Arbeiten von den Leuten zuweilen gelobt wurden, so ward dadurch meine Lust und Liebe zur Sache noch mehr gehoben, mein Eifer noch mehr angefacht, und ich trug mich mit dem Gedanken, wegen Ausbildung meines vermeintlichen Talentes mich an einen ordentlichen Lehrer zu wenden. Wenn auch nicht eben ein Künstler in mir stecke (was nach meinen romanhaften Vorstellungen aber doch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit lag), so hatte doch die Aussicht, es so weit zu bringen, jeden beliebigen Gegenstand, besonders landschaftliche Partien auf Papier nehmen zu können, so viel Verlockendes für mich, daß ich mich kurz entschloß, mein Talent auf die Probe zu stellen. Von der Länge der Zeit und allen anderen Kenntnissen, welche hiezu erforderlich sind, hatte ich keinen Begriff. Ich ging also zum Zeichnenlehrer Hajek nach Reichenberg, welcher mir wochentlich zwei Stunden Unterricht gab, zuerst in den Vorbegriffen des geometrischen, dann im Freihandzeichnen nach antiken Vorlagen. Hat dieser Unterricht, welcher durch vier Sommermonate, also einige dreißig Stunden dauerte, mich auch nicht zum Künstler gebildet, so läuterte er doch meinen Geschmack und berichtigte mein Urtheil in Sachen der bildenden Kunst; ich lernte das Gute vom Mangelhaften besser unterscheiden und das Schöne noch schöner sehen als vorher. Auch hier war Selbstübung die beste Schule, und so lange meine Berufsgeschäfte mir einige Muße dazu ließen, blieb das Zeichnen eine meiner liebsten Beschäftigungen in freien Stunden. — Den Zeichnenlehrer aber (nachher Professor an der Reichenberger Realschule) stellte ich wie jeden meiner Lehrer bald in ein väterlich-freundschaftliches Verhältniß zu mir, welches Zeit seines Hierseins gedauert hat.

Nun habe ich noch einer Jugendliebhaberei zu erwähnen, nämlich des Theaterwesens. — Ein ehemaliger Schulkamerad meines Vaters, der Bleicher Joseph Wagner aus dem Hause Nr. 1 in Neuwald, pflegte jenen öfters zu besu-

chen. Wenn es an die siebzig geht, so finden sich nicht mehr Viele, welche zusammen eine Schule besucht haben; desto lieber suchen sich die wenigen Uibriggebliebenen auf, um von der alten Zeit zu plaudern, welches ihre Jugendzeit war.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

Wagner war ein aktiver Theilnehmer des vor Zeiten von einer hiesigen Gesellschaft aufgeführten Passionsspieles gewesen, wobei ihm zuletzt die Rolle des Pilatus zugetheilt war. Da unterhielten sich denn die beiden Alten oft von jenem merkwürdigen volksthümlichen Spiele, von dem wunderbaren Geschick, womit es durch die einfachen Dorfleute aufgeführt wurde, von verschiedenen Vorfällen und auch mitunter komischen Zwischenfällen bei demselben; sie sprachen von dem lauten Weinen, welches das ganze Haus erfüllte bei schmerzhaften Szenen des bittern Leidens unseres Erlösers, von der Rollenvertheilung, und wie allein der „Herrgott," dessen Persönlichkeit ganz vorzüglich für Jesu-Rollen geeignet war, und der sie auch mit besonderer Meisterschaft durchführte, wie allein dieser den Namen derselben mit in's Grab nahm. Er hatte aber den Namen eigentlich da gelassen, denn in seinem Hause (Nr. 28) hieß es noch lange Zeit nach seinem Ableben „beim Herrgott." (Dem also Petrus wohl ohne Anstand die Himmelsthür geöffnet haben wird). Sie rezitirten verschiedene Scenen aus dem Stücke und erwogen wohl auch die Möglichkeit einer Erneuerung. — Bei diesen Unterhaltungen war ich ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Wagner brachte einmal das geschriebene Manuskript des Passionsspieles, welches ich mit großem Interesse durchlas und mich längere Zeit damit beschäftigte. Auch Theile des Theaters und der Garderobe waren in Wagners Hause noch vorhanden. Was ist aber endlich damit geschehen? Die jungen Leute benützten sie zu Fastnachtsaufzügen. Darüber ereiferte sich die alte Juliane, die Großmutter im Hause; sie mochte die freventliche Profanation dieser ehrwürdigen Gewänder nicht leiden und entriß sie dem jungen Volke. Die weiten Talare der Hohenpriester waren gut auf Bettzeug für die Kinder, Herodes' Purpurmantel gab einen schönen Unterrock, dessen Königskrone aber nebst den hohen Mützen von Kaiphas und Annas warf sie in den feurigen Ofen.

Wie hiedurch meine Aufmerksamkeit auf theatralische Vorstellungen hingelenkt wurde, so war es mir ein großes Ereigniß, als einmal eine herumziehende Schauspielerbande in unserem Dorfe Halt machte und in einem Bauernhause mit großer Stube ihre Schaubühne aufschlug. Ich gehörte zu den fleißigsten Besuchern derselben, betrachtete in meiner Einfalt die armen Vagabunden als große Künstler und ihre Leistungen als hohe erhabene Kunstdarstellungen. Da diese Begebenheit gerade mit meiner Lektüre der Ritterbücher in eine und dieselbe Zeit fiel, so war ich ganz entzückt darüber, die Phantasiegebilde derselben hier in „großen, romantischen Ritterschauspielen" vor meinen Augen verkörpert zu sehen. Die Folge davon war, daß ich eine Zeit lang für's Theater schwärmte, auch selber eine Erzählung in ein Theaterstück umarbeitete, welches ich des Sonntags mit meinen Kameraden im Mahlhause aufführte. Ich hatte wohl auch den Einfall selber ein Schauspieler zu werden; aber, beiläufig gesagt, hätte ich zu nichts in der Welt weniger gepaßt als zu einem solchen. In wie ganz anderem Lichte erschien mir das Alles, nachdem ich gute Schauspieler auf großen Theatern gesehen und die Meisterwerke unserer Dichter gelesen hatte.

Wie vertrugen sich aber all diese Beschäftigungen und Liebhabereien mit meinen Berufsarbeiten? Sie durften denselben nicht viel Abbruch thun. Ich lernte unschwer die bei der Müllerei nothwendigen Verrichtungen, half meinem Vater bei der Brettsäge, welche damals neben der Mühle bestand, und mußte

auch bei den Feldarbeiten mit zugreifen; besonders gern beschäftigte ich mich mit Holzarbeiten im Walde. Freilich schaute ich manchmal auch länger in die Bücher, als dem Vater lieb war; auch geschah es zuweilen, daß ich mich mit einem Buche an einen verborgenen Ort schlich, um ungestört dem Lesen obliegen zu können; aber meistens war es doch nur die Zeit, welche die Knaben gewöhnlich zum Herumlaufen, zu unnützen oder schädlichen Zerstreuungen verwenden, welche ich der Pflege meiner Neigungen widmete.

So verstrichen meine drei Lehrjahre und noch zwei Jahre darauf.

Die Wanderzeit.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald in Strom und Feld.

Wohl war mein lebhaftes Trachten und Sehnen nach dieser Gunst des Himmels gerichtet, doch ist sie mir nur zum kleinen Theile gewährt worden; auch darin wie in mancher anderen Beziehung ist mir das Leben viel schuldig geblieben. Aus den Länder- und Reisebeschreibungen, die ich immer mit Vorliebe gelesen, auch aus den Erzählungen wandernder Gesellen, welche oft genug in der Mühle meines Vaters übernachteten, wußte ich so viel Merkwürdiges und Interessantes über die Beschaffenheit anderer Gegenden und fremder Länder, daß ich großes Verlangen trug, es bald mit eigenen Augen zu sehen. Die übliche Wanderzeit des Handwerksgesellen bot mir hiezu Gelegenheit, und seit meiner Freisprechung von der Lehre lag ich meinem Vater mit Bitten in den Ohren, er wolle mir erlauben in die Fremde zu gehen. Erst nach längerem Widerstreben und Vertröstungen auf spätere Zeit gewährte er mir endlich, als ich eben das 17. Jahr vollendet hatte. Seine Bedenken waren sehr gerechtfertiget, denn an Weltklugheit und Erfahrung im Umgange war ich noch ein Kind.

Ich erhielt (nicht ohne Mühe und wiederholte Gänge nach Böhmisch-Aicha) vom Oberamte ein Wanderbuch auf ein Jahr, aber nur für die konskribirten östr. Erbländer mit Ausnahme der ungarischen Länder und Italiens; denn nur solche Wanderbewilligungen wurden an Handwerksburschen ertheilt. Wer über deren Grenzen hinaus wollte, der brauchte einen Gubernialpaß, welcher nicht ohne größere Umständlichkeiten zu erlangen war. In der vormärzlichen Zeit wurde emsig darüber gewacht, daß die jungen Söhne des Volkes sich nicht in der weiten Welt verlaufen konnten, oder etwa in anders regierten Landen Anschauungen machten, die ihnen das Wohlgefallen am alleinseligmachenden patriarchalischen Regiment verleiden konnten.

Da ich somit die väterliche und behördliche Bewilligung für meine Wanderschaft erlangt hatte, fehlte es nur noch an einem erfahrenen und zuverlässigen Kameraden, der mich aus dem Vaterhause hinaus und in die fremde Welt einführte. Mein Vater wollte mich nur mit einem bekannten getreuen Altmühlscher von dannen ziehen lassen, wie deren einige regelmäßig wie die Zugvögel im Frühjahre erscheinen. Einem solchen Invaliden des Handwerks waren die besten „Striche" im Lande mit den meisten Mühlen bekannt, und er konnte auch einem „jungen Ausläufer" die nützlichsten Unterweisungen ertheilen. Aber zufällig wollte gerade längere Zeit keiner erscheinen, den der Vater mit Beruhigung zu meinem Mentor ernennen konnte, indeß mir die günstigste Wanderzeit im Fluge zu enteilen schien, da die Frühlingssonne so freundlich strahlte, die lieblichen Mailüfte fächelten, die Bäume blühten und die Vögel Jubellieder sangen. Ich glaubte vergehen zu müssen vor ungeduldiger Sehnsucht nach der Ferne.

Da geschah es, daß eines Abends ein junger wildfremder Gesell zum Nachtlager bei uns einsprach, und ich entschloß mich kurz und schnell, ohne Bedenken, sein Gefährte zu werden. Vor schlechten Gesellen war mir gar nicht bange; denn ich hatte in meinem Leben noch keinen kennen gelernt. Uibrigens dacht' ich: wenn mich einer verführen will, bin ich ja selber dabei, ich werde mich schon in acht nehmen. Da ich mich schlechterdings nicht mehr halten ließ, wurde den Morgen darauf mein Reisebündel gepackt und mit der weißen Schürze umwickelt; das Reisegeld — zwei Speziesthaler in Summa — nähte mir die Mutter in den Hosengurt, während der Vater mir einprägte, nur im äußersten Nothfalle es anzugreifen. Nach dem Mittage hing ich mein Bündel nach Müllerart über die linke Schulter, nahm in die rechte Hand den Wanderstab und trat mit meinem unbekannten Gefährten wohlgemuth die Reise in's Blaue an. Meine Eltern und Geschwister gaben mir das Geleit über den Mühlberg hinauf bis auf die Höhe von Kohlstatt, wo man weit in's Land hinein sehen kann, bis Trosky und Bösig als imposante Marksteine im Südwesten den Gesichtskreis begrenzen. Hier gab mir mein guter Vater seinen Segen und entließ mich in Gottes Namen in die weite Ferne, welche dort ausgebreitet vor dem Angesicht lag. Wir schieden unter Thränen von einander; die Meinigen gingen rückwärts wieder dem Heimathause zu, ich wanderte mit dem Kameraden den Weg weiter nach Liebenau hinab.

Diesen aber erkannte ich bald als einen lockeren Gesellen, an dem ich kein Wohlgefallen haben konnte. Gleich am anderen Morgen fing er an muthwillige Streiche auszuführen, welche nichts weniger als meinen Beifall erhielten; so z. B. machte er die Schützen eines Mühlgrabens zu und sperrte also das Wasser von der Mühle ab, welches nun über die Wehre hinab im wilden Bette fortrauschte, während die Mühlräder zum Stillstand kommen mußten. Da ich keine Lust hatte für solche Arbeit den Lohn mit ihm zu theilen, so wurde mein Sinn ihm abwendig und ich trachtete bei erster Gelegenheit mich von ihm zu trennen. Als wir daher in einer Ortschaft an der unteren Mohelka über Mittag blieben, er in der Obermühle, ich in der Niedermühle, und er für mein Vorwärtsstreben dort zu lange Mittagsruhe hielt, riß mir der Geduldfaden entzwei, ich erwartete ihn nicht, ließ mir vom Bache den Weg weisen und wanderte allein mit meinen Gedanken und Hoffnungen weiter.

Nach einigen Tagen traf ich zwei Gesellen auf einmal, denen ich mich anschloß, aber auch diese waren nicht nach meinem Sinne. Es waren durchtriebene Kerle, sie führten unanständige Reden im Mund, welche meiner Unschuld ein Gräuel waren; darum floh ich auch diese bald und band mich auf meiner ferneren Wanderschaft an gar keinen Gefährten mehr, sondern zog es vor, fast immer einsam meines Weges dahin zu wandeln.

Wenn die Wanderzeit überhaupt als die fröhlichste Zeit in dem Leben des Handwerksgesellen gelten kann, so ist sie dies ganz besonders für den Müllergesellen. Wenn andere Handwerker auf der staubigen Landstrasse die Welt am Wanderstabe durchmessen, so wird ihm sein geschlängelter Pfad durch das lebendige, fließende Wasser vorgezeichnet, als ob dieses sein Element sei. Diesem nach, oder ihm entgegengehend, durchwandelt er auf weichem Wiesenpfade die schönen Thalgründe. Bei jeder Wendung des erlenumsäumten Baches eröffnet sich ein neues Landschaftsbild; langgestreckte Ortschaften und breite Wiesenflächen wechseln mit engen Waldschluchten, nicht minder zeigen die Thalwände die mannigfaltigsten Bergformen und Bekleidungen; das Klappern der Mühle aber (dem Ohre des Müllerburschen Musik) kündigt dieselbe schon an, wenn sie noch unter Busch und Hügel versteckt liegt. Das sogenannte Fechten ist dem Müllerburschen erspart, er darf (oder durfte) bei jeder Mahlzeit in der nächsten Mühle als Gast oder am Abend zum Nachtlager einsprechen; unter der Zeit aber erhielt er das Geschenk von 2 — 4 Kr. W. W. — Bei diesen Umständen war es nicht zu verwun-

dern, daß bei der schönen Jahreszeit Mancher gern die Werkstatt verließ und nach dem Stabe griff.

Das Wandern ist des Müllers Lust
Das Wandern!
Der muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

Vom Wasser haben wirs gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das seh'n wir auch den Rädern an,
Den Rädern.
Die gar nicht gerne stille steh'n,
Und sich beim Tag nicht müde dreh'n,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit dem muntern Reih'n,
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn,
Und Wandern.

Wilhelm Müller.

Auch mir gefiel es ganz wohl dieses Wandern, und von Gefühlen durchströmt, wie sie im vorstehenden Liede ausgedrückt sind, legte ich manche Meile Weges zurück. Doch kann ich nicht sagen, daß ich (bei meinem langsamen geistigen Entwicklungsgange) damals schon alle Schönheiten der Natur in den Gegenden, welche ich durchstreifte, mit richtigen Augen angesehen hätte. Erst nachher, als ich die herrlichen Schilderungen unserer Naturdichter kennen gelernt, wurden mir die Augen dafür geöffnet. Doch einzelne schöne und großartige Naturszenen machten auch damals schon einen unverlöschbaren Eindruck auf mich.

Ich hatte, wie gesagt, meine Wanderbewilligung nur für die östr. Erblande erhalten und durfte also die Gränze nicht überschreiten. Das Tschechenland gehörte nicht unter die Wanderbezirke des deutschen Müllergesellen; denn er konnte dort so wenig wie ein Tscheche im Deutschen Arbeit erhalten; ja der Deutsche erhielt im Tschechischen auch nicht die gewöhnliche Wander-Unterstützung und konnte dort nur für sein Geld reisen. Da nun meine zwei Speziesthaler Reisegeld fest in meinen Hosengurt eingenähet waren, und ich sie nicht ohne dringende Nothwendigkeit lösen wollte, so mußte ich im Böhmerlande nur um den Rand gehen, den deutschen Gränzbezirken entlang, wo der „Feierbursch" in jeder Mühle umsonst Nachtlager, Essen oder in der Zwischenzeit ein kleines Geldgeschenk als Zehrpfennig erhielt. Von der Hauptstadt Prag mußte ich also vorerst absehen; sie war es aber auch eigentlich nicht, nach welcher mein größtes Verlangen gerichtet war, sondern das große Ziel, welchem ich lavirend zusteuerte, war die Residenzstadt Wien. Bevor ich diese nicht gesehen, fand ich weder Ruhe noch Rast, nahm auch in keiner Mühle Arbeit an, obgleich mir öfters Gelegenheit dazu geboten wurde.

Zuerst durchstreifte ich das nördliche Böhmen von Osten, aus der Heimat, gegen Westen. Da waren für mich, besonders im schönen Leitmeritzer Kreise, die vielen Burgruinen sehr merkwürdig, und wo ich auf einem Felsen oder auf einem Bergkegel ein solches Denkmal der Ritterzeit aufragen sah, dort ging ich nicht vorüber, sondern ich bestieg allemal die Höhe, erging mich in den alten ver-

fallenen Gemächern, versuchte und bewunderte die Festigkeit des dachlosen Gemäuers, welches der versteinerte Kalk so fest zusammenhält, daß nur mit großer Gewalt ein Stein von dem anderen abgelöst werden kann, und träumte mich in die romantische Vergangenheit zurück, denn ein Träumer bin ich von jeher gewesen.

„Hier auf diesem waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sei dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!"

Es hafteten noch genug romantische Ideen aus Klöbel's Ritterbüchern in meinem Kopfe, die mir das edle Ritterthum bewundernswerth erscheinen ließen. Es war ein schöner Sommerabend, als ich den Hasenberg im Leitmeritzer Kreise bestieg, welcher mit den Ruinen der Hasenburg gekrönt ist; es gefiel mir so wohl in den alten Gemäuern, daß ich ohne Bedenken mein Nachtlager zwischen denselben aufschlug. Wußte ich doch aus authentischen Rittergeschichten, daß die Ritter auf ihren abenteuerlichen Fahrten in Ermanglung einer Herberge ohne weiters, wo sie der Zufall des Abends hinführte, ihr Roß etwa an einem Baum banden oder nach Belieben um die ausersehene Stelle herumgrasen ließen und sich unter freiem Himmel auf Gottes Erdboden zur Ruhe hinstreckten. Dieses freie Nachtlager, das Wandergebündel als Kopfkissen, das Röcklein als Decke gebraucht, den klaren Sternhimmel über mir, gefiel mir so wohl, daß ich es auf meiner Reise aus purer Liebhaberei etliche Male wiederholte. Der warme und trockene Sommer des Jahres 1834 begünstigte diese sonderbare Passion, niemals hat mich ein Ungewitter dabei überrascht, während ich so wie Jakob im Traume von der Himmelsleiter den Schlaf des Gerechten schlief; nie habe ich auch die geringste üble Folge davongetragen, denn mein guter Stern stand über mir.

Eben nach einer solchen im Freien zugebrachten Nacht war es, als ich im Morgengrauen in die Kreisstadt Leitmeritz einzog, wo mein Freund Augustin Wagner seine Gymnasialstudien absolvirt hatte. Nächst Medau's Offizin, aus welcher die „Erinnerungen", das „Erntefeld" und nebstdem viel schöne Jugendschriften hervorgegangen, die mich oftmals unterhalten und belehrt hatten, war hier für mich die größte Merkwürdigkeit der Elbstrom. Lange Zeit stand ich auf der Brücke, und betrachtete, bald aufwärts, bald abwärts schauend, mit großem Vergnügen den schönen deutschen Strom und die Schiffe, welche auf demselben auf und nieder schwammen, denn ich hatte noch nie in meinem Leben den vielersehnten Anblick eines schiffbaren Flusses gehabt, und mich von jeher nach einem solchen Anblicke gesehnt.

Auf dem Markte in Leitmeritz traf ich einen Büchertrödler, der mir gerade recht war. Von ihm kaufte ich eine Karte von Böhmen und vom Erzherzogthume Oesterreich; auf diesen Karten konnte ich nun meine Marschrouten absehen, ohne erst viel darüber fragen zu müssen. Ferner kaufte ich von demselben gesuchten Manne eine alte Länderbeschreibung des Kaiserthums Oesterreich, wie sie im Gymnasium gebraucht wurde; so konnte ich nun die eigene Anschauung der Städte und Gegenden, die ich durchzog, mit der Beschreibung vergleichen, welche mir überdies die Merkwürdigkeiten derselben bezeichnete. Zum Dritten erstand ich ein ebenfalls im Gymnasium gebrauchtes Geschichtswerk und endlich noch eine lateinische Grammatik.

So verließ ich an geistigen Schätzen reich die gute Stadt Leitmeritz und war nun in Stand gesetzt, meine Selbststudien auch während der Reise fortzusetzen. Hiebei war mir wieder der italienische Sommer des Jahres 1834 sehr

günſtig. Wo ich unterwegs unter einem ſchönen Baume oder ſonſt einem einladenden Platze Luſt auszuruhen hatte, dort zog ich, während ich mich gemächlich niederließ, eines meiner Lehrbücher hervor, und nahm, während ich wie gewohnt mein eigener Profeſſor war, abwechſelnd Stunden in der Geographie, Geſchichte und lateiniſchen Sprache. Und alles ging recht gut bis auf die Sprache der alten Römer, welche ich nicht bemeiſtern konnte, da mir als Grundlage die deutſche Sprachlehre abging.

Von Leitmeritz ging meine Reiſe über Teplitz, Brüx, Kommotau, Saaz, Karlsbad, Marienbad, Pilſen, Klattau, rechts und links von der geraden Tour oft ziemlich weit abweichend, wie die mäandriſch geſchlängelten Bäche und Flüſſe mich führten. Im ſüdlichen Böhmerwalde paſſirte ich unweit Winterberg die Gränze des Erzherzogthums Oeſterreich; es war ein ſehr anmuthiges Thal, welches mir von der Höhe des Gebirges drüben zuerſt ſichtbar wurde, in welchem der Markt Aigen, in deſſen Nähe das idylliſche Kloſter Schlögel liegt, in welchem Kloſter ich nach altem Pilgrimsbrauch Kloſterſuppe aß. Ich folgte der Mühl, welche dieſes ſchöne Thal durchfließt, bis zu ihrer Mündung in die Donau unweit Linz, wo ich auf das rechtſeitige Ufer dieſes Stromes hinüberging. Nachdem ich die Landſchaft von Steier bis St. Pölten und Krems durchſtreift, fuhr ich von letzterer Stadt mit einem bairiſchen Getreideſchiffe auf der Donau bis Kloſterneuburg hinunter und hielt ſodann meinen Einzug in die Metropole Oeſterreichs.

Wien ſah ich dieſesmal nur auswendig, denn meine Unerfahrenheit wußte ſich die Sehenswürdigkeiten der Stadt nicht zugänglich zu machen; doch beſtieg ich den Stephansthurm und den Leopoldsberg. — Ich hatte auf der ganzen Reiſe noch nicht einmal nach Hauſe geſchrieben; vom fernen Wien wollte ich meine Aeltern und Geſchwiſtern (die mich höchſtens in 10 — 15 Meilen Entfernung vermuthen mochten) mit einem Briefe überraſchen, und dann durch das Alpenland auf den zweiten Hauptgegenſtand meines Verlangens, auf die Seeſtadt Trieſt zuſteuern, unterwegs aber bei paſſender Gelegenheit Arbeit nehmen. Da machte mir aber das Schickſal einen Strich durch meine Rechnung; ob zum Guten oder zum Schlimmen, das kann ich heute noch nicht ſagen. — Mein Wanderbuch, welches ich, wie jeder reiſende Handwerksburſch, gegen eine Beſcheinigung an der Linie abgegeben, war auf der Polizei-Direktion, wo ich es zurückerhalten ſollte, nicht vorfindig — es war verloren gegangen. — Eine Woche hindurch wartete ich vergebens darauf, täglich bei der Polizei-Behörde Nachfrage haltend. Durch dieſen Vorfall wurde mir mein Aufenthalt in Wien verleidet, auf welchen ich mich ſo lange ſehnſüchtig gefreut hatte. Das war ein Spiel des Schickſals, wie es im menſchlichen Leben nicht ſelten vorkommt, wenn nämlich Hoffnungen und Befürchtungen ſich als vergeblich erweiſen, oder das gerade Gegentheil derſelben eintrifft.

Da ich nun ohne Reiſedokument nicht weiter fort konnte und mir um Erſatz des verlornen Wanderbuches keinen Rath wußte, ſo mußte ich mich nolens volens zur Rückreiſe entſchließen, die ich auf der geraden Straße über Znaim, Iglau und Czaslau einſchlug und zu Fuß in ſieben Tagen vollendete. Trotzdem ich bei dieſer Rückreiſe und vorher bei dem achttägigen Aufenthalte in Wien für mein eigenes Geld zehren mußte, brauchte ich meine beiden eingenähten Spezies-thaler nicht in Angriff zu nehmen, denn ich hatte von den Müllergeſchenks Kreuzern genug erſpart, um bei meinen äußerſt frugalen Bedürfniſſen damit auszukommen. Ein Stück Brot — auf der Herberge höchſtens ein Glas Bier um vier Scheinkreuzer — ich wußte kaum, daß der Menſch noch etwas mehr zur Erhaltung brauche. Ich lebte alſo unbewußt ſo ziemlich nach den Regeln des Diogenes von Sinope; kein Wunder, daß mir deſſen Philoſophie ſo ſehr gefiel, als ich dieſelbe ſpäter kennen lernte. —

Als ich den Mühlberg herunter ging, aus dem Walde heraustrat und die väterliche Wohnung vor mir liegen sah, da kam mir alles so fremd vor, als wäre ich jahrelang nicht da gewesen. Die Schwester Karolina, eben auf dem Felde beschäftigt, erblickte mich; im Augenblick stieß sie einen Freudenschrei aus und flog schnell wie ein aufgescheuchtes Reh den Berg hinunter, um die Freudenbotschaft meiner Heimkehr im Hause zu verkünden.

Saure Wochen.

Zu Hause war großes Verlangen nach mir; meine Aeltern und Geschwister hatten große Sorge um mich ausgestanden, weil ich die ganze Zeit meiner Abwesenheit nichts hatte von mir hören lassen. Es war „trockene Zeit," welche in dieser Mühle gleichbedeutend mit guter Zeit war, weil da Mahlgäste von auswärtigen Ortschaften herbeikamen und die sonst häufig feiernde Mühle in volle Beschäftigung setzten. Ich traf die in gewöhnlicher Zeit oft leer stehende Mühle gefüllt mit Getreidesäcken. Der Gehilf, der während meiner Abwesenheit meine Stelle versah, hatte so eben wegen ungenügender Leistung den Abschied erhalten, und so fand ich bei meiner Wiederkehr offene Arme und eine offene Stelle; aus meinem Vorhaben aber, die Wanderschaft auf's Neue anzutreten, konnte vorläufig nichts werden, da ich in dieser Zeit zu Hause schier unentbehrlich war.

Auf das Schlenderleben meiner Wanderzeit folgten nun sieben Wochen harter Arbeitszeit, während welcher ich beinahe gar nicht aus dem stauberfüllten Mahlhause herauskommen konnte, wobei mein längster Schlaf ohne Unterbrechung kaum eine halbe Stunde währte. Es war ein schweres Opfer an Kraft und Gesundheit, welches ich unserer Familie darbrachte in der Blüthe meines Jünglingsalters, wo der Körper in der Ausbildung, im besten Wachsthume begriffen war. Zeitlebens habe ich an den nachtheiligen Folgen der Ueberanstrengung zu tragen, der ich mich in dieser Zeit unterziehen mußte. Hätte ich hinter dem Pfluge gehen, die Sense oder die Holzaxt schwingen dürfen, mein junger Körper wäre gekräftiget worden durch jeden Athemzug in der frischen, freien Luft in Feld und Wald, während der häufige Getreide- und Mehlstaub die edelsten Organe des Körpers verkleistern und ihren gesunden Zustand zu Grunde richten mußte. O warum war niemand da, der mich vor diesem Uebel behüten konnte! Warum lehrte mich niemand der Sorge für meine Gesundheit alle andere Sorgen nachsetzen? Es war ein hartes Geschick für mich!

Weitere Fortbildung.

Endlich wurde es denn doch eingesehen, daß meinem jungen Körper zu viel Anstrengung zugemuthet ward, und ich erhielt für meine Arbeiten bei der Mühle einen Gehilfen. Mit der Wiederholung oder eigentlich Vollendung meiner Wanderschaft war es jedoch nichts, denn ich war fortan unentbehrlich im Hause. Als mir meine Berufsgeschäfte wieder einige Muße vergönnten, nahm ich mit erneutem Eifer die Bücher nebst Stift und Pinsel wieder zur Hand. Klöbel's Leihbibliothek war jetzo wieder eine von mir sehr besuchte Anstalt. — Auf meiner Reise hatte ich mich in den Städten besonders gern vor den Auslagen der Buch- und Kunsthandlungen aufgehalten, wo ich die Bücher und Landkarten stundenlang musterte mit sehnlichem Verlangen nach dem Besitz solcher Schätze. Welche Weisheit mochte nicht hinter all' diesen Titeln stecken, die hier aufgeschlagen waren! Warum gab es doch in unserem Reichenberg nicht auch eine Buchhandlung? Ich hörte nicht auf, eine solche herbei zu wünschen, bis sie endlich wirklich da war. Die im Jahre 1837 in Reichenberg etablirte „von Sr. k. k. Majestät allergnädigst konzessionirte Buchhandlung des Benedikt Pfeiffner" kam

mir vor, als ob sie eigens für mich eingerichtet worden wäre. Nunmehr war es mir vergönnt, bei jedem Gange nach der Stadt in der Auslage mannigfaltiger Bücher nach Gefallen herumzusehen und zu suchen, und das Eine weiß ich gewiß, daß Keiner meines Gleichen bei allen seinen erlaubten und unerlaubten Unterhaltungen so großes Vergnügen empfand, wie ich bei solcher Bücherschau. Von meinem Verdienste gab ich gerne keinen Kreuzer auf andere als schlechterdings unentbehrliche Sachen aus, um nur einiges Geld zur Anschaffung von Büchern zu erübrigen.

Von dieser Zeit datirt der kleine Anfang meiner (für meine Verhältnisse) großen Büchersammlung, welche ich mit ganz absonderlicher Liebhaberei besorgte. Ich war nicht bloß Bücherfreund, sondern das, was man einen Bibliomanen nennt. Ein vortreffliches Buch mußte bei mir auch äußerlich schön ausgestattet sein; schönes Papier, korrekte Schrift, gelungene Illustrationen, geschmackvoller Einband, dieses alles gehörte dazu, um meine Freude an demselben ganz vollkommen zu machen. Ich machte mir im Hause ein kleines Kämmerchen für meine Bücher zurecht, und dort

„Wo an der düstern Wand gekrümmte Bretter drückt,
Was Geisteshunger stillt und Seelenpein erquickt,"

dort verbrachte ich manche Stunde einsamen Stillvergnügens. Denn mein Studiren trug mir keineswegs jederzeit lauteres Lob ein, sondern oft liefen Verweise meiner Aeltern mit unter. Darum verkroch ich mich mit manchem Buche viel öfter in einen Winkel, als daß ich mich öffentlich damit produzirte.

Trotz meiner Unkenntniß der Literaturgeschichte machte ich in der Wahl meiner Bücher selten einen Fehlgriff. Ich mied es, für Bücher Geld auszugeben, welche mit einmaligem Lesen in der Regel abgethan sind, und trachtete mehr nach solchen Werken, die einen bleibenden Werth haben. Ein glückliches Ohngefähr schien mir öfters dabei zu Hilfe zu kommen. Eines der ersten Werke, welches ich in der neuen Buchhandlung pränumerirte, war das „Bilder-Conversations-Lexikon" — ein Auszug aus dem bekannten Brockhaus'schen Conversations-Lexikon. Ich erkannte damals noch nicht das Wesen und die Einrichtung eines enzyklopädischen Werkes, doch konnte kein anderes für meine Bedürfnisse besser passen, als ein solches, wie es mir hier der Zufall in die Hände spielte. Als mir der Plan desselben endlich klar wurde, erkannte ich in diesem Werke mit Freuden eine Fundgrube, einen Wegweiser auf dem weiten Felde des Wissens, welcher sofort von mir eifrig benützt wurde. Mit Verlangen erwartete ich jede neue Lieferung, im Voraus berechnend, welch' interessante Sachen dieser oder jener Buchstabe alles bringen müsse. Kein Artikel des ganzen Werkes blieb von mir ungelesen, wie es denn überhaupt meine Gewohnheit war, jedes angekaufte Buch dem ganzen Inhalte nach durchzulesen. Wegen des großen Nutzens für meine Kenntnisse kam dieses Werk in schönem Einbande unter meine liebsten Bücher, wo es von mir neben dem großen Meyer'schen Lexikon heute noch mit dankbarer Vorliebe angesehen wird.

Durch dieses Lexikon gelangte ich nun zur Kenntniß der Koryphäen der Literatur und verschiedener Wissenschaften, die mir bisher beinahe fremd gewesen waren. — Was ich nun in einer Reihe von Jahren in der Zeit und mit jenen Mitteln, die andere junge Leute gewöhnlich für ihre gesellschaftlichen Unterhaltungen und materiellen Genüsse aufwenden, was ich damit nach und nach, wie Zufall, Gelegenheit und Neigung es nacheinander und durcheinander brachten, an Kenntniß der Wissenschaft und Literatur mir aneignete, und folglich an Kultur des Geistes gewann, das soll hier in einigermaßen geordneter Reihenfolge angeführt werden.

Unter den Wissenschaften war es vor allen anderen die Erd- und Völ

kerkunde, welcher ich mit fleißigem Studium oblag. Nebst anderen Werken benützte ich dazu Vollrath Hoffmann's: „Die Erde und ihre Bewohner", ein schön ausgestattetes, öfters neu aufgelegtes Buch mit vielen artistischen Beilagen, welches mir als ein wahrer Schatz galt. Winterszeit waren es gewöhnlich die Abendstunden, in welchen ich mich in der Geographie unterrichtete; ich ging dabei ziemlich gründlich zu Werke, neben dem Buche lag allemal der Atlas, und kein Gegenstand — Gebirge, Ortschaft, Gewässer — welcher im Buche genannt wurde, ward von mir übergangen, bevor ich denselben auf der Karte aufgesucht und nach Lage und Beschaffenheit dem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Von den einzelnen Erdtheilen und von den wichtigeren Ländern entwarf ich separate Karten der Gebirgs- und Flußsysteme, der politischen und natürlichen Gränzen u. s. w.; ja ich unternahm es sogar, einen hölzernen Erd-Globus von 12 Zoll Durchmesser mit aller Zubehör eigenhändig anzufertigen, welche langwierige, mühevolle Arbeit durch die Freude an dem endlich vollendeten, wohlgelungenen Werke reichlich belohnt wurde. Nebstdem gewann durch solche Arbeit meine Länderkunde mehr, als durch jedes andere Hilfsmittel, welches mir zu Gebote stand. Da ich überdies mit Vorliebe Reisebeschreibungen, Entdeckungsreisen, besonders Weltumseglungen las, so wurde ich in der Geographie also wohlbewandert, daß ich es mit manchem Hochstudirten hätte aufnehmen können.

Eben so gründlich verfuhr ich mit der Geschichtskunde, welche schier noch mehr Anziehung auf mich ausübte als die Geographie. Zuvörderst war es die deutsche Geschichte, welche mein größtes Interesse erregte, und da ich über dieselbe Bücher in die Hände bekam, welche wirklich in deutschem Sinne geschrieben waren, so wurde hiedurch mein deutsches Nationalgefühl mächtig entflammt und unabänderlich befestiget. Deutschland über Alles! — In die Weltgeschichte ward ich durch den edlen Rotteck eingeführt, dessen verdienstvolles Geschichtswerk den Geist der Freiheit und Humanität in mir anfeuerte. — Der Weltgeschichte ließ ich die Geschichten einzelner Länder, Völker und Zeitalter folgen; unter diesen war es die Geschichte der alten Griechen und Römer, welche mich ganz besonders anzog, sowohl durch den Stoff, als auch (und zwar vorzüglich) durch die unübertreffliche Meisterschaft der Darstellung. Die Hochgenüsse, welche eine wahrhaft klassische Lektüre gewähren kann, die habe ich im Herodot, dem Vater der Geschichte, Livius, Thukydides Tacitus und anderen Alten reichlich empfunden in hundert vergnügten Stunden. Unter den neueren Geschichtschreibern erkannte und bewunderte ich in Johannes Müller (Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft) den Hochmeister historischen Styls. Solche Vorbilder wecken den Trieb der Nachahmung, und was sich in meiner späteren Darstellungsweise unserer Dorfgeschichten etwa Schönes, von der Gewöhnlichkeit sich Auszeichnendes finden dürfte, das hat seinen ersten Grund in den Werken jener Altväter historischer Kunst, deren edle Einfachheit sich unauslöschlich meiner Seele einprägte. — Bei dieser Lektüre bedauerte ich recht lebhaft, daß ich die alten Sprachen nicht verstand. — Auf dem Gedenkblatte meiner geographischen und historischen Studien kann ich nicht unterlassen, Meyer's Universum zu erwähnen, welches ich, nachdem ich es einmal kennen gelernt, vom ersten Bande an erwarb, bis zum letzten Erscheinen gehalten, mit größtem Nutzen für Wissen, Herz und Geist gelesen und darum stets hoch geschätzt habe.

Mit nicht geringerer Lust und Liebe warf ich mich auf die Naturwissenschaften. Die Kenntniß von dem Bau des menschlichen und thierischen Körpers, von den Organen desselben und ihren Verrichtungen, ingleichen von dem Pflanzen- und Mineralreiche in den verschiedenen Arten, die Kenntniß der Naturgesetze und Naturkräfte verschaffte mir, indem ich mir dieselbe aneignete, die angenehmste Unterhaltung, die sich nur denken läßt. Von den Werken über Natur-

geſchichte bekam ich das große Werk von Oken geliehen; über Phyſik, Mechanik, Hydraulik, Hydroſtatik und andere Zweige der großen Wiſſenſchaft gelang es mir, wenn auch ſpäter, nach und nach populäre Lehrbücher zu verſchaffen. — Vor allen anderen zog mich aber die erhabenſte aller Wiſſenſchaften, die Aſtronomie, an, in welcher das Werk Litrow's mein begeiſternder Führer wurde. Welche Bewunderung, welches Staunen, welch' ahnungsvolle Schauer überliefen meine Seele, als ich den Bau, die Anordnung des Weltalls kennen lernte, ſo weit der beſchränkte Menſchengeiſt es erforſchen konnte, als ich im Geiſte weiter und immer weiter in die Unendlichkeit hineinſchaute! Von der (gegen das Ganze wie unbedeutenden, kleinen) Erde durch das Planetenſyſtem, durch das linſenförmige Sternſyſtem, deſſen Rand die Milchſtraſſe, zu den durch das Fernrohr in gleiche Sternſyſteme auflösbaren und unauflösbaren Nebelflecken des Weltraumes, in letzteren Nebelflecken und in den Kometen vielleicht im Entſtehen begriffene Weltkörper und Sternſyſteme ahnend. — Gränzenloſigkeit im Großen wie im Kleinen (durch Teleſkop und Mikroſkop), alſo bei all' unſerem beſchränkten Wiſſen Unbegreiflichkeit. — Welche erſtaunliche Geſchwindigkeiten der Bewegung, welche bewundernswerthe Ordnung und Geſetzlichkeit im Ganzen!

Weder Anfang hat die Welt noch Ende,
Nicht im Raum noch in der Zeit;
Ueberall iſt Mittelpunkt und Wende,
Und im Nu die Ewigkeit.

Wie du lebſt von einem Nu zum andern,
Ewig eines lebeſt Du;
Laß die Welt vorüber ruhlos wandern,
Und ſiehe aus der Ruh' ihr zu.

Nicht mit unzulänglichen Gedanken
Machſt Du das Geheimniß klar,
Doch in ſchwankem Schwanken, Wortes Ranken,
Stellt es dir ſich bildlich dar.

Welche Freude, wie Archimedes: beim „Ich hab's gefunden!" empfand ich allemal, wenn es mir gelang, ein Naturgeſetz zu begreifen. War ich eben unterwegs, ſo geſchah es, daß ich in meinem Gange anhielt und die begriffenen Verhältniſſe mit dem Stocke in den Sand des Weges zeichnete, um mir dieſelben auf der Stelle noch deutlicher zu machen.

Um mit der Topographie des Himmels bekannter zu werden, kaufte ich mir Sternkarten und auch einen kleinen Himmelsglobus, mit welchem ich manche ſchöne und auch manche kühle Nachtſtunde, forſchend nach dem Firmamente ſchauend, im Freien zubrachte. Ja, ich war für die Sternkunde ſo ſehr eingenommen, daß ich einmal mit dem Gedanken umging, auf dem Dache meines Hauſes (nachdem ich ſchon Beſitzer war) ein kleines Obſervatorium zu errichten, und würde bei mehr Muße und Mitteln dieſen Plan auch in Ausführung gebracht haben.

Um in die Aſtronomie einigermaßen eindringen zu können, ſind bekanntlich mathematiſche Kenntniſſe erforderlich. Solche beſaß ich nun freilich nicht und konnte ſie nicht beſitzen, da ich in der Schule kaum über die vier Spezies der Rechenkunſt hinausgekommen war. Litrow ſpornte mich zu weiterer Ausbildung im Rechnen an, indem er in ſeinem Buche verheißt, daß hiedurch über die Wunder des Himmels die Beweiſe zu finden ſind. Ich war damals bereits im Mannesalter, aber den Spruch beherzigend: es iſt zum Lernen niemals zu früh und niemals zu ſpät — ſtellte ich mir die Aufgabe, mich in der Rechnenkunſt beſſer zu belehren; ich ſchaffte mir alſo ein gutes Rechnenbuch an

und widmete längere Zeit hindurch nach Thunlichkeit täglich eine Stunde für Rechnenübungen. Mit einiger Beharrlichkeit machte ich recht ansehnliche Fortschritte im Rechnen; ja ich glaube, man kann in dieser Wissenschaft leichter ohne lebendigen Lehrmeister auskommen, als in irgend einer anderen, weil alle Fehler im Fazit sofort offenbar werden. Die Zahlen reden, wie man sagt. Es kam mir übrigens vor, als faßte ich im reiferen Alter besser als in meiner Schulzeit, wenn nicht etwa statt der Fassungskraft die Einsicht und Willenskraft mit den Jahren stärker geworden war. Ich gelangte mit meinen Uebungen bis zur Buchstabenrechnung, dann wurden dieselben durch vermehrte Berufsgeschäfte unterbrochen, und ob ich gleich die weitere Fortsetzung stets im Willen hatte, konnte ich doch niemals wieder Muße dafür gewinnen. Wie bei der Sprachwissenschaft, eben so bedauere ich auch, in meinen Rechnen-Studien nicht bis in das Feld der Mathematik gekommen zu sein; die erlangten Fertigkeiten im Rechnen kamen mir übrigens auch in meinem Geschäftsleben sehr zu statten. Von der aufgewendeten Mühe will ich nicht reden, denn diese war mir angenehme Unterhaltung und belohnte sich also durch sich selber. Ich trieb das Rechnen zugleich zum Vergnügen, wie ein Spiel, und solches nützliche, den Verstand übende Gedankenspiel — die Lösung von Aufgaben und Problemen — scheint mir das menschenwürdigste Spiel zu sein.

Indem ich auf das Spiel komme, kann ich mich nicht enthalten, im Vorbeigehen mein verwerfendes Urtheil auszusprechen über das wüste Kartenspiel, welches manche Stunde vernünftiger, geselliger Unterhaltung verdorben, manch' böse Leidenschaft angefacht, manche Nacht schlecht durchgebracht und manchen Menschen zum Lump gemacht hat, und über das noch schlimmere Lotteriespiel, den Vampyr der Armen, den Ruin vieler Wohlhabenden und eine Todsünde unserer Staatswirthschaft. — Trotz meiner gesellschaftlichen Toleranz habe ich das Kartenspiel nie leiden können, da ich es für eine geistlose Zeitverschwendung ansehe, und schon das bloße Zusehen hat mich jederzeit verdrossen.

Dieses war mein Lehrgang im Felde der Realstudien. — Wie bei dem sorgfältigsten und gründlichsten Studium das menschliche Wissen immer nur Stückwerk bleibt, so konnten bei bewandten Umständen mir nur sehr wenig Stücke davon zufallen. Ausgenommen diejenigen Gegenstände, zu denen mich eine besondere Vorliebe hinzog, blieb meine Kenntniß der meisten anderen sehr oberflächlich, andere (die mir zuweilen gerade recht nothwendig gewesen wären, wie z. B. Sprachlehre, Logik,) blieben so viel wie ganz vernachlässiget.

Zwischen meiner wissenschaftlichen Lektüre verwendete ich einen großen Theil meiner freien Zeit auf die schöne Literatur. Ein Schatz derselben um den andern wurde von mir gehoben, und bei jeder neuen Ausbeute wurde meine Freude erneuert und vergrößert. Mit gehaltlosen Romanen mochte ich mich nimmer abgeben; kam ich über ein Buch, welches keine veredelnde Wirkung auf mich ausübte, das ward alsbald bei Seite gelegt. — Als ich das erste Buch von Zschokke in die Hände bekam, kannte ich weder den Namen des Verfassers, noch hatte ich von seinen Schriften etwas gehört. Es war der Kreole, und nur versuchsweise fing ich darin zu lesen an. Je weiter ich mich hineinlas, desto mehr Gefallen fand ich daran, und ich lernte in der Folge im Verfasser einen der verehrungswürdigsten Weisen kennen, dem ich viel Gutes verdanke. Seine Novellen und Dichtungen gaben mir die angenehmste Unterhaltung; in den Stunden der Andacht, der Selbstschau fand ich die Lehren ächter Lebensweisheit, die ich vor allem Anderen gerne vernahm. Unter den ersten Poesien, die ich versuchte, kam ich auf Bürger's Gedichte, dessen Balladen und Lieder durch ihren ächten Volkston bei mir den stärksten Anklang fanden. Nachdem ich des unvergleichlichen Schillers Werke kennen gelernt, zählte ich zu den vielen Tausenden, deren entschiedener Liebling dieser Dichter ist und sein

wird. Körner's Leier und Schwert fachte die deutsche Vaterlands- und Freiheitsliebe in mir zu stärkerer Gluth an. — Da diese Drei längere Zeit hindurch meine einzigen Bekannten von dem deutschen Parnaß waren, wurde ich mit ihren Werken sehr vertraut und lernte viele ihrer Gedichte durch öfteres Lesen auswendig.

Viel ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller, von denen in den literarhistorischen Artikeln meines Lexikons die Rede war, blieben mir vorläufig noch in weiter Ferne stehen, da meine spärlichen Geldmittel zum Ankauf ihrer theuren Werke nicht ausreichten. Doch wie gleichsam für meine literarischen Bedürfnisse in Reichenberg eine Buchhandlung entstanden war, so fand ich auch zur rechten Zeit eine Sammlung deutscher Klassiker, welche wie dazu gemacht war, armen Jüngern der Wissenschaft die reichen Schätze der deutschen Literatur für geringe Opfer zu spenden. Das war nämlich Meyer's Groschenbibliothek der deutschen Klassiker, von welcher mir einige Bändchen durch den damaligen Unterlehrer Appelt in Maffersdorf zukamen. Wie waren aber diesem jungen Manne die deutschen Klassiker bekannt geworden? Etwa in der Lehrerbildungsanstalt? Dort hätte es freilich geschehen sollen; aber diese Anstalten waren in Oesterreich so schlecht, daß man den freien Geist, wie er jene Werke durchweht, ängstlich davon ferne zu halten bemüht war. Appelt gesteht, daß ihm, dem Jugendlehrer, sogar der Name Schiller's gänzlich fremd geblieben war, bis er mit einem Gehalte von wöchentlich 36 kr. W. W. = 18 Neukreuzer in Wiese an der preußisch-sächsischen Gränze angestellt wurde; dort hatte die freiere deutsche Luft gleichsam die Blätter jener Groschenbüchlein über die gesperrte Gränze herübergeweht. So wurde im alten Oesterreich dem armen Lehrerstande nicht bloß in leiblicher, sondern auch in geistiger Beziehung der Mund verkörbt, damit er nicht empfange, was nach den heillosen Grundsätzen schlechter Staatskünstler der Jugend nicht gegeben werden sollte. — Nur wer gleich mir sehnlich und lange nach geistiger Nahrung gelechzt, nur der kann die Wohlthat einer so wohlfeilen, auch dem Aermsten zugänglichen Klassiker-Ausgabe recht würdigen. Nunmehr hatte ich das Glück, die Koryphäen unserer reichen und schönen Literatur, von denen mir bisher die meisten höchstens dem Namen nach bekannt waren, aus ihren Werken, gleichsam vom geistigen Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Unbeschreiblich ist das Entzücken, in welches ich durch das erste Lesen mancher derselben versetzt wurde. Heute noch, nachdem 30 Jahre seitdem vergangen sind, gewährt mir die Rückerinnerung an jene Sonntagsnachmittage großes Vergnügen, an welchen ich, Musäus Volksmärchen, Wielands Oberon in der Hand, im Schatten der Erlen auf dem Mühlgrabendamme hin und wieder wandelte. Jene Volksmärchen mit dem köstlichen Humor und der Hypogryphenritt des liebenswürdigen Dichters ins alte romantische Land!

Unter den Schriften, welche mir nebstdem aus dieser Sammlung zuerst vorkamen und mir das reinste Vergnügen bereiteten, waren auch Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Engel's Philosoph für die Welt, Mendelssohn's Phädon, Seume's Spaziergang nach Syrakus, einige Werke von Lessing, Jean Paul u. A. — Wie pries ich mein Loos als Angehöriger der großen deutschen Nation, die solche Geistesschätze hervorgebracht, deren ich in meinen Verhältnissen schwerlich theilhaftig geworden wäre, wenn ich nur einige Stunden weiter südwärts unter den Tschechen geboren und erzogen worden wäre. Nicht den halben Werth hätte mein Leben in diesem Falle gehabt. — Nicht die gleiche Anziehung übte, wenigstens damals nicht, Göthe's Genius auf mich, und erst später gelang es mir, diesen Dichter besser aufzufassen und in den Geist seiner Werke einzudringen. Die Naturdichter Hölty, Salis, Mathisson u. A. eröffneten mein geistiges Auge für die Schönheiten der Natur und erweckten meinen Sinn für Naturge-

nuß, der die edelſten und reinſten Freuden gewährt. Geßner führte mich in die ideale Welt des Idylls. Zimmermanns Buch ſagte mir viel Lobes über die Einſamkeit, welches bei mir den größten Beifall fand, weil ich ſelber einen ganz entſchiedenen Hang zu beſchaulicher Einſamkeit beſaß.

Im trauten Schatten ſtiller Entzogenheit
Fand ich den Frieden, der uns erweicht und ſtärkt,
Der auf das Schickſal, wie der Weiſe
Heiter auf blühende Gräber ſchauet.

O du des Weltlaufes ſüße Vergeſſenheit,
Die, um ſie mehr zu lieben, die Menſchen flieht
Erlittnen Unrechts Wiederhaken
Löſeſt du ſanft aus der Seele Wunden.

Geſetzten Sinnes mißt der Betrachtung Blick
Den Werth der Dinge nach der Erfahrung Stab;
Nicht mehr der Meinung Wechſelhauche
Dienſtbar, noch biegſam dem Druck der Willkür.

Wie draußen Flocken taumeln in kalter Luft,
Sieht er des Leichtſinns Spiele geborgen an!
Des Thoren Freud', ihr trübe lächelnd,
Siege der Bosheit mit kurzen Seufzern.

Verbreite deinen Schleier, Entzogenheit,
Um meine Freuden, dichter um meinen Schmerz,
Birg meine Thränen vor der Schmähſucht,
Birg der verſchämten Empfindung Wonne!

Wer Jeden duldet, liebt, was zu lieben iſt,
Von Andern wenig, vieles von ſich begehrt,
Dem ſproßt des heitern Friedens Oelblatt,
Das der Genügſamkeit Stirne kühlet.

Mit Lotus kränz' ich meiner Penaten Haupt;
Vergangner Kummer, Sorge der Zukunft, naht
Nicht meiner Schwelle, Lebensweisheit
Suchet ihr Glück nur im engen Kreiſe.

Salis.

Wie manchen ſchönen einſamen Spaziergang habe ich gemacht in Feld und Wald mit den herrlichen Poeſien dieſer Dichter in der Hand, die es ſo ſchön in Worte gekleidet, was ich da vor Augen ſah und in der Seele empfand.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir ganz am Buſen hin,
Athme reine Himmelsluft,
Hangend an der Mutterbruſt.

O wie wohl iſt mir bei dir!
Will dich lieben für und für.
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur.

Leopold G. Stollberg.

Nicht nur daß ein poetiſches Auge alles Schöne ſchöner ſieht als die Augen gewöhnlicher Menſchen: die mannigfaltigen Formen und Geſtaltungen der Erdoberfläche mit Land und Waſſer, Berg und Thal, Hügeln und Gründen, Wäldern und Feldern, Hainen und Bäumen, die Blüthenpracht des Frühlings, den goldenen Sonnenſchein des Sommers, den milden, fruchtreichen, ſegenbringenden Herbſt, alle lachenden und erquickenden Naturbilder, ſondern auch ſolche Dinge und Naturerſcheinungen, welche der großen Menge gleichgiltig oder gar zuwider ſind, auch dieſe weiß es im verklärenden Lichte genußreich anzuſchauen. Ein ſtrömender Regen in Geſtalt zahlloſer, vom Himmel zur Erde niedergezogener Fäden, ein die Landſchaft gleich einem feinen weißen Schleier einhüllender Nebel, die Majeſtät des rollenden Donners, die Gewalt des Sturmes, ein dichtes Schneegeſtöber, die wunderſamen Gebilde des Froſtes im Schnee, Eis und Rauhreif, ein zerklüftetes, mit Farrenkraut bewachſenes Felsgeſtein, ein bemooſter, knorriger Baumſtamm, eine zwiſchen hohen Bäumen gelegene, niedrige, verfallene Hütte, alles was ein Oſtade im gemeinen Leben maleriſch gefunden, alles dieſes iſt ſchön im Lichte poetiſcher Anſchauung.

Der kalten Denkkraft ſchleichender Gang vermags
Nicht zu erreichen, aber, Empfindung, du,
Du feierſt's mit der Gluth der Wange,
Und mit dem ſchwärmenden Thränenblicke:

Daß hoher Schönheit himmliſche Liebeskraft
Um Gottes Erde ſchwebt, und Erſcheinungen
Aus Edens wolluſtreichen Fluren
Ueber des Staubes Gefilde zaubert.

Sanft leitet ſie in ſchimmernden Wallungen
Des Baches Wogen, leitet ihn durch die Flur
In holder Mündung, daß das Aug' in
Stummen Entzückungen mit ihm hinſchwimmt.

Sie ſchuf des Thales prangendes Lenzgewand
Aus tauſend Farben, ſchickte den edlen Schmuck
Dem ſtolzen Berge, der die reineren,
Heiligeren Lüfte des Himmels koſtet.

Dem Haine flocht die ſchöne Belaubung ſie
Und weihte ſeine ſchwankenden Dämmerungen
Zur Ruh'ſtatt für den Kummer, und zu
Labenden Grotten für heiße Liebe.

Mit hellem Grün umwand ſie den ſchwarzen Fels –
Zum Bild des Lebens, welches den Tod umarmt. –
Ließ über ſeine Schauergrotten
Fluthen in ſpielenden Farben ſtürzen.

All das zu ſchauen, und mit der vollen Kraft
Des trunknen Geiſt's die hohen Erſcheinungen
In ſich zu faſſen, und mit langem,
Stummen Verweilen entzückt zu feiern.

Wer das vermag, den weihte der Schaffende
Mit Segensblick zu höheren Freuden ein,
Ihm dämmern ſchon auf niedrer Erde
Holde Geſichte aus ſchöneren Welten.

Mit ſeines Sinnes beflügeltem Blicke ſpäht
Er täglich neue Reize der Schöpfung aus.
Wo tauſend blind vorüberflattern,
Weilet voll Seele ſein helles Auge.

Freund! dem für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben strahlen,
Friede dir tönen der innere Richter.
Heydenreich.

So brachte mir Meyers Groschenbibliothek eine Fülle literarischer Schätze, welche damit gleichsam unter das Volk ausgemünzt wurden. Ein anderer Verlagsartikel des bibliographischen Institutes in Hildburghausen, Meyers Volksbibliothek der Länder-, Völker- und Naturkunde, welche mir jedoch erst viele Jahre später in die Hände kam, enthält in 102 Bändchen die vesten naturwissenschaftlichen Aufsätze von Humboldt, Oersted, Mädler, Arago, Bessel, Schleiden, Liebig, Moleschott, Schouw, Tschudi, Masius, Forster und vieler anderer berühmter Gelehrten und Naturforscher. — Welchem Privatmanne, dem keine öffentliche Bibliothek zu Gebote steht, wären alle diese nützlichen und lehrreichen Schriften ohne eine solche Gelegenheit zugänglich? — Diese Sammlung wurde mir so werth wie die erstgenannte, und niemals wurde von mir ein Gang irgendwohin gemacht oder eine Reise unternommen, ohne daß ich ein Bändchen aus einer dieser Miniaturbibliotheken in meine Tasche steckte, welches mein nützlicher und lehrreicher Gesellschafter war, den ich gar manchem lebendigen Gefährten vorzog. Leicht konnte ich ja in die Lage kommen, müssig an irgend einem Orte warten zu müssen; dann zog ich mein Buch aus der Tasche hervor, und dieses gab der Langeweile die allerbeste Verwendung. Da ich übrigens mit meiner Muße für die Lektüre sehr geizen mußte, so hatte ich mir die Gewohnheit angeeignet, unterwegs im Gehen zu lesen und also zu lernen, wie die Schüler der alten Peripatetiker, nur mit dem Unterschiede, daß mein Lehrer oft hundert oder tausend Meilen von mir entfernt oder eben so viele Jahre in die Ewigkeit gegangen war.

Aus dem Reiche der deutschen Literatur machte ich, nachdem ich dasselbe einigermaßen kennen gelernt, Streifzüge in das Gebiet der Literatur des Auslandes. Da waren es vorzüglich die englischen Klassiker, welche mich anzogen; ich bewunderte den größten Dramatiker Shakespeare, der da seinen Charakteren in allen Lebenslagen die tristigsten Worte in den Mund legt, dessen Werke man mit stets erneutem Vergnügen wieder und immer wieder liest. — Der unvergleichliche Don Quixote des Spaniers Cervantes ergötzte mich im Innersten der Seele, wie er Jahrhunderte hindurch Tausende aus allerlei Volk ergötzt hat. Die Geschichte des Helden von la Mancha mit seinem getreuen Schildknappen Sancho Pansa muß Einem jede humoristische Ader anschwellen, und ich habe, beiläufig gesagt, trotz einer stark melancholischen Mischung meines Naturells, eine ganz besondere Empfänglichkeit für den Humor, welcher „durch Thränen lächelt." — Weniger zusagend waren mir französische Autoren, besonders die neueren; so konnte ich mich z. B. noch niemals überwinden, einen einzigen von den nach Hunderten zählenden Romanen des beschrienen Romanfabrikanten Dumas zu lesen.

Die schöne Literatur der Griechen und Römer blieb mir natürlich nicht unbekannt. Von diesen Altmeisterrn, welche in ihren ausgestorbenen Sprachen unvergängliche Denkmale gesetzt haben, bewunderte ich im Homer das unerreichte Muster aller wahren Poesie, das sogar im Abglanze der Uebersetzung noch als solches sich darstellt, und den Eindruck eines vollendeten Kunstwerkes macht. Ich las mit großem Vergnügen die Werke des Sophokles, Euripides, Horaz, Cicero's Briefe und andere Schriften der Alten.

Meine Freunde in Büchern waren also meine besten Freunde, und in ihnen pflog ich meinen liebsten Umgang mit den edelsten Geistern aller Nationen der Vergangenheit und Gegenwart, welche wiederum in ihren Schriften den besten

Theil ihres Selbst niedergelegt hatten. Obgleich tief unter ihnen stehend, fühlte ich mich doch im Geiste verwandt, gleichsam in Seelenharmonie mit ihnen und durch ihre Einwirkung auf mich zu ihnen emporgehoben.

In dieser Schilderung meines wissenschaftlichen Strebens bin ich um des Zusammenhanges willen der Zeit weit vorausgeeilt. Dasselbe zog sich eigentlich wie ein goldener Faden durch meine ganze vergangene Lebenszeit hindurch, denn das unermeßliche Reich der Wissenschaft und Literatur bot in Büchern und Zeitschriften immer neue oder bisher beiseit liegen gelassene Schätze dar. Unter den Zeitschriften war mir die Gartenlaube vom Anfang die liebste Hausfreundin, unter den Dichtern wurden mir einige der schätzbarsten erst in späteren Lebensjahren recht bekannt und lieb, wie z. B. der weise Schefer und der unvergleichliche Rückert.

Wie vertrugen sich aber meine Selbststudien mit meinen Berufsgeschäften? Sie nahmen diesen allerdings manche Stunde Zeit weg; ein großer Theil der darauf verwendeten Zeit war jedoch solche Zeit, welche die meisten Menschen gewöhnlich anderen Vergnügungen, Gewohnheiten und Neigungen zu opfern pflegen, wofür ich wenig oder gar keinen Sinn hatte, z. B. dem Spiel und mancherlei gutem oder schlechtem Zeitvertreib. — Meine Bücher kosten mich freilich auch ein schönes Geld, das war jedoch wiederum meistens solches Geld, welches Andere meines Gleichen für Trunk, Tabak und ähnliche Genüsse ausgaben, wofür ich wenig oder nichts brauchte; auch war ich ohne große Uiberwindung im Stande, einem erwünschten Buche zu Liebe meine wirklichen Bedürfnisse einzuschränken. Ich hatte z. B. geschäftshalber regelmäßig den Reichenberger Wochenmarkt zu besuchen. Dabei wurde jedesmal auch die Buchhandlung besucht; kam mir nun in derselben ein Buch vor, nach dem ich großes Verlangen trug, ohne daß meine Mittel mir die Ausgabe dafür erlauben wollten, so trat ich kurz entschieden für den geistigen Genuß mit einer leiblichen Entsagung ein, indem ich nach abgethanen Geschäften ohne Einkehr und Zehrung nach Hause ging, und das so oft, bis der Preis des Buches erspart war. Ein Buch, welches mir recht gefiel, das konnte mir geliehen nicht Genüge leisten, ich mußte es schlechterdings zu eigen haben, daß es mir jederzeit zu Gebote stand.

Es war mir immer unbegreiflich, wie ein für einen wissenschaftlichen Beruf gebildeter Mensch die Wissenschaft nachher so gänzlich an den Nagel hängen kann, wie man öfters zu beobachten Gelegenheit hat, und sein Geschäft als Arzt, Rechtsgelehrter, Seelsorger, Lehrer u. s. w. rein handwerksmäßig betreibt, ohne sich um den Fortschritt im geringsten zu kümmern. Da gilt der Spruch: „Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt.“ — „Wenn ich nichts mehr lernen kann, dann will ich nicht mehr leben,“ sagt der ächte Jünger der Wissenschaft, der in der Vermehrung seiner Kenntnisse die Glückseligkeit des Lebens findet.

Selbstschau.

„Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben,
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.“

Ich kann von mir sagen, daß ich das Gute stets redlich gewollt habe, und auch mein Glaube an das Gute ist jederzeit unerschütterlich geblieben; doch vermochte ich es nicht immer zu treffen und in meinen Handlungen auszuprägen. Ich glaube zwar in den meisten Fällen das Richtige zu erkennen, aber diese Erkenntniß kommt mir nur langsam und öfters zu spät. Mir fehlt, was man Scharfblick und richtigen Takt nennt. Nach meinem Fehler empfand ich allemal tiefe Reue und konnte mich nur mit dem beruhigen, was der Spruch ausdrückt:

„Das ſind die Weiſen,
Die aus Irrthum zur Wahrheit reiſen.
Die bei dem Irrthum verharren,
Das ſind die Narren.“

In mir lebt ein Ideal edler Manneswürde, und ich glaube, daß der Kern meines Weſens demſelben ziemlich entſpricht; doch iſt meine Individualität wenig geeignet dasſelbe zum Ausdruck zu bringen. Man begegnet zuweilen Menſchen, welche ganz das Zeug dazu haben, denen aber die innere Wahrhaftigkeit und Redlichkeit fehlt. Das iſt zu bedauern, da hat die Natur ihre Gaben verſchwendet.

In meiner Abgeſchiedenheit hatte ich mir wenig Kenntniß der Umgangsformen und Weltklugheit erworben, und ich konnte eine gewiſſe Blödigkeit und Unbeholfenheit im Umgange nie ganz los werden, ſelber dann nicht, als das Geſchäftsleben ſchon ſehr an mir geſchliffen hatte. Dazu kamen verſchiedene andere Eigenheiten, die mir vor der Welt das Anſehen eines Sonderlinges geben konnten. Ich ſah dieſe Eigenheiten kaum als Fehler an und bemühte mich alſo nicht ſehr um ihre Abgewöhnung; ja, ich bin heute noch nicht geneigt über alle derſelben den Stab zu brechen; jedoch im geſellſchaftlichen Leben mir zur Empfehlung zu dienen, dazu waren ſie wenig geeignet.

Ein braver Mann zu ſein im Sinne des bekannten Studentenliedes, deß kann ich mich durchaus nicht rühmen, da ich niemals in meinem ganzen Leben einen eigentlichen Rauſch gehabt. Bier trank ich immer ſehr wenig, den Wein liebte ich nicht, und den Branntwein konnte ich nicht leiden. Schwelgerei war alſo nicht mein Fehler, weder im Trinken noch im Eſſen. Auch bin ich in dieſer Hinſicht nicht ſehr tolerant, ein Trunkenbold war mir immer unausſtehlich, wie auch der Aufenthalt in einer lärmvollen Wirthshausſtube mir jederzeit unangenehm war. — „Warum ſind Sie denn nicht luſtig und treten ſo ſtill in den Winkel, ſehen Sie nicht, wie Alles jubelt und jauchzet?“ — „„Ich haben mein Vergnügen inwendig.““ — „Ah, ſchon recht, Sie ſind der Stillvergnügte.“ — Aber das rechte Vergnügen kam erſt, wenn ich dem Getümmel entwichen das Freie gewann. Im einſamen Dahinwandeln unter Bäumen war mir dann ſo unausſprechlich wohl, als wär ich aus der Bedrängniß des Erdenlebens in ein glückſeliges, friedenreiches Eden eingetreten.

Niemals kam ich in Verſuchung aus dem Tabakrauchen ein Genußmittel zu machen, noch viel weniger mochte ich vom Schnupfen dieſes gepulverten Unkrautes wiſſen, ganz zu geſchweigen der Gewohnheit den giftigen Saft desſelben auszukauen. Da ich nun auch das Spiel, beſonders das Kartenſpiel, auch wenn es nicht Leidenſchaft iſt, für bloße Zeitverſchwendung halte, ſo konnten gewöhnliche Geſellſchaften wenig Anziehung auf mich ausüben. Eine gebildete Geſellſchaft, worin vernünftige Geſpräche über Politik, Religion, Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft geführt wurden, ja, das war etwas Anderes, eine ſolche zog mich an; war die Heiterkeit dabei vorherrſchend, deſto lieber!

Auch gegen Feſtgelage und überhaupt gegen Glanz und Pracht bin ich immer ſehr gleichgiltig geweſen. Schöne Naturſcenen betrachtete ich ſtets viel lieber als geſchmückte Gemächer oder Säle; mancher ſchöne Baum hat mir beſſer gefallen als mancher koſtbarer Palaſt. Vornehmes Weſen war mir ſtets zuwider. Die Ariſtokraten ſind mir keineswegs die Beſten, ich hielt es jederzeit lieber mit gemeinen Leuten; mein Herz zog mich immer zu dem armen Volke hin. Es iſt wahr, daß viel Rohheit unter demſelben gefunden wird, es iſt aber nicht ſeine Schuld. Man trifft auch viel Rohheit — verhüllte und unverhüllte — doch jedenfalls verſchuldeter unter den höheren Klaſſen. Ich habe in ſogenannter guter Geſellſchaft zuweilen ſchmutzigere Zoten anhören müſſen, als in ungebildeten Kreiſen, dort aber nicht dasſelbe Wohlwollen, dieſelbe Gutmüthigkeit, Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit angetroffen wie hier.

In der Kleidung war ich immer das Gegentheil von einem Stutzer, sehr wiederspenstig gegen die Tyrannei der Mode. Kein Frack in der Welt war mir gerecht, eben so wenig paßte mein Schädel in einen Zylinder, ich trug nie einen solchen als in unausweichlichen Nothfällen als wahrhaftige Angströhre. Handschuhe hielt ich bei warmer Witterung für überflüßig, von Ringen, Ketten und dergleichen Flitter urtheilte ich, daß sie besser für wilde als für zahme Menschen passen. Mein Sinn war stets auf Einfachheit und Natürlichkeit gerichtet. Ich liebte es in allen persönlichen Angelegenheiten mein eigener Diener zu sein, auch dann noch, als mir Dienstleute genug zu Gebote standen. Nicht einmal eines Gefährtes mochte ich mich gern bedienen, da ich ein passionirter Fußgänger war. In Fußwanderungen habe ich mich zuweilen sehr übernommen, was auch nicht ohne nachtheilige Folgen auf meine Gesundheit geblieben ist. Ich machte Touren bis zu neun Meilen in einem Tage und bin manch ganze Sommernacht hindurch gewandert, z. B. vom Görlitzer Markte bis nach Hause, bevor die Eisenbahn ausgebaut war.

Bei meiner großen Vorliebe für das Studiren vernachlässigte ich jedoch nicht das Handtieren und war jederzeit ein Freund und Liebhaber der Handarbeit, die ich als vorzügliches Mittel zum Wohlsein von Geist und Körper betrachte. Axt und Säge, Hacke und Schaufel, das sind die Werkzeuge, mit denen ich mir vorzüglich gern im Freien zu schaffen machte. Dabei ein gutes Buch, dessen Lektüre niemals angenehmer und eindringlicher ist, als im Wechsel mit körperlicher Arbeit; so wird zugleich der Körper gestärkt und der Geist erfrischt.

Arbeit ist die heiligste Verrichtung, jede nützliche Thätigkeit wirket beglückend auf den Menschen; als die beglückendste von allen Beschäftigungen erscheint mir aber die segenbringende Arbeit des Landmannes, das Ackern und Säen, Pflanzen und Mähen u. s. w. Nichts geht über die Freude am Gedeihen der ausgestreuten Saaten, der sorgsam angelegten Pflanzungen unter der wärmenden Sonne des Himmels und dem erfrischenden Thau und Regen. — Eine der schönsten ländlichen Arbeiten ist gleichfalls die Anlage von Waldpflanzungen im Frühlinge, besonders aber die Urbarmachung von wüstem Grund und Boden — diese gewährt die Befriedigung einer wahren Weltverbesserung.

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Kein anmuthigeres Bild menschlicher Glückseligkeit, als der Landmann, am frühen, schönen Sommermorgen unter fröhlichem Gesang auf dem Felde beschäftiget.

Mir gilt das Landleben als ein glückliches Loos, das ich in jedem Gedanken pries; den dauernden Aufenthalt in einer großen Stadt würde ich als halbe Gefangenschaft angesehen haben. — Den Preis des Landlebens mag hier ein edler Verehrer desselben mit geweihten Worten aussprechen.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf ſein Bette ſcheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der ſteigenden Pracht deiner Verkünderin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig!

Ruht im wehenden Gras, wann ſich die Kühl' ergießt,
Oder ſtrömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein beſtrohetes Dach, wo ſich das Taubenvolk
Sonnt und ſpielet und hüpft, winket ihm ſüßre Raſt,
Als dem Städter der Goldſaal,
Als der Polſter der Städterin.

Und der ſpielende Trupp ſchwirret zu ihm herab,
Gurrt und ſäuſelt ihn an, flattert auf ſeinen Korb,
Pickt ihm Erbſen und Körner,
Pickt die Krumm' aus der Hand vertraut.

Einſam wandert er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab
Und beſchauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das ſteinerne Mal unter dem Fliederbuſch,
Wo ein bibliſcher Spruch freudig zu ſterben lehrt,
Wo der Tod mit der Senſe
Und ein Engel mit Palmen ſteht.

Wunderſeliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel ſegneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

Hölty.

Mit Vorliebe las ich populäre Schriften philoſophiſchen Inhaltes, wie Engel, Zſchokke, Mendelsſohn, Leſſing, leichtere Aufſätze von Kant u. ſ. w. Ich ſuchte und ſtrebte nach einer Gemüthsverfaſſung, die in allen Lebenslagen zufrieden und glücklich machen kann. Bald hatte ich mir auch eine eigene Philoſophie zurecht gemacht, die mir bei verſchiedenen Schickſalen und manchen, mitunter ſehr herben Prüfungen gute Dienſte that. Meine Weltanſchauung iſt das Produkt meiner Selbſtbildung durch die Schriften weiſer Männer aller Zeiten und Nationen; ſie iſt, was man eine optimiſtiſche Weltanſchauung nennt, das heißt: mir kommt die Welt und das Leben ſchön vor, trotz allem vermeidlichen und unvermeidlichen Uibel, welches noch darin wurzelt. Iſt nicht jedes unvernünftige Thier in der Freiheit die meiſte Zeit ſeines Lebens im Wohlſein? Wie viel mehr kann es der ſo viel vollkommener geſchaffene, vernünftige Menſch ſein, wenn er erſt wieder naturgemäß leben gelernt hat. Sind nicht auch die Kinder meiſt heiter und fröhlich, da ſie von den Erwachſenen die Selbſtquälerei noch nicht gelernt haben, ſo daß dieſe gewöhnlich die Kindheit als die glücklichſte Zeit ihres Lebens bezeichnen? Und doch muß mit der Ausbildung des Verſtandes in vorgeſchrittenen Lebensjahren auch die Lebenskunſt ſich vervollkommnen, ſobald dieſer nur richtig angewendet wird. Wie viel ungeſtörter und vollkommener wird jeder Menſch das Glück ſeines Daſeins genießen können, wenn erſt die Menſchheit auf dem Wege der Humanität weiter vorgeſchritten ſein wird, auf welchem ſie ſich, wie uns die Geſchichte beweiſt, trotz aller Abirrungen dennoch fortbewegt, dem ſchönen Ziele einer glücklichen Zukunft entgegen, wo die meiſten Uibel, welche die Menſchheit noch drücken, allmälig ausgerottet ſein werden. Wie viel Wohlſein geht im alltäglichen Genuſſe an uns vorüber, gleichſam ohne daß wir uns

dessen bewußt werden. Erst nach einer Schmerzempfindung wird man dieses gewahr, wenn man z. B. vom Zahnschmerze geplagt wurde, und dieser läßt auf einmal nach, so fühlt man sich unaussprechlich wohl, und doch ist man nur in den gewöhnlichen Zustand gekommen. — Jeder gesunde Athemzug in reiner Luft ist Wollust.

Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.
Rückert.

Es gibt schlecht geartete Naturen, an denen die Erziehung ihre Arbeit verabsäumt; aber gewiß ist es, daß schon jetzo bei weitem die meisten Fehler aus Irrthum oder aus Schwäche geschehen, die allerwenigsten aber aus purer Lust am Bösen.

Und wenn ich in der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ichs in mir empfände.
Rückert.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.
Schiller.

Es spricht die Zeit, laßt meine Stürme tosen,
Nur Krisen sind es, nur Metamorphosen!
Je grimmer das Gewitter, um so früher
Wird Lenzhauch wieder duftend euch umkosen!
Stets lichter wird die Welt, es mißt das Leben
Sein Gift euch zu in immer kleinern Dosen,
Und wie ihr abgelegt der Väter Zöpfe,
Der Ahnen Panzerhemd und Eisenhosen,
Und nicht mehr wißt von Burgverließen, Foltern,
Von Scheiterhaufen, Hexen und Leprosen,
Wer weiß, ob eure Enkel noch vernehmen
Von Cholera, von Ghetto's und Prososen?
Vielleicht, wo ihr noch ringt im Todeskampfe,
Vollenden sie in Chloroformnarkosen,
Und Urnen sammeln reinlich ihre Asche,
Wo über euch noch Gräber sich bemoosen! —
Laßt Zukunft denn der Zukunft Sorgen schichten,
Und lebt und liebt, und brecht des Tages Rosen;
Viel Thoren trägt das weite Rund der Erde,
Doch sind die Thörichsten — die Hoffnungslosen!
Halm.

Sehr gern beschäftigte ich mich mit den verschiedenen philosophischen Systemen der alten griechischen Weisen, womit sie das Eine, was noth thut, die menschliche Glückseligkeit auf verschiedenen Wegen suchen oder gefunden zu haben meinen. Ich dachte viel über die Gegensätze der Stoiker und Epikuräer nach; die ersteren gefielen mir aber besser als die letzteren, und der Cyniker Diogenes der war mein Mann. — Wunderbar ist es, wie bei so tiefer Weisheit, welche den Menschen schon im hohen Alterthume von einzelnen Weisen gelehrt wurde, und wie sie auch in den alten Volkssprichwörtern gefunden wird, die große Menge noch heut zu Tage von so viel Thorheit beherrscht werden kann. — Hier folgen einige

Fragen und Antworten aus den Schulen der Alten.

1. Wie kann man reich werden?
Wenn man trachtet, arm an Begierden und Gelüsten zu sein.
Cleantes.

2. Wer darf sich reich nennen?
Jeder, dem genügt, was er hat.
Epiktet.

3. Was ist leicht?
Anderen rathen, so wie Andere tadeln und ermahnen.
4. Was ist schwer?
Sich selbst genau kennen.

Thales.

5. Welches Gut ist allen Menschen gemein?
Die Hoffnung, denn diese verläßt auch Jene nicht, die sonst nichts haben.

Thales.

6. Welchen Nutzen gewährt einem Weltweisen seine Wissenschaft?
Den, daß er freiwillig thut, was Andere nur aus Furcht vor den Gesetzen thun.

Aristoteles.

7. Was soll man thun, wenn Einem die Leute übel nachreden?
So leben, daß ihnen niemand glaubt.

Plato.

8. Wie kann man sich am besten an seinem Feinde rächen?
Dadurch, daß man sich stets als ein Ehrenmann zeigt.

Diogenes.

9. Worin besteht der Adel?
Jener des Thieres in körperlicher Schönheit und Stärke, der des Menschen in Reinheit der Sitten.

Demokrit.

10. Was ist das Größte?
Der Raum, denn er umfaßt Alles.
11. Was das Schnellste?
Der Geist, denn er durchschweift im Nu das Weltall.
12. Was das Stärkste?
Die Nothwendigkeit, sie überwindet jedes Hinderniß.
13. Was das Klügste, das Weiseste?
Die Zeit, denn sie erfindet ohne Ende.
14. Welches ist das beste und welches das schlechteste Stück am Menschen?
Beides zugleich die Zunge.

Anacharsis.

15. Was soll man thun, um ruhig zu leben?
Trachten, sich keines Unrechts bewußt zu sein.

Sokrates.

16. Wer soll Meister sein?
Wer was ersann.
17. Wer soll Geselle sein?
Wer was kann.
18. Wer soll Lehrling sein?
Jedermann.
19. Wer ist der Kläger, Richter und Henker zugleich?
Das böse Gewissen.

Noch einige Sätze aus den Schriften älterer und neuerer Weltweisen und Dichter.

Nichts Großes und Schönes geben die Götter dem Menschen ohne Arbeit und Mühe.

Xenophon.

Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müssiggang. — Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber daß ich thätig bin.

Friedrich II.

Glücklich ist der, der da hat, was er wünschet, glücklicher Jener, der nicht wünschet, was er nicht hat.

Pestalozzi.

Die beste Art auf seiner Hut zu sein, ist, nie Unrecht zu thun.
Der Erste, der Gott seinen Vater genannt, ist ohne Zweifel der tiefste Philosoph gewesen.
Halte deine Dienstleute gut, denn es ist nur ein Zufall, daß sie dir dienen müssen, und du nicht ihnen.
Selbstbeherrschung ist das einzige Mittel, sich fremder Herrschaft zu entziehen.
Der wahre Weise ist der, welcher von Jedermann etwas lernt.
Wissenschaft ist der Reichen Zier und der Armen Reichthum.
Die Bestimmung des Menschen ist die Vervollkommnung seiner selbst.

Konfuzius.

Redlichkeit ist die beste Klugheit und ersetzt den Mangel derselben in vielen Fällen.
Der Edle ist zum Hochmuth zu stolz.

Stern.

Wohl dem, der keines Dieners und keines Herrn bedarf.
Thut wohl, es ist Pflicht, kein Erbarmen,
Die Reichen sind Schuldner der Armen.
Der, welcher den Frieden will, ist nicht immer der Schwächere, aber immer der Bessere.
Aus Manchem, was er hat im Haus,
Schnitzt Mancher sich ein Kreuz daraus.
Der Sparsame ist der Reichste, der Geizige der Aermste.
Wünschest du, daß dein Feind nicht um dein Geheimniß wisse, so vertraue es deinem Freunde nicht.
Zerstöret keine Form, die noch treue Herzen gegen Gott und die Menschen bildet.
Der geringste Theil dessen, was wir nicht wissen, ist beträchtlicher als alles, was wir verstehen.
Glücklich und weise ist der Mann, der aus seinem Hause einen Zufluchtsort gegen die Zerstreuungen der Welt und aus seinem Herzen einen Zufluchtsort gegen die Zerstreuungen des Hauses macht.
Wer dir die Fehler Anderer zu Ohren bringt, kommt nur, die deinigen auszuspähen.
Thue nichts im Zorn; warum in den Kessel greifen, wenn das Wasser kocht.
Ein guter Mann lebt in schlechten Zeiten viel besser als ein schlechter Mann in guten Zeiten.

Franklin.

Es ist sehr gut, daß der Kluge nicht eben so leicht wieder dumm werden kann, wie der Reiche zum armen Manne.
Willst du fröhlich sein, so mache einen Traurigen fröhlich, einen Unweisen weise, führe einen Irrenden auf den rechten Weg, gib einem Bedürftigen und vergib einem Beleidiger.
Klugheit wird nur dann zur Tugend, wenn sie sich mit Menschenliebe paart, sonst ist sie Politik und neigt sich zum Laster und zur Ungerechtigkeit.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet acht!
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen
Das eure Weisheit zu Schanden macht.

Baue nach Lust dein Feld,
Nach deinem Bedarf dein Haus,
Und sieh auf die tolle Welt
Behaglich zum Fenster hinaus.

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Schlage nur mit der Wünschelruth'
An die Felsen der Herzen an;
Ein Schatz in jedem Busen ruht,
Den ein Verständiger heben kann.

Weh' Mann Gottes dir, wenn du vorm Mann der Welt
Deine Himmelsweisheit willst entfalten,
Eh' er sich vor dir für einen Thoren hält,
Wird er dich für einen Thoren halten.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrthum verharren,
Das sind die Narren.

Rückert.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Wer jetzo mich verkennt, der spornet nur mich an,
Zu werden so, daß man mich nicht verkennen kann.

O Herz, versuch' es nur! so leicht ist gut zu sein,
Und es zu scheinen ist so eine schwere Pein.

Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll;
So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Zwiefältig iſt Verſtand, und kann oft mißverſtehn,
Gefühl, das mit ſich eins, kann niemals irre gehn.

Die ſüßre Frucht trägt nie der Baum im vollſten Saft;
Nicht eher reifet Geiſt, bis ſchwindet Körperkraft.

Rückert.

Wie den höchſten Angelegenheiten der Menſchheit überhaupt, habe ich beſonders der Politik und Religion immer große Aufmerkſamkeit zugewendet. Meine hiſtoriſchen Studien hatten mich zum entſchiedenen politiſchen Charakter gemacht, welcher felſenfeſt von der Richtigkeit ſeiner Meinung überzeugt iſt. Freiheit und Fortſchritt ſteht auf der Fahne, zu welcher ich unwandelbar gehalten habe. Nur allein ſolche Helden, wie Cincinatus, Waſhington, Garibaldi und ihres Gleichen, erregten meine Bewunderung und Verehrung, aber gegen Völkergeißeln und Verräther an der Freiheit und wahren Humanität, wie Cäſar und Napoleon und andere ihrer Art, gegen dieſe konnte ich nur Abſcheu empfinden. Solche herzloſe Egoiſten gebrauchten die ihnen von der Natur verliehenen großen Pfunde nur, um ſie den Völkern auf den Nacken zu ſetzen. Das Waffenhandwerk für den Dienſt ränkevoller Kabinetspolitik halte ich für eine ſo ſchlechte Sache, daß ich nicht begreife, wie ein humaner Menſch ſich freiwillig zum Kriegsknechte verkaufen kann. Blutdürſtiger Raufgeiſt erſcheint mir als eine Eigenſchaft, die manche Menſchen mit wilden Thieren gemein haben.

Deutſchland über Alles! — Von anderen Nationen haben die tüchtigen Engländer meinen beſonderen Beifall, wie auch die übrigen germaniſchen Stammverwandten; weniger die eitlen, leichfertigen Franzoſen. Das Einigungswerk der zerſchlagenen, mißhandelten Italiener verfolgte ich mit großer Theilnahme; der Slaven kann ich nur mit Mißtrauen (ich möchte beinahe ſagen Antipathie) gedenken, da ſie voll Deutſchenhaß ſind, und noch viel alte Barbarei in ihnen ſteckt. Als Oeſterreicher gehörte ich nicht unter die beſten Patrioten, indem die Regierung dieſes polyglotten Staates lange Zeit den Fortſchritt und die Aufklärung von den Völkern fern zu halten ſuchte und der Hort aller Reaktionäre war. Ich werde auch ſo lange in dieſer Geſinnung verharren, bis das alte verknöcherte Syſtem dieſes Staates gründlich umgeſtaltet ſein wird, wozu allerdings jetzt, indem ich dieſes ſchreibe (Anfang 1868), einige Hoffnung vorhanden iſt. Uibrigens ſteht bei mir das Deutſchthum immer über dem Oeſterreicherthum.

Die Lehren des Kommunismus und Sozialismus, wie ſie von einigen franzöſiſchen Schwärmern ausgeſtreut wurden, machten mich, als ſie mir zuerſt bekannt wurden, für den Augenblick betroffen; aber bald ſah ich ein, daß ſich dieſe Propheten mit ihrer Gleichmacherei auf dem Holzwege befanden, und daß nur allein in der Selbſthilfe, deren Apoſtel unſer deutſcher Schulze-Delitzſch iſt, das Heil derer liegt, die in Gefahr ſind, unter dem Drucke des großen Kapitales zu verkümmern. — Die utopiſchen Träumereien jener vermeintlichen Weltverbeſſerer ſind eigentlich Irrfahrten, auf welche ſie im Suchen nach vollkommeneren geſellſchaftlichen Zuſtänden gerathen ſind, und ſolcher Irrwege oder Ausſchreitungen gibts auch im Bereich des politiſchen Lebens genug. Wenn dereinſt die Milliarden, welche für das Militärweſen auf Zerſtörungszwecke verausgabt werden, auf Bildungsanſtalten für das Volk und auf Verſorgungsanſtalten für invalide Arbeiter verwendet werden, dann wird es gewiß viel weniger Noth und Elend in der Welt geben.

Ich komme nun auf meine religiöſen Anſichten. — In meiner Jugendzeit hielt ich alle durch den Religionsunterricht in der Schule erfahrenen Satzungen für lauter unbezweifelte Wahrheiten, ich war ein frommer Katholik, und erinnere mich, daß ich noch auf meiner Wanderſchaft vor jedem Heiligenbilde unterwegs in tiefer Verehrung die Mütze abzog. Das dauerte ſo lange, bis ich über

Natur und Welt tiefer nachdenken lernte, dann ſtiegen unwillkürlich verſchiedene Zweifel in meiner Seele auf, vorerſt über die Lehre von der Dreieinigkeit, über die Gottheit Chriſti, über die in den heiligen Schriften erzählten, oft ſehr abgeſchmackten Wunderwerke, endlich über die ſchreckliche Lehre von der ewigen Verdammniß. Anfangs wagte ich dieſe Zweifel kaum in geheimſter Seele auszudenken, aus Furcht, einen Frevel am Heiligen zu begehen, doch konnte ich ſie trotz alles Widerſtrebens nicht unterdrücken. Ein Rezept von einem Doktor der Umkehrwiſſenſchaft ſchreibt freilich vor, die Vernunft unter den Glauben gefangen zu nehmen; aber ſobald die Vernunft dem Glauben über den Kopf gewachſen iſt, hat dieſes Mittel alle Kraft verloren.

Wenn man, was man glauben ſoll,
Nicht mehr glauben kann,
Iſt die Zeit eines Glaubens voll,
Und geht ein neuer an.

Rückert.

Wer da eine Ahnung hat von der Größe, von der Unendlichkeit des Weltalls, wer einſieht, welch verſchwindendes Pünktchen unſere Erde darſtellt im Univerſum, der glaubt gewiß nicht, alles Erſchaffene ſei um der armen Menſchlein willen da, von denen wiederum nur der kleinſte Theil als die vom wunderſamen Gotte Auserwählten gelten ſollen; wer ferner die wunderbare Ordnung der Natur erkannt, der muß den Glauben an ein launiſches Eingreifen in dieſelbe durch die Glaubenswunder als lächerlichen Wahn erkennen. Der Zufall wollte, daß bald nach der Zeit, in welcher dieſe Zweifel anfingen mich zu beunruhigen, mir Schriften in die Hände kamen, in welchen die von mir angezweifelten Lehren geradezu als falſch bezeichnet wurden. Daß dieſe Schriften mich leicht vollkommen überzeugten, war natürlich; was iſt wahrſcheinlicher, als daß die Trinitätslehre aus der indiſchen Bramareligion oder vielleicht urſprünglich aus einer noch älteren Religion ins Chriſtenthum herübergeſchleppt wurde, und Jeſus, der edle Stifter desſelben, ſollte er nicht zum Gottesſohne geſtempelt worden ſein nach dem Muſter der zahlreichen Götterſöhne des Heidenthums? Uibrigens iſt nicht alles Heidenthum ſo ſchlecht, wie chriſtliche Eiferer es ſchildern, und der Heide Sokrates z. B. war hundermal beſſer, als mancher heiliggeſprochene Chriſt. Wer aus der Kirchengeſchichte weiß, durch welche Zufälligkeiten, nach welch hitzigem Widerſtreit entgegengeſetzter Meinungen manche der beſtehenden Glaubensſatzungen obſiegten, wie bei der Feſtſtellung mancher derſelben auf den alten Conzilien nicht der heilige Geiſt, ſondern zuweilen ein ſehr unlauterer, unheiliger Geiſt den Eingeber ſpielte, bei einem Solchen muß aller heilige Reſpekt vor dieſen Satzungen ſehr abgeſchwächt werden.

Der Seelenzuſtand, in welchen ich durch dieſe Betrachtungen und dieſe Zweifel gerieth, war übrigens durchaus nicht befriedigend, ja, er iſt bei manchen Menſchen aus dem gleichen Anlaſſe eigentlich ein verzweifelter geworden. Wer verſchiedene, in kindlicher Einfalt als Wahrheiten eingelernte Lehrſätze nachher bei genauerer Einſicht als Irrthümer erkennen mußte, wird den nicht Mißtrauen beſchleichen gegen das ganze Lehrgebäude, dem dieſe Sätze angehörten? Wie viel Trug und Wahn kann möglicher Weiſe noch unter allen für hoch und heilig gehaltenen Sachen ſein? So haben quälende Zweifel manchen Menſchen ungewiß und irre gemacht über ſeine Beſtimmung, über den Zweck ſeines Daſeins. Mancher hat darüber das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, Mancher verwarf alles Uiberſinnliche als eitel Träumerei und glaubte nichts mehr, als was er mit Augen ſehen und mit Händen greifen konnte, Mancher iſt alſo vom Aberglauben zum Unglauben übergangen. — Die Dunkelmänner ſchreien darum Zeter über die Aufklärung, welche den Glauben zu ſchanden mache und die Welt verderbe,

während sie es selber waren, welche die Irrgänge anlegten, auf denen sich die Zweifler verloren. Glücklich Derjenige, der sich bald wieder zurecht findet.

Mir gelang es nach kurzer Zeit, das Grauen vor dem Nichts durch Vertrauen auf das Beste zu bewältigen. Ich fand meine Beruhigung gleichsam in der Harmonie der Sphären. — Indem ich meine Gedanken in die Betrachtung des Weltgebäudes versenkte und — so viel menschliche Wissenschaft davon ergründet — allenthalben weisheitsvolle Gesetze in dessen Anordnung erkannte und für dessen Erhaltung wirken sah; indem ich mit Hilfe guter Schriften in allen Reichen der Natur forschte und überall einen Stufengang der Vervollkommnung wahrnahm, kam ich zu der festen Uiberzeugung, daß eine höchste, allweise, heilige Macht in der ganzen Natur waltet, welche alles für die edelsten Zwecke geschaffen, nach dem besten Plane geordnet habe und den erhabensten Zielen zuleitet.

„Einer ist der Ewige! Es liegt ein Anker wo!
Nicht ohne Halt ist dieser Welt Erscheinung!"

Schefer.

Daß dieses uns beschränkten Menschen nicht immer klar vor Augen liegt, das liegt lediglich an unserem niedrigen Standpunkte auf der untersten Stufe denkender Wesen.

„Eh' es sich rundet in einen Kreis,
Ist kein Wissen vorhanden;
So lang nicht Einer Alles weiß,
Ist die Welt nicht verstanden."

Rückert.

Wie viel höhere und edlere Daseinsformen mag's geben auf allen Millionen Weltkörpern, welche in dem endlosen Raume kreisen. Wie unendlich vermehrt und vervollkommnet mögen auf vielen derselben die Mittel zur Glückseligkeit ihrer Bewohner sein und die Organe dieser, sie zu empfinden. Was der blinde und taube Wurm gegen die Vollkommenheit des Menschen, das und noch viel weniger mag wiederum der Mensch sein gegen freiere, der Vollendung näher gerückte Wesen, welche vielleicht Weltsysteme mit einem Blicke überschauen, wie wir eine irdische Landschaft mit ihren Hügeln und Gründen, Gewässern, Bäumen und Häusern. Der Urgrund und das Endziel alles Seins das sind und bleiben uns Geheimnisse; „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. — „Wir können nur rathen und meinen." Vergebens fragen wir: Was wird aus der denkenden Kraft in uns nach dem Tode? — „Der Mensch ist zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet," sagt Herder in seinen Ideen; doch wenn es auf Beweise ankommt, „so lebe wohl du zauberische Hoffnung eines höchsten Daseins." — Die Hoffnung auf bewußte Fortdauer der Seele nach dem irdischen Hinscheiden, auf Wiedervereinigung mit den vorangegangenen und zurückbleibenden Lieben, auf Ausgleich und Vergeltung in einem zukünftigen, besseren Leben hat für uns ungemein viel Trostreiches und Erhebendes, aber Beweise finden wir in diesem Leben keine dafür. — Doch die höchste Weisheit, welche die Welt regieret, versichert uns des besten Planes der Schöpfung, der besten Zwecke für unser Dasein. Sind dieselben nicht gerade also, wie unsere Hoffnungen und Wünsche sie uns vorstellen, so werden sie ganz gewiß noch viel schöner und besser sein.

„Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen —
Aber wir ereilen dich gewiß".

So können wir mit Schiller's Worten dem hingeschiedenen Lieben über das Grab nachrufen. — Eben so wird die Wesenheit Gottes uns ewig unergründlich bleiben; der Pantheist kann eben so wenig sagen, er habe das Richtige gefunden, wie der gläubige Christ, welcher alle Eigenschaften Gottes unfehlbar

kennen will. Die menschenwürdigste Vorstellung von der Gottheit ist jedenfalls die, Gott als den liebevollen Vater aller Menschen zu betrachten, und Derjenige war der weiseste unter allen Menschen, der diese Ansicht zuerst ausgesprochen hat. Was der Verstand des Menschen nicht fassen und nicht ergründen kann, dem kommt er durch das Ahnungsvermögen auf die Spur, und der gottgeweihte Dichter ist es, der diese Ahnung des Uibersinnlichen in den würdigsten Worten auszusprechen versteht.

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke."

Schiller.

Indem ich nun mit der Aufzeichnung meiner Selbstschau zu Ende bin und die Schrift nachlese, finde ich zu meiner Beschämung, daß ich mir nur zu oft von der Selbstliebe die Feder führen ließ, daß ich eigentlich nur meine guten Seiten vorzüglich ins Auge faßte, oder jene, die ich für gut halte. — Ich gab mich eigentlich so, wie ich gerne sein möchte und in meinem Denken und Wollen wohl auch bin; aber wie oft ich in meinem Handeln davon abirrte, das sagt mir die Erinnerung an die tiefe, bittere Reue, die ich jedesmal darüber empfand. Soll ich mich nun an das saure Geschäft machen, meine zahlreichen Mängel und Fehler aufzuzählen, meine Schattenseiten gewissenhaft nachzutragen? Ich kann es nicht über mich gewinnen, und bezweifle, Jemanden, der etwa diese Blätter lesen sollte, einen Dienst damit zu erweisen. Ich will mich also darauf beschränken, ein summarisches Bekenntniß abzulegen, daß ich selber gar viel an mir auszusetzen finde, und oft und viel gefehlt habe.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. C. Leeder.

(Schluß.*)

IV. Periode. Zeit des großen Krieges. 1620 bis 1634.

Wenn die Zeit, in welcher die Waldsteine Arnau besaßen, mit der Zeit der Turgauer in Bezug auf Milde des Regiments, Wohlstand der Einwohner, allgemein regen Eifer in Kirchenbauten u. s. w. eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigt, so bieten anderseits die nun folgenden Jahre ein beklagenswerthes Seitenstück zu den Drangsalen der Hussitenzeit.

Die religiöspolitische Revolution der böhmischen Stände gegenüber dem Kaiser, welche am 23. Mai 1618 auf dem prager Schlosse mit dem berühmten Fenstersturze der Statthalter inaugurirt wurde, erhielt schon am 29. Oktober 1620 durch die Schlacht am weißen Berge ihren ersten Aktschluß, und dieser Sieg der kaiserlichen Waffen brachte unsägliches Elend über das ganze Land.

Die ersten Folgen des Sieges waren nämlich das große Blutgericht, welches unter dem Fürsten Carl von Liechtenstein in Prag zusammentrat und die über den böhmischen Adel verhängten Güterconfiscationen und Verbannungen.

Dieser Sturm brauste allerdings zumeist über den Köpfen der Unterthanen hin, aber mit ihm verband sich eine fanatische Verfolgung aller Akatholiken — Akatho-

*) Siehe Jahrgang XI. Heft 1. 2. 3. 5. und 6.

lik und Aufrührer schien gleichbedeutend zu sein — und ein Krieg mit auswärtigen Mächten, der bis 1648 fortwüthete, Böhmen wiederholt zum Schauplatze blutiger Kämpfe machte und den Boden des Landes völlig umwühlte. Kaiser Ferdinand II. eignete sich nach der Schlacht auf dem weißen Berge mehrere hundert Herrschaften zu und setzte zu diesem Zwecke eine eigene Confiscations-Commission nieder. Einen Theil der eingezogenen Güter verkaufte, verpfändete oder verschenkt er; einen anderen verwandelte er in Lehen, indem er sie 1623 den vorigen Besitzern lehenweise wieder verlieh. [1])

Die Arnauer erhielten von diesen Maßregeln des Kaisers alsbald die verläßlichste Nachricht. Hans Bernhard von Fünfkirchen, der Besitzer der einen Stadthälfte, hatte nämlich an den Bestrebungen der protestantischen Stände von Böhmen und Oesterreich sehr thätig Theil genommen. Er wurde daher schon durch das kaiserliche Patent vom 12. September 1620 zugleich mit Mathes von Thurn und mehreren österreichischen Herren als Rebell und Sr. Majestät mit Leib, Ehr und Gut verfallen erklärt. Seine Güter in Böhmen und den incorporirten Ländern wurden auch alsbald confiscirt, seiner Person wurde man aber erst im April des folgenden Jahres habhaft. Er saß nun auf dem prager Schlosse im Gefängniß und Fürst Liechtenstein beantragte seine sofortige Hinrichtung. Der Kaiserbefahl jedoch, „damitt man sich umb desto weniger einiger übereilung zu beschweren habe," gegen Fünfkirchen „auf maß und weiß wie gegen andere zu procediren." Man legte ihm hauptsächlich zur Last, daß er bei der „Auswerfung der Statthalter zugegen gewesen, daß er die Freilassung der Pranau (soll wohl heißen: die Wiedereröffnung der geschlossenen protestantischen Kirche in Braunau) stark urgirt und gar spöttische Reden wider Spania und das Haus Oesterreich" geführt. — Im Juli 1621 war der Prozeß zu Ende und das Urtheil lautete wieder auf Tod durchs Schwert und Confiscation der Güter.

Letztere war bereits vollendete Thatsache, mit der Publikation des Urtheils und mit der Hinrichtung hielt man aber auch diesmal noch inne, weil Fünfkirchen in Mähren „viele unverantwortliche und Sr. kais. Majestät hochpräjudizirliche Attentata" vorgenommen haben sollte, worüber sowie über seine Correspondenz mit den österreichischen und steierischen Rebellen er noch zuvor bei der „mährischen Commission" selbst mit Androhung der Tortur zu befragen war. — Am 29. April 1622 wurde er mit den „böhmischen Rebellen und angemaßten Direktoren Wilhelm von Lobkowicz, Paul Rziczan, Felix Wenzel Petipesky und Johann Wostrowecz vom prager Schloß „mit genugsamen Confoy zur Roß und Fueß" auf die Veste Zbirow abgeführt — und wird fortan nicht mehr genannt. [2]) Viele Hunderte traf ein ähnliches Schicksal, und Viele durften sich glücklich preisen, wenn sie mit dem Verluste ihres Vermögens davonkamen. So wurden — um nur der näheren Umgebung von Arnau zu gedenken — dem Zdenko von Waldstein sein Rittersitz Oels mit Kotwitz und Neuschloß zur Hälfte, dann sein Antheil an dem Gute Rohoznic, — dem Georg von Waldstein sein Antheil an demselben Gute, dem Christian von Waldstein die Hälfte von Weißpoličan, — dem Adam Zylwar von Pilnikau die Güter Wildschütz und Tremešna und seine Lehen-Entien in Mohren und Langenau, der Stadt Trautenau fünf Dörfer, ebenso den Städten Jaromiř und Königinhof einige Dörfer, dem Friedrich von Oppersdorf das Gut Heřmanic, dem Christof Harrant das halbe Schloß Peczka, dem Wenzel Zaruba von Hustirzan Branna, Stěpanic und Lomnitz confiscirt. Letzterem wurden aus Gnade diese Güter wieder als Lehen verliehen. Selbst dem verstorbenen Adam Abraham Bohdaneczky wurde noch ein Fünftheil von Adersbach confiscirt. Den

1) Auersperg: Comment. zu Balbin Lib Cur. Elvert: die Bestrafung der böhmischen Rebellion. Brünn 1868.

2) Elvert pag. 58. 59. 68. 89. 99. 114. 220. — Landtafel Quatern Nr. 303. E. 12/v.

fetteſten Biſſen bot dem Fiscus das überaus reiche Erbe des verſtorbenen Johann Albrecht Smirzicky. [3]) Niemand erhob ſich auf dem Ruin der zahlreichen Adelsfamilien, die durch Hinrichtungen, Confiscationen oder Verbannung zu Grunde gerichtet wurden, höher, als Albrecht Wenzel Euſebius Graf von Waldſtein. Dieſer berühmte Kriegsheld — in der Geſchichte unter dem Namen „Wallenſtein" eingebürgert — war am 14. September 1583 auf dem Schloſſe Nachod in Böhmen, wo damals ſeine Großmutter mütterlicher Seite, Hedwig Smirzicky von Hafenburg, lebte, geboren. [4]) Sein Vater war Wilhelm von Waldſtein, jener Sohn des Arnauer Georgs, welcher von ſeinem Oheime Johann das Gut Heřmanic geerbt hatte. Die Mutter war Margaretha von Smirzicz, eine Tochter des Albrecht Smirziczky auf Nachod, — alſo ein Mitglied jener reichen Familie, die, wie oben erwähnt, durch die Confiscationen ſo hart mitgenommen wurde.

Die Eltern ſtarben frühzeitig — der Vater 1595, die Mutter 1593, — ſie ruhen in der Kirche zu Heřmanic, wo in einer Verſenkung vor dem Hochaltar ſchöne weiße Grabſteine ihre Bildniſſe und folgende Umſchriften zeigen:

Leta Panie 1595 w Pátek den Památky swateho Matiege vmřžel vrozený Pan Pan Wylým Starssy z Waldssteyna na Heržmaniczych a tuto do radostneho Wzkržissenj Tielo geho odpočiwa.

Leta Panie 1593 we Cžwrtek den S. Marie Magdaleny vmrzela vrozená Pani Pani Markyta z Smiržicz, Manželka vrozeneho Pána Pana Wyléma Starssyho z Waldssteyna a na Heržmaniczych, a tuto až do radostneho Wzkrzissenj Tielo gegi odpočiwa.

Von Albrechts Geſchwiſtern ſtarben Adam († 1581), Hedwig († 1578), Magdalena und ein Knabe frühzeitig [5]), eine Schweſter: Katharina Anna ſtarb 21 Jahr alt am 9. Auguſt 1605 auf dem Schloſſe Roſyc. Sie war die dritte Gemahlin des Carl von Zierotin, jenes berühmten mähriſchen Staatsmannes, welcher — wohl der Einzige — ungeachtet ſeiner unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das lutheriſche Glaubensbekenntniß ſich durch ſeinen ehrenwerthen Karakter die Neigung Kaiſer Ferdinands II. bis zu ſeinem Tode — er ſtarb als Greis von 72 Jahren am 9. Oktober 1636 — erhalten hat und neben ſeiner oben genannten Gemahlin in der Gruft der lutheriſchen Kirche in Brandeis am Adlerfluſſe beigeſetzt wurde. [5]a)

Albrecht von Waldſtein, früh verwaiſt, wurde anfangs von ſeinem mütterlichen Oheim Albert von Slawata auf deſſen Schloſſe Koſſumberg erzogen; ſpäter brachte ihn ein anderer Oheim Johann von Rziczan in das Convict der Jeſuiten in Olmütz, wo er dem Katholizismus gewonnen wurde. Er bereiſte hierauf Deutſchland, die Niederlande, Frankreich und Italien, ſtudierte auf den Univerſitäten von Bologna und Padua, trat ſodann in die kaiſerliche Armee und machte die Feldzüge in Ungarn und gegen Venedig mit. In letzterem (1616) unterhielt er 200 Dragoner, die er auch ſelbſt ausgerüſtet hatte, auf eigene Koſten.

Er hatte nach dem erſten Feldzuge die bereits betagte und faſt immer kranke Witwe Lukrezia Nekeš von Landek geheirathet und war durch deren Tod (1614)

---

3) Elvert pag. — und Auersperg Comm. —

4) P. Joſ. Ludwig: Památky Nachoda; aber auch ſchon Czerwenka Splendor. Vgl. Förſter: Wallenſtein als regierender Herzog und Landesherr.

5) Lokalerhebungen.

5a) Die Ueberreſte dieſer und anderer Familienglieder wurden in zinnernen Särgen ruhend 1724 in der Kirchenruine wieder aufgefunden und es entſpann ſich über das Eigenthum des Fundes ein ärgerlicher Proceß zwiſchen dem Biſchofe von Königgrätz und den Erben der Familie Žerotin, der 1747 damit endete, daß die Särge der Geiſtlichkeit zugeſprochen wurden, welche ſie verkaufte, die Gebeine aber der Familie blieben, die alle in Eine eichene Kiſte ſammeln und in der Gruft niederlegen ließ. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts waren Gruft und Kiſte ſchon ganz zerfallen. [6])

6) Bienenberg Alterthümer III.

in den Besitz eines sehr bedeutenden, zum Theil in mährischen Gütern bestehenden Vermögens gelangt.

Aus dem Feldzuge heimgekehrt wurde er von Kaiser Mathias zum Grafen und zum Obersten ernannt und vermählte sich mit Isabella Katharina, Tochter des geheimen Rathes Carl Grafen Harrach.

Vergebens suchten ihn die protestantischen Stände Böhmens zu gewinnen; als diese 1619 in Mähren einrückten, ging er mit der Landschaftskasse (100.000 Gulden) nach Wien. Dafür wurden seine Güter in Beschlag genommen. Er rüstete nun ein Regiment aus und rückte unter Boucquoi nach Böhmen; war aber persönlich in der Schlacht auf dem weißen Berge nicht zugegen. Sein ansehnliches Vermögen setzte ihn nun in den Stand, viele der confiscirten Güter, welche nach der Schlacht der Fiscus feilbot, anzukaufen. — Man sagt, er habe deren sechs und sechzig um den Preis von mehr als dritthalb Millionen Gulden angekauft, größtentheils im nordöstlichen Böhmen; [7]) er brachte auch andere, nicht confiscirte Herrschaften durch Kauf — zu dem er hie und da die Besitzer zwang, — an sich, und bildete, als er 1623 vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben und zum Herzoge von Friedland ernannt wurde, aus dem riesigen Gütercomplexe das Herzogthum Friedland (nach der confiscirten Redern'schen Herrschaft so genannt), welches aus eilf großen Herrschaften bestand, die er aus den erkauften Gütern gebildet hatte.

Mit diesem Herzogthum ließ sich Wallenstein vom Kaiser belehnen, alle in demselben gelegenen Herrschaften aus der Landtafel streichen und verkaufte oder verschenkte viele derselben als friedländische Lehen, über die er 1624 eine eigene Lehentafel errichtete, an verschiedene Herren und Ritter. Wie der Adel diesen Vorgang beurtheilte, zeigt ein späteres Schreiben von Wallensteins Vetter, Hans Christof dem Jüngern von Waldstein, worin es heißt: daß „dieser Processus ganz und gar violentus gewesen, indem viel Grafen und rittermäßige Personen, welche, sowohl als er Friedländer, in suo gradu freie Stände des Königreichs Böheimb gewesen, ihre Sessionsvota und Freiheiten gehabt, Nothhalber sich unter ihn geben und seinen Gesang nolenter volenter singen müssen; hiedurch dann der Friedländer eine solche Authorität und Macht an sich gebracht, daß er fast männiglich terribilis worden und alles pro suo velle befehlen und anordnen mögen." [8])

Was insbesondere Arnau betrifft, war der Kaufvertrag, welchen die königl. Commissäre 1620 mit Magdalena von Waldstein gebornen von Hodkow geschlossen hatten, — vermuthlich wegen nicht erfüllter Bedingungen, — schon 1622 über Andringen der Gläubiger für null und nichtig erklärt und das Verkaufsobjekt, nämlich die Hälfte von Stadt und Schloß Arnau sammt den Dörfern, welche einst Hans Christof von Waldstein besessen hatte, dem Herzog von Friedland um 39000 Schock meißnisch verkauft worden. Sowohl Magdalena als Zdenko von Waldstein — welcher letztere in Folge des kinderlosen Absterbens des Hans Christof der nächste Blutsverwandte desselben war — gaben zu diesem Verkaufe ihre Zustimmung. [9])

Im folgenden Jahre erwarb Wallenstein auch jene Stadthälfte sammt dazu gehörigen Dörfern, welche dem Hans Bernhard von Fünfkirchen war confiscirt

---

7) Elvert zählt 66 auf; der Kaufschilling ist bei mehreren nicht in den Verzeichnissen angegeben. Förster spricht von 7 Millionen, was offenbar unrichtig ist.

8) Schreiben vom 20. Januar 1638 im Arnauer Gedenkbuch. —

9) Landtafel Quatern Nr. 194. A. 9. Der Vertrag v. 1622 Tag S. Andreas am Montag nach h. drei Königen intabulirt; die Zustimmung Zdenko's — auf Grund der Ermächtigung des Statthalters Carl v. Liechtenstein dto. 1. Febr. 1624 intab. in Quatern Nr. 620. F. 22 — ist am Samstag nach Lichtmeß 1624 im Quat. Nr. 141. M. pag. 12/v. einverleibt worden.

worden, und zwar — wie der erst 1628 abgeschlossene und erst 1644 intabulirte Vertrag besagt — um die Summe von 29382 Schock 20 Groschen meißnisch. [10])

Die Löschung der Stadt und Dörfer aus der Landtafel fand 1627 statt. [11]) Die Ansprüche, welche Magdalena von Waldstein geborene Hodkow auf Arnau, Forst, Miletin und Rochow hatte, löste ihr der Herzog mit 4000 Schock ab, verkaufte ihr aber schon 1624 wieder das Gut Forst mit den Dörfern Lauterwasser, Mohren und Helfendorf, der Chalupe in Johannesbad, Haus und Mühle in Lauterwasser und einer Mühle unter dem Dorfe Mohren um 11.000 Rthlr. [12])

Den zur Hälfte confiscirten Rittersitz Wolesnic (Oels) des Zdenko von Waldstein mit dem Schlosse Neuschloß und den Dörfern Oels und Kotwitz hatte er um 44.941 fl. gekauft und verlieh ihn sammt dem vom Gute Tremesno getrennten Dorfe Prausnitz als Friedländer Lehen um 43.155 fl. 54 kr. demselben Zdenko von Waldstein, und als dieser bald ohne männliche Erben starb, dem kais. Obersten Wilhelm Lamboy Freiherrn von Dessener. [13])

1628 kaufte er von seinen Vettern Hannibal, Hans Christof dem Jüngern, Georg Adam und Albrecht Pertold — von denen die zwei letzten noch unter seiner Vormundschaft standen, — um 30.000 fl. rh. die Herrschaft Miletin und das Gut Rodow. Es mag dieses nicht ganz ohne Zwang geschehen sein, da Hans Christof später klagte: der Herzog habe den Brüdern diese Güter *entrissen* und von Miletin den Genuß durch sechs Jahre gezogen, Rodow aber gar verkauft. Indessen verlieh Wallenstein doch später Miletin dem Hannibal und die drei Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Polkendorf dem Hans Christof — freilich als Friedländer Lehen, aber — wenigstens die genannten Dörfer — ohne Kaufschilling. [14])

Von benachbarten Gütern brachte Wallenstein noch Hohenelbe, das er von Wilhelm Mirschkowsky von Strobschitz um 528.333 fl. 20 kr. erkaufte, — Wildschütz und Tremessno, die er (jenes um 83.894 fl., dieses um 13.503 fl.) vom Fiscus erwarb, — Mohren und Langenau, die er zugleich mit Rohosec, Skal und Bělohrad vom Kaiser kaufte, — Branna und Lomnitz, die er gleichfalls vom Kaiser erkaufte, — in seinen Besitz und überließ sie zumeist als Friedländer Lehen an verschiedene Personen z. B. Wildschütz an die Witwe Hebron, Branna und Lomnitz an den Grafen Harrach. — Mohren und Langenau entließ der Kaiser 1627 aus dem unmittelbar lf. Lehenverbande. [15])

Bedenkt man nun, daß der wirkliche Werth all der confiscirten Güter, welche Wallenstein ankaufte, ein viel größerer gewesen sein muß, als der Kaufschilling war, [15a]) indem sich zum Kaufe derselben als einem unsichern und — wie es Vielen schien — ehrlosen, wenig Käufer fanden, auch nicht gar Viele sein mochten, die baares Geld genug besaßen, um die feilgebotenen Güter alsbald zu bezahlen, — wie es die Geldnoth des Kaisers erheischte, — so kommt man zur Uiberzeugung, daß das Vermögen Wallensteins schon in den ersten Jahren nach der Schlacht auf dem weißen Berge ein ungeheures war.

Es darf daher nicht verwundern, daß er, als Ferdinand II. 1625 durch den niedersächsischen Bund in Bedrängniß gerieth, sich erbieten konnte, auf eigene Kosten ein Heer von 40.000 Mann ins Feld zu stellen.

Dem Erbieten folgte alsbald die That. Zum kaiserlichen Generalfeldhaupt-

---

10) Landtafel. Quatern Nr. 95. H. 20. Juxta; — Quat. Nr. 303. E. pag 12/v.
11) Ibid. Quatern. Nr. 294 A. pag. 1. und K. pag. 17. —
12) Arnauer Stadtgedenkbuch.
13) Auersperg Comment. zu Balbin. Lib. Cur.
14) Schreiben des Hans Christof im Arnauer Stadtgedenkbuch, und Schreiben der Arnauer Gemeinde an Hans Christ. ibid. —
15) Auersperg Commentar.
15a) Man vergleiche die Kaufschillinge der größten confiscirten Güter mit jenem von Hohenelbe, das W. aus freier Hand kaufte.

mann ernannt schlug Wallenstein den Grafen Mansfeld an der Brücke bei Dessau aufs Haupt, jagte ihn aus den deutschen Landen und befreite Schlesien.

Zur Belohnung erhielt er das Herzogthum Sagan um den Preis von 125.708 fl., wobei Wallenstein die aufgewendeten Kriegskosten in Rechnung stellte. Doch weiter eilte sein Siegeslauf. Ganz Niederdeutschland wurde dem Kaiser unterworfen, an den Gestaden der Ostsee die kaiserlichen Banner aufgepflanzt, die Meklenburgischen Herzoge ihres Landes entsetzt und Wallenstein damit belehnt. 1628.

Allein eben jetzt wendete die Glücksgöttin ihr Antlitz von ihrem bisherigen Lieblinge. Stralsund konnte ungeachtet viermonatlicher Belagerung nicht bezwungen werden und auf dem Reichstage zu Regensburg (1629) wurde Wallenstein auf Andringen seiner Gegner des Commandos entsetzt. — Scheinbar gelassen zog er sich nach Prag zurück und verbarg seinen gekränkten Stolz unter dem Glanze einer königlichen Hofhaltung, zu welcher ihm seine Besitzungen hinlängliche Hilfsquellen boten.

Mitten unter den Drängnissen der Feldzüge und neben den schweren Pflichten des Commandos hatte er die Interessen seines Herzogthums Friedland keinen Augenblick vergessen, und es ist bewundernswerth, mit welcher Umsicht und unverdrossenem Eifer er nicht nur für die Organisation desselben sorgte, sondern selbst in die kleinen Details der Verwaltung einging. [16])

In Jičin, wo er — gleichwie in Prag — sich einen prachtvollen Palast erbaut hatte, war der Hauptsitz seiner Regierung mit einem Landeshauptmann an der Spitze. Dort ließ er auch seine Münze schlagen. Auf den einzelnen Herrschaften amtirten Hauptleute. Man hat neuestens rühmend hervorgehoben, wie sehr Wallenstein mitten im Kriege und aus der Ferne für die nothleidenden Unterthanen, die unter der doppelten Geißel des Krieges und bösartiger Krankheiten seufzten, sorgte, Geld und Getreide vertheilen, die entflohenen Einwohner unter Verheißung dreijähriger Befreiung von allen Abgaben und Diensten zur Rückkehr einladen und in den Städten seines Herzogthums Spitäler anlegen ließ. [17]) Bezüglich der Stadt Arnau ist uns davon keine Kunde geworden, doch meldet das Gedenkbuch der Stadt, daß der Herzog allen Städten seines Herzogthums die Bräugerechtigkeit entzogen — (Arnau verlor 1628 auch das Recht der Branntweinbrennerei [18]) — dafür aber die Stadt Arnau so wie noch andere fünf Städte der Leibeigenschaft entließ und mit der Testirfreiheit beschenkte.

Die bezügliche Urkunde dd. Prag 8. Mai 1628, in welcher sich Wallenstein: „Albrecht von Gottes Gnaden Herzog zu Fridland und Sagan, röm. kay. may. General Obrister Feldhauptmann wie auch des Oceanischen und Baltischen Meeres General" u. s. w. nennt, meldet nichts von dem Preise, welchen die Arnauer für das Privilegium entrichten mußten, sondern besagt nur, der Herzog habe, „um ihre Treue und Gehorsam in etwas zu erwidern und vergelten und um die Stadt in Aufnahme zu bringen," sie wie folgt privilegirt:

1. Der Rath darf seines Gefallens ehrliche, wohlverhaltene, aber zugleich freie, keiner anderen Obrigkeit mit Leibeigenschaft unterworfene Leute — ohne Ansuchen an den Herzog oder seine Nachkommen — aufnehmen und ihnen das Bürgerrecht ertheilen, wodurch sie aller Privilegien und Freiheiten der Stadt theilhaft werden, dagegen aber dem Herzoge und dessen Nachkommen, so wie dem Rath und der Gemeinde die gewöhnlichen Pflichten leisten müssen.

2. Jedem Bürger steht frei aus Arnau wegzuziehen und der Rath ist berechtigt ihm — vom Herzog und dessen Nachkommen ungehindert — einen Weglaßbrief zu andern Herrschaften zu ertheilen. Der betreffende Bürger hat nur die

16) Förster: Wallenstein als reg. Herzog.
17) Förster ibid. —
18) Arnauer Gedenkbuch.

Nachsteuer zu zahlen und kann übrigens sein liegendes Vermögen vorher oder nachher zu Geld machen und seines Gefallens, wohin er will, wenden. Der Herzog und dessen Nachkommen haben an ihn, seine Familie und sein Vermögen keinen Anspruch mehr.

3. Jedem Bürger steht frei, über sein in Arnau oder sonst im Gebiete des Herzogs befindliches bewegliches und unbewegliches Vermögen — die Lehen, welche vom Herzoge rühren, ausgenommen — unter Lebenden und auf den Todesfall zu verfügen.

4. Wer unmündige Kinder hinterläßt, kann ihnen die leibliche Mutter oder zu wem er sonst Vertrauen hat, zum Vormunde und Vermögensverwalter bestellen; trifft er keine Verfügung, so bleibt es bei dem üblichen Gebrauche und Rechte, daß der Rath als Immediat-Obrigkeit sowohl über die Personen als die Güter, welche erb- und eigen sind, die Vormünder bestellt und für die ordentliche Erziehung der Kinder und für die Verwaltung der Güter derselben den Kindern, wenn sie zu ihren Jahren kommen, haftet. [19])

In derselben Urkunde spricht der Herzog den Vorsatz aus, die Stadt Arnau und etliche andere seiner Städte zu einem freien Landstand zu machen. Dieses Vorhaben kam nicht zur Ausführung.

Die Einladung an die entflohenen Einwohner zur Rückkehr, deren oben erwähnt wurde, kann nur auf Jene bezogen werden, welche wegen Verarmung geflohen waren, nicht aber auf jene Vielen, welche der Religionhalber sich flüchten mußten, denn diesen gegenüber war der Herzog nicht toleranter als der Kaiser und die Jesuiten.

Dieses ist allerdings in neuester Zeit bestritten worden;[20]) Wallenstein sei — behauptet man — nirgend so gewaltthätig, wie es der Kaiser verordnete und seine Statthalter verfuhren, vorgegangen, ja in einem Bescheide vom 28. Juni 1629 habe er ausdrücklich befohlen, eine arme Witwe, die des Glaubens wegen hart bedrängt wurde, auf ihrem Gütl wohnen zu lassen, „bis ihr unser Herr bessere Gedanken gibt, daß sie den rechten Glauben wird begreifen mögen." Allein dieser vereinzelte Fall beweist nichts gegenüber vielen anderen Thatsachen.

Erzogen in einem Jesuiten-Collegium, hatte Wallenstein schon bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin die Güter derselben von allen Ketzern gesäubert. Jetzt, Vasall und Generalissimus Ferdinands II., suchte er den Katholicismus auf allen seinen Herrschaften wieder herzustellen. Er führte in Böhmisch-Leipa Augustiner ein, baute für die Karthäuser zu Stipa in Mähren und zu Walditz bei Jičin Karthausen, in Jičin selbst aber eine Probstei und ein großes Jesuitencolleginm mit einem Convict, — alle fürstlich ausgestattet.[21]) Schon diese Anstalten zeugen von seinem festen Willen, dem Katholicismus, so weit nur immer sein Arm reichte, die Herrschaft zu verschaffen. Die Schreiben des Herzogs, welche als Beweis seiner Toleranz gelten sollen, zeigen nur, daß er beim Katholischmachen klug verfahren wissen wollte; schreibt er doch selbst aus Havelberg (27. August 1627): „Und dieweil jetzunder Zeitt ist, so hebt wiederum an, die Leut chatolisch zu machen", und ärgert sich später, als die Bauern im Gebirge sich zusammenrotten und die Angriffe auf ihren evangelischen Glauben mit offener Gewalt zurückweisen, nur über die „unzeitigen" Bekehrungsversuche. „Ich werde — schreibt er von Wismar (1. Nov. 1628) an seinen Landeshauptmann — von Hrn. Michna berichtet, daß die Pauern im Gebirg nichts Gutes thun wollen; nun weiß ich nicht, warum es geschieht; vielleicht sehen sie, daß man sich vor ihnen

19) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.
20) Förster a. a. O.
21) Nach demselben, dem auch die folgenden facta entnommen sind, allerdings mit den entgegengesetzten Folgerungen

fürchten thut. Es ist auch nicht recht, daß man ihnen von der Religion hat was gesagt, bis der Adel aus dem Landt ist; denn alle zugleich offendiren, ist nicht rathsam; werdet derowegen sehen, die Bürger und Pauern ungehütt zu lassen, bis der Adel aus dem Landt sein wird."

Aus demselben politischen Motiv war schon früher sein Zorn über die Jesuiten entbrannt, die durch ihre Bekehrungswuth in Abwesenheit des Herzogs das Landvolk zum Aufstand gebracht hatten. Er schrieb darüber an den Landeshauptmann Taxis: „Vernimb ich, was für Rumor mit den Jesuiten die Unterthanen angefangen haben. Es ist ein welsch Sprüchwort: così vuol, così habbia! Derowegen mischt ihr euch nicht drein. Werden's die Jesuiten gutt machen, so werden sie's gutt haben, ich begehr ihre Impertinenzen nicht mit bracchio seculari zu defendiren, denn ihre exorbitanzen seindt unerträglich."[21a])

1629 scheint der protestantische Adel bereits „aus dem Landt" gewesen zu sein; daher richtete der Landeshauptmann Gerard von Taxis von Jičin aus am 7. August dieses Jahres folgendes Schreiben an den Arnauer Magistrat:[22])

„Demnach nun die Herren Reformationscommissarien allbereits zu Turnau, Liebenau, Ayche und Oschitz mit der Reformation ganz durch, also daß sie nur wenig Tage zuzubringen haben, die Soldateska aber bei solcher Willfährigkeit alldaselbsten nichts mehr liegend nütze, sondern anderwärts zu logiren und weiter zu führen vonnöthig, bei euch auch im wenigsten keine Willfährigkeit, sondern bloße Zwangsmittel zu gebrauchen sein wolle: als ist hiermit an euch mein Befehl, euch alsbald cathegorice zu resolviren, ob ihr auf vorstehende Woche gewiß und unfehlbar ingesamt und sonders katholisch werden wollet oder nicht? und dafür ihr nicht gutwillig gehorsamet, so schicket mir sowohl von euren ganzen Rath als auch der Gemeine und ganzen Burgerschaft ein schriftlich Zeugniß und Erklärung ein, darnach ich mich zu richten. Denn do ihr diesem nicht nachlebet und euch alsbald zur katholischen Religion bekennet, will ich die Soldatesca straks zu euch schicken und abfertigen, wornach ihr euch zu richten habt."

Dies hieß den Bürgern das Messer an die Kehle setzen. Eine zahlreiche, rohe Soldatenbande und deren bigotte Anführer nähren, deren Mißhandlungen erdulden und schließlich doch keine Möglichkeit sehen, gegen die Gewalt aufzukommen — wer konnte dies wählen? Es galt also nur: den Glauben der Väter oder das Land zu verlassen! Im grausamen Conflicte der zwei theuersten Interessen siegte bei der Mehrzahl die Liebe zur Heimath. — Am 10. August 1629 antwortete die Gemeinde, ihre „kurze und einfältige" Antwort sei, daß eine ganze Gemein, wie vor diesem nie geschehen, also auch itzo (nicht) gesonnen sei, „unserer gnädigen, von Gott uns vorgestellten Obrigkeit zu widerstreben und sich zu widersetzen; dannenhero auch der Mehretheil nicht gesonnen sind von gemeiner Stadt zu weichen, sondern wollen sich demselben, was Gott ihnen zuschicken möchte, willig und gehorsambst unterwerfen."

Nun baten die Bürger um Verschonung mit der Einquartirung der Soldaten, auch wo möglich noch um einen Monat Dilation, da dann ein Jeder seine Confession thuen und sich der rechten Religion zu bequemen nicht unterlassen werde.

21a) Auch die anderen Mönche ärgerten ihn; die Karthäuser wollten liegende Güter haben, was der Herzog durchaus nicht bewilligte, „denn ich will — sagt er — dem Clero nicht zu viel Güter einräumen." Die Augustiner in Leipa verwendeten das Geld (2000 fl.), das zum Klostergebäude jährlich bestimmt war, anderweitig. „Ich zweifle nicht — schreibt der Herzog — daß sie es werden angewandt haben, aber auf Huren und los Gesind, wie ihr Brauch ist," und befiehlt dem Landeshauptmann: „den Mönchen besser auf die Fäust zu sehen, da sie das Geld, das sie zum Gebäu verwenden sollen, gestohlen haben."

22) Arnauer Gdenkbuch.

Hierauf schrieb Taxis (23. Aug. 1629): „Graf Maximilian v. Waldstein's Befehl und Wille sei, daß im Zeug- und Verschreibnuß, so die Stadt einsenden werde, nicht allein die Personen aus dem ganzen Rathsmittel, sondern auch die vornehmsten und eltisten unter der Bürgerschaft sich zugleich eigenhändig, daß sie katholisch, wie auch durch die Abgesandten angedeutet, werden wollen, unterschreiben und verpflichten sollen.“[23])

Die Stadtgemeinde nahm nun den katholischen Glauben an. Taxis schrieb ihr deshalb aus Jičin (15. Febr. 1630) „sie mögen verfügen, daß sie zu Zeiten der hohen Feste beichten und kommuniziren; die heilige Fasten über im geistlichen Gehorsam sich präpariren und zu den Osterfeiertagen einhelliglich wiederum beichten und sich zur Communion finden.“[24])

Wer die Bekehrung der Arnauer leitete, ist nicht ganz sichergestellt. Das Kirchengedenkbuch nennt als ersten katholischen Dechant den Markus Anton Schmidmar, der h. Schrift Lizenziat, päpstl. Protonotar u. Kämmerer Urbans VIII. Derselbe soll Ende August 1638 gestorben sein. Nach dem städt. Gedenkbuche war 1632 im September Pastor (sic) Georgius Peishelius Dr Theologiä verordneter Seelsorger in Arnau. Ohne Zweifel waren in Arnau, wie auch im übrigen Gebirge, auch die Jesuiten sehr thätig.

Viele Bürger — und gewiß nicht die schlechtesten — zogen es aber vor, mit Weib und Kindern fortzuziehen. Ihr Hab und Gut wurde verkauft und der Erlös in die fürstlichen Renten eingezogen.[25]). Diese Auswanderung fand auch noch in den nachfolgenden Jahren, ja noch unter Wallensteins Nachfolger, Wilhelm Freiherrn von Lamboy statt. Unter den ausgewanderten wird namentlich der protestantische Seelsorger Michael Bayer und der Stadtschreiber Adam Luhmüller genannt. Ersterer soll ein von ihm verfaßtes Kirchenbuch, welches „den Zustand der Religion und andere Denkwürdigkeiten der Stadt“ enthielt, mit sich genommen haben.[26]) Adam Luhmüller erscheint noch 1635 als Stadtschreiber; er hatte sich bis dahin als Protestant behauptet. 1637 setzte man ihm zur Glaubensänderung einen kurzen Termin, worauf er ins Ausland ging, sein Vermögen 1640 verkauft und der Erlös pr 556 Schock meißn. in die herrschaftlichen Renten eingezogen wurde.[27]) Auch von Luhmüller wird behauptet, er habe die denkwürdigen Schriften (Urbar und Stadtprivilegien) mit sich genommen und von Sachsen aus deren Rückstellung gegen eine bestimmte Summe Geldes angeboten. Die Gemeinde sei darauf nicht eingegangen.[28]) Die Erzählung ist offenbar unrichtig. Das von Wallenstein gegebene Privilegium ist noch vorhanden; die Privilegien der Turgauer waren es noch bis auf die neueste Zeit; das Wochenmarkt- und das Zollprivilegium gingen aber — wie die Gemeinde später

---

23) Maximilian (Sohn jenes Oberstburggrafen Adam des Jüngeren von Waldstein, der dem Katholicismus unerschütterlich treu geblieben und nach seinem Tode (1638) in der prager Domkirche unter dem königlichen Oratorium, wo er einen Altar gestiftet hatte, begraben worden ist) — war selbst überaus eifriger Katholik, Liebling Wallenstein's, der ihn mit Swigan, Münchengrätz und Grabstein belehnte und ihm in der Verwaltung des Herzogthums viele Macht anvertraute. Er besaß auch Dux, Skal, Turnau u. a. und wurde unter Ferdinand III. Oberstkämmerer. Czerwenka Splendor ꝛc.

24) Dieser um das Seelenheil der Arnauer so besorgte Gerard von Taxis war von Wallenstein 1624 zum Landeshauptmann und Regenten des Herzogthums Friedland bestellt worden. Der Herzog schenkte ihm das größte Vertrauen und alle Aufträge wurden durch ihn besorgt. Auf Wallensteins Verwendung erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand. 1631 ging er heimlich davon; der Herzog ließ ihn einholen und confiscirte seine Güter. Förster im angeführten Werke.

25) Städt. Gedenkbuch.

26) Kirchengedenkbuch.

27) Städt. Gedenkbuch.

28) Ib. und Kirchengedenkbuch, das ihn schon 1615 (!) entfliehen läßt.

klagte — bei dem Schwedeneinfalle 1639 verloren. Noch wird erzählt, ein Insasse zu Proschwitz, Namens Parneides, Besitzer einer sehr großen Wirthschaft, sei unter Wallenstein des Glaubens wegen entflohen, seine Tochter aber mit einem der Knechte, Namens Porkert, zurückgekehrt, katholisch und das Weib dieses Porkert geworden, dessen Nachkommen noch in Proschwitz leben. Mehrere Grundstücke von dieser Wirthschaft sind noch heute im Besitze der Gutsinhabung und führen den Namen Parneides.[29])

Angesichts des von Wallenstein 1627 — den Bürgern verliehenen Privilegiums der Freizügigkeit könnte es auffallen, daß noch Confiscationen stattfinden konnten; allein die der Religion wegen Auswandernden unterlagen nach wie vor den scharfen, vom Kaiser über sie erlassenen Verordnungen, welche festsetzten, daß ihre Güter verkauft, und vom Erlöse die Rebellenstrafe und alle rückständigen Steuern und Abgaben, dann alle Gemeinschulden bezahlt werden sollten, bezüglich des allfälligen Restes aber nur unter mannigfachen Clauseln deren Verwendung zu Gunsten der Angehörigen der Emigranten gestatteten. —[30]).

Es ist daher, da die Herrschaft, selbst von den mit Erlaubniß des Stadtrathes Auswandernden noch eine bedeutende Nachsteuer bezog, leicht zu erachten, wie man mit dem Vermögen der Geflüchteten gebahrte und daß die nächste Folge der Auswanderung eine Verarmung der Gemeinde sein mußte.

Diese Calamität steigerte sich noch durch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges.

Schon 1622 sah sich die Stadtgemeinde durch Einquartirung und Contributionen so ausgesogen, daß ihr solches länger zu dulden unmöglich schien. Sie erwirkte daher (am 22. Nov. d. J). von Wallenstein — ohne Zweifel um schweres Geld, denn er war damals noch ein der Stadt fremder kais. Kriegsrath und Obrister — einen Schutzbrief (salva guardia), durch welchen die Stadt von jeder Einquartirung frei erklärt und allen Kriegsobersten und deren Soldateska „bei hoher unnachläßiger Leibes- und Lebensstraff" untersagt wurde, die der Stadt angehörigen Leute, Roß, Wagen klein und großes Vieh unter welchem immer Vorwande anzutasten, zu beleidigen oder mit Gewalt wegzunehmen.[31]).

Als Wallenstein bald darauf zum Besitze der Stadt und Umgebung von Arnau gelangte, hatte er selbst das größte Interesse und auch die Macht, seine Unterthanen von den Leiden des Krieges möglichst frei zu erhalten; ja er suchte denselben noch besondere Vortheile zu verschaffen, indem er (da er für die Bedürfnisse seines Heeres selbst sorgen mußte) die Anordnung traf, es solle alles dazu Nöthige in seinem Herzogthum erzeugt werden, „damit doch seine Unterthanen ein Vortheil davon hätten."[32])

Wir haben nicht in Erfahrung bringen können, wiefern aus den guten Absichten des Herzogs der Gemeinde Arnau wirklich irgend ein Nutzen erwuchs; jedenfalls hatte sie — wenn auch von feindlicher und kaiserlicher Soldateska frei — in die landesfürstlichen Kassen und in die herzogliche Kammer hohe Abgaben zu entrichten.

Aber auch die Vortheile, welche den Arnauern in jener Zeit aus ihrer Stellung zum Herzoge erwachsen sein mögen, schwanden, als der Herzog 1632 zum zweitenmale das Commando übernahm.

Der König Gustav Adolf v. Schweden war, um seinen Glaubensgenossen die Religionsfreiheit, sich selbst aber Ruhm und Länder zu erobern, an der pommer'schen Küste gelandet, hatte Tilly, den Feldherrn der Liga, bei Leipzig und am

---

29) Kirchengedenkbuch.
30) Siehe die Verordnungen in Elverts angeführtem Werke.
31) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv. —
32) Försters Wallenstein.

Lech geschlagen und bedrohte die österr. Erblande. Kaiser Ferdinand kam in solche Bedrängniß, daß er nur durch den Herzog von Friedland Rettung zu erlangen hoffte und ihn aufs beweglichste bitten ließ, wieder an die Spitze des Heeres zu treten.

Wallenstein ließ sich endlich dazu herbei, aber unter Bedingungen, wie sie eben nur die Noth des Kaisers und der Ehrgeiz und das nicht ungerechtfertigte Mißtrauen des Herzogs diktiren konnten. Er wurde unumschränkter Gebieter über die Armee, der Kaiser versprach ihm als ordinäre Recompens ein kaiserliches Erbland, als extraordinäre Recompens die Oberlehensherrschaft in allen eroberten Ländern, außerdem alle Mittel und Spesen zur Führung des Krieges und zu jeder Zeit sollte ihm freier Rückzug in die kaiserlichen Erblande freistehen.

Wallenstein befreite nun zuförderst Prag und Böhmen von den Feinden, zwang den Schwedenkönig, seine feste Stellung bei Nürnberg aufzugeben und sich nach Sachsen zurückzuziehen. Bei Lützen kam es (15. Nov. 1632) zur Schlacht, in welcher Gustav Adolf das Leben verlor, die Schweden aber unter Bernhard von Weimar das Schlachtfeld behaupteten.

Durch ein strenges Gericht über die pflichtvergessenen Offiziere suchte Wallenstein die Manneszucht in seinem Heere wieder herzustellen, wendete sich hierauf, nachdem die Unterhandlungen mit Sachsen gescheitert waren, nach Schlesien, schlug ein schwedisches Corps bei Steinau, bedrohte Dresden und trat sodann auf Andringen des Kaisers ungeachtet der späten Jahreszeit den beschwerlichen Marsch nach der Donau an, um dem Kurfürsten von Baiern zu Hilfe zu kommen. Als dessenungeachtet Regensburg (5. Nov. 1633) in die Hände der Schweden fiel, verlegte Wallenstein seine Truppen nach Böhmen und Mähren in die Winterquartiere.

Inzwischen hatten seine Feinde — der Kurfürst von Baiern an der Spitze — die Unterhandlungen mit Sachsen und den mißlungenen Zug an die Donau dem Kaiser als von hochverrätherischen Absichten geleitet dargestellt, Wallensteins Weigerung, die Truppen (wie es der Kaiser verlangte) mitten im Winter aus den Erblanden zu ziehen, vergrößerte noch den Verdacht; — schon sprach man von einer zweiten Absetzung. Dieser zuvorzukommen, erklärte der Herzog seinen Generalen, er wolle das Commando niederlegen; die Kriegsobersten, um ihre eigene Existenz und besonders um ihre Soldforderungen besorgt, beschworen ihn zu bleiben, und so kam in Pilsen (12. Jänner 1634) jenes Bündniß zu Stande, in welchem der Herzog und die Obersten einander gegenseitig das Versprechen gaben, nicht von einander zu lassen.[33])

Dieses Bündniß galt am Kaiserhofe als Beweis offenbaren Hochverrathes und der Kaiser unterzeichnete am 24. Jänner ein Patent, durch welches Wallenstein als Rebell erklärt, des Commando's entsetzt, die Armee aller Verpflichtung gegen ihn entlassen und vorläufig an Gallas gewiesen wurde mit dem Beifügen, dies dem Heere und allen Offizieren kundzumachen. Zugleich wurde allen Unterzeichnern der Pilsner Convention — mit Ausnahme des Wallenstein, Ilo und Trczka — Amnestie zugesichert. Gallas wurde ermächtigt, von diesem Patente erst, wenn er es für nöthig erachtete, Gebrauch zu machen.[34])

Von diesem Patente bekam Wallenstein nur gerüchtweise Nachricht und beeilte sich dann, seinen Obersten ihr Wort zurückzugeben, sofern sie glaubten, er beabsichtige etwas gegen den Kaiser; auch schickte er die Obersten Brenner und Mohrwald an den Kaiser mit der Erklärung, er sei bereit das Commando niederzulegen und sich wo immer zur Verantwortung zu stellen. —

---

33) Die Daten aus Mailath Geschichte Oesterr. u. A.
4) Janko: Wallenstein. pag. 103 und 104.

Piccolomini und Diodati fingen dieſe Couriere auf, Wallenſtein aber, der ſich nun ſeinen Feinden preisgegeben ſah, flüchtete mit 200 Dragonern und wenigen Getreuen nach Eger, wo er — nachdem man bei einem Gaſtmahl in der Burg die Generale Illo, Trczka und Kinsky aus dem Weg geräumt hatte — in der Nacht des 24. Februar 1634 in ſeiner Wohnung meuchlings ermordet wurde. —

Man hat in neueſter Zeit viel darüber geſtritten, ob Wallenſtein ſchuldig oder unſchuldig fiel und welchen Antheil der Kaiſer an dem Morde getragen habe, und es ſind für und gegen die Schuld des Herzogs viele Bücher geſchrieben worden. Sein Verderben war aber ſicherlich der Vertrag, mit dem er das Commando übernahm. Der Kaiſer verſprach darin Dinge, die er nicht halten konnte, ja die ſeine eigene Exiſtenz in Frage ſtellten; den Ehrgeiz des Herzogs aber trieben die Beſtimmungen des Vertrages zu maßloſer Höhe.

Schon in ſeiner Zurückgezogenheit in Prag, Jičin und Znaim hatte Wallenſtein wie ein Souverain gelebt. Sein Hofſtaat war ſo prachtvoll, daß viele Adelige die kaiſerlichen Dienſte verließen und in die ſeinigen traten.

Er unterhielt an ſeinem Hofe einen Oberhofmeiſter (Graf Paul Liechtenſtein), einen Oberſtkämmerer (Graf Otto Friedrich v. Harrach, nach dieſem Graf Dietrichſtein), einen Oberſtſtallmeiſter (Graf Julius Hardegg), 24 Kammerherren vom Herren- und Ritterſtande und 60 Edelknaben.

Als er 1632 den Oberbefehl wieder übernahm, begleitete ihn ſein ganzer Hofſtaat ins Feld, 899 Perſonen mit 1072 Pferden. Der Unterhalt für dieſen Hofſtaat erforderte wöchentlich 12.586 Pfund Fleiſch, ebenſo viel Brod und ebenſo viel Maß Bier, und für die Pferde wurden wöchentlich 938 Strich Haber gerechnet. — Sowohl am Hoflager als im Felde wurde an der Tafel des Herzogs nur auf ſilbernem, ſtark vergoldetem Geſchirr geſpeiſt. Die Feldſilberkammer allein enthielt an Gewicht gegen 1000 Mark. —

Rechnet man hiezu noch die verſchwenderiſchen Geſchenke, welche der Herzog nach glücklichen Gefechten an Offiziere und Regimenter machte, ſo kann man ſich vorſtellen, welche enormen Summen der Herzog im Felde benöthigte.

Vom Hofe bezog er als kaiſ. General monatlich 6000 fl.; auch hatte ihm der Kaiſer 1632 durch Nachſicht des Kaufſchillings, den Wallenſtein auf die erkauften Güter noch ſchuldete, ein Geſchenk von 400.000 fl. gemacht. Im Übrigen ließ ihn aber der kaiſ. Hof mit ſeinen Forderungen meiſtens im Stiche, ja er mußte der kaiſ. Kriegskaſſe in Wien oft noch Vorſchüſſe machen.

Die Contributionen, welche er in den von ihm beſetzten Ländern erhob, reichten für ſeine und ſeines Heeres Bedürfniſſe nicht hin; — weit entfernt, je Geld oder Geldeswerth nach Böhmen in ſeine Kaſſen zu ſenden, erheiſchte er ſtets Gelder von dort, und da er die großen Beſtellungen für ſein Heer (aus unbekannter Urſache) nicht mehr bei Handwerkern ſeines Herzogthums machte und ſeine Unterthanen durch Einquartirung kaiſerlicher Truppen und Contributionen jetzt oft arg mitgenommen wurden, ſo nahm die Verarmung in ſeinem Herzogthum furchtbar zu. Vom Hofe erhielt er weder die für den Verluſt von Mekleburg zugeſagte Entſchädigung noch die Erſtattung des rückſtändigen Kriegsaufwandes. — Dennoch hielt er es mit ſeiner Ehre unverträglich, ſeinen Hofſtaat *jetzt* einzuſchränken.

So kam es, daß er — häufig in Finanznöthen befangen, von Aerger über den kaiſerlichen Hof geſtachelt, am Podagra heftig leidend — in den zwei letzten Jahren ſeines Lebens einer ſehr gereizten Stimmung anheimfiel, die er ſeine Beamten und Unterthanen hart empfinden ließ.

Mit äußerſter Unbeugſamkeit drang er nun auf Einbringung der Reſte; aber ſeine Kammerräthe und Hauptleute, obſchon er beſtändig ſchreibt, er wolle ihnen die Köpfe abſchlagen laſſen, — hatten nicht die Möglichkeit, mit allen

Zwangsmitteln von den armen, von Freund und Feind zu Grunde gerichteten Unterthanen die geforderten Summen zu erpressen.[35])

Unter diesen Umständen konnte der Tod des Herzogs in den Herzen der Arnauer wie seiner übrigen Unterthanen wohl schwerlich tiefe Trauer erwecken, wenn auch das schreckenvolle Ende einer so hochgestellten und gewaltigen Persönlichkeit sie mit Grauen und Entsetzen erfüllen mußte. Wallensteins Feinde triumphirten. Unter sie zählten — außer dem Kurfürsten von Baiern — in erster Reihe die Italiener; aber auch die böhmischen Großen waren ihm nicht grün. Hatte doch auch er seine Abneigung gegen das czechische Element unverholen ausgesprochen. Bei der fürstlichen Hofkanzlei in Jičin befahl er einen deutschen Sekretär anzustellen, „dieweil ich nicht will, daß bei der Kanzlei etwas böhmisch solle traktirt werden", und als er das Jesuitenconvict in Jičin gründete, ließ er in dieses hauptsächlich adelige Institut zwar auch eine Anzahl Bürgersöhne aufnehmen, gab aber ausdrücklich deutschen Knaben hiebei den Vorzug vor den „tölpischen böhmischen Janken." —[36]).

Der Kaiser legte über den Tod seines Generalissimus, des einstigen Retters seines Thrones, Trauer an den Tag und ließ für seine Seelenruhe 3000 Messen lesen; doch blieb der Ermordete in seinen Augen Verbrecher, denn er zog den riesigen Güternachlaß desselben ein und belohnte damit, sowie mit den confiscirten Gütern der mitermordeten Generale großentheils Diejenigen, welche zum Sturze und zur Beseitigung des Gefürchteten am thätigsten mitgewirkt hatten.

Die Stadt Arnau wurde nach Wallensteins Tode dem Freiherrn Wilhelm v. Lamboy Herren zu Dessener, Wintershofen und Mean, kais. Generalwachtmeister und Obristen, durch die von der böhmischen Kammer abgeordneten Commissäre zuerst administrationsweise übergeben, 1635 aber zugleich mit Neuschloß, Oels, Kotwitz und Prausnitz, welche vier Ortschaften Lamboy bereits als Friedländer Lehen besaß, vom Kaiser statt einer bestimmten Summe ins freie Eigenthum übergeben[38]).

Der Witwe Wallensteins blieben als Witthum nur die Herrschaften Neuschloß und Böhmisch-Aicha im Leitmeritzer Kreise, von welchen sie die erstere ihrer einzigen Tochter Maria Elisabeth, als diese den Grafen Rudolf von Kaunitz (15. Okt. 1645) heirathete, zur Mitgift gab.[39]) [39a])

Wallensteins Leichnam war anfangs im Schlosse zu Eger begraben worden. Im Juni 1636 wurde er — mit kais. Bewilligung — und zwar (wenn man dem höchst auffallenden Berichte der Klosterannalen von Waldiz Glauben schenken darf) nackt und unbedeckt, dabei aber noch ganz unverwest und nicht entstellt, auf einem Getreidekarren, von acht Soldaten begleitet, nach der Karthause Waldiz bei Jičin gebracht, von den Mönchen in einen eichenen Sarg gelegt und in der Stille — (die Statthalterei hatte dem Prior Philipp Buzek alle Ehrenbezeugung verboten) neben seiner ersten Gemahlin beigesetzt.[41])

---

35) Die Daten über Ws. Hofstaat uff. nach Förster.
36) Ibid.
38) Arnauer städt. Gedenkbuch.
39) Auersperg Comm. — Khevenhiller Annales. tom. XII. Schottenmatrik in Wien.
39a) Diese Tochter starb 36 Jahre alt in Wien am 29. September 1662.[40]).
40) Schottenmatrik in Wien.
41) Rohr pag. 151. —

Materialien zu einer Geschichte von Plaß und seiner Umgebung.

Von
Bernard Scheinpflug.

Einleitung.

Als im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts durch Kaiser Joseph II. in Böhmen die Aufhebung einer langen Reihe von Klöstern decretirt und in's Werk gesetzt wurde, ging man, wie es scheint, mit den historischen Schätzen der Archive, wenigstens nicht immer und überall, in der Weise um, wie es der vaterländischen Geschichtsforschung am zuträglichsten gewesen wäre. Ein Theil der Urkunden wanderte nach Wien in das k. k. Hof- oder Staatsarchiv, ein anderer jedenfalls geringerer Theil wurde der k. k. Universitäts-Bibliothek in Prag übergeben; wohin andere Archivstücke, wie Copialbücher, die bei den Aebten gebräuchlichen Memorabilienbücher, Chroniken, Correspondenzen und Aufzeichnungen der verschiedensten Art gekommen seien, wer kann das wissen? Man darf aber, ohne Jemandem zu nahe zu treten, annehmen, daß manche Mönche, als sie die Klostermauern verließen, oder auch ihre Bediensteten manches Stück ihres Privateigenthums oder manches durch besondern Fleiß zu Stande gebrachte historische Sammelwerk mit Fug und Recht dorthin mitnahmen, wohin sie eben zu wandern genöthigt waren, und dann frei über ihr Eigenthum verfügten. So wurden die dem Kloster und den Mönchen gehörenden historischen Schätze zersplittert, und während man früher alle auf das Kloster und seine Umgebung sich beziehenden Documente in Einem Punkte vereinigt fand, sind dieselben gegenwärtig hie und da zerstreut. und es hält schwer, auch nur Abschriften davon zu erlangen. Und doch liegt vielleicht in dem betreffenden Kloster ein gutes Stück Culturgeschichte, vielleicht gibt es über eine lange Reihe von Orten, über eine ganze Gegend aus früherer Zeit keine anderen Urkunden, als die im ehemaligen Kloster-Archive aufbewahrten. Städtische und herrschaftliche Familien-Archive stehen, was das Alter und die Zahl der Urkunden anbelangt, meist hinter den Kloster-Archiven zurück.

Die Urkunden des ehemaligen Cistercienserklosters Plaß reichen bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zurück, sind also schon durch ihr Alter ehrwürdig. Eine lange Reihe von Ortschaften wurde mit dem Kloster-Dominium vereinigt, und eine verhältnißmäßig nicht geringe Zahl derselben erhoben sich zu Marktflecken und unterthänigen Städten. Während die Hauptmasse des klösterlichen Landbesitzes nördlich von Pilsen an der Střela sich ausbreitete, gehörten auch ansehnliche Enclaven des ehemaligen Rakonitzer, des Saazer, Leitmeritzer und Beraunner Kreises dazu, und es genügt vielleicht, nur darauf hinzudeuten, daß das Kloster Plaß umfangreiche Probsteien in Leipa und bei Prag hatte, zu welch letzterer Weingärten am Laurenzberge, eine Insel unterhalb des Wyšehrad und die Orte Kosíř, Motol, Radlitz, Jinonitz u. s. w. gehörten, so daß die Geschichte von Plaß zugleich für die Geschichte der Landeshauptstadt und eines Theiles ihrer nächsten Umgebung von Bedeutung ist, abgesehen davon, daß wir in der Geschichte der Leipaer Probstei auch ein Stück Geschichte des Lutherthums in dieser Stadt finden. Zu den bedeutendsten Orten des Plaßer Dominiums ge-

hört überdies Kralowitz, das besonders durch die Schicksale der Familie Griesbeck in den Vordergrund getreten ist, und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß gerade diese Familie auf ziemlich lange Zeit hinaus für die Geschichte des Landes bedeutungsvoll und wegen einer Beigabe von Romantik auch für weitere als rein historische Kreise von Interesse ist.

Doch gerade dieses hier nur flüchtig angedeutete sprachliche und nationale Moment tritt in der Geschichte von Plaß noch oft und in verschiedenen Beziehungen hervor, so daß in derselben ein gutes Stück Deutschthums in Böhmen liegt. Als eine deutsche Colonie kamen die Cistercienser-Mönche aus dem fränkischen Kloster Langheim mitten in böhmisches Land, sie machten, den Satzungen ihres Ordens gemäß, mit deutscher Unermüdlichkeit weite Strecken urbar, denn sie brachten deutsche Gesittung und Bildung mit; sie verschafften auch insbesondere und namentlich deutschem Rechte in Böhmen Eingang, wie es mehrere Locationen nach deutschem Rechte beweisen, und Plaß kann sonach als eine der ersten Pflegestätten des Deutschthums in Böhmen angesehen werden. Daß aber diese Stätte nicht bedeutungslos war, darf aus dem Umstande ermessen werden, daß das Kloster in seiner Blüthezeit fünfhundert Mönche beherbergte, — eine Zahl, die sich in wenigen Klöstern Böhmens, vielleicht nur in Sedletz wiederfand.

Eine Sammlung von Materialien zu einer Geschichte von Plaß und seinem Dominium beschäftigte mich aus den freilich mehr nur angedeuteten, als auseinandergesetzten Gründen bereits seit Jahren sehr angelegentlich und — ich darf sagen — durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen und durch mehrseitige freundliche Unterstützung nicht erfolglos. Zuerst wurde mir ein Copialbuch aus dem 17. Jahrhunderte unter dem Titel: „Liber monasterii de Plass“ bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Der Verfasser desselben stand, wie mir deucht, nicht allein auf dem allgemeinen Standpunkte einer Klostergeschichte, sondern copirte insbesondere nach zwei Richtungen hin, nämlich erstens päpstliche Privilegien, von denen jedoch viele, z. B. zahlreiche Ablaßverleihungen, für die Profangeschichte ganz ohne Belang sind; zweitens scheint ihm daran gelegen gewesen zu sein, besonders jene Urkunden zusammenzustellen, welche sich auf das Besitzthum der Probstei bei Prag beziehen. In dieser Hinsicht ist dieses Copialbuch von besonderer Wichtigkeit, wenn es auch in anderen Beziehungen Lücken läßt.

Ein zweites Quellenwerk, in dessen Besitz ich später gelangte, ist seinem Wesen nach allgemein gehalten und stammt von dem Plaßer Professen P. Mauritius Vogt. Die Vorrede dazu ist datirt: Teinitz den 23. Okt. 1729. Das in lateinischer Sprache abgefaßte Werk enthält aber nicht nur Abschriften eigentlicher Urkunden, sondern mancherlei Anderes, das sich auf die Geschichte des Klosters bezieht, und bildet einen stattlichen Band von 522 Seiten, ohne den Index. Während ich, der Kürze wegen, das früher genannte Copialbuch mit **A** bezeichne, will ich dieses mit **B** bezeichnen. Eine für die ältere Topographie besonders werthvolle Beigabe desselben ist eine mit der Feder sehr sorgfältig gezeichnete Karte des Plaßer Dominiums zur Zeit seiner weitesten Ausdehnung.

Ein in der Anlage dem vorigen ähnliches, aber in der Durchführung ganz verschiedenes Werk stammt aus dem Jahre 1744 von dem Plaßer Professen P. Benedict Scheppl. Die Zusammenstellung hatte ihren äußern Grund in der 600jährigen Gründungsfeier des Stiftes. Das Buch — ich will es in der Folge kurzweg **C** nennen — enthält 418 Blattseiten und eine sehr beachtenswerthe Beilage, nämlich einen völlig stylgerechten architektonischen Grundriß der Kirche und des Conventes. Eine detaillirte Beschreibung beider bildet zugleich den Text, der in lateinischer Sprache abgefaßt ist. Wie sorgfältig der Verfasser bei der Copirung der Urkunden zu Werke gegangen ist, dürfte aus dem Umstande zu ermessen sein, daß er den einzelnen Urkunden die Zeichnungen der Sigille beigefügt hat. Meh-

rere dieſer Zeichnungen konnte ich mit den wirklichen Sigillen vergleichen, und da ich dieſe ſehr getreu fand, darf ich das Gleiche auch von den übrigen annehmen.

Endlich diente für die nachfolgenden Materialien als Quelle eine aus 215 Seiten beſtehende lateiniſche Chronik mit vielen Urkunden-Abſchriften. Sie iſt äußerſt ſorgfältig geſchrieben, beſteht in loſen Bogen und reicht bis zum J. 1615. Es hat ſich jedoch ein Fortſetzer gefunden, der auf 14 Blättern die Begebenheiten und Urkunden bis zum J. 1630 hinzufügte. Offenbar reichte die Fortſetzung noch weiter; ich bin aber nicht im Beſitze der weiteren Blätter. Dieſes Werk möge mit **D** bezeichnet ſein.

Mit beſonderer Befriedigung darf ich bei den genannten vier Sammelwerken hervorheben, daß einerſeits jeder der Verfaſſer auf eigenen Füßen ſteht, und nicht von dem andern einfach abgeſchrieben, ſondern unmittelbar aus den Originalien des Archivs geſchöpft hat, daß ſie aber auch andererſeits in allen weſentlichen Stücken übereinſtimmen und vielfach einander ergänzen. Abweichungen finden ſich nur in Leſearten und in der Schreibung einzelner Wörter, beſonders der Perſonen- und Ortsnamen; ſie wurden in den nachfolgenden Regeſten angedeutet. Aber gerade dieſe Abweichungen können als ein Beweis dafür angeſehen werden, daß die als Quellen benützten vier Werke von einander unabhängig daſtehen. Ueberdies dürfte hervorgehoben werden, daß wichtigere Urkunden in zwei oder drei, die wichtigſten in allen vier Sammelwerken vorkommen. Es kann und darf bezüglich der Authenticität endlich auch der Umſtand zur Befriedigung gereichen, daß bei einigen der Copien, insbeſondere in B und D, wenn nicht das Original, ſondern eine beglaubigte Abſchrift zu Grunde lag, dies treu und gewiſſenhaft in einer beſondern Anmerkung angegeben wurde, demgemäß in den nachfolgenden Regeſten wiederholt wird.

Eine verhältnißmäßig geringe Anzahl der Plaßer Urkunden iſt bei Dobner, Boczek und Pelzel abgedruckt. In den Regeſten von Erben und ſeinem Fortſetzer finden ſich vielfache Lücken. Doch finden ſich bei Erben auch einige Urkunden, die in den obengenannten vier Quellenwerken nicht vorkommen. Ich habe ſie in den nachfolgenden „Materialien“ mit aufgenommen, obgleich ich mir die Frage ſtellen mußte: Wie kommt es, daß vier in Plaß Einheimiſche gar keine Erwähnung weder von der Urkunde ſelbſt, noch auch von ihrem Inhalte machen?

Der Sprache nach ſind die geſammelten Urkunden zumeiſt lateiniſch; die erſte deutſche Urkunde fällt in das Jahr 1409; böhmiſche Urkunden treten erſt mit dem Jahre 1602 auf.

1.

1146, den 5. Auguſt.

König Wladiſlaw I. und ſeine Gemahlin Gertrude haben aus dem Ciſtercienſerkloſter Langheim eine Colonie von Mönchen berufen und ſtiften für ſie ein Kloſter, dem ſie den Hof Plaz (Plaß) ſammt allem Zugehör übergeben. Außer dem übergeben ſie ihnen die Dörfer: Kaznev (Kaznow, Kaznau, Kaſenau), Vrasni (Wrážny, Wražno, Wraſchno), Zechutici (Zechutitz, Sehuditz), Nebriſini (Nebrißini, Nebrzezin, Nebřezin), für deſſen dritten Theil der Biſchof von Prag, dem er gehörte, das Dorf Sſuppa (Stupa, Stupna, Stupno) bei Rokizan (Rokycán) vom Könige zum Tauſche erhielt; ferner einen Theil des Salzzolles in Dacin (Tetſchen), einen Weingarten am Berge Petrin (Petrzin, Laurenzberg) bei Prag mit zwei Winzern ſammt ihrem Beſitzthum in Mothos

(Mothalsz, Motol). Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1146 und im 5. Jahre der Regierung. — Unter den Zeugen: Gervasius, Probst von Wyšehrad und Kanzler.

Das an dieser Stiftungsurkunde befindliche Wappen stellt einen Herzog dar, auf einem Thronstuhle sitzend, in der Rechten das Schwert, in der Linken den Schild, um den Kopf den Heiligenschein. Die Unterschrift lautet: PAX. SCT. WĒCESLAI. IN M DVCIS WLADISLAY.

A, B 39, C 16, D 28*) Wladislaw, als Herzog der Zweite dieses Namens, als König der Erste, regierte 1140 — 1173; seine erste Gemahlin Gertrude war eine österreichische Prinzessin aus der Familie der Babenberger. — Kloster Langheim lag in Franken. Der erste Abt, unter welchem die Cistercienser-Colonie nach Plaß kam, war Konrad I.; sein Todesjahr ist unbekannt. — Plaß ist gegenwärtig ein ansehnliches Pfarrdorf im Bezirke Kralowitz (72 Häuser, 1116 Einwohner, nach der letzten Volkszählung) mit bedeutenden Eisenwerken in der Nähe. Die ehemalige Cistercienser-Abtei ist in ein herrschaftliches Schloß des Fürsten Metternich umgewandelt; in dem ehemaligen Conventsgebäude sind Amtskanzleien, Beamtenwohnungen u. s. w. Den Namen Plaß leitet die Sage von dem böhmischen Worte plášt d. i. Mantel ab, weil Herzog Wladislaw einst auf der Jagd in dieser waldreichen Gegend unter einer Linde, auf seinem Mantel liegend, eingeschlafen sein und von der Gründung eines Klosters geträumt haben soll. Beim Erwachen — erzählt die Sage weiter — sah er eine säugende Wölfin, die ihm hätte gefährlich werden können, und zum Danke für seine Rettung legte er das Kloster wirklich an. Ich würde dieser Sage kaum Erwähnung gethan haben, wenn nicht in der Nähe des Klosters eine Linde Jahrhunderte lang sorgsam gepflegt und bei ihrem Absterben durch eine neue ersetzt worden wäre, und wenn nicht noch heute an einem Eckpfeiler der alten Abteikirche ein in Stein gehauener Wolf zu sehen wäre, der an die Sage erinnert. — Kasenau ist ein Industrialdorf mit Steinkohlenbergwerken und Eisensteingruben, eine halbe Meile südlich von Plaß. — Wraschno ist ein unansehnliches Dorf (15 Häuser) ½ Meile westlich von Plaß. — Sehuditz ein einschichtiger Maierhof bei Hadacka, eine halbe Meile nördlich; — Nebřezin oder Nubřezin, jetzt gewöhnlich Bruck genannt, eine halbe Stunde südöstlich von Plaß an der Střela, hat jetzt durch die Parqueten-Fabrik eine industrielle Bedeutung erlangt und zählt 430 Einwohner in 41 Häusern. — Stupno liegt eine Stunde südwestlich von Radnitz, ungefähr auf halbem Wege zwischen Radnitz und Rokitzan; es ist jetzt durch Steinkohlengruben merkwürdig und wird von der von der Westbahn abzweigenden Flügelbahn unmittelbar berührt. Der Ort hat eine Pfarrkirche und in einiger Entfernung davon die Begräbnißkapelle mit der Gruft der gräflichen Familie Sternberg. — Der Zoll, welcher zu Tetschen für das aus Sachsen eingeführte Salz entrichtet wurde, muß ehedem sehr bedeutend gewesen sein, indem später auch das Kloster Ossegg seinen Antheil daran hatte. (Vgl. Nr. 7.) — Der Weingarten am Laurenzberge oder Petřin bildet den Anfang der weitläufigen Plaßer Besitzungen nächst Prag, wo sich später eine reiche Probstei erhob. — Motol, Dorf mit 19 Häusern im Smichower Bezirke, an der Pilsner Straße, unweit von Smichow. (Vgl. Nr. 22.)

Das Original der Plaßer Stiftungsurkunde befindet sich in der kais. Hofbibliothek in Wien. Bei Abfassung dieses Regestes lagen fünffache Abschriften aus verschiedenen Zeiten vor.

2.

1169.

König Wladislaw von Böhmen hatte gleich in den ersten Jahren seiner Regierung das Gelübde gethan, nach Jerusalem zu gehen, um das heilige Grab und andere heilige Orte dort zu sehen. Der Großmeister des Johanniter-Ordens, welcher von diesem Vorhaben Kunde erhielt, trug ihm zu einem längern Aufenthalte im heiligen Lande ein festes Schloß an und verpflichtete dadurch den Böhmenkönig, der zwar keinen Gebrauch von diesem Anerbieten machte, dennoch zur Dankbarkeit. Derselbe schenkt daher dem genannten Orden mehrere Orte in verschiedenen Gegenden Böhmens, insbesondere bei Plaß die Dörfer Hodovic (Hodowice, Hodowies), Ozoym, Plane (Planes), Cuhov; überdies Lipe

*) Die den Quellenwerken, beziehungsweise deren bezeichnenden Buchstaben beigesetzten Zahlen sind die Seiten, bei A die Folio-Zahlen. Doch sind bei A nicht alle Foliozahlen genannt, weil ich beim Abschreiben nicht alle notirt habe und der Codex nicht mehr in meinen Händen ist. Der Glaubwürdigkeit thut dies hoffentlich keinen Eintrag.

(Lippen), Kahov mit dem Markte Wescu nebst einigen anderen Orten. — Unter den Zeugen erscheint Abt Meinherus von Plaß.

Die Urkunde ist in den Plaßer Kopialbüchern nicht genannt; das Regest ist Erben entlehnt, weil darin Orte vorkommen, welche zur Geschichte der Gegend von Plaß gehören.

Hodowice, Hodowies, Dorf mit 27 Häusern, liegt fünf Viertelstunden südöstlich von Manetin an der Straße nach Pilsen; — Planes, Dorf mit 34 Häusern, liegt in geringer Entfernung davon und bildet mit Korejtko und Wrazno eine Ortsgemeinde; — Lippen, zur Ortsgemeinde Hodowies gehörig, Dorf mit 20 Häusern, liegt eine halbe Stunde südlich von Manetin. Die übrigen Orte sind schwer oder gar nicht zu entziffern; doch dürfte der bei Planes gelegene Meierhof Fasona, der auch Wosejni und auf Kreybichs Karte Wesoni heißt, in einiger Beziehung dazu stehen.

Meinherus, Meinerus ist der dritte Abt von Plaß; der zweite war Yvo. Uebrigens wird Meinherius I. in klösterlichen Urkunden vom Jahre 1175 bis 1190 genannt. Die in den Klosterbüchern von Plaß angenommene, aber nicht durchaus sichergestellte Reihe der Aebte des Klosters im ersten Jahrhunderte seines Bestehens ist folgende: 1. Konrad I.; 2. der selige Yvo; 3. Meinerius I.; 4. Meingottus; 5. Albert I., 1194 genannt; 6. Meinerius II., 1205 genannt; 7. Albert II., 1214 und 1216 genannt; 8. Heinrich I., 1218 und 1219 genannt; 9. Siegbert, in einer Urkunde des Klosters Welehrad vom Jahre 1228 genannt; 10. Heinrich II., dessen Name in den Urkunden von 1238 bis 1253 genannt wird.

3.

1175, ohne Ort und Tag.

Herzog Sobèslaw II. schenkt dem Abte Meiner und seinem Kloster den Umkreis von Obora (Wobora), Cretzkow (Krzeczow, Křečowa) und Babina sammt den dort befindlichen Wiesen und Gewässern, ebenso den Umkreis von Lomitz (Lomnice, Lomnička) und Luti (Litti, Littau), gleichfalls mit Wiesen und Gewässern. Zugleich findet ein doppelter Tausch statt, indem der Herzog dem Stifte für dessen Besitzung Luszan (Zuszan) das bisher herzogliche Besitzthum Ugesd (Ujezd) übergibt und zum völligen Ausgleiche des Werthes noch acht Talente bar auszahlt. Der zweite Tausch betrifft den Hof Crpoliz (Erposiz), welchen das Stift früher von den Kämmerer Bohuslaw erhalten hat, gegen einer andern herzoglichen Hof, Namens Lugow (Lukow). Datum MCLXXV.

Unter den Zeugen: der Prager Bischof Friedrich, der Olmützer Bischof „Detelebus", der Kanzler und Wyšehrader Probst Gervasius, die Präfecten der Distrikte von Saaz, Pilsen, Prag ꝛc.

Sigille: 1. Ein Herzog auf dem Throne, in der Rechten die Lanze, in der Linken den Schild, um den Kopf den Heiligenschein; Umschrift: (das damals übliche Kreuz, „a cruce principium", dann) SANCTUS WENCESLAUS DUX. — 2. Wieder ein Herzog, ganz ähnlich dem ersten, aber ohne Heiligenschein; Umschrift: † SOBESLAUS DEI GRATIA BOEMORŪ DUX.

A, B 56, C 43, D 35). Die Urkunde kommt in Erben's Regesten nicht vor. Vorstehendem Regest liegen sonach viererlei Abschriften vor.

Wobora, Obora, ist gegenwärtig ein Pfarrdorf (56 Häuser 455 Einwohner) anderthalb Stunden südlich von Plaß, bildet eine Ortsgemeinde für sich; — Křečowa, ein Pfarrdörfchen von 15 Häusern zwischen Plaß und Manetin, näher dem letztern Orte und zur Ortsgemeinde Stěchowic gehörig; — Babina, ein Industrialdorf von 42 Häusern, mit Eisenwerken; — Lomnicka, ein Dörfchen von 16 Häusern, westlich von Plaß, zur Ortsgemeinde Draschen gehörig; — Littau, Litti, Dorf von 27 Häusern, westlich von Lomnicka, mit dem südlich abseits gelegenen Mineralwerke Elisabethenthal; — Ujezd oder Onjezd lag etwa zwei Stunden südwestlich von dem Klosterorte und westlich von Kasenau, und ist auf einer vorhandenen Karte vom J. 1729 bereits als verödeter Ort bezeichnet; doch gibt es in größerer Entfernung von Plaß mehrere Orte dieses Namens. — Lukowa ist ein Dorf mit Pfarrlokalie, anderthalb Stunden nordwestlich von Manetin (Vgl. Nr. 6); — Erpoliz oder Erpositz läßt sich wohl nicht entziffern. —

4.

Zwiſchen 1170 — 1190. Prag.

Leſc, Burggraf von Zeleznice, überträgt dem Abte Meiner von Plaß und ſeinem Convente theils zu ſeinem Seelenheile, theils für eine Summe Geldes, die er von den Kloſterbrüdern erhalten, die zwei Dörfer Bicow (Bikow) und Wilecow (Wlčkow), die er von dem Herzoge Friedrich zum Lohne für geleiſtete Dienſte erhalten hatte, ſammt ihrem Umkreiſe mit Wieſen, Aeckern und Gewäſſern bis zu einer von ihm ſelbſt beſtimmten Stelle. Für das von den Kloſterbrüdern erhaltene Geld kaufte Leſc einen Hof Zedlesko. Der Vertrag wurde im Prager Domkapitel beſtätigt in Gegenwart des Domprobſtes und des Domdechants Paul, des Wyšehrader Probſtes Heinrich u. m. a. kirchlichen Würdenträger. — Datum der Ausſtellung fehlt.

C 45. In Erbens Regeſten kommt von dieſer Urkunde nichts vor. Es findet ſich übrigens nur in einem der zu Gebote ſtehenden Copialbücher eine Abſchrift davon. Beide in der Urkundenabſchrift genannten Orte gehörten aber wirklich dem Kloſter, erſterer ſogar bis zur Aufhebung desſelben durch Kaiſer Joſeph II.

Bikow iſt gegenwärtig eine Meierhofseinſchicht, zu Wobora gehörig, und in deſſen Nähe liegt ein Schlößchen, das als Förſterei benützt wird; — Wlčkow, auch Wlkošow und von den Deutſchen Willischen genannt, liegt öſtlich von Tuſchkau.

5.

1183, „Zbecſene" (Zbečno).

Herzog Friedrich ſchenkt dem Kloſter Plaß das Dorf Crellowitz (Kralowitz) mit allem Zugehör ſammt der Gerichtsbarkeit. Ebenſo übergibt er ihm den Hof Zechutitz (Schuditz), den die Ciſtercienſer früher gegen Chisko vertauſcht hatten, ſowie Coczin (Kočin). — Unter den Zeugen: Albert, Erzbiſchof von Salzburg, und Heinrich, Biſchof von Prag, die Herzog Friedrich ſeine Brüder nennt, Florian, Probſt von Wyšehrad und Kanzler. — Datirt aus Zbecſene 1783.

Sigille: 1. Herzog auf dem Thronſtuhle, die Fahne in der Rechten, den Schild in der Linken, Heiligenſchein um das Haupt. Umſchrift: † PAX DUCIS FRIDERICI IN MANU S. WENCESLAI. — 2. Ein geharniſchter Mann, ſtehend, in der Rechten die Fahne, in der Linken den Schild; Umſchrift: † FRIDERICVS DEI GRATIA DVX BOEMORVM.

Dieſelbe Urkunde kommt auch bei Dobner VI, 548 und bei Boczek I. S. 310, Nr. 333 vor.

C 48, D 38. Kralowitz, das in der Geſchichte des Kloſters Plaß eben ſo wie in der Familie Griesbeck von Griesbach eine ſo wichtige Rolle ſpielt, iſt jetzt eine Stadt von 335 Häuſern mit 2039 Einwohnern und zugleich der Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannſchaft, und der Sitz eines Bezirksgerichtes. Die Gruft der Griesbecke beſteht noch, und auch im untern Theile des Stadtwappens iſt das der Griesbecke noch erhalten. — Schuditz ſiehe Nr. 1; — Kočin oder Kotſchin iſt ein Dorf von 42 Häuſern, fünf Viertelſtunden ſüdlich von Kralowitz, mit einigem Bergbau. Chisko, Chieſch, Stadt im Saazer Kreiſe. — (Vgl. Nr. 15)

6.

1184, „Becſene" (Zbečno).

Ein in der Urkunde nicht näher bezeichneter Hermann, Sohn des Wilhelm, übergibt tauſchweiſe den Kloſterbrüdern in Plaß ſeinen Antheil am Dorfe Szheſchin (Čečin, Tſchetſchin), den er für geleiſtete treue Dienſte erhalten hatte, und erhält dafür von ihnen Lugow, indem ſie noch 12 Mark Silber, die ſie ſich durch die Arbeit ihrer Hände erworben hatten, hinzugaben, jedoch mit der Be-

dingung, daß diese Besitzung nach Hermanns Tode an das Kloster zurückfallen sollte. Herzog Friedrich bestätigt diesen Tausch. — Unter den vielen Zeugen: Bischof Heinrich von Prag, Abt Heinrich von Braunau, Abt Albert von Strahow, Abt Juratha von Leitomischl, Abt Dietrich von Münchengrätz, Zawis Castellan von Bunzlau, der Kämmerer Hroznata u. v. a. — Tag der Ausstellung fehlt.

Sigille: 1 und 2 wie bei Nr. 5., — ein drittes Sigill ist ein städtisches und enthält drei Thürme mit Zinnen, der mittlere höher als die Seitenthürme. Das Original ist im k. k. Hofarchive zu Wien.

Cečin ist jetzt ein abseits gelegenes Forsthaus bei Kočin. — Lukowa s. Nr. 3.

7.

1184 (ohne Tag und Ort).

Wladislaw II. hatte dem neugegründeten Kloster Plaß auch den Salzzoll in Decin (Dacin, Deczen, Tetschen) an der Elbe verliehen. Die Einhebung desselben war aber bei der großen Entfernung beschwerlich und wegen der vielen Räubereien gefährlich. Die Mönche stellten dies dem Herzoge Friedrich vor, und dieser schenkte ihnen dafür das Dorf Copidl (Kopidl, Kopidlo), während er den Salzzoll in Tetschen für sich behielt. — Die Urkunde ist ausgestellt im J. 1184 an dem Tage der Einweihung jener Basilica, welche Friedrichs Gemahlin Elisabeth zur Erinnerung an seinen Sieg hatte erbauen lassen.

Unter den Zeugen erscheint auch der in der vorigen Urkunde genannte Hermann, Sohn des Wilhelm.

B 61, D 38. Kopidlo, ein Dorf von 46 Häusern, zur Ortsgemeinde Kočin gehörig, nördlich von Kočin und fünf Viertelstunden fast östlich von Plaß. — Die damals häufig vorkommenden Räubereien nöthigten 10 Jahre später die Maschauer Cistercienser, ihr Kloster zu verlassen und einen geeigneteren Ort zu ihrer Ansiedelung zu suchen. Sie fanden ihn in Osek (Osseg). — Unter dem Siege, zu dessen dankbarer Erinnerung die Herzogin Elisabeth die Basilica erbauen ließ, ist wahrscheinlich jener zu verstehen, den Friedrich am 27. Januar 1179 auf den Feldern zwischen (der jetzigen Altstadt) Prag und dem Wyšehrad gegen den Gegenherzog Sobeslaw erkämpft hat, worauf dieser sich in's Ausland flüchtete und ein Jahr nachher starb.

Die Original-Urkunde befindet sich im k. k. Hofarchiv in Wien; ein Auszug daraus bei Boczek I. S. 306, Nr. 330. — Vgl. bezüglich der Räubereien Nr. 28.

8.

1185, Prag den 17. Juni.

Herzog Friedrich schenkt mit Zustimmung seiner Gemahlin Elisabeth „seinen Brüdern" in Plaß einen Unterthanen mit seinem Besitzthume in Cossur (Cossier, Košíř), sowie den Berg, der bei diesem Dorfe liegt. — Datum: Prag, XV. Cal Julii. — Kommt in Erbens Regesten nicht vor. — Sigille 1 und 2 wie Nr. 5.

Unter den Zeugen erscheinen Milgost und Cojata. Ersterer ist wahrscheinlich derselbe, welcher eine Colonie Cistercienser auf sein Besitzthum Maschau berufen hat, das diese aber bald wegen der vielen Räubereien verlassen mußten; Cojata ist offenbar jener Cojata auf Gněwin-Most (Brüx) aus der Familie der Hrabišice, bald nachher Riesenburge genannt, welcher das Kloster Zderas in Prag (damals bei Prag) gegründet hat.

A, C 52. Košíř oder Koschiř, Ortsgemeinde bei Prag, Bezirkshauptmannschaft und Gericht Smichow, hat 61 Häuser mit 1670 Einwohnern. Der Antheil an diesem Dorfe sammt dem Berge bildeten mit den zwei Winzern in Motol und dem Weingarten am Laurenzberge (Nr. 1) nebst anderen Objecten das Zugehör der Plaßer Probstei bei Prag. (Vgl. Nr. 22)

9.

1189, Prag den 15. Juni.

Helicha (von Wittelsbach), Gemahlin des Herzogs Otto, schenkt mit Zustimmung ihres Gemahls „ihren Brüdern" in Plaß ihren in Shexhin (Zlejčin) gelegenen Hof. — Datum: Prag, 1189, XVII. Calendas Julii. — Unter den Zeugen: Otto Herzog von Böhmen, Herzog Wenzel, der Prager Bischof Heinrich, der Kanzler und Probst Florian.

Siegel: 1. Die Herzogin auf einem Throne sitzend, in der rechten eine Lilie (?) haltend. Umschrift: † HELICHA DVCISSA BOHEMIÆ. — 2. Ein geharnischter Mann, stehend, in der Rechten die Fahne, in der Linken den Schild. Umschrift: † OTTO DEI GRATIA DVX BOEMORVM.

Original-Urkunde im k. k. Hof-Archiv in Wien, abgedruckt bei Dobner VI, S. 591; — bei Boczek I., S. 329, Nr. 350.

A, B 63, C 53, D 39. Zlejčin, ein zur Ortsgemeinde Trebonitz gehöriges Dorf mit 28 Häusern, in der Nähe von Motol, Bezirkshauptmannschaft Smichow. — Herzog Otto heißt in der Landesgeschichte gewöhnlich Konrad Otto (1189 — 1191).

10.

1190, Prag den 1. Oktober.

Tauschvertrag zwischen dem Kloster Plaß und dem Prager Bischof Heinrich. Dieser übergibt mit Zustimmung der Domherren dem Abte Meiner von Plaß und seinen Klosterbrüdern den der Prager Kirche gehörenden Hof in Czeczin (Cechyn, Čečin) und erhält dafür das in der Vorstadt von Prag gelegene Besitzthum des Plaßer Klosters mit Einschluß des Weingartens am Petrin. — Datum: Prag MCXC Calend. Octobris. — Unter den Zeugen die meisten damaligen Würdenträger der Prager Kirche. — Das Original im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A, B 65, C 204, D 40. Ueber Čečin vgl. Nr. 6. Der Ort war sonach zu jener Zeit unter mehrere Besitzer getheilt. — Da die Thore der damaligen Kleinseite Prags gegen Süden hin in der Nähe des Gasthofes „zum Bade" und in der Karmelitergasse standen, so daß die Maltheserkirche und das Dominikanerhaus sammt Kirche (jetzige Gendarmerie-Kaserne) schon außerhalb der Stadt lagen, so ist unter der Ortsbezeichnung „in suburbio" in der Urkunde der heutige Stadttheil Aujezd mit einbegriffen.

11.

1192 (ohne Tag und Ort).

Ulrich, des Drislaw Sohn, war (bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge) zur See in Lebensgefahr gerathen und schenkte wie auf göttliche Eingebung sein Gut Loman mit Zugehör den Klosterbrüdern in Plaß. Seinem treuen Genossen Marquard trug er auf, die Schenkung zu vollziehen und sie seinen Söhnen und Brüdern und den übrigen nahen und fernen Verwandten bekannt zu geben, und ließ sie zugleich inständigst bitten, zu seinem und ihrem Seelenheile das Almosen auf immer zu bestätigen. Dem zufolge erschienen diese vor dem Herzog Přemyšl und dem Bischofe Heinrich behufs Bestätigung. — Als Zeugen sind genannt: Herzog „Primuzel" (Přemyšl), Bischof Heinrich von Prag, der Hofrichter Ratibor, der Kämmerer „Grabis" (Hrabiša), des Marquard Sohn Hermann, des Wilhelm Sohn Hermann, Marquard selbst und seine Brüder ꝛc. Jahr: MCXCII. —

Das Original ist im k. k. Hof-Archiv in Wien, abgedruckt ist es bei Dobner VI, S. 583; — bei Boczek I, S. 334, Nr. 357.

A, B 66, C 57, D 41. Loman ist jetzt noch ein Meierhof, zum Gute Plaß gehörig, und liegt in südwestlicher Richtung davon. (Vgl. Nr. 12.) Um die Zeit dieser Schenkung war Abt Meiner I. bereits todt; das Necrologium nennt den 7. Februar 1191 als seinen Todestag. Sein Nachfolger war Meingotus.

12.

1193 (ohne Tag und Ort).

Gegen die Schenkung Lomans durch Ulrich (S. Nr. 11) hatten Dirsizlan (Drizlaw) und Ruz (Ruzo, Ruho, Russo) Einsprache erhoben und dieselbe zu verhindern gesucht, indem sie denjenigen, welche die von Ulrich gemachte Schenkung berichteten, keinen Glauben beimessen wollten. Erst als diese ihre Aussage durch einen Eid bekräftigten, und als der Abt des Klosters ihnen für Loman nebst 22 Mark Silbers den Hof Thiſhd (Thischow, Ptitsch, Ptič) sammt Zugehör übergab, sonach eine Art Tausch vor dem Herzoge Přemyſl und dem Prager Bischofe Heinrich abschloß, wozu auch gewisse Primaten des Landes und die Söhne Ulrichs aus schuldiger Liebe zu ihrem Vater ihre Zustimmung gaben, überging Loman in den Besitz des Klosters. — Unter den Zeugen: „Ruz, Olrich, Dirsizlau, Protiwa" u. s. w. Jahr: MCXCIII.

Das Original im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A, B 67, C 58, D 42. Ptic oder Ptitsch ist jetzt ein Hof, südlich von Kric.

13.

1193 (ohne Tag und Ort).

Agnes, Gemahlin Kuno's, eines Sohnes des Gumpold, überträgt die Höfe dreier Dörfer, Namens Glubochi (Gluboky, Hluboka), Vplewy (Uplewy), Vdraſcha (Draschen) und ein Dorf Namens Zrubni dem Kloster Plaß in's Eigenthum. Dieselben gehörten vor ihrer Vermählung dem Kuno; dieser hatte sie aber einem gewissen Draslaus oder Drislau verkauft, und Agnes (von Potworow) kaufte sie für ihr eigenes Geld zurück, um sie dem Kloster Plaß zu überlassen. Herzog Přemyſl und Bischof Heinrich genehmigten die Schenkung. — Jahr: MCXCIII.

Original im k. k. Hof-Archiv zu Wien.

A, C 60, D 43. Hluboka ist ein Gebirgsdorf nordöstlich von Manetin von 21 Häusern; — Vdraſcha ist ohne Zweifel das heutige Draſchen (Drazau, Drazna) mit 99 Häusern, zwei Stunden südlich von Manetin und ebenso weit westlich von Plaß. — Von Vplewi läßt sich die Lage keineswegs mit einiger Bestimmtheit angeben; — Zrubni ist auf einer alten Karte als Hof mit einer Kapelle in der Nähe von Mauth bezeichnet. Uebrigens macht eine Chronik des Klosters Plaß bei Gelegenheit dieser Schenkung die Bemerkung, daß Plaß zur Zeit der Abfassung der Chronik keinen der vier genannten Orte besaß. Der Grund hiefür scheint in der folgenden Urkunde ausgesprochen zu sein. Die ebenerwähnte Chronik schließt mit dem Abte Georg II. Wachsmuth (1616 — 1639). Der Grabstein dieser Agnes ist noch heute in der Kirche zu Potworow zu sehen. — Vgl. Nr. 17, 23, 26.

14.

(Ohne Jahr, Tag und Ort.) (1193.)

Dietleb hatte das ererbte Besitzthum seines Bruders Gumbold, das dieser dem Kloster Plaß übertragen hatte, gewaltsam zurückbehalten. Zu besserer Ein-

ſicht gelangt, übergab er für ſein und ſeines Bruders Gumbold Seelenheil der Kirche der h. Maria zu Plaß folgende Orte: Straſisce (Stradiſcht), Cedilice (Cedlic, auch Sedlitz), Scernogat (Tſchernheit). Dieſen fügte Dietleb auch noch die Dörfer ſeines Vaters Gumbold Dubrawiſs (Dobrawitz?), Bor und Mladatis (Mlatz) nebſt einer Mühle bei.

Die einzige zu Gebote ſtehende Urkundenabſchrift enthält weder Ort, noch Tag und Jahr der Ausſtellung. Da aber Herzog Přemyſl als Zeuge genannt iſt und deſſen erſte Regierungsperiode als Herzog in die Jahre 1192 und 1193 fällt, da ferner die vorige Urkunde die Jahreszahl 1192 trägt, ſo muß die vorliegend genannte Urkunde auf das Jahr 1193 fallen.

C 69. Stradiſcht iſt ein Dörfchen von 9 Häuſern mit einer Lokalkirche, 7 Viertelſtunden öſtlich von Manetin, am linken Ufer der Střela; — Sedlec oder Sedletz iſt ein Dorf von 20 Häuſern, 2 Stunden nördlich von Plaß auf einer Hochebene gelegen; — Tſchernheit, böhm. Černohad, Dorf von 13 Häuſern, zur Ortsgemeinde Stradiſcht gehörig; das Dorf heißt jetzt gewöhnlich Klein-Tſchernheit, während der öſtlich davon gelegene Hof Groß-Tſchernheit genannt wird. Dubrawiſs läßt ſich wohl nicht mit Beſtimmtheit erkennen, es wäre denn Deutſch- oder Böhmiſch-Doubrawic bei Manetin darunter zu verſtehen, zwei Dörfer, von denen das erſte 10, das andere 14 Häuſer enthält. In einem der vorliegenden Copialbücher wird die Bemerkung gemacht, Dubrawitz ſei das nachmalige Trojerowitz, fünf Viertelſtunden nördlich von Plaß. Dieſer letztgenannte Ort hat übrigens ſeinen Namen von dem Abte Trojer, kann aber immerhin das alte Dubrawitz ſein. — Bor iſt bereits auf der mehrgenannten Karte von 1729 als verödet bezeichnet und iſt gegenwärtig nur noch ein Flurnamen; — Mlatz, auch Mlaz und Mlac geſchrieben, liegt 5 Viertelſtunden nördlich von Plaß, zählt 26 Häuſer, in der Nähe der Mlatzer Teich; auch eine einſchichtige Mühle ſammt Brettſäge liegt unweit von Mlatz.

In Erben's Regeſten findet ſich die Urkunde nicht. — Vergleiche auch Nr. 18.

15.

1194, Prag den 30. September.

Zwiſchen den Kanonikern der Prager Kirche und den Mönchen des Kloſters Plaß war wegen des Beſitzes eines Hofes in Cralouic (Kralowitz) ein Streit ausgebrochen. Derſelbe wird nach Berathung mit weiſen und ſachverſtändigen Männern und unter Zuſtimmung beider Parteien von dem Biſchofherzog Heinrich Břetiſlaw damit beigelegt, daß das Plaßer Kloſter dem Prager Domkapitel 40 Mark Silber zahlt, dafür aber im ruhigen Beſitze des ſtrittigen Hofes zu verbleiben hat.

Das Original, im k. k. Hof-Archiv zu Wien, trug urſprünglich die Sigille des Biſchofherzogs und der Heiligen Wenzel und Adalbert. Es iſt datirt: MCXCIIII, im 2. Jahre der herzoglichen und im 13. Jahre der biſchöflichen Regierung Heinrich Břetiſlaw's, II. Calendas Octobris. — Unter den Perſonen, welche dem Ausgleiche beigewohnt und demſelben zugeſtimmt haben, ſind unter Anderen beſonders Würdenträger der Prager Kirche (der Domdechant Zdeſlaus, der Domprobſt und herzogliche Kanzler Florian, die Archidiacone Zlavon und Pribizlaus ꝛc.), ferner der Herzog Wladiſlaw, der Kämmerer „Grabiſſe" und ſ. w. genannt.

A, B 70, C 205. Ueber Kralowitz vgl. Nr. 5.

Am 4. Januar 1294 war Abt Meingotus geſtorben, und an ſeine Stelle wurde Albert I. gewählt.

16.

1200 (ohne Tag und Ort).

Agnes, Äbtiſſin des Benediktiner-Nonnenkloſters auf dem Hradſchin zu Prag,

verkauft dem Plaßer Kloſter einen kleinen Hof bei Kralowitz um 3 Mark. Unter den Zeugen ſind genannt: die Königstochter „Adhewic“, der Schatzmeiſter Hwalko bei St. Veit u. A.

Vorſtehendes Regeſt iſt Erben entlehnt. In viererlei Copialbüchern und Chroniken von Plaß iſt von dieſer Urkunde keine Spur. Das Original befindet ſich nach Erbens Angabe im k. k. Hof-Archiv zu Wien.

17.

1204 (ohne Tag und Ort).

Agnes, Witwe nach Cuno von Potworow, hat dem Kloſter und der Kirche zu Plaß folgende Dörfer geſchenkt: Mozidlik (Moczidlitz, Modſchiedl), Chiboki (Hluboka), Uplevice, Udrazka (Draſchen) und Srubni (Zrubny). (Vgl. Nr. 13). Von den Einkünften und Erträgniſſen dieſer Dörfer ſollte der Convent von Plaß ſein Oel und andere Bedürfniſſe zur Advents- und Faſtenzeit haben. Auch ein anderes Dorf, Namens Wladimiriz (Wladimier, Wladimirzitz, Ladmeric), welches ſie ſelbſt gekauft hatte, ſchenkte ſie zu dem Zwecke, daß von ſeinem Erträgniſſe die zum Abendmale des Herrn kommenden Armen hinreichend verſorgt würden. Der Biſchof Robert von Olmütz bedroht auf die Bitte der Witwe Agnes Jeden mit der Excommunication, der etwas an dieſen Beſtimmungen ändern würde.

Die Urkunde findet ſich abgedruckt bei Dobner VII und bei Boczek II, S. 23. — Das daran befindliche Siegel ſtellt einen Biſchof auf einem Stuhle dar, die Mitra auf dem Haupte, in der Rechten den Stab, in der Linken das Buch. Umſchrift: † RVBERTVS. DEI. GRA. HOLOMVCENSIS. ECCLE. EPC.

A, B 81, C 61, D 49. Modſchiedl iſt ein Dorf von 68 Häuſern im Gerichtsbezirke Luditz, eine Stunde nordweſtlich von Rabenſtein, mit einer Pfarrlokalie: Ladmeric, von den Deutſchen ſchon ſeit langer Zeit Steindorf oder Steindörfel genannt, iſt ein Dorf mit 23 Häuſern, eine halbe Stunde ſüdöſtlich von Manetin, an einer Anhöhe, wo Mühlſteine gebrochen werden; daher der deutſche Name. — Bezüglich der anderen Orte vgl. Nr. 13, 23, 26.

Der Urkunde wird in der Geſchichte von Plaß auch darum eine beſondere Wichtigkeit beigelegt, weil nach dem Wortlaute derſelben die Schenkung bei der Einweihung der Kirche, „in ecclesiae consecratione“ geſchah. Nach den Plaßer Aufzeichnungen hatte der ſelige Abt Ivo die Kirche im J. 1154 zu bauen angefangen, Meinerus und Meingotus ſetzten den Bau fort, und Abt Albert beendete ihn nach 50 Jahren. Die Kirche war mit Inbegriff der Mauerdicke 368 Prager Fuß lang und mit den Seitenkapellen 88 Fuß breit. Die Einweihung geſchah durch den Olmützer Biſchof Robert, der vor ſeiner Erhebung auf den Biſchofsſtuhl Prior des Ciſtercienſerkloſters Nepomuk war. Die neue Kloſter-, jetzt Pfarrkirche ſtammt aus den Jahren 1661—1668 und nimmt die Stelle der alten ein. Wer eine einzige Ciſtercienſer-Stiftskirche geſehen hat, kann ſich auch eine Vorſtellung von der zu Plaß machen; denn eine glich in der Anlage der andern.

18.

1205 (ohne Ort und Tag).

Ein Kladrauer Abt (deſſen Namen in der Urkunde nicht lesbar) verkauft den der Kladrauer Kirche gehörigen Hof zu Mladethis (Mladetitz, Mlatz) dem Abte zu Plaß um 70 Mark derart, daß letzterer 40 Mark bar auszahlte und für die übrigen 30 Mark dem Kloſter Kladrau den bisher zu Platz gehörigen Hof zu Pnewan (Piwana) übergab. Die Urkunde wurde mit den beiderſeitigen Kloſterſigillen verſehen und dem Biſchofe zur Aufbewahrung übergeben.

Bei Erben findet ſich das betreffende Regeſt nicht. — In einem der vorliegenden Plaßer Copialbücher iſt für die Zeugen und den Schluß der Urkunde der nöthige Raum gelaſſen, aber ſpäter nicht ausgefüllt worden. — In einer andern vorliegenden Abſchrift heißt der Kladrauer Abt Friedrich, und es findet ſich da-

ſelbſt auch eine im Sinne abweichende Variante, nämlich a. apud nostrum episcum censemus conservandum, b. apud nos et ipsum censui mus conservandum. Der zweiten Abſchrift zufolge iſt die Urkunde natürlich in gleichlautenden Parien, bei den beiden Aebten ſelbſt und bei dem Biſchofe zugleich aufbewahrt worden.

C 207a, D 50. Piwana iſt ein Dorf von 73 Häuſern im Gerichtsbezirke Mies, lag alſo in weiter Entfernung von Plaß und viel näher bei Kladrau, daher der Tauſch erklärlich. Wie es in den Beſitz von Plaß kam, iſt nirgends aufgezeichnet. — Ueber Mlaz vgl. Nr. 14.
Im Jahre 1205 war Meinerus II. bereits Abt von Plaß.

19.

1207, Prag (ohne Tag).

König Premyſl Otakar I. ſchenkt der Kirche der h. Maria zu Plaß ein Stück Ackerlandes in Ninowicz (Zinonitz) und den nahe dabei gelegenen Berg Vitaule (Widowle, Widauli). — Unter den anweſenden Zeugen: der Prager Biſchof Daniel, der Olmützer Biſchof Robert, der Domprobſt Andreas, der Strahower Probſt Peter, ein Graf „Cirnin" (Cernin) u. A. — Das Original befindet ſich im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A, B 84, C 68, D 52. Zinonitz, Dorf von 29 Häuſern im Gerichtsbezirke Smichow, unweit der Cibulka in der Nähe von Prag, erſte Station der von Smichow auslaufenden Buſchtiehrader Bahn; dabei erhebt ſich der Berg Widaule zwiſchen Zinonitz und Cibulka.
Bei einer der vorliegenden Abſchriften ſteht die Bemerkung: „Dieſes Inſtrument haben die Griesbecker Ketzer dem Kloſter abgepreßt, aber vidimirt, während Plaß das Original vorzeigen kann."

20.

Prag (Jahr und Tag unlesbar).

Premyſl Otakar I. ſtellt dem Kloſter Plaß das Dorf „Znepong" (?) zurück und läßt Verzeihung und Nachſicht der Schuld dafür angedeihen, daß Unterthanen des Abtes und Konventes ſich an zwei Bedienſteten des Königs vergriffen und ſie getödtet hatten.
Vom Datum iſt nur lesbar: „Anno domini millesimo.....tertio Calend. Junii", wobei „tertio" eben ſo gut auf „anno", als auf „Calend. Junii" bezogen werden kann.

A. Das hier genannte Dorf iſt offenbar durch die Schrift ſehr entſtellt; man darf aber das heutige Zebnitz, eine halbe Stunde nördlich von Plaß, als ſolches annehmen, und dies um ſo mehr, als nach einer Urkunde vom J. 1250 (Nr. 47) dieſer Kirchort wirklich zu Plaß gehörte, ohne daß eine andere Urkunde, als obige, Zeugniß für deſſen Erwerbung gäbe.

21.

(Ohne Ort, Jahr und Tag.)

Premyſl Otakar I. nimmt das Kloſter Plaß in ſeinen königlichen Schutz, ſo daß Abt und Mönche desſelben vor niemandem andern als dem Könige ſelbſt oder in deſſen Abweſenheit vor dem Grafen Zlawco (Slavko, Slawek) vor Gericht zu erſcheinen hätten.

A. Slavco, Slawek, war Burggraf von Bilin und Gründer des Ciſtercienſerſtiftes Oſſegg. Er ſtammte aus der Familie der Hraběšice, welche den Heurechen im Wappen führte und nicht lange nachher nach der neu erbauten Rieſenburg (bei Oſſegg) ſich nannte.

22.

1209 (ohne Ort und Tag).

Zwiſchen dem Prager Biſchofe Daniel und dem Kloſter Plaß findet ein doppelter Tauſch ſtatt. Der genannte Biſchof übergibt mit Zuſtimmung ſeiner Kanoniker dem Kloſter Plaß einen Unterthanen mit ſeinem Grundbeſitze in Ninowiz (Jinonitz) und einen andern in Choſſur (Koſſur, Košíř) für einen Hof, welchen die Plaßer Mönche in Mothol (Motol) hatten. Eben ſo übergibt der Biſchof einen Hof in Scecowiz (Schekowitz) für ein ererbtes Beſitzthum in Rascediz. Dabei zahlten ſie zehn Mark zu. — Zeugen: Biſchof Daniel, Domdechant Přibizlaus, Domprobſt Andreas, Archidiacon Chriſtophorus und eine Reihe anderer Domherren nebſt mehreren Laien.

Das Original im k. k. Hofarchiv zu Wien.

A, C 207. Ueber Jinonitz, Košíř und Motol vgl. Nr. 19, 8, 1. — Ueber die beiden anderen Orte Aufſchluß zu geben, reichen die vorhandenen Hilfsmittel nicht hin.

Im nächſtfolgenden Jahre ſtarb Abt Meinerus II, und es folgte Albert II.

23.

1214, Prag den 15. Mai.

König Přemyſl Otakar I. beſtätigt: Eine Matrone Namens Agnes, Witwe nach dem Edlen Kuno von Potworow, hatte der Kirche der h. Maria zu Plaß in der Zeit der herzoglichen Regierung Přemyſls in ſeiner, des Biſchofes Daniel und anderer angeſehener Perſonen Gegenwart einige Dörfer in's Beſitzthum übergeben. Hierauf beſchloß ſie, mit dem Kreuze Chriſti bezeichnet, ſich und das Ihrige der göttlichen Regierung überlaſſend, eine Reiſe zum Beſuche des Leidens und der Auferſtehung Jeſu Chriſti. Schon auf der Reiſe begriffen und in Prag angekommen, begab ſie ſich, in der Beſorgniß, die der Plaßer Kirche gemachten Schenkungen könnten ihr durch die Bosheit der Leute entriſſen werden, mit dem Abte Albert zum Könige und bat ihn, er möge durch ein königliches Privilegium die erwähnte Schenkung beſtätigen; insbeſondere bat ſie, die Dörfer, die ſie geſchenkt, und die Zeugen, die ſie aufgebracht hatte, namentlich anzuführen. Die Namen der Dörfer, welche die Witwe nach Kuno von Potworow den Plaßer Kloſterbrüdern ſammt allem Zugehör ſchenkte, ſind: Modzidliz, Hluboki, Upleuice, Vdrazka, Srubni, Wladimiriz. Die Namen der Zeugen ſind: der Domſcholaſter Joannes, der Archidiacon Clemens, die Kanoniker Ebbo, Martin, Ulrich, Dionys und Engelſchalk, überdies Milhoſt, der Kämmerer „Zlauco“ und ſein Sohn „Bouzlaus“, nebſt einigen anderen. — Im Jahre der Menſchwerdung Chriſti MCCXIIII und im 17. Jahre der königlichen Regierung Přemyſls „in urbe Praga Idus Maji.“

Siegel: 1. Herzog, auf dem Throne ſitzend, mit Heiligenſchein, Fahne und Schild; Umſchrift: † SANCTVS. WENCEZLAVS. BOEMORV. DVX. — 2. Ein König, gekrönt, das Scepter in der Rechten, den Reichsapfel in der Linken, auf einem Throne ſitzend; Umſchrift: † PAX. REGIS. OTHACARI. IN. MANV. SCI. WENCEZLAI.

A, B 86, C 63, D 53. — Ueber die in der Urkunde enthaltenen Orte ſ. Nr. 18 17; vgl. Nr. 26.

24.

1216, Prag den 8. Juni.

Ulrich Drſislaus von Luditz und ſeine Gemahlin Sudcha ſchenken mit Zuſtimmung K. Přemyſl Otakars I. dem Kloſter Plaß das Dorf Nadrybi (Nadrib) an der Mies ſammt allem Zugehör, Wäſſern, Fiſcherei, Bächen und Wieſen. — Unter den Zeugen, die bei der Uebernahme durch den Abt Albert zugegen waren, ſind: der Prager Biſchof Andreas, der Prager Domherr Martin, Benes und Marquard, Schöppen und Bürger aus Neu-Pilſen, der Kämmerer Burghard von Klingenberg. — Datum: MCCXVI, sexto idus Junii. — Einem Copialbuche entnommen, in zwei anderen vorliegenden Manuſkripten wird die hier genannte Erwerbung von Nadrib auf das Jahr 1296 geſetzt.

C 105. Nadrib oder Nadryb iſt ein Dorf von 32 Häuſern im Gerichtsbezirke Pilſen, 3 Wegſtunden von Plaß entfernt, am linken Ufer der Mies.

25.

1216, Prag den 8. Juni.

K. Přemyſl Otakar I. beſtätigt: Ulrich von Luditz guten Angedenkens hatte auf dem Todtenbette der Marienkirche zu Plaß einen Hof Namens Niniz (Ninitz) mit allem Zugehör, mit Wieſen, Aeckern, Hainen und Hutweiden und mit allen Freiheiten und Immunitäten verliehen. Nach ſeinem Tode ſuchte ſein leiblicher Bruder Prothiwa die Schenkung zu verhindern und rückgängig zu machen, was er auch durchführte. Endlich änderte er, zum Theil infolge einer Mahnung des Königs ſelbſt, ſeine Geſinnung, und bei einer gemeinſchaftlichen Zuſammenkunft in Prag, in Gegenwart der Biſchöfe Andreas von Prag und Robert von Olmütz, des Markgrafen von Mähren und anderer anſehnlicher Perſonen erneuerte er die Schenkung, welche Abt Albert von Plaß übernahm. — Als Zeugen: die beiden genannten Biſchöfe, der Markgraf Wladislaus von Mähren, der Domſcholaſter Johannes, der Kämmerer „Slauco" u. v. a. — Datum: MCCXVI, im XVIII. Jahre der Regierung K. Přemyſl Otakars I., im zweiten Jahre des Pontifikates des Andreas und im erſten ſeiner Conſecrirung; in Prag, VI. Idus Junii.

Original im k. k. Hofarchiv in Wien. —

A, B 88, C 102, D 55. Niniz, Dorf von 56 Häuſern im Gerichtsbezirke Pilſen, nahe an drei Stunden von Plaß entfernt. — Abt Albert II. ſtarb im folgenden Jahre 1217; ihm folgte Heinrich I.

26.

1219, Prag den 6. Dezember.

Agnes, Witwe nach Kuno von Potworow, hatte von Zawiš, dem Sohne ihres Bruders, den Hof Movſcideliz (Modſchiedl) um 100 Mark Silber gekauft, ihn den Kloſterbrüdern zu Plaß geſchenkt und in Gegenwart des Přemyſl Otakar, ſeines Bruders Wladiſlaw und anderer anſehnlicher Männer dem Abte Meingotus ſeligen Andenkens übergeben. Meingotus und ſeine Nachfolger bis auf Heinrich (I.) herab beſaßen in der That den genannten Hof ſammt allem Zugehör ohne jeden Streit und ohne jede Einſprache von irgend einer Seite. Endlich fing zum großen Leidweſen der Mönche der obgenannte Verkäufer an, den Abt Heinrich und ſeine Conventualen zu bedrängen und mit Streit und Un-

bilden sie zu belästigen. Dabei kam Zawiš selbst mehr und mehr herab, und die Klosterbrüder fürchteten, er könne, in Verzweiflung gerathen, ihnen noch größern Schaden zufügen; daher beschlossen sie, lieber einen Ausgleich herbeizuführen, als noch länger den Streit fortzusetzen. Sie beriethen sich mit klugen Männern, und versprachen mit eingeholter königlicher Zustimmung neun Mark Silber zu zahlen, vier Mark sogleich, die übrigen fünf in kurzer Zeit nachher, wogegen sie in ruhigem, ungestörtem Besitze des Hofes verbleiben sollten. Beim nächsten Landtage wurde Zawiš vorgerufen, und befragt gestand er freimüthig, daß es sich so verhalte, er leistete öffentlich Verzicht und versprach, alles und jedes unverletzlich zu halten. Der König ließ die ganze Erzählung in die betreffende Urkunde aufnehmen, diese mit seinem Siegel versehen und die Namen der anwesenden Zeugen beifügen, und zwar: der Wyšehrader Probst Arnold, der Domscholaster Heinrich, der königliche Notar Hermann, Bohuslaus, Sohn des Zlauco (d. i. Slawco oder Slawek, Gründer des Cistercienserstiftes Ossegg) u. s. w. — Datum: Im Jahre der Menschwerdung MCCXVIIII; VIII. Idus Decembris; gegeben in Prag im XXI. Jahre der königlichen Regierung Přemysl Otakars I.,

Original im k. k. Hofarchiv in Wien. — Vgl. Nr. 13, 17, 23.
A, B 92, C 65, D 57.

27.

Um 1220 (ohne Ort und Zeit).

(Nach dem Inhalte eines Regestes bei Erben, S. 285, gewährt König Přemysl Otakar I. der Kirche zu Plaß mancherlei Immunitäten bezüglich der Gerichtsbarkeit.)

Das Original befindet sich in der k. k. Universitäts-Bibliothek in Prag. — In den zu Gebote stehenden Plaßer Copialbüchern ist davon eben so wenig die Rede, wie in einer handschriftlichen Chronik, die eben auch vorliegt. Das von Erben angenommene Jahr fällt übrigens in die Zeit, in welcher Böhmen mit dem Interdikte belegt war. Und in dieser Zeit hatten sich die Klöster Böhmens keines besonderen Schutzes von Seite des Königs zu erfreuen.

28.

1224, Creuplath den 21. Juni.

(Privilegium K. Přemysl Otakars I.) Thyskow (Teschkow, Težkow), ein Dorf, welches König Wladislaw I. mit allem Zugehör dem Kloster Plaß geschenkt hatte, war schon durch einige Jahre durch häufige und immerwährende Angriffe von Räubern belästigt worden, so daß es unbebaut liegen blieb und zur Einöde geworden, keinerlei Nutzen abwarf. Um weiteren Unbilden und Beschädigungen vorzubeugen, erwählte der König den getreuen Baron Rathymir, welcher an den genannten Ort Ansiedler berufen, ihnen das Dorf in Erbpacht geben und sie nöthigenfalls gegen Raubanfälle schützen sollte. Rathymir übernahm das ihm aufgetragene Werk, jedoch mit der Bedingung, daß er alle Einkünfte und allen Nutzen aus den auszusetzenden Dörfern, so lange er lebe, selbst beziehe, daß aber nach seinem Tode das Besitzthum und dessen Erträgniß an die früheren Besitzer (nämlich die Cistercienser von Plaß) zurückfallen solle. Um nicht des Betruges oder der Hinterlist geziehen werden zu können, wies er auf den Todesfall sein eigenes Dorf Hugiezt (Ujezd) den Klosterbrüdern zu, ebenso auf dem Allod, das er in ihrem Besitzthum zu errichten versprach, zwei Morgen Landes, zwölf Kühe und 60 Schafe. Auch Holz und Heu wurde ihnen gewährt. Gegen etwaige Einsprüche von Seite seiner Gattin, seiner Kinder, Brüder und Verwandten nach seinem Tode sollten die Mönche durch diese königliche Bestätigungs-

urkunde geschützt sein. — Unter den Zeugen: der Bunzlauer Probst Bohuta, der Kämmerer Bohuslaus, der Marschall Diwiš u. s. w. — Gegeben zu Creuplath im Jahre der Menschwerdung MCCXXIIII, im 26. Jahre der Regierung des Königs, XI. Kal. Julii.

Original im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A, B 96, C 119, D 61. Těžkow; — wenn darunter jenes Těžkow zu verstehen ist, das nördlich von Mauth liegt, so dürfte Rathymir für die Urbarmachung der waldreichen Gegend wenig gethan haben, denn noch heute liegt Těžkow vereinsamt inmitten großer Waldstrecken. — Vergleiche übrigens in Anbetracht der Unsicherheit in jener Zeit Nr. 7. — Im J. 1224 war Abt Heinrich I. bereits gestorben, und Siegbert war sein Nachfolger.

29.

1228, Lateran, 10. Januar.

Mehrere Cistercienseräbte hatten bei Papst Gregor IX. Klage darüber geführt, daß sie von Clerikern und Laiern, nicht so sehr zur Pflege der Gerechtigkeit als zu ihrer Qual, zwei und mehr Tagreisen weit durch Hirtenschreiben citirt werden zu gerichtlichen Verhandlungen, und daß sie in solchen Fällen, ermüdet durch anstrengende Arbeiten oder wegen der Auslagen, oft genöthigt seien, Rechtsstreitigkeiten auszuweichen oder nachtheilige Ausgleichungen einzugehen. Papst Gregor ordnet daher an, sie sollen in Zukunft durch keinerlei apostolische Schreiben gehalten sein, über zwei Tagreisen von ihren Klöstern sich zu entfernen, wenn nicht im Schreiben selbst der Cistercienserorden ausdrücklich genannt ist. — Datum Laterani 4. Idus Januarii, im ersten Jahre seines Pontificates.

Die Urkunde betrifft alle Cistercienseräbte; der Verfasser D hat dieselbe aber nicht dem Plaßer Archive, sondern den Regesten des Manrique eben so entnommen, wie die drei folgenden, macht aber bei dieser die ausdrückliche Bemerkung, er habe nirgends gelesen, daß der Plaßer Abt von dem damaligen Prager Bischof Johann in ähnlicher Weise molestirt worden sei, wie es das päpstliche Diplom erwähnt.

D 62.

30.

1228 (Lateran, den 10. Januar).

Papst Gregor IX. an den Abt von Cisterz, an sämmtliche Aebte und Mönche des Cistercienser Ordens. Derselbe ordnet an, kein apostolisches Schreiben soll für diese als rechtsverbindlich erachtet werden, welches nicht ausdrücklich des Cistercienserordens Erwähnung macht.

Auch dieses Regest hat der Verfasser D dem Manrique entlehnt, aber den Tag der Ausstellung nicht aufgenommen. Er sagt aber im Allgemeinen, der Cistercienser-Orden habe innerhalb dreier Tage vier Privilegien erhalten, was er offenbar in Manrique gefunden hatte. Der 10. Januar dürfte daher kaum fehlgegriffen sein. Vergl. Nr. 44.

D 62.

31.

1228 (Lateran, erste Hälfte Januar).

Papst Gregor IX. an den Abt von Cisterz und an die übrigen Äbte und Mönche des Cistercienser-Ordens. Es war vorgekommen, daß die Kirchenvorsteher

innerhalb ihrer Parochien einen Antheil von den Schenkungen an beweglichen und unbeweglichen Gütern verlangten, die die Gläubigen bei Lebzeiten einem Cistercienser-Kloster gemacht hatten, und die Klöster führten darüber beim Papste Beschwerde. Dieser spricht sie von der Verpflichtung frei, von solchen Geschenken irgend Jemandem einen Theil abzutreten.

Von diesem Privilegium gilt ganz dasselbe, was in der Anmerkung zum vorigen gesagt wurde.

D 62.

32.

1228, Lateran, den 11. Januar.

Papst Gregor IX. an den Abt von Cisterz und die übrigen Aebte und Mönche des Cistercienser-Ordens. Wenn Stifter von Cistercienser-Klöstern oder andere Gläubige bei den Cistercienser-Klöstern ihre Begräbnißstätte wählen, so soll es den Cistercienern ohne Einsprache von irgend welcher Seite gestattet sein, das Begräbniß vorzunehmen, wenn nur die zu Beerdigenden nicht excommunicirt oder mit dem Interdicte belegt oder Wucherer waren. — Lateran, III. Idus Januarii, im 1. Jahre des Pontificates.

Offenbar benützte der Verfasser von D auch für dieses Regest Manrique als Quelle.

D 63.

33.

1229, Prag (ohne Tag).

König Přemysl Otakar I. bestätigt, daß er und seine Gemahlin, die Königin Constantia, das Dorf Wschehrdi (Wsehrdi, Wšehrd), welches ihm der Abt und die Klosterbrüder zu Plaß zum Tausche für ein anderes Dorf Namens Nahodini übergeben hatten, ihnen auf ihre Bitten um 40 Mark Silber verkauft haben, wobei mehr auf deren Noth und den Frieden, als auf Geldnutzen von Seite der königlichen Familie geachtet wurde. Der Kronprinz König Wenzel und dessen Gemahlin, die Königin Kunigunde, hatten dazu ihre Zustimmung gegeben. — Unter den Zeugen: der Domprobst Eppo, der Wyšehrader Probst Arnold, der Leitmeritzer Probst Hermann.

Original im k. k. Hofarchiv in Wien. — Kronprinz Wenzel war bereits am 6. Februar 1228 als König von Böhmen gekrönt worden.

C 109, D 63. Wšehrd oder Wschehrd, ein Filialkirchdorf von 34 Häusern; — Podina, das ehemalige Nahodim, Dorf von 28 Häusern, liegt eine Stunde südöstlich von Kralowitz und eine halbe Stunde westlich von Wschehrd. (Vgl. Nr. 35 und 42.)

34.

1230, den 10. November (ohne Ort).

(Eine Bestätigungsurkunde, die letzte, die Plaß vom Könige Přemysl Otakar I. erhalten hat, da derselbe kurz nachher starb.) Als Romanus von Teinitz, einer der Barone des Landes, sich dem Tode nahe fühlte, machte er in Dobrawitz am 12. Oktober 1230 vor einer Anzahl angesehener Männer sein Testament, worin er das Dorf Teinz (Teynicz, Teinitz) und Olsoue (Wolichan?) und die Einöde Vgezt (Ugezd, Ujezd) mit allem Zugehör an Feldern und Wäldern, Wiesen und Hutweiden dem Kloster Plaß vermachte, die jedoch erst nach dem Tode seiner Gemahlin in dessen Besitz übergehen sollten, wenn sie sich nicht wieder vermählte. Zugleich bat er die Anwesenden, von dem Könige die Zustimmung

hiezu und die königliche Bestätigungsurkunde zu erwirken. Přibislaus, einer der Anwesenden, kam dem zufolge nach dem Tode des Testators zum Könige, erzählte vor ihm, dem jungen Könige Wenzel und vielen vornehmen geistlichen und weltlichen Herren, was er gehört hatte, und bat den König um die Bestätigung. — Dieselbe enthält den ganzen Vorgang, trägt das Datum: MCCXXX, im 33. Regierungsjahre des Königs, im 3. Jahre nach der Krönung Wenzels I., am 10. Tage des Monates November. — Unter den Zeugen: Domprobst Ebbo, der Leitmeritzer Probst Hermann, der Münchengrätzer Abt Heinrich u. s. w.

C 106, D 65. In einem der vorliegenden Copialbücher macht der Abschreiber die Bemerkung, daß er seine Abschrift aus zwei vidimirten Abschriften der Städte Pilsen und Radnitz entlehnt, das Original aber nicht gefunden habe. Diese zwei vidimirten Abschriften befinden sich gegenwärtig im k. k. Hof-Archiv in Wien. Vom Originale weiß man bis jetzt nicht, wohin es gekommen ist.

Das Dorf Teinitz lag sehr zerstreut nicht weit südwestlich von Kralowitz, in der Nähe von Sehuditz, wo noch heute der Flurname „na wesnici“ (auf dem Dorfe) daran erinnert. Die Kirche des alten Teinitz stand dort, wo in späterer Zeit die Wallfahrtskirche Maria-Teinitz mit einer dabei gestifteten Probstei sich erhob. Maria-Teinitz zählt gegenwärtig nicht mehr als vier Häuser, die zur Ortsgemeinde Kralowitz gehören und eine halbe Stunde westlich davon entfernt liegen. Die Wallfahrtskirche wurde zur Zeit der Aufhebung des Klosters Plaß (1785) gesperrt und das Marienbild nach Kralowitz übertragen. — Unter Olsone, Olschowe ist vielleicht der zwischen Potworow und Kralowitz gelegene Hof Wolschan zu verstehen. — Die Einöde Ujezd breitet sich westlich von Kalenau aus, und die von dem genannten Dorfe eine halbe Stunde westlich liegende Hegerswohnung heißt noch jetzt Ujezd oder Aujezd.

35.

Nach 1230. (Ohne Ort und Zeit.)

Königin Kunigunde, die Gemahlin Wenzels I., bestätigt den Tausch des Dorfes Nahodini (Hodina) mit dem Dorfe Wschehrd.

Vgl. Nr. 33 und 42. Die Urkunde findet sich gleichlautend in zwei Copialbüchern, jedoch beide ohne Angabe des Ortes und der Zeit der Ausstellung und ohne Zeugen. Sie enthält übrigens gar nichts Neues, kommt auch bei Erben nicht vor.

A, C 111.

36.

(Ohne Ort und Zeit) 1231?

König Wenzel I. bestätigt Folgendes: Als Ratimir bereits krank war und der König zu ihm kam, machte jener sein Testament, in welchem er das Dorf Breze (Briz) und ein anderes Namens Vgizdez dem Plaßer Kloster vermachte. Dabei bat er den König, die Schenkung zu bestätigen und das Kloster in seinem Schutze zu behalten. — In der Urkunde steht weiter die gewöhnliche Formel über Anhängung des Siegels und Beisetzung der Zeugen.

Weder die vorliegenden Abschriften, noch Erben's diesfälliges, auf Grund des im Wiener k. k. Hofarchive befindlichen Originals verfaßtes Regest (S. 370) enthalten Namen von Zeugen, und in einem Copialbuche steht bei der Abschrift ausdrücklich die Bemerkung, „daß bei diesem Instrumente weder Zeugen noch Jahr und Tag der Ausstellung genannt sind“. — Siegel wie bei der Urkunde vom Jahre 1238, Nr. 36. — Die vorliegende Chronik von Plaß nimmt für die Schenkung von „Breze“ und „Vgizdez“ das Jahr 1231 an.

A, C 121, D 66. Welches von den heutigen drei Orten Břís oder Briz in der Urkunde gemeint sei: Ober-Břís oder Böhmisch-Břís, Deutsch-Břís, Unter-Břís, ist nicht zu ermitteln. Im Ortsrepertorium des Königreiches Böhmen vom Jahre 1872 ist übrigens der Ort „Bříes“ geschrieben (S. 244). — Vgizdez oder Ujezdec ist auf der öfter genannten alten Karte des

Dominiums Plaß als ein Hof nordöſtlich von Pilſen bezeichnet als Augezdecz. Es iſt dies heute die Ortsgemeinde Aujezd, 1 Stunde nordöſtlich von Pilſen, von der in früherer Zeit 16 Häuſer zum Dominium Plaß gehörten.

37.

1233 (ohne Ort und Tag.)

Abt Reiner von Kladrau verkauft mit Bewilligung des Königs Wenzel und des Prager Biſchofs Johann dem Kloſter zu Plaß das der Kladrauer Kirche weniger nützliche Dorf Corith (Korit) um 110 Mark reinen und geprüften Silbers, welche Summe er zur Auszahlung anderer Beſitzungen, Thyzowa und Prinna, verwendete, die der Kladrauer Kirche nützlicher waren. — Als Zeugen ſind genannt: Pfarrer Heinrich von Suerob (Wšerub), Bosco von Laſicze, Heinrich (nach einer andern Leſeart „Hartwig") und ſein Sohn Meinhard, Richter von Cladrau.

Siegel: 1. Ein Abt, ſtehend mit Vollbart, in der Rechten den Biſchofsſtab. Umſchrift: † ABBAS CLADRUBENSIS. — 2. Eine Heilige mit Heiligenſchein und gefalteten Händen. Umſchrift: † SIGILLUM ECCLESIÆ CLADRUBENSIS.

Das Original iſt im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A 57 b, B 103, C 208, D 67. Korit, jetzt ein Dorf von 30 Häuſern, liegt anderthalb Stunden oſtſüdöſtlich von Plaß (S. 44).

38.

1234, Plaß den 20. März.

König Wenzel I. beſtätigt auf die Bitten des Abtes und der Brüder von Plaß, daß Gumbold, ein Sohn Ditlebs von Potworow, der Plaßer Kirche das Dorf Bezdekowe (Bezděkow, Bezdiekau) mit allem Zugehör in Gegenwart und mit Zuſtimmung des Königs übertragen hat. — Gegeben in Plaß, im J. MCCXXXIV, XIII. Kal. Aprilis. — Unter den Zeugen: Hageno, Sohn des Milegozt, Milozlaus von Prehorow u. m. a.

Original im k. k. Hof-Archiv in Wien. — Siegel wie bei der Urkunde vom J. 1238, Nr. 40.

C 123, D 67. Bezdiekau, Bezděkow, ein Dorf von 29 Häuſern, zum Gerichtsbezirke Rokitzan gehörig, ſüdweſtlich von Radnitz, nahe an der Rednitzer Flügelbahn.

39.

1235, Kladrau den 24. Juni.

König Wenzel I. genehmigt und beſtätigt, daß der königliche Kriegsmann (miles) Boscet (Poscet) der Kloſterbrüdern zu Plaß das Dorf Laſicz (Laſchowitz) ſammt Zugehör ins Beſitzthum übertragen habe. — Unter den Zeugen: der Prager Biſchof Johann, Probſt Marquard de „Pulchro monte" u. ſ. w. — Gegeben zu Kladrau, 1235 octavo Calendas Julii.

Siegel wie bei der Urkunde v. 1238, Nr. 40. Erben entlehnte ſein Regeſt einer Abſchrift Pelzels.

A, C 124. Laſchowitz iſt gegenwärtig ein Dorf von 49 Häuſern im Gerichtsbezirke Pürglitz, ungefähr in der Mitte zwiſchen Pürglitz und Rakonitz, in der Nähe von Wšetat, war ſonach in Bezug auf das Dominium Plaß eine Parcelle.

40.

1238, Plaß den 5. Mai.

König Wenzel I. machte mit dem Abte Heinrich von Plaß und seinem Convente einen Tausch in Betreff des Dorfes Coslan (Kozlan), welches er ihnen statt der 200 Mark reinen Silbers, die er ihnen schuldig war, übertragen hatte. Bei dem Dorfe lag ein Wald, der für die Jagd vorzüglich geeignet, dem Kloster aber weniger nützlich war. Nur schwer vermißte ihn der König, und dieser trug dafür dem Kloster das Dorf Sehela (Scheles, Schöles) zum Tausche an, was auch angenommen wurde. Der König übergibt dem Kloster diesen Ort mit Wiesen, Aeckern, Feldern, Wäldern, Gewässern, überhaupt allem Zugehör. —

Bei Aufzählung der Zeugen ist das Eigenthümliche, daß eine Anzahl derselben, nämlich der Burggraf von Altenburg, Konrad von Steinbach, Herwig von Tetschen, Bernhard mit seinen Brüdern Konrad und Reinhard als zu den Deutschen gehörig (de Thowtonicis) bezeichneten werden, woraus man schließen darf, daß das deutsche Element in Böhmen damals namhaft vertreten war, besonders wenn man den nach dem Namen des letzten Zeugen folgenden Beisatz: „et alii quam plures" (und viele andere) nicht für eine bloße Phrase hält. — Die Urkunde ist datirt von Plaß MCCXXXVIII, tertio nonas Maji. — Orig. im k. k. Hof-Archiv in Wien.

Siegel. 1. Der Herzog auf dem Thronstuhle mit Heiligenschein, Fahne und Schild; Umschrift: † SANCTVS. WENCEZLAVS. BOEMORVM. DVX. — 2. Ein König auf dem Throne, mit Krone, Scepter und Reichsapfel; Umschrift: † PAX. REGIS. WENCEZLAI. IN. MANV. SANCTI. WENCEZLAI.

C 115. Kozlan ist gegenwärtig ein Städtchen von 282 Häusern mit 1829 Einwohnern, östlich von Kralowitz; es führt seinem Namen gemäß einen halben weißen Bock im Wappen. — Schöles oder Scheles ist eine Stadt von 731 Häusern mit 137 Einwohnern, im Gerichtsbezirke Jechnitz.

41.

1238, Plaß den 8. Mai.

König Wenzel I. bestätigt Folgendes: Der königliche Kämmerer Zdeslaus schenkte dem Kloster Plaß (mit Zustimmung des Königs) sein Dorf Darow, (zugleich mit der Mies von beiden Ufern aus, und zwar von der Stelle an, wo der Zeruscher Gießbach in dieselbe fließt, bis zu der Stelle wo der Bach „Zcimussil" in dieselbe mündet, und zwar mit den Mühlen, Fischereien, Aeckern, Wiesen, Gebüsch und anderem Zugehör des genannten Dorfes). Die Brüder des genannten Klosters Plaß kauften von Prothiwa von Zizinkow das Dorf Cozteliz (Kosteletz) sammt allem Zugehör um 45 Mark. Aber auch das Dorf Corith mit allem Zugehör, mit Wiesen und Weiden kauften sie von dem Kladrauer Abte mit Zustimmung aller Mönche um 110 Mark reinen und geprüften Silbers, wozu sie noch hundert Schafe hinzufügten, welche Summe die Kladrauer Mönche auf die Bezahlung zweier anderer Besitzungen verwendeten. Dieser dreifache Besitzerwerb wird hiemit bestätigt. — Datum: Plaß MCCXXXVIII, VIII. idus Maji. — Unter den Zeugen: Hawel der Sohn des Marquard, der Submarschall Newhlaz u. A.

B 105, C 126, D 68. Die vorliegenden Abschriften stimmen wohl in ihrem Inhalte, aber nicht in ihrem Umfange überein, indem in einem der Copialbücher die (oben in der Klammer stehende) Stelle bezüglich der Mies ganz fehlt, während eine andere Abschrift sie enthält, wogegen in dieser wieder einige andere minder bedeutende Zusätze fehlen. Auch die im k. k. Hof-Archiv zu Wien befindlichen zwei Documente weichen in diesen Stücken von einander ab.

Darowa, Dorf mit 29 Häusern im Rakonitzer Gerichtsbezirke, hat Eisenwerke und gehörte vor 1848 zum Dominium Radnitz; es liegt südwestlich von Radnitz am rechten Ufer

der Mies. — Unter den beiden Bächen, deren Mündungsstelle die Gränze der Fischereien bezeichnet, sind wohl keine anderen zu verstehen als der aus dem Zrutscher Walde kommende unbedeutende Bach u. der weit größere Tremosna-Bach, welcher einen großen Theil des ehem. Plaßer Dominiums durchfließt. Die Umgegend von Darowa ist heutzutage reich an Mühlen, die an der Mies angelegt sind. — Kosteletz ist ein unbedeutendes Dorf von 11 Häusern mit einer dem heil. Nikolaus geweihten Filialkirche am linken Ufer der Mies nahe bei Darowa im Gerichtsbezirke Pilsen. — Ueber Korit s. Nr. 37.

42.

1240, bei Plaß, den 12. März.

König Wenzel I. bestätigt: Bohuslaus, des Radim Sohn, verkauft mit Zustimmung des Königs das Dorf Hodin (Hodina) dem Plaßer Kloster um 80 Mark Silber. — Die Namen der Zeugen ohne besondere historische Bedeutung. — Datum: bei Plaß, MCCXL, quarto idus Martii. — Das Original im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A, C 209, D 69. Hodina, s. Nr. 33 und 35.

43.

1250, Lyon den 25. September.

Privilegium Papst Innocenz IV. für alle Aebte des Cistercienserordens. — Der Papst erneuert eine schon in früheren Zeiten erlassene Verordnung, zufolge welcher die Mönche des Cistercienser-Ordens nur in Glaubensangelegenheiten, nicht aber wegen weltlicher Delicte zu Synoden und Kapiteln berufen werden dürfen, es wäre denn, daß dies in besonderem Auftrage des apostolischen Stuhles geschähe. — Gegeben: „Lugduni septimo Calend. Octob. pontificatus nostri anno octavo."

A, B 110, C 288, D 74. Die Original-Urkunde wurde, obgleich an alle Cistercienser-Aebte gerichtet, im Kloster-Archiv zu Plaß aufbewahrt, von wo sie in die k. k. Universitätsbibliothek übertragen wurde. Sie ist mehr als vieles andere geeignet, jene Ausnahmsstellung zu documentiren, deren sich die Cistercienseräbte insbesondere den Bischöfen und den weltlichen Gerichten gegenüber zu erfreuen hatten. Eine Reihe ähnlicher Verordnungen folgte dieser auf dem Fuße nach.

44.

1250, Lyon den 30. September.

Papst Innocenz IV. erklärt, daß apostolische Schreiben für die Aebte des Cistercienser-Ordens nur dann eine Rechtsverbindlichkeit haben, wenn in denselben des Cistercienser-Ordens ausdrücklich Erwähnung geschieht. — „Datum Lugduni. II. Calendas Octob. Pontificatus nostri anno octavo."

Vgl. Nr. 30.

A.

45.

1250, Lyon den 30. September.

Papst Innocenz IV. ertheilt dem Abte von Plaß das Recht, Priester seines Conventes zu bestimmen, damit sie Beichte hören, Buße auferlegen und kirchliche Sakramente ausspenden. — „Datum Lugduni II. Kalend. Octob. Pontificatus nostri anno 8vo." — Original in der k. k. Universitätsbibliothek zu Prag.

A, B 112, C 287.

46.

1250, Lyon den 1. Oktober.

Papst Innocenz IV. ertheilt dem Abte zu Cisterz. so wie allen übrigen Aebten und Conventen des Cistercienser-Ordens das Recht, in jenen Parochien, in welchen ihnen die alten Zehente gebührten, auch die neuen in demselben Verhältnisse, wie ihnen die alten zustanden, einzufordern. — „Datum Lugduni, Kal. Octobris, Pontificatus nostri anno octavo."

A, C 290, D 76. Die Urkunde wurde, obgleich an alle Cistercienseräbte gerichtet, in Plaß aufbewahrt und wurde nach Aufhebung des Klosters der k. k. Universitätsbibliothek zu Prag übergeben.

47.

1250, Lyon den 10. Oktober.

Papst Innonenz IV. bestätigt dem Stifte Plaß alle bisher erworbenen Besitzungen, Rechte und Freiheiten. — „Datum Lugduni per manum M. Marini sanctae romanae ecclesiae vicecancelarii 6. Idus octobr. Incarnationis Dominicae anno MCC quinquagesimo, pontificatus vero domini Innocentii quarti anno octavo." — Die Unterschriften sind eigenhändig und lauten: „Ego Innocentius catholicae ecclesiae episcopus; Ego Petrus ecclesiae (tituli) S. Marcelli Presbiter Card.; Ego Franciscus Joannes tit. S. Laurentii in Luan. presbiter cardinalis; Ego Fr. Hugo tit. S. Sabinae presb. card.; Ego Witts (Wilhelmus) Sabinensis episcopus; Ego Riccardus S. Angeli diac. cardinalis; Ego Joannes S. Nicolai in carcere Tulliano (Tulianensi) diac. card.; Ego Wilhelmus S. Euschachii diaconus cardinalis."

B 113, C 280, D 77. (In den Abkürzungen der Namen und Titel stimmen die vorliegenden Abschriften nicht überein. Die in Parantheſe stehenden Worte sind Varianten.)

Die Urkunde ist für die Geschichte überhaupt, nicht minder für die Culturgeschichte jener Zeit, insbesondere aber für die Localgeschichte einer weiten Gegend von erheblicher Bedeutung. Vorerst entnehmen wir derselben den vollständigen Besitzstand des Klosters Plaß zu jener Zeit: sie bietet daher ein gutes Stück alter Topographie. Ein Theil der im Instrumente genannten Orte hat sich mit unveränderten Namen bis auf die heutige Zeit erhalten, ein Theil besteht fortan unter mehr oder weniger veränderten Namen; ein dritter Theil der Orte ist ganz verschwunden, doch läßt sich ihre Stelle theils mit Gewißheit, theils mit großer Wahrscheinlichkeit noch heute bezeichnen. Die meisten der in dieser Bestätigungsurkunde genannten Orte werden auch schon in früheren Urkunden genannt (und es wird in der nachstehenden Aufzählung auf sie mit der betreffenden Urkunden-Nummer hingewiesen), in denen zumeist die Art des Erwerbes nachgewiesen ist; andere sind in den bisher citirten Urkunden nicht genannt, und es muß sonach angenommen werden, daß diese Urkunden in den Stürmen der Zeit verloren gegangen sind; ihre Lage und ihr heutiger Zustand wird in der nachfolgenden Aufzählung bei jedem einzelnen hinzugefügt, so weit dies möglich ist.

Die in der Urkunde als Besitzthum des Klosters Plaß genannten Orte sind der Reihe nach folgende: Plaß selbst (Nr. 1); — die Kirchen mit Zugehör in den nachfolgenden (zehn) Orten: Cralowic (Kralowitz, 5 und 15); Groß-Obora, jetzt Wobora (3); Kostelez (41); Tynetz, j. Maria-Teinitz (34); Zebnitz (20); Straßitz, j. Stradischt (14); Modczidlitz, j. Modschiedl (17, 23, 26); Zehel, hieß noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Zieles, j. Scheles oder Schöles (40); Wzeherdi, j. Wöehrd oder Wschehrd (33, 35) Zabodity, j. Nezabudity, Dorf von 41 Häusern, eine Stunde südwestlich von Pürglitz, im Gerichtsbezirke von Pürglitz, mit einer Pfarrlokalie.

An Dörfern besaß das Kloster nach dem Inhalte der päpstlichen Bestätigungsurkunde: Kralowitz (5, 15); — Schöles (40); — Zebnitz (20); — Hradecz, j. Hradecko mit 48 Häusern, nordöstlich von Kralowitz, elf Viertelstunden nordöstlich von Plaß; — Wrazni, j. Wrazno oder Wraschno (1); — Wikowe, Bikowe, j. Bikow (4); — Kamenecz war schon vor hundert und mehr Jahren eine Einöde und lag ungefähr in der Mitte zwischen Plaß und Pilsen, westlich von dem Kirchdorfe Hromitz; — Mez, Metz, Met, Meyt, Meyto, Mauth, früher ein Dorf, jetzt ein Städtchen von 245 Häusern mit 2114 Einwohnern, zum Gerichtsbezirk

Zbirow gehörig; — Scetietin, j. Wſchetat oder Wšetat, Dorf von 65 Häuſern im Gerichtsbezirke Rakonitz, ſüdlich von Rakonitz und weſtlich von Pürglitz; — Drenec, Drnek, j. Trnowa, Dorf von 39 Häuſern in der Nähe des Pfarrortes Kraſchowitz, ſüdweſtlich von Plaß im Gerichtsbezirke Manetin; — Terſewoke, Trzewokowa, eine Veſte in Ruinen, an dem ehemaligen großen Katzerower Teiche, jetzt das Forſthaus Třebekow an der Stelle; — Nebřezin oder Bruk (1); — Groß-Wobora (2); — Klein-Wobora, in der Nähe der Střela, an dem von dem Pfarrorte Wobora kommenden Bache, iſt ſchon längſt zur Einöde geworden; — Rajowo, j. Jarow, Dorf von 50 Häuſern, nicht ganz zwei Stunden ſüdöſtlich von Plaß im Gerichtsbezirke Kralowitz; — Borek, Dörfchen von 13 Häuſern, in der Nähe der Mündung der Střela in die Mies (vgl. Bor Nr. 14); — Dobritz, j. Dobřič, Dorf von 38 Häuſern, anderthalb Stunden ſüdöſtlich von Plaß; — Koritk, j. Korit (37, 41); — Brezi, j. Břís oder Bříes (36); — Tyeskowo, j. Těžkow (28); — Ugezd, welchen Namen vier Orte auf dem ehemaligen Kloſter-Dominium führten, eines lag ſüdweſtlich von Radnitz und iſt ohne Zweifel das heutige Kříž oder Heiligenkreuz; das andere liegt näher bei Pilſen und iſt das heutige Aujezd ob der Mies, auch Aujezdl genannt (36), das dritte lag weſtlich von Kazenau und iſt nur noch die Hegerswohnung Aujezd davon erhalten (34), das vierte endlich lag im Thiergarten, der ehedem zwiſchen Trojan (Trojerwitz) und Hadačka ſich ausbreitete, nun aber eben ſo aufgelaſſen, wie Aujezd als Dorf verſchwunden iſt; — Schebikowo, Wšebikow j. Zebikow, ein in Ruinen liegendes Schlöſſchen zwiſchen Mlatz und Zebnitz; — Ribnitz oder Rybnitz, Dorf von 38 Häuſern, drei Viertelſtunden ſüdweſtlich von Plaß; — Ugeſt (ſ. oben); — Lopnitz, Lompnitz, Lomnitz, j. Lomička oder Lomnička (3); — Kotzin, Koczin, j. Kočin oder Kotſchin (5); — Hradics, Hradisko, Hradiece, j. Ober-Hradiſcht, Dorf von 25 Häuſern, drei Viertelſtunden nordweſtlich von Plaß am linken Ufer der Střela (Unter-Hradiſcht liegt über eine Stunde öſtl. von Plaß; — Babina (3); — Ztraſitz, Straſſitz, Straſchitz, j. Stradiſcht (14); — Schirnhat, Czernhayd, Schernogat, j. Schirnheit, auch Tſchernheit (14); — Craszowitz, Kraſſowitz, j. Kraſchowitz, auch Chraſtowitz genannt, Dorf von 40 Häuſern, zwei Stunden öſtlich von Manetin; — Motſidelitz, Moczidlitz, j. Modſchiedl (17, 23, 26); — Woietyn, Zwojetin, Zworetin, j. vielleicht Swojetin, Dorf von 68 Häuſern im Gerichtsbezirke Rakonitz; — Hulboky, Hluboky, jetzt Hluboka (13, 17, 23); — Draskowo, jetzt Draſchen (13, 17, 23); — Dobrawitz, Dubrawitz, dürfte das jetzige Dobřič, Dorf von 38 Häuſern ſein, anderthalb Stunden ſüdöſtlich von Plaß gelegen, wenigſtens iſt auf älteren Karten der weſtlich davon gelegene Wald als Daubrawa sylva bezeichnet; — Koſtelice, Koſteletz (41); — Dorowa, Darowa (41); — Chotin, Chotein, j. Chotina, Chottina und Chotiena, Dorf von 38 Häuſern im Pilſner Gerichtsbezirke, zwei Stunden ſüdöſtlich von Plaß, am rechten Ufer des Třemošna-Baches; — Tynecz, Tynetz, j. Maria-Teinitz (34); — Luhowe, j. Lohowa, 4 Stunden nordweſtlich von Pilſen, in der Folge Amtsort eines ſelbſtſtändigen Dominiums, Dorf von 35 Häuſern im Gerichtsbezirke Tuſchlau; — Dubrawitz, ein zweiter Ort dieſes Namens, j. Deutſch-Doubrawitz, Dörfchen von nur 10 Häuſern, eine Stunde ſüdöſtlich von Manetin; man hat auch angenommen, daß dort wo der Abt, Andreas Trojer zu Ende des 17. Jahrhunderts das nach ihm benannte Troja oder Trojerwitz, j. Dorf von 17 Häuſern, anlegte, einſt ein Dorf Namens Doubrawitz geſtanden habe (Vgl. 14). — Buk, j. Bukowina, Dorf von 22 Häuſern, fünf Viertelſtunden nördlich von Plaß, bildet mit dem nahen Trojan gegenwärtig eine Ortsgemeinde; — Probatylat, Probeslat, Dorf von 25 Häuſern, zwei Stunden öſtlich von Plaß, bildet mit Wšehrd eine Ortsgemeinde; — Weſcherdi, j. Wšehrd (33, 35); — Brysni, Brizni, j. Bris oder Bříes, oder Březa (36).

An Höfen beſaß das Kloſter folgende: Rinethoff, Rinthof oder Rindhof, in der Nähe des Kloſters, wie es auch bei dem Plaßer Mutterſtifte Laugheim einen Rindhof gab, beſteht aber nicht mehr; — Zechutitz, j. Schuditz (1, 5); — Kazneu, Kaznow, Kasnau, j. Kaſenau (1); — Lomana, j. Loman (11, 12); — Scetſyn, Czeczin, j. Čečin (6, 10); — Mladecik, Mladetitz, Mladatis, j. Mlatz (14, 18); — Motſidelitz, j. Modſchiedl (ſ. oben); — Ninitz (25); — Olszan, Olſchowe, j. Wolſchan (34); — Hobin, j. Hodina (33, 35); — Luhowe, j. Lohowa (ſ. oben); am Petřin (1).

Der Papſt beſtätigt ferner den Landbeſitz, den das Kloſter in verſchiedenen Dörfern hatte, und zwar in Brzizny, j. Břís (36, welcher der drei gleichnamigen Orte gemeint ſei, iſt nicht zu ermitteln); — in Zabuditz, j. Nezabuditz (ſ. oben; Kirchenorte). Ebenſo beſtätigt er den Beſitz der Weingärten am Petřin, in Coſſur j. Kosíř (8) und am Berge Wtol, Witol, j. Widaul (19), endlich alles, was ſie an Wieſen, Aeckern, Wäldern, Gewäſſern, Hutweiden, Mühlen, Wegen, Fußſteigen u. ſ. w. beſaßen.

In Beziehung auf die Rechte und Freiheiten des Kloſters wir insbeſondere Folgendes beſtimmt:

Niemand ſoll berechtigt ſein, den Mönchen insbeſondere von jenen Landſtrecken, die ſie ſelbſt urbar gemacht haben und mit eigenen Händen oder auf eigene Koſten bebauen, aber auch nicht von ihren Gärten, Gebüſchen, Fiſchereien u. ſ. w. einen Zehent abzuverlangen.

Es ſoll den Mönchen von Plaß geſtattet ſein, Kleriker (Weltgeiſtliche) oder Laien, welche frei und ſelbſtſtändig ſind und aus dem weltlichen Stande (o seculo) zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, zur Converſion aufzunehmen und ſie ohne jedwede Einſprache von irgend welcher Seite

zurückzubehalten. Dabei soll es keinem der Klosterbrüder, wenn er einmal das Ordensgelübde abgelegt hat, gestattet sein, sich aus dem Profeßhause zu entfernen, er hätte denn von dem Abte ausdrücklich die Erlaubniß dazu, und Niemand solle einen solchen aufnehmen oder zurückhalten. Wenn Jemand doch einen solchen aufnähme, so soll es dem Abte erlaubt sein, diesfalls ein klösterliches Urtheil gegen Mönche und Conversen zu verkünden.

Es wird strenge verboten, etwas von dem Grundbesitze des Klosters und ein anderes dem selben verliehenes Beneficium einem Andern zu schenken oder irgendwie zu veräußern ohne Zustimmung des Kapitels oder doch wenigstens des größern oder vernünftigern Theiles (majoris aut sanioris partis) desselben. Sollte eine Schenkung oder Veräußerung auf eine andere als die eben bezeichnete Weise stattgefunden haben, so erklärt sie der Papst als ungiltig.

Der Papst verbietet ferner, daß irgend ein Mönch oder Converse, der durch Ablegung der Gelübde an den Convent gebunden ist, ohne Erlaubniß und Zustimmung des Abtes und des größeren Theiles des Kapitels für Jemanden bürge oder von Jemandem Geld aufnehme über die vom Kapitel bestimmte Summe, wenn es nicht zum offenbaren Nutzen des Klosters wäre. Thäte es Einer doch, so ist der Convent nicht gehalten, es zu verantworten.

Es soll dem Abte und den Mönchen erlaubt sein, in eigenen Rechtsstreitigkeiten, sie mögen eine Civil- oder eine Criminalangelegenheit betreffen, sich der Zeugenaussage der eigenen Klosterbrüder zu bedienen, damit nicht etwa bei Abgange von Zeugen ihr Recht verloren gehe.

Es wird verboten, daß irgend ein Bischof oder sonst Jemand die Plaßer Mönche zu Synoden oder anderen Versammlungen zu kommen nöthige oder sie dem Säkular-Richterspruche über ihr Hab und Gut und ihre Besitzungen unterstelle, oder daß er in ihre Häuser komme, um dort etwa Funktionen vorzunehmen, Rechtsangelegenheiten zu verhandeln oder Versammlungen zu berufen; der Bischof darf ferner die ordensmäßige Wahl eines Abtes nicht hindern und sich in die Einsetzung oder Entfernung eines jeweiligen Abtes gegen die Statuten des Cistercienser-Ordens nicht mischen. Wenn aber der Bischof, in dessen Sprengel das Ordenshaus liegt, nachdem er mit geziemender Demuth angegangen worden ist, sich weigert, einen eingesetzten Abt zu weihen und anderes, was zu den bischöflichen Officien gehört, zu verrichten, so soll es demselben Abte, jedoch nur dann, wenn er selbst Priester ist, erlaubt sein, die eigenen Novizen zu weihen und anderes, was zu seinen Officien gehört (auch ohne selbst noch benedicirt zu sein) auszuüben und von irgend einem andern Bischofe sich spenden zu lassen, was der eigene verweigert. Bei der Abnahme der Gelöbnisse, welche von benedicirten und zu benedicirenden Aebten geleistet werden, sollen die Bischöfe mit jener Form und Ausdrucksweise sich begnügen, welche seit dem Ursprunge des Ordens eingeführt ist. Für die Einweihung der Altäre und der Kirchen, für das heilige Oel oder irgend ein kirchliches Sakrament darf kein Bischof etwa der Gebräuchlichkeit halber von dem Kloster etwas erzwingen, sondern dieses alles hat der Diöcesan-Bischof umsonst zu leisten, widrigenfalls es dem Abte und seinen Klosterbrüdern frei stehen soll, zu derlei Functionen jeden andern dazu geeigneten Kirchenvorsteher herbeizuziehen. Zur Zeit einer Sedisvacanz sollen sie die Befugniß haben, die kirchlichen Sakramente von bnachbarten Bischöfen zu empfangen, jedoch so, daß in der Folge dem eigenn Bischofe kein Nachtheil daraus erwachse. Es soll ihnen auch gestattet sein, von durchreisenen Bischöfen die Weihe der kirchlichen Gefäße und Kleider, der Altäre und auch die Ordination der Mönche zu empfangen, vorausgesetzt, daß sie von ihm wissen, daß er ein römisch-katholischer Bischof ist und dazu vom apostolischen Stuhle die Ermächtigung hat.

Wenn Bischöfe oder andere geistliche Oberen über das Kloster oder die daselbst eingesetzten Personen die Suspension, Excommunication oder das Interdict aussprechen, oder auch wenn sie gegen die Bediensteten, weil sie etwa den Zehent nicht bezahlen, oder gegen die Wohlthäter des Klosters, weil sie Liebesdienste erwiesen oder bei der Arbeit an solchen Tagen geholfen haben, an denen die Mönche arbeiten, Andere aber feiern, einen solchen Ausspruch thun, so wird derselbe hiemit als den apostolischen Indulgenzen zuwider für nichtig erklärt. Bei einem Interdicte, das über das Land ausgesprochen ist, soll es den Plaßer Cisterciensern gestattet sein, in ihrem Kloster gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen, jedoch mit Ausschließung der Excommunicirten und der mit dem Interdicte Belegten.

Weiter verbietet der Papst, daß irgend Jemand innerhalb der Klausurorte oder Höfe einen Raub oder Diebstahl zu begehen, Feuer anzulegen, Blut zu vergießen, einen Menschen gefangen zu nehmen oder zu tödten oder Gewalt zu üben sich unterfange.

Endlich werden alle Rechte und Freiheiten, welche dem Cistercienser-Orden von früheren Päpsten verliehen oder auch von Königen, Fürsten und anderen Gläubigen mit Fug und Recht gewährt worden sind, durch dieses Privilegium bekräftigt.

Den Schluß bilden eindringliche Warnungen und Drohungen, wie sie bei solchen Privilegien häufig vorkommen, gegen diejenigen, welche gegen den Inhalt dieses Privilegiums handeln.

48.

1250, Lyon den 13. October.

Papst Innocenz IV. an die Aebte von Cisterz und die übrigen Aebte und Convente des Cistercienser-Ordens.

Die dem Cistercienser-Orden gewährten Freiheiten hatten den Neid mancher Kirchen-Prälaten erregt, insbesondere daß es ihnen nicht gestattet sein sollte, gegen die Cistercienser und ihre Hausgenossen (familiares) und Wohlthäter, gegen diejenigen, welche in den Mühlen mahlen, für die Kranken kochen u. s. w. die Excommunication oder das Interdikt auszusprechen. Auf die Bitten der Cistercienser Aebte wendet sich der Papst gegen diese Prälaten und droht mit kirchlichen Strafen, wenn sie in Hinkunft die Privilegien nicht achten. — Datum Lugduni 3. Idus Octob. Pontificatus nostri anno octavo.

A. Das Original dieser päpstlichen Bulle befand sich im Archive des Klosters Welehrad. Die Plaßer nahmen davon eine Abschrift, und außer dem Abte von Welehrad erklärten die Aebte Ingebrand von Pomuk, Bartholomäus von Goldenkron und Arnold von Saar die Abschrift als mit der Bulle vollkommen ident (in filo et stilo) gleichlautend, und zwar am 25. Mai 1297 und fügten ihre Siegel bei. Datum anno domini MCCLXXXXVII. in die beati Urbani papae et Mart. —

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sagen von der Ruine
Seeberg bei Eisenberg.

Von

Karl Fischer.

I.

Ein junger Ritter von der einstigen Burg Pohled hatte die einzige wunderschöne Tochter des Herrn vom Seeberge kennen gelernt und war sterblich — in sie verliebt. Während sie alle seine Bewerbungen und Betheuerungen zurückwies, jedoch endlich müde des beständigen Drängens, das auch von ihrem strengen Vater unterstützt ward — die Mutter war längst zur ewigen Ruhe eingegangen — glaubte sie seine Bewerbungen dadurch von sich abzuwenden, wenn sie als Probe seiner Liebe und Beständigkeit von ihm verlange, er möge eine in damaliger Zeit nicht seltene Pilgerfahrt nach dem „heiligen Lande" unternehmen, dort am Grabe des Erlösers für das Seelenheil ihrer verewigten Mutter beten und nach dreijähriger Abwesenheit mit einer unzweifelhaften heiligen Reliquie von dort zurückkehren, dann wolle sie ihm unweigerlich Herz und Hand zum ewigen Bunde reichen. Der junge Ritter in seiner maßlosen Leidenschaft willigte in dies schwere Verlangen ein, kam unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten nach Jerusalem und all den andern heiligen Orten, wo unser Herr und Heiland gewandelt und gewirkt und vollbrachte gewissenhaft die schwere Aufgabe vollständig; gerieth endlich in die Sklaverei nach Egypten, wo er, wie manch Anderer alle die namenlosen Qualen zu bestehen hatte, deren er als Sklave unterworfen war, endlich jedoch sich die Gunst seines strengen Gebieters erwarb, durch welche es ihm möglich ward, in den egyptischen Priesterschulen unter Andern die „große Magie" oder die sogenannte „schwarze Kunst," das ist die höhere Zauberei zu erlernen, durch welche es ihm auch endlich möglich ward zu entkommen, um nach den bedungenen drei Jahren in seine Heimat und zu seiner Heißgeliebten zurück zu kehren, in der sichern Hoffnung, den Gipfel seines Glückes, seine Auserwählte vom Seeberge als Braut zum Altar zu führen.

Die Tochter aber des unlängst in einer Fehde gebliebenen Herrn vom Seeberge hatte ihre Abneigung gegen den zwar unschönen, jedoch ritterlichen Bewerber von Pohled in dieser Zeit um so weniger verwinden können, als indeß ein anderer ihr sehr angenehmer Ritter seine Minne bei ihr versuchte und in Kurzem, und zwar in letzter Zeit, wo sie nach Ableben ihres Vaters frei über sich zu verfügen vermochte, um so leichter ihr Herz erobert hatte, da er bei ihr als Schutz und Schirm auf dem Seeberg weilte, indeß sie sich in den Glauben hinein gelebt, der Ritter von Pohled werde durch irgend einen Zufall an der Rückkehr verhindert, oder sonst wie beseitigt worden sein. Während nun der Ritter von Pohled in die Burg seiner Väter heimkehrte und alle die Qualen und Mühseligkeiten um seiner Geliebten willen überstanden, schwelgte dieselbe auf dem Seeberge in ungehindertem Genuße der Liebe. Als aber unser Pilger von Pohled die Kunde von der Untreue und Wortbrüchigkeit seiner so heiß geliebten Jungfrau vom Seeberge erfuhr, verwandelte sich seine Liebe in so grimmigen Haß, wie er beleidigter Liebe eigen ist, und er schwor den gräßlichsten Fluch und die schrecklichste Rache, er werde nimmer zugeben, daß sein Rivale sich des Besitzes des Fräuleins vom Seeberge erfreuen solle, er werde von seiner Kunst den großartigsten Gebrauch machen, die Jungfrau vom Seeberge sammt ihrem neuen Verehrer so wie ihre ganze Behausung tief in den Schooß der Erde verwünschen, welcher Vorsatz auch noch selben Tages zur Ausführung gebracht wurde.

Gegen Sonnenniedergang sah man von der Burg Pohled aus den jungen Herrn auf seinem schwarzen Hengst nach dem Seeberge gallopiren, die Burg dreimal im wüthendsten Lauf umsausen, ohne vorher die Herrin vom Seeberge auch nur eines Wortes gewürdigt zu haben, wobei er seine Verwünschung in folgender Weise aussprach: „Es versinke die Burg vom Seeberge bis auf die Grundmauern zum Scheusal der kommenden Zeiten, und mit ihr die treulose Herrin sammt ihrem Buhlen, so daß es nur ihr vergönnt sein soll jährlich am Palmsonntage während der Wandlung auf der Ruine zu erscheinen; bis sie einst ein reiner Jüngling, der jedoch von zwei Geschwistern erzeugt und geboren sein muß, zur Zeit ihrer Erscheinung auf dem Seeberge finde, der ihr den stets bei sich tragenden Schlüsselbund abnehme, worauf der Bann gelöst, die Jungfrau zur ewigen Ruhe eingehen könne. Der Jüngling aber werde mittelst dieser Schlüssel in alle die unterirdischen Gemächer und Schreine eingehen und sich die daselbst aufgehäuften Schätze zueignen können."

Auf dieses hin haben Leute aus dem Volke wirklich seit alter Zeit an verschiedenen Palmsonntagen so wie zu andern Zeiten mit Nachgrabungen Versuche gemacht, leider aber immer vergeblich. Man ist allerdings auf Gewölbe gestoßen, hat aber aus Furcht vor gefährlichen Folgen es stets unterlassen weiter und tiefer einzudringen, und die angeblichen Schätze sind bis heute noch nicht gehoben, so wie die verwünschte Jungfrau noch nicht erlöst ist.

II.

Es war zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als ein gewisser Hans Hampel als hochfürstlich Lobkowitz'scher Wasserleiter und Röhrenbohrer in Eisenberg angestellt war. Sein Häuschen, das jetzt nicht mehr ist, stand hinter dem gegenwärtigen Forstamtsgebäude zu Eisenberg. Dieser Hampel hatte eine Tochter, welche mit des herrschaftlichen Schlossers Tochter in Eisenberg freundlich verkehrte. Diese beiden Mädchen, 16 und 17 Jahre alt, gingen wie früher schon öfters auf dem Seeberg in die Himbeeren, welche da oben heute noch ganz vorzüglich gedeihen. Sie waren Beide in das Geschäft des Beerensammelns so emsig vertieft, daß sie kaum aufschauten, und somit unbemerkt weit von einander abkamen. Als die

Hampels Tochter einmal den Blick erhob, breitete sich vor ihr in nächster Nähe zu ihrem größten Schrecken und Staunen die Vorderfronte eines alterthümlichen Schlosses aus, dessen hohe rundscheibige Bogenfenster im Sonnenschein in allen Farben des Regenbogens glänzten, und zu dessen hohem Portal 4 breite steinerne Stufen führten, welche zu beiden Seiten mit einer niedern Einfassungsmauer von Sandsteinquadern geschützt war; auf diesen Einfassungen ruhten jederseits ein Löwe von Sandstein mit offenem Rachen und vorgestreckter Zunge. Die Pforte selbst war zweitheilig, ganz mit Eisen beschlagen, über welchen Beschlag noch überdies eine Menge starker breiter Bänder liefen; in der Mitte jedes Thorflügels war ein rundes Loch von der Größe eines „Manneskopfs", welche Löcher jedoch wieder mit starken eisernen Bändern in Kreuzform vergittert waren. Als das Mädchen lange genug vor Schrecken und Verwunderung fast erstarrt dastand und das hier noch nie gesehene Gebäude anstaunte, bewog sie endlich die Neugierde, die Stufen hinauf zu gehen und durch die erwähnten Löcher in den Thürflügeln ins Innere zu schauen, konnte aber durchaus nichts erschauen; es war im Innern vollkommen schwarz und finster. Schon im Herabsteigen begriffen, gewahrte sie in der linken Ecke an die Pforte angelehnt eine alte, ganz verrostete Hacke, — eine sogenannte Spalteart, — deren hölzerner Stiel schon ganz vermorscht und verwittert war. Schon wollte sie im Drange, ihrer Kameradin die wunderbare Mittheilung zu machen, die Hacke unberührt liegen zu lassen, da besann sie sich, nahm die Hacke an sich in der Meinung, als altes Eisen könne sie der Vater noch verwerthen, während sie ihren bereits gefüllten Krug Beeren auf derselben obern Stufe vor dem Portale hinstellte. Und als sie die Abwesenheit ihrer Kamerabin bemerkte, behielt sie die Hacke gedankenlos in der Hand eilte von den Stufen herab und rief aus Leibeskräften: — Schlosserjohanne! Schlosserjohanne!! — worauf jedoch keine Antwort erfolgte. So lief sie denn in ängstlicher Verwirrung ein ziemlich Stück vorwärts unter fortwährenden Rufen: „Schlosserjohanne! — bis diese endlich weit ab Antwort gab. Als sie sich zusammen gefunden, erzählte diese jener ihre außerordentliche Entdeckung, indem sie ihr ihren Fund, die Hacke, vorzeigte und sagte, daß sie ihren Beerenkrug vor diesem Thore auf der obern Stufe habe stehen lassen, liefen sie von Neugier getrieben eilig der Richtung zu, daß auch jene, die Schlosserstochter, das Wunderschaue und die Hampel ihren Beerenkrug wieder an sich nehme. Allein an Ort und Stelle angekommen, war die ganze Burgherrlichkeit verschwunden und nicht die geringste Spur mehr vorhanden. Ihr Beerenkrug aber stand auf einem der vielen ihr wohlbekannten verworren da liegenden Felsstücke, so grottesk, als ob einst die Titanen damit gespielt oder sich damit geworfen hätten, und die Hacke war und blieb das einzige Wahrzeichen ihrer gehabten Erscheinung.

Als sich später diese Leute durch Vererbung in Obergeorgenthal ansiedelten, hatte Schreiber Dieses mehrmals Gelegenheit, bei dem Nachkommen dieser Hampels jene Hacke, die ausgeschliffen und neu bestielt sich als gut und brauchbar erwies, bewundernd in Händen zu halten.

III.

Es war im April des Jahres 1812, als der Zimmermeister Dominik Tostaneck aus Obergeorgenthal und der Zimmergeselle Josef Geschke aus Tschernitz bei der fürstlich Lobkowitz'schen Herrschaft Eisenberg im Eisenberger Forstrevier und zwar am Fuße des Seebergs den Wildzaun reparirten. Beide Männer waren schlichte, einfache, ernste und wortkarge Leute, in deren Wesen es durchaus nicht lag, irgend ein müssiges Gerede von sich in Umlauf zu bringen. Diese beiden Männer saßen eben beim sogenannten „Queckbrunnen" unterhalb des Seeberges, um ihr Morgenbrod zu

verzehren und sich dabei an der frischen Quelle zu laben, bei welcher Gelegenheit sie nachdachten, warum man nur diese Quelle der Queckbrunnen heiße?

So kamen sie denn auf jene Sage zu sprechen, wie einst ein Jüngling aus der Nähe zum Queckbrunnen gekommen sei, um seinen Durst zu löschen. Als er hinzu kam, gewahrte er eben unter dem breiten, hoch aufgelegten Deckstein, der dem Brunnen als Schutz dient, eine schöne, fast ganz entblößte Jungfrau mit aufgelöstem blonden Haupthaar im Baden begriffen. Als sie ihn gewahrte, rief sie ihm ängstlich, jedoch wegen ihrer Entblößung gar nicht verlegen, entgegen: „Gieß auf mich! gieß auf mich! —" indem sie mit der Rechten über sich deutete. Er dieser Handbewegung unwillkürlich folgend, sah jetzt auf dem Decksteine über der Badenden eine silberne Kanne im Sonnenschein blitzen. Statt aber dem Rufe Folge zu leisten, lief er selbst vor schamhafter Bestürzung eiligst davon, worauf er vom Queckbrunnen aus ein klägliches Weinen und Wimmern zu vernehmen glaubte. Durch dieses zu einer Art Mitleid, gemischt mit Neugierde und menschlich natürlichem Drang — bewogen, kehrte er mit dem Vorsatze, nun der Aufforderung nachzukommen, die Jungfrau, wenn sie noch vorhanden sei, jedenfalls zu begießen, dahin zurück. Hingekommen aber war die Jungfrau so wie die silberne Kanne verschwunden! — Sollte es eine Nixe gewesen sein, welche unter Umständen mit Menschen verkehren, ja sich selbst mit ihnen verbinden sollen? — War es die verwünschte Jungfrau vom Seeberge, die vielleicht auch durch diesen Akt der Begießung von der Hand eines reinen Jünglings erlöst worden wäre? Und nochmals: Warum heißt diese Quelle der Queckbrunnen? —[1])

Gar oft ging später dieser Jüngling zum Queckbrunnen, angezogen von der Hoffnung, vielleicht nochmals diese höchst anziehende Erscheinung zu haben, nie aber sah und hörte er mehr etwas dem Aehnliches.

So sprachen die beiden Männer noch manches über diesen Gegenstand, bis sie dahin übereinkamen, auch einmal mit Fleiß auf den Seeberg zu steigen, um sich die Reste der alten Ruine, so wie überhaupt das Terrain zu beschauen, und zwar noch heute sollte die Ausführung dieses Vorhabens erfolgen. Sie wollten ihre heutige Mittagsstunde zu diesem Besuche verwenden und ihr Mittagsbrod oben zu sich nehmen. Sie kamen oben an, als eben die Eisenberger Thurmuhr drei Viertel auf 12 schlug, setzten sich schweigend und ziemlich ermüdet auf den einzigen noch sichtbaren Mauerüberrest und genossen ihr Mittagsbrod. Als sie damit zu Ende waren, überkam sie ein unwiderstehlicher Schlummer, dem sie sich jedoch dadurch widersetzten, daß sie sich aufforderten, etwas herum zu gehen, um die Oertlichkeit genauer zu beschauen. Schon im Begriff, sich zu erheben, sahen sie links von der westlichen Ecke her zu ihrem Schrecken eine ganz schwarz gekleidete und schwarz verschleierte Dame in alterthümlicher Tracht anher ganz ernst und langsam gegen sich zuschreiten, bis sie endlich, die Männer scheinbar ganz unbeachtet lassend, genau an ihnen vorüber ging, so daß ihr weit bauschiges Gewand hart an ihren Knien vorüberstreifte. Die Hände hielt sie hinter ihrem Rücken, wo dieselben unbefangen mit einem mächtigen Schlüsselbund spielten, bis sie auf der entgegengesetzten Seite eben so unmerklich verschwand, wie sie erschienen war. Die beiden Männer, vor Schrecken fast erstarrt, sprachen noch lange kein lautes Wort zu einander, bis „Meister Dominik" zu Goschken halblaut sagte: „Hast Du sie gesehen," was Jener mit stummen Kopfnicken bejahte. Was soll das bedeuten? — Warum griffen wir nicht beherzt nach dem Schlüsselbund? Sicher war dies die verwünschte Jungfrau, und nicht ohne offenbare Absicht ging sie so langsam und nahe an uns vorüber, und nicht ohne Ursache spielte sie mit den Schlüsseln, um uns darauf aufmerksam zu machen, daß wir danach greifen sollten.

Beide Männer gelobten sich indeß, Niemanden je etwas von dieser Erscheinung mitzutheilen, um der Gefahr des Verlachens, oder als Schwindler erklärt zu werden,

1) Queck, Quick, = lebendig, frisch. Anm. d. Red.

zu entgehen. Nach langer Zeit jedoch hatte es der Eine seinem Weibe vertraut, durch welche es alsbald weiter verbreitet wurde, so daß diese Männer gar oft angegangen wurden, diese Begebenheit wahrheitsgetreu zu erzählen, was sie stets nur mit Widerstreben jedoch stets übereinstimmend gethan haben.

Sandau und die Familie Sandauer.

v. P.

Die Herrschaft Sandau, bis zum Jahre 1852 der Fürst Metternich'schen Herrschaft Königswart einverleibt, seitdem aber selbstständiges Städtchen mit freier Gemeindeverwaltung, findet sich in Schaller's u. Sommer's Topographie von Böhmen nur bis zum Jahre 1349 aufwärts nachgewiesen, ihre frühere Geschichte ist dunkel gelassen. Sandau (Zanda, Zandow) an dem Oed-bache — an der Eger-Pilsner Poststrasse — unfern der Eisenbahn — halbwegs zwischen Eger und Plan gelegen, 1 Stunde westlich von Schloß Königswart, besteht vorzüglich aus 2 Ortschaften: Dorf Ober-Sandau (nach Sommer 1847 mit 58 Häusern 372 Einwohnern) wahrscheinlich die ältere Anlage, wo sich auch die Erinnerung des einstmaligen Bestandes einer Burg erhalten hat, — und Städtchen Unter-Sandau (1847 mit 206 Häuser 1537 Einw.) Urkundlich wird dieser Landstrich schon anderthalb Jahrhunderte früher erwähnt, und eine edle Familie trug seinen Namen. Als Hroznata (der bekannte Stifter der Abtei Tepl) 1197 seine Güterschenkung von Todeswegen an dieselbe durch den Herzog, Bischof Heinrich von Böhmen landesfürstlich bestätigen ließ, fügte Letzterer in der Bestätigungsurkunde aus Freude über Hroznata's Frömmigkeit eine eigene landesherrliche Schenkung hiezu: das Land, welches zwischen Sandau und dem Böhmer-Walde gelegen, in allerdings sehr unbestimmter Ausdehnung und ganz unklarer Begrenzung. Papst Cölestin bestätigte noch in demselben Jahre 1197 sowohl Hroznata's Schenkung als den zwischen Sandau und Böhmens Grenze gelegenen Landstrich, welchen Heinrich, Bischof und Herzog in Böhmen, frommen Andenkens, als er noch über Böhmen regierte, dem Gotteshause geschenkt, „so wie Ihr es jetzt mit Recht und in Frieden besitzet". — Abt Johann von Tepl erhielt außer diesen obigen beiden Urkunden ferner auf Hroznata's Verwendung noch einen Bestätigungsbrief vom König Przemysl 1213 für die Klosterbesitzungen, worin es heißt: „Auch das Dorf Sandow, das an Böhmens Grenzen liegt, und den ganzen Landstrich bis an den Wald überlassen wir der genannten Kirche zum erblichen Besitze." —[1])

Bereits nach dem Tode des Abtes Johann 1233 wurden aber auf dies ehemalige landesherrliche Kammergut anderweitige Ansprüche erhoben, und zwar von einem Ritter von Hohenberg, gegen dessen Ansprüche Abt Bernhard sich dadurch zu schützen suchte, daß er sich mit Berufung auf die frühere landesfürstliche Schenkungsurkunde Sandows Besitz mit allen Zugehör neuerdings 1234 landesherrlich bestätigen ließ. Doch dauerte der Streit noch 8 Jahre lang und wurde erst 1242 unter Abt Gerhard durch einen Vergleich nicht ganz zu Gunsten des Stiftes beseitiget, indem dieses den halben Landbesitz selbst verlor, und nur Abgaben davon behielt. Der Ritter Conrad von Hohenberg verpflichtete sich (unter Gewährleistung der Brüder von Liebenstein, des Heinrich von Kinsberg, und

1) Die obigen 8 Urkunden sind in deutscher Uebersetzung mitgetheilt in Karlik Gründung der Prämonstratenser-Abtei Tepl (Leipzig 1856). II. Hroznata oder die Geschichte des Klosters Tepl, geb. Pilsen 1870.

Markard von Mojowo) dem Abte und Convent zu Tepl von allen Grundstücken zu Sandau, auch von allen Procarien und Zinsungen die Hälfte, von den übrigen Gefällen aber ein Drittel zu verabfolgen, bei Nichterfüllung dieses Vertrags nach Anmahnung der Bürgen aber aller Rechtsansprüche auf Sandau verlustigt zu sein, so daß dann das ganze Eigenthum an das Stift fiele. (Geschehen zu Eger 21. August 1242). — Die Familie Hohenberg muß bald darauf ausgestorben sein; sie verschwindet gänzlich, und Burg Hohenberg an der Eger erscheint als Reichslehen in Händen der Liebensteine und der Kneusel; die Ersteren starben auch bald aus; der Besitz der Kneusel wurde von den Burggrafen von Nürnberg angekauft, welche 1282 und 1292 die kaiserliche Belehnung mit allem Hohenbergischen Besitze der Ersteren wie der Letzteren erhielten.[2])

Im Jahre 1251 erscheint ein Conrad Sandauer als Edelbürger der Stadt Leitmeritz am Einfluße der Eger in die Elbe.[3]) — Im Kreise Leitmeritz nördlich von Politz liegt auch ein Flecken Sandau, welcher anscheinend zuerst 1384 kundbar wird, damals aber allerdings schon mit einer Kirche, was ein längeres Bestehen voraussetzen läßt, — vielleicht vor einem aus dem vorerwähnten alten westlichen Sandau hieher gekommenen Gliede der edlen Familie Sandauer um 1251 gegründet?

Im Jahre 1324 trat Engelhart v. Königswart einen Hof in Ober-Sandau an das Kloster Waldsassen ab, und 1349 nahm ein Witek sein eigenthümliches Gut Sandau vom König Carl IV. als Lehen an. Wahrscheinlich waren dort verschiedene Besitzungen in Händen verschiedener Familien. Im J. 1353 erscheint wieder die Familie Sandauer urkundlich (Stadtarchiv zu Eger), indem des Ritters Conrad Sandauer (also gleichnamig mit dem von 1251) Tochter Elsbeth vermählt ist mit dem Edelbürger der Reichsstadt Eger Niklas Junkers („Bürger des Raths" oder „Bürger vom Rath"), welcher Letztere Zehenten über das Dorf Conradsgrün[4]) bei Sandau besaß, 1370 als Rathsherr, in demselben Jahre wie auch 1381 als regierender Bürgermeister der Reichsstadt Eger erwähnt wird. Seitdem haben wir von der Familie Sandauer keine Spuren weiter entdeckt, und sie mag bald ausgestorben sein. Im Jahre 1374 erscheint Boresch von Riesenburg auf Ober- und Unter-Sandau, wo 1384 eine eigene Pfarrkirche besteht; 1435 sitzen die Herren von Plauen auf Königswart wie auf Sandau, später gehörte beides den Zedtwitz auf Liebenstein, seit 1623 dem Freiherrn von Metternich.

Vielleicht kann diese Zusammenstellung über die Geschicke und die Besitzer von Sandau so wie über Königswart behilflich sein, Näheres zu erforschen, und für die Geschichte einen Beitrag zu liefern.

---

2) Helfrechts Alterthümer am Fichtelgebirge (Hof 1795 pag. 81).
3) Mittheilungen V p. 157. VII p. 181.
4) Proll's Egerland II. 365 von Conrad Paulsdorffer 1308 dem Kloster Waldsassen geschenkt, wohl nur ein Hof oder mehrere.

Historisch-statistische Notizen über Böhmen.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. V. Goehlert.

(Fortsetzung.*)

IV.

Anzahl der Spinner, Weber und Webstühle in Böhmen nach der Aufnahme vom Jahre 1768.

	Spinner	Weber	Webstühle
Flachs und Hanf	211.885	23.690	23.589
Schafwolle	26.074	3.710	3.297
Baumwolle	5.866	?	?

Außerdem arbeiten ungefähr 1.600 Strumpfwirker auf 1.670 Stühlen.

*) Siehe S. 292 des XI. Jahrganges.

V.

Zur Geschichte der böhmischen Leinwand-Industrie (1768).

Die Leinwandweberei beschäftigt im Allgemeinen 240.000 Personen; da aber auf allen Stühlen nicht durch das ganze Jahr gearbeitet wird, so verringert sich die Zahl der bei diesem Industriezweige durchschnittlich beschäftigten Personen auf 161.000.

Zu Hohenelbe besteht eine auf Regierungskosten errichtete Webschule nach Schweizer Art, in welcher auf 19 Stühlen 228 Stück feine Leinwand jährlich erzeugt werden.

Größere Leinwandbleichen finden sich im Ganzen 66; darunter 20 im Leitmeritzer, 13 im Bidschower, 11 im Königgrätzer, 10 im Bunzlauer und 5 im Klattauer Kreise. Im ersteren Kreise sind im Jahre 1769 von 112 Bleichern 450.550 Stück inländische und 304.000 Stück sächsische (zumeist herrnhutische) Garnen gebleicht worden.

Leinwandfärbereien sind im ganzen Lande zerstreut; in Prag allein bestehen 5 solche Färbereien.

Leinwand-Tischzeug wird auf 116 Stühlen verfertiget.

Der Hauptsitz der Leinenindustrie ist auf der Bürgsteiner Herrschaft, allwo sich 200 Webstühle (darunter 30 für Tisch- und Damastzeuge und 10 für Leinwandtücheln), eine Wachsleinwand-Fabrik, in welcher nach 70 verschiedenen Mustern gearbeitet wird und eine Leinwandfärberei (mit 8 Kupferkesseln) befinden. Die Bürgsteiner Leinwand wird, nach Deutschland, Italien, Spanien und England versendet; jährlich 2.400 Stück Leinwand, 2·600 Stück Wachsleinwand und 170 Garnituren Tischzeug im Gesammtwerthe von 56.000 fl.

Der Werth der aus Böhmen ausgeführten Leinwand berechnet sich im Jahre 1752 auf 2,496.640 fl., im Jahre 1768 auf 2,576.930 fl. und im Jahre 1771 auf 2,239.960 fl. Der Werth der ausgeführten Garne beträgt 680.000 fl. (600.000 fl. für Lothgarn und 80.000 fl. für gewöhnliches Garn.)

VI.

Zur Geschichte der böhmischen Schafwoll-Industrie (1768).

Die Wollindustrie wird zumeist in den Städten auf mehr als 6.000 Stühlen betrieben und gibt über 74.000 Personen Beschäftigung, ohne jene Spinner zu rechnen, welche ihr Rohgarn unmittelbar an die Händler verkaufen. Besonders

erwähnenswerth sind die Tuchfabriken zu Ober-Leutmannsdorf, Reichenberg, Braunau, Reichenau, und Leipa mit 2.800 Arbeitern und die Wollzeugfabriken zu Ossegg, Tepl, Neugedein und Braunau mit 900 Arbeitern.

Der Werth des ausgeführten Tuchs stellt sich im Jahre 1752 auf 427.990 fl., im Jahre 1768 auf 319.590 fl. und im J. 1771 auf 312.580 fl.

VII.

Zur Geschichte der böhmischen Glasindustrie (1768).

In 57 Glashütten arbeiten 576 Glasmacher; wozu noch 85 Glasschleifer kommen. Die meisten Glashütten befinden sich im Districte der königlichen Freibauern, welche die Hütten eigenthümlich besitzen, während sonst auf denselben Pächter sind. Alle Gattungen Glas werden hier erzeugt und der größte Theil davon geht außer Land, Nur ist zu bedauern, daß die böhmischen Glasarbeiter durch große Versprechungen zur Auswanderung verleitet werden und dann zum Nachtheile der heimischen Fabricate in den fremden Ländern Glaswerke errichten.

Die größte Spiegelfabrik ist zu Bürgstein, welche ihre den Venetianischen gleichkommenden Spiegel (jährlich über 3.100 Stück im Werthe von 10.000 fl.) nach Italien, Spanien, Holland, Dänemark, Polen, Rußland u. in die Türkei versendet.

Der Werth des ausgeführten Glases belief sich im Jahre 1752 auf 281.640 fl., im Jahre 1768 auf 352.740 fl. und im Jahre 1771 auf 243.040 fl. (darunter für 19.000 fl. Spiegel und für 31.800 fl. falscher Schmuck).

VIII.

Zur Geschichte des böhmischen Gewerbfleißes.

Statistische Notizen, entnommen der im Jahre 1768 erfolgten Aufnahme der Fabriken und Gewerbe in Böhmen.

1. Metalle und Mineralien.

Alaun wird in den drei Hüttenwerken zu Komotau, Neudorf (b. Klattau) und Kuttenplan von 123 Arbeitern gewonnen. Werth der Ausfuhr im Jahre 1752 — 7.742 fl.

Eisen liefern 30 Hochöfen und 129 Eisenhämmer. In der Umgebung der Stadt Rakonitz allein finden sich 30 Eisenhämmer, im Berauner Kreise 2 Hochöfen, 2 Frischhämmer und ebensoviel Blech- und Zainhämmer, welche dem Grafen Wrbna gehören. Unter den 7 Blechhämmern sind jene zu Horzowitz (dem Grafen Wrbna gehörig), wo auch Blechlöffel verfertiget werden, zu Maierhöff (dem Grafen Kolowrat gehörig) und zu Preßnitz erwähnenswerth, welche alle Gattungen Blech erzeugen. Außerdem bestehen in Böhmen 10 Drahtzüge. Die Zahl der bei den Hämmern beschäftigten Arbeiter beträgt 624. Im Jahre 1752 ist die Ausfuhr von Eisen auf 103.304 fl. und jene von Blech auf 11.447 fl. geschätzt.

Granaten werden zu Dlaschkowitz, Bilin, Betzwarek, Petzkau und Triblitz in großen Quantitäten und andere Edelsteine in der Turnauer Gegend gewonnen. Zu Swietla besteht eine Granatschleiferei. Die Ausfuhr von geschliffenen Granaten berechnet sich im Jahre 1752 auf 19.297 fl. und im Jahre 1768 auf 36.508 fl.

Kobalt wird besonders zu Joachimsthal in großer Menge gewonnen und aus demselben eine blaue Farbe (Schmalte) erzeugt, zu deren Bereitung 8 Hütten und 10 Oefen bestehen. Die sächsische Schmalte übertrifft die böhmische an Fein-

heit der Farbe. Die Ausfuhr von Kobalt belief sich im Jahre 1752 auf 19.478 fl.

Kupfer wird in den drei Kupferhämmern zu Arnau, Lieben (bei Prag) und Redwitz (im Egerer Kreise) zum Gebrauche der Kupferschmiede erzeugt. Das hiezu nöthige Kupfer kömmt aus Ungarn. Die Ausfuhr von Kupfer betrug im Jahre 1752 — 20.256 fl.

Marmor wird zu Bilin, Hermanmiestitz und Königinhof gebrochen.

Zur Erzeugung von Messing besteht ein Messinghammer zu Graslitz mit 49 Arbeitern, welcher seine Erzeugnisse bis nach Italien versendet. Die Ausfuhr beläuft sich im Jahre 1752 auf 11.190 fl.

Nagelschmiede zählt man in Böhmen 250.

Schleifsteine werden zu Braunau und Kuntratitz gebrochen und auch außer Land geführt.

Schmalte wurde im Jahre 1752 für 54.625 fl. und im Jahre 1768 für 68.068 fl. zur Ausfuhr gebracht.

Vitriol gewinnt man in 4 Hütten, worunter die beste jene zu Lukawetz (im Elbogner Kreise) ist. Der Werth der Ausfuhr im Jahre 1771 beträgt 11.897 fl.

2. Andere Erzeugnisse.

Bänder werden in größerer Menge in den Fabriken zu Jenikau und Kolin verfertiget; außerdem wird die Bandmacherei im ganzen Lande von 490 Arbeitern auf 486 Stühlen als Hausarbeit, so wie auch von 120 Posamentirern (mit 137 Arbeitern) betrieben. Werth der Ausfuhr im Jahre 1752 — 4.462 fl. und im Jahre 1771 — 9.018 fl.

Barchent erzeugen 220 Arbeiter auf 182 Stühlen; Barchentfabriken bestehen zu Prag, Dupadl und Weißwasser. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1771 — 25.922 fl.

Battist liefert die Zehntner'sche Fabrik zu Prag.

Baumwollwaaren (Zitze) kommen aus der Fabrik zu Kosmanos, welche über 100 Personen beschäftiget; B. Mousseline werden zu Starkenbach, Rochlitz und Eger, B. Strümpfe und Mützen von der Fabrik zu Horka (im Bunzlauer Kreise), jedoch in unzureichenden Mengen für den einheimischen Bedarf erzeugt. Der Werth der ausgeführten Baumwollwaaren belief sich im Jahre 1768 auf 48.160 fl.

Färbereien bestehen in Böhmen 222, in welchen 239 Arbeiter beschäftiget sind.

Galanterie-Waaren werden von 85 Meistern (mit 44 Gesellen und 67 Lehrjungen), besonders in Prag, in allen Gattungen nach französischen Mustern sehr wohlfeil verfertiget und in großen Mengen ins Ausland geführt. Der Jude Zappert allein versendet jährlich für 50 bis 60.000 fl. Waaren. Der Werth der Ausfuhr stellt sich im Jahre 1752 auf 5.346 fl. und im Jahre 1771 schon auf 113.515 fl.

Gewehre werden in Preßnitz, Weipert und Karlsbad von 140 Arbeitern gemacht; außerdem sind 35 Waffenschmiede beschäftiget.

Handschuhe liefert besonders der in Prag ansässige Sachse Malvieux mit 8 französischen Gesellen. Diese französischen Handschuhe sind von den Handelsleuten zu Prag und Wien sehr gesucht. Werth der Ausfuhr im Jahre 1752 — 525 fl., im Jahre 1771 — 11.270 fl.

Hüte werden in der Fabrik zu Swietlau (in Czaslauer Kreise) und von 512 bürgerlichen Meistern, welche wochentlich ein Dutzend Hüte herstellen können, erzeugt. Das jährliche Erzeugniß beträgt 496.300 Hüte in verschiedenen Formen, wovon das Stück bis zu 16 fl. kostet; ordinäre Bauernhüte werden das Dutzend zu 2 fl. 12 kr. hergestellt. Die Ausfuhr von Hüten betrug im Jahre 1752 — 31.940 fl.

Knöpfe liefern Swietlau, Plan und Neudeck und überdies 72 Gürtlermeister auf dem Lande.

Leder wird in der Zuggeti'schen Fabrik zu Prag, welche für die Armee Juchten statt des bisher gebräuchlichen Moskowitischen liefert, und von 477 Weiß- und 830 Lohgerbern erzeugt. Werth der Ausfuhr im J. 1752 — 39.492 fl., im J. 1771 — 28.724 fl.

Leonische Waaren liefert die Westerhold'sche Fabrik (mit 200 Arbeitern), jedoch für den heimischen Bedarf in unzureichender Menge.

Näh- und Stecknadeln liefern 39 Nadler die besten Stecknadeln kommen aus Karlsbad.

Papiermühlen befinden sich in Böhmen 75 (mit 305 Arbeitern), welche alle Sorten von weißen und blauen und auch das sogenannte Holländer Papier liefern. Unter den Mühlen sind jene zu Hohenelbe, Trautenau und Einsiedl (im Saazer Kreis) erwähnenswerth; letztere erzeugt vorzügliches Druckpapier, dessen größter Theil nach Sachsen geht. Buntpapier liefert die Fabrik zu Weißwasser. Der Werth des ausgeführten Papiers berechnet sich im Jahre 1752 auf 36.142 fl.

Pottasche wird in 74 Hütten gewonnen. Das jährliche Erzeugnis von 12 bis 13.000 Ctr. ist für den einheimischen Bedarf unzureichend. Werth der Ausfuhr im Jahre 1752 — 12.880 fl.

Saiten aus Schafdärmern werden besonders zu Prag erzeugt und nach Polen und Rußland ausgeführt.

Sammt liefern in ordinären Sorten die Prager Seidenfabrikanten, jedoch in ungenügender Menge.

Schnallen kommen zumeist aus Peterswalde. Werth der Ausfuhr im Jahre 1771 — 12.256 fl.

Seide wird zu Prag auf 127 Stühlen verarbeitet; rechnet man für jeden Stuhl jährlich 50 Pfund Seide zu je 12 fl., so belauft sich die jährliche Verarbeitung auf 6.350 Pfund im Werthe von 76.200 fl.

Spitzen. Zu Neudeck und im ganzen Gebirge des Saazer und Elbogner Kreises klöppeln Weiber und Kinder Spitzen, welche besonders nach Wien versendet werden. Zu Prag befinden sich zwei auf niederländische Art eingerichtete Klöppelschulen, in welchen 130 Lehrlinge arbeiten. Die Zahl der mit Spitzenarbeit sich beschäftigenden Personen schätzt man auf 9.300. Werth der Ausfuhr im Jahre 1752 — 51.384 fl.

Strümpfe werden in allen Sorten von 1695 Strumpfwirkern verfertiget und auch außer Land geführt (im Jahre 1752 für 92.358 fl.).

Zwirn wird von 668 Zwirnern geliefert (jährlich 123.270 Stück). Spitzenzwirn kommt noch aus Holland. Der Werth des ausgeführten Zwirns betrug im Jahre 1771 — 94.580 fl.

Der Dürrhansenkrieg.

Es war im Mai 1809 nach der unglücklichen Schlacht bei Regensburg. Die Bewohner der nordwestlichen Grenze Böhmens waren in Bestürzung und voll banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Um das Herannahen des Feindes zu verkünden, pflanzten einzelne Ortschaften Signalstangen auf und vertheilten Wachposten an der Grenze. Die Signalstangen waren mit Reisig behängt und mit Pech überzogen, um sie nöthigen Falls schnell anbrennen zu können.

Ein solches Signal stand auch bei Schönbach auf einem rings erhöhten Platze unweit der sächsischen Grenze, an einer Stelle, die durch eine große Tanne bezeichnet war und heute noch „bei der großen Tannen" heißt. Diese Tanne wurde als Feuersignal benützt. Zugleich hatten die Schönbacher daselbst einen Wachposten zu halten. Eines Tages war derselbe eben abgelöst worden und ging nach Schönbach zurück, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben. Noch war er nicht heimgekommen, als ein Mädchen in die Nähe der „großen Tannen" kam und durch eine Lichtung im sächsischen Theile des Waldes mehrere Männer mit blinkenden Waffen dahinschreiten sah. — Ohne sich weiter umzusehen, rannte sie fort und kam beim „Dürrhansen," einem Wirthschaftsbesitzer zu Oberschönbach, aus dem Walde, die Kunde vom Anrücken des Feindes allenthalben verbreitend. Der Dürrhans machte als Heger des herrschaftlichen Waldes sogleich die Meldung im Schloße, daß der Feind „kohlschwarz" heranrücke.

Schleunig schickte der Schloßverwalter in die Stadt Schönbach zwei Knechte zu dem Büttel mit der Aufforderung, sogleich die Trommel zu schlagen. Der Büttel that, was seines Amtes war, auch wurde sofort die Sturmglocke geläutet, und wie im Sturme verbreitete sich die schreckliche Kunde durch das ganze Egerland bis nach Maria-Kulm. Alles griff zur Wehr, eine Masse Volkes strömte zusammen. Freilich hatte der Eine keinen Feuerstein auf der alten Flinte, der Zweite keine Munition. Hacken und Gabeln trugen die Bauern als Waffen. Der Kaplan Krippner aus Schönbach ordnete die Massen und führte sie die Straße, welche nach Sachsen führt, dem Feinde entgegen.

In Oberschönbach wurde Halt gemacht und mehrere muthige Leute auf Kundschaft ausgeschickt. Diese fanden einen Mann auf böhmischem Boden, den sie als Spion zurückbrachten. In dem „Spion" aber erkannte man den Knecht des Dürrhansen, welcher vorsichtig durch den Wald geschlichen war, um den Feind zu erspähen.

Weil nun weiter eingezogene Nachrichten ebenso friedlich lauteten, so kehrte man unter P. Krippner's Führung wieder heim. Wie wahrscheinlich, erklärte man sich die „bewaffneten Männer", die das Land in Aufruhr versetzt hatten, als Holzhauer oder Waldheger.

Zur selbigen Zeit saß in der Büttelei zu Schönbach ein Mann in Haft, weil er sich seine Familie zu erhalten, in einem Verstecke der Landwehrpflicht sich entzogen hatte, Stanislaus Winter mit Namen, oder der „Winterstanes, der Prophet", wie ihn die Leute nannten, weil er in der Bibel bewandert war. —

Dieser Mann machte in der Einsamkeit seines Kerkers folgendes „Dürrhansenlied", das später viel gesungen wurde und heute in jener Gegend noch bekannt ist.

In Schönbach war ein neues Wunder,
Welches ist geschehn jetztunder,
Schönbach erhielt ein' herrlichen Sieg
In dem Dürrenhansenkrieg.

Ein Mädchen sprach ganz unbesonnen:
Draußen bei der großen Tannen
Stehn die Feinde unvergnügt,
Bis sie der dürre Hans besiegt.

Alles lief mit großem Muth
Ohne Schuh und ohne Hut,
Mit den Gabeln in voller Eil,
Der dürre Hans war Feldmarschall.

Die Trommeln fiengen an zu rollen,
Die Bauern kommen wie die Wellen
All mit Waffen und Gewehr
Zu dem Dürrenhansenheer.

Die Glocken fiengen an zu klingen,
Thun uns all zum Streit bezwingen,
Weit und breit ihr Ton erschallt,
Schnell hin zum Dürrenhansen eilt!

Alles, Alles war nun rege
Wo man hinsieht, Weg und Stege,
Alles machet sich bereit
Zu gehn in den Dürrenhansenstreit.

Die Glocke klang weit durch das Land,
Alles nahm das G'wehr in d' Hand,
D' Armee weiß nicht, wie man marschirt,
Weil der Dürrhans schlecht kommandirt.

Als nun der Streit sich hat geend't,
Fiel ein Spion in's Dürrenhansen Händ.
Aber nein, es war nicht recht,
Es war nur des Dürrenhansen Knecht.

Ihr Feinde, laßt euch nicht gelüsten,
Daß ihr wollt unsre Grenz verwüsten
Viel' Völker standen überall,
Als es der dürre Hans befahl.

Schönbach ist nun auserkoren,
Weil es hat kein' Mann verloren,
Schönbach ist in guter Händ
Unter's Dürrenhansen Regiment.

Den Dürrenhans thut es schier verdrießen,
Daß er thut keine Gage genießen;
Den Feldmarschall verdrießt sein Lebn,
Man hat ihm keine Gage gegeben.

Den Dürrenhansen woll'n wir lehren,
Daß er uns nicht mehr thut bethören,
Sonst ihm nicht mehr gehorchet wird
Und er wird auch noch degradirt.

Nun will ich das Liedlein schließen,
Es wird ja doch Niemand verdrießen,
Es ist zum Zeitvertreib gemacht
Dem Dürrenhans zur guten Nacht.

Joh. Karl Siebenhuener.

Die Affenburg.

(Böhmische Sage.)

Eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt Ansch a im Leitmeritzer Kreise entfernt steht auf einem Felsen, tief im Walde verborgen, ein wüstes Schloß, welches Hradek heißt, und in frühern Zeiten die Affenburg genannt wurde.

Es war zu Ende des eilften Jahrhunderts, daß der Besitzer von Hradek, der Ritter Čarta, der mit dem Herzog Wladislaw in das gelobte Land gezogen war, um es zu erobern, auf seine Burg zurückkehrte. Er hatte in seinem Gefolge einige Orangutang-Paare mitgebracht, welche er sehr liebte, da sie ihm durch ihre Possirlichkeit viel Vergnügen bereiteten, und ihn in seinem Tiefsinn zerstreuten und erheiterten. Als er daher auf seine Burg angekommen war, da ließ er die Affenmännchen in seine Farben kleiden, bewehrte ihre Köpfe mit leichten Helmen, hing ihnen kurze Schwerter um, und sie mußten wie seine Leibknappen in der Burg herumgehen; die Weibchen erhielten Sammthauben und hohe breite Krausen, und lange Schleppkleider, an dem um ihren Leib geschlungenen Ledergürtel hing an einer silbernen Kette eine Ledertasche und ein Schlüsselbund, daß sie wie Be-

schließerinen anzusehen waren. Da sie in dieser Tracht sich sehr drollig ausnahmen, so trugen sie auch zur Ergötzung des Burgherrn bei, und versetzten ihn zeitweilig in eine so heitere Laune, daß das Burggesinde sich darüber erfreute, denn für gewöhnlich war der Burgherr unwirsch und mißlaunig, denn er hatte im Oriente sein Herz an eine schöne Sarazenin verloren, welche nicht Christin werden und ihm nicht in die Heimat folgen wollte. Da er gewohnt war, daß alle seine Wünsche erfüllt wurden, und daher einen störischen, eigenwilligen Charakter erhielt, so empörte es ihn sehr, daß dieser sein Lieblingswunsch nicht in Erfüllung ging. Er ließ daher seinen Unmuth sehr häufig an seinen Untergebenen aus, und wenn ihn der Zorn übermannte, da ritt er mit seinen Affen in den Forst, und sie mußten mit ihm über Stock und Stein setzen, um die Hirsche und Eber zu jagen.

Da die Affen gelehrig waren, so konnten sie bald zu Pferde sitzen, es leiten, und sprengten in knapper Jägerkleidung, den Wurfspieß in der haarigen Faust, mit ihrem Herrn durch Dick und Dünn.

Und kam er von der Jagd ermüdet zurück, da mußten ihm die Affenweibchen den Imbiß reichen und den Labetrunk kredenzen. Er schäckerte mit ihnen, als wären es nicht Thiere, sondern hübsche Dirnen, und die Aeffinen liebkosten ihren Herrn, trockneten ihm die Stirne, streichelten mit ihren kleinen Händen seine gebräunten Wangen, und schmiegten sich an ihn. Er schaukelte sie auf seinen Knien, und fühlte sich froh und munter. Die Folge war, daß in der ganzen Umgegend die Sage ging, die Affen wären böse Geister, die der Ritter aus dem Heidenland mitgebracht, und ihn bezaubert hätten. Dieses Gerücht drang auch zu den Ohren des Burgherrn, der aber lachte dazu, und hatte er schon früher die Affen ausgezeichnet, so that er es jetzt noch weit mehr. Er ritt nie ohne sie aus und in seinen Gemächern durften nur die Affen und die Aeffinen ein- und ausgehen. Sie mußten mit ihm zu Tische sitzen, und seine Knechte sie bedienen, und ihnen in Allem Folge leisten. So hauste er viele Jahre auf seiner Burg; wurde immer menschenscheuer und verfiel endlich in eine Schwermuth, aus welcher ihn selbst die Kurzweiligkeit der Affen, die sich indeß sehr vermehrt hatten, nicht zu reißen vermochte. Er wurde immer schwächer, und als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, da versammelte er alle seine Diener und erklärte ihnen seinen letzten Willen.

Er setzte die Affen zu Erben seiner Habe ein, und befahl den Dienern, sie als ihre Herren anzusehen, und ihnen in Allem zu gehorchen. Sie versprachen alles zu thun, was er anordnete, und der Ritter in der Hoffnung, daß seine Lieblinge nach seinem Tode glücklich und zufrieden leben werden, verließ das Zeitliche.

Als er gestorben war, da erscholl ein Heulen und Wehklagen in der Burg, denn die Affen fühlten den Verlust ihres Herren tief, und wollten sich von der geliebten Leiche nicht trennen. Sie mußten endlich mit Gewalt von ihr entfernt werden, und als der Ritter zu Grabe getragen wurde, da folgten sie seinem Sarge und als er versenkt und eingescharrt war, da warfen sie sich auf seinen Grabhügel und stießen herzzerreißende Klagen aus.

Selbst die Diener, die sie in ihrem Innern haßten, weil sie ihretwillen von ihrem Herrn zurückgesetzt wurden, und manche Unbilde erdulden mußten, fühlten Mitleid mit ihnen, denn wenn sie auch nicht gesonnen waren, den Willen ihres Herrn zu erfüllen, weil sie ihn für einen Narren hielten, so beschlossen sie doch die Affen gut zu halten, und es ihnen an nichts fehlen zu lassen. Sie wählten daher einen aus ihrer Mitte Boleslaw mit Namen zu ihrem Führer, dem sie Gehorsam schwuren und sich ihm unterwarfen, doch dieser war den Affen kein so gütiger Herr, wie der Verstorbene, er bestimmte auch seine Untergebenen nicht zu

ihren Gunsten, und da sie ihm als unnütze Fresser erschienen, deren Erhaltung sehr kostspielig war, so beschloß er sie zu tödten, und vermochte auch seine Leute ihm in der Ausführung dieses Planes hilfreiche Hand zu leisten.

Sie überfielen daher eines Tages die Affen in ihren Gemächern, und obgleich diese sich verzweifelt wehrten, so wurden sie doch Alle niedergehauen, und der neue Besitzer hatte sich der Fremdlinge entledigt, deren Erhaltung ihm so viel kostete, und war nun unumschränkter Gebieter und Herr der Burg.

Leider hatte mit dem Mord der Affen ein wüstes Leben in der Burg begonnen, der neue Herr wurde bald ein gefürchteter Räuber, der die ganze Gegend unsicher machte, die Kaufleute, die auf der Heerstraße nach Leitmeritz zogen, überfiel und ausplünderte, und wenn sie sich zur Wehre setzten, sogar ermordete, oder auf die Burg schleppte, und so lange im Kerker schmachten ließ, bis sie sich durch ein theueres Lösegeld loskauften.

So trieb er lange Jahre sein Unwesen, bis die benachbarten Städte Auscha, Drum, Schandau und Leipa sich vereinten, und bewaffnet gegen Hradek zogen, es erstürmten, die Bewohner erschlugen, das Schloß in Brand steckten, zerstörten, und auf diese Weise dem Räuber-Unwesen ein Ende machten.

Die Affenburg liegt nun in Ruinen, allein ihre Trümmer werden noch bis auf den heutigen Tag von den Fremden besucht, welche sich an ihrer Schönheit und malerischen Lage ergötzen.

Kleroth.

Der Abzug der Schweden von Prag.

Deß Schwedischen Abzugs Rolation
Darfür sey Danck im höchsten Thron
Der Göttlichen Dreyfaltigkeit
Von Buß gesagt in Ewigkeit.

Nachdem deß Instehenden Lieben Friedt mit gebrachten 1649. Jahres den 29. dieß Monaths Septembris, ist von der Schwedischen Generalitet der Gvarnison auff dem Schloß Praág vnd der Kleinseitten Ordré Zukommen, vndt angedeutet worden, sich deß anderntaáges darauf alß den 30. Zum Abzug in Bereitschafft zuhaldten, alß ist den angesteldte In Benahmbten Taáges Frühe, Ein Jeder Officirer vndt Gemeiner Knecht auff seiner Post zum Abzug fertig gefsfinden worden! Hierauff der Beéd: Alt vndt Newén Prager Städte Commandant Herr General Wachtmeister Graff Conté zu dem Herrn General Wittemberg in seiner Carozen hinauß in Thiergarten gefahren vndt vngefehr 1. Stundt darnach, ist Ihme H. Genl. Feldt Zeugmeister Golz (Bolz), nebenst anderen Cavalliern, so alle zu Pfferdt geweſt, vndt demselben daß Geleite durch die Stadt solenniter gegeben haben, gefolget; Inmittelst ist Lezlichen der Herr General-Commissari Freyherr von Kollowrath auch dahero geritten kommen, der seinenweg den Thiergarten zu zugenohmen, nach diesem sein Alle die Stück pomposé geleſt worden, vndt die Gasterey nebenst dem Trompetten vnde Heer Baucken in dem Thiergarten sich angefangen, in hoc actu sein alle Posten in Bester Ordnung vndt Silentio colligirt vndt vmb 2 Uhr nachmittag, die Schwedische Völcker, durch dessen Obr. Leitenandt vond. Präger Brucken vndt förderist ein Post nach der Andern, Ordentlich abgeführet worden. Nach vollbrechten abmarchirn von den Posten, seindt die Völcker auff der Obern Praág Stadt Ratzschin vor dem fürstl. Egenbergischen Hauße (darinn der Kleinern Stadt Praág

geweſtener Commandant Herr Obr. Copi Quártirt.) in Eine Bataglia formirt, vndt Einmahl salvé gegeben, dieſemnach Sie Compagnia, durch daß Schloß vber die Staub-Brucken marchirt, derer 25. Comp. geweſen, vndt auff dem Plaz od. Feldt vor dem Thiergarten abermahl in Ein Bataglia formirt, vndt zweymahl Schöne Salvé gegeben worden, wonicht vber: Jedoch auff Ein-Tausendt effectiné Schöne Außerleſene Mannſchafft (wie Jedermänniglichen bekennen muß, vndt niemandt hette Ihmedieſes eingebildet vndt noch einbilden können, daß ſo anſehentl. wehrhaffte Völcker zu Praág ſein ſolten.) geſchäzet, vmb 5 Uhr haben Sie ſich zertheilt 18. Bey Holeſchowiz vber d. Waſſer nacher Brandeyß, alwo Sie Ihre Gvarnison auch abforderu werden, die Andere 7. Compagnien aber vber den Weiſſenberg nebenſt denen Ihnen zugegebenen Commissarien (Beydem Starcken Theil, dann der H. Genl. Commissarius von Kollowrath ſelbſte in Perſohn iſt.) mit gueter Ordnung fortmarchirt, nach dieſer Verrichtung ſein die Grandes: welche Bey dem Hrn. Genl. Wittemberg gastirt, vmb 10 Uhr Nachts mit guetem Rauſch in Ihre Cogamenter in die alte Stadt hinwiederumb geritten, heute frühe wirdt der Hr. Genl. Wittemberg, ſo die Nacht vber, in dem Thiergarten mit Einer freyer Compagnia, die Ihn Conwoyen wirdt, campirt, Ihnen nachfolgen. Sonſten haben die Schwed. Völcker m/100 fl. in Lauter Dukaten vndt Rthl. auß dem Salzhauß Ambt bekommen: ſo Ihre Abzugsgeld. ſein vndt gemeinet werden.

Lobet den Herrn Alleßambt
Daß in dem Bürgermeiſter Ambt
Alhier Herrn Andreae Yhlen (Schöppe in Kaaden)
geſehen worden von Vielen
Der Schwediſche Abzug von Prag
Beſchehen Lezten Herbſt Monaths Tag.

Im Jahr der nachgeſezten gulden Buchſtaben.

N. B. MeLIor Certa PaX quam DesIderata VIctorIa.

Dieſer Bericht iſt in dem „weißen Memorialbuch der Stadt Kaaden (1648 — 1679) auf den Blättern 29 und 30 enthalten und von dem damaligen Stadtſchreiber „Matthias Tyschlaár“ eingetragen worden.

J. St.

Geſchäftliche Mittheilungen.

Generalverſammlung.

In Verhinderung des Herrn Vicepräſidenten übernimmt das Präſidium der heurigen Generalverſammlung, welche am 12. Juli im Saale des deutſchen Caſino's abgehalten wurde, Herr Dr. Friedrich Ritter von Wiener, Präſident der Advokatenkammer ꝛc. ꝛc.

Dieſelbe genehmigte zunächſt den vom Geſchäftsleiter vorgetragenen Jahresbericht, deſſen Drucklegung und ſofortige Verſendung an die P. T. Herren Mitglieder beſchloſſen wurde, und hierauf das vom k. k. Rechnungsrathe Hrn. Guſtav Rulf vorgetragene Budget für das Jahr 1873/74 in folgenden auf Grundlage der Ausgaben des Vorjahres von dem abtretenden Ausſchuſſe vorgeſchlagenen Anſätzen:

1.	Für Herausgabe der „Mittheilungen“	fl. 3000.
2.	Für das „Urkundenbuch von Brüx“ (Codex municipalis)	fl. 500.
3.	Für die Bibliothek (Verwaltung und Neuanschaffungen)	fl. 600.
4.	Für das Antiquarium und dessen Ordnung	fl. 300.
5.	Für das Archiv und archivalische Arbeiten	fl. 500.
6.	Honorar des Geschäftsleiters	fl. 600.
7.	„ „ Kanzellisten	fl. 600.
8.	Zins für die Vereinslokalitäten	fl. 1360.
9.	Für Einrichtungsgegenstände	fl. 150.
10.	Für Beheizung, Beleuchtung u. Reinigung der Vereinslokalitäten	fl. 300.
11.	Für Kanzleiauslagen	fl. 800.
12.	Als Extraordinarium	fl. 200.
	Zusammen	fl. 8910.

Mit besonderem Beifalle nahm die Versammlung den Bericht des Kassiers über die Kassagebahrung des Vereines im abgelaufenen Vereinsjahre und den günstigen Stand des Vereinsvermögens entgegen und sprach ihm sowohl, als den Herren Censoren Anton Bretschneider, Agenten, Adolf Vogl, Kaufmann, und Leopold Wolf Kaufmann, ihren vollsten Dank und das rückhaltloseste Vertrauen durch einstimmige Wiederwahl der Genannten zu diesem Ehrenamte aus:

Die Ausschußwahl ergab folgendes Resultat: Stimmen.

Herr Dr. Jos. Virgil Grohmann, k. k. Statthalterei-Rath 418
Se. Exc. Edmund Graf Hartig, k. k. Geheimrath, Mitglied des Herrenhauses des Reichsrathes.....419
Herr Phil. Dr. G. C. Laube, Professor am k. k. Landespolytechnikum.....419
Friedr. Lauffecker, k. k. Landesgerichts-Rath.....419
„ P. Maurus Pfaunerer, Ph. Dr., k. k. Landes-Schulinspektor.....368
„ M. Pfeifer, General-Inspektor der Bustěhrader Eisenbahn.....419
„ Gustav Rulf, pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath.....419
„ Karl Renner, Geschäftsleiter des Vereines.....419
„ Fr. Theumer, k. k. Oberlandesgerichts-Rath.....419
„ J. U. Dr. Jos. Ulbrich, k. k. Konzepist bei der Finanz-Prokuratur...368
„ K. Werfin, kais. Rath, Professor.....418
„ J. U Dr. Albert Werunski 415
„ Phil. Dr. Alex. Wiechovsky, k. k. Direktor der Lehrerbildungs-Anstalt.413
„ J. U. Dr. Friedrich Ritter von Wiener, Präsident der Advokatenkammer, Reichsrath 416
„ J. U Dr. Karl Ritter v. Zdekauer, Banquier.....399

Den Vereinsstatuten entsprechend, constituirte sich der neugewählte Ausschuß in seiner ersten Sitzung, welche am 27. Juli l. J. abgehalten wurde und wählte mit Stimmeneinhelligkeit folgende Vereinsfunktionäre:

Se. Excellenz Hrn. Grafen Edmund Hartig zum Präsidenten.
Herrn Dr. Alex. Wiechovsky, k. k. Direktor, zum Vicepräsidenten.
„ k. k. Rechnungsrath Gustav Rulf zum Kassier.
„ K. Renner zum Bibliothekar, Geschäftsleiter und Hausverweser.
„ Dr. Kleinwächter zum Antiquar.

Die Redaktion der „Mittheilungen“ verblieb den bewährten Händen Dr. L. Schlesinger's, Oberrealschuldirektors in Leitmeritz, für die der „literarischen Beilage“ wurde nach Abgang des k. k. Landesschulinspektors K. Werner der Geschäftsleiter bestimmt.

Möge auch das begonnene Vereinsjahr reich im Schaffen und fruchtbar in seinen Erfolgen sein! —

Wissenschaftliche Anfragen.

Se Excellenz Graf **Stillfried-Alcantara**, k. k. Oberceremonienmeister in Berlin, gibt im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers von Deutschland den Supplementband zu den „Monumentis Zolleranis" heraus und ersucht, ihm hiezu solche Beiträge zu liefern, welche auf neuerer Forschung beruhen, in den ersten sieben Bänden seines Werkes nicht enthalten und daher zur Ergänzung desselben und zur Förderung des ganzen Unternehmens geeignet sind. Mittheilungen solcher Art werden entweder direkt oder auf Buchhändlerwegen von der Buchhandlung Mitscher und Röstel zu Berlin oder durch die Geschäftsleitung unseres Vereins dankbar entgegengenommen.

Herr von **Maltitz** in Berlin, beschäftigt mit Forschungen zu einer Geschichte seiner Familie, erbittet sich einschlägige Mittheilungen. Dieselbe soll u. A. die Herrschaft Tetschen besessen, schon frühzeitig das böhmische Staatsbürgerrecht erworben haben u. s. f. Es werden alle Freunde vaterländischer Geschichtsforschung gebeten, etwaige Beiträge und Notizen gütigst an den Verein gelangen zu lassen. —

Dank.

Der treue Freund unseres Vereines, Herr **Richard** Ritter von **Dotzauer**, Großhändler ꝛc. in Prag, hat der Bibliothek in großmüthiger Weise die bedeutende Schenkung von mehr als 200 Werken zugewendet. Der Ausschuß fühlt sich verpflichtet, dem genannten Herrn für diese reiche Gabe und die neuerdings glänzend bewiesene Antheilnahme an unseren Bestrebungen den vollsten Dank auszudrücken.

Berichtigungen

zum Mitglieder-Verzeichniß, ausgegeben am 31. Mai 1873:

Seite 9 Böhm.-Leipa.	2	Zeile	von oben rechts lies: Hr. **Turnwald** Joseph, k. k. Kreisgerichts-Adjunkt, statt: Bezirksgerichts-Kanzellist.
„ 9 Brüx.	3.	„	von unten rechts lies: **Tschausch** statt Tausch.
„ 10 „	19.	„	„ „ links „ „ „ „
„ 11 Elbogen.	4.	„	„ „ rechts „ Herr **Keilwert** Franz, Kaufmann, k. k. Postmeister, statt: Keilwert Vinzenz.
„ 4 Prag.	23.	„	von oben links lies: Hr. **Tempsky** Friedrich, Verlagsbuchhändler, statt Friedrich Ritter von Tempsky.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 6. November 1873.

Ordentliche Mitglieder:

Löbl. **Administrative Bibliothek** des h. k. k. Ministeriums des Innern in Wien.
Herr **Altmann** Franz, Töpfermeister in Reichenberg.
„ **Baschta** Adolf Franz, Zuckerfabriks-Adjunkt in Brüx.
„ **Berr** Robert, Mediciner in Prag.
„ **Biedermann** Gustav, fürstl. Lobkowitz'scher Industrial-Direktor in Prag.
„ **Bullaty** David, Maschinen-Nägel-Fabrikant in Budweis.
Löbl. Verein „**Eintracht**" in Kolin.
Herr **Eulenburg** Max, Kaufmann in Trautenau.
„ **Finger** Josef, Bürgerschul-Direktor in Braunau.
„ **Föffel** Wilhelm, Lehrer in Rumburg.
„ **Hanke** Rudolf, Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Botzen.
„ **Hecht** Georg, k. k. Berg-Kommissär in Falkenau.
„ **Heinlein** Ferd., Gymn.-Professor in Brüx
„ **Hielle** Karl, Fabrikant in Schönlinde.
„ **Hikisch** Josef, Magazineur in Böhm.-Aicha.
„ **Hortig** Gustav, Lehrer in Steinschönau.
„ **John** Franz, Lehrer in Böhm.-Aicha.
Löbl. **Kaufmännischer Verein** in Reichenberg.
Herr **Klauß** Franz, J. U. Dr. ꝛc. in Prag.
„ **Krieger** Adam, k. k. Kreisgerichts-Adjunkt in Eger.
„ **Kriesch** Adolf, Volksschullehrer in Sct. Georgenthal.
„ **Kříž** Karl, Mitglied des k. k. Bezirksschulrathes in Pilsen.
„ **P. Lange** Chrysostomus, Minoriten-Ordenspriester in Iglau.
„ **Lichtenstein** Leopold, Fabriksbesitzer in Arnau.
„ **Loeffler** Karl, J. U. Dr. ꝛc. in Prag
„ **Lusenberger** Josef Rich., k. k. Gymnasial-Professor in Landskron.
Frau **Mayer** Thekla, Kaufmannswitwe in Prag.
Herr **Müller** Theodor, k. k. Postmeister in Sct. Georgenthal.
„ **Neudhart** J., k. k. Polizei-Ober-Kommissär in Schlaggenwald.
„ **P. Pappenberger** Bonifacius, Benediktiner-Ordenspriester, Gymn.-Professor in Iglau.
„ **Paulus** Gustav in Pilsen.
„ **Pelzel** Leopold, Direktor der Escompte-Bank-Filiale in Trautenau.
„ **Petterſch** Karl, Kanzellist bei der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg.
„ **Pohl** Stefan, J. U. Dr. ꝛc. in Eger.
„ **Poppenberger** Julius, Fabrikant in Bärringen.
„ **Rathgeber** Fr., Kaufmann in Schlaggenwald.
„ **Riedl** Anton, Bürgerschul-Direktor in Schlaggenwald.
„ **Rohrer** A., Med. et Chir. Dr., Stadtarzt in Schlaggenwald.
„ **Scheithauer** Leopold, Gymn.-Professor in Brüx.
„ **Schimmel** Franz, Kaufmann, Bürgermeister in Parchen.
„ **P. Schirz** Paul, Seelsorgsgeistlicher in Sct. Georgenthal.
„ **Schmeibidl** Josef, Steinhändler in Böhm.-Aicha
„ **Schranka** Alfons, Apotheker in Schlaggenwald.
„ **Sobitschka** Josef Rich., Comptoirist in Prag.
„ **Streit** Robert, Gutsbesitzer in Wünschendorf.
„ **Teucher** Fedor, gräfl. Kinsky'scher Fabriks-Beamte in Bürgstein.
„ **Walther** Oskar, Bevollmächtigter der Bauunternehmung der k. k. F. J. B. in Pilsen.

Herr **Winter** Johann, Lehrer in Böhm.-Aicha.
„ **Zeidler** Johann, Magazineur der Bauunternehmung der k. k. pr. F. J. B. in Pilsen.
„ **Zinke** Emil, Lusterfabrikant in Parchen.

Vom 6. Juni bis 6. November 1873 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Herr **Conrath** Karl, Fabrikant in Steinschönau.
„ **Haas** Karl, Med. et Chir. Dr. in Budweis.
„ **Hofmann** Siegmund, Kaufmann in Pilsen.
„ **Jakaubek** Wenzel, k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunkt in Budweis.
„ **Kohl** Adam, Stadtwundarzt in Schlaggenwald, († 29. Juli 1873.)
„ **Krämling** Johann, Bräuermeister in Kuttenplan.
„ **Mayer** Martin, Kaufmann in Prag. († 14. August 1873.)
„ **Schmidt v. Bergenhold** Johann Ferd., J. U. Dr. und k. k. Appellationsgerichts-Rath in Prag († 5. Oktober 1873).
„ **Sölch** Georg, Ingenieur und Bauunternehmer in Prag. († 9. Juli 1873).
„ **Sorger** Georg, Canonicus, Domcapitular ꝛc. in Prag, († im September 1873).
„ **Tichy** Josef, p. k. k. Oberst in Prag. († 8. Juli 1873).
„ **Zinke** Sebastian, Fabrikant in Steinschönau.

An unsere P. T. Herren Vertreter!

In Rücksicht auf das eben begonnene neue Vereinsjahr, erlauben wir uns die Bitte, alle Rückstände und Reste gütigst ehebaldigst einzukassiren und an die Geschäftsleitung gelangen zu lassen.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Zwölfter Jahrgang. Drittes und viertes Heft.

Meine Bildungsgeschichte

von

Anton Jäger.

(Schluß.)*

Uebergang zum selbstständigen Familienleben.

In der Zeit nach meiner Heimkehr von meiner weit aussehenden, aber kurz abgeschnittenen Wanderschaft war ich im Geschäfte allmälig gleichsam meines Vaters rechte Hand geworden. Nach den mancherlei Schicksalen, Mühsalen und Drangsalen seines beinahe achtzigjährigen Lebenslaufes sehnte sich derselbe nach Ruhe, und machte Anstalt, mir die Mühle zu übergeben, wozu auch die Vorsorge beitrug, mich vor dem damals allgemein gefürchteten Militärstande zu sichern. Die Hoffnung, seine Sache unter meinen Händen wieder frisch gedeihen zu sehen, war die freundliche Abendröthe seines Lebens.

Die Umstände drängten zu meiner Verheiratung, denn um mein väterliches Erbe mit Aussicht auf ein gutes Fortkommen antreten zu können, brauchte ich nothwendig eine Gehilfin. Die Klugheit verlangte hiebei besondere Berücksichtigung der pekuniären Interessen; aber aus dem Vorhergehenden wird zu ersehen sein, daß große Weltklugheit nicht meine Sache war, daß mir vielmehr das Ideale weit über alles Materielle hinausging. Einer, der die reine Flamme des Eros im Busen tragend, mit Petrarka und Tasso schwärmt, und eine Spekulationsheirat', die kommen schwerlich zusammen.

Sollte ich meinen Hergang auf Freiersfüßen offenherzig erzählen, so würde manches Ergötzliche zu Tage kommen. Aus mehr als einem Grunde will ich jedoch hier nur wenig darüber sagen, wie überhaupt in dieser Geschichte meines Bildungsganges einige andere Lebensereignisse nur nebenbei berührt werden sollen. Wer gerade wissen will, wie ich mich als Freiersmann benommen habe, der lese in Zschokke's Novellen Herrn Quints Verlobung, dort findet er ein Exempel davon.

Kurz und gut, nach einigen Irrfahrten heiratete ich im Juli 1840 ein Bauernmädchen aus Proschwitz, Karolina Möller mit Namen, deren Vater Joseph Möller unter die achtbarsten und angesehensten Männer des Dorfes gehörte und nebst seiner Wirthschaft einen starken Holzhandel betrieb.

*) S. Mittheilungen XII. Jahrg. 1. u. 2. Heft.

Die Mutter war eine seelengute Frau und eine Tochter jener Scholzin Anna Rosina, von welcher auf Seite 96 der Dorfchronik die Rede ist.

Ich war zu jener Zeit 23 Jahre alt, und wer in diesem Alter sich ewig bindet, der prüfet selten so genau, als wenn mit reiferen Jahren die Bedächtigkeit vorherrschender geworden ist.

Meine Aeltern mit meinen ledigen Geschwistern bezogen nach meiner Verheiratung das Oberstübchen im Hause; ich aber mit meinem jungen Weibe trat getrost und wohlgemuth die eigene Wirthschaft und das selbstständige Leben an.

Es war ein guter Anfang. Zwar war ich vorerst sehr blöde und unbeholfen im geschäftlichen Verkehr, besonders wollte sich meine Natur dem Schachergeiste nicht anbequemen, wie er aus allen Kräften feilschen, werben und drängen kann; doch aber, da ich in meinem Geschäfte einigen Fleiß anwendete, rechtschaffen auf Ordnung hielt und meine Verbindlichkeiten jederzeit genau erfüllte, so gelang es mir, jenen Theil des Publikums, welcher meine Kundschaft bildete, ziemlich zu befriedigen; solche aber, deren Kunde ich war, bei denen war ich ein gesuchter Mann.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein fester Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell."

Sehr bald brachte indessen die Schule des Lebens ihre herben Prüfungen über mich, welche ganz geeignet waren, mein weiches Naturell abzuhärten für unausbleibliche Kämpfe und Stürme.

Ende August kam ein Hochwasser und machte mir an Wehr und Wasserleitung beträchtlichen Schaden. Solche Wasserschäden haben sich in den folgenden Jahren mehrmals wiederholt, und indem sie mir die Arbeit des Sisyphus auferlegten, mein anfängliches Fortkommen sehr erschwert.

Kurz darauf kehrte die Krankheit in unser Haus ein; drei meiner Schwestern lagen am Typhus darnieder; endlich ergriff die Seuche auch mein Weib, und sie ward das Opfer derselben. Am 25. Januar 1841 verschied sie nach einem Krankenlager von eilf Tagen; unsere Verbindung hatte kaum ein halbes Jahr gedauert.

Nicht genug, auch mein Vater legte sich im Herbste 1840 noch aufs Krankenbett und segnete das Zeitliche am 12. Mai 1841.

Die Nothwendigkeit drängte auf den Ersatz meiner verlornen Gattin, und die Wahl wurde mir nicht schwer. Ich fand sie in der jüngeren Schwester meiner ersten Frau, Agnes, welche mir nach einjähriger Witwerschaft als treue, ausharrende Lebensgefährtin zur Seite trat; zuvor mußte ich mich mit der Geistlichkeit abfinden wegen den dazwischen liegenden Ehehindernisse.

Wir genossen von da an mitsammen einige Jährlein idyllischem Stilllebens, bei welchen ich etwas verweilen muß (auf die Gefahr einiger Wiederholungen), da ich diese Zeit zu der ruhigsten, zufriedensten und glücklichsten meines Lebens rechnen kann.

Ich hatte für mein damals kleines Geschäft bloß einen Gehilfen und stand selber zugleich als Meister und Arbeiter dabei. Außerdem beschäftigte ich mich auf dem Felde und im Walde, wo ich verschiedene nützliche Arbeiten ausführte. So pflanzte ich Fruchtbäume, harte Hölzer und Waldbäume, säuberte mein Feld mit Spitze und Hammer eigenhändig zugreifend von Steinen und machte ein Stück Waldgrund urbar. Ein wohlgepflegter Gemüse- und Ziergarten, den ich in Gablonz sah, bewog mich zur Anlage eines eigenen dergleichen Gartens am Mühlgraben, an welchem ich großes Wohlgefallen hatte.

Bei alledem blieb mir damals noch genugſame Muße übrig, meiner Lieblingsneigung für Wiſſenſchaft und Lektüre nach Herzensluſt nachzuhängen.

Da wurde, mit guten Büchern verſehen, mancher vergnügliche Spaziergang in Feld und Wald unternommen, unter Gefühlen, wie ſie in Schiller's Gedichte ſo herrlich ausgedrückt ſind:

„Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich ſtrahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn ſo lieblich beſcheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch ſäuſelnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aeſten ſich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich ſich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald.
Auch um mich, der endlich entfloh'n des Zimmers Gefängniß
Und dem engen Geſpräch, freudig ſich reitend zu dir.
Deiner Lüfte balſamiſcher Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durſtigen Blick labt das energiſche Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmuth ſich auf.
Frei empfängt mich die Wieſe mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün ſchlängt ſich der liebliche Pfad.
Um mich ſummt die geſchäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling ſich über dem röthlichen Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, ſtill liegen die Weſte,
Nur der Lerche Geſang wirbelt in heiterer Luft" u. ſ. w.

An ſchönen Sommerſonntagen, wenn andere Leute zur Kirche gingen, wandelte ich gewöhnlich über den Mühlberg hinauf dem Walde zu. Ich ehre den frommen Sinn, der in der Kirche bei Gottesdienſt und Predigt ſich erbauen kann, ſelber kann ich es aber viel beſſer in der freien Natur, und meine Bücher, z. B. Zſchokke's Stunden der Andacht, gaben mir auch viel trefflichere Lehren, als auf der Kanzel zu vernehmen waren, ſelbſt wenn der Prediger vom guten Willen beſeelt war, was, beiläufig geſagt, nicht immer der Fall iſt, indem manchesmal Haß ſtatt Liebe gepredigt wird.

Eine Kirche iſt die Erde,
Unentweiht in ihrem Bau,
Die Beleuchtung und die Kuppel
Sonne und des Himmels Blau.

Und es ſchmückt die mächt'gen Räume
Mit Altären die Natur; —
Säulen ſind des Waldes Bäume,
Weihrauch haucht die Blumenflur.

Eine einzige Gemeinde
Kniet vor e i n e s Gottes Thron,
Menſchen ſind's, vereint als Freunde
Nur durch e i n e Religion.

Denn ihr Glauben iſt Verkündung
Von des Schöpfers Majeſtät;
Ihre Andacht — die Empfindung,
Und die Freude — ihr Gebet.

Und zu dieſer Kirche halte
Dich mit inn'gem Herzensdrang,
Daß ſich jeder Schritt geſtalte
Zum geweihten Kirchengang.

Gottesdienſt iſt dann dein Leben,
Ueberall dann himmelwärts
Kannſt du dich zu Gott erheben,
Denn ſein Thron iſt ja dein Herz.

Unter der großen Buche in meinem Walde war für mich ein angenehmer Ruhepunkt; dort wurde ein Buch aufgeschlagen und ein Stück Wissenschaft vorgenommen; auf einer anderen Station, oder im Weiterwandeln Poesie. — Von meinem Besitzthum aus nahm ich dann die Richtung entweder gradaus auf den Kohlstatter Spitzberg hinauf, wo vom Kaisersteine ein schönes Stück Umgegend zu überschauen ist, oder rechts in das Maffersdorfer oder endlich links in das sogenannte Swiganer Waldrevier. Diese Waldstrecken pflegte ich meine Parks zu nennen, und bin die mannigfaltigen Berge und Thäler, Hügel und Gründe, Schluchten und Lichtungen derselben nach den verschiedensten Richtungen unzähligemal durchstreift.

Wenn ich eine schöne, heimliche Partie auffand, die ich vorher noch nicht betreten hatte, so empfand ich darüber die Freude eines Länder-Entdeckers.

Wenn mich die Leute während der Kirchzeit so herumwandeln sahen, so pflegten sie wohl zu einander zu sagen: Der ist ein Freimaurer, er hält seine Kirche im Walde; ich glaube aber nicht, daß sie dabei etwas Uebles von mir dachten.

Meine Frau hatte unterdessen, nachdem sie aus der Frühmesse heimgekehrt, die Küche, die Wirthschaft und die Kinder besorgt, und nach dem Essen gingen wir gewöhnlich mitsammen in ihr Aelternhaus, und von dort über Felß auf den Proschwitzer Kamm, welcher nicht weniger interessante Waldpartien und Aussichten wenn auch anderer Art darbietet, als die dießseitigen Waldreviere.

Montags war dann mein regelmäßiger Gang nach der Stadt, wo selbst ich — aber allemal erst nach abgethanen Geschäften — aus der Buchhandlung mir mein Seelengandium mitnahm.

Also war mein Leben in den ersten Jahren meines selbstständigen Wirkens beschaffen.

Literarische Bekanntschaften.

Zur Entbehrung vieler geistiger Bildungsmittel kam bei mir noch der Mangel jeder Bekanntschaft, jedes Umganges mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Solche waren mit der Laterne zu suchen in einer Gegend und Stadt, wo das Gewerbswesen und die Industrie das größte Interesse für sich hatte, wo außer der städtischen Hauptschule keine Bildungsanstalt, keine Buchhandlung, keine Presse und also auch keine Schriftsteller waren.

Vor dem Stande der Schriftsteller hatte ich ganz besonderen Respekt, und einen solchen von Angesicht zu sehen wäre mir zu einer Zeit wichtiger gewesen, als die Erscheinung eines großen Potentaten oder Feldherrn.

Einmal war ich nahe daran, einen berühmten Gelehrten persönlich kennen zu lernen, nämlich den Professor Ritter aus Berlin, als derselbe in geognostischer Beziehung das Isergebirge bereiste und auf dieser Tour auch unser Thal passirte. Er war jedoch von mir unbemerkt durchgegangen, was ich so lebhaft bedauerte, als hätte ich die Erscheinung eines Heilandes versäumt.

Ich erfuhr die Durchreise Ritter's den Tag darauf zuerst durch meinen Schwager, den Steinmetz Ignaz Wagner, welcher mir verwundert mittheilte, gestern sei ein fremder Mann an der Berglehne heraufgegangen, habe sich die Gegend nach allen Seiten genau betrachtet und seine Aufmerksamkeit besonders dem Fels-Gestein zugewendet, auch habe er von verschiedenen Steinen zeitweilig mit einem Hammer kleine Stückchen losgeschlagen und solche zu sich in seine Reisetasche gesteckt. Ob das nicht ein Nachzügler jener Welschen gewesen sein könne, welche vor Zeiten in unseren Bergen mit Kennerblick die von den un-

wiſſenden Einwohnern nicht beachteten Edelſteine aufſuchten und fortrugen, wobei mancher geäußert haben ſoll: „Hierlands komme es vor, daß ein Hirt einen Stein nach ſeiner Kuh werfe, welcher mehr werth ſei als die Kuh?“

Wagner, welcher etwas neugieriger und vorwitziger Natur war und in dem Fremden mit dem Steinhammer anfänglich einen Kollegen ſeines Gewerbes vermuthen mochte, geſellte ſich zu ihm und verſuchte, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, erhielt jedoch nur kurze einſylbige Antworten. Als der Fremde nachher in der Schenke Nr. 43 einkehrte, folgte ihm Wagner auf dem Fuße nach und verſuchte, ihn dort beim Glaſe Bier über den Zweck ſeines Hierſeins auszuforſchen; er konnte jedoch nichts aus ihm herausbringen, und durch dieſe Zurückhaltung gewann der Fremde in den Augen Wagners vollends ein geheimnißvolles und räthſelhaftes Anſehen.

Kurz darauf kam ich mit meinem Freunde, dem Maurermeiſter Pliſchke aus Gablonz, zuſammen, und dieſer erzählte mir, Profeſſor Ritter aus Berlin ſei auf ſeiner Durchreiſe im Gaſthauſe zum goldenen Löwen in Gablonz übernachtet und habe dort mit den anweſenden Gäſten ſehr intereſſante Geſpräche geführt, unter Anderem ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſen und ſeiner Beziehungen zu Humboldt Erwähnung gethan.

Was konnte gewiſſer ſein, als daß die räthſelhafte Erſcheinung, worüber ſich Wagner ſo ſehr den Kopf zerbrach, und Profeſſor Ritter, welcher noch denſelben Tag in Gablonz übernachtete, eine und dieſelbe Perſon ſeien?

Ueber das Maſſersdorfer Thal hatte ſich Ritter in ſeiner Herberge zu Gablonz ausgeſprochen: er finde hier in Formation und Bodengeſtaltung und überhaupt in geologiſcher Beziehung große Aehnlichkeit mit der Gegend von Liebwerda, und müſſe ſich wundern, wenn hier nicht auch, wie in Liebwerda, Säuerling vorkommen ſollte.

Dieſe Aeußerung eines ſo bedeutenden Mannes blieb mir im Gedächtniſſe, und bei jeder Erinnerung an dieſelbe war es mir, als ſollte ſie nicht umſonſt ausgeſprochen ſein.

Und wie auffallend wurde die Vermuthung dieſes Naturkundigen mehrere Jahre nachher beſtätigt! Als im Frühjahre 1862 der Bleicher Karl Skollaude Nr. 73 in Maſſersdorf neben ſeinem Hauſe einen Pumpbrunnen grub, erwies ſich das dort quellende Waſſer (1865) bei chemiſcher Unterſuchung in der That als Säuerling, nachdem es vorher längere Zeit von den Hausgenoſſen für übelſchmeckend und daher zum Genuſſe für unbrauchbar gehalten worden.

Eine Zeit lang wurden von dem Beſitzer Skollaude und auch von anderen Ortsbewohnern glänzende Hoffnungen auf eine große Zukunft dieſes neuentdeckten Sauerbrunnens geknüpft, und der Zulauf Neugieriger war anfangs in der That ſo groß, daß der Brunnen zeitweilig erſchöpft wurde; indem aber der Gehalt dieſes Waſſers an mineraliſchen Beſtandtheilen und an Kohlenſäure denn doch nicht ſehr bedeutend iſt, mußten die überſpannten Erwartungen in der Folge herabgeſtimmt werden.

Nach dieſer Abſchweifung bemerke ich, daß es mir erſt in ſpäteren Jahren, nachdem die allgemeinen und die Verhältniſſe der hieſigen Gegend ſich bedeutend verändert hatten, gelang, die ſchätzbare Bekanntſchaft einiger Männer der Wiſſenſchaft zu machen. Vorher beſchränkten ſich meine Verbindungen in literariſcher Beziehung auf einige wenige Perſonen, welche von gleicher Neigung zu den Wiſſenſchaften, von gleicher Liebe zur Lektüre eingenommen; aber von den Umſtänden eben ſo wenig oder noch weniger begünſtiget, alſo (geradezu geſagt) eben ſolche geiſtige Hungerleider waren, wie ich ſelber.

Da lebte in Eichicht ein einäugiger Fabriks-Arbeiter Namens Joſeph Appelt, welcher unter günſtigeren Verhältniſſen gewiß einen trefflichen Gelehr-

ten abgegeben und den Platz auf einem Katheder viel besser ausgefüllt hätte, als den Platz vor der Spinnmaschine. Er hatte ein vorzüglich gutes Gedächtniß, und wußte so genauen Bescheid über die verschiedensten Gegenstände der Wissenschaft, daß man ihn so zu sagen ein lebendiges Lexikon nennen konnte.

Alle seine Kenntnisse hatte Appelt allein aus Büchern herausgelesen, u. z. nur in den kurzen Rasten, welche ihm seine langen Fabrikstagewerke dazu übrig ließen. Von seinem mühsamen und spärlichen Erwerbe hatte er nach und nach eine ansehnliche Bücherſammlung zusammengebracht, welche fast durchgehends aus gelehrten wissenschaftlichen Werken bestand. Diese Bücher hatte er in einem Kämmerlein auf dem Dachboden seines väterlichen Hauses aufgespeichert; da er aber wie gesagt jeden Wochentag frühzeitig in die Fabrik zu seiner Arbeit gehen mußte, von welcher er spät Abends ermüdet zurückkehrte, so konnte er die ganze Woche über wenig in seine lieben Bücher hineinsehen; dafür aber waren ihnen die Sonntage ausschließlich gewidmet. Mehr als vielen anderen Menschen wäre ihm, dem Vielgeplagten, die heilige Sabathruhe Bedürfniß gewesen; aber ein höheres, geistiges Bedürfniß ging bei ihm dem körperlichen Ruhebedürfnisse vor. Vom Morgen bis zum Abende verbrachte er einen Sonntag wie den anderen mit angestrengtem Studieren, kaum vermochte ihn der schönste Frühlingstag auf eine Stunde davon abzuziehen und ins Freie zu locken. Da saß der Arme in seinem Bücherkämmerlein und las in allen Reichen der Natur, von der Erden- und Sternenwelt, schrieb umsonst Auszüge, Aufsätze und Abhandlungen und um Spottlohn Gelegenheitsgedichte, welche ihm so leicht aus der Feder flossen, wie dem Improvisator die Worte vom Munde. Bloß wenn er von der Aufführung einer berühmten Messe, eines Oratoriums oder sonst eines klassischen Musikstückes vernahm, dann verließ er seine Klause, und die Mühe war ihm nicht zu groß, meilenweit zu der Kirche oder an den Ort zu gehen, wo die Produktion statt fand; denn er war ein besonderer Liebhaber und Kenner der Musik, obgleich ihm Niemand Unterricht in dieser Kunst ertheilt hatte. Er hatte die Beschreibungen von mehr als hundert Orgeln in der Nähe und Ferne mit großem Fleiße abgefaßt und sauber in ein Heft eingetragen. Auch hat er viel über das noch gänzlich ungeregelte Verhältniß zwischen den Fabrikanten und ihren Arbeitern geschrieben, welches er in seiner ganzen Bitterkeit (für die letzteren) in seinem mehr als 40jährigen Arbeiterstande zu erfahren übergenug Gelegenheit hatte. Klagen über die Härte und den Hochmuth dieser Industriepflanzer gegen ihre weißen Sklaven bildeten den Grundton dieser seiner Abhandlungen.

Glücklicher als ich wußte Appelt wissenschaftliche Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten; er stand mit verschiedenen Gelehrten im Briefwechsel und besaß auch eine schöne Sammlung Autographen berühmter Männer.

Nachdem ich den interessanten Mann zu Anfang der 50ger Jahre kennen gelernt, unterhielt ich gerne die Verbindung mit ihm bis zu seinem um das Jahr 1860 erfolgten Tode. Er starb unverheirathet, und seine Bücher und Handschriften wurden zerstreut; einiges davon ward von Kennern erworben, anderes fiel unwissenden Leuten in die Hände und ging zu Grunde. Ich selber habe einige Werke aus seinem Nachlasse angekauft.

Bei meinen literarischen Bekanntschaften darf ich meinen Schwager J. M. nicht unerwähnt lassen, welcher mit den Büchern ganz besondere Liebhaberei spielte. Schon als Knabe hatte er sich während seiner Lehrzeit eine ansehnliche Sammlung von Büchern angelegt, die er nachher fortwährend vermehrte und wohl an die Zahl von 1000 Bänden brachte. Doch waren dieses meistens nur abenteuerliche Romane, von denen viele aus Leihbibliotheken stammten; auch von M. wurden sie gegen eine geringe Gebühr an unser dünngesäetes dörfliches Lesepublikum ausgeliehen.

Hätte mich auch kein anderer Umstand zu diesem Menschen hingezogen, so wäre sein Bücherkram allein Magnet genug gewesen. Wir kamen sehr oft vor unseren Büchern zusammen, denn da gab es zwischen uns Beiden immer vielerlei mitzutheilen, zu sehen, zu zeigen, zu berathen, auch zu tauschen. Ich lehrte ihn bessere Werke kennen, als die große Masse der seinigen war; er ging auch sehr bereitwillig auf meine Unterweisungen ein und lernte bald, sich ein richtigeres Urtheil über den Werth oder Unwerth literarischer Produkte zu bilden.

Die sonstigen Lebensverhältnisse M's. sind in ihrer Art nicht ohne Merkwürdigkeit; doch ist hier nicht der Ort, ausführlich darauf einzugehen. Nur nebenbei will ich sagen, daß er rein sanguinischen Temperamentes und mit außerordentlichem Leichtsinn behaftet war. Sein Wille war gut, aber das Fleisch war schwach. Trotz der augenblicklich guten Wirkung, welche lehrreiche Schriften auf ihn ausübten, waren dieselben nicht im Stande, ihn von Verirrungen abzuhalten, die endlich seinen geschäftlichen Ruin herbeiführten. Er ließ seine lieben Freunde und Verwandten seine guten Vorsorger sein so lange, bis diese, ihre Unterstützungen als fruchtlos erkennend, ihre Hand vor ihm abzogen. Dieser Zustand, in welchem er allein auf Selbsthilfe angewiesen war, that die Wirkung einer moralischen Radikalkur. Als er nahe daran war, gänzlich zu versinken, wie sein leiblicher und geistiger Vetter, mein Schulkamerad W. A., moralisch versunken war, raffte er sich auf und schlug langsam und vorsichtig die Laufbahn eines ordentlichen Menschen ein, welche durch einen regelmäßigen Erwerb zu einer gesicherten Existenz führte. Wie viel bei dieser Besserung auf Rechnung nützlicher Lektüre zu schreiben ist, kann ich nicht bestimmen, ganz ohne Einwirkung mochte dieselbe nicht geblieben sein; Beispiele, wie sie das Leben und die Schriften Franklin's bieten, können auch nur von einem ganz verstockten Menschen ganz unbeachtet bleiben.

Viele seiner Bücher hatte M. aus der hinterlassenen Bibliothek eines wegen Freisinnigkeit, oder, wie Manche sagten, wegen Vergehen gegen die kirchlichen Satzungen abgesetzten sehr gelehrten Geistlichen, P. Rieger's, welcher ehedem Domherr in Prag gewesen und seine letzten Lebensjahre bei seinen Verwandten in Luxdorf zugebracht hatte. Von dem ganzen Nachlasse dieses verbannten Geistlichen waren seine Bücher, welche im Hause seiner Schwester in Luxdorf mehrere große Truhen anfüllten, am spätesten zu verwerthen. Als M. von deren Vorhandensein Kunde erhielt, erhandelte er die schweren und festen Schweinslederbände nach dem Gewichte um sehr wohlfeilen Preis und ließ dieselben, eine Last um die andere, durch Packträger über den Proschwitzer Kamm herüber schleppen in seine Behausung. Hier wurde, trotzdem sie sich in den Händen einer Art von Bibliomanen befanden, barbarisches Gericht darüber gehalten. Die Griechen und Römer, welche ihrer Zeit alle anderen Völker des Erdbodens als Barbaren ansahen, wie auch das auserwählte Volk Gottes, die Hebräer, fanden am wenigsten Gnade; weil Niemand da war, der in diesen Büchern lesen konnte, wurden sie herausgelesen und beiseite gelegt. Dazu kamen die Kirchenväter, St. Augustinus, Johannes Chrysostomus und andere berühmte Kirchenlichter; sie alle sollten ausgelöscht werden; endlich noch alle jene Schriftsteller und Philosophen in deutscher Sprache, welche für den beschränkten Dorfverstand zu hoch und tiefgelahrt erschienen. Ihnen allen wurde das Schicksal bereitet, daß sie auseinandergerissen, die Blätter aufgelöst, zertheilt, zu Düten gedreht, und beim Verkaufe von Krämerwaaren verwendet wurden. Nur den kleinsten, mehr unterhaltenden als gelehrten Theil dieser Bücher stellte M. in seinen Bücherschrank zu seinen übrigen Werken.

Unter den Büchern des P. Rieger befanden sich die „Gespräche aus dem Reiche der Todten", auch mehrere Uebersetzungen alter Klassiker, welche

wegen ihres hohen Alters der Aufbewahrung werth waren, und die ich deßwegen an mich brachte, namentlich deutsche Ueberſetzungen von Herodot, Livius, Flavius Joſephus, ſämmtlich über 300 Jahre alte Denkmäler damaliger Buchdruckerkunſt mit Holzſchnitten und Initialen.

Nun komme ich auf meinen liebſten und ärmſten Bücherfreund J. G., über welchen ich etwas mehr ſagen kann und will, als über die Anderen. — Sein Vater war nichts mehr, als ein profeſſionsmäßiger Bettler, von deſſen drei Söhnen J. G. der jüngſte war. Auch ihn lehrte die Noth und der Hunger frühzeitig andere Leute um Gaben bitten, lange bevor er noch im Stande war, irgend eine Arbeit zu verrichten. Hatte er von väterlicher Seite kein anderes Erbtheil als den Bettelſack, ſo erfreute er ſich eines deſto ſchätzbareren Muttertheils, welches ein ſtets heiterer Sinn war. Seine Mutter, wenn ſie auch oft hungrig war, ſah man doch nie traurig; die Mahnungen des Magens ſuchte ſie gewöhnlich durch Trällern und Singen zu beſchwichtigen, denn ſie war der Meinung, das Singen helfe für den Hunger. Ihr half es auch in der That öfters gegen dieſen peinigenden Gaſt, denn wenn ſie leichtfüſſig in ein Nachbarhaus gelaufen kam, bei verſchiedenen häuslichen Verrichtungen emſig zugriff, überall Beihilfe leiſtete und dabei ihre heiteren Melodien hören ließ, durfte ſie niemals ungeſättiget von dannen gehen.

Dem jungen G. war nebſt der obgedachten Erbſchaft noch ein anderes Muttertheil von der All-Mutter Natur zugefallen, und dieſes war ein ausgezeichnetes Gedächtniß. Im Sommer durfte er zuweilen einige Tage in die Schule gehen, wo er mit leichter Mühe leſen, ſchreiben und etwas rechnen lernte. Das Leſen war ihm der Schlüſſel zu vielfältigem Wiſſen, wozu er ſtarken Trieb in ſich fühlte, und welches anderen Leuten ſeines Standes gewöhnlich fremd bleibt. Was er einmal geleſen, das behielt er außerordentlich leicht und vollſtändig bei ſich; er war im Stande, den Inhalt eines geleſenen Buches Seite um Seite aus dem Gedächtniſſe herzuſagen, ohne einen Umſtand zu übergehen, ganze Abende hindurch konnte er eine Geſellſchaft durch Erzählungen unterhalten, die er ſehr ſchön vorzutragen wußte; unerſchöpflich war ſein Vorrath an paſſenden Erzählungen wie ſein Stoff zu ſonſtigen Unterhaltungen. Das Talent angenehm zu unterhalten, verbunden mit ſeiner ſtets heiteren Laune machte ihn zu einem ſehr geſuchten, überall willkommenen Mitgliede der Dorfgeſellſchaften.

Als der Knabe G. die Schuljahre hinter ſich hatte, wurde er, wie hier zu Lande die meiſten Kinder des Volkes, in eine Fabrik gegeben, wo er anfangs zu leichteren Verrichtungen verwendet wurde, bis er nach einigen Jahren als Spinner eintreten konnte. Wo er eines Buches habhaft werden konnte, da ergriff er es begierig und las es in ſeinen Freiſtunden durch, und für alles Geld, welches er von ſeinem nichts weniger als reichlichen Spinnerlohne über die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu erübrigen vermochte, ſchaffte er ſich ſelber Bücher an, vorzüglich beſchreibende und Geſchichtswerke, in welchen er an den Tagen, wo die Arbeit feierte, emſig ſtudirte. Aber auch an Arbeitstagen ſchaute er öfter hinein, als den Spinnmeiſtern und Fabrikherren lieb war, unterhielt auch wohl die anderen Arbeiter mit dem Inhalte derſelben, denn er konnte es unmöglich übers Herz bringen, ſo ſchöne Sachen, wie er in ſeinen Büchern fand, für ſich allein zu behalten. Ueberhaupt war G. kein Freund von anhaltender mechaniſcher Arbeit; das machte: er war zum Gelehrten und nicht zum Handarbeiter geboren. Konnte er dafür, daß ihn ſein Schickſal an die unrechte Stelle geſetzt? — Darnach fragte aber ſein Arbeitsherr gar nichts; ihm war mit der Gelehrſamkeit ſeines Arbeiters wenig gedient, denn er war gewohnt, ſeine Arbeiter nicht viel anders, als ſeine Maſchinen anzuſehen.

Aus dieſen Urſachen war das Verhältniß nicht immer beiderſeitig zufrieden-

ſtellend, und ſo kam es, daß unſer G. eines ſchönen Frühlingstages arbeitslos wurde; halb ward er entlaſſen, halb ging er freiwillig, die Zeit des Frühlings war ihm gerade recht zur Ausführung längſt gehegter Pläne; er wußte, daß die Welt nicht mit Brettern verſchlagen iſt, und war durchaus nicht willens, ſein ganzes Leben in der Fabrik zu verlieren.

Er ſchüttelte alſo den Staub von ſeinen Füßen und trat eine große Rundreiſe durch den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat an. Vom Rieſengebirge bis über die tyroler Alpen und bis in die Ebenen des Banates blieb kein merkwürdiger Ort von ihm unbeſucht, und indem er alſo alle Länder der Monarchie kreuz und quer nach den verſchiedenſten Richtungen durchzog, übte er nach Art der Handwerksburſchen die edle, vom Vater erlernte Kunſt des Fechtens allenthalben mit gutem Erfolge aus. Nur die beengte Wanderbewilligung hielt ihn innerhalb der Reichsgrenzen zurück.

Auf dieſer Reiſe bereicherte ſich G. mit geographiſchen, ethnographiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſen; beſonders im engeren Vaterlande Böhmen gibt es kein Schloß, keine alte Burg oder Ruine, über deren Beſchaffenheit und Geſchichte er nicht genaue Auskunft zu geben vermochte.

Nachdem er endlich ſeiner Reiſeluſt wenigſtens für eine Zeit lang Genüge gethan hatte und in ſeine Heimat zurückgekehrt war, wurde er in den Kreiſen ſeiner Bekanntſchaft noch lieber geſehen als vordem; denn er konnte nun ſeinen Erzählungen des Geleſenen und Gehörten auch die Schilderungen eigener Erlebniſſe und Anſchauungen beifügen. Bei jeder Streitfrage über irgend einen Gegenſtand des Wiſſens wurde G. zu Rathe gezogen, denn er galt in Sachen, welche über den heimiſchen Horizont hinausgingen, als Autorität.

Nothgedrungen mußte er jetzt eine alte Bekannte wieder aufſuchen, die er durchaus gerne vermißt und nach welcher er ſich nicht im geringſten zurückgeſehnt, nämlich die Spinnmaſchine. Dabei knüpfte er aber eine neue, deſto angenehmere Bekanntſchaft an mit einem Mädchen, welches er ohne vieles Bedenken über die Zukunft zum Weibe nahm. Die beiden jungen Leute hatten freilich Gelegenheit, fort und fort das Thema zu variiren: „Wenn wir auch nichts haben, ſind wir doch beiſammen"; aber ſie gedachten im Sinne des bibliſchen Troſtſpruches: „Derjenige, der die Vögel unter dem Himmel ſpeiſet, obgleich ſie nicht ſäen und ernten und in den Scheuern ſammeln, und der die Blumen auf dem Felde ſo ſchön kleidet, die doch nicht ſpinnen und weben, der wird auch uns nicht verderben laſſen, die wir mitſammen fleißig ſpinnen und weben." Die junge Frau G.'s war nämlich eine Weberin. In der Folge konnten ſie nach Rückert einander vorſingen:

„Du hatteſt kein Glück, und ich hatte keins;
Wir nahmen einander, nun haben wir eins.
Wo haben wir es denn hergenommen?
Es iſt vom Himmel auf uns gekommen."

Bei der Hochzeit dieſes armen Ehepaares ging es freilich nicht hoch her, ſondern es ging dabei recht ſtille zu. Ich kann mir nicht verſagen, bei dieſer Erinnerung ein wenig zu verweilen. Die Brautleute hatten keine vornehmen Verwandte und keine hohen Gönner, welche ihren Ehrentag verherrlichen konnten; doch aber, wenn auch keine reiche, ſo hatte G. einige gute, treugeſinnte Freunde, die ſich unter einander verabredeten, eine luſtige Nachhochzeit zu improviſiren.

Sämmtliche Kameradſchaft machte ſich am Abend des Hochzeittages, als ſchon Alles vorüber ſein ſollte, auf und erſchien unerwartet in dem einſamen Stübchen der Neuvermälten. Dabei war der Tiſchler J. W., in deſſen Hauſe im Jahre 1848 die Neuwalder Lichtfreunde ihre Verſammlungen hiel-

ten; der Weber A. W., der in der Reaktionsperiode (1851) europamüde ward und nach Texas auswanderte, in der neuen Welt die abenteuerlichsten Schicksale erfuhr, einmal bis Kalifornien vordrang und dort unter die Goldgräber ging, bald reich und bald wieder arm wurde, nach einander vielerlei Geschäfte trieb und (während des Krieges gegen die Sklavenstaaten) statt des Weberschiffes im Golf von Mexiko Seeschiffe kreuzen ließ; der Maurer W. P., welcher ebenfalls auswanderte, um in St. Louis seinen vorangegangenen Bruder F. P. (meinen ehemaligen Schulkameraden) aufzusuchen; der Spinner H., der es bis zum Spinnmeister brachte, darüber jedoch übermüthig ward, sein Glück mit Füßen von sich stieß und, indem er sich neben der Lesesucht auch der Trunksucht ergab, endlich verlumpte; der Hochzeitbitter A. H., die Hauptperson dieser lustigen Bande, ein Erzspaßmacher von Momus Gnaden, der nur auf der Welt zu sein schien, um Heiterkeit um sich her zu verbreiten. O dieser Hochzeitbitter, der gleich einem vollkommenen Schauspieler sein Angesicht hundertfach verändern und verstellen, besonders außerordentlich in die Länge ziehen konnte, wer den hätte abzeichnen können in seiner langen Figur, wie er mit der ernstesten Miene die lustigsten Sachen vorbringt, der würde ein treffliches Charakterbild geliefert haben.

Hinter diesen ungeladenen Hochzeitgästen hockte ein Träger mit einem Korbe auf dem Rücken, welcher mit lauter „hochzeitlichen Ehrengeschenken" für die Braut angefüllt war — Haus- und Wirthschaftsgeräthschaften, die aus Holz, Pappe u. dgl. nachgeahmt waren.

Dieser Träger aber spielte den Tölpel, und wie er seine Siebensachen auskramte, ließ er einen Gegenstand um den anderen zu Boden fallen, oder zerbrach ihn durch absichtliches Versehen, so daß der Hochzeitbitter der getäuschten Braut nichts als eitel Scherben und Bruchstücke präsentiren konnte, worüber er sich in Scheltworten und Drohungen gegen den Träger ergoß.

Als dieser nun vollends das Kapitalstück aller Präsente, einen großen Spiegel aus Silberpapier, mit Kiefernrinde eingerahmt — zu Boden fallen ließ, so daß derselbe — zwar nicht in Scherben, aber doch in Stücke zerbrach — da konnte Meister Plampatsch seinen Zorn nicht mehr meistern, er ergriff sein spanisches Rohr, zerarbeitete damit unbarmherzig den ausgestopften Buckel des unglücklichen Trägers und spedirte ihn endlich unter großem Geheul „eichelganz" zur Thür hinaus.

Nachdem der erboste Hochzeitbitter besänftiget, und die Ruhe wieder hergestellt war, begann ein neuer Akt des Spiels. Eine Afterbraut erschien mit einem ausgestopften Balge als Wickelkind und begann den Bräutigam aufs Aergste zu quälen, indem sie bald jammernd die Hände rang über dessen angebliche Untreue, bald wieder in verzweifelter Wuth fürchterliche Drohungen ausstieß, bis sie endlich mit einem großen Versprechen abgefunden und zum Weichen gebracht wurde.

Kaum war dieses Ungewitter an dem geplagten Bräutigam vorübergezogen, als er schon wieder von einem neuen Unglücke betroffen wurde. Ueber dem Streite mit der falschen Braut hatte man ihm die ächte gestohlen, und es kostete ihn viel gute Worte und schweres Lösegeld — zahlbar, wenn die Letzten von Prag kommen — sie ausgeliefert zu erhalten.

Als hierauf das „Kappen" der Braut vollzogen war, wobei der Hochzeitbitter unter vielen komischen Ceremonien und kauderwälschen Orationen, in welchen bloß einzelne zweideutige, auf den Braut- und Ehestand bezügliche Worte verständlich waren, der Braut feierlich eine altmodische Frauenkappe auf das Haupt setzte, womit dieselbe nun förmlich in den Stand der Frauen aufgenommen war: zog die ganze Gesellschaft hinüber in die „Großstube", das Wohnzimmer

des Hauswirthes, wo ein Spielmann mit einer Handharmonika sofort die Musik zum Hochzeitsballe anstimmte. Dieser wurde nunmehr mit Beihilfe der mittlerweile herbeigekommenen tanzlustigen Frauen und Schwestern der männlichen Hochzeitgäste fröhlich abgehalten und dauerte die ganze Nacht durch.

So konnte doch dieses arme Brautpaar auch etwas von seiner Hochzeit erzählen.

Ein Segen wird solchen armen Verbindungen gewöhnlich in reichem Maße zu Theil, nämlich der Kindersegen. Arme haben die Kinder, Reiche die Rinder, sagt ein Sprichwort; aber was bei vermöglichen Leuten Gegenstand der Beglückwünschung ist, das möchte man den Armen lieber zum Vorwurfe machen. Eine Pathenstelle, beim Kinde des Reichen als Ehre betrachtet, wird bei einem armen Kinde gewöhnlich nur mit Unmuth angenommen; zuweilen geschieht es gar, daß der Gevatterbrief den Eltern uneröffnet zurückgeschickt wird.

Solcher Zurücksetzung wollte sich unser G. nicht aussetzen, auch Niemandem mit einem unerwünschten Ansinnen beschwerlich fallen, dazu hatte er zu viel Selbstgefühl. Darum wollte er seine erste Kindtaufe gerade so still und einfach begehen, wie er seine Hochzeit eingerichtet hatte. Aber auch hier wurde sein bescheidener Plan von seinen Freunden durchkreuzt, indem sie dieselbe unverhoffte Intervention ausführten, wie bei der Hochzeit.

Alle kamen sie an dem Abende nach der Kindestaufe sammt ihren Ehehälften als freiwillige Gevattersleute angezogen; auch brachte ein Jedes von ihnen ein Pathengeschenk mit; war's nicht viel, so war es wenig — ein Pfennig, in viele Brieflein sorgfältig eingepackt und versiegelt — den Eines wie das Andere unter den besten Glückwünschen der Kindesmutter in die Hand drückte.

Verlegen stand unterdessen der arme Schlucker von Kindesvater in einem Winkel, denn er hatte weder etwas zu brechen noch zu beißen, um diese unerwarteten Gäste geziemend bewirthen zu können. Die klugen Frauen jedoch hatten für diesen Fall fürgesorgt; jede von ihnen hatte nämlich eine Spende an Lebensmitteln mitgebracht: die Eine Kaffee, die Andere Zucker, die Dritte Milch, die Vierte Gebäck u. s. w. So war alle Zubehör zu einem gehörigen Kindtaufschmause zusammengesteuert und in aller Stille der Hauswirthin zur Zubereitung übergeben worden. Während der Kindesvater in seinem Schmollwinkel tiefsinnig grübelte über das evangelische Wunder der Speisung von 5000 Menschen mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen und über die Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Kana, glaubte er selber ein blaues Wunder wahrzunehmen, da er die Kaffeemühle rasseln, das Feuer im Ofen knistern hörte und alle Vorbereitungen zu einer ordentlichen „Taufgeibe" anstellen sah.

Ein Hansel aus der Gesellschaft, der bei dieser Gelegenheit in Hans umgetauft wurde, mußte für diesen Aktus die übliche Gebühr erlegen, für welches Geld aus der Schänke Getränke herbeigeholt wurden.

Also wurde die erste Kindtaufe G's. sehr fröhlich gefeiert.

Die beiden jungen Eheleute hatten in gewöhnlichen Zeiten ihr bescheidenes Auskommen und führten miteinander ein zufriedenes und glückliches Leben. Aber die Zeiten der Noth, wo das Brot theurer und die Arbeit wohlfeiler wird, sie blieben nicht aus, und im Hungerjahre 1847 mußte G. nothgedrungen seinen Rottek in Versatz geben, um Geld auf Brot zu erhalten, welches durch alle Arbeit nicht hinreichend zu gewinnen war. Nun sind aber die Leute, welche geneigt sind, auf Bücher etwas zu borgen, hier zu Lande sehr selten; indessen war G. doch so glücklich, einen Freund zu treffen, der das dargebotene Pfand wie das Schärflein der armen Witwe nach dem Werthe schätzte, den es in den Augen des Eigenthümers hatte, und in Betrachtung von dessen edler Liebhaberei, selbst auf die Gefahr der Unmöglichkeit einer Einlösung, die angespro-

chenen acht Gulden bereitwillig auf dieſen Schatz des Armen borgte, welche indeſſen bei der erſten Thunlichkeit redlich erſtattet wurden.

Die Spinnmaſchine war aber für G. (oder er für die Spinnmaſchine) ſo wenig gemacht, daß er derſelben endlich ſpinnefeind wurde. Allmälig reifte der Entſchluß in ihm, noch einmal den Wanderſtab zu ergreifen, um womöglich anderwärts einen Platz mit ſeiner Neigung beſſer zuſagenden Exiſtenzmitteln aufzufinden.

Er nahm Abſchied von Weib und Kind und ließ geraume Zeit nichts von ſich hören. Unter dem Gefühl vollſtändiger Freiheit ſchweifte er abermals weit und breit herum; in der That hatte kein großer Güterbeſitzer, kein König dieſelbe Willkür in der Wahl ſeines Wohnortes wie dieſer Arme, der nicht hatte, wohin er ſein Haupt legen konnte.

In einer größeren, herrlich gelegenen Stadt des Alpenlandes kam ihm der Ausſpruch Petri ein: Hier iſt gut Hütten bauen, und er wendete ſeine Schritte heimwärts, um ſein Weib und Kind dorthin zu überſiedeln. Er ſchaffte für dieſen Zweck eine eigene Equipage an, nämlich ein Handwäglein, worauf die beiden Eheleute ihr Kind nebſt ihren geringen Habſeligkeiten aufluden, und eines um das andere ſich vorſpannte. Alſo zogen ſie fürbaß den 80 Meilen langen Weg zur neuen Heimat; hätten ſie ſtatt des Karren ein Eſelein gehabt, ihre Reiſe hätte Aehnlichkeit gehabt mit St. Mariä und Joſephs Reiſe nach Egyptenland, denn auch dieſe armen Eltern hießen Maria und Joſeph.

Am Ziele angekommen, etablirte G. ſofort ein Handelsgeſchäft. — Ein Handelsgeſchäft der mittelloſe fremde Ankömmling in der großen Stadt; wie war das möglich? — Gerade heraus geſagt, er wurde Lumpenſammler; aber ſelber kein Lump, wie doch Viele ſind, die da Schätze ſammeln.

Die liebe Armuth, ſeine ſtete Genoſſin in der alten Heimath, ſeine Begleiterin auf allen Reiſen, blieb ihm freilich auch im neuen Wohnorte getreu; aber dabei fand er hier die Zufriedenheit, die mancher Reiche zeitlebens vermißt. Die öfteren kleinen Reiſen oder das Herumvagiren, wenn man es ſo nennen will, welche mit ſeinem Geſchäfte verbunden waren, die waren ſeiner Natur viel mehr angemeſſen, als der langweilige, nunmehr glücklich überwundene Standpunkt bei der verhaßten Spinnmaſchine. Er war nunmehr ſelber Herr über ſeine Thätigkeit, ſah und erfuhr viel, fand auch genug Leute, die ſeinen Erzählungen gerne zuhörten, hatte Gelegenheit, ſich von den Zeitverhältniſſen zu unterrichten und ſeine Fortbildung zu befördern, da ihm Zeitungen und andere Bildungsmittel zu Gebote ſtanden, die er in ſeinem früheren Dorfleben faſt gänzlich entbehren mußte. In der That iſt er ein eifriger Politiker, und hat in derlei Fragen ein richtigeres Urtheil, als mancher Zeitungsſchreiber oder gar mancher Regierungsmann.

G. treibt nebenbei manch anderen Kleinhandel, führt genaue Rechnung über ſeine Einnahmen und Ausgaben und lebt, wie geſagt, bei ſeiner Genügſamkeit ſo zufrieden, wie weiland Diogenes in ſeiner Tonne.

Von anderen Perſonen, mit denen mich das Bücherweſen in Berührung brachte, will ich nur einige noch kurz anführen.

Der Lehrer Appelt muß als ein beſonders intelligenter und gebildeter Mann bezeichnet werden. Er war es, der mir wie ſchon geſagt Meyer's Groſchenbibliothek und damit ſo viel klaſſiſche Werke zubrachte, und mit ihm habe ich manche Stunde wiſſenſchaftlicher Unterhaltung verbracht.

Der Bäcker Joſef Hübner in Dörfel war ſo beleſen und ſo ſehr von wiſſenſchaftlichem Geiſte erfüllt, wie Leute ſeines Standes ſelten getroffen werden; dabei hat dieſer Mann in hohem Grade die Gabe allezeit ſchlagfertigen Witzes und verſteht einen guten Styl zu ſchreiben.

Der Gürtlermeiſter F. Rößler in Gablonz, ein Mann nach der Art von Zſchokke's Meiſter Jordan, wurde mir erſt in ſpäteren Jahren durch einen Geſchäftsfreund bekannt. Wir Beide erkannten uns nach kurzem Umgange als im Geiſte verwandt, wurden alsbald die beſten Freunde, und unſer gegenſeitiges Verhältniß geſtaltete ſich ſo innig, wie es ſonſt nur in ſeltenen Fällen in vertrauensvoller Jugendzeit zu entſtehen pflegt. Im Umgange mit Rößler fand mein Bedürfniß jeiner wahren, innigen Herzensfreundſchaft die meiſte Befriedigung. Nebſt dem edlen Charakter dieſes Mannes zog mich beſonders ſeine mit der meinigen übereinſtimmende Neigung zu bildender Lektüre zu ihm hin.

Nicht der Letzte, obgleich hier zuletzt angeführt, unter meinen literariſchen Freunden war der Werkmeiſter Joſeph Kratzert in der nachbarlichen Fabrik des Philipp Schmidt, ein vielerfahrener, kenntnißreicher Mann, welcher neben ſeiner außerordentlich angeſtrengten Berufsfähigkeit noch Zeit zur geiſtigen Fortbildung durch gute Schriften zu gewinnen ſuchte und ſeine Erholung in guter Lektüre fand. Die Beziehung zu ihm war mir ſehr genußreich und wohlthuend. Wie ich, hatte auch Kratzert nur eine ſehr mangelhafte Schulbildung genoſſen.

Das Revolutionsjahr 1848.

Ein neuer Abſchnitt meines Lebens begann mit dem merkwürdigen Jahre 1848, welches mit dem Umſturze der politiſchen auch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe gewaltig umrührte und, indem es manchen Hochgeſtellten zum Falle brachte, auch manchen Niedrigen aus der Verborgenheit hervorzog und zu verdientem oder unverdientem Anſehen brachte.

Der Zündſtoff der Unzufriedenheit, der ſich durch langjährige Mißregierungen aufgehäuft, wurde durch das Hungerjahr 1847, welches uns die ſchrecklichſte Noth vor Augen rückte, geladen und zu dem im nächſten Frühjahre das halbe Europa erſchütternden Ausbruche vorbereitet.

Auch unſer Oeſterreich wurde ganz unerwartet in den Strudel der Revolution hineingezogen. Dieſer ſtärkſte Hort aller Reaktion, von Kaiſer Franz und Metternich vermeintlich für immerwährende Dauer befeſtiget, brach von dem erſten revolutionären Stoße morſch zuſammen. Jene, die in blinder Vermeſſenheit die Welt zum Stillſtande bringen wollten, ſie mußten mit Entſetzen fliehen vor dem gewaltigen Schwunge des mühſam für einige Zeit gehemmten Zeitenrades, wollten ſie nicht ganz und gar von ihm zermalmt werden.

Ich wurde in große Spannung verſetzt durch die Nachricht von der Februar-Revolution und deren Fortpflanzung auf deutſchem Boden. Die von der Angſt des böſen Gewiſſens abgedrungenen Zugeſtändniſſe der Fürſten an die Völker las ich in jedem Zeitungsblatte mit großer Genugthuung für mein Verlangen nach Freiheit; aber von unſerer landesväterlichen Regierung hatte ich bei alledem keine erwartet; da brachte mir und allen Freiheitsfreunden die Kunde von der gelungenen Märzrevolution in Wien die freudigſte Ueberraſchung.

„Iſt es wahr, was mir begegnet,
Oder Traum, der mich bethört?
Wie er oft den Armen ſegnet,
Und ihm gold'ne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerſtört."

Nach den großen Erfolgen des erſten Anlaufes dieſer Revolution glaubte ich das Heil der Welt angebrochen für immerdar, die Knechtſchaft und alle damit

verbundenen Uebel gebrochen, Freiheit und Gerechtigkeit zum entschiedenen Siege gelangt für alle Zeiten.

Mit welcher Wonne im Herzen eilte ich in den schönen Märztagen jenes auch von der Natur begünstigten Frühlings — eines wahren Völkerfrühlings — zur Stadt, um den alldort zur Feier der neuen Aera veranstalteten Festlichkeiten beizuwohnen; jeden Theilnehmer hätte man da als gleichbegeisterten Gesinnungsgenossen brüderlich umarmen mögen!

In der Zeit ward ich — bisher wenig bekannt und wenig beachtet — aus meiner Verborgenheit einigermaßen hervorgezogen. Halb drängte mich das Verlangen nach Mittheilung bei so wichtigen Zeitereignissen hinaus in Gesellschaften, die ich früher nicht aufgesucht, halb zog man mich dahin und nahm mich gleichsam mit offenen Armen auf.

Die politische Bildung unseres Volkes war natürlich gleich Null, und das Verständniß der Zeitereignisse daher sehr unvollkommen. Die Wenigsten wußten, was die Stichworte jener Tage: Konstitution, Preßfreiheit, Nationalgarde u. s. w. für eine Bedeutung haben; für Preßfreiheit hätten Manche am liebsten Eßfreiheit gesetzt, das heißt: überall freie Zehrung; das Wort Freiheit freilich das hatte überall einen guten Klang, und Jeder wußte es zu seinem Besten auszulegen. Das Dasein Metternichs wurde vielen erst mit der Nachricht von seiner Flucht bekannt, man hörte ihn auch im Volke mit komischer Namensverwechslung Schmetterling nennen. Aber recht gut fand man sich darein, ihn zum Sündenbocke zu machen für alles Uebel, welches auf Oesterreich lastete. „Der böse Schmetterling ist ausgeflogen, nun wirds besser werden." — Bald gewahrte man mit Verwunderung, daß ich, der Träumer, in den Tagesfragen den besten Bescheid wußte, und von nun an galt bei politischen Diskussionen mein Votum als entscheidend. Wo in hiesigen Gemeinden eine Berathung, eine Zusammenkunft von Vertrauensmännern, eine Wahlversammlung u. s. w. gehalten wurde, da mußte ich jedesmal dabei sein.

Einige bildungseifrige junge Männer standen zu mir, darunter der Lehrer Appelt, der Bäcker Hübner aus Dörfel, mein Schwager Joseph Möller, der Werkmeister Kratzert, der später nach Texas ausgewanderte August Wagner, der Student Gerhard Hopf. Wir bildeten eine Art politischen Klub, welcher zeitweilig beim Dorfrichter Anton Schäfer in Maffersdorf zusammenkam. Schäfer war eines der eifrigsten Mitglieder dieses Klub's, ausgezeichnet durch Geist, Kenntnisse und Energie.

Als ich eines Abends mit Appelt aus einer solchen Zusammenkunft nach Hause ging, sprach ich zu ihm die geflügelten Worte: „Laß uns einen Verein gründen, welcher seine Versammlungen regelmäßig abhält, um sich durch Gespräche und Vorlesungen aus gemeinschaftlich angeschafften Zeitschriften und nützlichen Büchern zu unterhalten und zu belehren." — Gesagt, gethan; schon bei der nächsten Zusammenkunft wurde der Statuten-Entwurf eingeleitet, und die Organisation des Maffersdorfer politischen Lesevereins verabredet, welcher alle Donnerstage seine Sitzungen hielt und vom Mai 1848 bis zum März 1849 seine Rolle spielte. Appelt wurde zum Obmann, Schäfer zum Vize-Obmann, ich zum Schriftführer erwählt.

So thaten wir uns zu, von dem durch die Revolution freigegebenen Vereinsrecht faktisch Besitz zu ergreifen. Auch anderwärts geschah dieses, und es entstanden in Deutschböhmen zur Wahrung konstitutioneller Rechte und zur Abwehr tschechischer Uebergriffe an vielen Orten konstitutionelle Vereine, die sich untereinander in Verbindung setzten und Kongresse zu Teplitz und Eger abhielten, auf welch ersterem der Reichenberger konstitutionelle Verein zum Centralverein aller deutschböhmischen Vereine erklärt wurde. Von diesem Cen-

tralverein erhielt unſer Maffersdorfer Verein die Einladung, mit ihm in Verbindung zu treten, welcher auch durch Korreſpondenz und abgeordnete Vertrauensmänner zu den Sitzungen des Centralvereines entſprochen wurde.

Unſer Verein umfaßte alſo die freiſinnigen und bildungseifrigen Männer des Thales; es war ein Klub eifrigſter Demokraten, von denen jeder gern das Seinige zur Weltverbeſſerung beigetragen hätte, und gut wäre es, wenn die Bewegungspartei ſtets nur aus ſo aufrichtigen und gutartigen Elementen beſtanden hätte. Was man auch in reiferen Jahren an dem damaligen Treiben und Träumen zu belächeln findet, ſo wird man dennoch um Vieles nicht die Erinnerung an jene Zeit ſchwärmeriſcher Begeiſterung für Freiheit und Menſchenwohl vermiſſen wollen.

Indeſſen gab es auch in unſeren Ortſchaften einige Anbeter des alten Syſtems, welche ſich bemühten, eine Gegenpartei zu bilden, indem ſie das Streben des Vereins zu verdächtigen ſuchten. Andere, in alten Anſchauungen verknöchert, ſahen ſcheel und mißmuthig auf das bewegte Treiben der Fortſchrittler, ohne etwas dagegen zu thun, als daß ſie ihrem Unmuth in Worten Luft machten; ſo der alte Schullehrer Gottfried Piſchelt, der es nicht verſchmerzen konnte, daß ſein „Schulgehilf" Appelt zum Obmann erhoben wurde und beſonders über den aufkeimenden Schnurrbart desſelben ſehr entrüſtet war. Die bedächtigeren Vereinsmitglieder mußten ihr ganzes Anſehen aufbieten, um die Aufführung von den damals ſehr beliebten Konzerten der Katzenmuſiken zu verhindern, die von einigen Hitzköpfen gegen die Fortſchrittsfeinde in Vorſchlag gebracht wurden.

Unter den Volksrechten, welche in den Märztagen des Jahres 1848 im Sturme erobert wurden, war auch die Volksbewaffnung.

So ſehr ich dem Soldatenweſen feind war, ſo heilig hielt ich die Pflicht jedes Bürgers, mannhaft einzuſtehen für ſeines Volkes Rechte.

Hätten mich nicht Familienbande gefeſſelt, mein Platz wäre jenerzeit unter den Freiwilligen in Schleswig-Holſtein geweſen, die aus allen deutſchen Gauen hinzogen, um die meerumſchlungenen deutſchen Brüder von ihren däniſchen Peinigern zu erlöſen.

Das Spiel mit Schießgewehren gehörte durchaus nicht zu meinen Liebhabereien; die beſtehenden Schützenbrüderſchaften unſerer Städte erſchienen mir mehr ſpießbürgerlich als freibürgerlich, aber für die Nationalgarde war ich ganz begeiſtert.

Die Nationalgarde, welche gleich in den Märztagen in Reichenberg und dann auch in Gablonz ſich organiſirte, erweckte in mir das Verlangen, an dieſer Inſtitution des freien Staates mich zu betheiligen, und ich war ſchon halb und halb entſchloſſen, meinen Eintritt in die Gablonzer Volkswehr anzumelden, als Freund Schäfer die Errichtung einer eigenen Garde in Maffersdorf vorſchlug, welche Idee von mir eifrig unterſtützt wurde und auch alsbald zur Ausführung kam.

Der Müller Franz Gürtler wurde Ehrenhalber zum Hauptmanne der Kompagnie erwählt, aus welcher unſere Garde beſtand; Schäfer aber wurde der tapfere Oberlieutenant und eigentlich faktiſche Kommandant derſelben; auch meine Wenigkeit erhielt eine Lieutenantsſtelle.

Ich war in jener Zeit ganz Bürgerwehrmann und verſäumte keine der vielen Exerzier-Uebungen. In der That ſah man an Sonntag-Nachmittagen und unter der Woche nach dem Feierabend auf allen Feldern exerziren, marſchiren und kommandiren; dem Mangel an Schießgewehren wurde einſtweilen durch Holzprügel abgeholfen, in Form von Flinten geſchnitten und ſchwarz angeſtrichen, woran die Mannſchaft alle Handgriffe bis aufs Losdrücken einüben konnte.

Auch in Proſchwitz wurde, angefeuert durch unſer Beiſpiel, eine eigene

Kompagnie Nationalgarde errichtet, welche bei Uebungsmärschen und Manövern gewöhnlich mit der unsrigen zusammenstieß, wodann nach überstandenen Strapazen auch tapfer mit den Gläsern angestoßen wurde. Auch den Abrichter, einen ausgedienten Unteroffizier, hatten wir mit den Proschwitzer Waffenbrüdern gemeinschaftlich.

Auch in anderen Dörfern der Umgegend hatten sich Volkswehren gebildet, die stärkste, bestgeübte, bewaffnete und uniformirte in Langenbruck, allwo die Weberei, das Hauptgeschäft des Ortes, wegen des starken Bedarfes der im Felde stehenden Armee an Zwilch und Linnen eben einen starken Aufschwung nahm.

Welches waren aber die Thaten unserer kriegerischen Kohorte während ihrer ephemeren Existenz? Außer den gewöhnlichen Uebungen, Märschen und Manövern bestanden selbige in der Begleitung des verstorbenen Gardisten Franz Hopf mit kriegerischen Ehren zu seiner letzten Ruhestatt, aus einer solennen Kirchenparade am Frohnleichnamsfeste 1848, wo beim Gottesdienste die üblichen Salven mit Präzision abgedonnert wurden, und aus der exemplarischen Abstrafung eines ausgedienten Militärs vor der Front der ganzen Mannschaft, (nämlich durch einen Verweis des Kommandirenden), weil jener sich erfrecht hatte, die junge Garde zu verspotten und zu lästern.

Ist mithin Alles ohne Blutvergießen abgelaufen, so ist die Maffersdorfer Garde doch nicht ohne allen Ruhm vom Schauplatze abgetreten. Ein Vorfall, wie jene bewegte Zeit ihn leicht bringen konnte, liefert den Beweis, daß hier die Aufgabe der Nationalgarde begriffen wurde und vorkommenden Falls erfüllt worden wäre.

Am Pfingstaufstande in Prag, dessen Kanonendonner bis bei uns hörbar war, waren bekanntlich auch einige Adelige betheiligt. Das vergrößernde und entstellende Gerücht nannte darunter Namen, deren Träger gar nichts dabei zu schaffen gehabt; denn das Unwahrscheinliche war in dieser neuen romantischen Zeit glaublicher als bei gewöhnlichen Zeitläuften. Da wollte man von dem und jenem Herrschaftsbesitzer wissen, daß er geächtet sei und flüchtig herumirre wie wailand seine Vorgänger vor 200 Jahren, und seine Städte und Schlösser, seine Wälder und Felder so wenig als Jene jemals wiedersehen werde. Unter diesen Geächteten wurde auch Fürst Rohan genannt; wer weiß, ob der im Volke bekannte Emigrantencharakter dieses Geschlechtes hiezu Veranlassung gegeben hatte.

Obgleich nun jenerzeit hier wenig Exzesse und Eigenthumsverletzungen vorkamen, da jeder Arme hoffnungsreich lebte, so war doch ein vermeintlich herrenloses Gut, wie die Herrschaftswaldungen eine gar zu lockende Versuchung für Leute, deren Verdienst kaum auf Brot, viel weniger auf Holz ausreichte, zumal der Wald von Vielen noch am liebsten als Gemeingut angesehen wurde. Man ging also ohne weiters in die herrschaftlichen Reviere, um sich bei dieser guten Gelegenheit das Winterholz einzutragen, da die Arbeit in den Fabriken eben nicht sehr häufig und dringend war. Erst gingen die Leute einzeln, dann in Rotten, endlich nahmen manche gar Karren mit, um mehr fortzubringen. Das Aufsichtspersonal, Förster und Heger, hatte allzumal den Kopf verloren, manche wußten selber nicht, was sie von der Sache glauben sollten, ob nicht ihr Herr auch seinen Kopf verlieren könne? Niemand machte einen Versuch, den überhand nehmenden Frevel zu hindern.

Das Beispiel steckt an, und so kam es, daß auch eine Anzahl Proletarier aus unserem Maffersdorf am naheliegenden herrschaftlichen Walde sich vergriffen und darin mit den Jerschmanitzern und Langenbruckern einen Schaden anrichteten, welcher nachher auf 700 fl. geschätzt wurde.

Als die Kunde von diesem Unwesen im Dorfe ruchbar ward, erkannte der Richter, resp. Garde-Oberlieutenant Schäfer sogleich seine Pflicht, bot schnell eine

Anzahl der nächsten Gardisten auf, marschirte mit ihnen zum Walde, aus dem nun das Gesindel mit leichter Mühe vertrieben ward.

Damit war jedoch die Sache nicht ganz abgethan und hätte beinahe üble Folgen für unsere Ortschaften nach sich gezogen. Der Vorfall mochte, wie gewöhnlich, sehr übertrieben worden sein, und die erschrockenen Behörden ordneten alsbald eine Untersuchung an; aber nur nach vorsichtigen Erkundigungen wagte der betreffende Kreiskommissär aus Jungbunzlau, auf dem Schauplatze der vermeintlichen Rebellion zu erscheinen, und nur auf die beruhigendsten Versicherungen der Gemeindevorstände unterblieb die angedrohte militärische Besetzung. — Bei dem gegen Diebstahl und Raub eingeleiteten gerichtlichen Verfahren wurden einige jener Missethäter (in Betracht der Zeitverhältnisse nicht besonders hart) bestraft. Dabei fand das pflichtgemäße Verhalten unseres Ortsvorstandes und der Garde volle Anerkennung. In einer kreisämtlichen Zuschrift vom 11. Juli 1848 wurde gesagt: daß eine militärische Besetzung der Gegend und Verkündigung des Standrechtes wegen Störung der Ordnung nur im Vertrauen auf den bekannten und so eben bewährten gesetzlichen Sinn bei der großen Mehrheit der Bewohner unterbleiben könne; die Nationalgarde aber wurde ermuntert, in allen Fällen mit gleichem Pflichtgefühl zu handeln und die Behörden nebst dem Forstpersonale in jeder Weise zu unterstützen.

Einen weniger rühmlichen Ausgang nahm die patriotisch gemeinte That der Reichenauer Nationalgarde. Mit der falschen Kunde von dem Hochverrath und der Vogelfrei-Erklärung des Fürsten Rohan verbreitete sich alldort das Gerücht, derselbe habe bei seinem Förster in Gutbrunn Zuflucht gesucht und halte sich im dortigen Forsthause verborgen. Der bucklige Student M., welcher in jener allgemeinen Ferialzeit von der Universität Prag in seinen Heimatsort zurückgekehrt war, hier eine Charge in der Nationalgarde bekleidete und auf allen Wegen und Stegen einen langen Säbel mit sich herumschleppte, entflammte in feuriger Rede sein ganzes Korps, daß die gesammte Mannschaft mit Schwertern und Spießen auszog gegen Gutbrunn, um alldort den landesverrätherischen Fürsten zu fahen, bevor es ihm gelänge landesflüchtig zu werden. Also wollte man sich den angeblich auf seinen Kopf gesetzten Preis von 30.000 fl. und zugleich auch den Dank des Vaterlandes verdienen.

Das Forsthaus wurde rings umzingelt und in allen Ecken und Enden genau durchsucht; allein nirgends war eine Spur vom Fürsten zu erspähen, und mißmuthig über den schlechten Erfolg ihrer Unternehmung mußte die patriotische Schaar leer wieder abziehen. Ja, zur Schande hatte sie wie gewöhnlich noch den Schaden; denn einige Rädelsführer wurden nachher eingezogen und für ihren unzeitigen Eifer je mit einigen Tagen Arrest bestraft.

Jene Vorgänge folgten, wie gesagt, auf den Prager Pfingstaufstand, eines der vielen Ereignisse, welche die Revolution verdarben. Die gehobene, hoffnungsreiche Stimmung, welche im Anfange derselben alles Volk beherrschte, wurde bei uns zuerst gedämpft durch beunruhigende Gerüchte von Arbeiter-Exzessen, welche nach dem in großen Städten gegebenen Beispiele sich in unsere Industriegegend fortpflanzen sollten. Unbestimmte Nachrichten von Zusammenrottungen der Weber von Rochlitz und weiter am Riesengebirge hin, wo sie in hellen Haufen die Fabriken stürmen, die Maschinen zertrümmern sollten, erschreckten einen Theil der hiesigen Bevölkerung. In den Pfeiferischen und Herzigschen Fabriken in Gablonz, Neuwald und Grünwald wurden Vertheidigungsanstalten getroffen, Spieße geschmiedet, um mit diesen und anderen improvisirten Waffen die Arbeiter wehrhaft zu machen, die indeß vorkommenden Falls ihre Posten schwerlich mit großer Ausdauer behauptet haben würden. Zum Glücke war Alles nur blinder Lärm; nachdem man mehre Tage in banger Erwartung hingebracht, kam die ge-

wisse Nachricht, daß die Rochlitzer Weber, fern von rebellischen Gedanken, ruhig wie immer an ihren Stühlen saßen und emsig ihr Schifflein hin und her schoben. In der That hatten die Weber des Gebirges die weltbekannte Geduld ihres Standes auch in dieser Zeit der Versuchung bewährt.

Ernsthafter als jene hohlen Gerüchte waren die Anfeindungen zwischen Deutschen und Tschechen, welche hauptsächlich in Prag ihren Anfang nahmen. Die Tschechen schoben den Druck, den sie hinsichtlich ihrer Sprache und Nationalität von der vormärzlichen Regierung erlitten zu haben vermeinten, auf ihre deutschen Landsleute, und die tschechischen Ultra's versuchten das Volk, welches friedlich und verträglich mit den deutschen Nachbarn zu verkehren gewohnt war, zu fanatischem Deutschenhaße aufzustacheln. Der Tschechen sei das Land; die Deutschen seien Eindringlinge, welche dasselbe meiden oder sich tschechisiren lassen sollten. Deutsche Abzeichen waren in ultratschechischen Kreisen ein Gräuel, und selbst die deutsche Sprache war dort gleichsam geächtet. Bei alledem hatten noch die größten Uebertreibungen ihr arges Spiel.

Verschiedene Organe der tschechischen Presse überboten sich in Angriffen und Schmähungen auf das Deutschthum, was indessen die Deutschen nicht belästigte, da sie dieselben nicht lasen. Da griffen die tschechischen Parteiführer zu einem recht perfiden Mittel; sie gründeten Zeitschriften, in denen die deutsche Sprache zur Herabwürdigung deutschen Wesens mißbraucht wurde. Sie hingen den demokratischen Schafpelz um, die deutsche freigesinnte Bevölkerung damit zu ködern und unter diesem Deckmantel ihre tschechischer Tendenzen einzuschmuggeln.

Dieses Manöver schien auch in der That zu gelingen; namentlich wurde in hiesiger Gegend ein Prager Wochenblatt, der Freund des Volkes (unter der Redaktion Hickel's), welches dieser Richtung angehörte, anfänglich recht beifällig aufgenommen. Als aber dieser falsche Freund des Volkes nach und nach seine demokratische Maske fallen ließ und eine fanatische Fratze zeigte, wandte man sich mit Abscheu von ihm. Ich selber konnte in meiner deutschen Gesinnung die tschechischen Lästerungen deutschem Wesens nicht verschmerzen und sendete einmal eine abwehrende Zuschrift an die Redaktion des Tschechenblattes, ohne jedoch dieselbe abgedruckt oder beantwortet zu finden.

Bei diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die Deutschen trotz ihrer beispiellosen nationalen Toleranz bald zu energischem Widerstande sich ermannten. Im Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit mit der großen deutschen Nation wollten die Deutschböhmen nicht geduldig die Schmach auf sich nehmen, von einer kleinen Nation terrorisirt zu werden. So entstanden die Vereine zur Wahrung deutscher Nationalität und konstitutioneller Rechte, deren oben schon gedacht wurde. Wo die Angriffe am heftigsten, war die Abwehr am kräftigsten, so in der Hauptstadt Prag und in den nationalen Scheide- und Mischbezirken des Landes.

Die deutsche Presse that das Ihrige in dem Kampfe gegen die sich feindlich stellende Nation. Neue Zeitschriften entstanden in Menge unter der Aegide der jungen Preßfreiheit als ein Bedürfniß jener bewegten Zeit. Eine Stadt wie Reichenberg konnte nun auch nicht mehr länger ohne Lokalblatt sein, und so entstand aus dem dürftigen Reichenberger Anzeigeblatt, welchem alle Politik verpönt gewesen war, unter Anschiringer's Redaktion der Reichenberger Wochenbericht, dessen erste Nummer am 1. April 1848 ausgegeben wurde.

In dem Streite zwischen Deutschen und Tschechen stand ich natürlich entschieden auf deutscher Seite. Wie konnte ich anders? da ich in dem deutschen Volke eines der vorzüglichsten Kulturvölker der Erde erkannte, der schönen deutschen Literatur die seligsten Hochgenüsse meines Lebens und der deutschen Wissenschaft meine Bildung verdankte.

Ich hatte die Gewohnheit, die Begebenheiten meines Lebens, wie meine Ansichten über verschiedene Zustände und Verhältnisse in Tagebuchblättern niederzuschreiben. So verfaßte ich in einer Mußestunde einen kurzen Aufsatz unter der Aufschrift: „Freie Meinung eines deutschen Bewohners von Böhmen", worin ich meinem deutschen Gefühle gegenüber dem fanatischen Tschechenthume Ausdruck gab. Der Wunsch, diese meine deutsch-vaterländische Gesinnung zu verbreiten, bewog mich, diesen Aufsatz meinen Freunden zu zeigen und in unserem Vereine vorzulesen. Da ich allenthalben Zustimmung fand und Beifall erntete, ging ich weiter damit und übergab denselben an Karl Herzig in Reichenberg, welcher als Führer der hiesigen Deutschen gegen die Uebergriffe der Tschechen in die Schranken getreten war.

Einige Tage darauf ritt Ferdinand Herzig, Karls Bruder, als er eben die Neuwalder Fabrik besuchte, bei mir vor und fragte mich, ob ich nicht dagegen wäre, wenn mein Aufsatz im Reichenberger Wochenbericht abgedruckt würde; derselbe sei unter den Gesinnungsgenossen seines Bruders von Hand zu Hand gegangen und habe bei Jedem derselben großen Anklang gefunden.

Gern gab ich meine Einwilligung; also geschah mein erster schriftstellerischer Versuch, und auf diese unwillkürliche Art ist meine Feder in die Oeffentlichkeit gekommen, welche ohne das Jahr der Erweckung vieler schlummernder Kräfte stets in der Verborgenheit geblieben wäre.

Mein Aufsatz fand auch unter den deutschgesinnten und gebildeten Lesern des Wochenberichtes vielen Beifall, und Dr. Fischer, welcher inzwischen die Redaktion übernommen hatte, forderte mich auf, ihm mehr dergleichen Beiträge für das Blatt zu liefern, was ich auch den ganzen Sommer hindurch fleißig that, da ich einen starken Antrieb in mir fühlte, nach meiner Ueberzeugung auf die öffentliche Meinung zu wirken. Ich erregte einigermaßen Aufmerksamkeit und wurde von angesehenen Personen Reichenbergs und der Umgegend aufgesucht. Unter Anderen wünschte der Industrie-König Johann Liebig mich kennen zu lernen und schickte mir durch einen Bekannten die Einladung, gelegenheitlich bei ihm einzukehren. Als ich hierauf bei meinem nächsten Gange nach Reichenberg bei ihm vorsprach, musterte er mich mit zweifelndem Blicke und fragte mich zweimal, ob ich wirklich selber den betreffenden Aufsatz geschrieben habe? Es schien ihm nach meinem anspruchlosen Aeußeren sichtlich schwer zu werden, mir irgend eine Tüchtigkeit zuzutrauen. Durch sein geringschätziges Herabsehen wurde mein Selbstgefühl verletzt, welches gerade dazumal im Anschwellen war; ich gab ihm kurze, trockene, wohl auch etwas stolze Antworten, worauf ich kühl entlassen wurde. — Nachdem später meine Feder wiederholtes Zeugniß für mich abgelegt (vielleicht auch der Leumund), schien er besserer Meinung über mich zu sein, da er mir in einer Wahlversammlung zu Reichenberg nebst anderen Honoratioren mit großer Aufmerksamkeit begegnete.

Im Verlaufe der Revolution kamen verschiedene Parteinamen und Schlagwörter auf, Wühler und Heuler standen sich gegenüber.

„Berg- und Landmann wühlen hervor uns den Segen der Erde;
Wolf und Hyäne und Hund: das ist das Heulergeschlecht."

Bassermannische Gestalten tauchten auf; ein Gutgesinnter bedeutete einen Reaktionär, eine Kundgebung von 67 derartigen Gutgesinnten in Prag brachte diese Zahl zu einer eigenthümlichen Bedeutung; wem in Gesellschaft unbemerkt mit Kreide eine 67 auf den Rücken gezeichnet werden konnte, dem war ein rechter Schabernak angethan. Schwarzgelber war ein arger Schimpfname, denn man verstand darunter einen Anhänger des vormärzlichen Oesterreich.

Den Deutschböhmen war Swornost (die tschechische Nationalgarde mit altslavischem Kostüm in Prag) ein Spottname, der anmaßende Prager Gastwirth Peter Faster eine Art Fastnachtsherzog für den böhmischen Thron. Die Tschechen hatten wiederum sehr giftige Spottlieder gegen die Deutschen; bekannt ist das „Schuselka nam pische." Was diesen ehemals sehr gefeierten Volksmann betrifft, so könnten ihm die Tschechen jetzt Loblieder singen, da er sich seitdem in einen Anwalt der Slaven verwandelt hat.

Nachdem die Revolution den absoluten Staat in seinen Grundvesten erschüttert hatte, war an seiner statt der freie Rechtsstaat zu erbauen. Als Bauleute wurden Abgeordnete aus dem Volke berufen; es fielen aber bei uns dreierlei Wahlen in eine Zeit: die Wahl für das deutsche Parlament in Frankfurt, für den Reichstag in Wien und für den böhmischen Landtag in Prag.

Diese dreifachen, auf einen kurzen Zeitraum fallenden Wahlen brachten Verwirrung in die Wahlangelegenheit, in welcher wie in anderen konstitutionellen Rechten das Volk ohnehin nicht bewandert war; denn man war ja gleichsam über Nacht in völlig veränderte Zustände gekommen. Jene Verwirrung aber wurde noch vermehrt durch den Widerstreit der Parteien und durch die Rathlosigkeit der Regierung. Die Deutschen erhofften ihr Heil vom Frankfurter Parlamente und wendeten diesem ihre Sympathien zu, wogegen die Tschechen die größte Abneigung bezeigten. Wenn diese die Landtagswahlen mit großem Eifer betrieben, besorgten die Deutschen, von ihnen alldort terrorisirt zu werden, und wollten den Reichstag in Wien vorangehen lassen.

Trotz vielfacher Entgegenwirkungen der tschechischen Partei wurden, wie in allen deutschen Gegenden des Landes, auch bei uns Anstalten zur Wahl für das deutsche Parlament getroffen. Wo aber geeignete Vertreter hernehmen, da vorher Niemand in derartiger Wirksamkeit sich erproben konnte? Man tappte völlig im Finstern und mußte von den durch Vertrauensmänner vorgeschlagenen Kandidaten aufs Geradewohl einen herausnehmen. Dabei thaten wohl Manche, vom Zufalle begünstiget, einen recht glücklichen Griff; solche Glücksfälle waren aber seltene Ausnahmen.

Die Siebendörfler Gemeindevertreter hielten am 3. Mai in Langenbruck eine Besprechung hinsichtlich der bevorstehenden Wahlen, welcher Karl Herzig und Dr. Polatschek aus Reichenberg beiwohnten. Diese beiden Männer von politischer Bildung wurden vom Landvolke als Führer vertrauensvoll angenommen, und nach ihrem Vorschlage wurde bei der Wahl am 22. Mai auf dem Gemeindehaussaale in Reichenberg Dr. Wimwarter aus Wien zum Abgeordneten fürs deutsche Parlament erwählt, welches bereits seit dem 18. in der Paulskirche tagte.

Dieser Abgeordnete ließ sich bei uns weder hören noch sehen und entließ Anfang September aus Frankfurt mit der trockenen Anzeige dringender Geschäfte, worauf Auskultant Möller aus Reichenberg nachher Staatsanwalts-Substitut daselbst nach Frankfurt gesendet wurde.

Die Verhandlungen in der Paulskirche wurden von unseren Fortschrittsmännern mit großer Theilnahme verfolgt; die Grundrechte des deutschen Volkes, wie sie dort von den Vertretern desselben berathen und beschlossen wurden, im schönen gothischen Tableau mit Schwarz-Roth-Gold, sind, schön eingerahmt, von Manchen bis heute wie ein Heiligthum aufbewahrt worden, in der Hoffnung, sie dereinst noch zur Geltung gebracht zu sehen.

Durch wiederholte Unruhen in Wien verzögerte sich die Einberufung des österreichischen Reichstages auf für die tschechische Nationalpartei recht erwünschte Weise, indeß vom sogenannten Nationalkomité in Prag die Einleitungen für die Landtagswahlen getroffen wurden.

Unsere Wähler verabredeten sich, diesesmal für keinen ungeschauten Kandidaten zu stimmen und, statt einem unbekannten Doktor so oder so, lieber einen verständigen Mann aus ihrer Mitte, der die Bedürfnisse der hiesigen Bevölkerung genau kenne, in den Landtag zu schicken. Wer aber wurde dazu in Vorschlag gebracht? Kein Besserer als meine geringe Wenigkeit selber.

Ich war schier betroffen über dieses ehrende Ansinnen, dessen meine Bescheidenheit sich nicht werth erkannte; doch ob ich mich gleich mit Händen und Füßen wehrte, so half doch all mein Sträuben nichts, meine Freunde wollten sich schlechterdings nicht von meiner Unwürdigkeit überzeugen lassen, und fanden bei Anderen genug Glauben, um eine genügende Majorität Stimmen für mich in Aussicht stellen zu können.

Nach und nach machte ich mich selber vertrauter mit dem mir zugedachten Ehrenposten und begann mich in Gedanken in den Plan meiner Freunde zu ergeben. War ich doch noch jung an Jahren und konnte bei Fleiß und gutem Willen viel mangelnde Kenntnisse nachholen. Spürte ich doch in mir das Zeug zu einem politischen Charakter, und war jene Zeit voll Sturm und Drang doch ganz dazu geeignet, Charaktere fertig zu machen. Dabei setzte ich den Ruhm eines ächten und rechten Volksvertreters über jeden anderen Ruhm öffentlicher Wirksamkeit. War nicht Freund Schäfer bei der letzten Gemeindewahl als blöder, schüchterner Bursche von 18 Jahren vor dem Oberamtmanne Manschinger gestanden, da ihn nach dem jähen Tode seines Vaters derselbe auf den Wunsch der Gemeinde gegen die gesetzlichen Vorschriften zum Richter proklamirte? Und über ein Kleines war er der tüchtigste Gemeindevorsteher, nicht nur in allen sieben Dörfern, sondern auf der ganzen Herrschaft, ja in einem noch viel weiteren Bezirke. Ganz falsch ist es keineswegs das oft mißdeutete Sprichwort: „Wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch Verstand." — Genug, ich fügte mich endlich der vox populi, erließ ein Rundschreiben an sämmtliche Gemeinden unseres Wahlbezirkes, worin ich meine Mängel offen darlegte, so weit ich dieselben erkannte, und schließlich die Andeutung machte: Bin ich euch so recht, wie ich bin, so sollt ihr mich haben. Etwas besser als die leinenbekittelten galizischen Bauern ihre Plätze im Reichstage würde ich meinen Platz im Landtage denn doch ausgefüllt haben.

Indessen wurde gedachte böhmische Landtagswahl im hiesigen, wie in vielen anderen deutschen Wahlbezirken vereitelt durch den Widerstand der Deutschen, die keinen Geschmak fanden an der phantastischen Wenzelskrone, den Nationalausschuß, welcher die Wahl ausgeschrieben, nicht anerkannten und auch in der Wahlordnung sich vielfach benachtheiliget fanden.

Die Wahlbezirke waren nach Vikariaten eingetheilt, die Wahlversammlung für den nördlichen Theil des Reichenberger Vikariates (30 Gemeinden mit der Reichenberger Christianstadt) auf den 17. Juni nach Röchlitz ausgeschrieben.

Es war ein schöner Sommertag, wie es in diesem unvergeßlichen Jahre so viele gab, als die Wähler in großen Schaaren in Röchlitz zusammenströmten, und einen erhebenden Eindruck machte es, diese Volksmenge zum ersten Male zur Ausübung eines heiligen Rechtes versammelt zu sehen. Die Wahlkommission bestand aus dem Bunzlauer Kreiskommissär Kopetz, Vikär Pazaut aus Laukow und Kommissär Putz aus Prag. Als nach Verlesung der Wahlvorschriften zur Abstimmung geschritten werden sollte, trat Karl Herzig vor und sprach mit so überzeugenden Gründen gegen die Vornahme der Wahl, daß der von ihm zu Protokoll gegebene Protest allgemeine Beistimmung fand und von den Ausschüssen sämmtlicher 30 Gemeinden unterschrieben ward. In diesem Protest wurde gesagt: die Wahl könne nicht stattfinden, weil die Ausschreibung derselben

nicht vom Kaiser und vom verantwortlichen Ministerium ausgegangen sei, weil die Einberufung des Reichstages vorhergehen müsse, weil bei dem festgestellten Wahlmodus die deutsche Bevölkerung benachtheiliget sei u. s. w.

Tags vorher war bei der Wahlversammlung des Semiler Vikariates in der Kirche zu Morchenstern von den deutschen Gemeinden, Gablonz an der Spitze, ein gleicher Protest zu Protokoll gegeben worden, worüber es zwischen dem Präsidial-Kommissär Dr. Harzer aus Prag und dem Gablonzer Bürgermeister Pfeifer zu scharfem Wortwechsel gekommen war.

Da solcher Widerstand in deutschen Gegenden häufig vorkam, kam die voreilige Einberufung des Landtages nicht zu Stande, womit den separatistischen Bestrebungen der Tschechen vorerst die Spitze abgebrochen wurde.

Mittlerweile nahten die lang verzögerten Wahlen für den österreichischen konstituirenden Reichstag endlich auch heran. Das Wahlgesetz war freisinnig, wahlberechtigt und wählbar jeder Oesterreicher, der das 24. Lebensjahr zurückgelegt und sich in der freien Ausübung staatsbürgerlicher Rechte befand, kein Census ausgeschlossen, blos Arbeiter gegen Tag- oder Wochenlohn, Dienstleute und aus öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten unterstützte Arme, unter allen Volksvertretern kein Ungewählter. Da durfte es nicht heißen, wie bei dem Schwurgerichte zu XY:

> Auf daß selbst wir uns richten — wählen die Reichen die Reichern,
> Ein Polizeipräsident wählt aus Gewählten dann aus.

Unser Maffersdorf sendete 5 Wahlmänner zu dieser Wahl nach Liebenau. Dort rangen wir mit den Tschechen dieses Bezirkes um den Wahlsieg; während diese aber zwei Kandidaten aus ihrer Mitte aufgestellt hatten, waren wir wieder auf einen uns unbekannten Prager Doktor angewiesen, der uns von Herzig und Polatschek empfohlen war, welche Beiden bereits, der erstere für Reichenberg, der letztere für Kleinskal-Morchenstern-Semil, vergeben waren.

Beim Skrutinium im Liebenauer Rathhaussaale lautlose Stille, Beklommenheit der deutschen Wahlmänner, als anfangs fast von allen Wahlzetteln nur der Name des tschechischen Med. Dr. Schwarz aus Böhmischaicha abgelesen wurde. Endlich erscholl der Name des deutschen Dr. Stradal aus Prag in eben so wenig unterbrochener Reihe; nur zuweilen noch dazwischen Schwarz und Kabelatsch. Die Zählung ergab für Stradal die absolute Majorität; wir Deutschen hatten gesiegt, da wir uns vollständig für einen Kandidaten geeiniget, während die Stimmen der Tschechen getheilt waren. Doch hatten wir nicht Ursache, des Triumphes uns sehr zu freuen.

Inzwischen wurde unser Verein als konstitutionelle Errungenschaft eifrig gepflegt, und ohne absolutes Hinderniß blieb kein Mitglied von den regelmäßigen Wochenversammlungen aus. Die Ereignisse jener merkwürdigen Zeit wurden aufmerksam verfolgt und eifrig diskutirt. Ein schätzbares Mitglied gewann der Verein an Gerhard Hopf, welcher in Prag den Rechtsstudien oblag und jetzt die große Ferialzeit aller Studentenschaft in seinem Heimatsorte Maffersdorf zubrachte. Ein Student hatte jener Zeit in den Augen der Freiheitsfreunde vor anderen Leuten etwas voraus von wegen der Thaten der Wiener akademischen Legion und im Hinblick auf die weiland Studenten des Wartburgfestes. Unser Hopf trug viel dazu bei, Geist und Leben in dem Verein zu erhöhen und geschäftsmäßige Ordnung hineinzubringen. Von ihm ist die saubere Reinschrift der Statuten und Geschäftsordnung noch jetzt in meiner Verwahrung als ein Andenken der Zeit und des Wackeren, welchen frühzeitig der Tod hinnahm (1857), als er bereits in Laibach als Beamter angestellt war.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme hatte lange Zeit schon die Herzen der Besten des Volkes erfüllt, und jetzt war die Zeit, wo der Drang nach Einigung der zersplitterten Nation frei und ungehindert sich kund geben konnte. Da wurden in verschiedenen Gränzstädten Verbrüderungsfeste gefeiert, zu welchen die Angehörigen verschiedener Staaten von hüben und drüben zusammenkamen, mit herzlichem Wort und brüderlichem Händedruck sich gegenseitig anzueifern zu treuem Zusammenhalten und nach Herzenslust sich zu erlaben an dem Bewußtsein, einem großen Kulturvolke anzugehören.

Ein solches Verbrüderungsfest war durch den deutschen Centralverein für den 17. Sept. in Reichenberg angeordnet worden. Die Stammgenossen aus der sächsischen und preußischen Lausitz fanden sich dabei besonders zahlreich ein, und die Volkszahl, die an dem Feste Theil nahm, wurde auf 15—20,000 geschätzt. Die deutschvaterländisch gesinnten Bürger hatten das ihrige gethan; die Stadt war mit Kränzen und vielen hundert deutschen, österreichischen, preußischen, sächsischen und böhmischen Fahnen geschmückt.

Nach dem Empfange der Gäste durch den Obmann Dr. Fischer war Promenade im Schloßgarten; da gingen viel wackere deutsche Männer, mit trikoloren Bändern geschmückt, im traulichen Austausch vaterländischer Gesinnung Arm in Arm! Alsdann ging der Festzug mit fliegenden Fahnen unter dem Klange von Arndt's Vaterlandsliede von der Altstadt durch die Gassen der Stadt nach dem Schießhause, wo der Festplatz mit Rednerbühne eingerichtet war. Hier war denn auch die eigentliche Volksversammlung. Nach der Eröffnung des Festes durch entsprechende Gesänge der verschiedenen Liedertafeln hielt der Vereinssekretär Möller die Begrüßungsrede. Hierauf sprach der Bürgermeister Just aus Zittau, ein ehrwürdiger, silberhaariger Greis, sehr herzliche Worte; nachdem der Frankfurter Deputirte Hensel aus Zittau, Willert aus Hamburg, Uffo Horn, Dr. Kreuzberg, Hohlfeld aus Löbau, der Herausgeber des liberalen Wochenblattes „Sächsischer Postillon", welches in der zeitungslosen vormärzlichen Zeit häufig über die Gränze gepascht wurde, und im hiesigen Volke lange Zeit allein einige Kenntniß politischer Begebenheiten verbreitete; sie alle sprachen vor aufmerksam gespannten Zuhörern unter großem Beifall, denn es waren die ersten freien, öffentlichen Reden, welche hier vernommen wurden. — Sodann nahm unvorbereitet, hingerissen von der Weihe des Momentes, der schlichte Bürger Pfuhl aus Reichenberg das Wort, um seinen überströmenden Gefühlen Luft zu machen. Zuletzt sprach Dr. Fischer. Der Abend versammelte 300 Festtheilnehmer zu einem gemeinschaftlichen Mahle im Gasthofe zum goldenen Löwen, wobei die heiterste, traulichste Geselligkeit herrschte, und noch manche freie, patriotische Rede zu hören war. Dieses Fest, welches von den milden Strahlen der Septembersonne freundlich beleuchtet wurde, hat bei Allen, welche seine Bedeutung zu verstehen und zu würdigen vermochten, einen unverlöschbaren Eindruck gemacht. Ich selber, von Natur gegen jedes sonstige Festgepränge gleichgiltig, zählte es unter meine schönsten Erinnerungen.

Ich kann dem Drange nicht widerstehen, dem Andenken des obgenanten Pfuhl hier noch einige Worte zu widmen. Er war ein armer aus der Lausitz eingewanderter Tuchmacher freien aufgeklärten Geistes und edlen Herzens, verständig und wohlredend. Wegen seiner Freisinnigkeit wurde er nachher arg gemaßregelt von der kleinen Partei großer Spießbürger, welche im Stadtregiment einen ungebührlichen Einfluß hatten; so legte man ihm einmal das ganze Haus voll militärischer Einquartierung. Durch Heribert Rau's neue Stunden der Andacht wurde Pfuhl von inniger Verehrung für diesen Apostel der Vernunftreligion so erfüllt, daß er demselben in einem Schreiben seine Huldigung darbrachte. Die Folge war ein herzliches Freundschaftsbündniß zwischen den

beiden Männern, und nur der Tod hinderte Pfuhl an einem Besuche, welchem er Rau in Frankfurt am Main abzustatten gedachte.

Als der schmachvolle Waffenstillstand von Malmö alle deutschen Patrioten mit Unwillen erfüllte, da erschien Uffo Horn und hielt im Reichenberger Centralverein eine feurige Philippika dagegen, zur Wonne der Demokraten, zum Schrecken und bitteren Aerger der Philister, denen seine Worte eben so wenig gefielen, als die gewaltige Rede Jesu einstmalen den Pharisäern gefallen hatte. Ich befand mich in selbiger Versammlung als abgeordneter Vertrauensmann des Maffersdorfer Vereines und war also erfreuter Zeuge jener glänzenden Rede unseres vaterländischen Dichters. Eine Kundgebung konnte aber dadurch nicht bewirkt werden, da in der Versammlung die Bedenklichkeit den Enthusiasmus überwog.

In der Zeit, als Wien — nicht von den Türken, sondern von ihren Nachbarn, den Kroaten und Serefsanern — belagert wurde, in den Oktobertagen des Jahres 1848, war unter den Völkern Oesterreichs allenthalben große Aufregung. Wie die Zeitungen hatten auch die Vereine Ueberfluß an Stoff zur Erörterung von Zeitfragen, von denen die brennende Revolutionsfrage in größter Gefahr war, von der Reaktion ausgelöscht zu werden. In unserem Vereine wurde die Sache Wiens als Lebensfrage der Freiheit betrachtet, und der Beschluß gefaßt, den Reichenberger Centralverein in einer Adresse zur Initiative für energische Kundgebungen aller Vereine und alles Volkes zu Gunsten der Wiener Freiheitskämpfer, ja im Nothfalle zu bewaffneter Hilfleistung aufzufordern. Ich als Schriftführer wurde mit der Abfassung dieser Adresse betraut; Freiheitsliebe und Despotenhaß diktirten mir feurige, enthusiastische Worte, und als ich meinen Entwurf in der nächsten Versammlung vorlas, ward derselbe mit allgemeinem Beifall unverändert angenommen. Eine Deputation, Hopf an der Spitze, übergab die Adresse in öffentlicher Sitzung an den Vorstand des Centralvereines, wo sie sofort vorgelesen wurde.

Dort waren aber die Meinungen nicht so ungetheilt, wie in unserem rein demokratischen Dorfklub. Während die demokratische Partei des Centralvereines eben so wie wir energische Kundgebungen für die Sache Wiens verlangten und darum unsere Adresse mit großem Beifall aufnahm, wollten die ängstlichen Spießbürger Ruhe um jeden Preis.

„Ruhe um jeglichen Preis! — Kein besseres Mittel da weiß ich:
Laßt euch begraben! Dann stört weder ein Mensch euch noch Gott."

Ein beschwichtigendes Plakat, welches die ebenfalls sehr aufgeregte Bürgerschaft vorläufig zu ruhigem Verhalten verwies, und für den Fall, daß die Freiheit in Oesterreich in ernstliche Gefahr kommen sollte, die Verheißung machte: alsdann werde alles Volk, reich und arm, hoch und niedrig, wie ein Mann zum Schutze derselben aufstehen, diente auch unserer Adresse als Antwort. Nun denn, die Katastrophe trat ein, und alles Volk diesseits der Leitha blieb ruhig sitzen und schwieg gehorsam stille wie ein Mann!

Die Reaktion.

Die erste Spur der Reaktion gab sich im Monate Mai in Neapel kund, als nämlich König Bomba durch seine ihres Vaterlandes unwürdigen Schweizersöldner mit Hilfe des Bettelvolkes die verfassungstreuen Nationalgarden niederschlug. Der Despotenthron war damit wieder aufgerichtet, aber so wankelmüthig, daß er beim ersten Anstoße mit den letzten Bourbonen in Neapel zusammen-

ſtürzte. Dort geſchah das Wunder, daß tauſend Rothhemden im Anlauf ein Königreich eroberten, während die Uebermacht gewappneter Söldner vor ihnen wie Spreu im Winde zerſtob, und daß Held Garibaldi einzeln und allein, ſeinen Getreuen weit voran, in die Hauptſtadt des Feindes ſprengte, ohne daß ſich eine Hand anders als zu Beifall und Willkommen gegen ihn erhob. Es war ein großer Moment, als Garibaldi bei der Zuſammenkunft mit Viktor Emanuel dieſem zu Roß die Hand reichte mit der Begrüßung: „König Italiens!“ In Wahrheit hielt der Volksmann ein Königreich in ſeiner Hand und übergab es Jenem. Möge jede Reaktion ſo vergolten werden, wie jene in Neapel! Sie werden es alle, wenn auch nicht genau in derſelben Weiſe.

Die Wiener Camarilla verſuchte gar bald das falſche Spiel des neapolitaniſchen Ferdinand nachzumachen; aber die tapfere akademiſche Legion im Verein mit der wackeren Bürgerſchaft Wiens verdarb ihnen etlichemal die Freude. Die Oktoberrevolution wurde endlich überwunden. Damals gab es geſpannte Sitzungen in unſerem Verein, als die Zeitungen aus der belagerten Stadt fortwährend noch Nachrichten brachten von der feſten Haltung derſelben und von der Hoffnung auf Hilfe von Außen; kein Wunder war's, daß wir zu unſerer entſchiedenen Adreſſe und für bewaffneten Zuzug geſtimmt wurden. Endlich blieben die Wiener Zeitungen aus, und die erſte Zeitung anderer Farbe brachte die Hiobspoſt vom Falle Wiens. Die Schreckenskunde von der Tödtung Robert Blum's wirkte wie ein Donnerſchlag auf zaghafte und auch auf entſchloſſene Herzen.

Da nunmehr in Oeſterreich die grauſame Reaktion ihr Schreckenswerk begann mit Hinrichtungen am Galgen und Begnadigungen zu Pulver und Blei, ſo prophezeiten die Gegner unſeres Vereines den Mitgliedern desſelben oder wenigſtens dem Vorſtande und Schriftführer Kerker und Banden wegen ihrer revolutionären Adreſſe. Nun ſind freilich dazumal viel unſchuldige und auch viel edle Menſchen im Kerker und in Henkershand geliefert worden; aber hätte man Alle ſtrafen wollen, die in den verblendeten Augen der damaligen Machthaber ſtrafbar erſchienen, mindeſtens neun Zehntel von ganz Oeſterreich hätte müſſen in einen Kerker verwandelt werden! Unter vielen Opfern waren Meſſenhauſer, Becher, Jellinek. „Schade nur um dieſe Köpfe,“ ſagte der alte Buchhändler Pfeifuer eines Tages zu mir. — Wir und unſeres Gleichen verloren uns unter der großen Menge derer, die mit der neuen Wendung nicht einverſtanden waren.

Indeſſen mußte die Reaktion ein wenig einhalten von wegen des Aufſtandes in Ungarn, auf welchen die Demokraten nunmehr ihre Hoffnung ſetzten. Dieſe Hoffnung erſchien Vielen unpatriotiſch; aber wie viel billiger wären damals die Zugeſtändniſſe an Ungarn geweſen, als ſie heute ſind! Zur Beſchwichtigung ließ man den Reichstag in Kremſier einſtweilen tagen, um nachher ſein Tagewerk zu vernichten durch die oktroirte Verfaſſung vom 4. März 1849.

Das Vereinsgeſetz vom 15. März machte das freie Vereinsweſen in Oeſterreich zu Schanden; die meiſten im vorigen Jahre entſtandenen Vereine gingen auseinander, alle politiſchen wurden gänzlich zerſetzt; auch in unſerem Vereine ſah man ein, daß ſeine Stunde gekommen ſei. Kein Mitglied war geneigt, ſeine für den gleichgeſinnten theuren Freundeskreis beſtimmten aufrichtigen Worte von der Polizei belauſchen zu laſſen; darum wurde dieſer Verein in der Schlußſitzung am 29. März 1849 förmlich aufgelöſt, wobei der Obmann Appelt, Hübner aus Dörfel und ich ſelber Vorträge hielten. Die Zeitſchriften und Bücher desſelben, darunter Zſchokke's, Salzmann's Volksſchriften, politiſches A. B. C, wurden unter den Mitgliedern verſteigert, das Vereins-

vermögen von 20 fl. als erstes Grundkapital zur Anschaffung einer Feuerspritze für Maffersdorf l. N. bestimmt.

Ein Zweig des aufgelösten Vereines grünte noch einige Zeit lang in Neuwald, wo eine Anzahl „Freunde" im Hause Nr. 45 für Vorlesungen aus guten Schriften und gemüthliche, oft sehr heitere Unterhaltung regelmäßige abendliche Zusammenkünfte hielt. Ich diente diesen nach Bildung strebenden jungen Leuten zum geistigen Mittelpunkte; sie sahen sich als meine Jünger an, und mich betrachteten sie als ihren Meister, denn sie hatten manche geistige Anregung, manche wichtige Kenntniß, manches nützliche Buch durch mich erhalten. Solche Ausspendung geistiger Gaben gewähret eine ganz besondere Befriedigung; indem man gibt, wird man dadurch nicht ärmer, sondern man gewinnt im Gegentheile selber dabei.

Diese Zusammenkünfte dauerten so lange, bis nach Beseitigung der todtgebornen oktroirten Verfassung die Presse so weit geknebelt war, daß die Zeitungslektüre kaum noch einiges Interesse erregte. Die Besprechung der öffentlichen Zustände konnte dann nur Niedergeschlagenheit hervorbringen; also war dem Volke die Theilnahme an denselben gänzlich verleidet und dem beschränkten Unterthanverstande wieder sein bescheidenes, eng begränztes Feld angewiesen. — Unsere „Freunde," welche in dieser Schrift alle schon genannt sind, mieden nun das Feld der Politik; später wurden die meisten vom Schicksale zerstreut nach Ost und nach West, einige sogar bis über das Weltmeer hinüber verschlagen; doch finden sich die Herzen im treuen schriftlichen Worte immer noch zusammen.

Eben so war auch die Rolle der Nationalgarde sehr bald ausgespielt, und gut wars, daß die Bewaffnung unserer Kompagnien noch nicht weit vorgeschritten war, es wäre nur Schade ums Geld gewesen. Wie die Sache stand, konnte man der Entwaffnungskommission leichten Sinnes die schwarzangestrichenen Holzprügel vorweisen: „Das sind unsere Gewehre, nehmt sie hin, wenn sie euch gefallen!" — Die wirklichen Gewehre waren allzumal verschwunden. Aber wenn nachher Jemand wagte, mit seinem Hausgewehr vor die Thür zu gehen und ein Hühnel oder Kaninchen zu schießen, das im Freien nicht zu erhaschen war, und der Gendarm kam dazu oder hörte den Knall, so nahm er das Gewehr augenblicklich weg.

Mit Hilfe des weißen Czars ward endlich der ungarische Aufstand bewältiget und besiegelt durch das Blutgericht in Arad. Die Reaktion trat nun ganz rücksichtslos auf und vollbrachte ungehindert ihr verderbliches Werk. Indem das Rad der Zeit nun einmal einen rückläufigen Schwung genommen, wußte sie in ihrem Eifer schier noch weniger, als früher die Revolution, Maß und Ziel zu halten. Bis daher hatte eine noch einigermaßen freie Presse bestanden; man schien den Willen zu haben, die Verfassung von 1849 auszubauen, im Reichsgesetzblatte erschienen die „allerunterthänigsten Berichte der treugehorsamsten Minister über die neuen Reichsgesetze." Eines der besten und verbreitetsten Blätter war damals die in Wien erscheinende „Presse." Da erschien in Hofkreisen, wo sie als Evangelium galt, eine Broschüre, welche die Nothwendigkeit des Absolutismus im Allgemeinen und besonders für Oesterreich beweisen wollte. Nachher verlor sich dieses schlechte Machwerk auch in weitere Kreise, damit die in demselben gepredigte Afterweisheit mehr in das Volk eindringe. Die „Presse" brachte diese Schrift, freilich mit gründlicher Widerlegung der darin enthaltenen falschen Grundsätze und Sophismen. Die Zeit aber hat gelehrt, wie genau die Lehren dieser Schrift von den Machthabern befolgt wurden; sie hat aber auch gezeigt, welche Früchte daraus entsprossen.

Kurz und schlecht, das eigene Kind der Regierung, die Verfassung von 1849, wurde am 31. Dezember 1851 ohne weiters umgebracht, das glorreiche Neu-Oesterreich von Bach und Schwarzenberg auf dem Moraste des Absolutis,

mus erbaut; dem Dritten im Bunde, Stadion, ſtand aber der Verſtand darüber ſtille.

Die neuerrichtete, ſchlecht inſtruirte Gendarmerie befaßte ſich neben der Sicherheitswache viel damit, ruhige und ordentliche Bürger zu ſekiren. Um Lohn wurden die Anzeigen von Bagatell-Vergehen ſchockweiſe bei Gericht eingebracht. Wie verwunderte ſich die ehrbare alte Scholzin, die ſich ſelber nicht der geringſten Polizeiwidrigkeit fähig hielt, da ſie Sonntags beim Heuwenden vom Gendarm zur Rede geſtellt und zur Anzeige notirt ward. Mein kleines Hündlein ward zehnmal wegen Herumlaufens angezeigt.

Ein wichtiges Geſchäft für die Sicherheitswache war die Jagd nach verbotenen Schriften, welche das Revolutionsjahr dem Volke in die Hände geſpielt. Man ſchien auf gewiſſer Seite der Aufklärung einen großen Theil der Schuld von dem Unheil beizumeſſen, welches die überſtürzende Revolution angerichtet. In den Augen der Dunkelmänner wurde der Bildungstrieb gemeinen Leuten mehr als Makel, denn als Ehre angerechnet, und wenig fehlte, daß ein Menſch, welcher gern Bücher las, ſchon dieſerwegen verdächtig erſchien.

Gendarmen und Finanzwächter hielten öfters Nachſuchungen in den Sammlungen mehrer Bücherfreunde in Maſſersdorf, Dörfel, Hainchen, Chriſtophsgrund, wo ſie beſonders auf Schriften freireligiöſen Inhalts fahndeten, die in den genannten Ortſchaften geleſen wurden. Man ſagte, dieſe Spürer ſeien von den Geiſtlichen gehetzt worden. Dieſe wenig erleuchteten Sicherheitsorgane kannten aber von den Büchern zuweilen nicht viel mehr, als der Blinde von der Farbe; ſie tappten aufs Geradewohl hinein und konfiszirten die Werke, die ihnen äußerlich beſonders in die Augen ſtachen, und das waren vorzüglich jene mit rothem Einband, denn roth war bekanntlich die ſtaatsgefährliche, verbotene Farbe.

> Schwarzrothgold war's ſonſt, jetzt ward es mir ſchwarz vor den Augen.
> Wohl! Sie verboten das Roth, ach; und ſie ſtahlen das Gold.
>
> Kommet ihr Büffeln und Ochſen zu nah, und ſonſtigem Rindvieh,
> Tragt kein Roth! Wie ſie's ſeh'n, werden ſie wüthend ſogleich.

Nach manchen Scherereien mußten freilich den Parteien ihre Bücher gewöhnlich wieder zurückgeſtellt werden; es kam auch vor, daß dieſelben Bücher zum zweiten Male weggenommen und, nachdem die Sache um eine Inſtanz weiter geſchleppt worden, abermals zurückgegeben wurden.

Der in dieſer Schrift öfters genannte Hübner in Dörfel (vulgo Schlöſſelbäcker) wurde in dieſer Art öfters beläſtigt. Am 5. Sept. 1851 kamen zwei Gendarmen zu ihm ins Haus, durchſuchten ſeine Bücherſammlung und nahmen ihm Ran's neue Stunden der Andacht weg. Hierauf wurde er gleichzeitig mit einem Manne aus Hainchen wegen konfiszirter Bücher auf der Bezirkshauptmannſchaft in Reichenberg einvernommen; am 6. April 1852 konnte er nach herabgelangter Statthalterei-Entſcheidung ſeine Bücher zurücknehmen. Am 22. Dezember d. J. kam ein anderer Gendarm und nahm ſie ihm wieder weg trotz der vorgezeigten Statthalterei-Erledigung. Dabei ſah er einen Säbel an der Wand hängen, der ihm als muthmaßliche Gardewaffe ebenfalls konfiskabel erſcheinen mochte; nach einigen Fragen über Herkommen und Zweck desſelben ließ er ihn jedoch für dieſesmal unangetaſtet. Ueber die Bücher wurde nun bis an die oberſte Polizeibehörde berichtet, und als dieſelben auch dort nicht ſtaatsgefährlich befunden worden, erhielt ſie der Eigenthümer am 23. März 1853 in ſein Haus zurückgeſtellt. Man ſieht, Hübner iſt ein akurater Mann, der ſich die ihm widerfahrenen Maßregelungen, wie alle wichtigen Lebensvorfälle, genau aufgeſchrieben hat. Beide behördliche Erledigungen hat er ſorgſam aufbewahrt, um

ſie nöthigen Falls als Schutz gegen eine dritte Konfiskation gebrauchen zu können.

So ſchuf man in Neu-Oeſterreich Arbeit für die vielen neuen Beamten, auf daß ſie ihr Brod nicht umſonſt verzehren durften.

Mir ſelber brachten meine beſten Freunde, die Bücher, die Ehre einer ganz beſonderen Aufmerkſamkeit der Polizei. Es geſchah nämlich, daß den Paſchern durch die Finanzwächter ein Bücherpacket abgejagt wurde mit der Adreſſe: A. Müller in Maffersdorf, welche man auf mich beziehen wollte, obgleich ich kein geborner Müller bin. Da erſchien unerwartet ein Finanzwachmann bei mir und durchſuchte meine Bücherſchränke von oben bis unten, außerdem noch alle Winkel meines Hauſes. Was er aber ſehen wollte, das ſah er nicht, und was er ſah, das kannte er nicht, und ſo nahm er, um nicht leer auszugehen, Nau's neue Stunden der Andacht und ein kleines Bändchen republikaniſcher Lieder mit fort.

Der Mann mochte ſeinen Oberen Wunderdinge von meiner Bücherſammlung erzählt haben, denn anderen Tages kam der Kommiſſär ſelber von Reichenberg heraus, um ſie in Augenſchein zu nehmen. Nach gepflogener Durchſicht ſprach er ſein Lob darüber aus, ließ aber den Verdacht durchblicken, die verbotenen Werke dürften wohl entfernt worden ſein. Darüber ließ ſich mit ihm nicht ſtreiten, und er empfahl ſich höflich. Die Sache koſtete mich einen Gang nach Reichenberg zum Oberkommiſſär, welcher mir die Stunden der Andacht als humane Schrift wieder zurückſtellte, die republikaniſchen Gedichte aber wahrſcheinlich zu ſeinem Privatgebrauche behielt. Die Sache war jedoch damit keineswegs abgethan; die Polizei konnte ſich nicht beruhigen und wollte die räthſelhafte Perſon des A. Müller durchaus kennen lernen. Es ſchien, als handle es ſich um die Ausforſchung eines Staatsverbrechens. Sämmtliche Müller oder Möller, wie ſie ſich hier ſchreiben, des beiderſeitigen Maffersdorf von A. bis Z. wurden gerichtlich einvernommen, und da es derſelben hier eine große Menge gibt, brachten die Beamten viel Zeit damit hin, und eine Maſſe Papier wurde darüber zu Akten geſchrieben. Die Sache ging mitunter ins Lächerliche; manche der Vorgeladenen kannten nicht einen Buchſtaben und ſollten literariſche Geſchäfte gemacht haben! Der ächte und rechte Müller aber hütete ſich wohl, aus ſeinem ſicheren Dunkel hervorzutreten, und hat nie und nimmer ſein Eigenthum reklamirt.

Daß ich längere Zeit von der Polizei im Auge behalten wurde, zeigte mir ein anderer derartiger Beſuch im folgenden Jahre, wobei jedoch nur eine oberflächliche Nachſuchung vorgenommen wurde. Abziehend ſagte der Finanzwächter, er hätte bloß nach ausländiſchen Zigarren geſucht; — Zigarren bei einem Nichtraucher!

Wie die Bücher waren auch manche Bilder Gegenſtand polizeilicher Konfiskation. Ein Gendarm, der zufällig bei mir war, bemerkte tadelnd das Bildniß Robert Blums in meinem Wohnzimmer; ich kehrte mich nicht im geringſten daran, in öffentlichen Lokalen aber wurden dergleichen Bilder weggenommen. Kolporteure trugen loyale Kaiſerbilder herum, und wer nicht kaufluſtig war, der wurde als ſchlechter Patriot bezeichnet.

Sogar die Bärte blieben von der Reaktion nicht ungeſchoren, allen Staatsdienern wurde der Vollbart verboten; ſie könnten durch ein demokratiſches Ausſehen ein demokratiſches Einſehen gewinnen. Gut war es für mich, daß dieſes närriſche Verbot nicht allgemein wurde, ich würde meinen Bart ſehr ungern dem Schermeſſer dargereicht haben; ich betrachtete denſelben gleichſam als eine Errungenſchaft der Revolution, und auch in ſonſtiger Beziehung war er mir werth. Schon in meiner Jugend fand ich großes Gefallen an den antiken Abbildungen, worauf die Männer mit vollen Bärten und alle Perſonen in naturgemäßen Kleidertrachten

erſcheinen. Warum wich man neuerer Zeit in beiderlei Beziehung ſo ſehr von der Natur ab? Kleider von unſchöner Form und Farbe, im Geſicht der Männer höchſtens Stoppel, nur Fragmente vom Bart. Ein Mann mit ſeinem natürlichen Barte wäre mir jener Zeit als große Merkwürdigkeit erſchienen, aber ein Indianer oder Neger kam mir eher vor als ein ſolcher. In Tyrol ſollten die Männer noch Vollbärte tragen, am Bilde Hofers wars zu ſehen; aber die Tyroler, welche hier mit Teppichen hauſirten, trugen ebenfalls nur Schnurrbärte wie die Ungarn. Als durch die Revolution die Volkswehren hervorgerufen wurden, da ſuchten die Mannſchaften durch Schnurrbärte ſich ein kriegeriſches Anſehen zu geben, und bald ſah man viele Gardiſten mit dieſen martialiſchen Abzeichen herumſtolziren; manche beſtellten ſich auch Knebelbärte dazu. Aber alle dieſe zugeſchnittenen Bärte hatten nicht meinen Beifall; ich gab dem ſpöttiſchen Heine recht, wenn er den Schnurrbart einen Zopf unter der Naſe nennt, und entſchloß mich kurz, meinem Barte im ganzen Geſichte freien Wuchs zu laſſen. So befreite ich mich von der Plage des Bartſchabens und gedenke meinen Bart mit Ehren zeitlebens zu tragen und am Ende mit ins Grab zu nehmen. Drum war mirs ſo lieb, daß die Reaktion ſich an den Bärten gemeiner Leute nicht vergriff.

Alſo ſuchte man das abirrende Volk auf den vorgezeichneten Weg zu leiten; hätte man es nur überzeugen können, daß dieſer auch der rechte ſei! Wurden aber durch Maßregeln dieſer Art im Geiſte des Volkes Aenderungen, Beſſerungen erzielt? Erſtere wohl; von den zweiten oft das Gegentheil. Die feſten Charaktere, welche allen Wechſel der Verhältniſſe aushalten, ſind allweil ſelten. Was wollte der vom zelotiſchen Pfarrer abhängige Schulmann thun mit ſeinen freiſinnigen Grundſätzen, mit ſeiner beſſeren Ueberzeugung? Mußte er ſie nicht in den geheimſten Winkel ſeines Herzens verſchließen? Wer nun durch unabwendbare Verhältniſſe gezwungen war, gegen ſeine Ueberzeugung zu reden und zu handeln, konnte durch ſolche Angewöhnung leicht die ganze Wahrhaftigkeit ſeines Charakters einbüßen, und aus einem wohlwollenden, aufrichtigen, getreuen Menſchen wurde ein falſcher Heuchler. Alſo hat mancher Jüngling mit den beſten Anlagen den Glauben an das Gute in der Menſchheit eingebüßt und iſt peſſimiſtiſcher Selbſtſucht anheimgefallen. Solche traurigen Beiſpiele liegen mir nahe, mancher kleine Bach iſt mir bekannt; der nächſte Freundeskreis ſogar blieb nicht rein von ſolchem verleugneriſchen Abfalle von der guten Sache.

Was dachten und thaten aber unter dieſen Umſtänden die Fortſchrittsfreunde? Alle verhielten ſich zuwartend. Die Extremen und Ueberſpannten lauerten auf eine neue Revolution, welche nach ihrer Meinung in kurzer Zeit da oder dort, am wahrſcheinlichſten in Frankreich ausbrechen werde und müſſe. Wer hätte auch den queckſilbernen Franzoſen die Eſelsgeduld zugetraut, womit ſie die Beutelſchneiderherrſchaft Reinecke-Napoleons nun ſchon in das 17. Jahr ertragen? Die gemäßigten Reformer aber, die nicht revolutionär geſinnt waren, hofften denn doch auf Verbeſſerungen, welche die Nothwendigkeit erzwingen werde, ob auch die Machthaber mit ſaurer Miene ſich dazu verſtehen ſollten. Iſt doch eben ſo wie in Gewerben und Induſtrie auch im Staatsweſen das ſtarre Feſthalten am Veralteten verderblich, und hier wie dort kann nur die Einführung der bewährteſten Einrichtungen der fortſchreitenden Zeit Gedeihen bringen.

Mitten in die troſtloſe Reaktionsperiode fielen zwei Begebenheiten, welche die Herzen der Demokraten mit erquickender Genugthuung erfüllten, das einemal mit etwas Schadenfreude, das anderemal mit reiner, unverfälſchter Freude. Das geſchah nämlich, als Haynau von den Londoner Bräuergeſellen ſeinen Prügellohn erhielt, und dann wieder, als der edle Kinkel durch den muthigen, ſeitdem in Amerika zu hohen Ehren gelangten Karl Schurz aus dem preußiſchen Zuchthauſe befreit wurde.

Die Bauzeit.

In der oben geschilderten, für das politische Leben trostlosen Zeit zog ich mich wieder mehr auf mich selber zurück und nahm meine Zuflucht zu meinen alten guten Freunden, zu meinen Büchern. Auch war zu derselben Zeit mein Geschäftsleben auf einem Wendepunkte angelangt. Schon mehre Jahre hindurch hatte ich mich nämlich mit dem Plane herumgetragen, die Verbesserungen im Mühlenwesen, welche diesem in neuerer Zeit einen völligen Umschwung gaben, auf meine Mühle anzuwenden. Zwei Nachbarmüller, Franz Gürtler in Maffersdorf und Joseph Weber in Habendorf, waren mir in dieser Sache bereits mit ihrem Beispiele vorangegangen. Mich selber hatte nur meine Mittellosigkeit bisher daran verhindert; da ich aber keine Aussicht hatte, die nöthigen Mittel vor dem Baue erwerben zu können, so mußte ich diesen mit erborgtem Gelde unternehmen, wenn ich hinter meinen Gewerbsgenossen nicht zurückbleiben wollte. Es war für mich kein leichtes Unternehmen. Da sich an meinem alten Mühlwerke wegen Raummangel im Mahlhause die nöthigen Verbesserungen schlechterdings nicht anbringen ließen, so mußte ich vorerst ein neues Mahlhaus an mein Mühlgebäude anbauen, und in diesem konnte ich dann erst das neue verbesserte Mühlwerk einrichten. Es war also ein schweres Werk, als ich im Jahre 1851 einen Bau unternahm, dessen Kosten sich über 12.000 fl. beliefen, während ich bis dahin kaum mehr als 300 fl. erübrigt hatte. Mit schwerem Herzen ging ich daran; denn ich habe mir niemals in meinen Unternehmungen große Erfolge zugetraut, und ich müßte lügen, wollt' ich mich dabei eines frischen, fröhlichen Muthes rühmen. Im Gegentheile muß ich gestehen, daß ich bei vorhandenen Umständen das Unternehmen gar nicht gewagt haben würde, hätte ich in meiner Unkenntniß des Bauwesens die Kosten mir nicht über die Hälfte geringer vorgestellt. Ob nur manche große, welthistorische Unternehmungen nicht auch in dieser Weise zu Stande gebracht wurden? Gewiß ist: die Umstände machen sehr oft den Mann.

Zwei Jahre dauerte der Bau; im Jahre 1851 wurde das Gebäude, 1852 das Werk gebaut. Diese und die nächstfolgenden waren Jahre harten, mühseligen Ringens für mich, voll von schweren Sorgen. Meine bedenkliche Lage wurde noch verschlimmert durch eine Augenkrankheit, welche im Herbste 1848 mit einem Augenkatarrh angefangen hatte, der, chronisch geworden, sich bei der Anstrengung während des Baues nun derart verschlimmerte, daß für mein Augenlicht, ja sogar für mein Leben zu fürchten war. Ich mußte Hilfe im Prager allgemeinen Krankenhause suchen, allwo Professor Arlt Ende November 1851 mein linkes Auge wegen Thränensack-Entzündung operirte. Jede Krankheit hat das Gute, daß man durch sie die Gesundheit besser schätzen lernt. Unvergeßlich ist mir das Gefühl unaussprechlicher Seligkeit, welches ich empfand, als ich nach dem traurigen Aufenthalte im Krankenhause den ersten Spaziergang im Freien wieder mit unverbundenen Augen machen konnte. Mit der Binde über einem Auge — ist es doch als wäre man nur halb auf der Welt. Von dieser Augenkrankheit blieb ein Rest auf Lebenszeit an mir haften, welches ich als meinen Theil an den unvermeidlichen Uebeln des Lebens mit Ergebung getragen habe.

Gerade um die Zeit meines Aufenthaltes im Prager Krankenhause fiel der Staatsstreich des dritten Napoleon, dessen usurpirtem Kaiserreiche ich nimmermehr so lange Gewähr versprochen hätte, als die Zeit ihm vergönnte.

Im Frühjahre 1852 nahm ich meine Bauarbeiten wieder auf. Ich sparte nichts, um meinem Werke die größte Vollendung zu geben; aber eigene Unkenntniß und schlechte Berathung führten zu Fehlern und brachten über mich noch während des Baues quälende Zweifel über das Gelingen meines Werkes.

Dem Meiſter fehlte manche Zubehör der Lehr- und Wanderjahre. Viele Leute betrachteten mich bereits als einen verlornen Mann. In der That war es vielleicht der peinlichſte Zuſtand meines Lebens zwiſchen dem Baue und der allmäligen Verbeſſerung dabei gemachter Fehler. Wie konnte ich hoffen die Schuldenlaſt jemals los zu werden, die mich unerträglich drückte; kaum ſchien es mir möglich die Zinſen derſelbei aufzubringen. Oft war ich der Verzweiflung nahe, ich empfand die volle Bedeutung des Dichterwortes:

„Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht ihr himmliſchen Mächte!“

Doch war es eben der ſüße Schlummer der Nacht, erworben durch angeſtrengte Tagesarbeit, welcher mir noch den meiſten Troſt gewährte. Am liebſten hätte ich mich verkrochen, um nie mehr zum Vorſcheine zu kommen. Ein Vorfall aus derſelbigen Zeit gibt Zeugniß über meine damalige Gemüthsſtimmung. In der hart neben meiner Mühle befindlichen Spinnfabrik entſtand nämlich eines Tages ein blinder Feuerlärm, und ich verzweifelter Mann, anſtatt darüber zu erſchrecken, nahm denſelben ohne die geringſte Beſtürzung für einen Ruf des Schickſals, mich aus meiner peinvollen Lage zu befreien. Im Falle des wirklichen Unglücks würde ich die Trümmer meines Vermögens geſammelt haben, um mit denſelben nach Amerika auszuwandern.

Wenn ich auf jene trübe Zeit meines Lebens zurückblicke, ſo kann ich jedoch mit Befriedigung an mein damaliges Verhalten gedenken. Vor allem Anderen unterſuchte ich genau meinen Vermögenszuſtand, wog das mögliche Einkommen gegen die unerläßlichen Ausgaben und erwog alſo die Möglichkeit des Auskommens. Dabei wendete ich den größten Fleiß an, unterzog mich ſelber ſchweren und anhaltenden Arbeiten und vermied alle nur halbwegs entbehrlichen Auslagen. Ich hielt ſelbſt das mögliche Scheitern meiner Unternehmung für kein erdrückendes Unglück. Da ich ſtets in Idealen lebte, ſo ſchwebten für dieſen Fall weitausſehende, hoffnungsreiche Pläne vor meiner Seele. Es ſchien mir immer etwas in mir zu ſein, wofür meine dermaligen Verhältniſſe zu eng waren. Meine Wanderluſt, mein Wiſſensdrang und das Verlangen, recht viel von der großen Welt zu ſehen, regte ſich jener Zeit noch ſehr lebhaft in mir.

Mein Lieblingsplan, welcher mir im Wachen und Träumen unabläſſig vorſchwebte, war der, nach Amerika auszuwandern und dort das Loos eines Hinterwäldlers zu ſuchen, welches mir als die vollkommenſte Freiheit im freien Amerika ſtets beneidenswerth erſchien. Die troſtloſen politiſchen Zuſtände des Vaterlandes und die verlockenden Nachrichten ausgewanderter Freunde gaben mir Sporn und Anziehung. Eine Welt der Freiheit, der Fülle an Raum und Mitteln zu einem glückſeligen Leben that ſich in meiner europamüden Einbildung mir auf als Zuflucht gegen die Knechtung, Bedrängniß und Verdorbenheit hieſiger Zuſtände. Bei alledem handelte ich aber ſo, als gäbe es gar keinen Ausweg aus meinen bedrängten Verhältniſſen, als wäre ich unabänderlich auf Lebenszeit feſt an meine Scholle gekettet. Nebſt getreuer Pflichterfüllung fand ich den beſten Troſt in der Philoſophie, namentlich in jener eindringlichen, populären Philoſophie, wie ſie in Zſchokke's Stunden der Andacht enthalten iſt. Nebſtdem las ich in dieſer Zeit desſelben, von mir verehrten Verfaſſers „Lione, Harlington,“ welches Buch ein glückliches Pflanzerleben in Amerika ſchildert und die Gegenſätze der alten und neuen Welt ſehr zum Vortheile der letzteren zuſammenſtellt. Später hat ſich mir öfters die Frage aufgedrängt: Was würde

wohl in Amerika aus mir geworden sein? Wahrscheinlich wäre ich untergegangen in dem breiten Strome der Auswanderung, der sich in Folge der Reaktion in den ersten 50ger Jahren aus Deutschland dahin ergoß und gegen sich die Know-Nothing erweckte.

Es vergingen einige Jahre, bevor ich aus dem Schuldenbezahlen kommen konnte, indem das vergrößerte Geschäft, so wie verschiedene Baulichkeiten und Umänderungen viel Geld in Anspruch nahmen; doch gaben mir bei der jährlichen Bilanz die Zahlen einige Beruhigung. — Einige Uebelstände am Triebwerke bewogen mich, sogar das Haupträderwerk umzuändern, welche Baulichkeit mich wieder über 4000 fl. kostete. Mein mehrjähriges, unabläßiges Bauen brachte mich endlich in den Ruf, als baue ich lediglich zum Vergnügen aus purer Liebhaberei. Alte Leute, die mit meinem Vater jung gewesen waren, pflegten zu mir zu sagen: „Sie sind gerade wie Ihr Vater war, der mußte auch immerwährend bauen; er schien nicht leben zu können, ohne zu bauen, und wenn es an seiner Sache keine nothwendigen Baulichkeiten gab, so riß er irgend etwas ein und baute es anders. Andere Leute schoben meine anscheinende Baulust auf meine Angehörigkeit zum Freimaurerorden, der ich gezogen wurde, und dessen Mitglieder geloben müßten, beständig zu bauen. So viel Vermögen, als ich auf alle meine Baulichkeiten verwendet habe, hätte ich in der That früher niemals gehofft, je erwerben zu können.

Nachdem ich endlich mein Geschäft mit den nöthigen Fonds versehen und die Einrichtung der Mühle ziemlich vollendet und vervollkommnet hatte, ging die Schuldentilgung rasch von statten. Zu meiner eigenen freudigen Ueberraschung hatte ich im Verlaufe von sechs Jahren nach Beendigung des Baues alle durch denselben gemachten Schulden bei Heller und Pfennig abgetragen. Was anderen Leuten ein Uebel war, wurde mir eine Wohlthat, nämlich die hohen Getreidepreise der ersten 50ger Jahre und nebstdem die wasserreichen Jahrgänge jener Zeit, wodurch meine Mühle in starken Betrieb gesetzt werden konnte. Weniger jedoch meiner Einsicht und Klugheit, als vielmehr günstigen Zufällen oder Fügungen verdanke ich's, daß durch den Umbau meiner Mühle der Ertrag derselben auf das Drei- bis Fünffache gesteigert wurde. Könnt' ich aber jene Zeit mit den gemachten Erfahrungen noch einmal verleben, wie viel besser wollt' ich sie benützen. Bei Vermeidung aller Fehler und Wahrnehmung aller Vortheile hätte ich mein Vermögen leicht auf das Doppelte bringen können.

Die Dorfchronik.

Während also mein Trachten sich von der Politik ab und dem Gewerbswesen zuwendete, war es ganz natürlich, daß ich an publizistische Arbeiten mit der Feder nicht dachte. Zuweilen, wenn eine Angelegenheit, eine Sorge, ein Schicksal mein Gemüth besonders einnahm oder erregte, gab ich der Stimmung in einem Tagebuchblatte Ausdruck und fühlte mich dann, wenn ich die Sache durchdacht und aufgezeichnet hatte, jedesmal wunderbar erleichtert und getröstet in meinen Kümmernissen. Erst gegen Ende der 50ger Jahre schrieb ich nacheinander zwei in das Bereich der Volkswirthschaft einschlagende Aufsätze, welche von dem Redakteur des Reichenberger Anzeiger, Dr. Groß, beifällig aufgenommen wurden.

Unterdessen war in Oesterreich die Reaktion am non plus ultra angelangt, und der elende Zustand, in welchen sie das Reich versetzt hatte, ermuthigte die nach Einheit strebenden Italiener, im Bunde mit dem falschen Nothhelfer Napoleon, zum Kriege gegen dasselbe. Ich mit sammt meiner politischen Bekanntschaft wünschte bei dem Beginn des Krieges den österreichischen Waffen Sieg wegen der anrüchigen Bundesgenossenschaft der Italiener, und die Tarta-

renbotſchaft vom Gewinn der Schlacht bei Magenta wurde von uns mit Jubel aufgenommen. Wer konnte auch wiſſen, wie in dieſem Falle Reinecke-Napoleon war

„Ein Theil von jener Kraft.
Die ſtets das Böſe will, und doch das Gute ſchafft.“

In der Zeit riß ich mich einmal von meinen Alltagsgeſchäften los und brachte eine meiner ſchon Jahrzehente lang projektirten drei Reiſen, in die Rheingegend, ins Alpenland und in eine Seeſtadt, zur Ausführung. Ich reiſte durch Thüringen, wo ich eine zweitägige Fußtour machte, nach Köln, den Rhein aufwärts bis Mainz und durch Baiern wieder zurück. Da ich auf dieſer Reiſe deutſche Meinungen vernahm und deutſche Zeitungen las, gingen mir die Augen auf über den wirklichen Zuſtand der Dinge in unſerem Vaterlande. Durch die Wendung, welche dieſelben nach dem Kriege nahmen, ward es aller Welt offenbar, wie übel ſie durch den Sieg des konkordatlich-reaktionären Oeſterreich beſtellt worden wäre.

Die Verfaſſung, welche wir unſeren Feinden verdanken mußten, gab endlich unſerem lahm gelegten Zeitungsweſen neuen Aufſchwung, in Folge deſſen im J. 1860 durch H. T. Stiepel die Reichenberger Zeitung begründet wurde, deren erſte Nummer am 16. September herauskam. Da wandelte mich die Luſt an, einmal einen Aufſatz für die Zeitung zu ſchreiben. Ich nahm dieſesmal den Stoff nicht aus der Politik, auch nicht aus dem Gewerbsweſen oder aus dem Bereich der Volkswirthſchaft, ſondern aus der Geſchichte und Geographie, meinen Lieblingswiſſenſchaften; der Schauplatz war aber in nächſter Nähe in meiner Heimatsgegend. — Die Geſchichten alter Begebenheiten, welche mein guter Vater in meiner Kindheit mir hundertmal vorerzählt, waren meinem Gedächtniſſe lebhaft eingeprägt; ſie erſchienen mir wie ein ehrwürdiges Vermächtniß desſelben, auf das ich großen Werth legte. Ich bildete mir ein, ſie würden auch anderen Leuten eben ſo ſchön, eben ſo wichtig und intereſſant erſcheinen wie mir, und indem ich ſie ſchriftlich nacherzählte, glaubte ich das Gedächtniß meines geliebten Vaters fortzupflanzen. Ich ſammelte alſo einen Theil dieſer traditionellen Geſchichten und faßte ſie in den beabſichtigten Aufſatz zuſammen, dem ich eine überſichtliche Beſchreibung des oberen Neiſſethales voranſtellte. Als ich den nächſten Montag nach Vollendung des Aufſatzes meinen gewöhnlichen Gang nach der Stadt machte, nahm ich denſelben mit und trug ihn zur Redaktion der „Reichenberger Zeitung“. Dort fand ich zwei Herren mit den Redaktionsarbeiten beſchäftigt, Dr. Peez aus Naſſau und Dr. Herrmann aus Paulsdorf, wie ich nachher erfuhr. Peez übernahm mein Manuſkript, um es nach flüchtigem Ueberblicke an Herrmann zu überreichen, in deſſen Fach es gehöre. Dieſer bedeutete mir, es ihm zur Durchſicht dort zu laſſen, und bei Gelegenheit darüber nachzufragen. Als ich deßwegen nach acht Tagen wiederkam, zeigte ſich Herrmann bereitwillig zur Aufnahme meines Aufſatzes in das Feuilleton der „Reichenberger Zeitung“ und fragte mich nur um meine Bedingungen. Da ſich dieſelben bloß auf einige Exemplare der betreffenden Zeitungsnummern beſchränkten, ſo war der Handel bald abgemacht, und bald auch erſchien mein Aufſatz in unſerer Zeitung. Ich war nicht wenig geſpannt auf die Aufnahme desſelben Seitens des Publikums. Im Kreiſe meiner Bekanntſchaft wenigſtens fand er Beifall, wodurch ich aufgemuntert wurde, meine Arbeiten in der Heimatsgeſchichte fortzuſetzen.

Im Jahre 1848 war ich von meinen Freunden in Maſſersdorfer politiſchen Leſeverein aufgefordert worden, eine Geſchichte von Maſſersdorf abzufaſſen; der wackere Akademiker Gerhard Hopf war es, welcher vorzüglich auf die Erfül-

lung dieſes Anſinnens drang, da er von meiner Begabung hiezu eine vortheilhafte Meinung gefaßt hatte. Die Erinnerung an jene Aufforderung kam meiner Neigung zu Hilfe, und ich faßte nun den Entſchluß, alle mir bekannten oder zugänglichen aufgeſchriebenen und traditionellen Begebenheiten aus dem Heimatsorte und deſſen Umgebung in einem Werkchen zuſammenzuſtellen, welches ich, in einer Anzahl Exemplaren autographirt, an meine Freunde vertheilen wollte. Zu dieſem Behuf durchſuchte ich die alten Urkunden und Schöppenbücher der betreffenden Gemeinden, wie auch die Memorabilienbücher der Pfarreien und Schulen, wo ſolche exiſtirten. Hiedurch fanden manche Traditionen ihre Beſtätigungen, Berichtigungen und Ergänzungen, und dieſe Traditionen ſelber ſuchte ich durch Nachfragen bei den älteſten Leuten der Gegend zu ergänzen. Hiebei machte ich die Erfahrung, daß in der Regel die Männer viel mehr Aufmerkſamkeit und Gedächtniß für Erlebniſſe und Ueberlieferungen zeigten, als die Frauen. Endlich nahm ich die gedruckten Geſchichtsbücher zur Hand, welche die Lokalgeſchichte hieſiger Gegend im Allgemeinen oder ſpeziell behandeln. Es ſind aber nur wenige, und von dieſen wenigen wurde mir vorerſt nur ein Theil bekannt und zugänglich. Während dieſer Arbeit änderte ich aber meinen Plan, denn der Stoff ſchwoll mir unter den Händen dergeſtalt an, daß die Sache in meinen Augen an Bedeutung ſehr gewann. Ich beſchloß alſo mein Werk in Druck zu legen, und als Dorfchronik für ein größeres Publikum herauszugeben.

Alſo wurde ich zum ungelehrten Geſchichtsſchreiber meiner Heimat und hatte nach einiger Zeit ein halbvollendetes Manuſkript meiner Dorfgeſchichten zu Stande gebracht. Ueber den Werth derſelben war ich ſelber nicht ganz im Klaren. Ich ſchmeichelte mir freilich, meine Schreibart ſei trotz meiner mangelhaften Schulbildung nicht ohne Vorzüge. Da ich ſo viel vortreffliche Schriften geleſen, die Schönheiten derſelben erkannt, empfunden und in mich aufgenommen hatte, konnte ich wohl im Stande ſein, manches davon wiederzugeben. Manche Stelle, manchen Satz meiner Schrift hielt ich für ſo vollendet, daß ich mir einbildete, unter tauſend, unter hunderttauſend Menſchen, die in meinen Verhältniſſen leben und aufgewachſen ſind, ſei keiner im Stande es mir gleich zu thun, ja, unter vielen Schriftſtellern vom Fache habe ſelten einer dieſe vortheilhafte Eigenartigkeit meiner Darſtellungsweiſe. Ich wollte in mir etwas vom Beruf zur Schriftſtellerei verſpüren, den Viele nicht haben, obgleich ſie ſehr gelehrt und regelrecht zu ſchreiben verſtehen. Bei dieſer Einbildung ſchien mir der Erfolg meines Unternehmens auf der Hand zu liegen; ich dachte mir, ich brauche mein Werk nur hinauszugeben, um allgemeine Anerkennung und Beifall zu ernten. Dennoch aber, wenn ich meine Schrift mit den Werken wirklich guter Schriftſteller verglich, wie beſchämend mußte ich mir geſtehen, daß ich nimmermehr im Stande war, trotz aller Mühe, die ich mir gab, meine Gedanken in ſo vollendeter, anziehender Weiſe auszudrücken. Schwer konnte ich mir ſelber genügen; ich konnte das Vorzügliche vom Gewöhnlichen unterſcheiden, jenes aber nicht leicht zu Stande bringen. Es kam mir vor, als könne ich nicht recht deutſch, als hätte ich unſere ſchöne und deutſche reiche Sprache nicht gehörig in meiner Gewalt. Nicht leicht wie dem Talent floſſen die Sätze mir aus der Feder, ein einzelner Satz koſtete mich zuweilen ſtundenlanges Nachſinnen, und wenn ich das Geſchriebene dann wieder und wieder überlas, ſo fand ich immer wieder Verbeſſerungen nöthig, und wie viele Fehler mochten bei alledem noch ſtehen bleiben, die meiner Einſicht und Aufmerkſamkeit entgingen und erſt dem Sachkenner bemerkbar wurden. Wenn mir ſo die eigene Armuth an Geiſt und Bildung zum Bewußtſein kam, dann beugte ſich mein aufſtrebendes Selbſtgefühl in Demuth vor der himmelhoch überlegenen Größe des wahren Genies.

Mittlerweile hatte ich meine Bekanntſchaft bei der Redaktion der „Reichen-

berger Zeitung" fortgesetzt und alldort mehrmals von meinem geschichtlichen Versuche gesprochen. Dr. Herrmann war es, welcher einige Jahre vorher die Geschichte Reichenbergs in Bearbeitung genommen und den ersten Band vollendet hatte; er war also für die hiesige Lokalgeschichte interessirt und äußerte den Wunsch, meine Schrift zur Durchsicht zu erhalten, worauf ich sehr gerne einging, da es mir sehr erwünscht war, das Urtheil von Sachkennern darüber zu vernehmen. Herrmann sprach sich beifällig darüber aus und ermunterte mich zur Ausführung meines Vorhabens. Ich verabredete mit ihm einige Proben meiner Schrift in der „Reichenberger Zeitung" zu veröffentlichen, welche von der Redaktion empfehlend beurtheilt und vom Publikum nicht ungünstig aufgenommen wurden. Dieser Umstand schien mir einige Gewähr für das Gelingen meines Unternehmens zu bieten.

So stand die Sache, als ich eines Tages durch den Besuch des Redakteurs Dr. Peez freudig überrascht wurde. Bei der Durchsicht meines Manuskriptes war sein Interesse dafür rege geworden; darum kam er, den Verfasser in seinem Wohnorte aufzusuchen und näher kennen zu lernen. Ich war, wie gesagt, durch diesen Besuch sehr freudig überrascht, denn ich habe vor den Männern der Wissenschaft mein Leben lang die größte Achtung empfunden. In Dr. Peez aber erkannte ich einen hochgebildeten, besonders im Felde der National-Oekonomie sehr tüchtigen Vertreter derselben, und es gereichte mir zur großen Genugthuung, daß mein dilettantisches Werkchen die Aufmerksamkeit eines Mannes von so gediegenen Kenntnissen auf sich gezogen hatte. Hätte ein Fürst bei mir eingesprochen, ich würde es mir für keine so große Ehre angerechnet haben; denn auch als geringer Mann stimme ich für den Ausspruch des Kaisers Max: „Ich kann alle Tage aus einem Bauer einen Edelmann, nie und nimmer jedoch aus einem Edelmann einen Gelehrten machen." — War ich durch diese mir bewiesene Aufmerksamkeit und durch seine aus der „Reichenb. Zeitung" mir bekannt gewordenen Aufsätze schon im vorhinein für diesen Mann eingenommen, so wurde ich bei näherer Bekanntschaft noch viel mehr von Achtung und Verehrung gegen ihn durchdrungen. Diese werthvolle Bekanntschaft mit einem geistig hochgestellten Menschen bemühte ich mich mit besonderem Eifer zu erhalten und zu pflegen, und suchte meine Verbindung mit ihm auch nach seiner Entfernung von Reichenberg durch zeitweilige Briefe zu unterhalten, die immer freundliche Erwiderung fanden. Ein Brief von ihm ist mir in der That immer ein willkommenes Geschenk, welches ich unter meinen literarischen Schätzen verwahre.

Da ich nunmehr über die Veröffentlichung meiner Dörfchronik kein Bedenken mehr hatte, fragte es sich nur, in welcher Weise dieselbe zu bewerkstelligen sei? Die günstige Aufnahme der durch die „Reichenb. Ztg." veröffentlichten Proben und das aufmunternde Urtheil Sachverständiger ließen mich hoffen, leicht einen Verleger dafür zu finden. Ich sprach deßwegen mit den beiden Buchhändlern Jannasch und Schöpfer et Wäge. Diese aber kannten das hiesige Lesepublikum besser als ich, denn sie hatten sich an ähnlichen Verlagsartikeln schon die Hände verbrannt. Ich fand also nicht die größte Bereitwilligkeit bei ihnen, und sobald ich ihre Bedenklichkeiten merkte, war von einer Wiederholung meiner Anträge keine Rede mehr, denn nichts war ferner von mir, als mich mit meinem Werke aufzudrängen.

In dieser Zeit geschah es, daß in Prag der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen entstand, welcher die Veröffentlichung von Stadt und Dorfchroniken unter seine Aufgaben setzte. Dieser Verein kam mir gerade zurecht; auf ihn stellte ich nun meine Hoffnung und schickte ungesäumt das zu zwei Drittheilen fertige Manuskript der Dorfchronik an den damaligen Vereinspräsidenten Professor Höfler zur Prüfung ein. Ich war nicht wenig

gespannt auf das Urtheil, welches von dieser entscheidenden Instanz darüber gefällt werden würde. „Schicken Sie es nur ein, sie werden mit beiden Händen darnach greifen," hatte wohlwollend ermunternd Dr. Peez zu mir gesagt. — Nach einigen Wochen ungeduldigen Harrens brachte die Post mein theures Kleinod zurück. Bei der Empfangnahme desselben befand ich mich in einer größeren Erregung, als es einem gleichmüthigen Menschen zusteht; denn ich litt am Autorfieber, welches mich heftig eingenommen hatte. Mit Hast erbrach ich das Packet, sobald ich damit allein war; nachdem ich aber die darin befindliche Zuschrift Dr. Höfler's gelesen hatte, stand ich da wie mit kaltem Wasser übergossen; sie schien mir nämlich höflich abweisend zu sein. Dahin waren meine hochgehenden Träume von schriftstellerischer Ehre! Und doch, wenn ich den Brief Höfler's aufmerksamer las, schien er mir mehr ermunternd als niederschlagend zu sein. Ich sollte die „interessante Arbeit" nur vollenden und alsdann an den Verein wieder einschicken, wonach über die Verwendung entschieden werden solle, und in meinen löblichen lokalhistorischen Forschungen nur immer fleißig fortfahren.

Mittlerweile hatte ich vom P. Aut. Hoffmann in Reichenberg eine Rohnsche Chronik der Herrschaften Friedland und Reichenberg geliehen bekommen, welches als die erste wissenschaftlich bearbeitete Geschichte dieser Herrschaften eine Hauptquelle für hiesige Geschichtsschreibung ist. Erst jetzt, da ich mein Werk beinahe vollendet hatte, bekam ich ein so wichtiges Hilfsmittel in die Hände. Auch auf andere Quellenschriften wurde ich erst nach der Zeit aufmerksam, und kam hiedurch zu der Einsicht, daß ich meine Arbeit nicht gründlich angefangen hatte. Was war zu thun? Es in diesem mangelhaften Zustande der Oeffentlichkeit übergeben, oder dasselbe verwerfen und die mühsame Arbeit von vorn wieder beginnen? Ich schwankte einige Zeit über diesen Entschluß. P. Hoffmann war selber ein Geschichtsfreund, welcher Umstand meine nähere Bekanntschaft mit ihm herbeiführte. Er erbat sich mein Manuskript zur Durchsicht und fand daran Manches zu loben, Anderes auch zu tadeln, und siehe da! sein Tadel gefiel mir besser, als manches Lob. Die Ausstellung, die er daran zu machen hatte, bezog sich hauptsächlich auf die Eintheilung. und er gab mir darüber Anweisungen, die mir sehr gut einleuchteten, und jetzt, da mir der gefällige Pater die Augen über diese Fehler geöffnet, war es mir sehr lieb, daß mein Werk in dieser Form vom Geschichtsvereine nicht sofort angenommen und in Druck gelegt worden war.

Nunmehr wurde mein Entschluß bestimmt, die Frucht meiner sauren Arbeit einer gründlichen Revision zu unterziehen. Die Eintheilung und Gliederung des Ganzen machte mir nicht geringe Schwierigkeit, weil ich mehre Gemeinden, und demnach mehre Herrschaften zu behandeln hatte; nach mancherlei Versuchen ist sie mir aber so ziemlich gelungen. Das ganze vorhandene Manuskript wurde nun als bloße Vorarbeit betrachtet und benützt, und mit Benützung der mittlerweile entdeckten Hilfsmittel die Arbeit von vorn wieder angefangen. Es war aber eine Arbeit, wie wenn Einer mit unvollkommenen Werkzeugen ohne technische Kenntniß ein Kunstwerk herzustellen unternimmt. So oft es mißlingt, wird's verworfen und erneuert. Durch öfteres Mißlingen lernt man die Fehlgriffe erkennen, und wird zur Verbesserung geführt. Bei jeder der wiederholten Umarbeitungen irgend eines Theiles fand ich so viel zu ändern, zu glätten, zu bessern, daß das Werk allemal beträchtlich gewann und meine Mühe dadurch reichlichen Lohn fand.

Der Eifer, der Fleiß und die Ausdauer, womit ich an diesem Lieblingswerke arbeitete, war in der That größer, als ich ihn früher mir selber für irgend eine Leistung zugetraut hätte, und mein Selbstvertrauen wurde hiedurch nicht wenig gehoben. Tagüber benützte ich jede Viertelstunde freie Zeit dazu; meine

sonstigen Geschäfte ließen mir aber so wenig freie Zeit übrig, daß ich bei Tage selten eine ganze Viertelstunde dabei verharren konnte, sondern zuweilen in fünf Minuten mehrmals zu anderen Verrichtungen davon weggehen mußte. Nicht ganz kann ich mich von der Schuld freisprechen, zu Gunsten dieser Nebenbeschäftigung meinen Berufsgeschäften zuweilen Abbruch gethan zu haben, die ich doch sonst mit ziemlicher Sorgfalt und Genauigkeit zu besorgen pflege. Da ich aber demungeachtet bei Tage das Wenigste ausrichten konnte, so mußten die Nachtstunden dazu benützt werden, wenn die Tagesarbeit abgethan war. Da saß ich besonders zur Winterszeit manche liebe lange halbe Nacht darüber, und wenn die Hausgenossen bereits im Schlafe lagen, da ging bei der Stille der Nacht das Studieren am besten von statten. Sogar meine liebste Unterhaltung, die Lektüre, wurde in dieser Zeit bei Seite gesetzt oder doch sehr beschränkt, und das will bei meiner großen Eingenommenheit für dieselbe gewiß viel sagen! So groß meine Lust und Liebe zu dieser Arbeit war, empfand ich doch bei der unausgesetzten Anstrengung zuweilen Ermüdung und Ueberdruß; aber von einem Nachlassen, von einem Ausruhen war selbst in solchen Momenten keine Rede. So sehr hatte ich mich in die literarische Beschäftigung hineingelebt, und sie war mir so zur Gewohnheit geworden, daß es mir vorkam, als würde ich sie gar nicht mehr lassen können. Dabei hatte ich viele Gänge zu machen, um Erkundigungen einzuziehen, und diese Gänge dienten mir gewissermaßen zur Erholung. Jeder hochbejahrte Mann der Gegend war mir eine wichtige Person, die ich aufsuchte, um sie über ihre Erlebnisse auszufragen. Mit besonderer Begierde fahndete ich auf alte Denkschriften; ich fand sie aber selten; denn die meisten Menschen verbringen ihr Leben in Gleichgiltigkeit gegen merkwürdige Vorfälle oder wenden denselben nur eine vorübergehende Aufmerksamkeit zu. Auf solchen Gängen, im Nachsinnen über mein Werk, da kamen mir öfters die schönsten Gedanken ein, ja ich erinnere mich, daß mir Ideen im Traume zugekommen sind.

Von jeher hatte der Wunsch in meiner Seele gelegen, etwas Rechtes, etwas Ausgezeichnetes zu vollbringen, auf daß mein Leben nicht spurlos in der Zeit verrinne; jetzo glaubte ich die Richtung gefunden zu haben, in welcher das geschehen könne. Die Dorfchronik sollte das rühmlichste Werk meines Schaffens sein. Wer würde auch die literarische Arbeit eines ungelehrten Dorfmannes einer Beachtung werth finden, wenn sie ein gewöhnliches Machwerk wäre? Solche werden von zünftigen Schriftstellern allzuviele auf den Markt gebracht. In ihr wollte ich meine Ansichten bekennen, ich wollte in derselben mein geistiges Streben nach Freiheit, Wahrheit und Recht dokumentiren, mein innerstes Wesen gleichsam mein besseres Selbst wollte ich hineinlegen. Sie sollte sein ein geistiges Vermächtniß für meine Kinder und für meine Mitbürger, gleichwie die Erzählungen meines Vaters, welche auch der eigentliche Entstehungsgrund der Dorfchronik sind, es für mich sind. Dieses Werk, dem ich mit meiner ganzen geistigen Kraft oblag, es mußte gelingen, davon war ich so fest überzeugt, wie, um mich eines großen Beispieles für eine kleine Sache zu bedienen, Kolumbus von dem Dasein einer transatlantischen Welt.

Nachdem ich bei einigen Unterbrechungen durch Baulichkeiten und andere nothwendige Geschäfte bis in das fünfte Jahr also an meinem Werke gearbeitet hatte, war dasselbe der Vollendung nahe gerückt, und ich hielt es für Zeit, dem deutschen Geschichtsvereine in Prag hievon die Anzeige zu machen. In einem Briefe an Professor Höfler stellte ich meine Arbeit neuerdings dem Vereine zur Verfügung, erhielt aber keine Antwort darauf. Wie mir von Mitgliedern des Vereins-Ausschusses später mitgetheilt ward, hatte Höfler die Sache nicht zur geschäftsmäßigen Behandlung gebracht, sondern liegen lassen. Aufdringlichkeit war gegen meine Natur, ich verschmähte jeden weiteren Versuch, mein Manuskript

beim Vereine anzubringen; es blieb mir also nichts übrig, als den Selbstverlag meines Buches vorzubereiten.

Auf einen pekuniären Gewinn für mich war es nicht abgesehen; ich bestimmte den Reinertrag für einen wohlthätigen Zweck, und die Hoffnung, für einen solchen durch diese meine Lieblingsarbeit einen namhaften Betrag zu erwerben, war mir ein starker Sporn. Ich vertheilte Subskriptions-Listen an einige Freunde, welche erbötig waren, in ihrer Bekanntschaft dafür zu werben. Indem ich im voraus 500 Subskribenten in Stadt und Dorfschaften als sicher annahm, glaubte ich auf die geringste Zahl herabgegangen zu sein. Diesen 500, dachte ich, würden sich wohl während der lieferungsweisen Herausgabe des Werkes leicht noch andere 500 anschließen, wenn erst der Werth des Buches zur Einsicht kommen werde.

Wie arg hatte ich mich aber in dieser meiner Schätzung verrechnet! Mit Beihilfe aller guten Freunde brachte ich die Zahl aller Subskribenten kaum auf 250. In Reichenberg war die Betheiligung so gering, wie geringschätzig die meisten dieser Stadtleute eine derlei Dorfchronik überhaupt ansehen mochten. Mochten sie doch ihre eigene Stadtgeschichte nicht kaufen, ja sogar den werthvollen Kalender aus Reichenberg nicht, den der edle Dr. Bonte für das Jahr 1850 zum Besten des Stephanshospitals herausgegeben.

Große Hoffnungen hatte ich auf den dortigen Arbeiterverein gesetzt, oder industriellen Bildungsverein, wie er sich nennen mußte, weil man hohen Orts in einem Arbeitervereine Bassermann'sche Gespenster zu sehen fürchtete. Wiederholt waren von Freunden der Dorfchronik Bruchstücke aus dem Manuskripte derselben unter Beifall vorgelesen worden. Der etwa 400 Mitglieder zählende Verein konnte vielleicht 100 oder wenigstens 50 Unterschriften geben; sie nahmen aber ihre Feder und schrieben nur 10; in ganz Reichenberg wurden kaum 20 gezeichnet, wovon später einige ihre Unterschriften abläugneten, andere die ihnen zugesendeten Lieferungen großmüthig annahmen, ohne sie zu bezahlen. Wenig besser ging es in den Dorfschaften, dem eigentlichen Schauplatz meiner Geschichten. Dem armen kleinen Neuwald konnte man nicht verargen, daß unter den sämmtlichen 140 Bewohnern kein einziger Subskribent aufzutreiben war. In Proschwitz fanden sich deren sehr wenig; was kümmerten sich die indolenten Bauern um die Geschichte ihres Dorfes? Die meisten Unterschriften gab Maffersdorf und hier wieder der Arbeiterstand; eher kauft ein Arbeiter zehn, als der Bauer ein Buch. Unter den Nachbarortschaften entsprachen Reichenau und Gablonz am besten meinen Erwartungen, hauptsächlich durch die thätige Mühewaltung theilnehmender Freunde.

Dieser schlechte Erfolg meiner Subskription stimmte meine Erwartung wohl ein wenig herab, ohne mich jedoch zu entmuthigen, da mein Glaube sehr fest stand. Die Leute sollten nur erst sehen, dann würden sie schon zugreifen. Um mich aber vor unangenehmen Enttäuschungen möglichst sicher zu stellen, beschloß ich die erste Lieferung nur in sehr wenig Exemplaren drucken zu lassen. Ich bestimmte dafür die Zahl von 500, mit der geheimen Hoffnung, daß vor Ausgabe der zweiten Lieferung von der ersten eine neue Auflage nothwendig sein werde.

Bei dem Erscheinen der ersten Lieferung war ich gerade von einer Kränklichkeit eingenommen, an welcher die vorhergegangene geistige Ueberanstrengung wohl mit Ursache sein mochte. Längere Zeit mußte ich das Zimmer hüten und lauerte also in der Stille auf den Erfolg meines in die Welt gesendeten Werkes. Still und ohne alles Aufsehen ward es auch aufgenommen; kein erwarteter Beifall wurde laut, so gespannt ich auch immer darauf horchen mochte. Die meisten Abonnenten nahmen ihre Hefte mit Gleichgiltigkeit in Empfang, die wenigsten nahmen sich die Mühe, sie zu lesen. Ein Theil derselben dünkte sich dafür zu

geſcheidt, ein anderer Theil war faktiſch zu dumm dazu; welche aber dem Werkchen die nach meiner Meinung ihm gebührende Aufmerkſamkeit zollten, dieſe machten den kleinſten Theil aus. Es gab genug Leute, die es als Geſchenk allenfalls zur Noth angenommen hätten, um es gleichgiltig in einen Winkel zu werfen und ferner nicht zu beachten.

Was gab mir da mein Eigendünkel für Gedanken ein? Ich dachte mir in meinem Sinne: Heißt das nicht Perlen vor die Säue werfen? In der „Reichenberger Zeitung" hatte ich, nach ihrem bisherigen Verhalten gegen die Dorfchronik, nach dem Erſcheinen eilig eine ſehr günſtige Beſprechung derſelben erwartet. Aber ſie verhielt ſich lange Zeit ganz ſchweigſam darüber und nahm nicht die geringſte Notiz von dem meinerſeits für ſo wichtig gehaltenen Werke. Vielleicht hatte ich einen Fehler begangen, daß ich keine Kritik auf Beſtellung machen ließ. Gewiß war es in geſchäftlicher Beziehung ein Fehler geweſen, daß ich gegen das Anrathen meiner Freunde alle und jede Reklame verſchmäht und das Erſcheinen der Dorfchronik bloß ein Einzigesmal in der „Reichenberger Zeitung" annoncirt hatte.

Doch blieb die erwartete Anerkennung für meine Arbeit keineswegs aus, ſie kam zu meiner Befriedigung von ſehr kompetenter Seite. Nach etwa einem Vierteljahre, kurz nachdem endlich die „Reichenb. Ztg." eine beifällige Beſprechung der Dorfchronik gebracht hatte, kam in den „Mittheilungen" des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen eine Kritik, welche in der Hauptſache ſehr günſtig für meinen geſchichtlichen Verſuch war, wie ich denn auch von Mitgliedern des Vereinsausſchuſſes ſehr ſchmeichelhafte Zuſchriften erhielt. Dieſe Herren waren mir auch bei der Fortſetzung meines Werkes in ſehr gefälliger und uneigennütziger Weiſe mit Rath und That behilflich, wie ich denn auch zur Ehre der Schriftſtellerwelt bekennen muß, daß ich von dem, was die Handwerker unter ſich Brotneid zu nennen pflegen, von den Schriftſtellern nichts erfahren habe. Verſchiedene Abtheilungen der Dorfchronik wurden mit meinem Einverſtändniß in den Vereinsmittheilungen probeweiſe veröffentlicht, wovon einzelne aus dieſen wieder in anderen Zeitſchriften übergingen.

Aber auch in hieſigen Kreiſen entbehrte die Dorfchronik nicht alles Beifalls, obgleich ſolche Fälle ſehr vereinzelt blieben. Da begegnet mir z. B. ein Mann auf der Gaſſe und drückt mir freundlich die Hand mit den Worten: „Ihnen muß man gut ſein, Herr Jäger, Ihnen muß man gut ſein, ſchon allein wegen Ihrer ſchönen Dorfchronik; es iſt nur zu verwundern, wie ſie alle die erzählten Begebenheiten ſo wiſſen konnten." Ein anderer, ſehr gebildeter Herr, der mich ſonſt gar nicht beachtet, hält im Begegnen bei mir an mit den Worten: „Sie haben mir dieſe Tage eine rechte Freude gemacht." „„Womit denn?"" „Mit Ihrer Dorfchronik; ſo viel ich Ortsgeſchichten geleſen habe, hat mir noch keine ſo gefallen wie die Ihre. Man ſieht, Sie haben den Stoff gehörig verdaut, den andere nur trocken von ſich gaben."

Aufhelfen konnten freilich all' dieſe günſtigen Zeichen der verfehlten Publikation meines Werkes nicht mehr, aber Sie waren hinreichend mich für meine Mühe zu belohnen, wenn ich auch nicht reichlichen Lohn ſchon in der Arbeit ſelber gefunden hätte, wie es thatſächlich der Fall war. Gern erinnerte ich mich an das Dichterwort:

„Kannſt du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen iſt ſchlimm."

Bei dieſer Sache habe ich auch die Erfahrung gemacht, daß das Brot des Schriftſtellers meiſtens ein ſehr bitteres Brot iſt. Vorher hatte ich mir zu-

weilen eingebildet, an mir sei ein Schriftsteller verdorben; diesen Fall, wenn er wirklich wahr sein sollte, hörte ich von nun an zu bedauern auf. Bei den unangenehmen Erfahrungen, die ich bei der Herausgabe meines Werkes machte, kamen mir die vielen Widerwärtigkeiten zur Vorstellung, mit denen die besten Schriftsteller und Künstler sehr oft zu kämpfen hatten, um ihr wirkliches, gottbegnadetes Talent zur Anerkennung zu bringen, wie sie in unwürdiger Weise vor Höflingen und Schranzen sich beugen mußten, wie mancher große Dichter oder Komponist von einer launenhaften, nichtswürdigen Theaterprinzessin sekirt wurde, wie dem bewundernswertheften Genie gewöhnlich erst nach dem Hinscheiden aus diesem Leben Gerechtigkeit widerfuhr. Und wenn solches am grünen Holze geschah, was sollte mit dem dürren werden? Da pries ich mein Loos, statt eines mittelmäßigen Schriftstellers ein schlichter Gewerbsmann geworden zu sein, der in seiner kleinen Sphäre die Gunst der Großen leicht entbehren und sich frei erhalten kann von glänzender Sklaverei, in Mußestunden aber doch an den Schätzen der Literatur theilnehmen, auch wohl die Feder führen kann, um Dinge zu beschreiben, die selbst Gelehrte nicht wissen können. Viel lieber wurde mir der Boden eines bescheidenen Handwerkes, wenn er auch nicht alleweil ein goldener Boden ist. Gegen den Ruhm, in öffentlichen Schriften genannt und gelobt zu werden, was anfangs meiner Eitelkeit sehr schmeichelte, wurde ich bald sehr gleichgiltig, ja ich liebte es, mit Geringschätzung davon zu denken.

In selbiger Zeit kam auch gerade Napoleons III. Leben Cäsars ans Licht der Welt, und dieses Zusammentreffen erweckte in der Stille meiner Gedanken Vergleiche zwischen der simplen Geschichte meiner abseitigen Heimat, mühsam zu Stande gebracht mit den geringsten Hilfsmitteln — und seinem hochtrabenden Werke, das manche fremde Feder schmücken sollte, und welches als ein falsches Evangelium gleich in mehren Zungen die verstockte Menschheit über ihre wahren Messiase zu belehren bestimmt war. Und siehe da! in aller Bescheidenheit hatte ich den Stolz, mein unbedeutendes Werklein höher zu schätzen als jenes stolze Machwerk; denn das meinige war hervorgegangen aus einem humanen, freiheitlichen, nach Wahrheit strebenden Sinne, während ER die Welt so gerne mit seiner Arglist umnebeln mochte.

Die nachfolgenden vier Lieferungen der Dorfchronik gab ich in zwei Heften heraus. Das Werk schien im Sande zu verrinnen, denn mit jeder Lieferung wurden der Abnehmer weniger. Besser hätte ich es ihnen auf einmal an den Hals geworfen. Keine, auch noch so günstige Kritik, keine auch noch so warme Empfehlung vermochte ihm mehr aufzuhelfen. Die Buchhändler bereuten nunmehr freilich, der Sache sich nicht früher angenommen zu haben, und gestanden ein, daß sie dann ganz anders gegangen sein würde. — Natürlich war ich einigermaßen mißmuthig über diesen schlechten Erfolg, und die Folge davon war, daß ich im Verlauf der Herausgabe im Texte viel mehr kürzte und strich als mir jetzt lieb ist. Sogar ein ganzes Kapitel: „wie das Revolutionsjahr 1848 in unseren Dorfschaften begangen wurde" — ließ ich weg; dieses war jedoch nicht umsonst geschrieben, da es nachher in den Mittheilungen des deutsch-böhmischen Geschichtsvereines für ein größeres Publikum veröffentlicht wurde.

Wenn ich selber mein jetziges Urtheil über die Dorfchronik aussprechen soll, so muß ich gestehen, daß ich meine anfänglich so großen Erwartungen nicht gerechtfertigt finde. Wer will es dem Landmanne, dem Arbeiter, dem Industriellen eingenommen von vielerlei Mühen und Sorgen — wer will's ihm verargen, wenn er für die Vorgänge in seinem Geburtsorte aus früheren Zeitperioden kein so großes Interesse bezeigt? Wie viel weniger aber kann man ein solches von Fremden verlangen? Das kann man an sich selber erfahren. Was die Dar-

ſtellungsweiſe anbelangt, ſo gibt es freilich in dieſer Art viele trockenere und unverdaulichere Schriften als die meinige; aber was bleibe ich armer Stümper bei alledem gegen einen ächten Meiſter in der hiſtoriſchen Kunſt? — unwürdig, ihm die Schuhriemen aufzulöſen!

Dennoch aber dürfte mein Werkchen in ſeiner Art eine beachtenswerthe Erſcheinung im Fache der Lokalgeſchichtſchreibung bleiben, werth, daß eine geſchäftskundigere Hand in's Publikum ihm den Weg gewieſen hätte. Der Wunſch manche Fehler auszumerzen, manches Verſchwiegene und Weggelaſſene, auch manches ſeitdem Erfahrene nachzuholen, bringt es vielleicht noch einmal unter meine Hand, wenn auch nicht in der Abſicht einer neuen Veröffentlichung.

Schlußwort.

Meine Schriftſtellerei war eine vorübergehende Erſcheinung; der geringe Erfolg — mehr noch anderweitige Geſchäfte und Sorgen haben meine Feder ſehr bald wieder in Ruheſtand verſetzt. Jedoch, ich fühle manches in mir — Gedanken, Ideen, Anſichten, Meinungen, Erinnerungen — die ich wie die gegenwärtige Aufzeichnungen, nicht gerne mit mir in das Grab nehmen möchte, die ich für Werth halte, daß ſie fortleben, und wenigſtens meinen Nachkömmlingen hinterlaſſen möchte. Vielleicht auch, daß ſie dereinſt einem geiſtvolleren, geübteren Darſteller in die Hände fielen, der ſie für ein größeres Publikum gerecht machte. Sie zu Papier zu bringen, iſt ein für meinen Lebensabend beſtimmtes Geſchäft; wer weiß, ob das Leben mir die Muße dazu gewähren wird?

„Einſam hab' ich, was ich ſchrieb, geſchrieben
Für mich ſelbſt und wen'ge, die mich lieben."

Iglau, Seelauer Curatie.

Von

Wilhelm Schmidt.

Im deutſchen Südoſten der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie ſind die meiſten Kirchenbauten deshalb beredte Zeugen einer ſturmbewegten Vergangenheit, weil ſie vorwaltend wahren Feſtungen gleichen, an deren maſſiven, als Bürgerburg benützten Umfaſſungsmauern der gewaltige Anprall mancher feindlichen Invaſion zerſchellte. Waren dagegen die Gotteshäuſer im Norden und im Nordoſten des Kaiſerſtaates der in blutigen Wogen aufſpringenden hiſtoriſchen Sturmfluth auch minder ausgeſetzt, bilden ſie dennoch einen ſehr beachtungswerthen Denkſtein einer, ſelbſt im friedlichen Wechſel vielgeſtaltigen, nunmehr entrauſchten Zeit und ſind ganz geeignet, unſere Aufmerkſamkeit nicht nur zu beanſpruchen, ſondern auch zu feſſeln. So unter Anderen wohl insbeſondere die Iglauer Pfarrkirche zu St. Jakob, ſobald die Löſung der Frage verſucht wird, wie dieſelbe zur Curatie der Seelauer geworden? Hiebei erlangt nämlich die Vorausſetzung, daß zugleich die hiſtoriſchen Momente der Stadt ſelbſt häufig mitſpielen, ihre volle, das Intereſſe jedoch um ſomehr ſteigernde Berechtigung, als es in Verfolgung der ſachgemäßen Löſung der geſtellten Frage als erſte Aufgabe angeſehen werden mußte, bis auf die erſten Quellen der hierher gehörenden Nachrichten zurückzugehen. Nur auf dieſem Wege konnte nämlich Verläßliches, Neues, weiter Verwerthbares geliefert und der Gegenſtand ſelbſt in würdiger Weiſe erſchöpft werden.

Bereits im Jahre 1214 finden wir in Mähren den um die Mitte des eilften Jahrhundertes durch Kaufleute von Amalfi gegründeten Johaniter-Orden in dem — landesfürſtlicherſeits beſtätigten — Beſitze von Tišnowic und Březie.[1]) — Unerweislich hingegen iſt es, ob den Hoſpitalitern oder bei mittlerweile vor ſich gegangenem Grundherrſchafts-Wechſel Jemandem Anderen eine Entſchädigung überhaupt und welche insbeſondere ſei geleiſtet worden, als einhundert vierundzwanzig Jahre ſpäter König Wenzel von Böhmen, im Vereine mit ſeinem Bruder Přemiſl, dem Markgrafen von Mähren, über Bitten ihrer Mutter Conſtantia auf dem Grunde des erſteren Ortes die Stiftung eines Ciſtercienſer Frauenkloſters vornahm und Tišnowic nebſt mehren anderen Ortſchaften zur bleibenden Begabung ſeiner neuen Schöpfung verwendete.[2]) Unter dieſe Ortſchaften zählte auch Iglau, wo der ritterliche, 1128 in das Leben gerufene und 1190 von Friedrich von Schwaben geregelte Orden „der Brüder des Hoſpitals unſerer lieben Frau der Deutſchen zu Jeruſalem" gemeinhin „der deutſche Orden" genannt, eine Commende beſaß, die mit der Seelſorge in der auf einem Hügel über der Iglawa gelegenen, zu Ehren des h. Johannes des Täufers geweihten Kirche verbunden war.[3])

Weil jedoch ſelbſt die rieſige Spannkraft des tapfern und gewandten Großmeiſters Hermann von Salza (1210—1239) den herben Schlägen gegenüber erlahmte, welche den Orden im Oriente und in Siebenbürgen trafen, und weil die Geſammtleiſtungsfähigkeit der ganzen Brüderſchaft hiedurch ein anderes Feld der

---

1) Die Urkunde de dato Bruna mense Januario 1214 bei Boczek Cod. Dipl. II. 76 Erben Reg. I. 257 mit dem Druckfehler „mense Junio."

2) Das Stiftungsinſtrument dto. Znaim 31. Octob. 1234 bei Boczek l. c. p. 274; Erben l. c. p. 403 seq.

3) Vias concambii dedimus monasterio praenominato...Giglava cum thelonio et cum aliis villis ad eam pertinentibus beſagt der Stiftsbrief.

gemeinsamen Thätigkeit zugewiesen erhielt, gelangte auch die Iglauer Seelsorge noch vor der Begabung des Cistercienser-Frauenklosters zu Tisnowic in andere Hände.

Im Oriente war nämlich mit dem Regimente der Christen in Palästina zugleich auch Accon, der Stammsitz des Ordens, gefallen, und bei dem gänzlichen Mangel an Begeisterung des Abendlandes für die Sache des Kreuzes bedurfte es wohl nicht erst eines ganz besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, daß das Ziel und die Stütze des bedrängten Ordens von nun an lediglich im Occidente zu suchen seien; zumalen auch die von dem ungarischen Könige Andreas II. den deutschen Rittern zum Schutze des Magyaren-Reiches gegen die wilden Kumanen 1211 gemachte[4]) und 1222 erneuerte Schenkung des Südostwinkels von Siebenbürgen, d. i. des Burzenlandes oder des heutigen Kronstädter Districtes,[5]) in demselben Augenblicke wieder zurückgenommen wurde, in welcher Honorius III.[6]) nicht nur dieses Gebiet, über ausdrückliches Verlangen der Ordensritter, unter die unmittelbare Jurisdiction des päpstlichen Stuhles gestellt erklärte; sondern einerseits auch die Standhaftigkeit mit welcher das Land gegen die Drohungen des ungarischen Königs behauptet wurde, belobte,[7]) andererseits aber in dem hierüber entsponnenen Streite zum unberufenen und — weil selbst Partei — überhaupt unberechtigten Schiedsrichter sich aufwarf.[8])

Unbeachtet verhallte der päpstliche Wehruf[9]) und das — nicht ohne des Großmeisters Zuthun — grollend ausgestoßene Drohwort[10]) war eben so vergeblich, wie der Versuch, die Königin Jolanta, die Gemalin Andreas II., zur Uebernahme der Vermittlers-Rolle zu überreden[11]) oder wie die Aufforderung an den Bischof von Veszprim und an den Probst von Stuhlweißenburg, den König in Gegenwart der versammelten Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches zur unaufgehaltenen Rückgabe des Entzogenen zu bestimmen.[12])

Siebenbürgen war und blieb für den Orden verloren.[13])

Bei dieser Gestaltung der Dinge war der Antrag der Fürsten Conrad und Christian von Mazowien, welche den Orden der deutschen Ritter unter gleichzeitiger Ueberlassung des Kulmerlandes und des Besitzes von Löbau zum Kampfe wider die heidnischen Preußen aufboten, um so mehr willkommen, als auch Gregor IX. die Wiedereinsetzung derselben in den Besitz von Siebenbürgen in den Jahren 1231[14]) und 1232[15]), ja noch 1241[16]) durchzuführen eben so vergeblich als beharrlich versucht hatte.

Die erste von dem Orden bewerkstelligte Eroberung in Preußen beginnt 1231 mit der Erzwingung des Einganges in das Kulmerland, wo als erste Ordensburg und als Kern der späteren gleichnamigen Stadt Thorn erbaut wurde und die Seele dieses eben so kühnen als glücklichen Unternehmens war unter dem Ti-

4) Cf. Urkundenbuch zur Gesch. Siebenbürgens von Teutsch u. Firnhaber Wien 1857. p. 8.
5) Ibid. p. 17 Nr. XVIII.
6) Ibid. p. 26. Nr. XXVI. Dat. Romae 30. April 1224.
7) Ibid p. 31 Nr. XXIX Dat. Tribur 10. Juni 1225.
8) Ibid. p. 31 Nr. XXX. eodem dato.
9) Ibid. p. 37 Nr. XXXVI. Dat. Reate 27. Octob. 1225.
10) Ibid. p. 38 Nr. XXXVII. Lateran 17. Febr. 1226. Non est nostri propositi ulterius verba perdere etc.
11) Ibid. p. 41 Nr. XXXVIII. Romae 17. Febr. 1226.
12) Ibid. p. 41 Nr. XXXIX. eodem dato.
13) König Sigismund machte noch im XV. Jahrhunderte diesbezüglich vergebliche Versuche.
14) Ibid. p. 46 Nr. XLIV. Dat. Rom 26. April und Nr. XLV. Dat. Rom 30. April.
15) Ibid. p. 50 Nr. L. Dat. Rom 26. April und p. 51 Nr. LI. Dat. Anagni 31. August.
16) Ibid. p. 57 Nr. LV. Dat. Perusia 11. Oct. worauf das Besitzrecht des römischen Stuhles auf das Ordensgebiet in Siebenbürgen — merkwürdig genug — dahin zu begründen wäre cum eadem terra nullum praeter Romanum Pontificem habens episcopum vel prolatum, eidem ecclesiae censualis existat.

tel eines Proviſors, o. Präceptors, Landmeiſters o. Verweſers für Preußen, Magiſter Hermann v. Balk, bisheriger Deutſchmeiſter o. Oberverwalter der Ordensbeſitzungen in Deutſchland[17]), welcher mit Zuſtimmung ſeiner Iglauer Brüder, ſo wie mit Bewilligung des Olmützer Biſchofes Robert[18]) und mit der ſpäter von König Wenzel ertheilten Gutheißung[19]), die Ordensbeſitzungen in Humpoletz und über der Iglau mit einfacher Ueberlaſſung des Kirchenpatronatsrechtes innerhalb dieſer Liegenſchaften an Hermann veräußerte[20]), der als fünfter Abt[21]) Vorſteher des Prämonſtratenſerſtiftes von Seelau war, des 1139 vom Herzoge Sobèslaw in einem ſumpfigen Walde urſprünglich für Benedictiner erbaut, nach geſchehener Begabung dieſer Letzteren mit Sazawa, den durch Daniel, den Erzbiſchof von Prag, im Jahre 1148 aus Steinfeld bei Köln berufenen, genannten Prämoyſtratenſern gehörte.[22])

Die Urkunde, womit der Rechtstitel auf Humpoletz und Iglau bezüglich des Kirchenpatronates für das Seelauer Stift außer Zweifel geſetzt wurde, ließ der Abt Marſilius im Jahre 1234 von Arnold dem Abte von Trebitſch, von Berthold, dem Iglauer Minoritenguardiane und von dem Dominikanerprior Bernhard daſelbſt transſumiren und ſo vor dem Schaden bei Originalverluſt ſich ſicherſtellen.[23])

Bei dem täglichen Wachsthume des im Laufe der Zeiten am rechten Ufer der Iglawa fortſchreitenden Stadttheiles zeigte ſich die bisherige Pfarrkirche zu St. Johann theils zu ſehr entlegen, theils auch räumlich zu beſchränkt, um den confeſſionellen Bedürfniſſen der in raſcher Progreſſion ſich mehrenden gläubigen Gemeinde weiterhin vollſtändig Genüge leiſten zu können. Daher mag es wohl auch eine der erſten und weſentlichſten Beſtrebungen der nach Iglau entſendeten Ordenspriеſter geweſen ſein, die am Oſtrande des zur Aufnahme von Neu-Iglau beſtimmten Platteau's gelegenen, zur Pfarre von St. Johann gehörenden, wahrſcheinlich als Ordenshaus-Capelle von den deutſchen Ordensrittern erbauten Capelle zu St. Jakob zu erweitern und vorläufig zu einer Filialkirche umzugeſtalten, auf welche ſodann, zu gegebener Zeit, die Rechte der ungünſtig gelegenen und engen Pfarrkirche konnten übertragen werden. Wenigſtens finden wir dieſe urſprüngliche Capelle in jener Urkunde bereits als Pfarrkirche genannt, mit welcher der Olmützer Biſchof Bruno die am Donnerſtage der Pfingſtwoche, d. i. am 31. Mai 1257 von ihm daſelbſt vollzogene Weihe des Hochaltares, des Chores und eines in der Mitte der Kirche ſtehenden Altares bezeuget.[24])

In eben dieſer letztgenannten Urkunde wird zugleich der der neugeweihten Pfarre zu entrichtende Zehent u. z. „auf Grund vorhergegangener fürſtlicher Privilegien" genau verzeichnet. Demnach waren zu St. Jakob in Iglau zehentpflich-

---

17) Cf. Petri de Dusburg Chronicon Prussiae seu Histor. Ord. Teut. ed. Christoph Harknoch Jenae 1679. 4. und Voigt Geſchichte Preußens, Band II. p. 27 ff.

18) Boczek l. c. II. 256.

19) Ibid. III. 21. Erben l. c. I. p. 511—512.

20) Boczek II. 252.

21) Seine Vorgänger waren: Gottſchalk (Boczek I. 262. ad 1150.) Otto 1189 (Boczek I. 328.) Marſilius 1210 (Erben I. 240) Wilhelm 1219 (Erben I. 282.)

22) Die erſte urkundliche Erwähnung des Stiftes Seelau geſchieht zum Jahre 1174 (Erben I. 152.) in einem Streite von 1174 zwiſchen dem Abte Gottſchalk und Wolfram von Ranzern wegen des Prädiums Borek, wobei D'Elvert in ſeiner Geſchichte Iglau's Brünn 1850 p. 20 zeitwidrig von Iglauer Pfarr-Rechten ſpricht und irrig Boczek II. 21 citirt.

23) Chlumecky Regeſten der Arch. Mährens I. 13. Nr. 1.

24) Nach Kuſchel Mſ. der Iglauer Pfarre. Copia vid. (Bei Boczek V. 299 Cf.) — D'Elvert nennt hiebei den erſt 1295 erweisbaren Abt Jacob thätig. Boczek III. 241 hat Urkundedatum pridie Calendas Maji.

tig die Ortschaften Pobicozel, Borsschow, Wicenow, Kozzow, Bolemizirz, Bolescowicz, Pores, Lholka, Stibor und ein zweites Stibor, Bukow, Zmirzna und ein zweites Zmirzna, die Mühle Sireß und die Allodacker. Auch sollte wo immer innerhalb dieser Ortschaften eine Mauthgebühr erhoben werde, das Erträgniß jeder zehnten Woche der Iglauer Jakobikirche zufallen.

Der erste urkundlich beglaubigte Iglauer Pfarrer, zugleich Seelauer Chorherr war Stephanus, den der Abt Marsilius eingesetzt hatte.

Wie anderwärts in größeren oder besonders betriebsamen Städten bestand nämlich seit langen Jahren bereits auch zu Iglau ein Hospital oder Versorgungshaus für Arme, Bresthafte und Siehe, welches die „Cruciferi St. Spiritus“ wie sonst anderwärts in den verschiedenen Zweigen der Innerverwaltung zu überwachen hatten. Es gehörte als integrirender Bestandtheil zu dem Brünner Ordenshause und wurde von dem Magister Hospitalis St. Spiritus zu Brünn, als er — Rudenger — in das Hospitalhaus des h. Johann des Hierosolymitaners sich zurückzog, mit allen anderen im Namen des Ordens verwalteten Liegenschaften unter eigenen, kranken Armen zu Gute kommenden Bestimmungen vorbehalten, was der Olmützer Bischof Conrad auf der am 20. März 1243 zu Pustoměř abgehaltenen Provinzialsynode bestätigte.[25]) Der Stadtrath von Iglau hatte bei dieser Sachlage die eigene Regie seines Versorgungshauses vorgezogen und mit der Durchführung derselben aus der eigenen Mitte gewählte Vertrauensmänner bedacht, welche die Sorgen auf Andere meist Fremdlinge scheinen überlassen zu haben. Als nun diese Letzteren ihren übertragenen Wirkungskreis mit der Zeit überschritten und selbst auf die Verwaltung einen wachsenden aber nachtheilig rückwirkenden Einfluß gewannen, somit auch durch unredliches Gebahren die Zwecke der humanen städtischen Stiftung wesentlich vereitelten: wurde das Spital am 2. November 1258 von Eberhard dem Hauptgründer von Kuttenberg[26]) von Dietmar,[27]) Heinrich und Heinrich den vier Münzmeistern, so wie von den Schöppen und von der Gemeinde von Iglau, dem Seelauer Abte Marsilius und insbesondere dem Iglauer Pfarrer Stephan, so wie ihren Nachfolgern zu immerwährendem Besitze und zur entsprechenden Verwaltung übergeben.[28]) Es ist dies einerseits ein ehrendes Zeugnis für die schnell erworbene Popularität des Seelauer Ordensclerus, andererseits des blühenden Zustandes der Bergwerke von Iglau, für deren Knappen das Spital allem Anscheine nach zu allernächst bestimmt gewesen sein mochte.

Diese Verfügung eder städtischen Gemeinde wurde nachträglich am 6. Juli 1262 von dem Olmütz r Bischofe Bruno bestätigt.[29]) Sechs und zwanzig Jahre später schenkte der Iglauer Stadtrath dem Seelauer Stifte den zwischen Popowitz und Wolframs gelegenen Wald[30]), und zu eben diesem Jahre wird ein Iglauer Pfarrer Wilhelm angeführt.[31]) — Einen weiteren Gewinn hatten jedoch die Seelauer in dieser Zeit kaum erworben. Denn, wenngleich 1293 dem Abte eine unter dem Spitalsberge liegende Mühle zugesprochen wurde, die einen jährlichen Zins von fünfzig Strich abwarf, war dieser letztere lediglich für das Bedürfniß des Spitales zu verwenden[32]), und die dem Iglauer Bürger Eberhard ertheilte Bewilligung des Abtes, das öde Simonsdorf zu colonisiren, wird — wenngleich

25) Boczek III. 24.
26) Sommer XI. 383.
27) Cf. Palacký Gesch. Böhm. II. 2. p. 25.
28) Boczek l. c. III. p. 265.
29) Ibid III. 358. —
30) Boczek l. c. IV. 545. Chlumecky I. 14. Nr. 11.
31) Wolny Kirchl. Topogr. Mährens mit Berufung auf Arcana Silvens. — Konnte nicht constatirt werden und ist sehr zweifelhaft.
32) Boczek l. c. V. 299.

verwerthet — in den ersten Jahren wenigstens, kaum Nennenswerthes eingetragen haben.[33]) Ungestört aber wurde das Präsentationsrecht zu der Iglauer Pfarre geübt, und wir begegnen zu dem Jahre 1304 einem Frater Henricus daselbst, welchen Johann Bischof von Olmütz, in jener Urkunde namentlich anführt, die am 23. Jäner zu Pustomèr ausgestellt, die Uebertragung der zur alten Johanniskirche gehörenden Liegenschaften an jene zu St. Jakob bewilligte,[34]) weil — wie ausdrücklich hervorgehoben wird — die Aufhebung der Johanniskirche bereits unter Bischof Bruno bei der täglich stärker sich gestalteten Frequenz der Iglauer Gläubigen entschieden und zu einer zur nunmehrigen Pfarre zu St. Jakob gehörenden Capelle herabgedrückt worden sei.

Auf den Pfarrer Heinrich folgte Hermann,[35]) ein Sohn Conrad's von Iglau, welcher wegen der pfarrlichen Anrechte auf die kaum genannte St. Johannis-Capelle vielfache Anfechtungen mußte hinzunehmen haben. Wie hätte sonst Johann der Bischof von Olmütz, in einer eigenen Urkunde vom 18. August 1313 dahin sich aussprechen können, daß er den Pfarrer aller wegen des Besitzes dieser Capelle gegen ihn erhobenen Beschuldigungen los und ledig erachte und es ihm vollständig freistelle, bei der Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse durch den Seelauer Abt sogar bei dem päpstlichen Stuhle um die Einsetzung eines eigenen geistlichen Gerichtshofes ad hoc zu petitioniren.[36])

Als Hermann das Zeitliche gesegnet hatte, sendete Stibor den Abt von Seelau, den Chorherrn Otto zur Uebernahme der Pfarre nach Iglau, welche Bestimmung von Hinko, dem Bischofe von Olmütz, von Prag aus am 22. Aug. 1332 bestätigt wurde.[37]) Diesem folgte Mikard, unter welchem — unerweislich ist es, ob durch sein eigenes Verschulden — Markgraf Johann die pfarrämtliche Gewalt wesentlich schmälerte. Denn von Brünn aus ertheilte dieser Fürst am 25. Jäner 1356 den Iglauer Bürgern das Recht, nicht nur die den Kirchen und Klöstern daselbst vermochten unbeweglichen Güter wieder einzulösen, sondern verbot es dem geistlichen Gerichte geradezu eine Amtshandlung zu beginnen, bevor das weltliche Gericht würde gesprochen haben.[38])

Nach Mikard bekleidete der Seelauer Chorherr Jacob die Würde des Iglauer Stadtpfarrers, wie dies aus der bischöflichen Gutheißung dieser Ernennung de dato Olmütz 8. October 1373 erhellt.[39]) Wahrscheinlich hatten die zu der kurz zuvor berührten Verfügung des Markgrafen Johann führenden Veranlassungen — sie mochten nun wie immer geartet gewesen sein — einen länger anhaltenden, durch die markgräfliche Bestimmung seinen endlichen Abschluß findenden Streit zwischen Pfarrer und Gemeinde heraufbeschworen und so den Ersteren gehindert haben, seine auch anderweitig angefochtenen und geschmälerten Rechte zu gehöriger Zeit zu wahren und zu sichern. So mochte es gekommen sein, daß ihm der Einfluß auf die schon zu 1288 bezeugte Schule[40]) entzogen und dem Stadtnotär Johann von Humpoletz, der früher selbst Schulmeister war, übertragen wurde. Jacob beanspruchte diesen im Lehrberufe des Priesters begründeten Ein-

---

33) Ibid. V. 149. Chlumecky l. c. I. 14. Not. 14.
34) Brandl Cod. Dip. VII. 784.
35) Wolny l. c. führt mit Berufung auf D'Elvert l. c. p. 454 nach Heinrich einen Marsilius, Rutherus, Wilhelm zu den Jahren 1305, 1307 und 1311 an. Doch fehlt jede Begründung und erscheint gegenüber den vorliegenden Urkunden ganz unstichhältig
36) Brandl ibid. p. 802.
37) Otto kommt bei Wolny l. c. gar nicht vor.
38) Hormayr Taschenbuch 1850 p. 194. Chlumecky l. c. p. 17. Nr. 36.
39) Copia vidim. bei Franz Kuschel: Documenta Parochialia im Iglauer Pfarrarchive. T. I. p. 25 — 26.
40) Boczek l. c. IV. 341.

fluß und brachte es glücklich dahin, daß am Vorabende zum Festtage der heiligen drei Könige 1374 zwischen ihm und dem Stadtrathe ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem das Präsentationsrecht zur Besetzung der Lehrstellen an der Stadtschule, nach dem Tode des dermaligen Rectors und Stadtnotärs, dem jeweiligen Stadtpfarrer zuzufallen habe.[41]) Neun Jahre später 1383 ging Jacob mit Dislaus, dem Pfarrer in Knizicz einen Stellentausch ein, zu welchem Johannes von Buben, der damalige Generalvicär von Olmütz, mit der Urkunde de dato Anscham 10. November 1383 den oberhirtlichen Consens ertheilte.[42]) Zu seinem Glücke erlebte Dislaus den gewaltigen Sturm nicht, der über seinen unmittelbaren Nachfolger hereinbrach.

Bereits früher einmal hatten die Bischöfe von Prag und Olmütz wegen der Diöcesanrechte in Iglau Streit erhoben. Der Erstere gründete seine Ansprüche darauf, daß die Prämonstratenserabtei Seelau, welcher das unmittelbare Präsentationsrecht in Iglau zustehe, dem Prager Sprengel angehöre, während der Zweite darauf hinwies, daß Iglau dem Olmützer bischöfl. Stuhle unterstehe und für die Unterordnung ein jahrhundertlanger Usus geltend gemacht werden könne. Die Angelegenheit kam vor den Mainzer Erzbischof als Metropoliten und wurde zu Gunsten des Olmützer Bischofs entschieden. Jetzt aber erhob der Markgraf Jodocus Ansprüche auf das Iglauer Pfarrpatronat als von der landesherrlichen Machtvollkommenheit unzertrennlich und wurde in seinem Streben nach Verkörperung seines Begehrens von der Iglauer Bürgerschaft in so ferne unterstützt, als diese den Pfarrer Wenzel nicht nur gewaltsam vertrieb, sondern auch die Pfarreinkünfte an sich zog. An der Spitze der Bewegung standen Jacob Tuchschneider, Michael Tropp, Jakob Riemer, Michael Waschenbeutl, Nicolaus Kissenpfenning, Hanns Vielgeb und Andere, welche vor das vom Papste Bonifacius IX. über Bitten des vertriebenen Pfarrers Wenzel und des Seelauer Abtes eingesetzte geistliche Gericht geladen. Diesem präsidirte der päpstliche Capellan und Auditor, der Doctor der Rechte und Legat Antonius de Ponto, welcher über Nichterscheinen der Vorgerufenen, Wenzel, dem Decane „der unmittelbar unter der römischen Kirche stehenden St. Peterskirche auf dem Wyssehrad bei Prag" als dem Vollstrecker der päpstlichen Anordnungen den Befehl zusandte, den Bürgern eine Frist von sechs Tagen zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfarrers und von dreißig Tagen zur Rückstellung des der Pfarre Entzogenen auszusetzen, sie zu einer Strafe von sechzig Goldgulden für die päpstliche Kammer zu verhalten und die Ungehorsamen mit dem Banne zu belegen.[42]) Alle Aebte, Priore, Pröbste, Decane, Domherren und Kirchenvorsteher der Diöcesen Prag, Olmütz, Leutomischl, Passau u. A. sollten den Vollzug dieses richterlichen Ausspruches genau überwachen. Jene fünfzig Schock Groschen, deren Empfang der Pfarrer Wenzel dem Iglauer Stadtrathe am 25. Dezember 1394 bestätigte,[43]) mögen mit diesem Vorfalle in Verbindung und die letzte Rate der gebotenen vollständigen, in dankbaren Vergleichswege dem Umfange nach stipulirten Schadloshaltung gewesen sein; für deren Einbringung mochte eben der Stadtrath die Bürgschaft deshalb übernommen haben, um die kirchlichen Maßnahmen so rasch als möglich zu paralysiren. Hiebei war jedenfalls von entscheidendem Einfluße, daß bereits der Pfarrer Jacob vor dem mit Dislaus eingegangenen Stellentausche manches Pfarrgut an Juden verpfändet und somit für seine Nachfolger die traurige Nothwendigkeit geschaffen

41) Chlumecky l. c. p. 18. Nr. 44.
42) Copia vid. bei Kuschel l. c. p. 114 sq. Der Decan Wenzel publicirt das diesfalls Nöthige de dato Wissehrad 27. Jäner 1393, wobei das Factum so wie es in des Legaten Zuschrift zum Ausdrucke kam, nochmals erzählt wird. —
43) Chlumecky l. c. I. p. 62. Nr. 20.

hatte, in den Quellen des pfarrlichen Einkommens nicht ohne Opfer die Ordnung wieder herzustellen.[44]) —

Wenngleich aber auf diese Weise der Bann von den Schuldigen war hinweggenommen worden, blieben die Folgen dieses Ereignisses keineswegs ohne Rückschlag auf die Stellung des Pfarrers selbst. Denn am Samstage nach Christi Himmelfahrt, d. i. am 6. Mai 1402 belobte Markgraf Jodocus während seiner Anwesenheit in Iglau nicht nur die Treue, mit welcher von den Bürgern seine Ansprüche waren unterstützt worden, sondern er ertheilte ihnen zugleich, als Beweis besonderer landesherrlicher Gunst, die Befugniß, in der Pfarr- und Spitalskirche neue Altäre zu errichten und zur Versehung des Gottesdienstes an denselben eigene, von dem Pfarrer unabhängige Priester zu bestellen,[45]) was Bonifacius IX. bereits am 3. Februar 1400 wahrscheinlich deshalb und trotz aller von Seelau erhobenen Gegenvorstellungen zugestanden hatte, um die über die strenge Handhabung des kirchlichen Strafamtes etwa noch grollenden Gemüther zu beschwichtigen.[46]) So kamen Elemente in die Verhältnisse zwischen Pfarrer und Gemeinde, welche das Zusammengehen beider in vorhinein fraglich erscheinen ließen.

Pfarrer Wenzel starb 1424, worauf Dislaus, Abt von Seelau, die Iglauer Pfründe an den Chorherren Macarius verlieh, welcher von Paul von Prag, dem Generalvicare der Olmütz. Diöcese, mittelst Urkunde dto. Brünn 17. Mai 1424 in seiner Stelle bestätigt wurde.[47]) Indessen war das Seelauer Cistercienserstift 1420 am 6. Mai durch die Hussiten zerstört worden,[48]) und während die in demselben bisher beherbergten Ordensglieder in den einzelnen Stiften eine Unterkunft suchten, hatte der Abt — bis auf bessere Zeiten — Iglau zum Domicile gewählt. Von nun an gab es somit in Iglau mehre Prämonstratenserpriester, unter denen der Pfarrer die Pfarre und der von allen ehemaligen Seelauern und nach ihrem Absterben von den Iglauer Ordensgliedern gewählte Abt, die Ordensangelegenheiten so weit sie das eingegangene Stift betrafen, versah.

Wie lange Macarius gewirkt habe, läßt sich nicht mehr bestimmen. Bekannt ist nur, daß ihm Johann folgte, der um 1447 zum Abte gewählt, die bisher innegehabte Iglauer Pfründe an Mathias vergabte,[49]) welcher nach Erhalt der diesfälligen Zustimmung des von Bohuš von Zwola als Generalvikär versehenen Ordinariates[50]) in das Amt eingeführt wurde. Nachdem er freiwillig resignirt hatte, gelangte die verwaiste Pfründe über des Abtes Johann Antrag und am 23. Februar 1457 zu Brünn geschehener Billigung Seitens des Olmützer Bischofes Bohuš an Johann Bärnfuß.[51])

---

44) Orig. im Iglauer Stadtarchive.

45) de dato Iglau Sonntag nach Christi Himmelfahrt 1402. Orig. ibid. Chlumecky l. c. p. 21. Nr. 69. D'Elvert führt diese Begünstigung in seiner Geschichte von Iglau p. 90 auf eine Abwehr eines Raubritterüberfalles zurück.

46) Orig. ibid. Chlumecky p. 21. Nr. 66.

47) Copia vidimata bei Kuschel l. c. p. 27—28.

48) Cf. Sommer Böhm. XI. 120 Nach einer alten Mt. Notiz im Iglauer Pfarrarchive geschah dies: in die S. Joannis ante portam latinam.

49) Bei Wolny Kirchl Top. Mähr. II. 3. p. 17 wird zwischen Macarius und Johannes noch ein Marcus, der auch Abt von Seelau gewesen sein soll — eingeschalten, für den aber keine Beweisstelle vorliegt.

50) de dato Olmütz 30. März 1447. Copia vidimata bei Kuschel p. 29—30.

51) Ibid p. 30 — 31. Zu gleicher Zeit war ein Raymund Bärnfuß in der siebenbürgischen Cisterzienserabtei Kerz oder „Beatissimae Virginis ad Candelas" Abt und Bischof von Argis in der Walachei, dessen maßlose Mißwirthschaft zur Folge hatte, daß König Mathias Corvinus „ob dissolutos conventualium mores" die Abtei aufhob und ihre Güter der exempten Hermannstädter Probstei schenkte. Es wäre für Kenner der Specialgeschichte sehr interessant, zu erfahren, ob zwischen diesen beiden Bärnfuß eine Verwandtschaft stattfand.

Daß übrigens die Pfarrer von Iglau mit den von dem Stadtrathe bestellten Altaristen zu St. Jakob nicht im besten Einvernehmen standen, beweiset die am 24. Juni 1448 von dem zu einer derartigen Altaristenstelle berufenen Weltpriester Nicolaus von Prachatic vor dem Iglauer Stadtrathe abgegebene Erklärung, daß er als rechtmäßiger Capellan der Herren des Rathes, den Gottesdienst in der Pfarre zu St. Jakob abhalten werde, wenn er gegen den Iglauer Pfarrer gehörig würde in Schutz genommen werden.[52]) Wahrscheinlich waren es hieraus resultirende Reibungen, welche den Pfarrer Johann Bärnfuß bewogen, seine Stelle niederzulegen, worauf Johann Sartor oder Schneider zum Iglauer Pfarrer designirt und von den beiden Verwesern der Olmützer Diöcese Johann von Olmütz und Aterius von Iglau bestätigt wurde.[53]) (1489.)

Ihm folgte Mathäus und diesem 1495 Wolfgang[54]) welchem, nachdem er 1501 war zum Seelauer Abte gewählt worden, Johann von Kaplic folgte,[55]) den, nach der 1504 erfolgten Erhebung zum Abte des Klosters Hradisch, Johann von Kaplic Wolfgang II. ablöste.[56])

Allgemein wird behauptet, daß die hussitischen Irrlehren in Iglau keinen günstigen Boden fanden; daher wohl auch der am 22. Juni 1471 von dem Bischofe von Ferrara, Laurentius, als päpstlichen Legaten an den Iglauer Pfarrer ergangene Befehl, die Hussiten zum Gehorsam für die katholische Kirche zu ermahnen und durch geistliche Mittel zu zwingen,[57]) als gegenstandslos nicht zur Ausführung gelangte. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse, als die Lehre Luther's in Iglau Eingang fand. Von deutschem Elemente durchdrungen, war es gerade Iglau, welches nach dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber[58]) unter allen Städten Mährens zuerst der Reformation sich anschloß und an dem zu Paris und an den italienischen Hochschulen gebildeten Paul Speratus oder Spretter einen begeisterten Verfechter derselben gewonnen hatte.[59]) Als Altarist vom Stadtrathe aufgenommen sollte er, da der Seelauer Abt keine verfügbare Priester hatte, über diesfalls ergangene Bitte, auch diesem in der Seelsorge helfen.[60]) Als er sich hiebei gelegenheitlich seiner Predigten von lutherischen Lehren gesättigt und als Proselytenmacher für dieselben zeigte, gelangte die Nachricht hievon bis zu König Ludwig, welcher am Tage Jacobi, d. i. am 25. Juli 1522 an den Olmützer Bischof Stanislaus von Thurzo den Befehl ergehen ließ, die Ausweisung Spretters aus Iglau zu veranlassen.[61]) Dieser Letztere wandte sich am Mittwoche nach Pantaleon, d. i. am 1. August 1522 mit der Anfrage an den Iglauer Stadtrath, ob man dem königlichen Befehle gemäß die Auslieferung des Ketzers nach Olmütz werde in Vollzug setzen.[62]) Auf diesfällige Weigerung erließ der König Donnerstags nach Juliana d. i. am 20. Februar 1523 die wiederholte

---

52) Chlumecky l. c. p. 26 Nr. 117.
53) de dato Olmütz 1. Juni 1489 bei Kuschel l. c. p. 31—32.
54) Copia vidim. bei Kuschel l. c. p. 33—34. dto. Olmütz 16. Juni.
55) Ibid. p. 34—35. de dato Olmütz 10 Jäner.
56) Ibid. p. 35—36. de dato 18. Jäner 1505.
57) Cf. Quellenschriften der hist. stat. Sect. Mähr. I. p. 18. Iglauer Chronik.
58) Cf. Pessina p. 78. u. A.
59) Ueber ihn Cf. Bucholz Gesch. K. Ferd. I. Tom. VIII. 28. In den von ihm ausgestellten Wappenbriefen nannte er sich selbst: „Evangelicus Presbyter, Augustenae Dioecesis, S(acrae) S(cripturae) Decretorumque Doctor, Canonicus novi Monastrii Würtzburgensis, Apostolica & Imperiali Authoritate Comes Palatinus Lateranensis subdelegatus.“ —
60) In seinen Briefen an die Iglauer erwähnt Speratus selbst dieses Umstandes und verhöhnt den Abt, der in ihm einen Eiferer für die Sache Roms glaubte gewonnen zu haben.
61) Orig. im Stadtarch. Abgedr. Iglauer Chronik in Schriften der hist. stat. Sec. I. p. 47. Chlumecky l. c. p. 43 Nr. 277 mit dem Jahre 1520.
62) Ebenso. Chlumecky l. c. Nr. 278.

Weisung an die Bewohner von Iglau, die Predigten des Angeklagten einzustellen.[63]) Spretter suchte sich zwar zu vertheidigen und wurde hierin so von dem Stadtrathe wie von den mährischen Landständen unterstützt, sah sich aber um weiteren Nergeleien und Verfolgungen zu entgehen, gezwungen das Land zu räumen und begab sich im November 1523 nach Wittenberg.[64])

Ihm folgten im Pastorate von 1523 bis 1622, also in einem hundertjährigen Zeitraume, dreizehn Männer, die zwar Alles aufboten um der Sache des Evangeliums Vorschub zu leisten, deren Wirken jedoch gegenüber dem nach der Schlacht am weißen Berge von Oben ausgehenden Drucke Widerstand zu leisten nicht geeignet war. Ihre Namen sind: Christoph Arwitz, Simon Schneeweis, Albert Kreutziger, Simon Schönwalde, Esaias Tribauer, Mathias Eberhard, Johann Heidenreich, Caspar Stolzhagen, Mathias Marchart, Andreas Bistritzer, Johann Georg Fickler, Paul Pauspärtl und Paul Schubert[65]); unter Allen zieht namentlich Esaias Tribauer die ungetheilteste Aufmerksamkeit auf sich.

Er war der Sohn des Christoph Tribauer, eines Iglauer Bürgers, der, weil er bei seinem neun Köpfe zählenden reichen Kindersegen, trotz der spärlichen Habe und ungeachtet langwierigen Siechthums, Kopf und Herz am rechten Flecke behielt, der allgemeinen Achtung in einem so hohen Grade sich zu erfreuen hatte, daß er — unter Andern — zum Vermittler im ehelichen Unfrieden seines Mitbürgers Wolf Ueberacker gewählt wurde[66]) und an dem reichen und angesehenen Rathsherrn Johann Eisenbogen für alle Wechselfälle des Lebens einen aufrichtigen, ja hingebenden Freund gewann. Diesem zunächst hatte er es auch zu verdanken, daß sein Isaias, kaum den Kinderschuhen entwachsen, zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung auf Kosten des Iglauer Gemeindesäckels dem großen Altstädter Collegium zu Prag überantwortet wurde. Der stürmische Bube hing aber auch in dankbarer Pietät an diesem humanen Manne und beugte vertrauensvoll den eigenen Brausekopf unter dessen in milder und gewinnender Weise dargelegten Willen. Denn, vielleicht war es ein verlockendes Beispiel, oder der Hang zur Ungebundenheit oder früh erwachter Selbstständigkeitsdrang, genug in einem Schreiben vom 22. Juli 1546[67]) bittet er seinen Gönner um Geld, wobei er neben dem Versprechen, fleißig zu lernen, ganz naiv gesteht, der „Herr Meister" sorge zwar für sein Auskommen, allein ihm erscheine es nicht recht, diesem länger beschwerlich zu fallen. Als wenn ein Schulmeister von anno dazumal es beschwerlich gefunden hätte, einen prompt und gut zahlenden Kostgänger in seinen vier Pfählen zu wissen. Und Tribauer oder — besser gesagt — der Iglauer Rath für Tribauer zahlte jährlich achtzehn Schock, vier Groschen, vier Denare meißnisch, u. z. kurz nach einer Zeit, wo die beiden kriegführenden Fürsten Ferdinand I. und Johann Zapolya die Bedürfnisse ihrer beiderseitigen Heere dahin geregelt hatten, daß beispielsweise ein Schlachtochse nicht mehr als sechzig Denare, ein Schaf höchstens acht, ein Ferkel 2, eine Gans 2 u. s. w. kosten sollten.[68]) Eisenbogen vertrieb dem Knaben wohl die Schrullen, denn er verblieb im Altstädter Collegium, an dessen Rector der Iglauer Stadtrath am 12. April 1548[69]) brieflich dahin sich äußerte, man wolle für Isaias Tribauer aus freien Stücken auch noch auf eine ganz besondere Geldzahlung für den Fall bereitwillig es an-

63) Ebenso. Chlumecky l. c. (Mit dem Datum Donnerstag vor Juliana.) p. 45 Nr. 294.
64) Chronik von Iglau. I. p. 55 der Schriften der hist. stat. Section.
65) Nach den im Iglauer Stadtarchive erliegenden hierauf bezüglichen Urkunden.
66) Znaimer Archiv. Copiebuch ex 1548 unpaginirt.
67) Brouillon im Iglauer Stadtarchive.
68) Simigianus Hist. Rer. Hung. & Transilv. Cicin 1800. 4. p. 142.
69) Brouillon im Iglauer Stadtarchive.

kommen lassen, daß ihm die böhmische Sprache beigebracht werde. Wenngleich aber diese Erklärung nicht verkennen läßt, wie sehr der Stadtrath den Gedanken bereits festhielt, die Leistungsfähigkeit der geistigen Kräfte des späteren Mannes im eigenen Dienste zu verwerthen, gewannen die Verhältnisse nichts destoweniger bald eine diesem Plane ganz entgegengesetzte Gestalt. Denn kaum hatte Tribauer 1553 Ein Jahr lang mit Tapienus an der Schule von Iglau sich verwenden lassen und kaum war er seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten und seines besondern Fleißes wegen — zum Kirchenamte gekommen, als er auch schon u. z. deshalb des Dienstes entlassen wurde, weil er — seinen eigenen Worten zu Folge — papistische Dinge nicht habe dulden und so jung noch, bereits habe reformiren wollen. Es geschah dies am Dienstage nach Reminiscere (20. Februar 1554.[70])

Wir finden ihn fünf Jahre später als Diaconus am Hofe Georgs, des Herzogs von Schlesien Brieg. Denn von hieraus widmete er, trotz aller bitteren Erfahrungen jederzeit dankbaren Gemüthes, unterm 24. Dezember 1559 dem Iglauer Stadtrathe einige Exemplare des Gebetbüchleins, das er verfaßt hatte[71]) und von hieraus meldete er am Montage vor Christi Himmelfahrt — 12. Mai — 1561 demselben auch, daß er „nach der vor anderthalb Jahren gemachten Zusage, dem lieben Gott zum Lobe, dem Stadtrathe und seinem lieben Vaterlande zu Ehren und aus Dankbarkeit für die während der Studien vom Stadtrathe" vielseitig genossene Unterstützung „das Buch Jesus Sirach" in die Muttersprache übersetzt und zu Wittenberg in Druck gegeben habe. Er überschicke dem Stadtrathe zehn Exemplare — so viel ihm nämlich der Rector zu Wittenberg zur vorläufigen Verfügung gestellt habe und bitte um freundliche Aufnahme.[72]) Dieses geistige Streben, die von Brieg eingeholten Erkundigungen, die bekannte, rühmlich verwendete Studienzeit, die Erinnerung an seine Iglauer Thätigkeit in den Jahren 1553 und 1554 und die Einsicht, daß man 1554 bei seiner Entlassung von einigen persönlichen Widersachern des Mannes irregeleitet, viel zu rasch mochte gehandelt haben, Alles trug zu dem lebendigen Wunsche bei, den jungen Mann für die engere Heimat zu gewinnen, und die seinerseits zu Tage tretende Erkenntnis der eigenen Dankespflicht schien für das vollständige Gelingen eines derartigen Gesuches um so mehr zu sprechen, als in dem Zugeständnisse derselben zugleich auch die moralische Verpflichtung, dem ehrenden Begehren des Rathes zu genügen, stillschweigend zugestanden wurde. Die Schritte, welche der Iglauer Stadtrath diesfalls gethan, lernen wir aus dem Schreiben Tribauers vom 1. März 1563 kennen,[73]) womit er — ohne der bitteren Vergangenheit auch nur mit Einem Worte zu gedenken, nicht nur meldet, daß er den an ihn ergangenen Ruf als Prediger nach Ranzern zu kommen annehme, obgleich dies „ab equis ad asinos herabsteigen (d. i. vom Gaule auf den Hund herabkommen) heiße," sondern zugleich ein charakteristisches Programm seiner Thätigkeit entwickelt. „Messe lesen", sagt er, „will ich nicht; Vigilien singen, kann ich nicht; Kräuter weihen thue ich nicht; Kerzen taufen mag ich nicht; sondern Kinder taufen und den Gekreuzigten predigen, deß schäme ich mich nicht!" Allein Tribauer und der Iglauer Stadtrath vergaßen den ernsten Widerstand in Anschlag zu bringen, den Herzog Georg ihrer gemeinschaftlichen Vereinbarung entgegensetzen konnte und thatsächlich entgegensetzte. Möglich, daß Tribauer selbst hiebei im Spiele war, den es mochte geärgert haben, von dem Stadtrathe, der in den Worten ab equis ad asinos eine auf ihn gemünzte Anzüglichkeit ver-

70) Ebenso.
71) Original im Iglauer Stadtarch.
72) Ebenso. Chlumecky l. c. p. 66. Nr. 471.
73) Original im Iglauer Stadtarch.

muthete, zu einer Ehrenerklärung aufgefordert worden zu sein.[74]) Bereits am Palmsonntage — 4. April — 1563 ging der Herzog den Iglauer Stadtrath an, den Isaias Tribauer der ohne Zustimmung seines gegenwärtigen Landesherrn gemachten Zusage bleibend zu entbinden.[75]) Diesem Begehren konnte füglich nicht widersprochen werden; jedoch lassen zwei wesentliche Umstände der Vermuthung Raum, Tribauer selbst habe sich mit Ehren aus einer Sache ziehen wollen, die nach der letzten Kundgebung heimatlicher Engherzigkeit ihm war verleidet worden. Der erste Umstand ist, daß Tribauer's Bitte um ein Inventar der Verlassenschaft seines mittlerweile verstorbenen Vaters — 1567 —[76]) erst berücksichtigt wurde, als der Herzog zu wiederholten Malen, zuletzt am 3. September 1567[77]) und am 3. Jäner 1568[78]) den Rath hiezu drängte, und der zweite, daß hiebei die Forderung auf Rückersatz der von Tribauer genossenen Studienunterstützung laut und die Verabfolgung des Inventars von dieser Zahlung abhängig gemacht wurde. Vergeblich wies der Herzog dieses Ansinnen in einem Schreiben vom 27. Februar 1568 als unberechtigt zurück[79]), und eben so vergeblich machte Tribauer in einem Briefe dto. Montag nach Jubilate — 10. Mai — 1568 geltend,[80]) daß er, der arme Schüler, das Stipendium als ein commune, ad pias causas legatum bonum genossen, Ein Jahr lang Schuldienste geleistet und ein ihm später widerrechtlich entzogenes Kirchenamt übernommen, ja selbst den Ruf zur Dorfpredigerstelle in Ranzern ungeachtet der besseren und glänzenderen Stellung zu Brieg nicht ausgeschlagen habe und nur über Widerspruch seines Fürsten schließlich ablehnend, somit in einer Weise vorgegangen sei, welche den zur Beanspruchung seiner Dienstleistung im Vaterlande unbestritten berechtigten Stadtrath befriedigen, alle an ihn erhobenen Ersatzansprüche niederschlagen und auch sein Gewissen beruhigen müsse. Liegen auch keine weiteren, die Schlußentwickelung dieser Angelegenheit betreffenden Briefschaften vor, muß dennoch angenommen werden, der Iglauer Stadtrath habe sein Ansinnen mit so gewichtigen und zwingenden Gründen unterstützt, daß Tribauer nachgeben mußte. Denn am 27. Dezember 1568 erklärt er von Brieg aus,[81]) daß er sich entschlossen, eine der in Iglau erledigten Predigerstellen anzunehmen. Da ihm hierauf die erste Prediger- oder Pfarrerstelle angetragen worden war, trat er — wenngleich in den diesbezüglichen Urkunden erst zum Jahre 1570 die nächste weitere Meldung über ihn begegnet — wohl bereits im Frühjahre 1569 sein diesfälliges Amt an.

Als Stadtpfarrer hatte er auch das oberste Aufsichtsrecht über die städtischen Unterrichtsanstalten, und wenngleich uns über seine Thätigkeit in diesem Wirkungskreise nicht einzeln bestimmte Daten vorliegen: lassen uns dennoch seine tiefe wissenschaftliche Bildung und die von hoher Humanität veredelte Energie des Charakters, die er als Pfarrer vielfach an den Tag legte, den ehrenhaftesten Vermuthungen den freiesten Spielraum gewähren. So weigerte er sich 1570 eine vom Stadtrathe verurtheilte Kindesmörderin zu ihrem letzten Gange vorzubereiten, damit er an diesem durch die überstürzte Procedur zu verschuldenden Justizmorde keinen Antheil habe[82]) und forderte 1571 den Rath auf, zur Hintanhaltung aller Ansteckung bei der grassirenden Pest, die am offenen Grabe zu haltenden Leichenreden des dabei stattfindenden Gedränges wegen abzuschaffen und die Verfügung

74) Brouillon ohne Datum im Iglauer Stadtarchive.
75) Original daselbst. — Chlumecky a. a. O. hat diese Urkunde nicht registrirt.
76) Orig. Ohne Datum Brieg im Iglauer Stadtarch. Fehlt bei Chlumecky.
77) Orig. im Igl. Stadtarch. Ebenso.
78) Gleichfalls.
79) Ebenso.
80) Daselbst; bei Chlumecky nicht verzeichnet.
81) Gleichfalls.
82) Orig. ohne Datum. Daselbst; kommt bei Chlumecky nicht vor.

zu treffen, daß, während die zu Grabe gebrachte Leiche von dem Todtengräber in aller Stille verscharrt werde, die Leichenrede, wenn schon eine solche gehalten werden müsse — indessen in der Kirche vor sich gehe.[83])

Jedenfalls viel zu früh wurde Tribauer, der auch in seinem 1571 zu Regensburg erschienenen Werke[84]) den eigenen Ruhm der Beredsamkeit deshalb steigerte, weil er sich hierin in sprachlicher Hinsicht als geschmeidiger, reicher, und vielseitig gebildeter Schriftsteller erwies, in demselben Jahre 1571 der Kirchen- und Schulthätigkeit durch den Tod entrissen, in dessen Vorahnung er am 15. August sein Haus in folgender Art bestellt hatte,[85]) daß seiner Frau Anna das Gärtlein „auf dem Gewirke," sechzig Schock Pathengeld, sechs silberne Löffel, zwei silberne Becher und was er zu Grotkau zu gewärtigen habe, zufallen sollten. Alles Uebrige bestimmte er seinen Kindern David, Israel, Salomo, Anna, Maria und Martha, deren Vormund und eventuell durch Anfall des Erbtheiles von Kind auf Kind auch letzter Erbe die Mutter sein sollte. Ihrer Aller oder des Letzten von Ihnen unveräußerliches Heim sollte das väterliche Haus bilden. Seine Bücher bestimmte er zur jeweiligen Benützung oder Erstehung „um billig Geld zu Gunsten Aller" für den ihrer bedürfenden Sohn, und wenn Keiner studiren sollte, zum Verkaufe gegen Alle bedenkende, gleichmäßige Vertheilung des Erlöses. Seiner Dienerin Dorothea vermachte er sechs Schock, und da er in einem Codicille Samstag vor Gallus — 13. October — desselben 1571 Jahres bestimmte, daß diese letztwillige Verfügung für den Fall, als keine von seiner Hand ausgehende Veränderung daran geschehe, rechtskräftig sein solle: muß er gegen Ende des Jahres das Zeitliche gesegnet haben. Zu Testamentsvollstreckern ernannte er die Iglauer Bürger und Rathsfreunde Johann Leupolt und Mathias Hadner.

Die vorstehende Episode ist keine absichtslose, keine die Hauptaufgabe dieser Zeilen verrückende, weil sie mit den letzteren im einigem Zusammenhange steht. Abgesehen nämlich davon, daß Tribauer's Biographie in vielen Beziehungen eine culturhistorische Bedeutung zu beanspruchen berechtigt ist und ein bedeutendes Schlaglicht auf die Zustände des Landes zur Zeit einer der wichtigsten Perioden der Reformation fallen läßt: liefert sie zugleich den Beweis, daß der Iglauer Stadtrath, wie anderwärts, bei der Annahme der neuen Lehre, mit den Ueberlieferungen derselben im wohlverstandenen Interesse der Armen am Geiste nicht gleich vollständig gebrochen habe. Selbstverständlich ist aber zugleich, daß eben dieses Vorgehens wegen die Stellung des katholischen Pfarrers, der überdies noch Ordensmann und schließlich zugleich Abt, folglich Besitzer von Liegenschaften und Rechten war, die den Keim zu vielfachen Collisionen mit dem Stadtrathe in sich trugen, eine schwere und bei dem endlichen, gänzlichen Bruche mit dem Katholicismus eine fast unhaltbare Stellung einnahm. Dazu kam, daß die Pfarrkirche selbst am Montage vor Pfingsten — 18. Mai — 1523 ein Raub der Flammen wurde, wobei von dem einstürzenden Chore mehrere Personen das Leben einbüßten[85]), und die Pfarrersstelle selbst war nach Wolfgangs Absterben erledigt. Es kann daher nicht befremden, daß der eben in Olmütz abwesende Seelauer Abt Bartholomäus unterm 24. August 1523 an den Stadtrath schreibt, daß er nicht wisse, ob der Priester, den er als Stadtpfarrer nach Iglau zu senden beabsichtige,

---

83) Ebenso.

84) Der Titel desselben ist: „Klein Hausbuch wider die entzuckten vnd vergeisterten Schwenkfelder in der kaiserlichen, volkreichen Stadt Igla in Mehern." —

85) Orig. im städt. Archive in Iglau, in Form Rechtens ausgestelltes Testament, Ein Papierbogen, mit Codicill. Ein Achrostikon in der Iglauer Chronik. (Cf. Schriften der hist. stat. Sect. I. 154 bezüglich seines Todesjahres lautet: „PraeCo DeI soLers TrIbaVer aD astra reCeptVs CoeLICoLas Inter post pIa fata VIret.)

die Berufung auch annehmen werde.[86]) Möglich war dieſe Mittheilung eine bloße Ausflucht des Abtes, in der Abſicht geſchehen, der Entwicklung der Dinge in der dem Lutherthume ſich zuneigenden Stadt vorläufig erſt beobachtend zuzuſehen und nach Umſtänden freie Hand zu behalten. Doch verhinderte ihn der Tod, gegen die energiſchen Neuerungen aufzutreten, die 1524 durch die Einführung der deutſchen Meſſe und des Abendmahles unter beiderlei Geſtalten,[87]) ſo wie durch Abſtellung der zur Erinnerung an die Befreiung Iglaus von einem raubritterlichen 1402 verſuchten nächtlichen Ueberfalle üblich geweſenen Proceſſion[88]) zu Tage traten. Ob noch er oder ſein meiſt zu Neureiſch domicilirender Nachfolger Andreas den Pfarrer Simon in Iglau eingeſetzt habe, und ob dieſer Simon jener Simon Schneeweis geweſen ſei, der 1526 von dem mit einer Nonne aus Frauenthal verheirateten Prieſter „Hannß" ſich ehelich hatte verbinden laſſen,[89]) iſt aus den mir zu Gebote ſtehenden Urkunden nicht erſichtlich.[90]) Es muß ein eigenes Zuſammentreffen von Umſtänden genannt werden, daß gerade im letzteren Falle nicht vorliegen ſollte, was zum Beweiſe dienen könnte, wie Abt Andreas dieſe Ehe aufgefaßt und behandelt habe. Denn eben über Andreas liefert das Iglauer Stadtarchiv ſehr viele Belege. Jedenfalls war 1534 Simon noch katholiſcher Pfarrer zu Iglau, als der Stadtrath in der Anhoffung, ſeine Schritte um die Erwerbung der Patronatsrechte zu St. Jacob von dem gewünſchten Erfolge begleitet zu ſehen, den Martin Häusler zum evangeliſchen Stadtpfarrer beſtellte und unterm 2. März die Erklärung von ihm abnahm, nichts zu unternehmen, was die Vereinbarung der Stadt mit dem Abte irgendwie hemmen könnte.[91]) Freilich ahnte der Stadtrath es nicht, daß Abt Andreas von ſeinem Rechte nicht weichen werde, daher dieſer denn auch in einem aus Neureiſch am Samſtage vor Philipp — 28. April — 1554 erlaſſenen Schreiben[92]) den Stadtrath einfach verſtändigt, die Pfarre ſei nach Simons Tode dem Conventualen Martin Strahlitzer verliehen worden. Ein Jahr zuvor hatte der, unbekannt aus welchen Gründen vom Stadtrathe vertriebene Martin Häusler, wieder aufgenommen zu werden ſelbſt dann vergeblich verſucht, als er einen diesfälligen Befehl K. Ferdinands dto. Wien 13. October 1553 erwirkt hatte.[93])

Martin Strahlitzer, welcher, wie ſchon aus der Verabreichung des Abendmales sub utraque hervorgeht, die ihm nachgeſagt wird, ſehr tolerant geweſen ſein mußte, erhielt 1556 die nach Andreas erledigte Würde des Seelauer Abtes und wurde am zweiten Sonntage nach Epiphania — 19. Jäner — in der Dominikanerkloſterkirche zum h. Kreuze von dem Olmützer Suffragane Wenzel und

---

86) Original im Iglauer Arch. Nach D'Elvert Geſch. v. Iglau p. 435 wäre nach Wolfgang noch Wenzel als Iglauer Pfarrer und Seelauer Abt zu 1518 anzuſetzen. Den urkundlich erhärteten Abt Bartholomäus kennt er gar nicht.

87) Chronik von Iglau l. c p. 72.

88) Ibid. p. 74.

89) Ibid p. 72.

90) Eben ſo wenig ſind Czerer und Arwicz, die D'Elvert l. c. p. 435 zu 1521 und 1523 nach dem ihm beliebten Iglauer Pfarrer und Seelauer Abte Wenzel einſchiebt, bezeugt.

91) Orig. im Iglauer Arch Chlumecky l. c. p. 51. Nr. 550. D'Elvert l. c. p. 435 macht dieſen Martin Häusler zum katholiſchen Pfarrer und Seelauer Abte zu 1536, vergaß ſomit, was in der von ihm edirten Iglauer Chronik p. 86 über Häusler erzählt wird, der neben den für Abt Andreas ſprechenden Urkunden von den Iglauern vertrieben wurde. Das hätten ſie, Allem nach zu urtheilen — einem katholiſchen Pfarrer nicht angethan. Und wozu dann der Vertrag oder die von ihm geforderte, hier berührte Erklärung? Uebrigens nennt D'Elvert den Abt Andreas in der Geſch. Iglau's p. 258 in nota.

92) Chlumecky p. 62 Nr. 437. Orig im Iglauer Stadtarch.

93) Abgedruckt in der Iglauer Chronik edit. Chriſtian D'Elvert Brünn 1861. 8. p. 85.

von dem Brucker Abte Methodius feierlich inthronisirt.[94]) Ungeachtet seiner neuen Stellung behielt er die Würde des Iglauer Pfarrers bei und wußte bei dem Rathe und bei der Gemeinde dadurch Achtung zu gewinnen, daß er, geleitet von der Erkenntniß der Vergeblichkeit gewaltsamer Schritte, der fortschreitenden Religionsbewegung nur dort sich entgegenstellte, wo er Gefühl oder Sitte verletzt sah. So schloß er sich dem Schreiben an, welches der Stadtrath unterm 24. Jäner 1557 an Philipp Melanchthon richtete,[95]) um die Verweisung des unzeitigen Eiferers und Bilderstürmers Cruciger zu rechtfertigen,[96]) und weigerte sich auch nicht die Pfarrkirche zu St. Jacob zu Ostern 1562, in dem Jahre der gänzlichen Abschaffung der Messe bei den Evangelischen,[97]) den Letzteren als Simultankirche einzuräumen. Hiebei erklärte er, als Abt und Prälat diesen Schritt vor Gott, Kaiser und Diöcese nicht rechtfertigen zu können, allein als Mensch Andersgläubigen nicht abgeneigt, thue er es, weil der Rath mit Recht betone, daß die zum evangelischen Gottesdienste bisher verwendete Frauenkirche zu klein und daher bei der gegenwärtig herrschenden Pest für die Besucher zu gefährlich sei.[98]) Dazumal dachte Niemand daran, seine schwere Krankheit, in die er bald verfiel, und während welcher er, am Thomastage, somit im strengsten Winter, im Fieberparoxismus aus dem Fenster seiner Stube in den Stadtgraben stürzte,[99]) als Gottes Strafgericht deuten zu wollen, wie es denn auch als Beweis allgemeiner Liebe gelten muß, daß, als am Sonntage nach Katharina — 28. November 1557 — das Gerücht entstand, der Abt sei verloren gegangen — er lag damals gleichfalls schwer krank und war im Paroxismus in einem unbewachten Augenblicke entsprungen — Alles aufbrach ihn zu suchen und nicht ruhte bis man ihn um zwei Uhr Nachts zwischen Scherlus und Misching fand.[100]) Er betrieb die namhaften Wiederbauten an der Pfarrkirche,[101]) wollte aber in die vom Stadtrathe ihm zugemuthete Abtretung des Spitalzehends nicht einwilligen[102]) und wies eine derartige Weisung des Unterkämmerers mit der unterm 25. Juli 1566 erhobenen Anfrage zurück, wie solch ein Befehl habe überhaupt können gegeben werden?[103]) —

Er war der letzte Mönch des bestandenen Seelauer Stiftes. Als er 1567

---

94) Chronik von Iglau p. 107. Ueber Abt Andreas Cf. noch Chlumecky l. c. p. 57. Nr. 406; p. 58. Nr. 409; p. 60. Nr. 422; p. 62. Nr. 436.

95) Brouillon im Iglauer Stadtarch. Cf. Chronik p. III.

96) Chronik p. 112. Man hielt diese Aeußerung für den Ausdruck der Bereitwilligkeit, Reformen zu machen. Einige Anhänger Cruciger's, denen die Verweisung desselben als Werk des Abtes erschien, dichteten ein Spottlied auf ihn und den Rath, welches mit den Worten anhub: „Merk auff Abt, du stoltzer Mann — Mit deinen Rathsgenossen ꝛc."

97) Chronik p. 112. Am 19. Sonntag nach Trinitatis — 10. Octob. —

98) Chronik p. 121. Als man dies an Cruciger schrieb, antwortete er: Calendis Maji 1564: Utinam Abbas serio se socium.....Augustanae Confessionis..... quae exhibita est anno salutiferi partus 1530 ..... re ipsa, absque simultatione perhiberet. Haec si illi cordi est confessio, nunquam.....committeret ut vestra parochia ipsius veterno deformaretur, quin & pastoratum vestrae Ecclesiae libenter alteri cederet, siquidem intelligeret, se bona conscientia.....in administratione hujus Ecclesiastici muneris versari non posse etc. etc.

99) Chronik p. 133.

100) Chronik p. 114.

101) So die Eindeckung des Turnerthurmes mit Kupfer, im Juli 1558 (Chronik p. 115); den Aufbau der Emporkirche 1563 (Chronik p. 134); und den Umguß der großen, „Susanna" genannten Glocke, welche laut Contractes de dato Iglau 7. Juni 1563 der Prager Neustädter Glockengießer Brikci übernahm und am 20. Jäner 1564 von Prag aus mit 230 Schock meißnisch (laut Accord 2 Schock à Ztr.) quittirte. Die Mittel hiezu wurden theils aus dem Stadtsäckel, theils von milden Gaben wohlhabender Private beigesteuert.

102) Chlumecky l. c. p. 70 Nr. 497.

103) Ibidem Nr. 499.

das Zeitliche segnete, fiel die Iglauer Pfründe zugleich mit der Seelauer Abtei an die Krone heim. Diesen Heimfall glaubte der Rath zu dem erneuerten Versuche in den Besitz der Pfarrcollatur zu gelangen, ausbeuten zu müssen und beschickte deshalb den Landeskämmerer, ja sogar den Kaiser, welcher die vollständige Inventur, die ihm auch zu Dreikönig 1568 vorgelegt wurde, vorzunehmen und am Mittwoche nach Kreuzerfindung — 7. Mai — die erledigte Pfründe und Seelauer Abtei nicht an den Iglauer Magistrat, sondern an Caspar Schönauer, den Probst von Neureisch vergab.[104]) Am nächstfolgenden Tage bereits erfolgte der kaiserliche Befehl, in der Iglauer Pfarrkirche die Verabreichung des Abendmales sub utraque zu dulden,[105]) während der neue Abt am 16. August 1568 seine Wirksamkeit mit einer Klage bei dem Stadtrathe inaugurirte, daß ein gewisser Simon Dworak die Fechsung vor Aussteckung des Zehents eingeführt habe[106]) und wenige Wochen darauf — 13. October — den aus dem Verkaufe der alten gesprungenen Kirchenglocke erzielten Erlös angeblich deshalb beanspruchte, weil er einige Gläubiger seines Vorgängers in der Abtswürde zu begütigen habe,[107]) welche Bitte, weil nicht gleich erledigt, drei Tage später — 16. October wiederholt wurde.[108])

So war die Seelauer Abtei und ihre Iglauer Curatie an die Prämonstratenser von Neureisch gelangt, um später an die Strahöwer zu übergehen u. z. unter dem Riesendrucke der nach der Schlacht am weißen Berge rücksichtslos vorgenommenen Gegenreformation.

Zur Geschichte von Unterhaid
und die
Unterhaider Marktordnung.

Von

Dr. Matthias Pangerl.

Die von Unterhaid haben mich, als ich in diesem Jahre zu ihnen gekommen bin, ohne alle Umstände und überaus freundlich aufgenommen und tractirt. Folglich ist es nur recht und billig, wenn ich mich dafür nach meinem bescheidenen Vermögen dankbar erweise, in der Art nämlich, daß ich hier, kunstgerecht gesprochen, mancherlei Streiflichter auf die Vergangenheit der „unteren Haide" fallen laße.

Aber diese hat leider noch nicht oder vielleicht beßer Gott Dank in der Weltgeschichte von sich reden gemacht und weil ferner dem gebildetesten und unterrichtetsten Leser nicht zugemuthet werden darf, daß er die Oro-, Hydro- und Topographie des lieben Vaterlandes bis auf den letzten Hügel, den kleinsten Bach und das geringste Dörflein im, wie man zu sagen pflegt, kleinen Finger habe, so wird es schon, ohne daß damit der Wißenschaft

---

104) Chronik p. 140.
105) Kuschel a. a. O. p. 56—59.
106) Chlumecky l. c. p. 72. Nr. 510.
107) Ibid. Nr. 512.
108) Ibid. Nr. 513.

irgend jemandens nahe getreten werden soll, gestattet sein zu melden, daß Unterhaid an der Maltsch und unweit von der Stelle liegt, wo die durch ihre vielen Rutschungen und Senkungen so bekannt oder vielmehr so bedenklich gewordene Linz-Budweiser Bahn ihren Einzug in's Böhmerland hält. Es hat sich in jene Berge eingenistet, welche in mächtigem Bogen das rechte Ufer der Moldau umkreisen und diese „Waldestochter" zwingen, anstatt das Land der Bajuwaren im Mühlviertel mit ihren braunen Fluten zu netzen, sich nach Norden und dem Herzen Böhmens zu wenden. Zwischen diesen Bergen breitet sich übrigens eine Art Hochebene aus, welche fast allenthalben prachtvolle Ausblicke in duftig blaue Wälder gewährt und manch' freundliche Ortschaft führt dort oben ihr zwar mühevolles, aber doch auch nicht ganz unbehäbiges stilles Dasein.

So auch das mit reichem Wiesen- und Felderschmuck umgebene Unterhaid, welches in der vaterländischen Ortshierarchie den Rang eines „Marktes" behauptet. Es hat auf solche Titulatur wohl keinen mittelst besonderer Urkunde gesicherten, jedoch durch uraltes Herkommen gefestigten Anspruch, wenngleich nicht auch verschwiegen werden soll, daß Handel und Wandel dortselbst schon so manches Jahr her von keiner Bedeutung mehr sind. Die Einwohnerschaft treibt hauptsächlich Feldbau und von bürgerlicher Handtirung kaum mehr, als solche in jedem größeren Dorfe ebenfalls gefunden wird. Der Ort gewährt einen freundlichen Anblick, wenn ihm auch der andere Ortschaften so herrlich zierende Gartenschmuck mangelt, und darf jedenfalls auf jenen gothischen Bau stolz sein, welcher sich in seiner Mitte auf einem sanften Bühel erhebt und deßen mächtige Mauern jetzt wie zu Felsgestein verwachsen scheinen, der dann seine imponirende Größe wie noch manch' anderer Bau im Süden Böhmens den Herren mit der fünfblättrigen roten Rose zu verdanken hat. Den Witigonen zu Liebe führen aber die Unterhaider auch jetzt noch eine Rose zwischen zwei Thürmen auf einer Mauer im Wappen[1]), und ihre Kirche, welche ich mit dem eben erwähnten Baue meine, verdient es ganz und gar, daß einmal irgend ein verständiger Bauforscher, nicht einer von der Sorte gewisser Conservatoren, ein treues Bild und kunstgerechte Beschreibung derselben zu Nutz und Frommen auch weiterer Kreise herstelle.

Verfolgt man dann die Nachrichten über Unterhaid in den auf unsere Tage gekommenen pergamentenen und papiernen Denkmalen, so macht man bald die Entdeckung, daß man es, was den Namen des Ortes anbelangt, mit einem wahren Namenchamäleon zu thun hat. In unserem deutsch-slavischen Vaterlande ist übrigens wie männiglich bekannt das gerade keine seltene Sache und jedenfalls besitzen wir hierin eine urhistorische Eigentümlichkeit, um welche uns so mancher geschichtsforschende Nachbar beneiden könnte. — Unterhaid hieß also und schrieb

---

1) Gewißenhafter erzählt „eine von unten gegen die Mitte des blauen Schildes aufsteigende gezinnte silberne Stadtmauer, hinter welcher zwei viereckige Thürme mit roten Spitzdächern, zwei neben einander stehenden viereckigen Fenstern und goldenen Knöpfen emporstreben, und zwischen welchen (Thürmen) dann eine fünfblätterige goldene Rose mit grünen Winkelblättern — Wappenstücke der Rosenberger von Neuhaus (sic!) — über den Zinnen der Mauer schwebt." Also Widimsky, Städtewappen des Königreiches Böhmen, S. 43, Nr. 159, woselbst auch berichtet wird, daß Unterhaid im J. 1501 auf Verwendung Peters von Rosenberg Herrn auf Neuhaus (sic!) vom K. Wladislaw II. zum Städtchen erhoben und mit vorbeschriebenem Wappen versehen worden ist. Widimsky nennt keine Quelle, aber der Herr Peter von Rosenberg auf Neuhaus ist ganz gewis ein Unsinn, so wie die Herren von Neuhaus keine Rosenberger gewesen sind und umgekehrt. Wenn jedoch obige Wappenbeschreibung richtig ist, so hat jedenfalls ein Herr von Neuhaus bei Verleihung des Wappens etwas zu thun gehabt. Ob dann diese im Jahre 1501 zugleich mit der Erhebung zum Städtchen erfolgt ist, mag durch einen nachfolgenden Forscher untersucht werden; mir wenigstens ist es klar, daß Widimsky's Angaben entweder ganz ungegründet sind oder auf ganz verkehrter Auffaßung fußen.

ſich nach einander: Merica Rinoldi (1384), d. h. Reimbaltshaid oder die von einem gewiſſen Reimbalt beſtiftete Haide;[2]) St. Aegidii in Prato (1481), d. h. zu St Aegidi oder beßer Gilgen auf der Wieſe;[3]) Unterhaid, ganz ſo bald nach dem Jahre 1507 in dem älteſten Grundbuche des Marktes geſchrieben; dann (1569) beliebte ein Nidernhaydt oder Nyderheyden,[4]) was aber acht Jahre ſpäter (1577) mit Dolny Misslany im Tſchechiſchen wiedergegeben wurde und von mir vorſichtiger Weiſe ungedeutet bleibt, worauf mit der ſchauerlichen Orthographie des 17. Jahrhunderts, welche die Schrecken der gegenwärtig geltenden weit und weit überragt, ein Vnnterhaidt (1623), Unter-Haydt (1672) und Vntterheydt (1681) folgten. Bei der Unterhaid verblieb es nun bis zum heutigen Tage, wenigſtens bei den Deutſchen, aber der gute Schaller überliefert uns noch für das vorige Jahrhundert ein tſchechiſches Dolni Bor und in neueſter ſowie allerneueſter Zeit glaubt man mit Dvoriště dolní am Beſten zu fahren. Daneben endlich läuft zu lateiniſchem Amtsgebrauch die Merica inferior.

Hätte ich Gelegenheit gehabt, mich in den etwa noch vorhandenen Urbaren der Herrſchaft Roſenberg, welcher die Unterhaid vordem unterthänig war, ein wenig umzuſehen, ſo würde ſich die vorſtehende Nomenclatur vielleicht noch reicher geſtaltet haben. Wenn es aber nicht zu bezweifeln iſt, daß vor Einwanderung der Bajuwaren in das ſüdliche Böhmen, welche im 13. und 14. Jahrhunderte am ſtärkſten geweſen iſt, dieſer Landestheil und wohl ſelbſt einige Gegenden des Mühlviertels von Slaven wenn auch nur ſehr dünn bevölkert waren, ſo wird kaum weniger zweifelhaft ſein, daß Unterhaid zu denjenigen Orten gehört, welche den Deutſchen ihr Entſtehen zu verdanken haben. Es ſprechen hiefür die älteſten Bezeichnungen Reimbaltshaid und St. Gilgen auf oder in der Wieſe zu deutlich, während ſonſt als älteſter Name ein ſlaviſch klingender gefunden zu werden pflegt, welchem dann der deutſche oder doch in deutſcher Art verballhornte ſlaviſche Name folgt. Weil aber im böhmiſchen Süden die Einwanderung und Coloniſirung, beziehungsweiſe Germaniſirung vom Süden gegen den Norden fortſchritt, ſo dürfen wir wohl vermuten, daß das ſüdlich von Unterhaid gelegene Oberhaid älter als jenes iſt, während wenn die Coloniſirung ihren gewöhnlichen Weg, entlang nämlich dem Laufe der Flüße und ſtromaufwärts gegangen wäre, das umgekehrte Verhältnis gelten müßte. In allen den Orten aber, welche zunächſt der Landesgränze lagen, wurde Markt gehalten oder Maut und Zoll gefordert. So findet man alſo ſchon im Jahre 1278 einen Markt in Oberhaid (Merica) nebſt Mautſtätte[5]) wie noch früher oder auch etwas ſpäter in Kaltenbrunn, beziehungsweiſe Hohenfurt, Friedberg, Mautſtadt, beziehungsweiſe Unterwuldau, und Oberplan. Und ſo iſt auch in der Folgezeit, in den Jahren 1279 und 1358,[6]) nur von einer Haid ſchlechtweg, womit bloß das heutige Oberhaid gemeint ſein kann, die Rede. Erſt im Jahre 1364 begegnen wir einem wirklichen Oberhaid (Merica superior),[7]) folglich muß zu der Zeit auch ſchon ein Unterhaid beſtanden haben, und darf man allenfalls auch den Schluß wagen, daß letzterer Ort überhaupt um

---

2) Balbin, Miscellanea, lib. V. 21. Die daſelbſt gebrauchte Schreibung Mrica Rinolbi iſt natürlich ganz fehlerhaft. Auf Oberhaid, welches in derſelben Quelle Dworzicz sive Merica genannt wird, kann die Merica Rinoldi (richtiger Rimbaldi) deshalb nicht bezogen werden, weil dieſe nämlich die Oberhaid ſchon im Jahre 1278 ſchlechtweg nur Merica heißt. Es iſt daher auch von Trajer, Diöceſe Budweis, S. 274, geirrt worden, wenn er die Schenkung vom Jahre 1279 auf Unterhaid anſtatt Oberhaid bezieht.

3) Font. rer. Austr. 2. XXIII. 340, n. 271.

4) Dieſe wie die folgenden Schreibungen nach weiter unten erwähnten Urkunden.

5) Font. rer. Austr. 2. XXIII. 31, n. 25.

6) Ebendaſ., p. 32, n. 27; in Mericha, p. 117—118, n. 108.

7) Ebendaſ., p. 130, n. 117.

die Mitte des 14. Jahrhunderts sein Dasein begonnen hat. Er tauchte mitten unter slavischen Elementen empor, denn die heute nach Unterhaid eingepfarrten Dörfer führen, das einzige Rudetschlag ausgenommen, welches mit seinem Namen den deutschen Ursprung unzweifelhaft bekundet, noch immer Namen, deren slavische Herkunft unschwer zu erkennen ist.[8])

Die Unterhaid dürfte sich aber rasch genug entwickelt haben. Bereits im Jahre 1384 wird sie schon als mit einer Pfarrkirche versehen declarirt,[9]) welche Kirche einem Heiligen geweiht ist, der im Mittelalter sich einer großen Popularität bei den Bajuwaren erfreute. Es ist das St. Aegidius, welchen sich die deutsche Zunge in einen Gilg zurecht gerichtet hat. Die Pfarrei ist dem Cistercienserstifte in Hohenfurt einverleibt, aber ich vermag nicht zu sagen, wann etwa das Stift von derselben Besitz ergriffen hat. Es ist nur bekannt, daß die Cistercienser selbst die Pfarre erst seit dem Jahre 1641 versehen.[10]) Unterhaid aber liegt an dem Wege, auf welchem seit undenklichen Zeiten für das südliche und mittlere Böhmen jene edelste Würze herbeigeschafft wird, welche für den Gaumen die wichtigste, das Salz nämlich; weil aber bis zum Eisenbahnzeitalter mit dem Salzhandel mancherlei andere Handelschaft nebenher lief, so setzte sich der alte Oberhaider Markt gewissermassen nach Unterhaid fort, und nur wißen wir nicht, wann dieses mit einem Marktprivileg ausgestattet worden ist. Vielleicht hat es auch nie ein solches empfangen, sondern durch geschickte Schaffung von Thatsachen, was Politik genannt und gerühmt zu werden pflegt, das Marktrecht gewonnen. Es muß dasselbe schon im 15. Jahrhunderte besessen haben, weil für das Jahr 1481 bereits bürgerliche Handtirung nachgewiesen werden kann.[11])

Ich bitte aber den Bauforscher, welchen ich schon oben für die Unterhaider Pfarrkirche ersehnt habe, dieses Jahr 1481 einmal recht festhalten zu wollen. Es ist nämlich eine durch viele Belege leicht zu erhärtende Thatsache, daß man im Mittelalter — geschieht übrigens auch heute noch — um reichere Mittel zu einem Kirchenbau zu gewinnen oder auch zur Erhaltung eines solchen einen bedeutenden Ablaß für die betreffende Kirche und zwar wo möglich aus Rom zu beschaffen gesucht hat. Zu dem Behufe mochte man sich häufig eigens eine „Romfahrt" gegönnt haben, und wenn man dann einen „großen Ablaß" mit heimbrachte, so glaubte man nicht bloß das eigene Seelenheil wesentlich gefördert zu haben, sondern hatte auch noch sicherer der heimatlichen Kirche einen großen Dienst erwiesen. Die Gewinnung des Ablaßes war aber häufig außer anderen Bedingungen auch an die geknüpft, zur Förderung oder Erhaltung des Kirchenbaues sein Schärflein beizutragen. Dergleichen war nun auch bei der Unterhaider Kirche der Fall. Im Frühlinge des Jahres 1481 haben Niklas Hebel und ein gewisser Wolfgang, der Sohn eines Fleischhauers, beide zweifellos Unterhaider Markt- respective Pfarrkinder, einen schwerwiegenden Ablaß, zu welchem 4 Cardinalbischöfe, weiters ebenso viele Cardinalpriester und 2 Cardinaldiacone mit je 100 Tagen an mehreren Festen beigesteuert haben,[12]) für ihre hübsche „Pfarrkirche zu St. Gilgen auf der Wiese" oder Haide von ihrer Wallfahrt nach Rom mit heimgebracht und glaube ich solchen Ablaßbrief mit einer wichtigen Phase des Baues jener Kirche um so eher in Verbindung setzen zu dürfen, als die Gewinnung des Ablaßes ausdrücklich an Beiträge zur „Reparatur und Erhaltung" des Kirchengebäudes geknüpft wurde. Dieses befindet sich auch heute

8) Diese Namen lauten: Pschenitz, Tscherekau, Suchenthal, Trojern und Zartlesdorf.
9) Balbin, l. c.
10) Trojer, a. a. O.
11) Ein carnifex; Font. r. A. 2. XXIII. 340, n. 271.
12) Ebendas.

noch im beſten Bauzuſtande, obgleich die Unterhaider Pfarrkinder nicht mehr vom Ablaß profitiren, ſondern denſelben, welcher doch auf ewige Zeiten Geltung hätte, ſchon längſt vergeßen haben.

Aber ich habe den Leſer weniger mit den Bauwerken der „unteren Haide" als mit anderen Geſchehniſſen dortſelbſt bekannt zu machen. Es verlieh nun Herr Peter IV von Roſenberg im Jahre 1498 am Tage des h. Märtyrers Sigismund (1. Mai) derſelben ein Privileg,[13]) welches zweifellos ſehr wichtig geweſen iſt, über deßen Inhalt aber ich nichts Näheres bieten kann und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Urkunde wahrſcheinlich gar nicht mehr vorhanden iſt. Kommt ſie jedoch wider Vermuten noch einmal irgendwo zum Vorſchein, ſo wird ihr Inhalt ſicherlich die Befreiung von der Todtenfälligkeit zum Gegenſtande haben. Die Todtenfälligkeit gehörte aber zu jenen Gerechtſamen im vielgeprieſenen Mittelalter, bezüglich deßen wir dem Himmel ſchon danken dürfen, daß es bereits ſeit manchem Seculum nicht mehr Geltung hat. Derjenige unterthänige Menſch nämlich, welcher irgend welche Habe eigen nannte und im Schweiße ſeines Angeſichts erworben hatte, konnte keineswegs letztwillig hierüber verfügen, ſondern unterſtand in dieſer Beziehung ganz und gar der Gnade und Discretion ſeiner Grundherrſchaft. Nachdem aber bekanntlich namentlich im Geldpuncte alle Gemüthlichkeit aufhört, ſo läßt ſich leicht denken, wie ſchwer ſolches grundherrliche Recht unten empfunden worden, und daß man eifrig bemüht war, ſich desſelben zu entledigen. Andererſeits mußte bei den Grundherren ſelbſt ſich nach und nach die Anſchauung geltend machen, daß mit ihrem herkömmlichen Rechte eine beßere Bewirtſchaftung von Grund und Boden ganz und gar nicht vereinbar ſei. Sie begannen alſo ſelbſt nach und nach auf ihr Recht zu verzichten und konnten dies um ſo eher thun, je geneigter auf der anderen Seite die Unterthanen waren, ihre Befreiung von der Todtenfälligkeit mit gutem Gelde zu bezahlen. Das älteſte mir bisher bekannt gewordene Beiſpiel einer ſolchen Befreiung im Süden Böhmens datirt vom Jahre 1418, in welchem Jahre Herr Ulrich II von Roſenberg unſeligen Angedenkens die Einwohnerſchaft der Dörfer Kaltenbrunn, Schild, Stein und Schlagel am Roßberg mit dem Teſtirungsrechte begnadet hat.[14])

Die von Unterhaid gewannen alſo das natürliche Recht, über die irdiſchen Güter letztwillig zu verfügen, wahrſcheinlich im Jahre 1498 wieder zurück, unbekannt aber in welcher Weiſe, und wenn ſie ſich von den Bauern der Umgebung bisher nur durch bürgerliche Handtirung unterſchieden hatten, ſo waren ſie nun auch durch eine wichtige bürgerliche Freiheit vor denſelben ausgezeichnet. Es wird ſich jedoch bald nachher zeigen, daß nicht alle Einwohner mit der Befreiung von der Todtenfälligkeit begnadet worden waren. Für die aber, welchen jetzt ſchon ſolche Freiheit zu Theile geworden, wurde bald darnach ein eigenes Grundbuch angelegt, bezüglich deßen, weil es zu den älteren Büchern dieſer Art gehören dürfte, es ſchon erlaubt ſein wird, einige Worte hieher zu ſetzen. Dasſelbe hat ſich bis auf unſere Tage erhalten,[15]) bildet einen mäßigen Band im kleinen Quartformat und ſind die Innenſeiten der beiden Banddeckel mit den roh in Farben ausgeführten Bildniſſen der Heiligen Sebaſtian und Matthias (?) geſchmückt. Vielleicht waren dieſe Heiligen die Namenspatrone zweier hervorragender Magiſtratsperſonen zu der Zeit, als das Grundbuch begonnen worden. Daß man dem Inhalte desſelben eine große Wichtigkeit beimaß, hiefür ſpricht der Um-

---

13) Wird in der noch vorhandenen Orig.-Urkunde des Grafen Ferdinand Bnquoy vom Jahre 1681, von welcher weiter unten die Rede ſein wird, als dem Grafen vorgezeigt erwähnt.
14) Font. r. A. 2. XXIII. 256—258, n. 208.
15) Iſt im Marktarchive aufbewahrt.

ſtand, daß es mit einem Schloße verſehen iſt, deßen Schlüßel wohl der jeweilige Marktrichter in Verwahrung hatte, ſo daß alſo nicht der erſte Beſte ſeine Naſe in das Büchlein ſtecken konnte. Wenn ich aber von einem Grundbuche ſpreche, ſo darf man beileibe nicht an unſere heutigen Grundbücher denken, darin einer jeden Realität ihr folium! zu- und fein ſäuberlich alles das, natürlich in jenem bekannten entſetzlichen juridiſchen Kauderwälſch ausgewieſen iſt, was von Gerechtſamen oder Laſten an jeder Realität haftet und vor allem, wer deren glücklicher manchmal auch unglücklicher Beſitzer iſt. Das Unterhaider Grundbuch enthält zunächſt nur Vermerke über Geſchäfte, welche wir heute Verlaßenſchaftsabhandlungen nennen. Wie man aber die damal ohne allen gelehrten juriſtiſchen Beiſtand kurz und gut abthat, ſo wurden auch die grundbücherlichen Eintragungen nur kurz und was die Hauptſache gemeinverſtändlich gemacht. So lautet die älteſte Aufzeichnung zum Jahre 1507: „Anno domini millesimo quingentesimo 7. in die Steffani post nativitatem Christi (26. Dezember): Item Mathes des Golmans sun der auff dem guet ist auff seines vaters. Item Jorg des Golmans sun der hat auff dem grundt an LXVII pfundt[16]) auf dem grundt erbtayls. Item Martha dy auch so vil zu warten hat auf dem grund alss dy anderen an LXVII pfundt erbtayls. Item vermerck dy porgen vür den Mathess vür des weysen guet, da ist Michel Paumgartner und auch Simon Pelitschko und auch Wolfgang Tüschler.“ Und in zwei Aufzeichnungen zum Jahre 1516 heißt es: „Item der Kaczo auch VIII talente, und ein kalbm, unnd ein lare truhen, unnd ein harrassane schauben,[17]) das schafft die muetter dem diendlein ausserhalb seines tails, unnd ob das maidel abgieng, so sol das seiner muetter wider haimgeen.“ — „Item vermerkt das geschafft[18]) des Andre Stelczer, got sey der sel genadig. Item seiner tochter Margaretha XXX talente unnd ein kue auff dem guet, dar auff do siczt der Paungarttner. Item fuer das sein pargen Slupe Goczlampel, Gilkw Matheus gmachlach unntaillunterhant.“ Daraus geht nun zunächſt und abgeſehen von dem bedeutenden Grade von Autonomie, deßen ſich die Unterhaider damals erfreuten, unzweifelhaft hervor, daß der Marktflecken derſelben bei Beginn des 16. Jahrhunderts bereits einen entſchieden deutſchen Charakter hatte, daß aber den Namen zufolge ſich unter die dortigen Deutſchen auch mancher ſlaviſche Mann gemiſcht hat.[19]) Und den Leuten ſteckte der Bajuware noch ſo im Blute, daß ſie lieber mit Talenten und Pfunden rechneten, und wird ausdrücklich einmal im Jahre 1521 bemerkt, daß „pairisch geldt“ damit gemeint ſei. Aus einer der erſteren Aufzeichnungen erfahren wir auch, daß Unterhaid damal ſchon mit einem „schuelmaister Lienhardt“ beglückt war, einem Manne, welcher mit einem pfandwürdigen Hauſe ausgeſtattet war. Wir lernen dann aus dieſem Buche kennen, wie ein „ehrſamer Herr Bürgermeiſter, Richter und Rat“ für das öffentliche Wohl der kleinen Gemeinde ſorgten.

---

16) Auf der erſten Seite des erſten Blattes, oben iſt von einer Hand aus der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts angemerkt: „Ain Behamisch pfundt macht 55 kr. 2 denare pehamisch vel 320 denare Pehamisch.“ Mit obigen Pfunden dürften aber bairiſche gemeint ſein.

17) Nach Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch, III. 306 ein Rock oder ſog. Kittel der Weibsperſonen, hier alſo ein Weiberrock von gröberer Wolle (harrasso.)

18) So viel wie letzter Wille, welches Wort als kšaft auch in der tſchechiſchen Sprache das Bürgerrecht erlangt hat.

19) Bis 1582 habe ich noch folgende tſchechiſche oder tſchechiſirte Namen verfolgt: Kuba van Rödeschlag, Jacube Grall, Guro, Maczo Slupe, Janeku Kuerczmann, Krzizku altrichter, Matheus Maczo, Gagschi, Guuo (Guwo), Philip Pechu, Mathiyo Wärdo, Waczlabe Janckho etc.

Um das Jahr 1570 aber treten dem Bürgermeiſter „Ratsgeſchworne“ zur Seite, welche man wohl auch „Conſuln“ titulirte, vielleicht weil ſie den Conſuln der alten Römer erdenklich wenig glichen. Es ließen ſich dann noch nach dieſem Grundbuch mancherlei Nachrichten über Hausrat, Moden, Oekonomie u. dergl. m. liefern;[20]) ich fürchte jedoch die Geduld des geneigten Leſers auf eine noch größere Probe zu ſtellen und meinen Zweck, zu zeigen daß der Culturhiſtoriker auch einem alten Grundbuche eine angenehme Seite abgewinnen kann, glaube ich ſchon mit dem Geſagten erreicht zu haben.

Ein Theil der Unterhaider war, wie ſchon vorhin angedeutet worden, im Jahre 1498 keineswegs von der Todtenfälligkeit entlaſtet worden, ſondern gewann erſt nahezu 70 Jahre ſpäter das Recht zu teſtiren oder richtiger empfing es im Jahre 1569 durch Herrn Wilhelm von Roſenberg urkundlich verſichert. Sechzig Perſonen, Männer und Weiber, waren es, welche nun gleichfalls der drückenden Laſt enthoben ſein ſollten, und zwar hatten, wie es in den betreffenden zwei deutſch verfaßten Urkunden[21]) heißt, ſie und zum Theil ſchon deren Väter aus dem Todtenfall in die Freiheit zuſammt ihrer Habe und Gütern ſich verfahren, waren aber derſelben bisher nicht fähig ſondern vermöge gemeinen Landesgebrauchs dem Todtenfall unterworfen geweſen. Herr Wilhelm gewährte ſolche Freiheit in Betrachtung gemeinen Marktes Aufnehmens und wie natürlich auch gegen eine leider nicht bezifferte Geldſumme, wornach jene Sechzig ſowie ihre Erben und Nachkommen ihre erworbenen Güter gleich den anderen Bürgern zu „Niederhaid“ verkaufen, vermachen und verſchaffen konnten, ohne irgend jemandens Einſprache und Verhinderung.

Die Bürgerſchaft ließ ſich das wichtige Recht der Freiheit vom Todtenfall auch ſpäterhin immer wieder von neuem beſtätigen und bekräftigen: im Jahre 1596 durch Herrn Peter Wok von Roſenberg, den Bruder des vorgenannten Herrn Wilhelm; 1612 durch Herrn Hanns Georg von Schwamberg,[22]) welcher Herrn Peter Wok und dem Grafen Hanns von Serin im Beſitze der Herrſchaft Roſenberg gefolgt war; 1623 durch die Gräfin Maria Magdalena von Buquoy, Frau der Graf-[23]) und Herrſchaf-

---

20) Im Jahre 1522 empfängt Görg der schuelär (alſo ein Studioſus) bei der schaczung (Schätzung und Vertheilung einer Hinterlaßenſchaft) nach ſeinem ſel. Hrn. Papa eine plabe ſuxane schaubenn nebſt 22 Talenten und einer Wieſe bei der Malsching (Maltſch). Mit Ausnahme der Schauben, welche nach Schmeller auch ein langer Ehrenrock oder Ueberkleid für Männer ſein kann, der erwähnten Wieſe und noch eines anderen Grundſtückes bewertete man Haus und Hof, Grund und Boden nebſt 2 Ochſen auf 110 Talente! 1524: ein gruene schaubenn, ein pint kandl unnd ein gerichez pett. 1580: ain grien underrockh und ein braun underrockh, mer ein schwartzer mandl, ein underpett und ein duechel, dischtwechl und 2 seiden khändl und ein khue; ein grien Lindischen rockh, ein halb khandl, etc. etc.

21) Vom 17. Mai und 24. September, beide Originale und im Marktarchive. Wir begegnen darin neben gut deutſchen Namen einem Mertt Marschickh, Paul Pikhuss, Hable Khuttler, Jagschy, Khalhut, Wytte Janndl und Bartho.

22) Die w autery den pamatny s. Hawla oppata (16. October) datirte und Jan Gyrzy z Sswammberka ſowie von Jan Bugak Kluczensky sekretarz Sswambersky gegengezeichnete Original-Urkunde, welche gleich den anderen erwähnten Originalurkunden noch heute im Marktarchive aufbewahrt wird, habe ich in Folge eines Verſehens hier nicht eingehend benützen können; es iſt jedoch mit Gewisheit zu behaupten, daß ihr Inhalt in die Urkunde vom Jahre 1623 aufgenommen worden iſt und ſo mittelbar durch dieſe hier ebenfalls zur weiteren Kenntnis gelangt. Für Diplomatiker ſei bemerkt, daß die Unterſchrift des Schwambergers auf den Umbug nächſt der Sigel-Preſſel geſetzt iſt. Im Mittelfelde des Sigels ſelbſt iſt ein Schild mit einem Schwan unter einem Helm mit derſelben Wappenfigur zu erblicken.

23) Wohl eine aus Roſenbergiſcher Zeit herrührende Titels-Prätenſion für die Herrſchaft Roſenberg, welcher ich weiterhin nicht wieder begegnet bin.

ten Rosenberg, Gratzen und Libiejitz, und deren Sohn Karl Albert; endlich im Jahre 1681 durch den Grafen Ferdinand von Buquoy. Aber sie war nicht weniger bemüht, die bürgerlichen Gerechtsame auch nach anderen Seiten hin zu mehren. Nun war von Alters her das Recht, aus Malz und Hopfen den vielgepriesenen und noch mehr getrunkenen Gambrinussaft herzustellen, ein ausschließlich bürgerliches und wiederum nur den Bürgern der königl. Städte eigentümliches gewesen, allein die k. Städte hatten jetzt schon längst den aus diesem Geschäfte resultirenden reichen Gewinn mit den Herren und Rittern zu theilen sich bequemen müßen.[24]) Die oberen Stände verliehen dann hinwiederum das Recht Bier zu brauen an die ihnen unterthänigen Städte und Märkte unter gewissen Einschränkungen und namentlich auch gegen Entrichtung eines gewissen Zinses. So verlieh denn Herr Wilhelm von Rosenberg am 28. Mai 1577 auch denen von Unterhaid den Segen des Bierbrauens und zwar mit der Erlaubnis sowohl weißes, d. i. wohl Weizen-[25]) als auch Gerstenbier zu brauen und zu verkaufen. Die Bürger dagegen verpflichteten sich, alljährlich 60 Schock Meißnisch, 15 zu jeder Quartemberzeit, in die herrschaftlichen Renten abzuführen. Sie beobachteten aber dann auch die Vorsicht, ihr Braurecht wie das Todtenfalls-Privileg sich von den schon oben genannten Grundherren und in angegebenen Jahren gleichfalls immer wieder erneuern und bestätigen zu laßen. Es ist nun interessant aus allen diesen Bestätigungen zu ersehen, daß das Motiv zur Verleihung des Braurechtes die große Nähe der österreichischen Gränze gewesen. Die Oesterreicher sollten vielleicht hiedurch Gelegenheit empfangen, ihren Bierbedarf aus Böhmen zu decken, die Nahrung der Unterhaider selbst aber dadurch gefördert werden. Der Bierzins jedoch wurde im Jahre 1596 auf 6 Groschen Meißnisch per ein Viertelfaß[26]) abgeändert und im Jahre 1681 dahin festgesetzt, daß die Bürgerschaft von nun anstatt der gewöhnlichen Biertätz oder Faßgeld für den Bieraufschlag, wobei auch das Mühl- und Besichtgeld vom Malzbrechen verstanden, jährlich 77 Gulden Rheinisch (zu 60 kr. oder 15 Batzen) zu Georgi und Galli in das herrschaftliche Rentamt zu Rosenberg zahlen solle. Würde Brand, Krieg, Theurung, Pestilenz oder sonst irgend welcher allgemeiner Landesruin das Brauen stille stehen machen, so sollte es auch von dem Bieraufschlag sein Absehen haben. Außer diesem Bieraufschlag hielt sich die Herrschaft auch bevor, daß das Unterhaider Bier zwar überall hin, nur nicht an die „uralten" Schankhäuser auf herrschaftlichem Grund und Boden abgegeben und verkauft werden dürfe.

Am 26. Jänner 1596 gab der letzte Herr von Rosenberg seinen getreuen Unterthanen auf der unteren Haid auch die urkundliche Versicherung, daß sie, was die Jahr- und Wochenmärkte beträfe, bei den ihnen hierüber von Alters her ertheilten Weisungen oder Privilegien (weysady) verbleiben, auch mit Wein sowie anderen geldeswerten Artikeln[27]) Handelschaft treiben und dabei gleichwohl frei von allen Zahlungen und Umgeld verbleiben sollten. Uebrigens war, was Handelssachen anbelangt, Unterhaid wenigstens schon seit dem Jahre 1623 der Stadt Rosenberg ganz gleichgestellt und bestanden zu derselben Zeit die Steuern des Marktes außer dem schon erwähnten Bierzins noch aus dem Haus- und Gerenterzins, weiters aus der „rechtlichen" Land- und Haussteuer. Diese bildete also die landesfürstlichen Abgaben, während jene Zinse die herrschaftlichen Abgaben repräsentirten.[28])

---

24) Unbestritten seit dem Jahre 1517. Schlesinger, Gesch. v. Böhmen, 1. Aflge. S. 382.

25) Späterhin steht nämlich immer Weizenbier an Stelle des weißen. Das Original der tschechisch ausgefertigten Urkunde im Marktarchive.

26) z gedneho kazdeho wiertele.

27) gak we winech laki w gineych (? ich verdanke den Inhalt dieser wie der Urkunde vom J. 1577 fremder Mittheilung) pſenbertich.

28) Ein Urbar der Herrschaft Rosenberg habe ich noch nicht gesehen und bin daher außer Stande, noch andere als obige Abgaben namhaft zu machen.

Wie der freundliche Leſer bereits geſehen, war der Marktflecken Unterhaid von einer bürgerlichen Geſellſchaft bewohnt, welche ſich außer ihrer Handtirung doch auch durch mancherlei Gerechtſame von ihrer bäuerlichen Nachbarſchaft wohl unterſchied. Was war jedoch das für eine bürgerliche Gemeine, welche noch immer zuſammt ihrem ehrſamen Herrn Bürgermeiſter und Rat, dazu mit Weib und Kind, anno 1623 nämlich, nach Gewohnheit des Königreiches Böhmen der ſchweren Laſt der Servitut oder Leibeigenſchaft unterworfen war! Doch mochte denen von Unterhaid ſchon lange ſolche unlöbliche „Gewohnheit" des Königreiches Böhmen, wie ehrwürdig dieſelbe auch ſonſten beſchaffen ſein mochte, nicht mehr zuſagen und auch die neue Herrſchaft der Grafen Buquoy hatte bereits gefunden, daß jene Art Knechtſchaft „meiſtentheils wenig gute Wirte und Stiftleute gebe," eine Anſicht, welche unbezweifelt löblich damal noch verzweifelt wenig Verehrer unter den Grundherren gehabt haben muß. Und nicht ein wackerer, menſchenfreundlicher Mann iſt es geweſen, welchem leibeigene Bürger wie ein Unſinn erſchienen, ſondern eine aus weiter Ferne herbeigekommene mildgeſinnte Frau, die ſchon vorhin einmal genannte Gräfin Maria Magdalena von Buquoy geb. Gräfin von Byglio, Witwe nach dem bekannten General Grafen Karl Bonaventura Buquoy, welchem Kaiſer Ferdinand II. für die von demſelben geleiſteten großen Dienſte die Herrſchaften Gratzen, Roſenberg u. ſ. w., alſo auch Unterhaid geſchenkt hatte (11. Februar 1621.) Es waren ſolche Herrſchaften dem Herrn Peter v. Schwamberg wegen ſeiner Betheiligung an der bekannten „böhmiſchen Rebellion" (1618 — 1620) confiscirt und abgenommen worden; als aber der General Buquoy bald nach jener Schenkung mit Tod abging ward dieſelbe von dem Kaiſer am 4. November 1622 der Witwe und dem Sohne Karl Albert zugeſprochen und beſtätigt.[29]) Die Gräfin Maria Magdalena lebt übrigens in Folge der mancherlei ihren Unterthanen erwieſenen Gutthaten, wie es ſcheint, noch heute in der Erinnerung des Volkes, ein Umſtand welcher für ihre wirklichen Verdienſte allerdings noch deutlicher ſpricht, als es etwa durch ein anſehnliches Büchelchen effectuirt werden könnte. Sie und ihr Sohn erwogen alſo „emſig" mit ihren Räten und Dienern, daß die Leibeigenſchaft keine guten Landwirte liefere, und befreiten darauf alsbald die Unterhaider von ſolch' menſchlicher Schmach, derart daß ſie jetzt unter ſich ſelbſt einlaßen, neue Bürger nämlich aufnehmen, kaufen und verkaufen, nämlich Hab und Gut, ſowie ehelich geborene, zu Aemtern taugliche Handwerksleute nach Belieben an- und aufnehmen könnten; nur müßte der welcher Haus und Gründe verkaufen wollete, an ſeiner Statt eine wohlverhaltene Perſon dem herrſchaftlichen Regenten oder Hauptmann auf Roſenberg[30]) vorſtellen, ſowie von dem verkauften Gute den zehnten Pfenning, von 10 Schock eines, von 100 Schock 10 u. ſ. w. als „Abfahrtgeld der Leibeigenſchaft" in das Roſenbergiſche Rentamt bezahlen. Pupillen und „Marktwaiſen" jedoch, welche ihr Erbgut vom Rate einnehmen und ſich anderwärts hin verheiraten, ſollten von dieſem Abfahrtsgeld ausgenommen ſein, ebenſo ledige Perſonen, welche noch bei ihren Aeltern wären, hätten von ihrem Erbfall keineswegs ein Freilaßungsgeld zu geben.

Es war der 6. Februar des Jahres 1623, welcher den Unterhaidern die urkundliche Verſicherung ihrer Befreiung von der Leibeigenſchaft gebracht hat. Hat jedoch die Gräfin Maria Magdalena mit ſolcher Befreiung eine rühmens-

---

29) Sommer, das Königr. Böhmen, IX. 124.

30) Damals Philipp von Straeten, alſo ein Niederländer. Daß Gräfin Maria Magdalena der deutſchen Sprache nicht mächtig war, beweiſt das zu ihrer Orientirung auf den Umbug geſchriebene ſpaniſche Argument: Confirmazion de los privilegios del borgo Vnderhaydt etc.

werte That vollzogen, so scheint einer ihrer Nachkommen, der Graf Ferdinand von Buquoy, im Jahre 1681 nicht gleich hochherzig gedacht zu haben. Denn er erklärte zu jener Zeit, daß seine „Andel“[31]) nur Nutznießerin und Verwalterin der gräflichen Güter[32]) gewesen und daher nur auf die Dauer ihres Lebens die Unterhaider von der Leibeigenschaft hätte befreien können. Das klingt nun allerdings etwas sophistisch, wenn bedacht wird, daß Kaiser Ferdinand II. nochmal im Jahre 1623 die Gräfin und ihren Sohn für „rechtmäßige Erben der sämmtlichen geschenkten Güter und Herrschaften“ erklärt hatte,[33]) demnach nicht bloß als einfache Nutznießer. Aber der Graf Ferdinand bestätigte gleichwohl die Befreiung, sie natürlich nicht als gutes Recht sondern als Gnadensache hinstellend, und schwächte auch den unangenehmen Anhang über die zwangsweise Stellung von Unterhaidern zum gräflichen Hofdienst einigermassen und dahin ab, daß wenn das eine und andere bürgerliche Subject, sei es nun männlichen oder weiblichen Geschlechtes, zu den gräflichen Hof- und Wirthschaftsdiensten, worunter jedoch die Maierei- oder andere knechtische Dienste nicht zu zählen, tauglich wäre, se solle der Graf solche Personen ihrer Capacität nach gegen billige Belohnung gebrauchen können. Und bitten diese Personen um Entlaßung aus dem Dienste, so solle ihnen solche nicht gewehrt werden können.

Die Gräfin Maria Magdalena spielte den Unterhaidern gegenüber auch noch in anderer Weise die gütige Fee. Sie schenkte ihnen nämlich in dem Betracht, daß sie an der Landstraße liegend mehr als andere Märktler den Kriegsunfällen ausgesetzt wären, zu besserem Gedeihen und Aufnehmen die sogenannte Weigerwiese, welche von Haus zu Haus, von Reichen und Armen, und zwar alljährlich durch je vier Personen genützt werden sollte, wofür jedoch dem gräflichen Rentmeister jährlich je zwei Schock Meißnisch zu Georgi und Galli zu verabreichen wären. Und noch eine andere Bestimmung ließ sie in das wichtige Privileg schreiben, die, daß die Unterhaider sich der verliehenen Freiheiten wohl bedienen mögen und niemanden unter sich aufnehmen, welcher ihnen an ihrer bürgerlichen Handtirung Schmälerung thun könnte, nicht einmal adelige Personen, falls ihnen solche nicht zusagend wären. Nicht mit Unrecht hat der schon genannte Graf Ferdinand im Jahre 1681 diesen jedenfalls merkwürdigen Passus aus seinem Privileg hinweggelaßen. Dagegen ließ er jenen Artikel, welcher von der Religion handelt, bestehen, konnte füglich auch nicht anders, weil nach den „General-Landsatzungen“ nur Katholiken als Mitglieder in die bürgerliche Schoß aufgenommen werden konnten, dehnte aber seine Bestimmung auch auf Dienstboten, Inleute und andere Hausgenoßen aus. Der Religionsartikel jedoch in dem Privileg der Gräfin Maria Magdalena lautet fast wörtlich also: „Bürgermeister, Rat und ganze Gemeine sammt Weib und Kind sollen vor allem dem allgemeinen christlichen römischen katholischen und allein selig machenden Glauben und Religion ergeben bleiben, wie ihre Vorfahren und Alten, die Ehre Gottes, der heil. Jungfrau Maria und aller Heiligen suchen und keinen unter sich aufnehmen, welcher nicht dieser Religion wäre.“ Nach der Schlacht auf dem weißen Berge war übrigens eine solche Bestimmung selbstverständlich; gut jedoch, daß die Menschen zur Befolgung einer solchen Unduldsamkeit nicht ferner mehr gezwungen werden können. —

Die von der Gräfin Maria Magdalena den Einwohnern von Unterhaid gewährte Freiheit schlug diesen gar gut an und erhielt dieselben der Grundherrschaft gegenüber bei dankbarer Gesinnung. Es wurde ihnen deshalb von dieser nachgerühmt, „daß sie niemalen mit ihrer Grundobrigkeit, gleichwie andere unbe-

31) In der Mundart des südl. Böhmens immer nur die Großmutter bedeutend.
32) usufructuaria et gubernatrix bonorum.
33) Sommer a. a. O.

dachtſam ſich unterfangen, im Recht gelegen, noch auch in präcepitirliche Rechtsfertigungen ſich eingelaßen haben, ſondern allzeit mit unverrückter Treue und Gehorſam in terminis (in den Gränzen) ihrer ſchuldigſten Devotion einverſchränkter geblieben." Solches Zeugnis iſt jedenfalls rühmlicher wie der Stil, in welchem es verfaßt iſt und der dem Jahre 1681 durchaus entſpricht; daß aber eine ſolide Freiheit am beſten allen Ausſchreitungen und Auflehnungen vorbeugt, hatte ſich in dem vorhergehenden Jahre deutlich und verſtändlich erwieſen. Ein „gefährlicher und weitausſehender Bauernaufſtand" hatte ſich nämlich erhoben, hervorgerufen durch die leider nicht zu läugnenden übermäßigen Bedrückungen der Unterthanen von Seiten mehrerer Grundherren.[34]) Auch die Unterhaider waren zur Theilnahme an dieſer ſocialen Bewegung aufgefordert worden, zufrieden aber mit der ihnen geſicherten Freiheit machten ſie ſich weder einer „heimlichen Verſtandnus" theilhaftig, noch auch ließen ſie ſich „auf vielfältige Sollicitir- und Anfriſchung der Bauernſchaft" aus ihrem freundlichen Verhältnis zur Herrſchaft Roſenberg herausdrängen. Und ſolches war für ſie vom Nutzen. Denn während anderwärts nach raſcher Niederwerfung des Aufſtandes die unglücklichen Anführer der Bauern ohne Gnade und Barmherzigkeit gehenkt oder geköpft wurden, das Loos der Bauern aber ſelbſt kein milderes geworden iſt, wurden die Freiheiten und Gerechtſame von Unterhaid am 9. December 1681 durch den Grafen Ferdinand von Buquoy nicht nur in den Hauptpuncten vollinhaltlich beſtätigt, ſondern auch in etwas vermehrt. Es durften nämlich von nun an die neu aufzunehmenden Bürger nicht mehr perſönlich dem herrſchaftlichen Oberbeamten in Roſenberg vorgeſtellt, ſondern ihre Namen dorthin bloß ſchriftlich gemeldet werden, während ſolche Formalität bei Leuten, welche rechtlich und thatſächlich das Bürgerrecht ihrer Aeltern wegen erwarben, ganz in Wegfall kam. Auch ſollte Bürgerskindern von den herrſchaftlichen Beamten der „gewöhnliche Thaler" für das Bürgerrecht nicht weiter mehr abgefordert werden, es wäre denn ein ſolches Bürgerskind vorhin an einem anderen Orte anſäßig geweſen und gewillt, ſich neuerdings in Unterhaid anzukaufen. Es wurde ferner, wie ſchon erwähnt worden, verſprochen den Bierzins nicht zu fordern, wenn in Folge öffentlicher Not das Bierbrauen eingeſtellt werden müßte, und beſtimmt, daß bürgerliche Delinquenten und Uebelthäter vom Rate oder Marktrichter der Herrſchaft denuncirt, die Strafe ſelbſt aber von dieſer dictirt werden ſolle. Die eine Hälfte der Geldſtrafen dann hätte dem herrſchaftlichen Rentamt, die andere aber der Marktgemeinde zuzufallen.

Bis auf Eines bin ich nun mit meinem Vorrat an geſchichtlichen Nachrichten über Unterhaid am Ende. Dieſes Eine habe ich aber deshalb bis zum Schluße dieſes Aufſatzes zurückbehalten, weil es rechts- und culturgeſchichtlich gleich intereſſant hier nach ſeinem ganzen Wortlaut mitgetheilt zu werden verdient. Es iſt das eine alte Marktordnung von Unterhaid,[35]) die allerdings in der Form, wie ſie noch vorliegt, dem Jahre 1672 angehört, ihrem Inhalte nach aber in frühere Jahrhunderte zurückreichen muß. Zum Ueberfluß beruft ſich der Schreiber derſelben auf die damal noch vorgelegene „uralt beſchriebene" Ordnung, welche wenn ſie noch gefunden werden könnte, unzweifelhaft den Beweis liefern würde, daß die Rechtsform der Banntaidinge,[36]) d. i. von Dorf-

34) Schleſinger a. a. O. S. 554.

35) Derjenige, welcher dieſes Denkmal aufgefunden und mich hierauf aufmerkſam gemacht hat, iſt der Herr Caplan Karl Geringer in Böhmiſch-Reichenau, dem ich dafür hier öffentlich meinen Dank ausſpreche.

36) Auch Pantaiding geſchrieben, zunächſt das für einen beſtimmten Bezirk (Ban) an einem angeſagten und herkömmlichen Tage abgehaltene Gericht (Ding), dann der Inbegriff der Rechte und Gewohnheiten, nach welchen auf einem ſolchen Tageding entſchieden wurde. Frommann'ſche Bearbeitung von Schmeller's Bayeriſchem Wörterbuche, I. 243. Gegen-

und Gemeinderechten, welche im benachbarten Oesterreich so zahlreich auf uns gekommen sind, auch nach Böhmen herübergereicht habe. Ich halte nämlich die nachstehende Marktordnung für den Ueberrest eines ehemaligen Banntaidings und deshalb scheint mir das Stück für die Rechtsgeschichte einigermassen beachtenswert zu sein. Für den Culturhistoriker aber bedarf es so keiner besonderen Empfehlung. Es wäre dieses Stück meines Wißens auch der erste Nachweis eines Banntaidings im südlichen Böhmen, und wenn man bedenkt, daß die Deutschen bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat den Sitten und Gewohnheiten der alten wo nur immer möglich nachgelebt haben werden, so werden sie offenbar auch die heimatlichen Dorfrechte und Gemeindeordnungen mit sich genommen und auf böhmischem Boden zur Geltung zu bringen versucht haben.

Ueberliefert ist uns die nachfolgende Marktordnung in einem achtblättrigen Papierheftchen in Kleinquart, und weil dasselbe sehr abgegriffen erscheint, so ist unschwer zu vermuten, daß es gar nicht selten zu Rate gezogen worden sein muß, was hinwiederum ein Beweis, daß man beim ehrbaren Rat zu Unterhaid wenig Spaß verstund und überhaupt nicht viel Federlesens machte. Man verfuhr damal eben am liebsten sehr summarisch, und obwohl ich das theoretisch durchaus nicht billigen kann, so kann ich und mit mir wohl manch' anderer Feind aller Federfuchserei doch nicht läugnen, daß in der Praxis ein dergleichen Verfahren gar manche Lichtseite bietet. Ich biete übrigens dem Leser das Ding nicht geradezu buchstäblich, sondern habe es ein Bischen, allerdings recht behutsam, modernisirt. Denn mit sehr veralteter Orthographie Geschriebenes pflegt nicht Jedermann gerne zu lesen; im übrigen aber ist das, was hie und da noch zu sagen, unter den Strich gesetzt, wie diejenigen sehen werden, welche der Unterhaider Marktordnung eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken sich gedrungen fühlen.

Das Schriftstück beginnt:

Marktsordnung

bei gemeinem Markt Unter-Haydt, worinen erfindlich die gebührliche Strafserlegung, so Richter und Rat sammt anderen strafmäßig würden, wie hernach folgt; auch diese Ordnung von der uralt beschriebenen verneuert und den achtzehnten April im ein tausend sechs hundert zwei und siebenzigsten Jahr umgeschrieben worden durch Christoph Stoyber der Zeit gewesten Marktschreiber, welche von Wort zu Wort gleichlautend ist.[37])

1. Erstlichen soll Richter und Rat allwegen am heiligen Sonntag, Apostel-tag und anderen fürnehmben Festen zu Lob und Ehr Gottes fleißig in die Kirchen gehen und dem gemeinen Mann gut Exempel geben, jedweder an sein Ort sitzen, bei der Straf dem Bürgermeister jeder verfallen (mit) 1 weißen Groschen.

2. In welchem Haus ein Feuer auskumbt und wird überschriern, Wandl[38]) 1 Schock.

3. Daß ein jeder vor seinem Haus eine Leiter und zwei Krucken unter'm Dach habe, welcher's nicht hält, (zahlt)[39]) 72 Pfenninge.

4. Wenn ein Auflauf geschieht und der Richter oder Bürgermeister anruest

---

wärtig veranstaltet die kais. Akad. der Wißensch. in Wien eine Sammlung von derartigen Weisthümern, von welcher bisher die Salzburgischen Taidinge, bearbeitet von Heinrich Siegel und Karl Tomaschek (Wien 1870), erschienen sind.

37) Welche Versicherung kaum buchstäblich genommen werden darf oder höchstens hinsichtlich jener Artikel, welche wirklich in die neue Aufschreibung herüber genommen worden sind.

38) Soviel als Buße, Strafgeld (emenda).

39) Dieses wie alle anderen eingeklammerten Worte sind im Originale nicht enthalten.

16. Welcher ohne Vorwißen der Obrigkeit (und) des Richters einen Inmann[49]) aufnimmt, Straf 72 Pfenninge.

17. Es ſoll auch keiner keinen Landsknecht oder Bettler, Frau oder Mann, über drei Tag nicht beherbergen; welcher das thuet, Straf 72 Pfenninge.

18. Welcher Wirth über 9 Uhr ſitzen läßt, der ſoll ſammt den Gäſten, ſo einheimiſch ſein, geſtraft werden; ein jeder, der Wirth per 12 Pfenninge und ein Gaſt per 12 Pfenninge.

19. Welcher Wirth ſpielen läßt umb Geld, der ſoll dem Herrn, ſeiner Gnaden, (mit) 1 Schock Groſchen verfallen ſein, dem Richter das Geld auf dem Tiſch, und ein jeder Ratsgeſchworner, der zueſiecht, 1 Schock.

20. Wenn ein Nachbar in ein Wirthshaus kumbt mit Wehr und das an der Seiten Wein oder Bier hat, außerhalb des Richters, dem von Obrigkeit wegen Wehrn gebühren zu tragen, und die Wehr nicht zu behalten gibt, die ſoll der Richter ihm von Leib nehmben und Straf 5 W.[50])

21. Wenn einer des Richters Boten ſchändt,[51]) wenn man nach ihm ſchickt, Straf 72 Pfenninge.

22. Wenn einer den andern ſchlächt oder mit Steinen wirft, Straf 5 fl.

23. Wenn einer dem andern mit gewehrter Hand unter ſein Dach nachlauft oder die Fenſter einſtoßt, Straf 5 fl.

24. Wenn einer mit dem andern rauft, Straf 72 Pfenninge.

25. Wenn zwei Frauen oder Dirnen an einander ſchlagen und gottsläſtern, die ſollen den Stein an den[52]) Pranger tragen und mit ein(em) Sack in 6 Viert(eln) verfallen ſein.

26. Alle geſchriebene Geſchäft[53]) ſollen in die Marktlad gelegt werden, welcher's nit thuet, Wandl 72 Pfenninge.

27. Welcher bei der Nacht Haar[54]) pleyen oder precheln läßt, auch den Haar unter das Dach bringt, Wandel 1 Schock.

28. Welcher freventlichen einer dem andern zu ſchaden auf Wieſen und Aecker fährt und Schaden thuet, Straf 1 Schock.

29. Welcher verboten Viech hält, als Gais, Gäns, Enten und Schaf, von einem Straf 12 Pfenninge.

30. Welcher oder Eine die Füeß, Schaffer,[55]) Miſtgabeln oder ſonſt was Unſaubers im Bach wäſcht, Straf ein Kuefel Salz oder 8 Wl.

31. Welcher unerlaubt in der Gemein einen Stamb Holz abhaut, er ſei groß oder klein, Straf 2 Schock.

32. Wenn einer vor ſanct Gallen Tag Strä[56]) mäht in der Gemein, Straf 72 Pfenninge.

---

49) Heut zu Tage jener bäuerliche Arbeiter, welcher mit ſeinem Weibe verpflichtet iſt, gegen Genuß einer Naturalwohnung ſowie beſtimmter Naturalien dem Rufe des Bauers oder Stiftbeſitzers zur Arbeit unbedingt Folge zu leiſten, in welchem Falle ihm dann auch die Koſt verabreicht wird, ohne daß er jedoch noch Anſpruch auf einen beſonderen Taglohn erheben kann.

50) Eine von mir ungelöſt bleibende Sigle, welche im 30. Art. nochmal und dort deutlich um ein l vermehrt erſcheint.

51) Mit Schimpfworten tractiren.

52) Soll wahrſcheinlich und beßer dem lauten.

53) S. oben Anm. 18.

54) Nämlich Flachs. Das folgende Wort wäre verſtändlicher und richtiger bläuen (den Flachs klopfen, und zwar geſchieht ſolches mittelſt der Brechel, um ihn von den mehr holzigen Beſtandtheilen oder Agen zu befreien) geſchrieben. Vergl. Frommann — Schmeller I. 320 und 339.

55) Große hölzerne Geſchirre. Der folgends erwähnte Bach iſt eine characteriſtiſche Eigenthümlichkeit aller Märkte im ſüdlichen Böhmen, deren Hauptplatz er der Länge nach durchſchneidet.

56) Wohl Waldſtreu.

33. Welcher einer dem andern zu ſchaden zäunt,[57]) von einem Stecken 72 Pfenninge.

34. Wann Eine begriffen wird, die zu ſchaden ſchneidt, es ſei in Wieſen oder Traidfeld, oder daß Eine mit einer Burd Gras durch's Traid gieng, Straf die Schergenſtuben und 12 Pfenninge.

35. Welcher die Ochſen ungeweden[58]) in das angebaut Feld treibt, von einem Wandel 12 Groſchen.

36. Wenn man einen Stier oder Kaibl, die man nicht zaugt,[59]) mit den Ochſen in die Waid treibt, von einem 12 Pfenninge.

37. Wer unter die Mandel treibt oder huet', von einem jedlichen Rind Strafe 12 Pfenninge.

38. Man ſoll nicht ehe(r) in das Haberfeld treiben, bis das Kornfeld leer wird, von einem Rind Pönfall 12 Pfenninge.[60])

39. Wenn einem von eines andern Zaun, der nicht gezäunt iſt, Schaden geſchieht, mueß der, deß' der Zaun iſt, dem Schaden geſchiecht,[61]) abtragen und Straf 72 Pfenninge.

40. Alle Heyöhrn[62]) im Feld ſein verboten, geſchiecht einem Schaden, Straf 72 Pfenninge. Geſchiecht es zum andernmal, Wandel 1 Schock.

41. Welcher Zimmerholz[63]) über 4 Wochen lang läßt liegen auf dem Platz, da es Zeit[64]) 72 Pfenninge

42. Der Richter ſoll alle Jahr die Maß zum Traid und Schänkmaß beſichten, auch dem Müllner.[65])

43. Soll der Richter und Bürgermeiſter alle Samſtag das Fleiſch beſichten laßen und ſetzen; welcher Fleiſchhacker darwider redt, Straf ein Tag in der Scherigſtuben und 72 Pfenninge.

44. Alle unrechte Weg und Steig ſein verboten, Wandel 72 Pfenninge.

45. Welche von den verordneten Bannzäun und andern Zäun die Aſteln[66]) würden wegtragen, darüber einer ergriffen oder verſechen würd', Straf ein Tag in die Prechl[67]) und Wandl 72 Pfenninge.

46. Welcher Müllner an der Samſtagnacht oder Sonntag, Zwölfbotentag, unſer Frauentag vor Singes[68]) Malt oder Mehl aus der Mühl gibt oder Traid einnimmt, oder würd' anklagt, er hätte unrecht gemalen, Straf zu der Lad im Markt 1 Schock, und unſers gnädigen Herrn Straf darzue verfallen.....[69])

47. Welcher Bäck das Brod zu klein bächt, dem ſoll man das Brod nehmben und armen Leuten geben, Straf in die Rent 5 Schock.

48. Welcher Richter ſolche benennte Artikel und Ordnung nicht würd' handhaben und einen jeden ſtrafmäßigen nicht wollt' ſtrafen, wie bemeldt, der ſollte abgeſetzt werden und Straf 2 Schock.

Vale!

---

57) Wie in anderen Gebirgsgegenden waren auch im ſüdlichen Böhmen Felder, Wieſen und Weiden vordem ſehr häufig mit Zäunen umgeben, welche aber jetzt, wo die Viehweide immer mehr abnimmt, nach und nach verſchwinden oder gemauerten Zäunen Platz machen müßen.

58) Ungekoppelt.

59) Die man nicht einſpannt, denn die zaug heißt das Zugvieh überhaupt.

60) Dieſer Artikel empfing ſpäter folgenden Wortlaut: Man ſoll nicht eher in das Kornfeld treiben, bis daß es leer wird, u. ſ. w.

61) d. h. derjenige, welcher den ſchlechten Zaun hat, muß den einem andern hieraus erwachſenden Schaden vergüten und ſonſt noch Strafe zahlen.

62) Ein mir unverſtändliches Wort; etwa graſen?

63) Soviel als Bauholz.

64) Verſäumt er die Zeit zumWegſchaffen, zahlt er 72 Pfenninge Strafe.

65) Dialektiſch für Müller.

66) Die jungen Baumſtämme, welche zum Zäunen verwendet werden, d'ostl.

67) Wegen der Brechel ſ. Anm. 54.

68) Mir unverſtändlich, vielleicht vor Segenszeit. Das Malt oder Gmoltor die in die Mühle zum Vermalen gebrachte Getraidemenge.

69) Der Strafbetrag iſt einzuſtellen vergeßen worden.

Emanuel Bayer.*)

Nekrolog.

Von

Adolf Berger.

In dem gewerbsfleißigen, Handel und Landwirthschaft treibenden Markte Friedberg am linken Moldauufer im südwestlichen Böhmen wurde dem wohl mit Kindern, aber mit keinen irdischen Glücksgütern gesegneten Leinweber Adalbert Bayer am 24. Dezember 1790 ein Sohn geboren. Es war offenbar ein Weihnachtsgeschenk des Himmels. Die arme Leinweberfamilie war um ein Mitglied, der uralte Markt mit dem „schönen Namen," auf welchen in späteren Jahren ein berühmter Landsmann den verklärenden Schimmer der Poesie fallen ließ,[1]) um einen Mitbürger und die katholische Kirche um einen Emanuel reicher geworden, denn diesen Namen erhielt der Neugeborne in der heiligen Taufe.

Drüben, am rechten Moldauufer, blickten vom hohen Gipfel des St. Thomasberges die Trümmer des Ahnherrensitzes der Rosenberge, Wittinghausens, auf das mehr als bescheidene Leinweberhaus hernieder, und in die Wiegenlieder von den Lippen der guten Mutter Marianne — auch einer armen Friedbergerin — mischte sich das Rauschen des Böhmerwaldes. Heißt er doch im Munde der Slaven das „sausende Gewässer" („Šumava").

Leider sollten für Emanuel, der eine musikalische Seele mit auf die Welt gebracht — die Töne der Mutterstimme nur zu bald verstummen, denn schon in seinem zweiten Lebensjahre ward die ihm durch den Tod entrissen, die ihn unter dem Herzen getragen, und an ihre Stelle trat eine Fremde. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Verluste und mißliche Verhältnisse nöthigten seinen Vater zum Verkaufe des kleinen Besitzes, zur Arbeit gegen Taglohn und zur Zuflucht unter fremden Dächern. Da konnten selbstverständlich Noth und Entbehrungen schon in zartem Lebensalter nicht ausbleiben.

Aber da sandte ihm auch die göttliche Vorsehung in seiner Verlassenheit einen Helfer in der Person eines mütterlichen Oheims, des nachmaligen Prämonstra-

---

*) Das „Krumauer Intelligenzblatt", ein junges Localblatt, brachte in Nr. 6, 1871 eine gut geschriebene, auf zuverlässigen Daten beruhende „biographische Skizze" über Eman. Bayer. Wir schenken im vorliegenden Nekrologe jenem Nachrufe die verdiente Beachtung; sind aber zugleich bemüht, das lebensgeschichtliche Materiale auf Grund aktenmäßiger Quellen zu vermehren und dort, wo es nöthig, dem Bilde des Hingeschiedenen ein ausdrucksvolleres Gepräge zu geben.

1) Adalbert „Stifter" in seinem „Hochwald." Vergl.: „Studien," von A. Stifter, 6. Auflage. 1. B. S. 158. —

tenser-Chorherrn im Stifte Schlägl, P. Friedrich Bayer, und so konnte man sagen, daß sich das Sprichwort: „Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen," in der Variante: „besonders keinen Friedberger und Böhmerwäldler", mit Rücksicht auf noch so manchen anderen analogen Fall neuerdings bewahrheitet habe. Es war als ein besonderes Glück zu preisen, daß Friedberg den trefflichen Johann Nep. Maxandt als eminenten Schulmeister, Lehrerbildner und Chorregenten besaß. Von ihm erhielt Emanuel Bayer den literar. Elementar- und zugleich Musikunterricht, namentlich die Anleitung zum Gesange, der für ihn und Andere in der Folge eine unversiegliche Quelle des Genusses und des „Wohlgefallens vor Gott und Menschen" wurde.

Eben jenem geistlichen Oheime hatte er im Herbste 1802 seine Aufnahme als Chorsängerknabe im Stifte Schlägl zu verdanken; eine neue günstige Fügung, die für ihn den Vortheil hatte, daß er außer einem gründlichen Unterrichte in der Musik auch einer guten Vorbereitung für das Gymnasium genoß, welches er im Herbste 1804 zu Linz bezog. Dorthin kam eben damals auch noch ein anderer, um 3 Jahre jüngerer Landsmann, der am 23. Nov. 1793 geborene Friedberger Bäcker- und Gastwirthssohn Andreas Baumgartner, auch ein Schüler Maxandt's, und es war wohl auf der Lateinschule zu Linz, daß sich dort die beiden verwandten Knabenseelen zu jenem Freundschaftsbunde zusammenfanden, den die glänzendere und ruhmvollere Laufbahn des Einen und Jüngern von Beiden nicht zu alteriren vermochte und der auch über das Grab eben dieses Jüngeren hinaus währte.

So war nun also Emanuel Student geworden; aber es blieb ihm nicht erspart, all die Mühseligkeiten eines armen Studenten durchzukosten, und er mußte sich glücklich schätzen, mittelst des Freitisches, den ihm sein Oheim in mehreren guten Häusern verschaffte, seine Existenz zu fristen. Während der Kriegsjahre 1805—1809, die sich besonders auch in Linz fühlbar machten, mußte er überdies zu dem Mittel des Privatunterrichtes greifen. Nichtsdestoweniger war und blieb er ein ausgezeichneter, äußerst fleißiger und sittlich makelloser Student, eine Freude für seine Lehrer und der Stolz seiner Wohlthäter. Mit nicht geringer Genugthuung und mit wehmüthig-süßer Erinnerung mochte er in späteren Jahren auf die vergoldete Medaille — damals der Siegespreis eines eminenten Studenten, den er auch während der Ferienzeit an die Brust geheftet tragen durfte — blicken, nachdem es ihm als bleibendes Andenken seiner Jugendmühen und seiner „Sitten guten Führung," wohl aber auch als Vorbild jener höheren und öffentlichen Auszeichnung in späteren Tagen, in den Händen zurückbelassen worden.

Allerdings war ihm auch während seines Gymnasialstudiums die Möglichkeit geboten, den Kämpfen und Entbehrungen seiner Linzer Existenz zu entfliehen, im Jahre 1809 nämlich, als ihn das Geschick mit dem fürstl. Schwarzenberg'schen Herrschaftsdirektor von Krumau und zugleich Vorstand des dortigen ökonomischen Institutes, Ernest Mayer — einem äußerst tüchtigen und hochgeschätzten, in der Folge von Kaiser Franz I. durch Verleihung der großen goldenen Medaille „mit der Kette" — damals einer seltenen Auszeichnung — geehrten Manne zusammenführte. Nur schwer widerstand er der Versuchung, als ihn Direktor Mayer zur Bewerbung um den Eintritt in das fürstliche ökonomische Institut, wo der „ordentlichen Zöglinge" (der Internisten) freier Unterricht und Tisch nebst unentgeltlicher Wohnung harrte, aufmunterte. Aber es zeugt von dem ungewöhnlichen Ernste der Gesinnung, so wie von Charakterstärke und seltenem Wissensdurste, daß sich Bayer der so lockenden Aussicht gegenüber überwand und sich zur Fortsetzung seiner Studien, denen er noch die philosophischen Disciplinen hinzufügen wollte, allen Hindernissen zum Trotze entschloß. Und so folgte er denn seinem Genius.

Erst im September 1811 begegnen wir ihm unter den Prüfungs-Candidaten zur Aufnahme in das ökonomische Institut zu Krumau. Es war dies damals eine einzig in ihrer Art dastehende landwirthschaftliche Lehranstalt. Von dem edlen und unvergeßlichen weil. reg. Fürsten Josef zu Schwarzenberg 1801 zu Krumau, dem Amtssitze der größten nicht nur unter den Schwarzenberg'schen, sondern unter den Herrschaften in Böhmen überhaupt und zugleich herzoglichen Residenz, zu dem Ende ins Leben gerufen, „um für die weitläufigen fürstlichen Herrschaften in Böhmen geschickte und ausgebildete Beamte sowohl im ökonomischen, als auch im Rechnungsfache und in ihrem moralischen Betragen nachzuziehen, zugleich aber auch, um den fürstl. Beamten und Dienern eine vortheilhafte Gelegenheit zu verschaffen, ihre Kinder mit sehr wenigen Auslagen in den ökonomischen Wissenschaften unterrichten lassen zu können", hat diese Anstalt während ihrer mehr als halbhundertjährigen Dauer in der That zahlreiche tüchtige und ausgezeichnete Kräfte für alle Administrationszweige großer Güter herangebildet, und bis zu dem Augenblicke, wo sie dem reformatorischen Drange einer neuen Zeit weichen mußte, sowohl ihrem intellektuellen, als moralischen und praktischen Zwecke entsprochen. Die Dotation war für 12 wirkliche oder ordentliche Zöglinge bemessen, und hatten die Eltern derselben nur für Leibwäsche und Kleidung zu sorgen. Dürftige Zöglinge wurden vom großmüthigen Stifter der Anstalt mit Jahresbeträgen unterstützt. Außer den „ordentlichen" Zöglingen wurden auch außerordentliche Schüler oder Privatisten und Externisten zum Unterrichte zugelassen. Im Laufe der Zeit hatte aber der Zudrang der letzteren derart zugenommen, daß Beschränkungen eintreten mußten. Der Ruf des Institutes war so weit verbreitet und auch so wohl begründet, daß Söhne der besten und angesehensten Familien die Aufnahme ambitionirten. Unter den Privatisten finden sich sogar Grafen- und reiche Gutsbesitzerssöhne. Der Lehrgang zerfiel in drei Jahrgänge und wurden in den verschiedenen Coursen allgemeine und specielle Moral, Anthropologie und Klugheitslehre, deutsche Sprache, Geschäftsstyl, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie, Baukunst, Thierarznei-, Geschäftskunde, Technologie und Landwirthschaft in ihren verschiedenen Verzweigungen gelehrt, und zwar nicht etwa von diplomirten Professoren, sondern von Männern der Praxis in den verschiedenen Administrativ- und politischen Verwaltungszweigen der großen Domäne Krumau, daher auch die dortige Beamtenschaft seit jeher aus besonderer Rücksicht auf das Lehrbedürfniß des ökonomischen Institutes aus einer Elite von geschäftskundigen und wissenschaftlich gebildeten Männern bestand. Nachmals finden wir unter den Lehrkräften des Institutes selbst ehemalige ausgezeichnete Zöglinge des Institutes, wie z. B. eben bald nach Em. Bayer's Eintritt in dasselbe einen der frühesten Zöglinge, Jos. Kutschera, einen als Lehrer und Beamter wahrhaft eminenten Mann, früheren Burggrafen und späteren vieljährigen Direktor der fast 22 □ Meilen großen Domäne Krumau, der als Inspektor und fürstl. Schwarzenberg'scher Rath, dann als Ehrenconsistorialrath von Budweis u. s. w. seine Tage beschloß und dem auch die Huld des Monarchen für vielseitige Verdienste eine äußere ehrende Anerkennung zu Theil werden ließ. Mit den oben erwähnten, in späterer Zeit noch mannigfach erweiterten Disciplinen ging auch im letzten Jahrescourse die Praxis sowohl in der Kanzlei, als auch in der Oekonomie Hand in Hand, und die Lehrmittel wurden durch eine ansehnliche Bibliothek, ein physikalisches Cabinet und botanische, zoologische, mineralogische, Modell- ꝛc. Sammlungen wirksam unterstützt.

Als einer der ausgezeichnetsten Studiosen des Linzer Lyceums hatte sich Emanuel Bayer zu der Aufnahmsprüfung des Krumauer Institutes gemeldet und dieselbe am 26. September 1811 mit vorzüglichem Erfolge bestanden. Mit der besten Censur „als vortrefflich rücksichtlich der Talente und der sehr maturen

moralischen Grundsätze, dann sehr ausgebildeter Fähigkeiten" nicht nur zur Aufnahme in der Anstalt empfohlen, sondern auch „nicht blos seines Alters wegen" — er war damals 20jährig —, „sondern auch als Kenner mehrerer Sprachen, der Musik und der Zeichenkunst zum Senior der ersten Klasse vorgeschlagen, als welcher er dieser letzteren in Allem mit dem besten Beispiele vorangehen werde." Die Anzahl der Competenten belief sich auf 21 und würde eine noch größere geworden sein, wenn sich nicht viele durch die Concurrenz „mehrerer vortrefflicher Talente und in den Studien bereits vorgeschrittener Candidaten eines Anderen besonnen hätten." Indessen eine Schwierigkeit war noch zu beseitigen; es hatte sich der Einwand erhoben: E. Bayer „sei der Sohn eines fremden Leinwandhändlers und somit einer Unterstützung nicht bedürftig." Derselbe wurde durch die Berichtigung beseitigt: „E. Bayer sei der Sohn eines armen Leinwebers aus dem Markte Friedberg, der bei größeren Unternehmern dieses Gewerbes gegen Taglohn arbeite und bei einer Anzahl von 6 Kindern gänzlich außer Stande sei, seinen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Sohn im Mindesten zu unterstützen. Der junge Mann wurde neuerdings aufs wärmste der Gnade des menschenfreundlichen Fürsten empfohlen, und sie wurde ihm auch zu Theil.

Im Jahre 1814 hatte E. Bayer den dreijährigen Curs am ökonomischen Institute mit glänzendem Erfolge absolvirt und das in ihn gesetzte Vertrauen, so wie alle gehegten Erwartungen vollkommen gerechtfertigt. Das ökonomische Institut stand damals unstreitig in seiner Blüthenperiode, und sein hochherziger Schöpfer, der Fürst, von allen Vorgängen an dieser Anstalt die eingehendste Kenntniß nehmend, hütete dieselbe wie seinen Augapfel. Mit voller Hingebung wirkten auch die Lehrer des Institutes, und ein nicht geringes Zeugniß so wie einerseits von ihrem Eifer, so andererseits von ihrer Menschenkenntniß liefern die Charakteristiken der absolvirten Zöglinge, welche am Schlusse jedes Lehrcurses dem Fürsten zur Kenntnißnahme berichtlich vorgelegt wurden. Von dem Abiturienten Emanuel Bayer hieß es in der Conduiteliste: „Vorzügliche und mannigfaltig ausgebildete Geistesgaben. Er verbindet mit einer umfassenden Vorbildung und ausgezeichneten Fähigkeiten einen eisernen Fleiß, weiß sich selbst in Nebenstunden nützlich zu beschäftigen, äußert einen besondern Hang zur wissenschaftlichen Ausbildung, hat ein empfehlendes Aeußere; ist moralisch gut und zeichnet sich durch ein besonderes Zartgefühl für seine armen Eltern aus, die er schon als Student mit dem kargen Erwerbe seiner Conditionen unterstützte. Als einer der ausgezeichnetesten Zöglinge des Institutes verdient er bei seiner Anstellung eine besondere Rücksicht." — Dieser nichts zu wünschen übrig lassenden Censur gesellte sich noch eine andere Beifallsbezeigung an. E. Bayer und sein als jub. Wirthschaftsdirektor noch lebender, gleichfalls ausgezeichneter Commilitone Franz Kroh hatten eine Sammlung von in der Krumauer Gegend meist wild wachsenden Pflanzen angelegt und, nach dem Linné'schen System geordnet, dem ökonomischen Institute zum Geschenke gemacht. Dieses aus 280 Stücken bestehende Herbarium wurde, „als das erste Andenken ehemaliger Institutszöglinge," sehr anerkennend gewürdigt und bildete den Grundstock der botanischen Sammlung des Institutes. Dieses Geschenk war zugleich ein Dokument des dankbaren Gemüthes dieser beiden Zöglinge, und Bayer fügte einen weiteren neuen Beweis hinzu, indem er sich während seiner Expektanz auf eine definitive Anstellung dem Direktor Ernest Mayer als Informator seiner Söhne anbot. Welch' einen großen Werth Mayer auf dieses Anerbieten legte, leuchtet aus einem Gesuche des Genannten an den seine Genehmigung dazu ertheilenden Fürsten hervor, worin er den Schritt Bayers „als eine ihm durch diesen seltenen jungen Mann erwiesene und schätzbare Gnade" hervorhebt, mit der gutächtlichen Bemerkung: „daß dieser hoffnungsvolle

und im höchſten Grade moraliſche Menſch eine Anſtellung in Krumau erhalten ſollte, weil er daſelbſt neben ſeinen Berufsgeſchäften eine volle Ausbildung erreichen und einſt bei dem Inſtitute ſehr nützliche Dienſte leiſten könnte." —

Letztere Bemerkung war von prophetiſcher Bedeutung, welche ſpäter ihre Erfüllung fand; was aber die Anſtellung betrifft, ſo erfolgte dieſelbe im J. 1815, und zwar in Krumau ſelbſt beim Steueramte. Eine Domäne von ſo großartigem Umfange, wie Krumau, bot ſowohl bei den rein ökonomiſchen und kameraliſtiſchen Fächern, als auch bei den öffentl. Aemtern, beim Steuer- und Verkehrsweſen, bei der Juſtiz und politiſchen Verwaltung jungen fähigen Leuten eine gute Schule zur tüchtigen und vielſeitigen Ausbildung in den Geſchäften, und die damaligen Avancementsverhältniſſe waren auch ganz im Sinne jener practiſchen Vielſeitigkeit geregelt. Die Elite der Kräfte ſtand bei der Herrſchaftsdirektion, wo alle geſchäftlichen Fäden wie in einem Sensorium commune zuſammenliefen, ihre Verwendung, und dort erhielt auch Emanuel Bayer bald ſeinen Platz

Mit dem Beginn der zwanziger Jahre trat an die Herrſchaft Krumau die Löſung einer großartigen Aufgabe heran, nämlich die Fortſetzung reſp. Vollendung jenes ſchon zu Ende des vorigen Jahrhunderts begonnenen weitausſehenden Werkes, welches als ein ebenſo kühnes, als im national-ökonomiſchen Intereſſe hochwichtiges Unternehmen unter dem Namen des „fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Schwemmkanals" in den weiteſten Kreiſen die verdiente Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt [2]) hat und noch von keinem Touriſten im Böhmerwalde unbeſprochen geblieben iſt. Bereits im Jahre 1790 hatte der Fürſt zu Schwarzenberg als Beſitzer der Domäne Krumau ein kaiſ. Privilegium zur Holzſchwemme auf dem Mühelfluße für 30 Jahre erhalten. Dieſe Friſt war 1820 abgelaufen. Als aber am 5. April 1821 die Erneuerung des Privilegiums erfolgte, geſchah dies mit Auferlegung der Verpflichtung, den Holzſchwemmkanal in den Krumauer Urwäldern weiter zu führen, bei der Ausmündung der Mühel in die Donau einen Holzrechen anzulegen und das Stift Schlägler Schwemmholz auf den Ausländeplatz mit zu befördern. Damals kam auch das kühne und großartige Werk der Sprengung eines 221 Klafter langen Tunnels durch Granitmaſſen zu Stande. Nicht geringe Schwierigkeiten bereiteten bei der Fortführung des Kanals und der Anlage der Schwemmwerke die Unterhandlungen mit den Anrainern, deren Oppoſition ſich oft bis zur Zerſtörung der Schwemmvorrichtungen ſteigerte. Wenn jene Schwierigkeiten allgemach überwunden wurden, die Entſchädigungs-Verhandlungen zu günſtigen Compromiſſen führten und endlich die Holztrift in geregelte Bahnen geleitet worden, ſo war dies dem beſondern Takte und der klugen, ernſtverſöhnlichen Haltung Bayers zu verdanken, welcher mit jenen Vertragsabſchlüſſen betraut worden und der ſeit 1821 mit der ſelbſtſtändigen Leitung der Holztrift beauftragt geweſen. Volle 13 Jahre beſorgte er dieſes ſo verantwortliche und beſchwerliche Geſchäft mit um ſo beſſerem Erfolge, als er manche zweckmäßige Einrichtung von dauerndem Nutzen in's Leben rief. Neben dieſer Auf-

---

2) Auch der Verfaſſer der trefflichen und farbenfriſchen „Skizzen aus dem Böhmerwalde" in dieſen Blättern beſchreibt den Holzſchwemmkanal mit lebendiger Anſchaulichkeit im IV. H. des neunten Jahrganges, und bezeichnet „den unſcheinbaren Graben" als ein Werk von der höchſten Wichtigkeit. — Auch in J. Krejči's und J. Wenzig's „Böhmerwald" iſt der Schwarzenberg'ſche Flößkanal zu wiederholten Malen geſchildert, S. 78 u. ff., dann S. 262 u. ff. u. als „höchſt merkwürdig," dann „als ein Denkmal des erlauchten Hauſes Schwarzenberg neben anderen von demſelben im engeren und weiteren Vaterlande geſetzten Denkmälern bezeichnet, welches dem Flügelſchlage der dahinſtürmenden Zeit die längſten Jahrhunderte kühn zu widerſtehen vermag. — Man vergleiche auch Sommer's „Topographie von Böhmen" B. IX., S. 228 u. ff. über dieſen Flößkanal, welcher bereits eine kleine Literatur aufzuweiſen hat. —

gabe durften aber seine übrigen Berufsgeschäfte im Bureau und in der Oekonomie nicht brach liegen bleiben, die auf einem so ausgedehnten Herrschaftsterritor, wie das Krumauer, und an der Seite eines so thatkräftigen Burggrafen, wie damals Kutschera, in keinen geringen Obliegenheiten bestanden, seit Bayer als Burggrafenamts-Adjunkt fungirte (seit 1831).

In dieser Stellung war er der offenbar designirte Nachfolger Kutschera's in dessen importantem Amte. Thatsächlich wurde er dies im J. 1835 nach des Vorgenannten Beförderung zum Herrschaftsdirektor, nachdem er kurze Zeit dem Burggrafenamte als Administrator vorgestanden. Wie schon der Name andeutet, ist das Amt eines Burggrafen uralten Ursprungs. In ferner Vergangenheit waren die Burggrafen nicht nur die Hüter und Vertheidiger der ihnen anvertrauten Burgen und Schlösser, sondern auch die eigentlichen Verwalter der von der betreffenden Burg geschützten Güter. Seit ungefähr dem 17. Jahrhunderte nannte man die Herrschaftsvorstände Hauptmänner — oder auch Oberhauptleute, offenbar als Reminiscenz der früheren kriegerischen Eigenschaft der Burggrafen. Später traten Amtsmänner und zuletzt Direktoren an die Spitze der Güter-Administration und der historische Burggraf war nunmehr nur der unmittelbare Leiter der rein ökonomischen Geschäfte, nachdem der mit allen politischen und öffentlichen Dingen betraute Amtmann oder Direktor den wirthschaftlichen Interessen nicht mehr ausschließlich zu genügen vermochte. Hingegen war der Burggraf in allen vorkommenden Fällen aber auch der Stellvertreter des Direktors. In Krumau war mit dem Amte eines Burggrafen die Oberleitung der sämmtlichen in eigener Regie stehenden Meierhöfe (Krumau zählt im Ganzen 21 Meiereien) und Schäfereien (dieselben, Haupt- und Stamm-, dann Filialschäfereien, belaufen sich in Krumau auf 13, und die Veredlung der Schafe hat dort einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht); ferner die Bauökonomie in ihren verschiedenen Verzweigungen, die Controle der Grundverpachtung sammt dem diesfälligen Referate, die Evidenzhaltung und Revision des herrschaftlichen Grundeigenthums, die Professur der Landwirthschaftslehre am Krumauer ökonom. Institute, der Verkehr mit der patr.-ökonom. Gesellschaft und dem Schafzüchtervereine in Böhmen und endlich die eventuelle Stellvertretung des Herrschaftsvorstandes in Verbindung; wahrlich, Obliegenheiten genug, um die ganze Thatkraft und Intelligenz eines geschäftskundigen Mannes in Anspruch zu nehmen. Wie seine burggrafenämtliche Wirksamkeit überhaupt, so war sein landschaftliches Lehramt am ökonomischen Institute, dessen Referent und Rechnungsführer er zugleich war, vom segenreichsten Erfolge. Ein gründlicher Theoretiker und zugleich Praktiker, dabei vielseitig gebildet, mit der landwirthschaftlichen Literatur auch fremder Länder, besonders Englands und Frankreichs, die ihm mehr als eine gediegene, durch den Druck bekannt gewordene Uibersetzung zu verdanken hat, vertraut, zudem der Gabe eines guten Vortrages mächtig, hat er zahlreiche, jetzt noch in wichtigen Aemtern wirkende Verwaltungsbeamte und Landwirthe herangezogen und sich ein unvergängliches Andenken gegründet, somit aber auch die Voraussage seiner eigenen früheren Lehrer gerechtfertigt. So gab er dem Krumauer ökonom. Institute geistig mit Wucherzinsen zurück, was er von demselben früher selbst empfangen. Seit die patriot.-ökonomische Gesellschaft in Böhmen im J. 1831 durch ihren berühmten Präsidenten Grafen Kaspar von Sternberg an das Krumauer ökonom. Institut die Einladung zur Erstattung periodischer landwirthschaftl. und Witterungsberichte ergehen ließ und in Folge dessen von Prag physikalische, mit jenen der astronom. Anstalt dortselbst übereinstimmende Instrumente nach Krumau übersandt wurden, hörte letzteres nicht mehr auf, eine meteorologische und landwirthschaftliche Beobachtungsstation zu seyn, und Burggraf Bayer war ganz der Mann zur pünktlichsten Erfüllung der damit verbundenen Pflichten. In die-

sem Punkte zeigte er sich ganz als ein seines hochgelehrten Freundes Baumgartner würdiger Genosse, und unseres Wissens wurden von Bayer die genauesten meteorologischen Beobachtungen bis an das Ende seiner amtlichen Wirksamkeit, vielleicht sogar seines Lebens fortgesetzt, daher er denn auch der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus zu Wien als wirkendes Mitglied angehörte. — In der Plenarsitzung vom 20. Nov. 1836 ernannte die ökonom.-patriot. Gesellschaft in Böhmen den Professor Emanuel Bayer zu ihrem correspondirenden Mitgliede und mit einem sehr schmeichelhaften Präsidialschreiben gab Graf Kaspar Sternberg dem Ernannten von diesem Beweise der öffentl. Würdigung seiner Kenntnisse und Verdienste Kunde. Nochgerade wurde Bayer auch wirkendes Mitglied des Schafzüchter-Vereines in Böhmen. — [3])

In diesem schönen Wirkungskreise bewegte sich E. Bayer mit immer gleichem, unermüdetem Eifer bis 1844, wo ihn das Vertrauen seines Fürsten auf eine noch höhere und bedeutendere Stufe berief, indem er zum Direktor der großen und wichtigen Böhmerwald-Domäne Winterberg vom 1. Juni 1844 an ernannt wurde. In der diesfälligen fürstl. Entschließung vom 7. Mai 1844 hieß es ausdrücklich: „daß Bayer's bisher in Geschäften bewiesene Gewandtheit, so wie seine Kenntnisse und sein Diensteifer erwarten lassen, er werde in dem neuen, nicht bloß ausgedehnten, sondern wegen Ausgleichung der mit mehreren Unterthanen der Herrschaft obwaltenden Differenzen wichtigen Wirkungskreise mit kluger Umsicht und erwünschtem Erfolge das dienstliche Interesse zu fördern bestrebt seyn." — Diesem ehrenden Rufe konnte Bayer nicht widerstreben; aber schweren Herzens riß er sich von seinem geliebten Krumau los, wo er so lange Jahre gelebt und gewirkt, wo er sich der allgemeinen Liebe und Hochachtung zu erfreuen hatte, und wo er, eben zu Anfang 1844, am 13. Jan., sein Liebstes, die ihm seit 7. Febr. 1825 angetraute Lebensgefährtin Clara, geb. Greipl aus Friedberg, also zugleich Heimatsgenossin, dem frühen Grabe in Krumauer Erde übergeben hatte. An der Seite dieser gemüthvollen, einfachen und anspruchslosen, für Arme und Leidende theilnahmsvollen, dabei heiteren und gefälligen, echt christlich gesinnten Frau, der Tochter eines ehrenfesten Bürgers und Leinwandhändlers in Friedberg, hatte er schöne und glückliche Tage gelebt. Sie war eine ebenso liebende Gattin als zärtliche Mutter ihrer 5 Kinder, die nun ihrer Leitung entbehren sollten, und doch noch so sehr bedurften. Und nun war Alles wie mit einem Schlage verändert! Von jenem lieben Krumau sollte Bayer scheiden, wo er eines seltenen Ansehens genoß, wo er schon seiner schönen, schmelzenden und lieblichen, bei kirchlichen Festen so oft vernommenen Tenortöne wegen so sehr verehrt wurde, und wo er sich bei verschiedenen feierlichen Anlässen als gemüthvoller und sinniger Gelegenheits-, besonders Prologdichter zu erkennen gegeben hatte! Aber die Pflicht forderte von ihm ein neues Opfer — und er folgte ihrem Rufe.

Seine neue, höhere Stellung war eine dornige. Um sich dieselbe besser zu verdeutlichen, muß man wissen, daß die Herrschaft Winterberg zur Patrimonialzeit einen Flächenraum von $7^{1}/_{10}$ Quad.-M. mit einer schutzunterthänigen Stadt, einem schutzunterthänigen Markte, 1 unterth. Markte und 99 Dörfern, dann mit 17.000 Einw. einnahm. Von einem Areale von 35.043 J. 322 Qu.-Kl. gehörten allein 24.086 J. 1364 Qu.-Kl. dem Waldstande an, das übrige Land rangirte zu den verschiedenen Oekonomiezweigen mit Ausnahme von über 228 J.

---

3) Mitglied der oben genannten Gesellschaften, so wie auch des pomologischen Vereins für Böhmen war auch der damalige hochverdiente Herrschaftsdirektor zu Krumau, Jos. Kutschera. Derselbe war auch zugleich Direktor des dortigen ökonom. Institutes. Ueberdies gehörte er auch der „k. k. mähr.-schles. Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde" als Mitglied an. —

unproduktiven Bodens, worunter Sümpfe und Moore („Filze") eine hervorragende Rolle spielen. Die größte zu bewältigende Schwierigkeit lag in der endlichen Austragung eines bereits jahrelang fortdauernden, alle Behörden und Instanzen beschäftigenden, von Winkelschreibern und Aufhetzern genährten Streites mit einer Anzahl (18) sogenannter Dominikalgemeinden wegen unberechtigten, zeitweise von groben Excessen und Gewaltthätigkeiten begleiteten Eigenthumsansprüchen. Nur dem ruhigbesonnenen, klugen und versöhnlichen Verhalten eines Mannes, wie Bayer, konnte die Dämpfung so überreizter, roher Naturen, die Anbahnung und auch endliche Abschließung von Vergleichen gelingen. Es kamen die Bewegungsjahre 1848 und 1849; was hätte ohne die Gegenwart, ohne das beschwichtigende und calmirende Benehmen eines Direktors Bayer bei einer, so vielen aufregenden Einflüßen zugänglichen und dem Treiben wilder Dämagogen ausgesetzten Bevölkerung, zumal jener an der baierischen Grenze, Alles geschehen können! Bayer wußte nicht nur den Sturm zu beschwören, sondern erwarb sich auch noch ein besonderes Verdienst um die Ruhe der Nachbardomänen. Als es sich im J. 1850 um die Uibergabe der Geschäfte an die neucreirten Behörden handelte, war Bayer in der Lage, dies in bester Ordnung zu bewerkstelligen. Aber er konnte mit Beruhigung auch noch auf die Summe der Resultate seines übrigen Schaffens und Wirkens zurückblicken, auf seine Bemühungen um Kirche und Schule und sein sonstiges humanitäres Wirken, dem u. A. eine Versorgungsanstalt für zahlungsunfähige Kranke in Winterberg zu verdanken war; auf die in Kuschwarda in's Leben gerufene Fein-Flachsspinnschule mit unentgeltlichem Unterrichte und Beschäftigung für arme Kinder; auf Förderung des Straßenbaues und von Allee-Baumpflanzungen, auf Entsumpfung und Cultivirung mehrerer hunderte Joch gesundheitsschädlicher und vegetationsbarer Hutweiden bei Kuschwarda, auf die Mitwirkung bei den Katastralschätzungen u. s. w. Einer so vielseitigen Thätigkeit und so reichen Verdiensten konnte denn auch die vielseitigste Anerkennung von Seite verschiedener Behörden und Aemter, sowohl der weltlichen als geistlichen, hohen und niederen, nicht minder aber auch von Seite seines hochsinnigen fürstl. Dienstherrn, endlich auch seitens seiner Mitbeamten, als Zeugen seines humanen, edlen und gerechten Wirkens, und zuletzt selbst der ehemaligen Unterthanen nicht fehlen. Die Winterberger Beamtenschaft überraschte ihn durch die Uiberreichung eines silbernen Ehrenbechers. Einige Jahre später und bereits an einem anderen Bestimmungsorte Bayer's sollte der Anerkennung seiner Verdienste im buchstäblichsten Sinne des Wortes nun auch noch die Krone aufgesetzt werden, und zwar durch die allerhöchste Huld des Monarchen. Es war dem Budweiser k. k. Kreispräsidenten Freih. Jos. v. Schrenk auf Notzing und Egmarting vorbehalten, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone am 24. Juli 1854 einem Manne an die Brust zu heften, in welcher neben so viel Loyalität, Patriotismus und feurigem Diensteifer, neben so viel des redlichsten Willens und beharrlichen Strebens, so viel Treue und Hingebung, Demuth und Anspruchslosigkeit, so viel menschenfreundliche Güte und echte Religiosität wohnten. —

Bayer befand sich bereits damals in Frauenberg, wohin er im Jahre 1850 (vom 1. Aug. an) als Herrschaftsdirektor von seinem Fürsten, der den vollen Werth des Mannes zu schätzen wußte, berufen worden. Auf dieser vor 1848 7·7 Qu.-M. umfassenden, 2 unterthänige Märkte, 1 schutzunterthänigen Markt, 68 ganze und 9 Theildörfer in 32 Katastralgemeinden zählenden und im Areale von 30.482 J. 351 Qu.-Kl. enthaltenden, ebenso großen als schönen Domäne bot sich für Bayer ein neues Feld des Wirkens und Schaffens, aber es fehlte auch nicht an großen Schwierigkeiten. Diese resultirten insbesondere aus dem Uibergange der Naturalwirthschaft in die Geldwirthschaft nach der Aufhebung der Robot, aus der Adoptirung neuer Wirthschaftssysteme mit Allem, was damit zu-

ſammenhing; aus der Regelung und Ablöſung der Servitute, der Wahrung der herrſchaftl. Eigenthumsrechte und Sicherung der Grenzen, beſonders aber aus der Durchführung ſo vieler Bauten bei den Oekonomieobjekten und zudem aus der Fortſetzung des die Revenuen ſo ſehr in Anſpruch nehmenden ebenſo großartigen, als glänzenden Schloßbaues [4]) nebſt der Anlage des neuen, unvergleichlich ſchönen Parkes. Es galt der Cultur von Wieſen und Hutweiden mit zweckentſprechenden Ent- und Bewäſſerungen, der Anlage von Obſtbaumſchulen, der Vermehrung, Verjüngung und Veredlung der Thierracen beim Nutz- und Zugvieh, der Anlage eines Geſtütes u. ſ. w. Bei allen dieſen Unternehmungen leuchtete dem Direktor die raſtloſe und ideenreiche Schöpfungsluſt ſeines fürſtl. Gebieters voran, und es war nicht leicht, bei dieſem Thatendrange die Hinderniſſe der kritiſchen Zeitläufte zu überwinden. Wenn der nun auch bereits in ſeinen Lebensjahren ſtark vorgerückte, von Geſchäften ganz in Anſpruch genommene Mann dennoch Zeit gewann, der edlen Muſe der Töne zu huldigen und für landwirthſchaftl. Fachvereine und Zeitſchriften thätig zu ſein, ſo läßt dies auf den reichen Fond ſeiner geiſtigen Kraft ſchließen.

Dieſe Energie des Willens und dieſe Freudigkeit des Wirkens konnte nur durch ein ſchmerzliches Ereigniß gebrochen werden. Es war dies das am 3. April 1867 erfolgte Hinſcheiden ſeiner zweiten, ihm ſeit 24. Nov. 1844 angetrauten Gemalin Emilie, Tochter des k. k. Majors in Penſion Franz Beck. Aus Sorge um ſeine 5 erziehungsbedürftigen Kinder und um ſich mit voller Hingebung und ungetheilter Kraft ſeinem Direktorialberufe in Winterberg widmen zu können, hatte er dieſe Wahl getroffen, die eine glückliche geweſen, denn ſie war auf eine fein- und vielſeitig gebildete, hochbegabte Frau gefallen, die ſeinen verwaiſten Kindern eine vortreffliche Mutter, ſeinem Hausweſen eine verſtändige und taktvolle Vorſteherin geworden.

Nachdem er nicht lange vorher ſeine bei ihm lebenden und mit zarteſter Aufmerkſamkeit behandelten Schwiegereltern begraben, traf ihn nun auch der Verluſt ſeiner geliebten Lebensgefährtin wie ein vernichtender Schlag. Jetzt fing er an plötzlich die Laſt ſeiner 77 Lebensjahre, worunter 52 dem Dienſte gewidmeten, zu fühlen, und mit Macht erfaßte ihn das Verlangen nach ſtiller Zurückgezogenheit. So entſchloß er ſich denn ſeinen hohen Dienſtherrn um Verſetzung in den Ruheſtand zu bitten, welcher ihm auch „in Anerkennung ſeiner langjährigen, dem fürſtl. Hauſe mit unbeſcholtener Treue und Ergebenheit geleiſteten, mit Umſicht und raſtloſer Thätigkeit gepaarten vorzüglichen Dienſte mit Verleihung ſeines vollen Geld- und Naturaliengehaltes zum Penſionsbezuge“ gewährt wurde. So ſchied denn alſo Emanuel Bayer aus einem ihm ſo werth und theuer gewordenen Wirkungskreiſe! Ehe er aber die ihn mit dem letzteren verbindende Brücke gänzlich abbrach, erbat er ſich, „um ſeinen bereits früher erworbenen Zeugniſſen auch eines über ſein 17jähriges Wirken in Frauenberg hinzufügen und dasſelbe ſeinen Kindern als ehrendes Andenken und als Beweis treuer Pflichterfüllung hinterlaſſen zu können, eine Prüfung ſeiner Amtirung durch ſämmtliche Adminiſtrationszweige“, und bezeichnete den fürſtl. Wirthſchaftsrath Franz Kutſchera (jetzt fürſtl. Hofrath und Centralkanzlei-Chef) — einen ſeiner ausgezeichneteſten ehemaligen Schüler — als Unterſuchungs-Commiſſär. Dieſe mit größter Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit vorgenommene umfaſſende Enquête konnte nur mit einem höchſt ehrenvollen Abſolutorium für Bayer enden.

Mit tiefer Wehmuth, aber begleitet von ſprechenden Zeichen aufrichtiger und dankbarer Verehrung (Zeuge deſſen u. A. ein ſchönes Album der Frauenberger

---

4) Vgl. Der „Böhmerwald“ S. 336 ff.

Wirthſchafts- und Forſtbeamten, dann der Patronatsgeiſtlichkeit und das Ehrenbürgerrecht des ehemals ſchutzunterthänigen Marktes Podhrad), ſagte er Frauenberg Lebewohl und zog ſich in den Familienkreis ſeines wackeren Schwiegerſohnes, des tüchtigen fürſtl. Ingenieurs Rodler in Krumau, zurück, dorthin, wo er vor mehr als einem Menſchenalter ſeine ehrenvolle Laufbahn begonnen hatte. Hier, an dieſer Lieblingsſtätte, hätte er nun nach einem arbeitsvollen Leben den Abend desſelben in tiefſtem Frieden genießen dürfen; aber noch immer gönnte er ſich keine Ruhe. Schon der frühe Morgen fand ihn am Schreibtiſche, denn mit unermüdeter Aufmerkſamkeit folgte er den landwirthſchaftlichen Bewegungen im In- und Auslande, beſonders Englands und Frankreichs, und dann war er damit beſchäftigt, ſeine reichen Erfahrungen zu Papier zu bringen. Sein literar. Nachlaß dürfte demnach ein nicht unbedeutender ſein. Indeſſen ſollte auch in dieſem Friedensaſyle der Achtzigjährige von ſchweren Schickſalsſchlägen nicht verſchont bleiben. Abermals war es der Tod geliebter Angehöriger im September 1870 das Hinſcheiden ſeines 8jähr. Enkels Emanuel Rodler und ſchon im Oktober darauf der Hintritt ſeines erſt 38 Jahre alten Sohnes Joſef Bayer, Verwalters an der fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Zuckerfabrik in Protiwin), der ihn aufs tiefſte betrübte und ein ſchon länger währendes Magenleiden zur Kataſtrophe entwickelte. Es war aber ein geliebtes Kind — ſeine Tochter Marie Rodler — in deſſen Armen er nach längerem Hinſiechen am 25. Jänner 1871 ſeine edle Seele aushauchte. Die allſeitigſte Theilnahme geleitete den ſeltenen, durchaus tüchtigen und gediegenen, treuen und zuverläſſigen, dabei bis faſt zur Schüchternheit beſcheidenen und anſpruchsloſen Mann zu Grabe. Er ruht an der Seite ſeiner erſten Gattin Clara. Niemand wird einen Widerſpruch erheben, wenn wir auf Emanuel Bayer des weiſen Sadi Spruch nach Herders Uibertragung anwenden:

„Ein verſtändig nützlicher Mann iſt die güldene Münze,
Wo ſie erſcheint, kennt Jeder den köſtlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen ſind die aus Leder geprägte,
Uiber die Grenze hinaus gilt ſie, was eben ſie iſt."

War es E. Bayer gleich nicht gegönnt, die glänzende Höhe ſeines Jugendfreundes Baumgartner zu erreichen, ſo leuchtet ſein Name darum doch nicht minder im goldenen Ehrenbuche Friedberg's, und ſomit der — Deutſch-Böhmen.

Adolf Berger.

Materialien zu einer Geschichte von Plaß und seiner Umgebung.

Von

Bernard Scheinpflug.

(Fortsetzung.)

Vorbemerkung. Mit Bezug auf die in Nr. I und II der „Mittheilungen ꝛc." S. 57 gemachte Anmerkung bin ich in der angenehmen Lage, die fehlenden Folio-Zahlen nachzutragen, da der Codex A zu diesem Zwecke wieder in meine Hände gelangt ist. Es sind folgende: Nr. 1 fol. 1; — 3 fol. 24 b; — 4 fol. 58 b; — 6 fol. 22 b; — 7 fol. 15; 8 II. Thl. fol. 16 b; — 9 fol. 29 b; — 10 fol. 24, dieselbe Urkunde ganz gleichlautend auch fol. 41; — 11 fol. 51 b; — 12 fol. 52; — 13 fol. 14 b; — 14 fol. 51 b; — 15 fol. 23; — 16 fol. 58; — 17 fol. 40; — 19 II fol. 1; — 20 fol 18; — 21 fol. 18 b; — 22 II fol 1 b; — 23 fol. 11; — 25 fol. 4 b; — 26 fol. 12; — 28 fol. 9 b; — 35 fol. 29; — 36 fol. 25 b; — 39 II fol. 2; — 42 fol. 26; — 43 fol. 34 b; — 44 fol. 34 b; — 45 fol. 36; — 46 fol. 36 b; — 47 fol. 31; — 48 fol. 35 — 2 b.

49.

1251, bei Prag den 26. Januar.

Přemyšl Otakar, Markgraf von Mähren und Sohn Wenzels I., bestätigt den Tausch von Schela (Schöles) Zieles gegen Cozlan (Kozlan), wie er zwischen seinem Vater und dem Convente zu Plaß mittels eines besondern Instrumentes (S. Nr. 40) stattgefunden hatte. „Acta sunt haec dominicae incarnationis MCCLI Kal. Februarii." Gegeben bei Prag MCCLI, VII. Kal. Februarii.

Unter den Zeugen: der Burggraf von Olmütz, der Prager Burggraf Smil, der Marschall Immerammus, der Wyšehrader Probst Magister Dionysius, der Submarschall Neuhlas und von den Deutschen („de Tewtonicis") der Burggraf von Aldenburch (Altenburgk), Conrad v. Steinbach (Steinpach), Heinrich v. Dycin (Tetschen), Bernhard mit seinen Brüdern Conrad und Rynardo (Raynhard, Reinhard) und mehrere andere.

A 86 b, C 116, D 81. —

Original im k. k. Hof-Archiv in Wien.

50.

1251, Prag den 8. März.

Zwischen Magister Dionysius, Probst von Wyšehrad und Kanzler des Königreiches Böhmen, einerseits und dem Abte Heinrich von Plaß und seinem Convente andererseits findet ein Tausch statt. Der Wyšehrader Probst übergibt dem Abte von Plaß einige Ackergründe unter dem Laurenzberge, die bisher

*) Siehe Heft 1 und 2 dieses Jahrganges.

zur Wyšehrader Probstei gehört hatten, und erhält dafür zwei Inseln unterhalb des Wyšehrad, die bis dahin dem Plasser Kloster gehört hatten. Zur Ausgleichung des wirklichen Werthes zahlten die Plasser noch drei Mark Goldes Prager Gewicht auf. Zur Bestätigung dessen stellte der Wyšehrader Abt diese Urkunde aus. „Actum Pragae anno domini 1251; datum Pragae 8. die intrante marcio. — Als Zeugen sind genannt: der Prager Bischof, der Domprobst Tobias, der Domdechant Veit, die Aebte von Waldsassen, Pomuk, Sedletz u. m. a.

A, II 2 b. Vgl. Nr. 58, 82, 83.

51.

1252, Dobříš, den 1. Februar.

König Wenzel I. bestätigt dem Kloster Plaß alle demselben bisher von seinen Vorfahren, sowohl Königen als Herzogen, verliehenen Rechte und Freiheiten, ebenso alle Schenkungen, die entweder von den Landesfürsten oder andern Christgläubigen demselben gemacht wurden, ohne sie jedoch einzeln aufzuzählen. „Datum Dobres Calend. Februarii anno dominicae incarnationis MCC quinquagesimo secundo.“

Unter den Zeugen erscheinen die Aebte Johann von Strahow und Berthold von Nepomuk, ferner der ältere Boreš (von Riesenburg), königlicher Kämmerer u. s. w.

Original im k. k. Hofarchive zu Wien.

A 2 b, B 123, C 182, D 82. Abt Heinrich erhielt für sein Kloster an demselben Tage in Dobříš noch drei andere Privilegien. Wahrscheinlich hatte er sich zu diesem Zwecke an das königliche Hoflager dahin begeben.

52.

1252, den 1. Februar.

Es war vorgekommen, daß die Klosterbrüder von Plaß und ihre Unterthanen, gleichsam als seien dieselben ohne jeglichen Rechtsschutz, aus Habsucht oder Bosheit vor incompetente Gerichte gezogen und daselbst durch ungerechte Urtheile ihrer Habe beraubt wurden. Der König nimmt sich des von seinen Vorfahren gegründeten und dotirten Klosters an, und verordnet, daß sie weder in Pilsen, noch in Mies, noch in Rakonitz, noch in irgend einem andern Orte vor ein weltliches Gericht gerufen werden dürfen, sondern nur vor dem eigenen Abte oder vor dem Könige selbst oder einem dazu bestimmten Stellvertreter des Königs vor Gericht zu erscheinen haben. Wer sich dagegen verginge, solle eine Geldstrafe von 30 Mark Goldes zahlen, wovon zwanzig Mark der königlichen Kammer, zehn dem Kloster anheimfallen sollten. — „Actum Kalendas Februarii anno Domini MCCLII.“ —

Zeugen wie in der vorigen Urkunde.

A 15 b, C 186. — Vgl. Nr. 67.

53.

1252, Dobříš, den 1. Februar.

K. Wenzel I. verordnet, keiner von den Unterthanen des Klosters solle, wenn

er entweder unfreiwillig sich selbst verwundet hat oder gewaltsam von Anderen verwundet worden ist, von nun an gehalten sein, sich dem Richter zu stellen, und sieht die Strafgelder, welche bei derlei Verwundungen dem Richter gewöhnlich gezahlt wurden, dem Kloster für immer nach. — Datum wie Nr. 52, ebenso die Zeugen.

Original im k. k. Hof-Archiv in Wien.

A 16 b, B 124, C 183, D 83.

54.

1252, Dobříš, den 1. Februar.

Die Vornehmen und die Kriegsmänner quartirten sich nicht selten in den Höfen des Plasser Klosters ein, brachten auch Pferde und Vieh mit und ließen es nicht nur füttern, sondern letzteres auch mästen. Der König bezeichnet dies als eine üble Gewohnheit und verbietet unter Androhung seiner königlichen Ungnade, daß in Zukunft irgend Einer ohne ausdrückliche Erlaubniß des Abtes auf den Höfen des Klosters die Gastfreundschaft beanspruche oder überhaupt seine Thiere dort verpflegen lasse. Ein ähnlicher Mißbrauch fand bezüglich der Jagd statt. Die Jagdbarkeit auf den Besitzungen des Klosters sollte dem Könige vorbehalten bleiben. Der König verbietet daher strengstens sowohl den Vornehmen als Gemeinen, und zwar unter Strafe der Verstümmelung und Einziehung des Vermögens, in Zukunft auf den Klosterbesitzungen dem Vergnügen der Jagd und des Vogelstellens nachzugehen, es wäre denn, daß der Abt selbst jemanden dazu entweder zum Gebrauche für die Kranken oder für den König selbst beauftragte. Die diesfällige Verordnung sollte, mit dem königlichen Siegel versehen, in dem Kloster Plaß hinterlegt werden, damit dort jeder die beliebige Einsicht nehmen könnte. — Datum und Zeugen wie bei den vorigen drei Urkunden.

Original im k. k. Hofarchiv in Wien.

A 6, B 125, C 184, D 84.

55.

1252, den 6. Februar.

Ein Edler Namens Heinrich, Sohn Hageno's, hat sich verpflichtet, dem Plasser Kloster zum Ersatze für mancherlei demselben zugefügte Beschädigungen einen Jahreszins von vier Pfund von seinem Dorfe „Wißohant" zu leisten, sich aber ausbedungen, daß dieses Dorf, sobald er fünfzehn Mark Silber auf einmal erlegt haben würde, von dem vorgenannten Zinse frei sein solle. Den Zins sollten vier namentlich genannte Bauern (coloni) des Dorfes alljährlich erlegen, und nur für den Fall, daß diese nicht den ganzen Zins zahlten, sollte der genannte Heinrich den Rest zu zahlen verpflichtet sein. König Wenzel I. bestätigt diesen Vergleich. Bei Abschluß desselben waren zugegen von Seite des Klosters der Prior Friedrich, der Kellermeister Heinrich, der Kämmerer Heidenreich, der Subprior Guncellinus und der gesammte Convent; von Laien Radim v. Widchoztutiz, Gottschalk und sein gleichnamiger Bruderssohn von Claz, Pretizlaus von Zehorow und sein Bruder Miloslaus, Neckemir von Colozow. „Datum VI. die Februarii anno domini MCCLII. —

Siegel, wie an der Urkunde von 1238, Nr. 40, betreffend Kozlau und Scheles.

Original im k. k. Hofarchiv in Wien.

A 13 b, D 211. — Welcher Ort unter Wißohant zu verstehen sei, dürfte kaum zu ermitteln sein.

56.

1252, den 6. Februar.

König Wenzel I. bestätigt einen Vergleich folgenden Inhaltes. Ein Edler, Namens Peter, Sohn des Hageno, hatte theils in eigener Person, theils durch seine Mitschuldigen dem Kloster Plaß vielfachen Schaden besonders dadurch zugefügt, daß er den dem Kloster gehörigen Hof Müschidelitz (Modschiedl) auf das härteste plünderte. Nach mancherlei Besprechungen mit den diesfalls bestimmten Schiedsrichtern wurde verabredet: das dem Peter gehörige Dorf Dobrawitz sollte sammt seinen Einkünften so lange im Besitze der Plasser Kirche sein und bleiben, bis entweder Peter selbst oder im Falle seiner Abwesenheit seine Söhne die Summe von 40 Mark Silber dem erwähnten Kloster gezahlt haben würden. Sollte mittlerweile das Kloster Plaß in solche Noth gerathen, daß es das Dorf für eine Schuld einzusetzen bemüßigt wäre, so sollte die Plasser Kirche, wenn Peter oder seine Söhne es einlösen wollten, es frei zurückgeben. Dieser Vergleich wurde schon 1250 in Gegenwart von 6 Mönchen und mehreren Laien abgeschlossen, und nun bestätigt ihn König Wenzel „6. die Februarii anno Domini 1252."

D 84. Ueber Modschiedl vgl. Nr. 17, 23, 26, 47. — Der Orte Namens Dobrawitz gibt es mehrere; vgl. 14, 47. — Die Urkunde findet sich nur in D, aber ihrem ganzen Inhalte nach.

57.

1252, Pürglitz, den 22. Februar.

Der Pfarrer Heinrich aus Kladrub hat dem Plasser Kloster seine zwei Dörfer Podmuk (Podmokl) und Mork (Hork? Mohr) geschenkt, und der Abt und Convent des Klosters haben die Verbindlichkeit übernommen, dem genannten Pfarrer, so lange er leben würde, eine den Einkünften der beiden Dörfer entsprechende Verpflegung zu geben. König Wenzel bestätigt den Vertrag. — „Datum Krsiboplat (d. i. Křivoklat oder Pürglitz), VIII. Kal. Martii, verbi incarnati anno MCCLII." — Siegel wie bei Nr. 40 und 36.

C 130. Podmokl, Dorf von 126 Häusern mit 889 Einwohnern, nordöstlich von Radnitz und südwestlich von Pürglitz, zu dessen Dominium es vor 1848 gehörte; jetzt gehört es zum Gerichtsbezirke Zbirow. — Mork, das jetzige Pfarrdorf Mohr mit 48 Häusern und 383 Bewohnern, im Saazer Kreise, südwestlich von Saaz, elf Meilen von Prag, im Gerichtsbezirke Podersam. Beide Orte gingen in der Folge für Plaß verloren.

58.

1253, Wyšehrad (15. Juni).

Der Domdechant Engelbert und das ganze Kapitel von Wyšehrad geben ihre Zustimmung zu dem bereits früher (Vgl. Nr. 50) zwischen dem Wyšehrader Probste Dionys und dem Plasser Abte Heinrich geschlossenen Tauschvertrage, zumeist aber nur aus dem Grunde, weil sie dem Willen des Königs, der diesen Tausch bereits bestätigt, nicht entgegen sein können. Anwesend bei der Ausstellung der Urkunde waren der Wyšehrader Domdechant Engelbert, der Custos Bartholomäus, der Scholasticus Friedrich nebst einigen Anderen.

A II 3. Vgl. Nr. 82, 83. Die Urkunde findet sich ihrem ganzen Wortlaute nach nur in A.

Die Chronik spricht davon beim 15. Juni 1253 als von einer bekannten Sache und macht dabei die Bemerkung: „Flumen et tempus abstulit et insulas et agros“ (der Strom und die Zeit haben die Inseln und die Aecker weggenommen.) Das Original trug das Siegel des Wyschrader Domkapitels.

59 a.

1257, Plaß, den 24. October.

König Přemyšl Otakar II. bestätigt den Inhalt der Urkunde seines Vaters K. Wenzels I. vom 1. Februar 1252 (S. Nr. 52). — MCCLVII; nono Kal. Novembris. — Unter den Zeugen: der Kämmerer Bawarus der Aeltere von Strakonitz; Jaros, Castellan der Prager Kirche; Rathimir und sein Bruder Bohuslaus u. s. w.

Original im k. k. Hof-Archiv in Wien; abgedruckt in Hormayr's Taschenbuch 1840.

B 128, D 86.

59 b.

1258, Plaß, den 2. Juli.

K. Přemyšl Otakar II. bestätigt den Inhalt der Urkunde seines Vaters K. Wenzels I. vom 1. Februar 1252 (S. Nr. 52). — MCCVIII, sexto nonas Julii. — Unter den Zeugen: Hermann Graf von Orlemunde; der Kämmerer Andreas der Aeltere; Heinrich, Sohn des Smil von Lichtenburg; Burghard von Klingenberg; Erkenbert, Burggraf von Starkenberg, Theodorich Spatman; Zdislaus von Prag; Nezamyšl, Burggraf von Olmütz; Theodorich von Crassewitz; Bohuslaus, Bruder des Rathimir u. m. a.

Sigille: 1. Ein König auf dem Throne sitzend, mit Krone, Scepter und Reichsapfel. Drei Umschriftenkreise, im äußersten: † PAX * OTAKARI * REGIS * QVINTI * SIT * IN * MANV * SANCTI * VENZESLAI; — im mittlern: † S. OTAKARI. SIVE. PREMIZLAI. QVINTI. REGIS. BOEMOR. MARCHIONIS.; — im innersten als Fortsetzung: MORAVIE. FILII. WENZESLAI. REGIS. QVARTI.

2. Ein Ritter in prachtvoller Rüstung zu Pferd, ebenfalls drei Kreise mit Umschriften. Im äußersten wie bei dem vorigen. Im mittlern: † S. OTAKARI. DEI. GRA. REGIS. BOEMOR. QVINTI. MORAV. MARCHIONIS; im innersten: AVSTRIE. ET. STIRIE. DVCIS.

C 189. Der Inhalt dieser Urkunde ist der vorangehenden Nr. 59a von Wort zu Wort gleichlautend; nur das Datum und die Zeugen sind verschieden. Eine wiederholte Bestätigung desselben Rechtes ist übrigens in jenen Zeiten keine Seltenheit, trotzdem aber keine sichere Bürgschaft für die allseitige Anerkennung des Rechtes. Dennoch scheint es, daß der Verfasser des Copialbuches C (Lapis sepulchralis) das Datum, und zwar die Jahreszahl unrichtig gelesen habe, während alles Uebrige authentisch erscheint. Siehe diesfalls Nr. 65.

60.

1260, Prag den 7. October.

K. Wenzel I. hatte dem Prager Richter Konrad das Dorf Nieprowitz (Neprowitz) sammt allem Zugehör um 60 Mark Silbers verkauft. Přemyšl Otokar II. gibt nun seine Zustimmung dazu, daß Konrad dieses Dorf mit allen

Rechten, mit denen er es selbst besessen, dem Abte von Plaß und seinem Convente verkaufe. — „MCCLX, nonas Octobris.“ — Zeugen: Luipold und Volkmar, Kämmerer der Königin.

Siegel: 1. Geharnischter Reiter, nach links galoppirend. Umschrift. † OTACHARUS DEI GRATIA DUX AUSTRIAE ET STIRIAE. — 2. Ein ähnlicher geharnischter Reiter. Umschrift: † PREMIZL DEI GRATIA MARCHIO MORAVORVM ET REX BOEM.

A 14, C 212, D 88. Abt Heinrich II. von Plaß war bereits am 13. Januar 1260 gestorben. Ihm folgte Gerhard als 11. Abt, welcher in vorstehender Urkunde zu verstehen ist. — Eigenthümlich verhält es sich mit den Siegeln. In der Urkunde nennt sich Přemysl Otakar II. nicht König sondern Herr von Böhmen. Offenbar steht dies mit dem Umstande in Verbindung, daß er sich erst nach seiner Vermälung mit Kunigunde am 25. Dezember 1261 als König von Böhmen krönen ließ. Gleichwohl enthält das Siegel in seiner Umschrift den Titel „Rex. Boem.“ Uebrigens sind die Siegel an den Urkunden dieses Königs überhaupt nicht gleich.

Neprowitz liegt bei Oblat, südwestlich von Saaz, nicht weit von Mohr und ist ein Dorf von 24 Häusern mit 136 Einwohnern, im heutigen Gerichtsbezirke Podersam.

61.

1260, Lateran den 9. December.

Papst Innocenz (IV.) hatte dem Cistercienser-Orden bezüglich der Gerichtsbarkeit große Freiheiten gewährt (und insbesondere angeordnet, daß die Mönche dieses Ordens nur in Glaubensangelegenheiten, nicht aber wegen weltlicher Delicte zu Synoden und Kapiteln berufen werden dürfen. (S. Nr. 43). Papst Alexander (IV.) ergänzt und erweitert dieses Privilegium damit. daß dies füglich dann geschehen dürfte, wenn es sich um Delicte, Verträge und sonstige Angelegenheiten gegen die Mönche selbst handelt. „Datum Laterani, quinto idus Decemb. pontificatus nostri anno sexto.“

A 35 — 2. Dieses päpstliche Breve, welches an alle Cisterciensterklöster gerichtet war, wurde dem Plasser Convente in einer vidimirten Abschrift zugestellt und dort aufbewahrt. Im J. 1297 den 24. Mai wurde dasselbe von 4 Aebten abermals vidimirt zugleich mit einem andern Breve Papst Innocenz IV. vom Jahre 1250, 3. Idus Octobris, dessen Original in Welehrad aufbewahrt wurde. — Emlers Regesten enthalten von diesem Breve nichts.

62.

1261, Lateran den 10. Januar.

Papst Alexander IV. erneuert eine Bulle Innocenz IV., vermöge welcher die Cistercienser-Aebte nur in Glaubensangelegenheiten zu Capitelversammlungen berufen werden dürfen, ihrem ganzen Inhalte und Wortlaute nach. „Datum Lateran. 4. Idus Januar. Pontificatus nostri anno septimo.“

A 35 — 1, C 291. Die Urkunde, deren Inhalt hier erneuert wird, ist die vom 25. Septemb. 1250 (Nr. 43). Die Original-Bulle Papst Alexanders IV. befand sich in Plaß, mußte aber im November 1782 auf Befehl Kaiser Josephs II. an das Gubernium in Prag eingesendet werden. In Emlers Regesten kommt sie nicht vor.

63.

1261, Lateran den 11. oder 13. Januar.

Papst Alexander (IV.) verordnet, daß die Cistercienser-Aebte von keinem an-

dern als von Väter-Aebten oder von Mönchen, die von den Väter-Aebten zu diesem Zwecke abgeordnet werden, visitirt und corrigirt werden dürfen. Weil aber mit einer solchen Visitation Auslagen, sogenannte Procurationen, verbunden waren, so ordnet der Papst unter Einem an, daß derlei Procurationen den Aebten nur dann zu leisten seien, wenn sie visitiren, und verbot, daß irgend ein Bischof oder ein anderer Abt solche Procurationen von den Cistercienser-Aebten verlange, oder daß diese sie leisten. „Datum Laterani, 3. idus (Idibus) Januarii, pontificatus nostri anno septimo."

B 133, C 291, D 90. Auch das Original dieser allen Cistercienser-Aebten mitgetheilten Bulle befand sich im Archiv zu Plaß, mußte aber auch, wie die vorige, an das k. k. Gubernium im J. 1782 eingesendet werden. — Als Vater-Abt wurde nach dem Statut der Cistercienser jener angesehen, welcher dem Mutterkloster, d. i. jenem Kloster vorstand, von welchem aus das fragliche Kloster seine erste Mönchs-Colonie erhalten hatte. Bei Plaß ist es das Kloster Longheim. Einem Mutterstifte gegenüber hatte das Tochterstift namhafte Verpflichtungen. — Es scheint übrigens, daß diese an alle Cistercienser-Aebte gerichtete Urkunde nicht durch etwaige Klagen der böhmischen Klöster über Bedrückungen von Seite des Prager Bischofes hervorgerufen worden sei; denn Bischof Johann III., welcher seit 1258 den bischöflichen Stuhl Böhmens innehatte, wurde allenthalben als den Cistercienern zugethan angesehen.

In B und D erscheint diese Urkunde mit dem Datum: „Idibus Januarii"; alles Uebrige ist gleichlautend mit C.

64.

1261, Lateran den 15. Januar.

Der Abt von Cisterz, seine Mitäbte und die gesammten Convente des Cistercienserordens hatten bei Papst Alexander IV. Klage darüber geführt, daß die von dem apostolischen Stuhle ihnen verliehenen Rechte, Freiheiten und Indulgenzen so wenig beachtet werden. Der Papst wendet sich daher mit dieser Bulle an die Erzbischöfe und Bischöfe, an die Aebte, Prioren, Decane, Archidiaconen, Pfarrer, Pröbste, Erzpriester und andere Kirchenvorsteher und verbietet im Sinne der den Cistercienern verliehenen Privilegien, die Cistercienser zu auswärtigen Conventen zu berufen, gegen sie und ihre Klöster die Excommunication, Suspension oder das Interdict auszusprechen; er trägt ihnen mit Hinweis auf die schuldige Obedienz strengstens auf, die dem Cistercienser-Orden verliehenen Privilegien, Indulgenzen und Freiheiten zu achten. „Datum Laterani XVIII. Kal. Februarii. Pontificatus nostri anno septimo."

Siegel: 1. Zwei bärtige Köpfe, von einer Perlenschnur umschlossen; dazwischen ein Kreuz, darüber SPASPE. — 2. Im Perlenkreise: ALEXANDER PP, IIII. (in 3 Zeilen).

A 34 — 2, B 134, C 292, D 90. Abt Gerhard hat diese Urkunde im Originale für Plaß erhalten, und es scheint, daß auch sie, wie die vorgenannten, an das Gubernium eingeschickt werden mußte, und zwar um so mehr, da sie von den Rechten der Ordinariate handelt. — Auch dieser Urkunde erwähnt Emler nirgends.

65, a.

1262, Plaß den 24. October.

K. Přemysl Otakar bestätigt dem Kloster Plaß bereits früher erworbene Rechte bezüglich der Gerichtsbarkeit, namentlich daß die Klosterangehörigen weder in Pilsen, noch in Mies, noch in Rakonitz vor ein weltliches Gericht sich zu stellen, sondern nur von dem Abte oder dem Könige oder dessen bestelltem Stellvertreter zu erscheinen haben, und daß gewisse bisher giltige Gerichtsgelder ihnen

nachgesehen werden. — MCCLXII, Plaß. — Zeugen: Bauwarus von Strakoniz der Aeltere, Kämmerer; Jaros, Burggraf von Prag, u. s. w.

A 21 b. Vgl. 65 b, welches mit 65 a dem ganzen Inhalte nach übereinstimmt, und nur im Datum und in den Zeugen abweicht.

65, b.

1263, Plaß (den 2. Juli).

K. Přemysl Otakar II. bestätigt dem Kloster Plaß bereits früher erworbene Rechte bezüglich der Gerichtsbarkeit. MCCLXIII, 6. nonas Julii. — Unter den Zeugen: Hermann Graf von Orlemunde; Andreas der Aeltere, Kämmerer; Heinrich, Sohn des Smil von Lichtenburg; Burghard von Klingenberg; Erkenbert, Burggraf von Starkenberg u. s. w. (wie Nr. 59 b.)

A 17, C 189, D 132. Dem Inhalte, sowie dem Wortlaute nach ist dieses Privilegium vollkommen gleich mit Nr. 59 a und 59 b. Dem Verfasser der vorliegenden Regesten scheint der Sachverhalt folgender gewesen zu sein. Abt Heinrich II. hatte dem Könige Přemysl Otakar II. bei dessen Anwesenheit in Plaß die Bitte um neuerliche Bestätigung des Privilegiums vom 1. Februar 1252 (S. Nr. 52) vorgelegt und der König willfahrte ihm mit der Bestätigungsurkunde vom 1. November 1257 (S. Nr. 59 a). Als im J. 1263 K. Přemysl Otakar II. abermals nach Plaß kam, stellte der neue Abt Gerard an den König die gleiche Bitte, wie sein Vorgänger, und erhielt das obgenannte Privilegium von 1263, das wie gesagt dem Inhalte und dem Wortlaute nach mit jenem von 1257 völlig übereinstimmt. Doch ist das Datum ein anderes, und die Zeugen sind andere. In der Bestätigungsurkunde Karls IV. vom J. 1357 ist dasselbe Privilegium als Bestandtheil enthalten und trägt daselbst das Datum „MCCLXIII, 6. nonas Julii." Der Copist in C las aber wahrscheinlich MCCLVIII statt MCCLXIII, und so setzte er die Urkunde auf das Jahr 1258, — also kein Irrthum in der Sache, sondern nur im Jahre, in Folge unrichtigen Lesens. — Das Original findet sich im k. k. Hof-Archiv in Wien, ein Abdruck in Hormayr's Taschenbuch 1840, 461.

66.

1268, Prag den 28. Mai.

Johann, der vierzehnte Prager Bischof, verkauft nach gemeinsamer Berathung und mit Zustimmung des Probstes Jakob, des Dechanten Veit, des Archidiaconen Peter, des Scholasticus Prinoborius und des gesammten Capitels der Prager Kirche das zwischen dem Markte Zehl und dem Klosterhofe Ladoztych gelegene Dorf Otles (Otleth, Voitles) sammt allen dazu gehörigen Gewässern, Fischereien, Aeckern, Hainen oder Wäldern und allem andern Zugehör dem Abte und dem Convente der Kirche der heiligen Maria von Plaß, Cistercienser-Ordens und Prager Diöcese, um achtzig Mark guten und reinen Silbers und erhält diesen Betrag von den Käufern in Gegenwart der in der Urkunde genannten Zeugen. „Actum et datum Pragae V. Kalend. Junii anno domini MCCLXVIII. pontificatus vero nostri . . . anno undecimo." — Unter den Zeugen mehrere Bedienstete der Prager Kirche, ferner Gottschalk und Lucco von Kalch, Sczima von Crazsowic, Dluholmil de monte Irinacio u. m. a.

A 41, C 214. — Oestlich von Manetin in einer Entfernung von etwas mehr als zwei Stunden liegt an einem kleinen Bache das zur Ortsgemeinde Hluboka gehörige Dorf Voitles mit 21 Häusern und 115 Einwohnern, das auf den Gründen eines emphiteutisirten Meierhofes erbaut ist. Dort lag ohne Zweifel das alte Otles oder Wotles, böhm. Odlezly. — Unter Zehl, Zehel, Zieles ist das heutige Schöles oder Scheles (böhm. Žihle), Stadt mit 117 Häusern und 731 Einwohnern, im Gerichtsbezirke Jechnitz, zu verstehen. Vgl. Nr. 40.

67.

1269, „in Purglino", den 18. März.

K. Premyſl Otakar II. nimmt die Brüder des Ciſtercienſerordens, die er wegen ihrer Andacht, Demuth und ſtrengen Beobachtung der klöſterlichen Disciplin beſonders liebt, um ſo mehr in ſeinen königlichen Schutz, als ſie auch durch die Uebung der Hospitalität und andere Werke der chriſtlichen Liebe hervorleuchten. Der König nimmt ſich insbeſondere des Kloſters Plaß an und ſtellt feſt, niemand ſolle die Kloſterbrüder oder Kloſterleute überhaupt beläſtigen, ſie vor die außerordentlichen Gerichte ziehen oder eine richterliche Gewalt über ſie ausüben; er nimmt die Brüder des genannten Kloſters und ihre Leute von den Gerichten in Pilſen, Mies und Rakonitz und anderen Orten wo immer aus und ſtellt ſie nur unter die Gerichtsbarkeit des Abtes oder des Königs ſelbſt. Er verbietet unter Verluſt der königlichen Gnade, daß irgend ein Baron des Landes oder Andere ohne Zuſtimmung und beſondere Erlaubniß des Abtes auf den klöſterlichen Beſitzungen die Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen. Der König beſtätigt auch dem Kloſter den Beſitz des Dorfes Ledetz (Ledecz, j. Ledetz), welches die Kloſterbrüder durch Kauf von der Mutter des Budiwoj von Zeleznitz erworben hatten. Wer etwa gegen dieſes Privilegium zu handeln ſich unterfängt, ladet die königliche Ungnade auf ſich und ſoll überdies 30 Mark Goldes als Strafe zahlen, von denen zwanzig der königlichen Kammer und zehn dem geſchädigten Kloſter zufallen ſollen. — Unter den Zeugen: der königliche Kämmerer Andreas, der Burggraf Jaroš von Eger, der Marſchall Burghard, der Prager Burggraf Ulrich, der Burggraf Wilhelm von Phrimbach, der Znaymer Burggraf Ulrich von Dürnholz, Bawarus von Zrakoniz (Strakonitz?), der Brüxer Burggraf „Dyettus" („Dytertus") Zpazmann, Milota. Bruder des Melniker Probſtes Tobias, Heinrich von Rabenſtein, nebſt mehreren anderen. — „Actum in Purglino anno domini MCCLXIX, XV Kal. Aprilis." Magiſter Peter war damals Probſt von Wyšehrad und königlicher Kanzler.

A 26 b, C 191, in B 137 ein vollſtändiges Regeſt. Ledetz oder Ledce iſt ein Kirchdorf am Wſcherauer oder Tremošna-Bache, nordweſtlich von Pilſen mit 68 Häuſern und 483 Einwohnern. Vergleiche bezüglich der Gerichtsbarkeit Nr. 52, 59 a, 59 b, 65; bezüglich der Hospitalität Nr. 54; bezüglich Ledetz Nr. 77.

68.

1269, „Scherub" den 2. Mai.

Zwiſchen dem Abte Gerhard von Plaß und einem gewiſſen Laurentius von Puewan war ein Streit wegen der Gränzen der beiderſeitigen Beſitzungen in Lahow ausgebrochen. Derſelbe wurde mittels gegenwärtigen Inſtrumentes dahin geſchlichtet, daß der Berg mit ſeinen Wäldern und Gebüſchen bis an die Mies dem Kloſter verbleiben ſolle, mit Ausnahme einer Mühle, für deren Beſitz der genannte Laurentius dem Hofe in Lohow acht Metzen Getreide um Wenzeslai zu mahlen verpflichtet ſein ſollte. Für den Unterlaſſungsfall wurde ein beſtimmtes Strafgeld feſtgeſetzt. Steine und Erde zum Wehre ſollte Laurentius von dem Berge zu nehmen berechtigt ſein, ohne jedoch dabei Holz und Gebüſch zu berühren. „Acta sunt haec in Scherub A. D. 1269 in vigilia S. Crucis." — Unter den vielen Zeugen keiner von beſonderer Wichtigkeit.

A 66 b, C 215. Die Namen dieſer Urkunde ſind in einer der zu Gebote ſtehenden Ab-

schriften sehr entstellt. Ort der Ausstellung „Scherab", „Scherub" ist wohl kein anderer als Wscheran, böhm. Vseruby, Stadt im Gerichtsbezirke Tuschkau. — Laurenz von Puewan, j. Piwana, böhm. Piňovany, im Gerichtsbezirke Mies. — Uiber Lohow vergleiche Nr. 47.

Orig. im k. k. Hofarchiv in Wien. — Vgl. Nr. 92.

69.

1277, Prag, den 30. Mai.

Unterthanen des Klosters Plaß halten zwei von den königlichen Waldhütern ermordet, und der Abt und Konvent waren deswegen bei dem Könige in Ungnade verfallen. K. Přemyſl Otakar läßt ihnen die diesfällige Schuld nach und stellt ihnen das Dorf „Rzieporzy", das er ihnen wegen des begangenen Mordes entzogen hatte, wieder zurück. „Act. et dat. Pragae an. dom. MCCLXXVII. III. Kal. Jun." Sigille wie 59 b.

Řepora (Reporyje) ist ein Kirchdorf, westlich von Prag; es gehörte zur Plasser Probstei in Prag. Eine Zeit hindurch bestand dort auch ein Nonnenkloster Cistercienser-Ordens. Es zählt gegenwärtig 75 Häuser und 525 Einwohner und gehört zum Gerichtsbezirke Smichow.

C 217. Orig. im k. k. Hofarchiv zu Wien. Abgedruckt bei Hormayr 1840.

70.

1277 (ohne Ort und Tag).

König Přemyſl Otakar nimmt alle dem Kloster Plaß gehörigen Besitzungen in seinen Schutz, und die Mönche desselben und ihre Unterthanen sollen vor Niemandem als vor dem Könige selbst oder in dessen Abwesenheit vor dem Grafen Zlaweco (Salwco, Slawek) zu Gerichte zu stehen haben.

In der Chronik D 96 steht die Urkundenabschrift dem Inhalte nach vollständig bei dem Jahre 1277; jedoch Ort und Tag der Ausstellung fehlt. Auch in Emler's Regesten fehlen sie. — Orig. im k. k. Hofarchiv in Wien. Abdruck bei Hormayr 1840.

71.

1277 (ohne Ort und Tag).

K. Přemyſl Otakar verordnet, daß über die Klosterleute von Plaß nur in Gegenwart des Königs Gericht gehalten werden soll. Sollte aber der König sich längere Zeit außerhalb des Landes aufhalten, so sollten sie sich vor dem königlichen Hofrichter nur mit diesem Dokumente ausweisen, er aber sollte ihre Rechtsangelegenheit so entscheiden, daß er der königlichen Schenkung nicht zuwider handle. Drohungen gegen die Dawiderhandelnden schließen das Schriftstück.

Auch bei der Urkundenabschrift, welche vorstehendem Regest zu Grunde liegt, fehlt Jahr und Tag, sowie der Ort der Ausstellung. In D 96 steht die Abschrift beim Jahre 1277; in B ist ihrer bei 1277, Seite 140 Erwähnung gethan und der Inhalt wiedergegeben. In D 96 ist übrigens eine Stell: ohne Angabe des Grundes auspunktirt. Bei Emler findet sich die Urkunde nicht.

72.

1281, bei Cisterz.

Der glorreiche König Böhmens guten Angedenkens (Přemyſl Otakar II.)

und hierauf sein Sohn (Wenzel II.), der Erbe des Königreiches Böhmen, hatten bei dem General-Abte Johann des gesammten Cistercienser-Ordens die Bitte gestellt, daß derselbe inkraft des Generalcapitels das Paternitätsrecht über das Cistercienserkloster Goldenkron, Prager Diöcese, welches früher dem Kloster Heiligenkreuz in Oesterreich zustand, auf sein Ansuchen dem Abte und Convente zu Plaß übertrage. In Anbetracht dessen, daß die genannten Fürsten den Cistercienser-Orden unter ihren besondern Schutz genommen, ihn begünstigt und mit vielen Gnaden beschenkt hatten, wurde der gemeinsame Beschluß gefaßt, der Bitte so hoher Fürsten einfach zu willfahren, da sie ja die ersten und vorzüglichen Stifter des genannten Hauses zu Goldenkron seien und so genannt werden. Abt Johann von Cisterz übertrug daher inkraft des Generalcapitels dem Abte und Convente von Plaß die Paternität über das Kloster Goldenkron und die Leitung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten (tam spiritualium quam temporalium) ungeachtet der Filiation, in der es ursprünglich unter dem Abte von Heiligenkreuz stand. „Datum anno d. MCCLXXXI apud Cistercium.

A 50 b, B 144, C 332, D 98. — Das Ansuchen des Königs Přemysl Otakar II. um Uibertragung der Paternität über Goldenkron von Heiligenkreuz auf Plaß findet sich bei Dolliner im Cod. epist. Primislai Ottocari II. p. 72, und als Regest abgedruckt bei Emler, II. p. 464. Es ist an das Generalcapitel gerichtet und trägt kein Datum. Es darf aber das Jahr 1277 dafür angenommen werden; denn im November 1276 hatte Př. Otakar auf Oesterreich, in welchem Heiligenkreuz liegt, verzichten müßen, und der König nennt in seinem Schreiben an das Generalcapitel diesen Besitzwechsel ausdrücklich als Grund seiner Bitte, freilich mit großer Bitterkeit. Am 26. August 1278 fand Přemysl Otakar II., wie bekannt, seinen Tod in der Schlacht auf dem Marchfelde. — Was die erneuerte Bitte des Erben des Königreiches nämlich Wenzels II. betrifft, so wurde sie nicht von ihm selbst, sondern, wie der Capitelbeschluß lautet, von seiner Mutter und seinem Vormunde, natürlich im Namen des jungen Königs gestellt.

73.

1283 (ohne Ort) (den 2. Februar).

Zwischen dem Abte und Convente Plaß einerseits und dem Edlen Otho von Karsicz andererseits war in Betreff der erblichen Besitzungen in Rumniz und Schrumusitzil ein Kauf beschlossen und am Tage Mariä Reinigung in Gegenwart der Edlen des Landes endgiltig festgestellt worden, und zwar derart, daß Otho von Karsicz anstatt eines Pfandes von 160 Mark Silbers auf dem Gute Stegin (Schegen) einen Knecht stellen solle, jedoch mit der Bedingung, daß er keine Gerichtsbarkeit und keinen Nutzgenuß auf dem genannten Gute habe, wenn nicht der Abt und Convent von Plaß am St. Martinstage vor Sonnenuntergang die oben genannte Summe zu erlegen versäumt. Der Abt verlieh dem genannten Edlen das Ordenskleid der Mönche mit den Rechten vollständiger Bruderschaft. — Unter den Zeugen: Heinrich von Podmukl, der Kämmerer . . . und seine Söhne, Beneda von Trible, Miloslaus von Butiz und seine Söhne Herand und Miloslaus, ebenso Miloslaus von Clenowitz und sein Sohn Miloslaus u. s. w. „Datum a. d. 1283.“

C 218. „Rumniz“ dürfte das heutige Hronitz sein, Dorf von 85 Häusern mit 689 Einwohnern, 2 St. südlich von Plaß, jetzt zum Gerichtsbezirke Pilsen gehörig. — Für „Schrumusitzil“ fehlen alle Anhaltspunkte zu einer Erklärung. — In B 147 und D 99 sind Regesten mit dem Datum 1283, den 2. Februar enthalten. — Dieselbe Urkunde findet sich auch vollständig in A 66; jedoch steht daselbst irriger Weise MCCCLXXXIII. statt MCCLXXXIII.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wie die von Krummau keine deutschen Briefe mehr schreiben wollten.

Die Stadt Krummau, bekanntlich haarscharf an der deutsch-tschechischen Sprachgränze gelegen, kann heutigen Tags mit vollem Fug und Recht als deutsche Stadt angesehen werden. Das nachfolgende Schreiben des Krummauer Bürgermeisters und Rates an den Abt Paul Farenschon von Hohenfurt aber zeigt, wie die Stadtobrigkeit noch im Jahre 1615 auf ihre tschechische Amtssprache großes Gewicht legte, woraus vielleicht geschloßen werden darf, daß wenigstens die Majorität der Bürgerschaft damal noch eine tschechische war. Sonst ist gewis, daß das deutsche Element von jeher eine bedeutsame Rolle in der Entwicklung dieser Stadt gespielt hat, wie es denn schließlich in derselben das Uebergewicht erlangte. Ich werde vielleicht ein andermal mehr hierüber in diesen Blättern veröffentlichen können. Im Uebrigen ist auch aus dem mitgetheilten Schreiben ein gut Theil der Misère zu erkennen, woran die damalige Justizverwaltung laborirte, und welches große Kreuz die hohen Obrigkeiten mit einander hatten, wenn es sich um die Bestrafung eines Uebelthäters handelte. Man unterstützte sich gegenseitig so wenig wie möglich, theils weil das Nichtsthun unter allen Umständen die bequemste Art des Verwaltens bleibt, theils aus Rancune, weil man sich der höheren Jurisdiction nur widerwillig fügte und daher sich nicht leicht eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, wenn den Inhabern der höheren Strafgewalt ein Bischen Verdruß gemacht werden konnte.

Dies aber ist der volle Wortlaut des erwähnten Schreibens:[1] „Hochwürdiger in Gott geistlicher auch andächtig insonders günstiger Herr Prälat! Euer Gnaden sein unsere nachbarliche willige Dienst neben Wünschung aller Glücken (sic) Wohlfahrt zuvor bereit! Jüngst erschienen Tagen haben wir neben der Rechten und unser Pflicht in causa des Uebelthäters Lorenzen Liesko an Euer Gnaden, ob sie jemanden zur Tortur oder strengen Frag anhierhero abordnen wöllten oder nicht, ein Schreiben abgehen laßen. In solchen hochwichtigen und criminalischen Sachen seindt wir von Euer Gnaden als das ordentliche Recht nicht gewürdigt worden, dasselbe selbsten uns zu beantworten, sondern durch ihren Schreiber oder Diener wider die löbliche Landesordnung und Stadtrechten dieses löblichen Königreichs Böheim beantworten laßen, deßen wir uns zu Euer Gnaden keineswegs nicht versehen, soll auch hinfüro in solch' und dergleichen wichtigen Sachen in simili kein Schreiben von ihrem Diener mehr angenommen von uns werden. Den 11. dieses Monats nach ergangener Tortur mit gewissem Consens der Römisch kaiserlichen Majestät unsers allergnädigsten Königs und Erbherr Herrn Hauptmanns des Schloßes, dem die Jurisdiction in criminalibus causis über die Gründ und Unterthanen Euer Gnaden Gotteshaus Hohenfurt zugehörig immediate gelangen und spectiren thuet laut der löblichen Lands-

1) Aus P. Siegfried Dominik Kühewegs Diplomatar des Stiftes Hohenfurt, III. 439 — 441. Ueber diesen um die Geschichte des südlichen Böhmens hochverdienten Mann, welcher ein Kommotauer Kind gewesen, werde ich später einmal einen selbstständigen Aufsatz bringen. Kühewegs Arbeiten füllen eine ganze Reihe von Folianten, und obwohl ein nur kleiner Theil von ihm selbst zum Druck vorbereitet worden ist, so ist doch auch dieser nicht gedruckt worden. Die richtige Schreibung seines Namens habe ich erst in diesem Jahre feststellen können, während ich früher (im Hohenfurter Urkundenbuch und in der Eremitage im Heuraffel) der mündlichen aber unrichtigen Ueberlieferung Kühbeck gefolgt bin.

ordnung und Stadtrechtes,[2]) wegen dreier Suspect- und Malefizpersonen, welche sich auf Euer Gnaden Gründen aufhalten, dieselben gefänglichen einzuziehen und anhiehero diesem Uebelthäter, der auf sie bekennen thuet, zu Gegenwärt zu stellen, (haben wir) Euer Gnaden Gerichten zu Höritz[3]) wie land- und nichts ausländischer Kopf gebräuchlichen zuegeschrieben. Weilen dann einer jeder Obrigkeit, geistlich und weltlich, hohen oder niedrigen Standes, das Böse auszurotten und das Guete fortzupflanzen gebühren will und wir bei solchen Gestalten nichts anders als Mühe und Arbeit gewärtig, will uns derowegen durchaus nicht gebühren, solchen Uebelthätern nachzuschicken und anhiehero zu bringen. Euer Gnaden mögen sich versorgen laßen auf's Beste, als sie können, es sei im Kloster oder zu Höritz, und wann's die Not erfordern wird, daß obgedachter Uebelthäter Lorenz allhier sein End nehmen wird, und sollen Euer Gnaden von uns durch Schreiben insinuirt haben, daß sie dieselben verhaft Personen zur Ausführung und ihm zue Gegenwärdt zue unseren Rechten und Gerichten stellen werden. Würdt aber interim was Böses beschehen, wöllen wir hierin entschuldigt sein und Euer Gnaden dasselb inkünftig verfechten laßen. Damit Euer Gnaden in dieser und andern wichtigen Sachen mittler Zeit kein Bloßen nit schlagen, wollen sie sich in der Landsordnung und Stadtrechten des löblichen Königreichs Böheim gar wohl ersehen und dieß, was offentlichem Landsgebrauch zuwider, auf die Seiten stellen. Beschlich und beschließlichen wollen wir hiemit solenniter protestirt haben, daß wir hinfüro, was zuvor trauherziger Meinung beschehen, in justitiae und andern hochwichtigen Sachen Euer Gnaden nicht mehr teutsch sondern wie im landgebrauchlichen Behemisch zueschreiben wöllen, hiernach Euer Gnaden sich zue richten haben werden. In Uberigen weilen wir je und allweg wie zuvor als künftig gesinnt sein, mit Euer Gnaden guete Correspondenz, Nachbarschaft und Einigkeit zue halten, soll auch so Gott will, ohne gegebene Ursachen von uns nicht zertrennet werden. Euer Gnaden halten auch entgegen nur das Mittel, Gottes Allmacht uns samentlichen empfehlen. Datum in der kaiserlich freien Bergstadt Behemischen Krummau den 14. Septembris anno 1615.

Dienstgeflißene Nachbaren N. Burgermeister
und Rat der Stadt Behemisch Krummau.

Welchen Eindruck die Epistel der Krummauer Herren auf die Herren zu Hohenfurt gemacht hat, zeigen folgende dem Schreiben in Hohenfurt gleichzeitig beigefügte zwei Bemerkungen: „Ein hochmüettiges Schreiben von den Crumawer anno 1615 empfangen." Und: „Die gueten Herrn Crumauer sollen wißen, daß das teutsche Schreiben auch landgebrauchlich und zuegelaßen ist."

Dr. M. Pangerl.

Bernstein in heidnischen Gräbern Böhmens.

Unter die selteneren Fundobjekte in den heidnischen Grabstätten Böhmens gehören aus Bernstein gefertigte Gegenstände, und zwar: Kügelchen von

---

2) Das Patronat über das Kloster Hohenfurt stand dem Kaiser als König von Böhmen seit dem Tode des Grafen Hanns von Serin († 24. Februar 1612) zu, denn in den Verkaufspunctationen wegen Krummau war zwischen dem Kaiser und Herrn Peter Wok von Rosenberg im J. 1600 vereinbart worden, daß das Stift Hohenfurt, wenn der genannte Graf ohne männliche Erben stürbe, auf den Kaiser als König von Böhmen und alle folgenden Könige von Böhmen übergehen solle, doch dürfe keiner dieser Herrscher etwas von den Stiftsgütern verkaufen oder sonst irgendwie alieniren. Kühewog, a. a. O., III. 25 — 26.

3) Gericht und Gut Höritz wurden von dem Stifte nach Zawischs von Falkenstein Sturz erworben. S. 10. Jgg. dieser Mittheilungen, S. 185.

1—3cm Durchmeſſer, eckig, walzen- oder fäßchenförmig zugearbeitete Stücke, ſämmtlich durchbohrt, um an Fäden gereiht als Hals-, Haar- oder Armſchmuck getragen zu werden, endlich Ringe, unſtreitig zum Schmucke der Finger beſtimmt. An der Oberfläche erſcheinen dieſe Objekte verwittert, ihr Kern aber iſt wohlerhalten, jedoch ſehr ſpröde und daher leicht zerbrechlich. Wir begegnen ſolchen Bernſteingegenſtänden in Böhmen in Gräbern der Broncezeit, und zwar in Grabhügeln, wie in flachen Gräbern, in erſteren häufiger, als in letzteren. Zur Erklärung dieſes Umſtandes muß bemerkt werden, daß überhaupt die Hügelgräber regelmäßig zahlreichere und ſeltenere Beigaben enthalten, als die flachen Gräber, wahrſcheinlich daraus zu erklären, daß die Hügelbeſtattung lediglich Vornehmeren zu Theil wurde. Unſere böhmiſchen Bernſteinfunde entbehren jeder Ornamentik, welche auf eine Bearbeitung in ſüdeuropäiſchen Ländern hinweiſen würde; ſie ſind im Gegentheil, wie es der Augenſchein zeigt, mit den einfachſten Werkzeugen bearbeitet, daher der Schluß wohl gerechtfertigt, daß ſie im germaniſchen Norden ſelbſt verfertigt und durch den Handel nach Böhmen gebracht wurden. Als Fundorte von Bernſtein-Gegenſtänden in Böhmen ſind zu nennen: das Scharkathal bei Prag (36 Kügelchen und mehrere eckige Bernſteinkorallen in Hügelgräbern), Wald St. Rudolfi bei Jechnitz (32 Kügelchen), Waldflur Kneženaj bei Kriegern (Kügelchen und Ringe), Cheinow, der Schlanerberg, Weliſch bei Zebrak und Budetſch. Im europäiſchen Norden erſcheinen Bernſteinobjekte ſchon in Gräbern der reinen Steinperiode, in den ſogenannten Hünenbetten, — ein Beweis, wie frühzeitig dies Foſſil ſchon zu Schmuckgegenſtänden verarbeitet wurde. Auch den Völkern des Südens wurde der Bernſtein ſchon in uralter Zeit bekannt und von ihnen hochgeſchätzt. Bernſtein findet ſich ſchon in egyptiſchen, phöniziſchen und altgriechiſchen Gräbern. Die Griechen nannten ihn ἤλεκτρον, die Römer electrum, aber auch einfach Harz, succinum. Man fertigte auch dort Schmuckgegenſtände und Gemmen daraus und römiſche Damen bedienten ſich der Bernſteinkugeln, um die Hände daran zu kühlen. (Ovid. Met. II. 262.) Die Germanen nannten ihn glesum oder glaesum von gleissen, und ſammelten ihn im ſeichten Gewäſſer, ſo wie auf dem Feſtlande und auf mehreren Inſeln der Oſtſee, von denen deßwegen auch eine Bernſteininſel (glessaria) genannt wurde. Zeugniß hiefür geben Plinius (hist. nat. XXXVII. I. 11. certum est, gigni in insulis septemtrionalis oceani et a Germanis appellari glessum itaque et a nostris unam insularum ob id glessariam appellatam) und Tacitus (Germ. 45 sed et more scrutantur ac soli omnicum, quod ipsi glesum vocant, inter vada atque in ipso litore legunt. Zu des letzteren Zeiten war man übrigens auch ſchon über die Natur des Bernſteins im Reinen; man betrachtete ihn als verhärtetes Baumharz und ſchloß dies aus den zahlreichen in ihm eingeſchloſſenen Inſekten (Germ. 45. succum tamen arborum esse intelligas, quia terrena quaedam atque etiam volucria animalia plerumque interlucent, quae implicata humore mox durescente materia cluduntur).

Dr. J. E. Födiſch.

Geschäftliche Mittheilungen.

Wissenschaftliche Anfragen.

Se. Excellenz Graf **Stillfried-Alcantara**, k. k. Oberceremonienmeister in Berlin, gibt im Auftrage Sr. Maj. des Kaisers von Deutschland den Supplementband zu den „Monumentis Zolleranis" heraus und ersucht, ihm hiezu solche Beiträge zu liefern, welche auf neuerer Forschung beruhen, in den ersten sieben Bänden seines Werkes nicht enthalten und daher zur Ergänzung desselben und zur Förderung des ganzen Unternehmens geeignet sind. Mittheilungen solcher Art werden entweder direkt oder auf Buchhändlerwegen von der Buchhandlung Mitscher und Röstel zu Berlin oder durch die Geschäftsleitung unseres Vereins dankbar entgegengenommen.

Herr von **Maltitz** in Berlin, beschäftigt mit Forschungen zu einer Geschichte seiner Familie, erbittet sich einschlägige Mittheilungen. Dieselbe soll u. A. die Herrschaft Tetschen besessen, schon frühzeitig das böhmische Staatsbürgerrecht erworben haben u. s. f. Es werden alle Freunde vaterländischer Geschichtsforschung gebeten, etwaige Beiträge und Notizen gütigst an den Verein gelangen zu lassen. —

In der Sitzung des Ausschusses am 4. Juni und 21. November 1873 wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

Für **Landskron**: Herr Pokorny Ignaz, k. k. Gymn.-Direktor.
„ **Schlaggenwald**: Herr Riedl Anton, Bürgerschul-Direktor.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 16. Februar 1874.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Aschenbrenner** Adolf, J. U. Dr., Landesadvokat in Böhm.-Leipa.
„ **Bačkora** P. F., Zuckerfabriks-Buchhalter in Radonitz.
„ **Biermann** G., k. k. Gymn.-Direktor in Prag.
„ **Böhm** Th., Bürgerschullehrer in Schlaggenwald.
„ **Charwat** Franz, k. k. Oberrealschul-Professor und Bezirks-Schulinspektor in Salzburg.
„ **Fischer** Ferdinand, Chemiker in Dörfel.
„ **Ginzkey** Ignaz, Teppichfabrikant in Massersdorf.
„ **Grimm** Adolf, gräfl. Wrbna'scher Berg-Direktor in Pilsen.
„ **Grimm** Johann, Dampfbrettsäge- und Fabriksbesitzer in Radnitz.
„ **Grünert** Wenzel, Gymn.-Professor in Brüx.
„ **Hesse** Emanuel, Kaufmann in Gablonz.

Herr **Horawitz** Adalbert, Dr., k. k. Universitäts-Professor in Wien.
„ **Kachler** Jos. Dr., Adjunkt am k. k. Laboratorium in Prag.
„ **Käller** Josef, Bürgerschul-Direktor in Falkenau.
„ **Löffler** Anton, Gymnasial-Professor in Brüx.
„ **Loh** Anton, Mitglied des k. k. Hof-Opern-Orchesters in Wien.
„ **Mrasick** Hans, Techniker in Wien.
„ **Müll** Ludwig, Ingenieur in Pilsen.
„ **Muhr** Andreas, k. k. Professor in Prag.
„ **Nestler** J., Gymn.-Professor in Brüx.
„ **Neubauer** Johann, Realschul.-Professor in Leitmeritz.
„ **Osborne** Heinrich, J. U. Dr., Landes-Advokat in Prag.
„ **Rzach** E., Dr. k. k. Gymn.-Professor in Prag.
„ **Roßbach** Anton, Oekonom in Teschnitz.
„ **Senft** Eduard, Archivar in Plan.
„ **Skoda** Jaromir, Ritter von, Fabriksbesitzer in Pilsen.
„ **Switil** Franz, p. k. k. Militär-Medikamenten-Official in Braunau
„ **Toffl** Adolf, Zuckerfabriks-Buchhalter in Brüx.
„ **Trostmann** Eduard, k. k. Hauptpost-Amts-Controllor in Prag.
„ **Wejmann** August, k. k. Professor an der deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt i Prag.
„ **Wenzel** Adolf, Bürgermeister, Landtagsabgeordneter in Kreibitz.
„ **Ziegler** Adolf, Fabriksbesitzer in Nürschan.

Vom 6. Nov. 1873 bis 16. Febr. 1874 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Karl Ritter von Zdekauer,

J. U. Dr., Banquier, etc. etc.,

Ausschuß-Mitglied des Vereins.

Gestorben 6. Dezember 1873 in Prag.

Herr **Fischer** Heinrich, Kaufman in Gablonz.
„ **Guth** Jakob, k. k. Official beim Rechnungs-Departement der Fin.-Land.-Dir. in Prag.
„ **Haubtmann** Michael, J. U. Dr., Landes-Advokat Prag
„ **Janka** Alois F., Kürschnermeister in Prag. († 8. Februar 1874.)
„ **Hron von Leuchtenberg** Karl, in Tetschen.
„ **Katzer** Franz, J. U. Dr., k. k. Ober-Finanzrath in Prag. († 20. Jänner 1874.)
„ **Knoll** J. P., gewes. Bürgermeister in Karlsbad. († 6. Februar 1874.)
„ **Milsimer** Josef, Inspektor der Südbahn in Lienz (Tirol.)
„ **Neuß** Aug. Eman. Ritter von, Med., Chir. et Phil Dr., k. k. Univ.-Professor in Wien. († 27. November 1873.)
„ **Schrenk** Josef, Freiherr von, pens. k. k. Kreis-Präsident 2c. in Budweis.
„ **Trenkler** Ant. Gustav, Fabrikant, Präsident der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg. († 1. Februar 1874.)
„ **Urban** von **Urbanstadt** Nikolaus, pens. k. k. Finanz-Bezirks-Commissär in Görkau. († 16. Dezember 1873.)
„ **Walzel** Franz, Med. Cand. in Weckersdorf.
„ **Wohlmann** Franz, Arzt in Reichenberg.
„ **Zdekauer** Victor, Dr. der Phil. u. Cand. sämmtl. Rechte in Prag. († 29. Dez. 1873.)

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahresschluß freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge möglichst bald einzusenden.**

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Zwölfter Jahrgang. Fünftes Heft.

Zur Erinnerung

an

Dr. August Emanuel Ritter von Reuss.

Von

Dr. Gustav C. Laube.

Geistreiche Männer haben sich für und wider Göthe's bekannten Satz von Talent und Charakter ausgesprochen, und auf ihn den Urheber des Satzes selbst wurde von den Gegnern hingewiesen zur Stütze ihrer Ansicht. Es liegt nicht im entferntesten in meiner Absicht, mich an dieser Auseinandersetzung zu betheiligen, aber die Vertheidiger von Göthe's Ausspruch dürften zur Führung ihrer Sache wohl so manches Beispiel finden im Lebenslauf und Entwicklungsgange von Männern, die ihr Leben dem Ernste der Wissenschaft geweiht haben; ihre Zahl wird vermehrt durch die Lebensgeschichte eines Gelehrten, dessen sterbliche Reste wir trauernd der Muttererde wiedergaben, als die Novemberstürme die letzten Blätter und Blüthen des verflossenen Jahres über die öde Flächen wirbelten — denn er war unser! Und wir dürfen stolz darauf sein ihn zu den unseren zählen zu dürfen, der wie ein Baum im stillen Winkel der Heimat aus der heimischen Erde die Kraft gewann hoch empor zu streben, und stolz und weithin sichtbar zu den Besten seines Stammes gehörte. Der Mann war August Emanuel von Reuss.

Die Gegend so weit die tannenbewachsenen Höhen des Erzgebirges schauen, ist seit uralter Zeit eine gesegnete Pflanzstätte für Mineralogen und Geologen gewesen, so manchen wißbegierigen Jünger lockte der geheimnißvolle Bau der Höhen und der Thalsohlen, das schweigsame Dunkel der erschlossenen Erzgänge an, und begierig den Schleier zu liften, um für sich und Andere das Dunkel zu erhellen, ward derselbe ein eifriger Priester jener Wissenschaft, deren Wiege wir in den heimischen Bergen stehen sahen.

Auch August Emanuel von Reuss ward in jenem Theile unsers Heimatslandes geboren. Er erblickte am 8. Juli 1811 zu Bilin das Licht der Welt, der Sohn eines Mannes, der gleichfalls seine Thätigkeit der Erforschung des heimischen Bodens zugewendet hatte. Dr. Franz Ambros Reuss, welcher mehrere umfangreiche Abhandlungen über die mineralogische, geologische Beschaffenheit einzelner Theile Böhmens schon zu Ende des vorigen Jahrhundertes veröffentlicht hatte, war Arzt und zugleich kaiserl. Bergrath in Lobkowitz'schen Diensten was bei dem Umstande, als damals außer dem bergmännisch betriebenen Aufsuchen der Pyropen und dem allerdings nicht nennenswerthen Braunkohlenbergbau ein ziemlich lebhafter Betrieb der Zinngruben auf dem Lobkowitz'schen Zinnwalde im Schwunge war, kein leerer Titel war. Im Umgange mit dem Vater, der die Erziehung selbst leitete, bis derselbe zu weiterer Ausbildung dem kleinseitner Gymnasium in Prag zugeführt wurde, wurde der Sinn für Mineralogie und Geologie frühzeitig in dem Knaben geweckt. Schon 1825 begann er die philosophischen Studien an der Prager Universität und absolvirte sie 1827 mit glänzendem Erfolge. Aus allen Gegenständen trug er in der Prüfung Auszeichnung davon nur in der Mineralogie — ward ihm die Fortschrittsklasse zu Theil, obwohl er neben den Vorlesungen an der philosophischen Fakultät auch die von Prof. Zippe am polytech. Institute gehaltenen Collegien über Mineralogie und Geologie besucht und mit ausgezeichnetem Erfolge absolvirt hatte. Zu diesem Mißerfolge aus einem Fache, darin er einst so Hervorragendes leisten sollte, hatte aber auch nur der Umstand beigetragen, daß Reuss in einer schriftlichen Prüfung über den Diamanten *mehr* geschrieben hatte als Professor Kirschbaum seines Zeichens ein pensionirter Artillerist vorgetragen hatte, der Schüler demnach in sträflicher Selbstüberhebung mehr wissen wollte als der Lehrer, was nach einer Ansicht die ja auch noch viel später von mancher Seite getheilt wurde — nur strenge geahndet werden konnte.

Reuss bezog hierauf 1827 die Universität zu Prag und widmete sich dem Studium der Medizin. Das eminente Talent gepaart mit musterhaftem Fleiß berechtigte auch hier zu den schönsten Hoffnungen. Leider traf ihn noch vor beendeten Studien ein harter Schlag. 1830 starb der Vater, ohne seinen Kindern ein Vermögen zu hinterlassen, das ausgereicht hätte die Vollendung der Studien zu gestatten, doch es fand sich ein wohlwollender Freund in der Noth. Fürst Ferdinand Lobkowitz nahm sich in humaner Weise der hinterbliebenen Witwe und ihrer Kinder an. Mit Bescheid vom 2. Oct. 1830, in welchem der vielen Verdienste (unsterbliche wie das Schriftstück sagt), welche sich der verstorbene Bergrath um die Biliner Industrialanstalten, sowie jener die er sich als praktischer Arzt erworben hatte, und der treuen Dienste welche er dem Fürsten, dem eifrigen Gönner der Mineralogie auf Reisen u. s. w. erwiesen, auf das Rühmendste gedacht wird, warf er der Witwe einen für die damalige Zeit nicht unbedeutenden Witwengehalt und außerdem ihren Söhnen bis zu ihrer Versorgung einen Erhaltungsbeitrag aus.

Noch vor Vollendung seiner Studien hatte Reuss Gelegenheit, sich den Fürsten Lobkowitz selbst verbindlich zu machen. Die Choleraepidemie des Jahres 1832 hatte auf den Lobkowitz'schen Herrschaften Bilin und Liebshausen so verheerend um sich gegriffen, daß die vorhandenen Aerzte nicht ausreichten. In dieser ernsten Lage rief Fürst Lobkowitz den jungen Reuss aus Prag herbei, der dem Rufe sofort Folge leistete, und eine verdienstliche Thätigkeit entwickelte. Das folgende Jahr erwarb der 22jährige Jüngling den Doctorgrad. Auch hiebei erwies sich Fürst Lobkowitz als sein Protektor indem er die Deckung der nicht unbedeutenden Prüfungs- und Promotionskosten übernahm.

Es lag in der Absicht des jungen Arztes, sich dem Lehrfache in der Heilkunde zu widmen, und es wurde ihm nicht schwer eine Stelle als Assistent auf der Augenklinik des Prof. Fischer zu erhalten, um seiner ferneren Ausbildung leben zu können; allein im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen. Eine schwere Krankheit warf ihm darnieder; zwar wurde er durch Prof. Krombholz wieder hergestellt, gleichwohl aber ward es eine Nothwendigkeit, um die Folgen der Krankheit zu überwinden, die sich leider dennoch bis an sein Lebensende fühlbar machten, die Hauptstadt und mit ihr den Lebensplan mit dem Landaufenthalt und der ärztlichen Praxis zu vertauschen.

Reuss wählte Bilin, wohin er sich überdies durch die Verpflichtung, die er seinem Gönner gegenüber hatte, gezogen fühlte, und begann hier als fürstlicher Brunnen-, Stadt- und Herrschaftsarzt seine Thätigkeit zu entfalten.

Seine Kenntnisse, so wie sein humanes Benehmen machten ihn in seinem neuen Wirkungskreis sehr beliebt, gleichwohl aber konnte ihn dies mit seiner Stellung, die ihm durch äußere Verhältnisse aufgenöthigt worden war, nicht aussöhnen. Reuss hatte aus eigener Erfahrung einsehen gelernt, daß die medizinischen Wissenschaften gerade zur Zeit als er sich ihnen widmete einer Entwicklung entgegen giengen, welche mit den veralteten Doctrinen, wie sie damals an der Prager Universität noch gelehrt wurden, gänzlich brach, und diese weit hinter sich ließ. Für das aufstrebende Talent eröffnete sich eine Perspective der verlockendsten und versprechendsten Art, aber Reuss konnte sie nicht verfolgen. Einmal durch seine erwähnte Erkrankung aus der Bahn herausgerissen und in eine Landstadt verschlagen, darauf angewiesen hier als Arzt zu wirken, fehlten ihm bei seinem bescheidenen Einkommen die Mittel durch wiederholte Besuche fremder emporblühender Kliniken in der modernen Wissenschaft fortzuschreiten, was ihn, den strebsamen Mann, oft schmerzlich genug berührte.

Aber war ihm auf dieser Seite der Weg zu wissenschaftlichem Ruhm verlegt, so eröffnete sich ein anderer, den zu betreten nichts im Wege stand, wenngleich im Verfolge der Bahn immer schwierigere Hemmnisse sich entgegen stellten.

Vom Vater ererbte Liebe zum Studium der unorganischen Natur, das Leben in einer Gegend, die wie ein inhaltreicher Band der Geschichte unsres heimischen Bodens vor ihm aufgeschlagen lag, in der Nähe eines Gönners, der in freigebigster Weise Mineralogie und Geologie pflegte, veranlaßten ihn bald diesem Studium seine Aufmerksamkeit zu widmen, umsomehr als an ihn auch von auswärts ein Anstoß nicht ausblieb.

Während bei uns die Regungen des naturwissenschaftlichen Lebens noch ziemlich vereinzelt waren, und nur vom böhm. Landesmuseum aus durch Zippe ein kräftiger Verkehr angebahnt und erhalten wurde, war uns unser Nachbarland schon um ein beträchtliches Stück voraus. C. F. Naumann u. Bernhard v. Cotta hatten bereits die Ausarbeitung einer geologischen Karte von Sachsen begonnen, und H. B. Geinitz das Studium der sächsischen Kreide energisch in Angriff genommen. Beide Unternehmen mußten nothwendig auch eine Ausdehnung auf das angrenzende heimische Gebiet erfahren, und brachte diese Gelehrten bald auch in Verkehr mit dem jungen Arzt in Bilin, dessen Name vom Vater schon in die Wissenschaft eingebürgert war. Reuss ließ sich gerne bereit finden, die gelehrten Bestrebungen der Nachbarn aus Sachsen zu unterstützen, aber bei der Ausführung dieses Vorhabens wurde er immer weiter und weiter in die Durchforschung des heimischen Gebietes eingeführt, immer mächtiger wirkte der Drang bis jetzt noch Unbeachtetes zu erschließen, Lücken, die in seines Vaters Arbeiten geblieben waren, durch eigene Thätigkeit auszufüllen, und auf Grundlage des Studiums des heimischen Bodens Kräfte zu sammeln, welche ihn befähigten in einen Kreis der Wissenschaft einzutreten, der ihm bisher ferne lag.

Reuſs erkannte bald, daß unbeſchadet der verſprochenen Aushilfe ſo viel zu heben ſei, daß aus den gemachten Studien eine ſelbſtſtändige, die geologiſche Beſchreibung der Umgebung ſeines Aufenthaltsortes zum Vorwurf habende Veröffentlichung in Angriff genommen werden konnte. Ein Vorläufer der Arbeit erſchien 1838 im 21. Bande des Archives für Mineralogie und Geologie (Berlin). Die umfangreiche Arbeit ſelbſt folgte unter dem Titel: Geologiſche Skizzen aus Böhmen: I. Band die Umgebung von Teplitz und Bilin in Beziehung auf ihre geognoſtiſchen Verhältniſſe. Den Standpunkt des Verfaſſers könnte ich nicht beſſer charakteriſiren, als durch Mittheilung eines Auszuges der Vorrede, welche er ſeiner Veröffentlichung beigibt. Er ſchreibt:

„Geboren im Bereiche des Mittelgebirges, von früher Jugend an wunderbar angezogen durch die Manigfaltigkeit und Schönheit der Bergformen, lernte ich bald zum Theil wenigſtens die vielfachen lehrreichen Schätze kennen, die es in ſeinem Schooße birgt. Dies erregte um ſo lebhafter den Wunſch in mir etwas tiefer in die Kenntniß derſelben einzudringen, und das, was ich früher nur vereinzelt und zerſtückt geſehen hatte an der Geburtsſtätte ſelbſt und im Zuſammenhange zu ſchauen. Aus Büchern konnte ich nur wenig ſchöpfen, da ſeit meines Vaters ſehr verdienſtlichen und umfaſſenden, aber rein geognoſtiſch-topographiſchen und überdies dem jetzigen höheren Standpunkt der Wiſſenſchaft nicht mehr genügenden Arbeiten nur wenige den Gegenſtand bloß oberflächlich berührende Aufſätze erſchienen waren. Ich mußte daher die Unterſuchungen ganz vom Neuen beginnen, und mit beſtändiger Rückſicht auf die vorhandenen Andeutungen fortführen.“

Beſcheiden nennt Reuſs die Reſultate einer vierjährigen Arbeit das Produkt eines Anfängers, dem zur Arbeit wenige Zeit blieb durch Beſorgung der Berufsgeſchäfte, und der den Abgang einſchlägiger Literatur und der Gelegenheit zum Austauſch der Meinungen überdies bitter zu beklagen hatte.

Das Werk fand bei den Fachgenoſſen eine wohlverdiente, günſtige Aufnahme. Eine Gegend war in ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe geſchildert worden, welche von Geologen ſo vielfach betreten und durchſtreift wurde. Ihnen war in dieſem Buche ein zuverläſſiger Führer geworden. Zugleich brachte es den erſten Verſuch einen Theil Böhmens in einer geologiſchen Karte zu veranſchaulichen. Reuſs mußte ſich mit dem damals allerdings Beſten in dieſer Hinſicht mit der Karte des Canonicus Kreibich für den Leitmeritzer Kreis begnügen, da eine Generalſtabskarte noch nicht beſtand, und der kleine Maßſtab ſo wie manches Andere war für die Aufnahme und genaue Eintragung weniger günſtig; gleichwohl aber bleibt dieſelbe immer ein Zeichen wiſſenſchaftlicher Sorgfalt ſie zeigt am Beſten, wie genau Reuß das ganze Gebieth durchforſcht hatte. In der That war der kleine ſchwächliche Mann, der auf allen ſelbſt den entlegenſten Wege mit Hammer und Steintaſche unermüdlich herumſtrich, eine bald wohlbekannte Perſönlichkeit geworden, welche noch heute in der Erinnerung älterer Bewohner der dortigen Gegend lebt, und der ſteinkundige Doktor in Bilin lief ſeinem Vorgänger in dieſer Beziehung dem Mineralogen Stolz in Teplitz gar bald den Rang ab.

Reuſs hatte Anfangs die Hoffnung nach und nach in der begonnenen Weiſe die geologiſchen Verhältniſſe Böhmens darſtellen zu können, aber er erkannte nur zu bald, daß mehr als ein Hinderniß vorhanden war, das unüberſteiglich war. Schon der folgende Theil ſeiner Arbeit belehrte ihn darüber, daß die Fortſetzung der Arbeit eine äußerſt ſchwierige war. Reuſs wendete ſich dem Studium der Kreideablagerungen in Böhmen zu. Hier aber machten ſich die beſchränkten Verhältniſſe in welchen der Gelehrte lebte mehr als vorher fühlbar. Die Herbeiſchaffung von Vergleichsmaterial fremder, umfangreicher Literatur und anderer Hilfsmittel, welche die Arbeit erheiſchte, überſtieg weit den Bereich des Erreichbaren, und dehnte

sich immer noch in größere Kreise aus: Bei all dem stand ihm keine weitere Hilfe zu Gebote, als was das Lobkowitz'sche Mineralienkabinet bieten konnte, und vor den sich immer höher aufthürmenden Schwierigkeiten wäre mancher Andere zurückgeschreckt, aber Reuss blieb beharrlich. Ohne fremde Beihilfe wußte er sich die Kenntnisse fremder Sprachen zu erwerben, auch Zeichnen lernte er ohne Lehrer, keine Mühe, kein Weg war ihm zu schwer sich in Besitz der nöthigen Literatur zu setzen; selbst schwere finanzielle Opfer scheute er sich nicht zu bringen, obwohl ihm die Gründung des eigenen Hausstandes — er hatte sich den 16. Februar 1841 mit einer Biliner Bürgerstochter Anna Schubert vermält — in dieser Hinsicht mehr als vordem Beschränkungen gebot.

Vier Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes der geolog. Skizzen erschien der zweite, welcher die Kreidegebilde des westlichen Böhmens, so wie die Braunkohlen am rechten Elbufer zum Gegenstande hat. Ihm folgten dann rasch noch einige kleinere Arbeiten über das Alter der Marienbader Granite und über die Kreide im Königgrätzer Kreise. Die umfangreiche Arbeit über die Kreideablagerungen aber hatte ein weiteres großes Werk in Aussicht nehmen lassen, das aus mehr als einer Hinsicht kaum ausführbar erscheinen mußte. Bei der Untersuchung der Versteinerungen der Kreidegebilde hatte Reuss erkannt, daß darunter vieles Neue noch nicht Bekannte enthalten sei. Die Beschreibung dieser Fossilreste aber konnte nur dann mit günstigem Erfolge unternommen werden, wenn man dem Werke eine genügende Anzahl getreuer Abbildungen beigeben konnte — aber darin lag eben der Anstand, wer sollte die Abbildungen liefern, und wo fand sich für die kostspielige Veröffentlichung ein bereitwilliger Verleger? Doch auch dieser Wurf glückte. Der Custos des Lobkowitz'schen Mineralienkabinets Rubesch bot seine Hilfe zur Ausführung des Vorhabens, er entwarf mit geschickter Hand die Zeichnungen, und die Firma Schweizerbart in Stuttgart fand sich bereit den Verlag zu übernehmen. So erschien denn 1845/46 das Werk: Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation I. — II. Theil mit einem Atlas von 50 Tafeln.

Wären die früheren Arbeiten noch nicht hinreichend gewesen dem Verfasser einen wissenschaftlichen Namen zu erwerben, so war es jedenfalls dieses epochemachende Werk. Nicht nur, daß es in seiner Ausstattung die meisten derartigen Erscheinungen hinter sich ließ, und den besten würdig zur Seite stand, auch der Inhalt war ein derartiger, daß er Reuss's Namen unvergänglich in der Wissenschaft machte, und ihn weit über die Gränzen der Heimat hinaustrug. So manche ähnliche Arbeit der damaligen Zeit ist der Vergessenheit schon mehr oder weniger zugefallen, weil sie durch bessere, zeitgemäßere überholt wurde, aber diese hat selbst heute noch ihren auch für die Zukunft bleibenden Werth, wenn sie gleich auch so manches enthält, das, wie das ja nicht anders sein kann, nunmehr nicht mehr haltbar ist.

In späteren Jahren äußerte Reuss selbst oft, er begreife nicht, wo er damals die Kühnheit hergenommen habe mit einer so großen Arbeit vor die wissenschaftliche Welt zu treten, wenn er bedenke welche enormen Schwierigkeiten er zu überwinden hatte, aber das ausgesprochene Talent für diesen Wissenszweig hatte ihm über Stellen hinweggeholfen, wo ein Anderer rathlos zurückgewichen wäre.

So hatte er in glänzender Weise seine Laufbahn als Paläontologe eröffnet, die medizinische Literatur bereicherte er außer seiner Inauguraldissertation nur mit zwei Schriften über die Heilkräfte des Saidschitzer Bitterwassers 1843 und über die therapeutischen Wirkungen des Biliner Sauerbrunnens 1845.

In Wien hatte es Wilhelm Haidinger damals Direktor des montanistischen Museums durch unermüdlichen Eifer dahin gebracht, daß die von einer An-

zahl wissenschaftlicher Männer gelieferten größeren Abhandlungen auf Subskriptionswegen herausgegeben werden konnten, da hiefür auf andere Weise noch nicht gesorgt wurde. Bald finden wir Reuss an diesem Unternehmen als Mitarbeiter betheiliget. 1847 erschien in jenen Veröffentlichungen eine Abhandlung über die fossilen Polyparien des Wiener Beckens, der bald eine weitere über die Entomostraceen folgte. Dann wieder wandte sich Reuss den Versteinerungen der böhmischen Süßwasserkalke zu.

Durch die Gründung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften ward Haidinger seiner verdienstvollen Mühe enthoben, und die Aufnahme als wirkliches Mitglied in diese Körperschaft in der allerersten Zeit ihres Entstehens 1848 war für Reuss, obwohl ihn schon andere Gesellschaften, wie die königl. böhmische vordem zu ihrem Mitgliede ernannt hatten, die erste öffentliche Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen. In demselben Jahre ehrte seine Vaterstadt seine Verdienste um die Wissenschaft und als Arzt durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes.

Bald trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein, der ihn für immer seiner beengten Stellung entrücken sollte. Als bei der Reorganisation der Universitäten auch die philosophische Fakultät in Prag eine Umgestaltung erfuhr, wurde ihr mit anderen neuen Kräften auch Reuss zugeführt. So war wider Erwarten erreicht, was ihm zum Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn ein neidisches Geschick verwehren zu wollen schien, und freudig folgte Reuss dem Rufe, der ihn 1849 auf die Lehrkanzel der Mineralogie an der Prager Hochschule führte.

Seine neue Stellung, die seinen Studien so vollkommen entsprach, der frische Geist, welchen das wissenschaftliche Leben der Heimat zu beleben begann, der freie Verkehr mit gleichgesinnten Collegen, das konnte Alles auf Reuss nur vortheilhaft wirken, und es wäre ebenso ermüdend als umständlich wollte ich fortfahren alle die mannigfachen Erzeugnisse seiner wissenschaftlichen Muse aufzuzeichnen; es genügt auf die wichtigsten derselben hinzuweisen. Stoff hiezu gab es in Hülle und Fülle, und wenn sich Reuss auch schon damals mit allem Eifer dem Studium der fossilen Foraminferen, Polyparien und Bryozoen hingab, in welchem er als Spezialist das Umfassendste leistete, war er doch auch nach anderen Richtungen hin thätig. Noch war das böhmische Landesmuseum nicht so unzugänglich für einen deutschen Gelehrten wie gegenwärtig. Reuss, welcher schon 1847 Mitglied geworden war, wurde bald nach seiner Uebersiedlung nach Prag in den Verwaltungsausschuß gewählt, und die geologische so wie mineralogische Sammlung des Institutes bewahrt verschiedene von ihm untersuchte und beschriebene Gegenstände.

Als im Jahre 1849 die geologische Reichsanstalt ins Leben gerufen wurde betheiligte er sich sofort an der Lösung der ihr gestellten Aufgaben und unternahm in den Ferien 1850 die geologische Durchforschung des Egerlandes und Ascher Gebietes. (Veröffentlicht 1852 im I. B. der Abhandl. der k. k. geolog. Reichsanstalt.) Das folgende Jahr finden wir ihn in den Alpen. Seine Forschungen galten den petrefaktenreichen Ablagerungen der Kreide in der Gosau. Außer einigen kleineren Abhandlungen hierüber erschien 1854 die umfangreiche Arbeit: „Beiträge zur Charakteristik der Kreideschichten in den Ostalpen" in den Denkschriften der Akademie Es war das erste Mal, daß sich ein deutscher Gelehrter in der Untersuchung und Beschreibung von Polyparien, welche fast ausschließlich dem französischen Gelehrten Milne Edwards und dessen Theilnehmer Haime überlassen worden war, ebenbürtig zur Seite stellte, wie Reuss schon vorher in der Untersuchung der Polythalamien den Franzosen d'Orbigny zum mindesten eingeholt hatte.

Zwei weitere Sommerferien verbrachte Reuss auf geologischen Aufnahmsreisen

in Mähren im Auftrage des Wernervereines in Brünn. Später aber beschränkte sich seine Thätigkeit bloß auf kleinere näher gelegene Partien, da ihn schon damals seine schwächliche Constitution anstrengende Forschungsreisen zu unterlassen gebot. So verdanken wir ihm Abhandlungen über die silurischen Schalsteine von Auwal, über die geologischen Verhältnisse des Rakonitzer Kreises, dann aber auch einige Arbeiten über heimische Mineralien, unter welchen die Fragmente zur Entwicklungsgeschichte der Mineralien, welche sich hauptsächlich auf Přibramer Vorkommnisse beziehen, besonders hervorragen. Auch die Schriften des naturwissenschaftlichen Vereines „Lotos" dessen langjähriger Präsident er war, enthalten verschiedener Abhandlungen.

Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden 1854 vom Kaiser durch die Verleihung des Franz Josef-Ordens anerkannt. Ein Jahr vorher war er von der kais. Leopoldinischen Carolinischen Akademie deutscher Naturforscher als Mitglied mit dem Beinamen „Saussure" aufgenommen worden.

Neben seiner Lehrkanzel an der Universität versah Reuss auch noch den Lehrstuhl für Geologie und Paläontologie am polyt. Institute und war Mitglied und später Präses der Prüfungscommission für Gymnasiallehramtscandidaten. Nachdem er zweimal das Amt eines Decans der philosophischen Fakultät verwaltet hatte, ward er 1859 zum Rector der Universität gewählt.

In diesem Jahre befand auch ich mich unter den Hörern der Mineralogie, und unter allen Professoren, denen ich damals bescheidentlich als Schüler nahte, war er der einzige, welcher mir sofort freundlich und wohlwollend entgegenkam. Ich hatte Zutritt in sein Haus, wo eine Anzahl junger Leute, die wie ich Studiengenossen vom ältesten Sohne des Professors, als eifrige Botaniker und angehende Naturforscher zusammenkamen. Leider muß ich gestehen, daß ich aus jenem engeren Verkehr noch nicht jenen Nutzen zu ziehen verstand, den ich haben konnte. Einmal war der wissenschaftliche Geist bei mir nach glücklich überstandener Gymnasialzeit noch nicht so weit durchgedrungen, daß ich mich nicht auch als flotter Studio gefühlt hätte, und in dieser Beziehung schreckte mich der ernste Verkehr ab, der schon damals zwischen Vater und Sohn bestand, und der mir sogar nicht behagen wollte, zudem war in mir die Ehrfurcht vor jener erhabenen Unnahbarkeit, womit sich uns gegenüber unsre Herren Gymnasiallehrer umgaben, noch nicht so weit verschwunden, daß ich, wie ich es später zu meinem Heile anderwärts that, vertrauensvoll zum Professor hätte herantreten mögen, um sein eigentlicher Schüler zu werden. Gleichwohl aber hatte ich dem Verkehr im Reussischen Hause manches zu danken, und würde später gewiß mich noch mehr an Reuss als Lehrer angeschlossen haben, wenn ich nicht in die Ferne gewandert wäre, bis mich die Verhältnisse mit ihm wieder zusammenführten.

Wenn es überhaupt auffällig ist, daß Reuss aus der Menge der Hörer, welche er in seiner akademischen Lehrzeit um sich versammelte, so eigentlich keinen Schüler gebildet hat, was übrigens ohnehin bei diesem Wissenszweig eine Seltenheit ist, so darf der Grund hievon in mehreren Umständen gesucht werden. Reuss war eine Persönlichkeit, welche zu sehr vom Wissensdrang zu steter Thätigkeit angeregt, stets gewohnt war sich für sich zu beschäftigen, vielleicht war ihm schon deshalb das Heranziehen von Schülern weniger erwünscht, dann aber fehlte ihm bei seiner krankhaften Reizbarkeit zu sehr ein genügender Grad von Geduld, die dazu gehört wenn junge Talente bis zu einem gewissen Punkte, von wo ab sie sich selbst weiter helfen können, gebracht werden sollen. Auch jene Eindrücke, welche speziell mich trafen, mögen sich mehrfach wiederholt haben; und so kann man sich dieses Fehlen eines engeren Schülerkreises wohl erklären.

In die Zeit seines Rektorates fällt auch der große Fackelzug am 100. Geburtstag Schiller's, für Prag das letzte deutsche Fest für lange Zeit. Obwohl

an dem Zuge auch tschechische Studirende theilnahmen, wurden doch schon damals Versuche von dieser Seite gemacht, die Feier zu hintertreiben, und dem Rector magnificus zum Danke für seinen Eifer im Festcomitée die Fenster eingeworfen. Ich glaube zwar nicht, daß dies allein die Ursache war, aber Reuss den außer dieser Büberei noch andere Unannehmlichkeiten aus der beginnenden Reibung der beiden Nationalitäten erblühten, zog sich möglichst von aller Oeffentlichkeit zurück nur seinen Studien und seiner Familie zu leben. Auch die Aufforderung ein Landtagsmandat zu übernehmen, schlug er aus, obwohl er der beste und entschiedenste Deutsche in seiner Gesinnung war, weil er durchaus keinen Beruf in sich fühlte eine polit. Rolle zu spielen.

Aus den immer höher aufschlagenden Wogen des nationalen Unfriedens ward Reuß im Jahre 1863 durch seine Berufung an die Universität in Wien befreit.*) Für seine unermüdliche Thätigkeit fand sich hier ein um so größeres Feld, als ja neben dem Umgang mit Fachgenossen das ungeheure Materiale der Wiener Sammlungen stets neue Anregung und Stoff zu Arbeiten bot. In demselben Jahre kam auch ich nach Wien um mir dort die ersten wissenschaftlichen Lorbeeren zu erringen. Von da ab lernte ich Reuss erst hochschätzen und mich ihm mehr und mehr als einem erfahrenen wohlwollenden Freund anschließen, da nun zwischen uns das beengende Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler nicht mehr bestand. Das Hofmineralienkabinet, damals unter Moriz Hörnes Leitung, war der Platz unsrer gemeinsamen Thätigkeit, die Sammlungen der geolog. Reichsanstalt lieferten unerschöpfliches Material. Schüchtern wagte ich meine ersten selbständigen Schritte — aber ich war gar nicht sehr erbaut als mir Reuss, dem ich meine Arbeit vorlegte, mir grad heraussagte, es sei Schade um Zeit und Mühe gewesen, da das bearbeitete Material viel zu mangelhaft gewesen sei — was ich selbst erst spät genug einsah. Da half nichts, ich mußte seinem Rathe Folge leisten, ich ließ die Sache bei Seite um mich mit um so größerem Eifer in einen Gegenstand zu vertiefen, dessen Umfang ich erst später erkennen lernte, und der mich wohl abgeschreckt hätte, wenn ich ihn von dieser Seite gleich übersehen hätte. Aber um so mehr wuchs mein Selbstvertrauen, als ich dem strengen Auge des Meisters den ersten Theil meiner Arbeit vorlegte, einen Abschnitt worin er ja Koryphäe war, und nach langer gewissenhafter Prüfung er das gut hieß, was ich gethan hatte! Ich danke es Reuss noch heute, daß er damals in dieser Art eingriff, denn ich lernte meine Kräfte mit Umsicht und Ausdauer entfalten. Uebrigens hat sich Reuss jederzeit als ein bewährter und wohlwollender Freund erwiesen, gerade in solchen Fällen wo andere reich an schönen Worten aber weit entfernt von Thaten waren, war er das Gegentheil, wie neben mir auch andere meiner Freunde erfahren konnten.

Das Hofmineralienkabinet war, so lange Moriz Hörnes die Leitung desselben hatte eine Pflegstätte der Paläontologie in besonderem Grade. Reuss, welcher sich fast ausnahmslos dem Studium der oben genannten Thierklassen hingab, arbeitete in einer unermüdlichen Thätigkeit daselbst eine Materie nach der anderen auf, und es ergab sich wiederholt die Gelegenheit, daß bei umfangreichen Materialien eine Arbeitstheilung eintrat, wornach jede besondere Partie ihren eigenen Bearbeiter fand. Wie interressant war es dann, wenn am Schlusse der Arbeit die gezogenen Consequenzen zusammenstimmten! So bearbeitete Reuss 1863 die Spongitarien, Anthozoen und Bryozoen des braunen Jura von Balin, während mir Weichthiere und Echinodermen zufielen. Später brachte Sueß aus Oberitalien ein unendliches Materiale aus den dortigen Tertiärschichten mit, davon bearbeitete Reuss gleichfalls die Anthozoen und Bryozoen, während Theodor Fuchs die Weichthiere, und ich die Echinodermen nahm. Die umfangreichen Untersuchungen beschäftigten ihn mehrere Jahre, während er da-

*) Schon 1850 hatte sich Hofrath Haidinger als Direktor der geol. Reichsanstalt an den damal. Unterrichtsminister Leo Thun gewendet, an der Universität in Wien eine Professur für Geologie zu errichten und diese Reuss zu übertragen, die Eingabe blieb jedoch unberücksichtigt.

zwiſchen verſchiedene kleinere Abhandlungen, unter dieſen die ſehr bemerkenswerthe über die Salzlagerſtätten von Wieliczka veröffentlichte.

Die eifrige Pflege der Paläontologie ward leider unterbrochen durch den plötzlichen Tod des Direktors Hörnes am 4. Nov. 1868. Eine andere wiſſenſchaftliche Richtung wurde von ſeinem Nachfolger in Aufſchwung gebracht, und die Paläontologie kam mehr und mehr wieder in den Hintergrund. Reuſs der mehr als ehedem in ſeiner Geſundheit angegriffen war, empfand den Verluſt ſeines langjährigen Freundes ungemein ſchwer, und bei ſeinem krankhaften Nervenzuſtand quälte ihn der Gedanke, unerwartet wie ſein Freund aus der Mitte der Seinigen geriſſen zu werden, die er ohne Verſorgung zurückließ, auf das unabläſſigſte. Der Wunſch das umdüſterte Gemüth des verehrten Mannes zu erheitern, und das Gefühl, daß er nun der alleinige Führer in dieſem Zweige der Wiſſenſchaft ſei, veranlaßte uns jüngere Paläontologen uns enger als vorher an ihn anzuſchließen.

Wenn man früher nicht Gelegenheit gehabt hatte eine Probe von dem großen Umfang ſeines Wiſſen, zu erhalten, ſo bot ſich oft Gelegenheit genug nun mehr im engeren Verkehr über die Ausdehnung ſeiner Kenntniſſe ſich zu wundern, und man würde ihn jedenfalls ſehr falſch beurtheilen, wollte man bei ſeiner ſcheinbaren einſeitigen Richtung etwas anderes als beſondere Vorliebe und in deren Folge allerdings beſondere Kenntniſſe vorausſetzen.

Nach Hörnes' Tode erfüllte er noch die Freundespflicht deſſen unvollendetes Werk über die Mollusken des Wiener Tertiärbeckens zum Abſchluß zu bringen, und ging dann daran einen längſt gehegten Plan theilweiſe auszuführen, ſeine älteren Arbeiten einer zeitgemäßen Reviſion zu unterziehen. Die böhmiſche Kreide war allerdings nicht mehr gut zugänglich, da das durch die böhmiſche Landesdurchforſchungscommiſſion aufgebrachte Materiale auch von deren Mitgliedern bearbeitet werden ſollte, ſo wandte er ſich der Neubearbeitung der Korallen der öſterreichiſch-ungariſchen Tertiärblagerungen zu. Seine früheren Arbeiten über Kreidepetrefakten fanden jedoch theilweiſe eine Umarbeitung in Geinitz' umfaſſendem Werke: „Das Elbethalgebirge in Sachſen," woran ſich Reuſs durch die Uebernahme der Bearbeitung der Foraminiferen, Bryozoen und Oſtracoden betheiligte, davon ein Theil nach des Verfaſſers Tode erſt die Preſſe verließ.

Man muß ſtaunen über den enormen Fleiß, welchen Reuſs in ſeinen Studien entwickelte, denn ſeine Berufsgeſchäfte waren keineswegs von der Art, daß ſie ihm viel Muße gaben. Wer die ungeheuren Entfernungen in Wien bedenkt, dem wird erklärlich ſein wie viele Zeit darauf verloren ging die einzelnen weit auseinander liegenden Orte, wohin Reuſs durch ſeine Beſchäftigung geführt wurde, zu erreichen. Zudem verſah Reuſs in den letzten Jahren zwei Lehrkanzeln deren eine ſich in der Alſervorſtadt, die andere im Univerſitätsgebäude in der Stadt befand. Außerdem war Reuſs Mitglied der Gymnaſiallehramtsprüfungscommiſſion, und während der Dauer desſelben im Unterrichtsrathe. Hiezu kommt noch daß Reuſs von jeher Botanik mit Vorliebe betrieb, und noch Zeit genug fand, was er allerdings als eine Erholung anſah, ſich der Sorge für ſein Herbarium zu widmen, das er zu ſeinem Stolz zu einer der größten derartigen Privatſammlungen Oeſterreichs gemacht hatte.

Mancherlei Auszeichnungen ehrten den gefeierten Mann der Wiſſenſchaft. Nachdem ihn ſchon früher die Univerſität Breslau zum Ehrendoktor gemacht hatte, wurde er auch von der philoſophiſchen Fakultät in Wien 1866 mit dieſer Ehre bedacht; 1870 verlieh ihm der Kaiſer den Orden der eiſernen Krone III. Claſſe und im folgenden Jahre ward er in den Adelſtand erhoben. Seine Verdienſte um die Paläontologie Sachſens anerkannte König Johann durch das Ritterkreuz des Albrechtsordens.

Aber auch ſo manches Unangenehme traf ihn in den letzten Jahren ſeines

Lebens. Die beispiellose Ignoranz, mit welcher die Candidaten nicht selten am Prüfungstische erschienen, und die unbegreifliche Lauheit von einzelnen Professoren, welche diese ernste Sache fast zu einer Comödie werden ließen, hatte Reuss oft bitter gerügt. Als bei der neuen Rigorosenordnung Reuss Gelegenheit fand etwas strenger aufzutreten, damit der Name Prüfung doch in etwas gerechtfertigt werde, entblödeten sich einige Studenten nicht, Reuss wegen seiner Strenge zu verklagen, wogegen der Dekan allerdings schwach genug war, anstatt einer gehörigen Abfertigung der Kläger auf Reuss krankhafte Reizbarkeit hinzuweisen und sie zum Guten zu mahnen, was dieselben aber nicht abhielt in einer Zeitung offen Lärm zu schlagen, wofür sie endlich von andrer Seite gebührend heimgeschickt wurden.

Dieses und manches andere verbitterten Reuss das Leben. Sein zunehmendes Nervenleiden, und die hieraus entspringenden krankhaften Zufälle bestimmten ihn sich mehr und mehr in den Schooß seiner Familie zurückzuziehen, und man konnte sagen, er war gerade menschenscheu geworden. Als am 26. April 1873 seine treue, liebevolle Lebensgefährtin einer langwierigen qualvollen Krankheit erlag, sank er körperlich und geistig gebrochen zusammen. Vergebens suchten seine Angehörigen seinen siechen Körper in der wohlthuenden Ruhe und in der belebenden reinen Luft des Landlebens wieder zu kräftigen, er selbst in rastloser Thätigkeit den Schmerz zu verwinden — es stellten sich immer unzweideutiger Vorzeichen einer baldigen Auflösung ein. Mitten in einer wissenschaftlichen Arbeit über die Bryozoen des österr.-ungarischen Tertiärgebietes nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Er starb an einem Lungenblutsturz am 21. Nov. 1873.

Zwei Söhne, von welchen der ältere jenen Zweig der Heilkunde, welchen auch einst der Vater zum Ausgangspunkte der akademischen Laufbahn erwählt hatte, die Augenheilkunde in hoffnungsvoller Weise zum Schauplatz seiner Thätigkeit gewählt hat, und drei jugendliche Töchter weinen dem zu früh Entrissenen nach, mit ihnen betrauert die Wissenschaft den zu frühen Heimgang eines ihrer treuesten Priester, das deutsch-böhmische Volk einen seiner berühmtesten Gelehrten.

Am selben Tag, zur selben Stunde, als die Ueberreste des Verblichenen auf dem Währinger Friedhof zu Wien der Erde übergeben wurden, senkte man in Dresden den Mann in's Grab der Reuss im Streben und Leben so vielfach ähnlich ihn einst auf die wissenschaftliche Bahn geführt hatte, auf der er so viel leisten sollte, den geheimen Oberbergrath Carl Friedrich Naumann.

Wenige nur hatten Gelegenheit des Verstorbenen biederen treuen Charakter kennen zu lernen, da sein stilles, ernstes, in der letzten Zeit düsteres Wesen seine krankhafte zu rasch erregte Reizbarkeit, seine Zurückgezogenheit von der Welt nur wenigen verstattete in die Nähe zu treten, wem es aber gestattet war, der verehrte in dem Mann nicht allein den großen Gelehrten, sondern auch den ehrenwerthen Charakter.

Möge die Erde ihm leicht sein, sein Andenken aber gewahrt bleiben im Herzen des deutschen Volkes in Böhmen, das mit Stolz sagen kann: — Er war unser!

Im Anhange möge ein möglichst vollständiges, chronologisch geordnetes Verzeichniß der größeren wissenschaftlichen Arbeiten weiland Dr. August Emanuel von Reuss folgen.

1833 Tentamen anatomico-pathologicum de Melanosi. Diss. inaug.

1838 Die geognostischen Verhältnisse von Teplitz und über das Vorkommen des Pyrop's in Böhmen. M. 1 Kart. XI. Bd. Archiv f. Min. Geol. Bergb. Berlin.

1840 Geognostische Beobachtungen gesammelt auf einer Reise durch Tyrol 1838. Leonhardt & Bronn. Jahrb. für Min. & Geol.

1840 **Geognostische Skizze aus Böhmen I. Die Umgebung von Teplitz und Bilin in Beziehung auf ihre geognostischen Verhältnisse.** Prag, Leitmeritz und Teplitz.
1841 **Aufzählung der um Teplitz vorkommenden Gefäßpflanzen.** Schmelkes Teplitz, und seine Mineralquellen.
1843 **Das Saidschitzer Bitterwasser in Beziehung auf seine Heilkräfte.** Prag.
1844 **Geognostische Skizzen aus Böhmen II. Bd. Die Kreidegebilde des westlichen Böhmens.** Prag.
1844 **Einige Zweifel über die Altersverschiedenheit des Granits von Marienbad.** Leonhardt & Bronn Neues Jahrb. für Miner. und Geologie.
1844 **Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse der nördl. Hälfte des Königgrätzer Kreises in Böhmen.** Leonhardt & Bronn, N. Jahrb.
1845 **Der Sauerbrunnen von Bilin in Böhmen in therapeutischer Hinsicht.** Prag.
1845 — 46. **Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation.** 2. Abtheilung mit 51 Tafeln. Stuttgart.
1847 Die fossilen Polyparien des Wiener Tertiärbeckens. II. Tasl. Haidinger's naturw. Abhandlungen. Wien.
1849 **Die tertiären Süßwassergebilde des nördlichen Böhmens.** 12 Taf. Dunker & Mayer, Paläontographica II. Bd. Cassel.
1849 Die fossilen Entomostraceen des österr. Tertiärbeckens. 4 Tafel. Haidinger's naturw. Abh. III. Bd. Wien.
1849 Neue Foraminiferen aus den Schichten des österr. Tertiärbeckens. 6 Taf. Denkschriften d. kais. Akademie der Wissenschaften I. Bd.
1850 Foraminiferen und Entomostraceen des Kreidemergels von Lemberg. 5. Tsl. Haidinger's naturw. Abhandl.
1851 **Bericht über die geolog. Untersuchungen in der Gegend von Franzensbad und Eger.** Jahrbuch der k. k. geol. Reichsanstalt.
1851 Geologische Untersuchungen im Gosauthal im Sommer 1851. Jahrb. der geol. R. A.
1851 Ein Beitrag zur Paläontologie der Tertiärschichten Oberschlesiens. Zeitschrift der deutschen geolog. Gesellschaft. Berlin
1852 **Ueber den Kupfergehalt des Rothliegenden in der Umgebung von Böhm. Brod.** Jahrb. d. geol. R. A.
1852 **Die geologischen Verhältnisse des Egerer Bezirkes und des Ascher Gebietes in Böhmen.** Mit 1 Karte. Abhandlungen der geolog. R. A. I. Bd.
1852 **Ueber Clytia Leachii Rß. einen langschwänzigen Dicopoden der Kreideformation.** 5 Tsl. Denkschr. der kais. Akademie d. W. VI. Bd.
1853 Ueber Entomostraceen und Foraminiferen im Zechstein des Wetteran. Schriften der Wetterauischen Gesellschaft.
1853 Ueber zwei neue Rudisten aus den alpinen Kreideschichten der Gosau, mit 1 Tsl. Sitzungsberichte der kais. Akad. d. W. XI. Bd.
1853 Kritische Bemerkungen über die von Herrn Zekeli beschriebenen Gastropoden der Gosaugebilde. Sitzungsber. der kais. Akademie d. W. XI. Bd.
1853 **Ueber einige noch nicht beschriebene Pseudomorphosen** ebenda X. Bd.
1853 Reklamationen in Betreff einiger Angaben in der Abhandlung des H. Lekeli über die Gastropoden der Gosauformation. Jahresb. d. geol. R. A.
1853 Beiträge zur geologischen Kenntniß Mährens. 1. Abth. Jahrd. d. geol. R. A.
1854 **Kurze Uebersicht der geolog. Verhältnisse Böhmens.** 5. Vorträge im Vereine „Lotos", Prag.
1854 **Pyroretin, ein fossiles Harz aus der böhm. Braunkohlenformation.** Sitzungsbericht d. kais. Akad. d. W. XII. Bd.
1854 **Einige neue Pseudomorphosen.** Zeitschrift „Lotos", Prag.
1854 Beiträge zur Charakteristik dee Kreideschichten in den Ostalpen. Mit 51 Tafeln. Denkschr. d. kais. Akad. d. W. XII Bd.
1855 Paläontologische Miscellen. 7 Tasl. Denkschr. der kais. Akad. d. W. X. Bd.
1855 Ein Beitrag zur genauern Kenntniß der Kreideschichten Mecklenburgs. 4 Tsl. Zeitschrift d. deutsch. geol. Gesch. Berlin.
1855 **Ueber Koprolithen im Rothliegenden Böhmen.** Sitzungsber. d. k. Ak. d. W. XVIII. Bd.
1855 **Loliginidenreste in der Kreideformation.** Denkschr. d. kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften Prag.
1855 Ueber zwei Polyparien aus den Hallstätter Schichten. 1 Taf. Denkschr. der kais. Akad. d. Wissenschaften. IX. Bd.
1856 Beiträge zur Charakteristik der Tertiärschichten im nördlichen und mittleren Deutschland. Sitzungsber. d. k. Akad. d. W. XVII. Bd.
1856 **Fragmente zur Entwicklungsgeschichte der Mineralien.** Sitzungsber. d. kais. Akad. der Wissensch. XVII. Bd.
1857 **Neue Fischreste aus dem böhmischen Pläner.** Denkschr. d. k. Akad. d. W. XIII. Bd.

1857 **Mineralogiſche Notizen aus Böhmen.** Sitzungsber. d. kaiſ. Akad. d. W. XXI. Bd.
1857 **Ueber ſilluriſche Schalſteine und das Eiſenerzlager von Auwal bei Prag.** Sitzungsb. der kaiſ. Akad. der W. XXV. Bd.
1858 Ueber die Foraminiferen von Pitzpuhl. Zeitſch. d. d. geol. Geſellſchaft.
1858 Ueber kurzſchwänzige Krebſe im Juralalk Mährens. Sitzungsb. d. k. A. d. W. XXXI. B.
1858 **Ueber die geognoſtiſchen Verhältniſſe des Rakonitzer Beckens in Böhmen.** Sitzungsb. der kaiſ. Akad. der Wiſſenſchaft. XXIX. Bd.
1858 Ueber foſſile Krebſe aus den Raibler Schichten in Kärnthen. Hauer's Beiträge zur Paläontologie Oeſterreichs. I. Bd.
1858 **Bleiglanz und Blende als Hüttenprodukte in Pribram.** Zeitſchrift „Lotos" Prag.
1859 Ueber einige Anthozoen aus den Tertiärſchichten des Mainzer Beckens. Sitzungsber. der kaiſ. Akad. d. W. XXXV. Bd.
1859 Ueber die Verſchiedenheit in der Zuſammenſetzung der Foraminiferenſchale. Sitzungsbericht der königl. böhm. Geſ. d. W.
1859 **Mineralogiſche Notizen über Böhmen.** Lotos.
1859 Zur Kenntniß foſſiler Krabben. 24 Tſl. Denkſchr. der kaiſ. Akad. d. W. XVII. Bd.
1860 **Die marinen Tertiärſchichten Böhmens und ihre Verſteinerungen.** 8 Tſl. Sitzungsb. der kaiſ. Akad. d. W. XXXIX. Bd.
1860 **Ueber Lingulinopſis, eine neue Foraminiferengattung aus dem böhm. Pläner.** Sitzungsb. der kön. böhm. Geſ. d. W.
1860 Die Foraminiferen der weſtphäliſchen Kreideformation. Sitzungsb d. k. A. d. W. XLI. B.
1860 **Die foſſilen Mollusken der tertiären Süßwaſſerkalke in Böhmen.** Sitzungsbericht der k. Akademie der Wiſſenſch. XLII. Bd.
1860 **Ueber einige chemiſche Umbildungsprodukte an mehreren kürzlich in Böhmen aufgefundenen Broncealterthümern.** Sitzungsber. der kön. böhm. Geſ. d. W.
1860 Ueber die Foraminiferen der Familie der Peneropliden. Sitzungsb. d. k. böhm. Geſ. d. W.
1860 Ueber Ataxophragnium eine neue Foraminiferengattung. Sitzungsb. d. k. böhm. Geſ. d. W.
1860 **Mineralogiſche Notizen aus Böhmen.** Lotos.
1860 Die Foraminiferen des Crag von Antwerpen. Sitzungsber. d. kaiſ. Akad. d. W. XLII. Auch franzöſiſch erſchienen.
1861 Neuere Unterſuchungen: 1. Ueber die Fortpflanzung der Foraminiferen. 2. Ueber eine neue Foraminiferengattung Haploſtiche. Sitzungsb. d. kön. böhm. Geſellſch. d. W.
1861 Paläontologiſche Beiträge 1. u. 2. Folge. Sitzungsb. d. kaiſ. Akad. d. W. XLIII. Bd.
1861 Ueber die foſſile Gattung Acicularia. Sitzungsber. d. k. Akad. d. W. XLIII. Bd.
1861 Entwurf einer ſyſtematiſchen Zuſammenſtellung der Foraminiferen. Sitzungsber. d. kaiſ. Akad. d. W. XLIII. Bd.
1861 Kurze Notiz über eine neue Foraminiferen-Gattung Schizophora. Sitzungsbericht d. kaiſ. Akad. d. W. XLIII. Bd.
1861 Ueber die Theorie der Umbildung der Spezies. Zeitſchr. Lotos.
1862 Die Foraminiferen des Norddeutſchen Hils und Gault. 12 Tſl. Sitzungsb. d. kaiſ. Akad. d. W. XLIV. Bd.
1862 Ueber zwei neue Enomphalus-Arten des alpinen Lias, Palaeontographica VII.
1862 Die Foraminiferenfamilie der Lageniden. Sitzungsb. d. kaiſ. Akad. d. W. XLIV. Bd.
1863 **Ueber die Paragneſe der auf den Erzgängen von Přibram einbrechenden Mineralien.** Sitzungsbericht d. kaiſ. Akad. d. W. 1863. XLVII. Bd.
1863 Beiträge zur Kenntniß der tertiären Foraminiferen-Familie. Sitzungsber. der kaiſ. Akad. d. W. XLVII. Bd.
1863 **Geognoſtiſche Skizze der Umgegend von Carlsbad, Marienbad und Franzensbad.** In Löſchner's Beiträgen zur Balneologie I. Bd. Prag.
1863 Die foſſilen Foraminiferen, Anthozoen und Bryozoen von Oberburg in Steiermark. 10 Tſl. Denkſch. d. k. Akad. d. W. XXIII. Bd.
1864 Ueber foſſile Lepadiden. Sitzungsb. d. k. Akad. d. W. XLIX. Bd.
1864 Ueber Anthozoen und Bryozoen des Mainzer Tertiärbeckens. Sitzungsber. der kaiſ. Akad. d. Wiſſenſch. L. Bd.
1864 Zur Fauna des deutſchen Unteroligocäns. 1. 2. Abth. 15 Tſl. Sitzungsb. d. kaiſ. Akad. der Wiſſenſch. L. Bd.
1864 Ueber einige Anthozoen der Kößnerſchichten und der alpinen Trias. 4 Tſl. Sitzungsber. der kaiſ. Akad. d. W. L. Bd.
1865 Zwei neue Anthozoen aus den Hallſtätter Schichten. 4 Tſl. Sitzgsb. d. k. A. d. W. LI. B.
1865 Die Foraminiferen und Oſtracoden der Kreide am Kanarafee bei Küſtendſche. 1 Tſl. Sitzgb. der k. Akad. d. W. LI. Bd.
1865 Die Foraminiferen, Anthozoen u. Bryozoen des deutſchen Septarienthos. 11 Tſl. Denkſch. der kaiſ. Akad. d. W. XXV. Bd.
1865 Die Bryozoen, Anthozoen und Spongiarien des braunen Jura von Balin bei Krakau. 4 Tſl Denkſchr. d. kaiſ. Akad. d. W. XXVII. B.

1866 Die sogenannte Millipora annulata. Jahrb. d. geol. R. A.
1866 Beiträge zur Charakteristik der Tertiärschichten des nördl. und mittl. Deutschlands. 12 Th. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. W. LIV. Bd.
1866 Ueber fossile Korallen der Insel Java. Wissenschaftlicher Bericht der Novara-Expedition. Geologie III. Bd.
1866 Die fossile Fauna der Steinsalzablagerungen von Wieliczka in Galizien. 8 Tfln. Sitzgsb. d. kais. Akad. d. W. LV. Bd.
1867 Ueber einige Bryozoen aus dem deutschen Unteroligocän. Sitzungsbericht der kais. Akad. der Wissensch. LV. Bd.
1867 **Die Gegend zwischen Kommotau, Saaz, Raudnitz und Tetschen in ihren geognostischen Verhältnissen geschildert.** Löschner Beiträge z. Balneolog. 2 Theile. **(Mit dem Portrait des Verfassers.)**
1867 Paläontologische Studien über die älteren Tertiärschichten der Alpen 1. Abtheil Die fossilen Anthozoen der Schichten von Castel Gomberto. 16 Tfl. Denkschr. d. k. Akad. d. W. XXVIII. Bd.
1868 Dieselben II. Abtheil. Die fossilen Anthozoen und Bryozoen der Schichten-Gruppe von Cornara mit 20 Tfl. Denkschrift d. kais. Akad. d. W. XXIX. Bd.
1868 Paläontologische Beiträge. 2. Folge. Sitzungsber. d. k. Akad. d. W. LVII. Bd.
1869 Zur fossilen Fauna der Oligocänschichten von Gaas. 6 Tfl. Sitzgsb. d. k. Akad. d. W. LIX. Bd.
1869 Ueber fossile Bryozoen von Kischenew in Bessarabien. Sitzungsb. d. k. Ak. d. W. LX. B.
1869 Ueber hemimorphe Barytkrystalle. Sitzungsb. d. kais. Akad. d. W. LX. Bd.
1870 Oligocäne Korallen aus Ungarn. 5 Tfl. Sitzbr. d. k. Akad. d. W. LXI. Bd.
1870 Die Foraminiferen des Septarienthones von Pietzpuhl. Sitzungsbericht d. k. Akad. d. W. LXVII. Bd.
1870 Die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien. Nr. 9. 10. Bivalven. 18 Tfl. Abhandl. der k. k. geolog. Reichsanstalt. IV. Bd. (Schluß des von Hörnes unvollendet hinterlassenen gleichnamigen Werkes.)
1870 Zwei neue Pseudomorphosen. Jahresb. d. geol. R. A. 20. Bd.
1870 Phymatocarcinus, ein neuer fossiler Krebs aus dem Leithakalk des Wiener Beckens. 1 Tfl. Sitzungsb. d. k. Akad. d. W. LXIII. Bd.
1871 Zur Kenntniß der Verhältnisse des marinen Tegels zum Leithakalk im Wiener Becken. Verhandl. d. geolog. R. A. 1871. Nr. 11.
1871 Notizen über zwei neue Foraminiferengattungen. Sitzungsb. d. k. Ak. d. W. LXVIII. Bd.
1871 Die fossilen Korallen des österr.-ung. Miocäns. 27 Tfl. Denksch. d. k. A. d. W. XXXI. B.
1872 Paläontologische Studien über die älteren Tertiärschichten der Alpen III. Theil. M. 20 Tfl. Denkschrift der kais. Akad. der Wissensch. XXXIII. Bd.
1872 **Die Bryozoen und Foraminiferen des untern Pläner.** Aus Geinitz: Das Elbthalgebirge in Sachsen. I. Theil. Cassel.
1874 **Die Foraminiferen, Bryozoen und Ostracaden des oberen Pläner.** Geinitz: Das Elbthalgebirge in Sachsen. II. Theil. Cassel.
1871 Die Bryozoen des österr.-ung. Miocäns. I. Abth. Denksch. d. k. A. d. W. Unter d. Presse.

Zur Geschichte des böhmischen Hospitals in Rom.

Von

Dr. **M. Pangerl.**

Die 900jährige Jubelfeier der Gründung des Prager Bisthums hat zu mancherlei literarischen Thaten Veranlaßung gegeben, von welchen die des Dr. Anton de Waal, Präses des römischen katholischen Gesellenvereines, auch meine Feder in Bewegung gesetzt hat. Die Schrift des eben genannten gelehrten Herrn führt den Titel: „Das böhmische Pilgerhaus in Rom," ist im Verlage des katholischen Preß-Vereines in Prag erschienen, und obgleich sie eine „Festgabe" bilden soll, so ist sie doch nur in dürftiger äußerer Ausstattung dem wißbe-

gierigen Publicum dargeboten worden. Weil nun die Anregung zu diesem Büchlein von einem Deutschen, Dr. Karl Jänig, dermaligem Vorsteher des deutschen Hospizes der Anima in Rom, ausgegangen, mit welchem Herrn ich nicht nur das weitere und engere Vaterland, sondern auch die Heimat zu theilen die Ehre habe, und weiters einen deutschen Mann zum Verfaßer hat, so mag es mir als drittem Deutschen im Bunde gleichfalls gegönnt sein, die Wißenschaft über das Hospital der Böhmen in Rom durch einige kleine Beiträge zu fördern. Es scheint solches nicht so ganz unnötig zu sein; denn die Summe deßen, was Hr. de Waal auf den 136 Seiten seines Büchleins erzählt und mit nicht zu verkennendem Geschick lang und breit ausgesponnen hat, bleibt trotz alledem eine geringfügige und wird es schon mehr sich empfehlen, an Stelle von allerlei frommen Reflexionen und Wünschen,[1]) denen sich in dem de Waal'schen Schriftchen ganz und gar nicht dahin Gehöriges angeschloßen hat,[2]) wirkliche und historisch beglaubigte Thatsachen zu setzen.[3])

Das böhmische Hospital in Rom, dazu bestimmt, kranken und bresthaften oder auch dürftigen aus böhmischen Landen nach der Weltstadt gekommenen Pilgern Aufnahme und Unterkunft zu gewähren, hat sein Entstehen dem Herrscher glorreichen Angedenkens, Karl IV., und den Herren von Rosenberg, denen man bei Erforschung der Geschichte des südlichen Böhmens auf Schritt und Tritt begegnet, gleichermaßen zu verdanken. Die Zeit aber, in welcher das Hospital erstand, läßt sich keineswegs mehr auf Jahr und Tag bestimmt angeben. Es ist jedoch die alte Abschrift eines noch älteren Inventars aus dem Jahre 1434 und dem genannten Pilgerhause vorhanden,[4]) welches mit Aufzählung der Urkunden beginnt und als erste namhaft macht „eine Bulle oder Urkunde über den Erkauf des Hauses für das Hospital, welche beginnt Urbanus u. s. w." Dieser Urban ist wohl niemand anderer gewesen wie Papst Urban V., welcher vom J. 1362 — 1370 den Stuhl Petri behauptet hat. Demnach fiele das Entstehen des Hospitals wohl in das Jahr der zweiten Romfahrt des Kaisers Karl IV., welche aber im Jahre 1368 stattgefunden hat. Der Kaiser hat wahrscheinlich nur das Haus erkauft und mit einiger Einrichtung versehen laßen, wogegen die Besorgung der Dotation, welche den Bestand des Unternehmens sichern sollte, drei Männern anheimgestellt wurde, welche gleich ihrem hervorragenden Vater der Kirche und deren Zwecken zeitlebens große Opfer gebracht haben. Es waren diese die Brüder Peter II., Propst des Allerheiligen-Capitels in der Prager Burg, Ulrich I.,

---

1) Man lese einmal S. 37, 50 u. s. w. nach.

2) z. B. das über den St. Wenzels-Altar in der Peterskirche Gesagte, welcher Altar mit dem Pilgerhause nur die Beziehung hat, daß die Pilger vor demselben mit ganz besonderer Andacht geknieet und gebetet haben mögen. S. 40 — 41. Auch sollte man meinen, daß der, welcher für den Frieden zwischen Deutschen und Tschechen plaidirt, nicht weniger die Altkatholiken (s. S. 91 Anm.) in denselben einschließen könnte und schon um der allen Christen gebotenen Liebe willen einschließen sollte. Ich erlaube mir hier gleich auch einige Irrthümer der Waal'schen Schrift zu berichtigen. S. 17: Grafen von Schwarzenberg hat es im Jahre 1355 noch nicht gegeben; es soll wohl Schwarzburg heißen. S. 27: Dieser Ulrich (I.) war ein ganz harmloser Mann, während das Gesagte nur auf Ulrich II. paßt. S. 33: nicht 1371, sondern 1378. S. 36: 1. August im 2. Pontificatsjahre bedingt das J. 1379 und nicht 1380. S. 40: ein Druckfehler, 1585 nämlich für 1385.

3) Ich verdanke die Kenntnis derselben der Güte des Hrn. Dr. Beda Dudik, welcher mir schon im J. 1865 die betreffenden im Archive des Stiftes Raygern aufbewahrten Urkunden und Acten zur Benützung zukommen ließ. Weil die Waal'sche Schrift auch in's Tschechische hätte übertragen werden sollen, so habe ich dem Hrn. Uebersetzer meine Abschriften der Raygern'schen Archivalien gleichfalls zur Benützung überlaßen; ob derselbe aber hievon Gebrauch gemacht hat und jene Uebersetzung überhaupt erschien, blieb mir unbekannt.

4) Die Abschrift dieses wie der drei anderen weiter unten erwähnten Inventarien dürfte in den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts gemacht worden sein.

und Johann I., Söhne des im Jahre 1347 verstorbenen Herrn Peter I. von Rosenberg. Diese schrieben nun von ihrer Burg Krummau aus im Jahre 1378 und zwar am Samstage vor dem Feste St. Gregors „des glorreichen Doctors," demnach am 6. März, dem Erzbischofe Johann Očko, daß sie zum Unterhalte des Hospital-Vorstehers, zur Erhaltung des Gebäudes und Verpflegung der armen Pilger so und soviel Zinse in den Dörfern Božetitz (Božetice, Bez. Mühlhausen) und Woltin (Oltyně, Bez. Tabor), beide zu ihrer Burg Přibenitz gehörig, bestimmt und angewiesen hätten,[5]) und baten den Erzbischof, solcher und noch mehreren anderen Bestimmungen ihres zugleich die Stelle eines Stiftsbriefes vertretenden Schreibens die oberhirtliche Genehmigung zu ertheilen. Wenn nun der Erzbischof, welcher damals sich auf seiner Burg Raudnitz aufhielt, bereits am 8. März die Anordnungen der drei Herren von Rosenberg bestätigen gekonnt, so muß, vorausgesetzt daß in der Ueberlieferung des Datums kein Irrthum obwaltet, der Ueberbringer des Rosenbergischen Schreibens ein außerordentliches Reiterstückchen ausgeführt haben. Man bedenke nämlich, daß schon die Luftlinie zwischen Krummau und Raudnitz circa 25 Meilen beträgt und daß zwischen dem 6. und 8. März nur ein einziger Tag liegt! Für ein eisenbahnloses Zeitalter war das jedenfalls eine bedeutende Leistung von Mann und Roß.

Es ist dann aus der de Waal'schen Schrift zu ersehen, daß nicht bloß der Erzbischof Johannes Očko, sondern auch der Papst Urban VI. — dieser am 1. August 1379 — die Stiftung und beziehungsweise Ausstattung des Hospitals genehmigt und bekräftigt haben. Allein weiterhin hat unser Autor mit einem großen Quellenmangel, welcher ihm allerdings recht peinlich geworden sein mag, zu kämpfen gehabt, während ich dagegen in der glücklichen Lage bin, solchem Mangel hiedurch in etwas abzuhelfen. Denn ich vermag nachzuweisen, daß auch Papst Martin V. (1417 — 1431) die Anordnungen seines Vorgängers Urban VI. bestätigt hat, freilich nicht auch das Jahr, in welchem solches geschehen ist, wie ich gleichfalls nicht anzugeben weiß, was das böhmische Hospital gegen einen Maler Namens Petrus zu handeln hatte oder was in den beiden Briefen stund, „welche der Herr Kaiser den Reformatoren der Kirchen zu Rom geschrieben," oder endlich in einem gegen wen immer gerichteten Mandate des Herrn Auditors der apostolischen Kammer. Im Jahre 1434 waren die Schriften über eben erwähnte Gegenstände noch vorhanden[6]) wie nicht weniger noch andere Sachen, von denen ich bald weiterhin einiges erzählen werde.

Die vorhin genannten drei Rosenbergischen Brüder hatten mittelst ihres Sendschreibens an den Prager Erzbischof auch die Einsetzung eines mit priesterlicher Würde bekleideten Vorstehers des Hospitals angeordnet. Aber erst fast ein halbes Jahrhundert nach Errichtung des Hospizes lernen wir den ersten Vorsteher mit Namen kennen. Es war dieser der ehrbare Herr Johann v. Königgrätz, Dechant an der St. Mauritzkirche zu Kremsier in der Olmützer Diöcese, welcher sich einen Gubernator und Rector des Hospitalhauses der Böhmen in Rom nannte und nennen ließ. Derselbe hatte es im Jahre 1427 für notwendig befunden, von den Urkunden des Erzbischofs Očko und des Papstes Urban VI. ein Transsumpt[7]) und zwar in feierlichster Form durch den Dr. Juliano Cesarini aus Rom, päpstlichen Caplan und General-Auditor der apostolischen Kammer,

---

5) Es heißt, daß die Ziffern der Zinsen in dem Abdrucke der Urkunde bei Balbin mit den Angaben des Originals nicht klappen.
6) Nachweisbar aus dem ersten der schon erwähnten Inventarien.
7) Wovon zwei Abschriften auf Papier, eine gleichzeitig gefertigt, vorhanden sind.

verfertigen zu laßen, was am 10. März in der Kirche Maria rotunda geschehen ist. Sonst weiß ich noch über diesen Gubernator Johannes zu berichten, daß er zu einer nicht näher bekannten Zeit einen Niklas Gleywicz zu seinem Procurator ernannt hat, um durch denselben von einem gewissen Blasius 10 Goldgulden für das Hospital eintreiben zu laßen.[8]) Jener Niklas wurde nachmals selbst Vorsteher der böhmischen Pilgeranstalt; nach seinem Vollmachtgeber aber ist übrigens ein nicht uninteressantes Inventar erhalten, welches uns eine kleine Vorstellung von den Kostbarkeiten und dem Meublement des Hospitals im Jahre 1434 gewährt und welchem daher hier einige Zeilen gewidmet werden sollen.

Solches Inventar ist wohl aus dem Grunde verfaßt worden, weil Johann von Königgrätz in jenem Jahre die Vorstandschaft niedergelegt oder aber nach Kremsier zurückgekehrt war. Er selbst hat hiernach einen silbernen gut vergoldeten Kelch sammt Patene dem Hospitale zum Geschenke gemacht, dazu zwei zinnerne Kannen, welche zu diesem Kelche gehörten, ferner vier Altartücher (tobalias) zum Altar des Hospitals, weiters ein pergamentnes Prager Brevier, und hat endlich in seiner Kammer eine Bank nebst Spannbett, nebst Matratze und Kissen mit gutem rothem Ueberzuge zurückgelassen, welche letzteren Gegenstände mit noch anderen derselben Art und „im oberen Theile des Thurmes" aufbewahrt „in die untere Kammer für die armen Priester, Pilgrime und Kranken" hätten gegeben werden sollen. So gewinnen wir hier gleich Anhaltspunkte zu einer kleinen Vorstellung von dem Hospitalbau; er war mit einem Thurme versehen, welcher mit Rücksicht auf die darin verwahrten Einrichtungsgegenstände kein kleines Kapellenthürmchen gewesen sein konnte, läßt der erwähnte Altar eine Kapelle voraussetzen und existirte außer den Stuben des Vorstehers und jener für die armen Priester auch noch ein Saal, in welchem eine große Tafel mit zwei langen Bänken stand. Das war also ein Speisesaal und dahin gehörte auch das große Tischtuch (mensale), deßen in unserem Inventar ebenfalls gedacht wird. Auf dem Altar des Hospizes standen zwei Candelaber aus Eisen und nicht weniger als sechs Meßbücher nebst drei Brevieren, groß und klein, aus Pergament und auch mit Papier untermischt und mit roten Ledereinbänden versehen, waren im Hause zur Deckung frommer Bedürfniße vorhanden. Dem gleichen Zwecke diente ein Buch, welches mit Sonntagespredigten vollgeschrieben war; übrigens fand sich im Hause auch mancherlei Zinngeschirr, gab es zwei marmorne Mörser nebst Zubehör, und für den Fall, daß man sich allerlei Gesindel vom Leibe zu halten hatte, konnte man zu zwei kleinen und einem einfachen großen Spieß greifen, welche Dinge gleichfalls das Inventar vom Jahre 1434 mit ihrer historischen Existenz schmücken.

Außer dem Inventar, woraus ich eben einiges mitgetheilt habe, haben sich noch vier andere Schriftstücke derselben Gattung erhalten, aus welchen ich dem freundlichen Leser gleichfalls einige ehrwürdige Neuigkeiten mittheilen will, sobald ich ihn mit dem unmittelbaren oder doch zweitnächsten Nachfolger des mährischen Dechants bekannt gemacht haben werde. Derselbe führte den ganz prosaischen Namen Kaspar, war Sohn eines gewissen Laurenz in Breslau und sonst Beneficiat und Pönitentiar an der Basilika des h. Petrus in Rom. Wahrscheinlich weil er die Familienverhältnisse der Herren von Rosenberg nur wenig kannte, wandte er sich am 5. Jänner 1439 mit einem Schreiben an Herrn Johann II. von Rosenberg anstatt an deßen Vater Ulrich II., den Mann, welcher in den Händeln seiner Zeit eine mehr berüchtigte als berühmte Rolle spielte, und bat darin, daß ihm das Rectorat und die Gubernatur des böhmischen Hospitals übergeben werden möge.[9]) Er schildert bei dieser Gelegenheit den Bauzustand des

8) Ein Theil der bezüglichen Vollmacht abschriftlich zwischen dem 1. und 2. Inventar.
9) Orig. Pap.

Hauſes als einen ruinöſen und ſpricht auch die Meinung aus, daß er durchaus nicht mit der Reparatur und Reformation des Hauſes aufzukommen vermöchte, wenn man ihm nicht mit den von den früheren Herren von Roſenberg gewidmeten Zinſen zu Hilfe käme. Der Beneficiat Kaſpar aber verſchloß ſein Schreiben mit einem Siegel, welches möglicher Weiſe das des Hoſpitals ſelbſt geweſen iſt. Man erblickt noch im Mittelfelde desſelben die Mutter Gottes in dem bekannten Mariahilf-Typus, welche Darſtellung auch mit dem Zwecke des Hoſpitals im Einklang geſtanden wäre.

Genau zwei Monate darnach (4. März) wurde der Bitte des Beneficiaten von dem damaligen Haupte des Roſenbergiſchen Hauſes, Herrn Ulrich II., Folge gegeben. Ulrich ernannte ihn zum Procurator und Gubernator des Hoſpitals mit deßen Zugehörungen und verlieh ihm die Vollmacht, ehrbare Perſonen von beiden Geſchlechtern in das Haus aufzunehmen, auch wieder hieraus zu entfernen, wenn dieſelben ſich nicht ordentlich aufführen würden, überhaupt alles vorzukehren, was dem Hoſpital Ehre brächte; von den Zugehörungen des Hauſes dürfe er jedoch nichts verkaufen oder ſonſt veräußern; dagegen hätte er die Zinſe „von den Bewohnern der Domicille“ einzutreiben und ſelbe nach Erfordernis zur Wiederherſtellung des Hoſpitals zu verwenden. Herr Ulrich behielt ſich übrigens den beliebigen Wiederruf der Ernennung und Vollmacht bevor;[10]) aus dem vorhin Geſagten aber iſt zu erſehen, daß das Hoſpital ſchon damals wie auch heute noch im Beſitze anderer Häuſer geweſen iſt und aus deren Vermiethung einen Theil ſeiner Einkünfte gezogen hat. Auf welche Art jedoch es in den Beſitz ſolcher Häuſer gekommen, iſt durchaus unbekannt. Und mit dem Ernennungsdecrete ging zugleich ein Schreiben Ulrichs nach Rom, worin er dem neuen Hoſpitals-Gouverneur eröffnete, daß er die zur Wiederinſtandſetzung des Pilgerhauſes von dem Rector und den anderen Böhmen erbetene Hilfe gerne gewähren möchte, jedoch nicht könnte, weil dem einmal die noch immer währenden Unruhen und Kriege des Königreiches entgegenſtänden und weil dann in den verwichenen Jahren durch die ketzeriſchen Unruheſtifter ſeine Güter und inſonders auch die dem Hoſpital gehörigen und bei Tabor gelegenen Dörfer ganz verwüſtet worden wären.[11]) Herr Ulrich, welcher in Bezug auf Kirchengüter ſtets ein ſehr dehnbares Gewißen gehabt und ſonſt auch all' ſein Lebtag mehr als billig gelogen hat, mag diesmal doch die Wahrheit geſchrieben haben. Denn es iſt wohlbekannt, daß die Taboriten am 13. November 1420 die Burg Přibenitz erobert haben,[12]) zu welcher Zeit und auch noch ſpäterhin die Umgebung der genannten Burg gleichfalls in große Mitleidenſchaft gezogen worden ſein mag.

Hat daher aus eben angegebenem Grunde der Rector Kaſpar von Breslau die vollſtändige Wiederaufrichtung des Hoſpitals nicht bewerkſtelligen können, ſo hat er doch wohl vorbereitende Schritte zu derſelben gemacht, wornach dann ſeinem Nachfolger Heinrich Rorau[13]) die Reſtauration um ſo beßer gelingen konnte und auch gelungen iſt. Dieſer mag das Rectorat im Jahre 1454 übernommen haben; denn es iſt uns gerade aus dieſer Zeit wieder ein Inventar erhalten

10) Concept auf Pap.
11) Geſchrieben auf dasſelbe Blatt, auf welchem der Entwurf der Ernennung des Beneficiaten Kaſpar zum Gubernator des Hoſpitals ſteht.
12) Palacky, Geſchichte v. Böhmen, III b, 172.
13) Stammte wahrſcheinlich aus dem Dorfe Rohrau bei Ohlau im Regierungsbezirke Breslau. Wenn wir nun vornehmlich Schleſier an der Spitze des Hoſpitals ſehen, ſo iſt damit bewieſen, daß man im eigentlichen Böhmen ſich ſehr wenig um Rom und noch weniger um das dortige böhmiſche Hoſpital gekümmert hat.

und bekanntlich pflegen dergleichen Schriftstücke bei Aemterwechseln nicht selten angefertigt zu werden.

Der ruinenhafte Zustand des Hospitals, über welchen schon im Jahre 1439 ernstlich geklagt worden war, ist laut Inschrift, welche noch heut zu Tage an irgend einer Außenseite des Pilgerhauses zu erblicken ist,[14]) im Jahre 1457 durch den genannten Rorau beseitigt worden. Als aber derselbe die Leitung des Hauses übernahm, wies deßen neues Inventar einen allerdings weniger kostbaren als vielmehr nützlichen Hausrat an Betten, Bettdecken, Matratzen und Polstern, Leinen und Tüchern, weiters Kirchenornate, Leuchter u. s. w aus. Es wird darin eines eisernen Kreuzes gedacht, welches auf einem „Globus" stand, demnach auf einem kugelartigen Fußgestelle, weiters einer Kiste mit „versigelten" Büchern und einem Feuerzeug nebst einer Kiste, deren Schloß ein wenig gebrochen und die daher auch nicht geöffnet, sondern von Rorau und dem Notar Niklas Othmuchow (von Ottmachau) aus Breslau gut versiegelt wurde. Das Geheimnis, welches diese Truhe etwa bergen gemocht, wird auch späterhin nicht aufgedeckt und dafür noch gewißenhaft angemerkt, daß in der Kammer, in welcher ein Herr Jacob Medzbor zu weilen pflegte, zwei Tafeln zurückgeblieben und zwei — Urinalien.

Aus der Zeit nach dem Procurator Rorau sind uns noch zwei Inventarien erhalten, welche wie die vorher erwähnten ebenfalls in den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts niedergeschrieben leider mit keinem Datum versehen sind, um darnach wieder zu bestimmten Jahren den Stand der inneren Einrichtung des Hospitals angeben zu können. Es besaß jedoch das Pilgerhaus denselben zufolge eine nicht unbedeutende Anzahl von Codices, so das 6. Buch der Decretalien, ein Buch von den Weltordnungen, die Constitutionen der Pönitentiaria, ein medicinisches Werk über die Pferde, ein Buch des Petrus Hispanus u. s. w., mancherlei Repertorien und hauptsächlich auch viele Archivalien, deren Verlust kaum mehr gut gemacht werden wird. Unter diesen Archivalien wird namentlich ein kleines durch den Notar Johannes Neumann gezeichnetes Register über einen unbekannten Proceß sowie ein an die Prager Bürgerschaft ergangenes Monitorium hervorgehoben. Es war eine Börse da mit gewissen Edelsteinen und eine Truhe, in welcher gewisse Rechtsurkunden, Säulenschäfte (?) und drei abgeschnittene Veronica-Bilder nebst drei kostbaren Steinen verschiedener Farbe und sehr viele an Heinrich Rorau gerichtete Schreiben verschloßen waren. Rorau hinterließ dem Hospital auch Pelzwerk und ein Schwert. Wenn dann im zweiten Inventar die Rede von einer Tapete ist, so gestattet diese Angabe einen Schluß auf einen gewissen bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunders innerhalb der Mauern des Hospitals eingebürgerten Luxus und weil „ein Instrument oder Sitz für die Bedürfnisse der Kranken" nicht übergangen wird, so wird es schon richtig sein, daß das Hospital in der That sich auch mit Krankenpflege befaßte Nur der Rarität wegen erlaube ich mir noch anzuführen, daß man auch einen geschädigten vergoldeten Kelch mit gewissen Schriftzügen (cum certis scripturis) besaß und „eine Rose für Schreiber," es dem lieben Leser überlaßend, sich unter dem letztgenannten Inventarstück ein beliebiges Ding vorzustellen.[15])

Man wird übrigens nach der Lesung der erwähnten vier Inventarien leicht auf die Vermutung geraten, daß die mancherlei Gegenstände der inneren Ausstat-

---

14) Ich bezweifle, daß die Schriftcharactere des von Waal auf S. 71 gegebenen Facsimile's dieser Inschrift dem Originale getreu nachgebildet sind.

15) Natürlich sind in den beiden letzten Inventarien auch Tücher, Leinen, Geschirr u. s. w. ausgewiesen und hier nur übergangen worden.

tung des Hospitals sich theils aus den Hinterlaßenschaften der Vorsteher, theils aus den Hinterlaßenschaften dankbar gesinnter vermöglicher oder auch in Rom verstorbener Pilger ergänzten und mehrten, wozu dann auch die Effekten solcher Leute kamen, welche aus irgend einem Grunde immer — oder doch längerwährende Wohnung in dem böhmischen Hospize genommen hatten. Denn es liegt mir auch ein Verzeichnis jener Habseligkeiten vor, welche ein gewisser Michael[16]) dem Pilgerhause zurückgelaßen. Der Mann war dem zufolge nicht schlecht eingerichtet gewesen; hatte er doch außer anderm einen silbernen und vergoldeten Kelch nebst mancherlei Büchern, einen vollständig ausgeschmückten Altar, zwei Veronica-Bilder „und andere neue Bilder", eine Kiste mit Briefen oder Urkunden, eine Tapete, nicht weniger eine Lanze sammt einem Spieß und vielem anderem Hausrat beseßen, nicht zu vergeßen, daß er auch einen „Sitz für Kranke" sein Eigen nannte, was in Verbindung mit anderen Dingen den Schluß gestattet, daß Herr Michel als vermöglicher Patient in Rom geweilt.[17]) In dem eben verhandelten Verzeichnisse wird auch wieder des schon vorhin einmal erwähnten Thurmes gedacht und von einer hinter der Kirche (retro ecclesiam) stehenden Tafel mit drei Füßen gesprochen. Es muß denjenigen, welche das Hospital in Rom mit leiblichen Augen geschaut haben, überlaßen bleiben, festzustellen, was man bei jener Kirche zu denken hat.

Ich bin nunmehr daran, den letzten Beitrag zum Buche des Hrn. de Waal zu liefern, welcher Beitrag jedoch bei näherer Prüfung, die aber gerne jenem Autor überlaßen bleiben soll, sich vielleicht nur als eine Berichtigung seiner Angaben herausstellen wird. Oben nämlich ist schon ein Niklas von Gleiwitz[18]) namhaft gemacht worden, welchen ich mit dem gleich zu erwähnenden Manne desselben Namens für eine und dieselbe Person halte. Dieser Niklas war Magister der freien Künste und Canonicus zum heil. Kreuz in Breslau sowie der Kirche zu Glogau, dann Hofnotar des apostolischen Stuhles,[19]) mußte sohin, falls es mit der von mir vermeinten Identität seine Richtigkeit hat, auch schon ein bejahrter Mann gewesen sein. Der war es nun, deßentwegen sich die Herren Heinrich V. und Wok II. von Rosenberg, die Söhne Johanns II. von Rosenberg, am 11. October 1475 von Krumman aus an den Papst Sixtus IV. mit der Bitte wandten, denselben als Custos und Gubernator „ihres" Hospitals zuzulaßen und so ihnen zu dem von altersher gebührlichen Rechte wieder zu verhelfen.[20]) Kurz vorher war nämlich der noch durch Herrn Johann II. von Rosenberg († 1472) zum Gubernator ernannte päpstliche Pönitentiar Stephan gestorben und an deßen Stelle ein Bischof Johann „de Millinis" (?) in das Rectorat des Hauses eingedrungen. Daß dieser Bischof nur unter päpstlichem Schutze solches gewagt haben konnte, hiefür spricht einmal die wohlbekannte Thatsache, daß es der päpstliche Hof insbesondere im Laufe des 15. Jahrhunderts mit der Achtung fremder Patronatsrechte nicht immer genau genommen hat, und dann der Umstand, daß die Rosenbarone eben beim Papste Abhilfe gegen den

16) Wohl mit dem Breslauer Canonicus Michael Salzmann bei Waal S. 76 identisch. Michael hat dieses Verzeichnis selbst niedergeschrieben und zwar nach Schluß der besprochenen 4 Inventarien.

17) Man liest sonst noch in dem Verzeichnisse des Michael: item duas tascas (pulgen); item unum maneatorium (ezlaby) pro equis servandis; unum bonum missale pro tribus ducatis impignoratum. Die eingeklammerten Worte rühren von einer Hand des 16. Jhdts her.

18) In dem Concept stand zuerst Laybnicz geschrieben.

19) Artium liberalium magister ac s. Joh. maioris Wratislaviensis s. crucis et Glogoviensis ecclesiarum canonicus, notarius sedis apostolicae et curialis.

20) Concept (?) auf Pap.

bischöflichen Eindringling gesucht haben. Ob sie aber einen Erfolg errangen, ist mir unbekannt geblieben.

Hiemit hätte ich meine, wie man sieht, nicht ganz unwesentlichen Beiträge zur Geschichte des böhmischen Hospitals in Rom erschöpft. Ich bediente mich vornehmlich der amtlichen Bezeichnung „Hospital", und überlaße es dem Leser, sich über die ferneren Schicksale desselben aus dem Waal'schen Büchlein zu belehren. Der Verfaßer hat jedenfalls damit eine ganz dankenswerte Arbeit geliefert, einen wie streng confessionellen Standpunct er hiebei auch eingenommen hat. Wenn er dann auf den letzten Seiten seiner Schrift[21]) die sanguinische Hoffnung ausspricht, daß die Wiederauflebung des Hospitals in der von ihm gedachten Art das Ihrige zum Ausgleich des Gegensatzes „zwischen Deutsch und Czech" zur Beseitigung des „alten Racengrolles" beitragen werde, so wird ihm der geschichtskundige Leser erwiedern, daß solches ungefähr ebenso leicht möglich ist wie ein Ausgleich des Gegensatzes zwischen den Papsttum und dem neuen Königreich Italien. Aber dergleichen Gegensätze sind ja auch nicht immer ein Unglück; sie wecken und fördern geistiges Leben und bewahren mit vor jener Versumpfung, welche so leicht durch den Absolutismus, sei der nun ein staatlicher oder kirchlicher, hervorgerufen wird.

Graslitz und seine Industrie.

Von

Karl Rößler.

In dem westlichsten Theile von Böhmen, in jener Einsenkung, wo die Ausläufer des Erz- und Fichtelgebirges sich berühren, beiderseits von Sachsen wie vom übrigen Böhmen durch breite, aber mäßig hohe Gebirgszüge geschieden liegt die Industriestadt Graslitz. Die Berge, welche zunächst die Stadt umgeben, erheben sich etwa 800—900 Fuß über die Thalsohle, in welcher die Stadt sich ausbreitet und vom Zwodaflusse, der im nahen Sachsen seinen Ursprung nimmt, der ganzen Länge nach durchschnitten wird. Sie hat nach der jüngsten Volkszählung eine ortszuständige Bevölkerung von 7067 Seelen.

Die ersten Anfänge der Stadt reichen bis in die dunkle Vorzeit zurück und lassen sich nicht sicher nachweisen, eben so wenig, woher die ersten Bewohner des Thales gekommen sein mögen. Nur so viel ist gewiß, daß der Bergbau in Stadt und Umgebung schon in den ältesten Zeiten in Aufnahme kam und der Mineralreichthum der unterirdischen Gänge immer mehr Bewohner anlockte. Bereits im Jahre 1370 wurde die Stadt Graslitz von Kaiser Karl IV. zu einer Bergstadt erhoben und wurden ihr mit kaiserlicher Urkunde vom 15. August dieses Jahres dieselben Rechte und Privilegien verliehen, welche die Stadt Elbogen genoß, und während die Gegend um das seines Silberreichthums wegen nachher weltberühmte Joachimsthal noch eine Wüstenei war, hämmerte und grub man schon in den hiesigen Bergen und erfreute sich Graslitz bereits eines geregelten Stadtwesens.

---

21) S. 130.

Zu seiner eigentlichen Blüthe aber gelangte der hiesige Bergbau erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem mittlerweile die reichhaltigen Kupferminen um Graslitz in weiteren Gegenden bekannt geworden waren und Hieronymus Graf von Schlick die für Joachimsthal geltende Bergordnung auch in Graslitz eingeführt hatte. Von dieser Zeit an siedelte sich, angelockt durch die Aussicht auf reichen Gewinn, manche ansehnliche Familie aus Deutschland hier an. Die Gedenkbücher nennen die Herren von Forster und Kaspar Uffenweger aus Frankfurt am Main, Johann und Jakob Porten aus Hamburg, die Familien Boxberger, Meyenschein, Stark und Rueßl aus Nürnberg, Christian Eulnauer aus Leipzig u. a.

Diese vermöglichen Familien wußten nicht nur die reichhaltigsten Stollen an sich zu bringen, sondern auch neue aufzuschließen, und errichteten Pochwerke, Schmelzhütten, Kupferhämmer und Messingfabriken, wo das gewonnene Metall zu anderweitigen industriösen Zwecken verwendbar gemacht wurde.

So entfaltete sich um die Mitte des 16. Jahrhundertes längs dem Zwodathale ein reges gewerbthätiges Leben. In den Eingeweiden der Erde grub und hämmerte man und fuhr die reiche Ausbeute an Erzen zu Tage; an der Oberfläche waren Hunderte von Händen beschäftigt, um die Wälder zu lichten und das für den Stollenbau nöthige Holz vorzurichten. Längs den Bächen vermehrten sich die Pochwerke, Schmelzhütten und Drahthämmer, da der steile Fall der Bäche der Anlage solcher Unternehmungen sehr zu statten kam.

Wie schwunghaft der Graslitzer Bergbau mochte getrieben worden sein, ersieht man aus der Bergordnung, welche der damalige Besitzer von Graslitz, August von Schönburg, 1601 erließ. Nach derselben bestand daselbst eine vollständige Berghauptmannschaft mit einem Berghauptmanne, einem Bergmeister, Geschworenen und anderem Personale. Kaum ein anderer Ort im böhmischen Erzgebirge, außer Joachimsthal, hatte ein so vollständiges Bergamt.

Dieser blühende Zustand dauerte indeß nur an 100 Jahre. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts fing der Bergbau allmälig an in Verfall zu gerathen. Der dreißigjährige Krieg trug seine Schrecken auch in dieses entlegene Thal. Die Stadt wurde mehrmals von feindlichen Truppen besetzt und hart mitgenommen. Manche ansehnliche Familie, die von auswärts eingewandert war, zog wieder zurück in ihre frühere von Feindeshand verschont gebliebene Heimat. Das Restitutionsedikt vom Jahre 1627, dem zufolge alle jene, welche nicht zur katholischen Kirche zurückkehrten, ihr Besitzthum zu verkaufen und auszuwandern hatten, entzog manche gewerbthätige Hand und manches Betriebskapital dem Bergbaue.

Außer diesen zufälligen Ursachen des Verfalles gibt es indeß auch noch andere, die im Betriebe des Bergbaues selbst gelegen waren und eine allmälige Abnahme zur nothwendigen Folge hatten. So lange nämlich die Stollen einen geringen Tiefgang hatten, waren die Betriebskosten unbedeutend; der Bergbau mußte Mühe und Kapital reichlich lohnen und einen raschen Aufschwung nehmen. Anders jedoch, als die vordern Schichten abgebaut waren, die Stollen tiefer gingen und die Gewässer mächtiger wurden. Da verursachte der Grubenbau, je weiter er fortschritt, in demselben Maße größere Unkosten und setzte ein bedeutendes Betriebskapital voraus, das nicht jeder Grubenbesitzer aufzubringen im Stande war. Dampf- und andere Maschinen standen noch nicht zu Gebote. So kam es, daß mancher Stollen von dem Besitzer minder emsig besorgt und nach und nach ganz aufgelassen wurde.[1])

---

1) S. K. v. Novicky. Die Wiedergewältigung des alten Kupferbergbaues v. Graslitz. S. 5.

Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren in Graslitz und Umgebung nur wenige Stollen mehr in der Hand von Eigenlöhnern; selbst die Grundobrigkeit führte die ihrigen nur nothdürftig fort. Längs den Thälern der Zwoda, des Schwaderbaches und des Silberbaches wurde es allmälig stiller; die Kupferhämmer, Schmelz- und Pochwerke verwandelten sich in Mühlen und andere Unternehmungen, die sonst zu Bergwerkszwecken verwendet gewesenen Grundstücke wurden zu Baustellen benützt, bis endlich 1801 auch die letzte Schmelzhütte zu Grünberg von der Grundobrigkeit an das Fabriksetablissement Landrock und Keilwerth käuflich überlassen wurde.

So endete der Bergbau, dem Graslitz sein Emporblühen und seinen Wohlstand zu verdanken hatte. Nur einzelne Halden auf dem nahen Eibenberge, ausgedehnte, riesengroße Schlackenmassen in den Thälern, wo ehedem die Schmelzhütten gestanden, erinnern noch an die vergangene alte Zeit.[1])

Es kam eine andere Zeit. Die durch den lohnenden Bergbau herbeigelockte Bevölkerung mußte zu andern Erwerbsquellen greifen, um ihre Existenz zu finden. Da der Boden unfruchtbar, das Klima rauh und die den Wäldern entrissene Erdscholle zum größten Theile an steilen Bergabhängen gelegen ist, so konnte nur die Industrie es sein, der man sich zuwandte. Die ersten Anfänge einer solchen zeigten sich schon zu einer Zeit, da der Bergbau erst im Sinken begriffen war. Es war das Geigenmachen, welches um's Jahr 1667 durch einen gewissen Michael Dörfler aus Deutschland nach Graslitz verpflanzt und daselbst heimisch wurde. Später gesellte sich dazu das Anfertigen von Geigenbogen und Saiten und das sogenannte Pfeifenmachen, die Anfertigung von Holzblasinstrumenten.

Die weibliche Bevölkerung befaßte sich vorzüglich mit dem Spitzenklöppeln, welche Kunst bereits ein Jahrhundert früher durch Barbara Uttmann zu Annaberg in Sachsen in Aufschwung gekommen war und sich nach und nach im ganzen Erzgebirge dies- und jenseits der Berge verbreitet hatte, aber jetzt erst, beim Rocken des Bergbaues ihre rechte Würdigung fand. Der erste in Graslitz ansässige Spitzenhändler war 1666 ein gewisser Salomon Rück. Warf auch die Spitzenklöppelei im Ganzen genommen einen geringen Lohn ab, so reichte er doch bei der Einfachheit der Lebensweise und der Genügsamkeit der Bewohner hin, den Anfoderungen, welche das Leben stellte, zu genügen, wenn nicht ausnahmsweise ungünstige Zeitverhältnisse eintraten.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, die Schicksale der Erzgebirger Spitzenindustrie ausführlich zu beschreiben und verweisen wir auf den Artikel in diesen Blättern Jahrg. X. Nr. VI: „Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge, von Josef Stocklöw."

Wir wollen uns nur die Bemerkung erlauben, daß auch Graslitz an den Licht- und Schattenseiten dieser Industrie seinen vollen Antheil hatte. In so weit die Spitzenmanufaktur in unsere Zeit herüberreicht, wird unten weiter angeführt werden.

Eine andere Erwerbsquelle war die Baumwoll- und Mousselinweberei, die sich neben dem Geigen- und Pfeifenmachen bereits im vorigen Jahrhunderte eingebürgert hatte und in kurzer Zeit nicht nur in der Stadt, sondern auch in der Umgebung allgemein betrieben wurde. Da bei dem Mangel an

---

[1]) Im Jahre 1858 hat Herr Konstantin v. Novicky mehrere Grubenfelder wieder aufgeschlossen, nachdem Fachkommissionen sich nicht bloß für die Baufähigkeit der vorhandenen Stollen, sondern auch für die Reichhaltigkeit der noch anstehenden Erze ausgesprochen haben. Der Betrieb soll jedoch noch beginnen.

Spinnmaschinen jeder Baumwollerzeuger für die Anfertigung seiner Gespinnste selbst sorgen mußte, so hatten selbst Kinder und alte Leute einen recht annehmbaren Verdienst. An die Baumwollweberei schlossen sich bald Druckereien, Färbereien und Bleichen.

Auch der weiblichen Bevölkerung eröffnete sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Erwerbsquelle durch die Tamburir-Stickerei auf Mousselin, später auf Mull, welche Kunst durch eine gewisse Margaretha Ullmann aus dem Bairentischen in die hiesige Gegend verpflanzt wurde.

So schien in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts der Stadt Graslitz nahezu ein ähnlicher Wohlstand wiederzukehren, wie ehedem zur gesegneten Zeit des Bergbaues. Hören wir, was ein Zeitgenosse über die Haupterwerbszweige der Stadt im Jahre 1821 schreibt:[1])

„Nebst dem beschwerlichen Ackerbau ist es die Mousselin- Kammertuch- und Kottonweberei, das Spitzenklöppeln, die Instrumentendrechslerei (Geigen- und Violinbogen und Saitenmachen), dann die Messingtrompeten und Waldhornverfertigung, womit sich die Inwohner beschäftigen. Diese Waaren werden in großer Menge erzeugt und nach den Städten Pilsen, Prag, Budweis, Brünn, Wien, Linz, Graz, ferner nach Italien, ganz Ungarn und Siebenbürgen bis Rußland und in die Türkei verführt, wodurch jährlich um mehr denn eine Million Gulden Waaren umgesetzt werden."

„Die Stark'sche k. k. privilegirte Zitz- und Kottonfabrik beschäftigt an den 53 Drucktischen im Hause, dann in den unter der Neunermühle gelegenen Farb- Bleich- Koch- und Trockenhäusern 180 Menschen ohne die Weber. Daraus ist ersichtlich, wie viele Familien von diesem Hause ihren Nahrungsunterhalt haben. So haben auch Wenzel und Josef Köhler eine privilegirte Mousselin- dann eine Kottondruckwaarenfabrik, die zum Theile hier und in der Hauptstadt Wien betrieben wird und vielen Familien Lebensunterhalt verschafft. Wenzel Kühnl hat eine Druckfabrick mit 12 Tischen und beschäftigt bloß im Fabriksgeschäft 40—50 Menschen. Die eine halbe Stunde nordwärts zwischen Grünberg und Eibenberg angelegte englische Spinnmaschine gibt den hierorts befindlichen 500 Kottonwebern Beschäftigung, die dann ihre Waare an die Druckfabrikanten absetzen, von denen sie gedruckt oder weiß gebleicht, auch noch zum weitern Verkauf befördert werden."

„Die Spitzenklöppelei, eine Hauptbeschäftigung des weiblichen Geschlechtes wird hier durch 16 Spitzenhändler im Großen mit Kommissionsgeschäften und Beziehung der in- und ausländischen Märkte betrieben."

„Weiters sind noch 34 Zitz-, Kotton- und Mousselinverleger im Großen und a la minuta, die bedeutende Geschäfte machen. Legitimirte Handelsleute, von denen mehrere auf Geschäfte im Großen, auch auf Wechselgeschäfte sich verlegen, sind vierzehn. Instrumentenhändler im Großen gibt es sechzehn. Sie haben Niederlagshandlungen in den k. k. Staaten und beziehen alle Märkte."

Sämmtliche hier genannte Industriezweige bilden jedoch nur den Uebergang aus der alten in die neue Zeit. Manche von ihnen haben sich zur Gänze wieder verloren, wie die Mousselin-Erzeugung; andere haben an Bedeutung abgenommen, wie die Geigen- u. Saitenerzeugung; wieder andere haben durch den Fortschritt der Zeit und das zunehmende Maschinenwesen eine totale Umwandlung erfahren, wie die Spitzenerzeugung, die Stickerei und Weberei. Die Industrie

---

[1]) Johann Dotzauer's Topografie der Stadt Graslitz sammt Ortschaften. Zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Stadt herausgegeben von seinem Sohne Richard Ritter von Dotzauer, 1870.

der Gegenwart, die der Stadt Graslitz seit kurzen Dezennien einen so namhaften Aufschwung gegeben hat, unterscheidet sich gänzlich von der früherer Jahrhunderte und besteht vorzugsweise: 1. in der Erzeugung von Musikinstrumenten, namentlich von Metallblasinstrumenten; 2. in der Hand- und Maschinenstickerei; 3. in der Spitzenfabrikation; 4. in der Schaf- und Baumwollwaarenerzeugung. Wir setzen den letztgenannten Industriezweig an letzter Stelle, nicht weil er etwa an Ausdehnung der geringste ist, sondern weil er der hiesigen Industrie kein so spezielles Gepräge verleiht wie die erstgenannten Industriezweige.

I. Die Musikinstrumentenfabrikation.

Man wird wohl kaum von der Wahrheit abirren, wenn man die Behauptung aufstellt, daß Graslitz die erste Stadt in Böhmen war, wo die Erzeugung von Metallblasinstrumenten in Aufnahme kam. Gedenkmänner weisen es nach. Bereits im Jahre 1778 betrieb sie ein gewisser Josef Auger, der in Leipzig bei der renommirten Firma Sattler gelernt hatte. Bald darauf ließ sich ein gewisser Josef Anton Bauer, gebürtig aus Markneukirchen in Sachsen zu Graslitz nieder. Von diesem lernten Andere, und so kam es, daß bereits gegen Ende des vorigen Jahrhundertes dieser Industriezweig in der Stadt sich bedeutend ausbreitete. Wir nennen nur die Namen Lausmann, Langhammer, Stowasser, Fuchs, Taubert, die sich sämmtlich mit der Anfertigung der Metallblasinstrumente beschäftigten. In der Anfertigung der Holzblasinstrumente war am hervorragendsten Ignaz Peter Riedl, der seine Instrumente nach Prag, Wien, Linz, selbst nach Rußland, Polen und Italien versendete. Der oben genannte Bauer wanderte bald nach Prag aus und verpflanzte die Fabrikation in diese Stadt, während ein gewisser Josef Riedl nach Wien übersiedelte und daselbst eines der bedeutendsten Instrumentengeschäfte gründete.

Die Fabrikation selbst war anfangs noch sehr primitiver Art und es wurden bloß einfache Trompeten, Posaunen und Waldhörner verfertigt. Die Anzahl der Töne, welche hervorgebracht werden konnten, beschränkte sich auf den Dreiklang mit einer, höchstens zwei Oktaven. Bloß bei der Posaune war es möglich, durch bewegliche Schieberöhren, welche die schwingende Luftsäule bald verlängerten bald verkürzten, eine größere Mannigfaltigkeit der Töne hervorzubringen. Bei dem Waldhorne half man sich etwas, indem man durch die Verengerung des Schallbechers mit der Faust, das sogenannte Stopfen, die Töne nach Höhe und Tiefe bis zu einem gewissen Grade verändern konnte. Bei der Trompete war das nicht möglich und man suchte wenigstens durch Einsatzstücke dem Instrumente einen andern Grundton zu geben und so z. B. eine C Trompete in eine F Trompete zu verwandeln.

In diesem Stadium blieb die Fabrikation durch lange Jahre. Im Jahre 1811 kamen die Klappentrompeten auf. Die gewundene Metallröhre erhielt an verschiedenen Stellen Oeffnungen, gewöhnlich fünf, welche durch angebrachte Klappen geschlossen werden konnten. Dadurch erzielte man auch bei der Trompete eine größere Mannigfaltigkeit der Töne, der Ton selbst aber litt an Unreinheit. Erst das Jahr 1830 brachte die der Hauptsache nach gegenwärtig noch bestehende Ventilmaschine, welche der Blasinstrumentenfabrikation einen totalen Umschwung verlieh. Der ursprüngliche Erfinder soll Professor Keil am Prager Konservatorium gewesen sein. Der erste, welcher das neue System praktisch ausgeführt hat, war der oben genannte Josef Riedl, der mittlerweile von Graslitz nach Wien übersiedelt war. Der Fortschritt bestand darin, daß man an den Korpus des Instrumentes besondere Röhren dauernd anbrachte und durch Absperren und Oeffnen derselben mittels Ventile die schwingende Luftsäule verlängerte oder verkürzte. Es werden gewöhnlich drei Bogen angebracht, ein

halber Tonbogen, ein ganzer Tonbogen und ein anderthalber Tonbogen. Dadurch ist der Musiker in den Stand gesetzt, die chromatische Tonleiter zur Gänze und in vollster Reinheit hervorzubringen.

Der Mechanismus zur Sperrung und Oeffnung ist verschieden. Ursprünglich bestand er in einem senkrecht sich bewegenden, mehrfach durchbohrten messingenen Cylinder, der mittels eines Klavis und Hebels in der Verbindungsröhre gehoben und gesenkt werden konnte. Derartige Maschinen nennt man lange Maschinen oder Schubermaschinen. Der erste, welcher solche Instrumente bereits 1830 in Graslitz verfertigte, war Josef Soukup, und am lebhaftesten betrieb um diese Zeit die Instrumenten-Fabrikation die Familie Stowasser, welche Geschäftsverbindungen in Italien und andern Ländern anknüpfte.

Seit 1842 ging man von dieser Methode ab und verwendet statt des durchbohrten Cylinders einen doppelt oder mehrfach durchbohrten Hahn, wie er bei der Luftpumpe in Anwendung ist. Die Drehung desselben wird durch ein Klavis bewirkt, welches auf der Achse des Hahnes rechtwinklig befestigt ist. Je nach der Stellung des Hahnes kann die Verbindung der Röhren entweder hergestellt oder gesperrt werden. Letzterer Mechanismus, Wiener Maschine genannt, ist gegenwärtig in Oesterreich und Deutschland fast der allein gebräuchliche.

Die Franzosen blieben bei dem durchbohrten Cylinder, nur daß in neuerer Zeit der Hebel entfernt ist und die Bewegung des Cylinders unmittelbar durch einen Drücker bewerkstelligt wird. Sie nennen die Cylinder, deren 4 bis 5 an einem Instrumente angebracht sind, Pistons, Stopfer, und eine derartige Maschine heißt Stopfmaschine.

Die deutsche Art ist außer Oesterreich und Deutschland noch in Italien, im Oriente, Rußland und Polen beliebt; die französische dagegen außer Frankreich in England und Amerika.

Seit der Erfindung der Cylindermaschine haben die Metall-Blasinstrumente, was Bauart, leichte Mechanik, reine und volle Ansprache des Tones anbelangt, bedeutende Fortschritte gemacht und zu den bereits genannten drei Arten sind noch hinzugekommen das Piston, Flügelhorn, Althorn, Tenorhorn, Baßflügelhorn, Bombardon, Euphonion, Bariton, Helikon.

Es dürfte vielleicht interessiren, die Anfertigung solcher Instrumente in der Kürze kennen zu lernen. Sie werden in der Regel aus Messing oder Pakfong verfertigt und bestehen aus dem Korpus, auch Hauptstück genannt, der Maschine und dem Mundstücke.

Um den Korpus anzufertigen, wird vorerst das Messingblech nach einem Muster geschnitten. Die zugeschnittene Messingplatte wird an den Seiten gezahnt und an einander gelegt. Die aufstehenden Zähne werden mittels eines Hammers niedergeklopft und mit Schlagloth, bestehend aus Messing und Zink vermischt mit pulverisirtem Borax im Kohlenfeuer zusammengelöthet. Nachdem weiter das Endstück, Schallstück genannt, auf dem Ambos in eine konische Form gebracht wurde, ist das Instrument im ersten Stadium der Anfertigung angelangt und repräsentirt eine gerade Röhre mit einem sich allmälig nach unten ausweitenden Schallrohre. Jetzt kommt es darauf an, der Röhre die zugehörige Biegung zu geben, um das Instrument handlich und von gefälliger Form zu machen. Das geschieht, indem man die Röhre mit Blei ausgießt und streckt. Die vorhandenen Rauheiten werden mittels des Hammers und der Feile entfernt, wornach das Blei im Kohlenfeuer herausgeschmolzen wird. Besteht der Korpus aus mehreren Röhren, was von der Gattung des Instrumentes abhängt, so werden auch diese auf dieselbe Art hergestellt und sodann nach einander an den Korpus gelöthet.

Der andere Bestandtheil ist die Cylindermaschine, deren Mechanis-

mus bestimmt ist, die Mannigfaltigkeit der Töne hervorzubringen. Dieselbe besteht aus mehreren Tonbogen, ganze, halbe, anderthalbe Tonbogen genannt, in welche die schwingende Luftsäule mittels der Ventile geführt und von welchen sie je nach Bedarf abgesperrt werden kann. Der Zuschnitt und die Biegung geschieht wie beim Korpus. Die Ventile werden durch Drücker mit einer Federspannung in Bewegung gesetzt.

Der dritte Bestandtheil ist das Mundstück. Dasselbe wird aus Messing gegossen, innen ausgedrechselt und erhält am Mundansatze eine kesselartige, am andern Ende, wo es mit dem Korpus zusammenhängt, eine konische Form.

Daß ein Instrument oftmals durch die Hände gehen muß, ehe es zur Vollendung gelangt, erhellt daraus, daß z. B. zu einem Es-Piston, dem kleinsten Instrumente, 160, zu einem B-Helikon 260 einzelne Bestandtheile gehören. Zuletzt kommt das Instrument in die Hand des Polierers, welcher ihm den gehörigen Glanz gibt.

Die Arbeit ist eine getheilte. Es gibt Gießer, welche die Mundstücke und massiven Bestandtheile anfertigen, Maschinenbauer, welche bloß den Mechanismus, die Ventilmaschine verfertigen, sodann eigentliche Instrumentenmacher, welche den Korpus herstellen und das Instrument vollenden, und Poliere, welche ihm das gefällige Ansehen geben.

Eine in Graslitz eigenthümliche Fabrikation sind die Mundharmoniken. Sie entstanden aus der Maultrommel. Verschieden gestimmte Metallungen sind in einer Platte so angebracht, daß sie durch die Oeffnungen derselben frei hindurchschlagen können und in Schwingung gerathen, wenn sie durch einen Luftstrom aus ihrer Gleichgewichtslage gebracht werden. Statt einer kommen gewöhnlich zwei Reihen Zungen vor, eine nach außen, die andere nach innen schlagend, so daß das Instrument sowohl beim Hineinblasen tönt, als auch wenn die Luft durch dasselbe zurückgesogen wird.

Mag auch die erste Idee anderwärts herstammen, so ist doch ausgemacht, daß das Instrument als solches speziell Graslitzer Erfindung ist und dieser Industriezweig von hier seinen Ausgang nahm. In den nahe gelegenen Gegenden Sachsens werden gegenwärtig Mundharmoniken in großer Menge erzeugt, aber es ist ordinäre Marktwaare einfachster Konstruktion, während Graslitz nur solide Arbeit liefert und das Instrument zur künstlerischen Vollendung gebracht hat.

Die Firma Johann Langhammer Söhne, deren Chef Johann Langhammer (1827) der Erfinder ist und gegenwärtig noch lebt, genießt einen Weltruf; die Virtuosen auf diesem Instrumente benützen nur Langhammer'sche Erzeugnisse. Die genannte Firma verfertigt Mundharmoniken in ein, zwei, vier und acht Tonarten, letztere mit 80 Doppeltönen, und es sind nicht nur die schwierigsten Tonwerke und Opernstücke darauf ausführbar, sondern auch durch eigene Mechanismen die Töne nach Stärke und Dämpfung zu ändern; dabei ist das Instrument nett und leicht handlich. Die jährliche Erzeugung in Graslitz beträgt mindestens 6000 Duzend, das Dutzend zu 5 bis 120 fl. ö. W.

Im Jahre 1860 kamen die Kindertrompeten auf. Es sind das Instrumentchen von Messing mit eben solchen Harmonietönen, wie sie bei den Mundharmoniken vorkommen. Sie fanden bald eine solche Nachfrage, daß viele Instrumentenmacher ihr eigentliches Geschäft beiseite legten und sich dieser Spielerei zuwandten. Besonders stark florirte das Geschäft von 1866 — 1870. Seit dieser Zeit hat die Erzeugung nachgelassen; doch werden immer noch alljährlich an 30.000 Dutzende verschiedener Gattung nur allein in Graslitz angefertigt. Obwohl die Instrumentchen nur in Graslitz und Umgebung erzeugt wurden, so lag doch der Export ursprünglich ganz allein in den Händen des Auslandes, namentlich von Klingenthal und Markneukirchen, wohin sie massen-

weise gingen, um sodann auf überseeische Plätze versendet zu werden. Seit etwa zwei Jahren hat Graslitz den Export an sich gezogen.

Was den Umfang der gesammten Instrumentenerzeugung in Graslitz anbelangt, so gibt es:

Die Fabrik Bohland & Fuchs, die erste derartige Fabrik mit Dampfbetrieb in Oesterreich ..... mit 95 Hilfsarbeitern.

34	Instrumentenmacher	„ 98	„
41	Maschinenbauer	„ 196	„
28	Kinderinstrumentenmacher	„ 100	„
7	Harmonikamacher	„ 34	„
7	Holzinstrumentenmacher	„ 27	„
20	Polierer	„ 54	„
3	Gießer	„ 8	„

Das verbrauchte Rohmaterial (Messingplatten, Pakfong) wird zum großen Theile aus dem Inlande, aber auch aus Deutschland und England bezogen und beträgt im Durchschnitte jährlich 1200 Ctr. im Werthe von 108.000 fl.

Die fertige Waare wird zum Theil im Inlande verbraucht; der weitaus größere Theil jedoch wird exportiert und zwar nach dem Orient, Italien, Schweiz, Deutschland, Rußland und Polen. Die Ausfuhr nach Amerika ist gering, da die Amerikaner das französische System vorziehen; nur die Kindertrompeten haben vorzüglich dorthin ihren Absatz.

Das Erzeugniß besteht im Durchschnitte jährlich in:

			Gulden
8000	St.	Blasinstrumente verschiedener Gattung im Werthe von	180.000
7000	„	Cylindermaschinen (Export) „ „	84.000
1500	„	Stopfermaschinen „ „	8.000
500	„	Pumpenventile „ „	2.500
30000	Dutzend	Kindertrompeten „ „	180.000
2000	St.	Holzblasinstrumente „ „	15.000
200	„	Violinen „ „	2.000
200	Dutzend	Violinbogen „ „	1.500
6000	„	Mundharmoniken „ „	60.000

Was von den Kindertrompeten gesagt wurde, gilt auch von den großen Instrumenten. Während noch vor wenigen Jahren die Instrumente theils im fertigen, theils im halbfertigen Zustande massenweise nach Neukirchen in Sachsen gingen und von dort aus in andere Länder exportirt wurden, fängt jetzt Graslitz an, auf eigenen Füßen zu stehen und den Export selbst zu besorgen. Nur fehlt der Fabrikation noch jener Ruf, der ihr zufolge ihrer soliden Waare von Rechtswegen zukommt. Es geschieht jetzt zuweilen noch, daß hiesige Instrumentenmacher auf Verlangen auswärtige Firmen auf ihre Waaren graviren müssen, um sie an Mann zu bringen. Der von dem k. k. österr. Central-Comité herausgegebene offizielle Bericht der letzten Pariser Weltausstellung sagt: „Es schmücken sich viele ausländische Firmen (italienische, spanische, belgische) mit den Federn, d. i. mit den Cylindermaschinen der Graslitzer Fabrikation; auch die Cylindermaschinen der Wahlen'schen Fabrik in der Schweiz stammen ohne Zweifel von Graslitz."

Hoffen wir, daß die Wiener Weltausstellung, an der Graslitz bloß allein in Musikinstrumenten durch sieben selbstständige Aussteller und eine Kollektivausstellung vertreten war, dem Rufe der hiesigen Instrumentenfabrikation den verdienten Vorschub leisten wird.

Von den genannten Ausstellern erhielten die Verdienstmedaille Bohland & Fuchs und die Kollektivausstellung (Wilhelm Riedl, Wenzel Roßmeisl, Friedrich Bräutigam, Albert Fuchs, Franz Rödig, Wenzel Köhler, Josef Heinzmann,

Josef Winkelhöfer), das Anerkennungsdiplom die Firmen Wenzel Stowasser Söhne, Adolf Lehrer, Anton Lausmann, Richard Soukup, Josef Diener (Violinen) und Johann Langhammer Söhne (Mundharmoniken). Außerdem erhielt die Firma Bohland & Fuchs in der additionellen Ausstellung und zwar Sektion „Geschichte der Gewerbe und Erfindungen" das Anerkennungsdiplom.

II. Hand- und Maschinenstickerei.

Die Stickerei nimmt hinsichtlich der Ausdehnung unstreitig den zweiten Rang in der Graslitzer Industrie ein. Als die Spitzenklöppelei durch die Erfindung der Bobbinetmaschine und die dadurch hervorgebrachte Massenproduktion mehr und mehr ins Sinken gerieth und die Arbeitslöhne auf ein Minimum herabgedrückt waren, wandte sich ein großer Theil der weiblichen Bevölkerung der Stickerei zu. Anfangs war es die Tambourierstickerei auf Tull, zu Ende der 30ger Jahre wandte man sich der Nadel zu. Letztere nahm namentlich seit 1848 einen solchen Aufschwung, daß es fast kein Haus in Graslitz gab, wo nicht zwei, drei und mehrere Personen sich mit Sticken befaßten und einen recht annehmbaren Verdienst fanden. Mutter und Kinder, Knaben und Mädchen saßen am Stickrahmen und lieferten ihre Erzeugnisse an einzelne Faktoren, wo sie appretirt und zum Verkaufe hergerichtet wurden.

Bei der Gelehrigkeit, welche überhaupt dem weiblichen Geschlechte im Erzgebirge innewohnt, und bei dem Formensinne, der sich zufolge der langjährigen Beschäftigung mit Spitzenarbeiten eingelebt und herausgebildet hatte, gelangte bald manche Stickerin in ihrem Fache zu einer bedeutenden Vollkommenheit.

Allein auch diese Kunst, von der man glauben sollte, daß sie eine unbestrittene Domäne der Menschenhand sei, fand bald ihren Rivalen in der von Heilmann in Elsaß erfundenen Stickmaschine.

Die erste Stickmaschine kam nach Graslitz und überhaupt nach Böhmen durch die Firma Johann Fuchs Söhne, welche dieselbe im Jahre 1862 aus Chemnitz in Sachsen bezog. Seitdem hat sich die Anzahl derselben in den beiden Fabriken zu Graslitz, Johann Fuchs Söhne und Josef Meindl, bis auf 140 vermehrt und der Gesammtstickerei hierorts nicht nur ein anderes Gepräge, sondern auch einen großartigen Aufschwung verliehen.

Das Prinzip der Stickmaschine liegt darin, daß eine doppelt gespitzte, in der Mitte durchlochte, mit einem Faden versehene Nadel von einer Zange durch das aufgespannte Zeug gestoßen, jenseits von einer gleichen Zange gefaßt und auf Fadenlänge ausgezogen, dann wieder herangebracht und durch das Zeug hindurch der ersten Zange ins Maul gesteckt wird, die nun ihrerseits ebenfalls einen Auszug macht, die Nadel wieder heranbringt und durchsticht u. s. w. Was aber hier von einer Nadel gesagt ist, gilt an der Maschine von mehreren hunderten zugleich. Der Stickgrund ist in einen aufrecht stehenden, mehrere Meter breiten Rahmen eingespannt. Vor demselben und in gleicher Weise hinter demselben befindet sich der Zangenträger mit der Nadelreihe je nach dem Muster 100 — 200 in der Zahl, welcher durch ein Getriebe auf einer Schienenbahn hin und her geschoben wird. Jeder der beiden Zangenträger hat seine Zangen dem Stoffe zugewendet und ihr Wechselspiel erfolgt so, daß immer der eine, nachdem er die Nadeln durchgestochen und seinem Kollegen übergeben hat, so lange dicht am Stoffe stehen bleibt, bis jener aus- und wieder eingefahren ist und ihm die Nadeln wieder bringt, worauf dann dieser zweite pausiert und der erste seine Aus- und Einfahrt macht. In dieser Weise würde aber jede Nadel immer auf demselben Punkte durch das Zeug gehen. Der Stickrahmen muß daher vor jedem neuen Durchgange der Nadeln eine dem Muster entsprechende Lagenveränderung erhalten. Diese wird hervorgebracht durch einen mit der Maschine in Verbindung gesetzten Storchschnabel, Pantografen genannt, den der Sticker Schritt für

Schritt auf der Vorzeichnung einsetzt, bis die ganze Figur durchgenommen ist. Die Vorzeichnung ist sechsmal größer als sie im Zeuge wiedergegeben erscheint. Es gibt zwei- und dreireihige Maschinen mit 2 und 3 über einander befindlichen Zangenträgern. Während der Sticker auf der Vorzeichnung das Muster mit dem Pantografen einmal steckt, wird das Muster auf dem Stickrahmen auf einer dreireihigen Maschine mit z. B. je 150 Nadeln 450 mal angefertigt. Der Sticker kann zugleich den Pantografen und den Zangenträger dirigiren und braucht noch etwa 2 — 3 Kinder, welche Reservenadeln einfädeln und achtgeben, daß keine Nadel ihre Zange verfehlt.

Die Stickmaschine kann nur zu einfacheren, sich wiederholenden Figuren und streifenartigen Mustern verwendet werden, leistet aber darin eben so viel, wie etwa achtzig Handstickerinen.

Der Stickgrund besteht in Mull und Battist mit 100- bis 250ger Garne und wird in den Fabriken selbst auf etwa siebzig Handwebstühlen angefertigt.

Die fertige Stickerei wird entweder in der Fabrik zu Konfektionsartikeln, als: Krägen, Garnituren, Taschentücheln, Damenunterröcken, Barben u. s. w. verwendet oder in der Gänze in Verkauf gebracht. In beiden Fabriken sind an 700 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Die fertige Waare kommt in die Niederlagen nach Wien, zum Theile auch in den Orient, nach Rußland und auf englische Plätze.

Die Handstickerei wird wohl nie ganz von der Maschine verdrängt werden, da diese nur kleine, sich wiederholende Muster herzustellen vermag, während jene in den Dessins minder beschränkt ist, auch eine Maschine kaum jene Feinheit in der Arbeit erreichen wird, die eine kunstgeübte Hand zuwege bringt. Nichts desto weniger leidet die Handstickerei durch die Maschinenarbeit in so fern, als letztere sich zu verschiedenartigen Konfektionsartikeln eignet, die einen ausgebreiteten Markt haben, sobald einmal die Mode sich auf diese Gattung Waare geworfen hat. Daher kommt es, daß der Preis der Handarbeit gegenwärtig ein gedrückter ist und manche geschickte Stickerin ihren Rahmen verläßt und bei der Konfektion einen lohnenderen Verdienst findet. Während vor der Einführung der Maschine die Anzahl der Stickerinnen nur allein in Graslitz die Ziffer 1000 überstieg, ist gegenwärtig die Zahl auf kaum hundert herabgesunken, und dürfte in Zukunft noch geringer werden, da es eben an Nachwuchs fehlt, und das Mädchen, das ehedem von Kindsgebeinen an zum Stickrahmen verhalten wurde, nun lieber die Fabrik aufsucht, wo es bei leichterer Mühe einen besseren Lohn findet. Es ist eben die Macht der Maschine, welche das Fahrwasser der Thätigkeit in andere Bahnen lenkt.

Dagegen hat die Handstickerei in den benachbarten Ortschaften, wo die Fabriken fehlen, sich beinahe in ihrer ursprünglichen Ausdehnung erhalten. Vorzüglich ist es die Buntstickerei auf Seide, Sammt, Thibet, Tuch, welche in den Nachbarorten Schwaderbach, Eibenberg, Silberbach stark betrieben wird, seit die Firma Löwenfeld aus Prag zu Eibenberg ihr Etablissement errichtete.

Die Gesammtzahl der Personen, welche gegenwärtig zu Graslitz theils in den Fabriken theils außerhalb derselben mit der Stickerei und den dazu gehörigen Arbeiten sich beschäftigen, mag die Ziffer 1000 immerhin erreichen.

Auf der Wiener Ausstellung 1873 waren die Graslitzer Stickfabriken Joh. Fuchs Söhne und Josef Meindl vertreten; von den benachbarten Firmen dieses Industriezweiges W. Löwenfeld in Eibenberg, Franz Kunzmann und Emanuel Weiß in Silberbach.

Die Fortschrittsmedaille erhielten Johann Fuchs Söhne, die Verdienstmedaille Josef Meindl, Franz Kunzmann und W. Löwenfeld; das Anerkennungsdiplom Emanuel Weiß.

III. Die Spitzenfabrikation.

Wer hört das Wort „Erzgebirge," und denkt nicht unwillkührlich an das Spitzenklöppeln! Als der Bergbau in Abnahme gekommen und andere Industriezweige noch nicht heimisch geworden waren, da fiel die Aufgabe größtentheils dem weiblichen Geschlechte zu, die Mittel zur Existenz herbeizuschaffen. Das Familienoberhaupt war jetzt der Unterstützung seitens seiner Angehörigen anheimgegeben; die Klöppelei wurde der Haupterwerb der Erzgebirgsbewohner und blieb es durch eine lange Reihe von Jahren. Noch 1821 zählt ein Zeitgenosse, Johann Florian Dotzauer nur allein in Graslitz 16 Spitzenhändler, welche ihr Geschäft im Großen betrieben und in- und ausländische Märkte bezogen.

Durch die Erfindung der englischen Maschinenspitze und die Ueberschwemmung der kontinentalen Märkte mit derselben zu Anfang der dreißiger Jahre erlitt die Erzgebirger Spitzenklöppelei einen harten Schlag. Ungeachtet aller Geschicklichkeit und eines eisernen Fleißes konnte eine Klöpplerin täglich höchstens 5 — 6 kr. C. M. verdienen. Damals war es, als ein großer Theil der Klöpplerinen vorzüglich zu Graslitz und Umgebung den Klöppelsack verließ und sich dem Sticken zuwandte. Dennoch war die Maschinenspitze trotz ihrer Wohlfeilheit nicht im Stande, die Handarbeit gänzlich zu verdrängen; bei der Zähigkeit, mit der man am Altgewohnten hängt, erhielt sich der Klöppelsack in mancher Stube und wußte die geklöppelte Spitze sich etwelche wenn auch nur schwache Absatzquellen offen zu halten.

Als nun nach 1866 die schwarze Seidenspitze, Guipure, in Aufschwung kam, fanden die wenigen bei der Klöppelei Verbliebenen ungeahnt einen recht guten Verdienst, der sich noch höher stellte, als im Kriege 1870 und einige Zeit nachher das südliche Frankreich, wo die Spitzenmanufaktur eine Hauptbeschäftigung bildet, vom Markte ferne blieb. Mit der schwarzen Seidenspitze wurde auch die weiße Handspitze nach und nach gesuchter und so kam es, daß in den letzten Jahren manche Hand, welche den Klöppelsack beiseite gestellt hatte, denselben wieder hervorsuchte, da eben auch um diese Zeit die Handstickerei durch die Maschine brach gelegt worden war.

Gegenwärtig kann eine geschickte Klöpplerin bei der schwarzen Seidenspitze auf 70 — 80 kr. und bei der weißen Handspitze auf 80 kr. bis 1 fl. täglichen Verdienst kommen. Bei schmalen Klöppelspitzen, womit sich nur minder geübte, meist alte Frauenspersonen beschäftigen, fällt der Verdienst natürlich geringer aus, und beläuft sich auf 20 — 30 kr. täglich.

Es mögen in Graslitz noch mehrere hundert Personen mit der Klöppelei beschäftigt sein; es steht aber der Klöppelei dasselbe Los in Aussicht wie der Handstickerei, da es an Nachwuchs fehlt, indem die Jugend in den Stickmaschinen beim Einfädeln einen leichten Verdienst findet und wohl kaum ein Kind sich mehr herbeiläßt, das mühsame Spitzenklöppeln zu erlernen.

Uebrigens war der Aufschwung der gewöhnlichen Klöppelei eben auch nur ein momentaner und ist bereits wieder im Sinken begriffen.

Ueber die Ursachen, weshalb die böhmische Spitzenfabrikation trotz ihres langjährigen Bestehens nie recht gedeihen will und hinter dem Auslande zurückgeblieben ist, spricht sich das Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges III. Jahrgang, 1869 ganz treffend folgendermaßen aus: „Wenn in der Spitzenfabrikation die Handarbeit den Sieg über die Maschine behalten soll, so genügt es nicht, der Arbeiterin eine mechanische Fertigkeit beizubringen und sie dann als Maschine fortarbeiten zu lassen; es gehört der schaffende Geist dazu, in immer wechselnden, der Geschmacksrichtung folgenden Formen Neues herzustellen, so daß fast jeder Gegenstand ein Original ist und sich von der Maschinenarbeit unterscheidet wie das Originalgemälde eines Künstlers von einer Fotografie. — Die Shawl-

fabrikation mit der Maschine hat eine hohe Stufe erreicht, dennoch aber dem Absatz der echten indischen, persischen und türkischen Shawls und deren hohen Preisen nicht den mindesten Eintrag gethan."

„Vor Allem hat sich auf der Pariser Weltausstellung in überzeugender Weise herausgestellt, was in der Spitzenfabrikation geleistet werden kann und wie hoch die Handarbeit über den Leistungen der Maschine steht. Die hier gemachten Erfahrungen bezeichnen auf's Neue die Stufe, welche die Handarbeit einnehmen muß, um gegen die Konkurrenz der Maschine gesichert zu sein."...

„Die Spitzenarbeiterinnen des böhmischen Erzgebirges sind nun sicherlich befähigt, bessere Arbeiten zu liefern als bisher; aber sie sind durch den mechanischen Betrieb der Spitzenindustrie zur Maschine geworden, arbeiten am liebsten ein und dasselbe Muster fort, selbst gegen einen Lohn, der nur bei dem größten Fleiße den nothdürftigsten Lebensunterhalt deckt, wogegen sie die Anstrengungen scheuen, die der Fortschritt der Fabrikation erfordert. Es ist daher zu den Alltäglichkeiten geworden, daß Muster viele Jahrzehnte in ein und derselben Familie fortgearbeitet werden, wodurch der Preis für ein und dieselbe Arbeit systematisch heruntergedrückt wurde. Während der belgische und französische Spitzenarbeiter durch fortwährende Variation der Muster und der Ausführung Gefallen an besserer Arbeit findet, ist dem böhmischen Spitzenarbeiter durch das ewige Einerlei jedes Gefühl dafür verloren gegangen."

„Auch die Faktoren und Fabrikanten haben noch nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß sich der Spitzenhandel vorzugsweise auf die Qualität und nicht auf die Quantität stützen muß, wenn er einen entsprechenden Gewinn und Lohn für den Arbeiter abwerfen soll. So lange eine solche Ueberzeugung in weiteren Kreisen noch nicht Platz gegriffen, mithin die Fabrikanten dem Arbeiter durch Abnahme schlechter Arbeit möglich machen, dieselbe in der gewohnten Weise fortzusetzen, kann eine angebahnte Verbesserung nur langsame Fortschritte machen."

Die Regierung hat zu wiederholten Malen Versuche angestrengt, die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge zu heben und sie den belgischen und französischen Vorbildern näher zu bringen. Bereits im Jahre 1813, sodann 1818 und 1855 wurden eigene Schulen in Graslitz und in andern Orten des Erzgebirges errichtet, denen die Aufgabe zufiel, Unterricht in der Erzeugung feinerer Spitzengattungen zu ertheilen. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den Erwartungen. Die Schulen wurden nach kurzem Bestehen wieder aufgelassen, und die Anzahl derjenigen, welche die Anfertigung der belgischen und französischen Spitze erlernt hatten und fortübten, war eine verhältnißmäßig geringe. Der Grund des Mißlingens lag hauptsächlich in dem Umstande, daß in den Schulen nur die Anfertigung einzelner Spitzenbestandtheile, nicht aber die Vollendung der Spitze bis zur Verwerthung auf dem Markte gelehrt wurde, wodurch die Fabrikation zu keiner Selbstständigkeit gelangen konnte.

Im Jahre 1867 hat das Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der Erz- und Riesengebirgsbewohner zu Prag, welches seiner humanen Aufgabe durch eine lange Reihe von Jahren gerecht geworden war, auch in dieser Hinsicht einen weitern Schritt gethan. Mit Genehmigung des k. k. Handels- und Finanzministeriums wurden mit dem Spitzenfabrikanten Joh. Jak. Wechselmann in Berlin ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem Letzterer gegen eine angemessene Entschädigung sich verpflichtete, Musterwerkstätten für die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge zu errichten. In denselben sollten die Arbeiterinen durch tüchtige ausländische Lehrkräfte unentgeltlichen Unterricht erhalten, die Anfertigung der feinern Spitzen bis zur vollen verwerthbaren Vollendung erlernen und die fertige Waare bezahlt erhalten. Den heimischen Faktoren sollte Gelegenheit geboten werden, eine große Auswahl der neuesten und

besten Zeichnungen zur unentgeltlichen Benützung und die besten Materialien zum Anschaffungspreise zu erlangen.

Solcher Musterwerkstätten wurden im westlichen Theile des Erzgebirges 12 errichtet, davon zwei in Graslitz, eine für Points à l'aiguille und eine für Points du chesse. Sie waren auf fünf Jahre festgesetzt und hatten im Sommer 1872 ein Ende.

Der Erfolg entsprach den gebrachten Opfern wohl auch nicht zur Gänze. Was zunächst die Musterwerkstätten in Graslitz betrifft, so lag der Grund davon hauptsächlich in der gleichzeitigen Ausbreitung der Maschinenstickerei, die immer mehr Arbeitskräfte in Anspruch nahm und namentlich der heranwachsenden Jugend weiblichen Geschlechtes eine lohnende Beschäftigung brachte.

Mit Lust und Vorliebe drängte man sich anfangs in die Musterwerkstätten, so daß die ursprünglichen Lokalitäten erweitert werden mußten. Neulinge sowohl, wie solche, welche die Kunst bereits aus den frühern Schulen zum Theile noch inne hatten, ließen sich einschreiben, um die vervollkommnete Methode von den gewandten belgischen Meisterinen zu erlernen. Allein, als sie sahen, daß eine Arbeiterin bei viel Fleiß und Geschick und nach einem halb- und ganzjährigen Unterrichte in der Werkstätte sich kaum zu jenem Verdienste aufschwingen könne, den die Maschinenstickerei bei leichter Mühe einer gewöhnlichen Arbeiterin bietet, da verließen die meisten die Anstalt wieder, ohne sich die Kunst vollkommen eigen gemacht zu haben. Andere traten ein, um nach kurzer Zeit wieder auszutreten, und so kam es, daß man beim Besuche der Anstalt meistens neuen Gesichtern begegnete und jene Stimme nicht Unrecht hatte, welche die Musterwerkstätten mit Taubenschlägen verglich, wo die Tauben ab- und zufliegen. Der Verdienst ist eben maßgebend, und nur wenige sind so weitblickend, einzusehen, daß eine Kunst, die dauernd ist und eine gewisse Selbstständigkeit bietet, vortheilhafter sei, als eine Beschäftigung, die früher oder später wieder aufgegeben werden muß.

War es in Graslitz der gleichzeitige Aufschwung der Stickmaschine, so trug anderwärts das momentane Aufkommen der schwarzen Spitze die Schuld, daß die Musterwerkstätten nie recht prosperiren wollten. Es mag auch in der Administration der Musterwerkstätten nicht alles so gewesen sein, wie es in den Intentionen des Central-Comité gelegen war; dennoch sind die genannten Umstände, deren Eintreten sich jeder Vorausberechnung entzog, die Hauptursache, daß die Musterwerkstätten je länger je mehr dahinsiechten, bis zuletzt das ganze Unternehmen des Herrn Wechselmann, so zu sagen, im Sande verlief.

Nichtsdestoweniger würde man den Musterwerkstätten Unrecht thun, wollte man sagen, sie seien ohne allen Erfolg gewesen. Nicht nur, daß manche frühere Arbeiterin in ihrer Kunst sich vervollkommnet und neue Methoden sich angeeignet hat, so hat auch der Arbeiterkreis nach belgischer Methode sich erweitert, und manches Mädchen bedürfte nur einer fortgesetzten Uebung, um es zur vollen Fertigkeit zu bringen. Noch gegenwärtig gibt es, abgesehen von andern Orten, nur allein in Graslitz gegen 70 Mädchen, die in Points du chesse und in Points à l'aiguille arbeiten. Wenn die Arbeit besser bezahlt wäre, so unterliegt es keinem Zweifel, daß viele, die gegenwärtig andern Beschäftigungen oder der Fabriksarbeit sich zugewendet haben, zur feinen Spitze zurükkehren möchten.

Die Arbeitskraft ist vorhanden und will nur gesammelt und in das richtige Fahrwasser geleitet werden. Der Verdienst der Arbeiter kann aber nur durch die Konkurrenz der Arbeitsgeber gehoben werden. Würden Unternehmer sich finden, mit Intelligenz und Kapital ausgerüstet, welche sich vorzüglich der feinen Spitze widmen und die vorhandenen Absatzquellen zu erweitern und neue zu erwerben wüßten, so würde die gemeine Spitze nach und nach verdrängt und der

Arbeiter weniger den Schwankungen des Tages ausgesetzt sein, wie es bei der Klöppelspitze der Fall ist.

„Bestehen nur einmal mehrere größere Häuser mit einem Organismus von tüchtigen Faktoren zur Seite und wissen sie sich durch Beobachtung der Nachfrage und des Angebotes in der Kenntniß des laufenden Geschäftes zu erhalten, dem wechselnden Geschmacke stets rechtzeitig entgegenzukommen und die Verbindungen für einen geregelten Absatz sich zu sichern, dann dürfte auch unsere Spitzenindustrie einen festen Boden haben, sei es mit oder ohne Spitzenschulen."*

Die geklöppelte Spitze wird von Faktoren, deren es gegenwärtig in Graslitz fünf gibt, abgenommen und theils im Inlande, vorzüglich in den böhmischen Badeörtern verkauft, theils exportiert. Firmen, die sich mit der belgischen Spitze befassen, gibt es zwei, Bernhard Metzner, früher Disponent in den Musterwerkstätten des J. J. Wechselmann, und Frau Margareta Korb, früher Lehrerin in der Points plat-Schule zu Graslitz. Von der belgischen Spitze werden Volants, Tücher, Mantillen, Fichu, Barben, Fächer, Taschentücher und Sonnenschirme angefertigt, auch ganze Kleider und Spitzengarnituren in verschiedenen Breiten.

Die Firma Korb erhielt bei der Pariser Ausstellung 1867 die ehrenvolle Erwähnung, bei der Provinzialausstellung zu Triest 1871 die bronzene Medaille und bei der Provinzialausstellung zu Linz 1872 die große silberne Medaille. Auch betheiligte sich diese Firma bei der Brautausstattung Ihrer k. Hoheit der Erzherzogin Gisela. Die Firma Bernhard Metzner erhielt bei der Ausstellung zu Eger 1871 die goldene Medaille, bei der Gewerbeausstellung zu Prag 1872 den ersten Preis und bei der Ausstellung im österr. Kunstmuseum in Wien 1872 die goldene Staatsmedaille. Beide Firmen erhielten zu Wien 1873 die Verdienstmedaille.

Bei der Wiener Weltausstellung waren vier Mädchen aus dem Erzgebirge bestimmt, die Anfertigung der ausgestellten Spitzengattungen dem Besucher der Ausstellung durch ihre Arbeit zu veranschaulichen. Diese im Interesse der Spizzenindustrie liegende Veranstaltung war ebenfalls dem Central-Komité für die Erz- und Riesengebirgsbewohner zu verdanken, welches für jede Arbeiterin eine bestimmte Summe auf die Dauer von sechs Wochen, vom 1. Juli bis Mitte August, zur Verfügung stellte.

IV. Die Schaf- und Baumwollwaaren-Erzeugung.

1. Die Schafwollspinnerei, Weberei und Färberei von Leopold Thomas

Das Etablissement wurde im Jahre 1825 von Leopold Thomas gegründet und ist gegenwärtig im Besitze seines Sohnes Franz Thomas. Ursprünglich ein Messingdrathwerk des Grafen Erwein v. Nostitz wurde nach vorgenommenem Umbaue eine Kammgarnspinnerei, die erste in Oesterreich, darin errichtet, später auch eine Weberei für Thibet und Cachemir. Vom Jahre 1830 bis 1848 wurden die erzeugten Artikel ausschließlich an das Haus Liebig in Reichenberg abgesetzt, von da an in der eigenen Niederlage zu Wien verkauft.

Im Jahre 1871 besaß die Fabrik zwei Dampfmaschinen mit zusammen 110 Pferdekraft. Der jährliche Kohlenverbrauch für Maschinen, Färberei und Trocken-

*) „Die Musterwerkstätten für Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge." Bericht an das Centralkomité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhmischen Erz- und Riesengebirgsbewohner erstattet von dessen Mitgliedern Richard Ritter von Dotzauer und Dr. Edmund Schebek. 1871.

haus belief sich auf 50.000 Ctr., welche aus dem der Fabrik gehörigen Bergwerke bei Lanz bezogen wurden. Das Etablissement beschäftigte 350 Arbeiter und umfaßte:

eine Kammgarnspinnerei mit 1500 Ctr. Garn jährl. Erzeugung,
„ Streichgarnspinnerei „ 1500 „ „ „ „
„ Zephirspinnerei „ 600 „ „ „ „
„ Kämmerei „ 1500 „ „ „ „
„ Färberei und Weberei mit 250 Hand- und mechanischen Webstühlen. Die Löhnung an sämmtliche Arbeiter betrug pr. Woche gegen 2500 fl., der Verbrauch der Schafwolle belief sich auf jährlich 6000 Ctr.

Im Sommer des Jahres 1871 brannte das Fabriksgebäude zum größten Theile aus und wurde seitdem wieder hergerichtet und bedeutend erweitert, jedoch bis heute noch nicht in vollen Betrieb gesetzt. Die Firma erhielt 1873 zu Wien die Verdienstmedaille.

2. Die Spinnfabrik von Theodor Pilz Erben. Sie wurde 1822 von Friedrich Karl Stark als bloße Handspinnerei errichtet, 1830 von Josef Stark mit Dampfbetrieb versehen und 1856 von dem nachmaligen Besitzer Theodor Pilz mit dem Selfaktor eingerichtet. Sie besitzt 15000 Spindeln, eine Dampfmaschine von 110 und ein Wasserrad von 20 Pferdekraft und beschäftigt 120 Arbeiter.

Im Jahre 1872 verbrauchte sie an Rohmaterial 5724 Ctr. Baumwolle und erzeugte Garne im Gewichte von 4800 Ctr. in Nr. 6 — 50. Das Erzeugniß wird hauptsächlich in die Fabriken Böhmens geliefert, vorzüglich nach Asch, Konigsberg, Langenbruck, welche gebündelte Garne verbrauchen, und an die mechanischen Webereien zu Prag und Umgebung, welche Cops verarbeiten.

3. Die Druckerei Christian Kühnl's Erben. Das Etablissement wurde von Wenzel Kühnl 1818 errichtet, ging 1844 an dessen Sohn Christian Kühnl und sodann an die gegenwärtigen Besitzer über. Es werden gedruckte Kattune und Kattuntüchel von 18 Arbeitern erzeugt, welche auf den Brünner und Pilsner Märkten verschlissen werden.

Haben wir im Voranstehenden die Industrie von Graslitz nach ihren hervorragenden Abzweigungen in kurzen Umrissen geschildert, so erübrigt noch der Mittel zu gedenken, welche vorzugsweise geeignet sind, den Aufschwung derselben nach einzelnen Richtungen hin zu fördern.

Wir nennen als allgemeines Mittel vorerst die Schule. Bis zum Jahre 1861 war diese sehr dürftig bestellt, und bestand aus drei Klassen in vier Abtheilungen. Der Unterricht wurde halbtägig ertheilt, da die einzelnen Lehrzimmer die große Anzahl der Schüler nicht fassen konnten, und von vier Lehrern besorgt. Das Bedürfniß einer bessern Schulbildung trat immer mehr zu Tage und der Stadtvorstand, in der richtigen Erkenntniß, daß nur ein gediegener Jugendunterricht das geistige und materielle Wohl der künftigen Generation begründen könne, faßte den Beschluß, die Zahl der Lehrkräfte dem Bedürfnisse entsprechend zu vermehren und dem Schulunterrichte durch Berufung von Lehrern, welche für Hauptschulen befähigt sind, ein höheres Ziel zu setzen. Hatte man ja doch ein Schulgebäude, welches so viel Räumlichkeit in sich faßte, daß mehrere Abtheilungen gebildet und jeder Abtheilung ein ganztägiger Unterricht ertheilt werden konnte.

Mit hohem k. k. Statthalterei-Erlasse vom 18. Sept. 1861 wurde die Errichtung einer Pfarrhauptschule genehmigt und wurde dieselbe binnen Jahresfrist, da alle hiezu nöthigen Bedingungen vorhanden waren, mit Statthalterei-Erlaß vom 4. Juli 1862 zur direktivmäßen Hauptschule erhoben. Seit 1869, wo die Schule in Oesterreich Staatsanstalt wurde, besteht die Graslitzer Schule als sechsklassige Volksschule mit gesonderten Knaben- und Mädchenabtheilungen und

zwölf sistemisirten Lehrkräften. Sie hat eine Lehrer- und Schülerbibliothek mit 568 Werken in 832 Bänden, eine reichhaltige Lehrmittelsammlung, in welcher die technischen, naturlehrlichen, naturgeschichtlichen und gewerblichen Fächer vertreten sind, und ein Museum, das namentlich durch Beiträge des Prager Großhändlers Herrn Richard Ritter von Dotzauer zu Stande gekommen ist und gegenwärtig noch erweitert wird. Die unzureichenden Geldmittel des verhältnißmäßig armen Schulbezirkes ließen es bis jetzt nicht zu, eine Bürgerschule zu errichten.

Um der Musikinstrumentenfabrikation unter die Arme zu greifen, war es ein dringendes Bedürfniß, eine Schule zu errichten, in welcher jenem Theile der Jugend, der sich der Instrumentenfabrikation widmet, Gelegenheit geboten wird, sich in der Musik theoretisch und praktisch auszubilden, und durch welche Schule die heranwachsende Generation dahin gelangt, durch einen rationellen Betrieb der Fabrikation sich auf die Höhe der Zeit emporzuschwingen und von dem nahen Sachsen gänzlich zu emanzipiren. Der um das Wohl seiner Vaterstadt so wie des gesammten Erzgebirges unermüdlich besorgte Herr Richard Ritter von Dotzauer in Prag wußte auch diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Das Centralcomité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der Erz- und Riesengebirgsbewohner erklärte sich bereit zu einer jährlichen Subvention von 200 fl., Herr Ritter von Dotzauer von 150 fl., die Graslitzer Stadtgemeinde von 150 fl., letztere auch zur Ueberlassung des Schullokales und zur Besorgung der Beheizung. Die Statuten wurden auf Grund der vom Direktor des Prager Konservatoriums Herrn Josef Krejči gegebenen Andeutungen entworfen und die so zustande gekommene Musikschule wurde am 1. November 1865 auf vorläufig sechs Jahre eröffnet.

Der in den Statuten ausgesprochene Zweck der Schule ist die Emporbringung der Instrumentenfabrikation in Graslitz und Umgebung; das Wesen des Unterrichts: die Beibringung der Elementarbegriffe aus der Theorie der Musik, die leichtfaßliche Darlegung der akustischen Gesetze, welche die Bildung des Tones bedingen; der Gesangsunterricht so wie der Unterricht in den verschiedenen Musikinstrumenten, jedoch so, daß den Unterricht in der Theorie der Musik, in den akustischen Gesetzen und im Gesange alle Schüler zu hören haben, den Unterricht in den einzelnen Instrumenten dagegen jeder nach Wahl und individueller Eignung.

Die Schule wurde nach Ablauf des ersten Termines auf weitere sechs Jahre erneuert. Gegenwärtig ist durch das freundliche Entgegenkommen des hohen Handelsministeriums eine zweite Lehrkraft sistemisirt.

Auf ähnliche Weise ist die hohe Regierung in neuester Zeit den Bedürfnissen der Stick- und Spitzenindustrie entgegengekommen, indem sie auf die Dauer von zwei Jahren einigen Zeichenschülern Stipendien verabreicht, deren Aufgabe es ist, an der Kunstgewerbeschule in Wien sich mit dem Zeichnen von Flachornamenten gründlich vertraut zu machen, und nachher die erworbenen Kenntnisse als Musterzeichner im Erzgebirge zu verwerthen.

Ueberaus förderlich wirkt weiterhin zur Unterstützung der Gesammtindustrie von Graslitz die im Jahre 1867 gegründete Spar- und Vorschußkassa. Sie befaßt sich mit der Annahme von Spareinlagen, gibt Vorschüsse gegen Wechsel und Pfänder und belehnt Hypotheken. Ihr Totalumsatz erreichte im Jahre 1872 in runder Summe die Höhe von 1,060.000 fl.

So ist Graslitz mit den verschiedenen Abzweigungen seiner Industrie, mit seiner starken Bevölkerung, deren überwiegende Mehrheit für den Export arbeitet und in diesem ihre Nahrungsquelle findet, einer der hervorragendsten Industrie-

orte in Deutschböhmen und kann mit mancher Stadt des industriereichen Nordens in die Schranken treten.

Besonders die Wiener Weltausstellung hat gezeigt, daß Graslitz, was Vielseitigkeit der Industrie und Güte der Erzeugnisse anbelangt, in der Reihe der Industriestädte Böhmens nicht den letzten Rang einnimmt. Es mag wenig Orte geben von so bescheidenem Umfange, denen eine gleich große Anzahl von Anerkennungen zu Theil geworden wäre. Was seiner Industrie hauptsächlich gefehlt hat, ist der Ruf, besonders bei der Musikinstrumentenfabrikation. Nun wird wohl nicht mehr der Fall eintreten, daß die Instrumentenmacher sich selbst verläugnen und fremde Firmen auf ihre Fabrikate geben müssen, um sie an Mann zu bringen, und wenn es im Berichte der letzten Pariser Ausstellung noch hieß, daß sich viele ausländische Firmen mit den Federn von Graslitz schmücken, so wird sich der Ort seines Namens nicht mehr zu schämen brauchen. Schon sind in Wien mannigfache Anfragen geschehen, es sind neue Geschäftsverbindungen eingeleitet, neue Absatzwege gewonnen worden, und die Graslitzer Instrumentenfabrikation wird mit einer größeren Selbstständigkeit als bisher auf dem Weltmarkte auftreten können.

Ist noch einmal die Graslitz-Falkenauer Eisenbahn zustande gekommen, die, bereits konzessionirt, mit 1. Oktober 1875 dem öffentlichen Verkehre übergeben werden soll, und ist somit Graslitz ins mitteleuropäische Eisenbahnnetz aufgenommen, so dürfte die Erwartung nicht ungerechtfertigt sein, daß nicht nur die alten Erwerbsquellen mächtig gefördert, sondern auch neue erschlossen werden und die Bewohner hinsichtlich ihrer Existenz nicht so leicht jenen Schwankungen ausgesetzt sein werden, wie sie ehedem periodisch einzutreten pflegten.

Schließlich sei es gestattet, einige Männer anzuführen, die in Graslitz geboren und durch die Hebung der vaterländischen Industrie und durch ihr humanitäres Wirken in weiten Kreisen einen geachteten Namen sich erworben haben. Bilden ja einige dieser Männer ein Stück Geschichte der Deutschen in Böhmen und man glaubt einem Vereine, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, den segnenden Einfluß des Deutschthums in unserem Vaterlande nach allen Seiten hin zu illustrieren, durch die nachfolgenden kurzen Lebensumrisse einen kleinen Baustein zu liefern, bis eine würdigere Feder sich gefunden hat, das Mangelhafte zu ergänzen.

Ein Mann, der sich aus einer untergeordneten Lebensstellung zu einem der ersten Industriellen Oesterreichs emporgeschwungen hat, war Johann David Stark, der Vater des gegenwärtigen Herrenhausmitgliedes Anton Edlen von Stark.[1])

Johann David Stark wurde am 3. Mai 1770 zu Graslitz geboren. Er unterstützte anfangs als 14jähriger Knabe seinen Vater in dem unbedeutenden Betriebe der Branntweinbrennerei und eines kleinen Krämerhandels, wo er bei dem Besuche der Märkte zu Plauen im sächsischen Vogtlande die Mousselinfabrikation kennen lernte. Die Vortheile dieses damals in Böhmen wenig bekannten Geschäftszweiges einsehend, gelang es ihm bald, mit zwei Webstühlen den An-

---

[1]) Die Vorfahren Stark's stammen aus einer Patrizierfamilie zu Nürnberg, wo sie nachweislich seit dem 14. Jahrhunderte ansäßig waren. Ein Zweig dieser Familie gelangte im 16. Jahrhunderte als Vertreter der Nürnberger Gewerke nach Graslitz. Im National-Museum zu München befindet sich eine Rolle, überschrieben: „Geschlechtsrolle der Patrizierfamilie Stark aus Nürnberg" mit Bildnissen und Wappen von 1407—1616.

fang zu machen, der sich im Verlaufe von zehn Jahren auf den Betrieb von 800 eigenen Stühlen steigerte und wesentlich zur Ausbreitung der Stuhlweberei in Graslitz und Umgebung beitrug.[1])

Die Sphäre seines eigentlichen industriellen Wirkens jedoch betrat er erst im Jahre 1792 durch den Pacht des Messingwerkes in Silberbach nächst Graslitz, welches nach vielen Schwierigkeiten in ordentlichen Gang gebracht und mit einer Oleumhütte zu 10 Oefen versehen wurde. Es war dies die erste in Böhmen, da man das Produkt bisher von Nordhausen bezogen hatte. Die Besorgniß des steigenden Holzmangels in der Gegend konnte den Unternehmungsgeist Stark's nicht niederschlagen und diente nur zur kräftigeren Anregung seiner Thätigkeit, um auch diesem fühlbaren Bedürfnisse abzuhelfen.

Durch die Erwerbung des früher nicht geachteten Mineralwerkes zu Hromitz und die dortige reiche Ausbeute an Vitriolstein, welcher früher von fremden Werken gekauft werden mußte, und durch den gleichzeitigen Ankauf des Gewerkes zu Davidsthal nächst Falkenau und den Abbau der dortigen reichen Kohlenlager sicherte er sich den nöthigen Bedarf zur Erbauung von 30 neuen und größeren Oefen und bewirkte hiedurch den ungleich wohlfeilern Verkaufspreis des Vitriolöls in eben dem Maße, als er die quantitative Erzeugung desselben bedeutend vermehrte.

Seine Bemühungen waren ferner dahin gerichtet, die vom Auslande bezogenen Hilfsmittel zu seinem Betriebe durch inländische zu ersetzen und die hiemit vielfach verbundenen Vortheile seinem Vaterlande zuzuwenden. So war er unter andern bemüht, die für seine Produkte nothwendigen Kolben und Flaschen, welche früher aus dem Altenburgischen bezogen wurden, wo möglich im Inlande zu verfertigen. Die hierwegen angestellten Nachsuchungen erfreuten sich eines glücklichen Erfolges durch Verarbeitung des in der Nähe von Eger aufgefundenen Wildsteiner Thones. Von dieser Zeit datirt sich die Flaschen-, Retorten- und Kolbenerzeugung Böhmens und die meisten ähnlichen Erzeuger sind aus dieser Schule hervorgegangen. Wenn man bedenkt, daß Johann David Stark allein für seine chemischen Gewerke zu Anfang der 30ger Jahre jährlich gegen 180000 Stück Kolben und Vorlagen und 40000 Stück Flaschen benöthigte, so ergibt sich seit dem Jahre 1795, wo die einheimische Erzeugung derselben begann, ein Betrag von mehreren Millionen Gulden, der bis dahin an Benützung des rohen Materiales und an Arbeitslöhnen dem Inlande durch diese Hilfsarbeit zugewendet wurde.[2])

Im Jahre 1826 errichtete Johann David Stark zu Altsattl nächst Elbogen ein Werk zur Erzeugung des eisenfreien Alaunes, kaufte weiterhin von 1827 bis 1830 im Pilsner Kreise zu Wanowitz 6 Vitriolhütten und auf der Herrschaft Plaß zwei Mineralwerke.

Im Besitze dieser umfangreichen Werke und mit rastloser Thätigkeit ihrer zweckmäßigen Benützung und Ausbreitung obliegend gelang es ihm, die Ausbeute an Bergwerksprodukten und ihre Verarbeitung so weit zu erhöhen, daß selbe bei einer Beschäftigung von 1500 Arbeitern jährlich folgendes Quantum erzeugten, wovon der bei weitem größere Theil einen Aktivhandel ins Ausland bildete, als:

---

[1]) Gegenwärtige biografische Notizen sind uns großentheils auf unser Ansuchen von freundlicher Hand zugekommen.

[2]) Bericht der Beurtheilungskommission über die Ausstellung der Industrieerzeugnisse Böhmens im Jahre 1831. Prag, 1833. Gottlieb Haase Söhne.

Vitriolöl	15000	Zentner.
Eisenfreier Alaun	3500	"
Schwefel	5000	"
Schwefelblüthe	500	"
Cyper Vitriol	2000	"
Salzburger Vitriolöl	3000	"
4 Adler "	1000	"
3 Adler "	1000	"
2 Adler "	8000	"
1 Adler "	4000	"
Schmalte	2000	"

Sämmtliche Artikel hat man zwar schon vorher auch außerlands erzeugt; das Verdienst Stark's ist es, daß sie mit allen Hilfstheilen im Lande selbst zustande gebracht und von ihm zu einem Preise verkauft wurden, um welchen sie kein Etablissement zu liefern im Stande war.

Nicht besonderer wissenschaftlicher Intelligenz, aber der emsigen Betriebsamkeit, des Scharfblickes und des muthvollen Unternehmungsgeistes eines Mannes bedurfte es, der überall die Lokalverhältnisse zu erkennen und zu benützen verstand und mit merkantilischer Geübtheit sie geltend zu machen wußte. Ob Johann David Stark der erste in Böhmen war, der die Alaunschiefer statt, wie bis zum Anfange dieses Jahrhunderts geschah, lediglich auf Alaun zu benützen, zur Erzeugung von Vitriol verwendete, liegt nicht ausgemittelt vor; allein gewiß hat man es nur ihm zu verdanken, daß der Preis des rauchenden Vitriolöls, der noch 1790 auf 80 fl. per Zentner stand, später auf 8 fl. und noch tiefer heruntergebracht wurde.[1]) Welch' einen prosperirenden Einfluß dieser Umstand in den Kattundruckereien, Bleichen, Färbereien und andern ähnlichen Anstalten zur billigeren Erzeugung der Artikel hervorbrachte, liegt auf der Hand.

In Würdigung seiner Verdienste um die Hebung der Industrie und seines humanitären Wirkens für das Wohl seiner sämmtlichen Arbeiter wurde Johann David Stark im Jahre 1836 von S. M. Kaiser Ferdinand in den Adelsstand erhoben. Er endete sein thatkräftiges Leben am 10. November 1841 zu Prag. Er hinterließ zwei Söhne und eine Tochter aus der Ehe mit Magdalena Riedl aus Graslitz.

Der ältere Sohn Josef Karl Edler v. Stark, geboren zu Graslitz 1792, widmete sich der Landwirthschaft und lebte auf seinem Gute Schönlind und Tiefengrün, kaufte sodann 1822 das Gut Chodau, 1840 die Herrschaft Schönbach und starb den 16. Jänner 1851. Der jüngere Sohn ist der gegenwärtige Großgrundbesitzer und Großindustrielle Anton Edler von Stark, Mitglied des österr. Herrenhauses. Die Tochter Elisabeth, geboren den 16. Mai 1800, verehelichte sich an Karl Bischoff, Handelsmann zu Augsburg, und wurde die Mutter des 1871 verstorbenen Mineralwerksbesitzers, Landtagsabgeordneten und Handelskammer-Präsidenten zu Pilsen, Otto Bischoff.

Johann David Stark war durch mehrere Jahre Bürgermeister zu Graslitz und erbaute daselbst die Häuser Nr. 376 und 377.

Eine andere in weiten Kreisen gekannte und geachtete Persönlichkeit, die ebenfalls aus Graslitz hervorgegangen, war der ehemalige Prager Handelskammer-Präsident Johann Baptist Riedl, Edler von Riedenstein.

Derselbe war am 1. Sept. 1801 zu Graslitz als der Sohn mäßig bemittelter Eltern geboren. Sein Vater war Ignaz Riedl, Instrumentenmacher und seine Mutter Theresia, geb. Pfeiffer. Er erhielt an der Graslitzer Schule den

[1]) Siehe obigen Bericht.

gewöhnlichen Elementarunterricht, und genoß außerdem, wie es zu jener Zeit häufig Sitte war, Privatunterricht bei einem Kaplane des Ortes, vorzüglich in der lateinischen Sprache. Mit 14 Jahren kam Riedl nach Frankfurt a. M., woselbst er in das Behrens'sche Kolonial- und Farbwaarengeschäft als Lehrling eintrat und seine Kenntnisse in den Freistunden durch Bücher und Privatlehrstunden zu vermehren suchte.

Im Jahre 1820 trat er in das Geschäft seines Verwandten, des oben genannten Karl Bischoff zu Augsburg und bereiste für dieses Haus Deutschland, veränderte aber nach nicht langer Zeit abermals seine Stellung, indem er in das chemische Produktengeschäft seines Oheims Johann David Stark als Prokurist und Geschäftsführer eintrat. Er bereiste im Interesse der demselben gehörigen Vitriol- und Alaunwerke Deutschland bis an die Nord- und Ostsee und erweiterte das Absatzgebiet dieser Produkte, indem er neue Geschäftsverbindungen anknüpfte.

Im Jahre 1826 übersiedelte J. B. Riedl von Altsattl nach Prag, woselbst er sich als Kaufmann etablirte und in wenigen Jahren durch Konsolidirung des Kredits, durch die mit rastloser Energie durchgeführte Ausdehnung des Absatzes der chemischen Produkte seines Oheims weit über die Gränzen der Monarchie hinaus dem Geschäfte einen ungeahnten Aufschwung gab. Außer einem ausgedehnten Baumwoll- und Indigogeschäfte errichtete J. B. Riedl eine Oelfabrik, später in Slibowitz eine Zuckerfabrik mit ausgedehnter Oekonomie, erkaufte die Herrschaft Lünz und Lust im Saazer Kreise und betheiligte sich bei vielen größeren Unternehmungen, so bei der Gründung der Dampfschifffahrt auf der Elbe, der der ersten böhmischen Dampfmühlengesellschaft u. s. w.

Trotz der ausgedehnten Geschäfte, welchen Riedl mit rastloser Thätigkeit vorstand, fand er doch noch Zeit, um sich an allen wichtigeren Fragen seiner Zeit und seines Vaterlandes, namentlich in handelspolitischer Richtung zu betheiligen, und es gab wohl wenige wohlthätige und gemeinnützige Anstalten zu Prag, denen er nicht als eifrig förderndes Mitglied angehört hätte. Das Forum der Oeffentlichkeit betrat er zuerst als Mitglied der Provinzial-Handelskommission, in welcher Funktion er durch längere Zeit wirkend blieb.

Bei der Gründung des böhmischen Gewerbevereines im Jahre 1833 wurde J. B. Riedl Mitglied der Direktion desselben und bekleidete diese Stellung bis zum Jahre 1848. Seiner Anregung und seinem vieljährigen Wirken ist es zu verdanken, daß in Prag die erste Filiale der Nationalbank in Oesterreich errichtet wurde, wobei mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden waren, die ihren Ursprung in dem Widerstande der damaligen Wiener Geldaristokratie hatten, welche es ungern sah, daß der Prager Platz sich von Wiener Geldkräften emanzipirte.

Mit nicht geringerem Eifer ergriff J. B. Riedl das Wort für die Nothwendigkeit der Handels- und Gewerbekammern. Seiner Energie hauptsächlich ist die Errichtung der Prager Handels- und Gewerbekammer 1850 zu verdanken, deren Präsident er wurde und bis zum Jahre 1857 verblieb, wo seine zerrüttete Gesundheit ihn zwang, dieses Ehrenamt niederzulegen. Der Prager Handelsstand ehrte ihn gelegenheitlich seines Rücktrittes mit einer Adresse, in welcher die unvergeßlichen Verdienste, die sich Riedl um dieses Institut erworben, hervorgehoben wurden.

Auf Riedl's Anregung wurde das Komité zur Berathung der wichtigen Frage über Gründung von Landessparkassen bei der böhmischen k. k. Statthalterei niedergesetzt. Als ihm Jahre 1851 in Wien der Zollkongreß stattfand, auf welchem ein neuer Zolltarif geschaffen werden sollte, wurde Riedl als Mitglied desselben nach Wien berufen. Eine Adresse des gesammten böhmischen Fabriksstandes, gezeichnet von den vornehmsten Firmen des Landes in Baumwoll- und Schafwoll- und Webemanufaktur, 45 an der Zahl, ehrte in dankbarer Anerkennung

seine Wirksamkeit auf diesem Kongresse. Auch für die Aufhebung der Moldau- und Elbezölle hatte sich Riedl wiederholt bei der Regierung verwendet.

Außerdem war J. B. Riedl durch viele Jahre Stadtverordneter der königlichen Landeshauptstadt Prag, wurde 1848 zum Deputirten dieser Stadt in den böhmischen Landtag gewählt, und ist von den vielen Ehrenstellen, mit denen er durch das Vertrauen seiner Mitbürger bekleidet wurde, außer der Stelle eines Präsidenten der Handelskammer noch die eines Repräsentanten des Prager Handelsstandes, die eines Kurators der böhmischen Sparkassa und die eines Direktors der Filiale der Nationalbank in Prag besonders hervorzuheben.

Riedl war eine der tüchtigsten merkantilen Kapazitäten seiner Zeit; sein weiter Gesichtskreis, sein seltener Scharfblick und seine große Erfahrung auf dem Gebiete der Handelspolitik, so wie seine rastlose Thätigkeit in allen gestellten Aufgaben und schließlich sein gemeinnütziges Wirken hatten auch zu wiederholtenmalen die Anerkennung der hohen Regierung gefunden, und seine großen Verdienste um die materiellen Verhältnisse seines Vaterlandes wurden im Jahre 1854 von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Josef durch Erhebung in den erblichen Adelsstand mit dem Prädikate „Edler von Riedenstein" ausgezeichnet.

J. B. Riedl war seit dem Jahre 1827 mit Ottilie Baumgärtner verehelicht und erlag einem langjährigen Brustleiden am 20. Dezember 1858, betrauert von Allen, die ihn kannten.

Auch unter den noch Lebenden können wir nicht unterlassen, einige Persönlichkeiten anzuführen, die von Graslitz abstammen und sowohl in industriöser Beziehung wie durch ihr Wirken im öffentlichen Leben in weiten Kreisen einen hochachtbaren Namen sich erworben haben. Wir nennen Anton Edlen von Stark, Herrn der Herrschaft Tschemin, der Güter Altsattl und Stinowitz.

Johann Anton Edler von Stark, geboren zu Graslitz am 4. Dez. 1808, Sohn des Johann David Edlen von Stark, studierte am Pilsner Gymnasium und widmete sich nachher der Chemie und dem technischen Fache. Im Jahre 1829 übernahm er die Leitung sämmtlicher Industrie-Etablissements seines Vaters und führte sie bei dessen Lebzeiten und nach dem Tode desselben fort. Er widmete sich nicht nur der Vermehrung der bestehenden Grubenbaue und der Akquisition weiterer Mineralwerke, sondern schuf auch neue Industrie-Etablissements zur Erzeugung der englischen Schwefelsäure, errichtete 1857 eine Phosphorfabrik und verband mit derselben eine Fabrik zur Erzeugung von künstlichen Düngungsapparaten.

Er war der erste, der die Kohlenfeuerung für die Glasöfen anwandte (1853), verbesserte in den Bergbauen die Abbaumethode und brachte den Montan- und Industrialbesitz der Firma „Johann David Stark" zu einer Produktionshöhe, welche sie den Industriefirmen ersten Ranges in Oesterreich anreihte.

Im Jahre 1840 kaufte er die Herrschaft Tschemin, im Jahre 1851 das Gut Stinowitz, beide bei Pilsen. Diese beiden Gutskomplexe boten seiner Thätigkeit ein neues Feld. Vor allem führte er auf denselben eine rationelle Bewirthschaftung ein. Er war der erste, der nach dem Impulse Liebig's Phosphate zur Düngung verwendete und durch sein Beispiel die angränzenden Grundbesitzer und auch größere Domänen zur Nachahmung einer Methode aneiferte, welche den Oekonomen von unberechenbarem Vortheile war, schon deßhalb, weil durch das unterlassene Streurechen eine größere Schonung der Wälder bewirkt wurde.

Allein sein Augenmerk war nicht allein auf die Ausbreitung seiner Industrie-Werke, die Verbesserung der Erzeugungsmethoden und die Vermehrung des Produkten-Erzeugnisses gerichtet; auch das Wohl der ihm unterstehenden Beamten, Diener und Arbeiter war seine unabläßige Sorge. Er dotirte die Knappschafts-

kassen für die Berg- und Hüttenleute, gründete Konsumvereine, errichtete Fabriksschulen zu Wranowitz, Littmitz, Altsattl, Reichenau, und ermöglichte durch seine namhafte Beitragsleistung den Bau der deutschen Realschule zu Mies, um den Deutschen der dortigen Gegend Gelegenheit zur Ausbildung zu verschaffen, nachdem die Pilsner deutsche Realschule durch die Gemeindevertretung vollständig čechisirt worden war.

Um seiner allseitig anerkannten Verdienste willen wurde Herrn Johann Anton Edlen von Stark bereits im Jahre 1854 von Sr. Majestät dem Kaiser das Ritterkreuz des Franz-Joseph Ordens verliehen, und im Jahre 1869 die Würde eines lebenslänglichen Mitgliedes des österreichischen Herrenhauses zu Theil.

Eine andere Persönlichkeit, die von Graslitz stammt, ist Richard Ritter von Dotzauer, Großhändler in Prag, Präsident der Prager Handelskammer, Vicepräsident des Central-Komité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der Erz- und Riesengebirgsbewohner, Ritter des Ordens der eisernen Krone u. s. w. Es mag überflüssig sein, das öffentliche Wirken dieses Mannes den Lesern der „Mittheilungen" besonders vorzuführen. Der Name Dotzauer wird überall genannt, wo es sich um die vitalsten Fragen des Deutschthums in Böhmen handelt, so wie auch jedes anderweitige Streben in humanitärer und industriöser Beziehung an ihm einen der eifrigsten Beförderer findet. Die Stadt Graslitz zunächst verdankt seiner Anregung die Spar- und Vorschußkasse, dieses mächtige Beförderungsmittel des volkswirthschaftlichen Wohles. Er gründete daselbst ein Versorgungshaus für zwölf Pfründler und versah es nicht nur auf die freigebigste Weise mit allem zweckentsprechenden Komfort, sondern hat auch Fürsorge getroffen, daß die Anstalt nach seinem Ableben ihrem Zwecke erhalten bleibt. Ihm verdankt die Stadt die Musikschule, das Schulmuseum, den Verschönerungsverein und so manches Andere.

Außerdem sind als gebürtige Graslitzer noch zu nennen Josef Dotzauer, kaiserl. Rath zu Prag, Chef des Großhandlungshauses Josef Dotzauer & Comp. Vincenz Dotzauer, Glas- und Eisenhandlung zu Bilbao in Spanien; Anton Lehrer, Kaufmann in Prag; Richard Faber, der viel genannte und gekannte Restaurant am Centralbahnhofe in Wien und mehrere Andere.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß Graslitz, wie es die Geburtsstätte der vaterländischen Musikinstrumenten-Fabrikation ist, anderseits diesen Industriezweig im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts auch in andere Städte Oesterreichs verpflanzt hat. Von Prag war bereits die Rede. Auch in Wien sind die meisten Firmen dieser Art Graslitzer Ursprungs; so Ignaz Stowasser, Daniel Fuchs, Josef Riedl, Anton Meinl; ferner Josef Lausmann in Linz, Anton Breinl in Innsbruck, Johann Stowasser in Ofen.

Archäologische Funde im Elbethale.

Von

Dr. J. E. Födisch.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Mensch zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Breitegraden mit Vorliebe die Ufer der Flüsse oder des Meeres

für seine Ansiedlungen wählte. An Flüssen und am Meere liegt die Mehrzahl der Städte; hier erheben sich auch die schönsten und bedeutendsten mittelalterlichen Burgruinen; hier und speziell mit Bezug auf Mitteleuropa an den Ufern der Flüsse begegnen wir auch den reichsten Fundstätten vorgeschichtlicher Alterthümer. Denn dieselben Momente, die den Colonisten in den Wäldern Amerika's zur Ansiedlung an den Flüssen noch heute locken, waren auch schon für den Menschen in vorgeschichtlicher Zeit maßgebend.

Auch in Böhmen findet sich diese Thatsache bestätigt. Wie die übrigen Flußthäler des Landes ist auch das Elbethal, und ich verstehe darunter hier nur die Gegend von Melnik bis zur Landesgrenze, schon seit langem als Fundstätte vorhistorischer Alterthümer bekannt. Namentlich sind es die schönen, durch das Diluvium und Alluvium des Stromes ausgefüllten Thäler an den Elbeufern, so um Melnik, Raudnitz, Leitmeritz, Lobositz, Mosern und Schwaden bei Aussig u. a.; wo wiederholt Gegenstände von archäologischem Interesse aufgefunden wurden, während die Gipfel einzelner Berge, wie z. B. den Hradek bei Großtschernosek, mächtige, uralte Wallbauten — ebenfalls Zeugen frühzeitiger Colonisation — krönen. Zu den genannten Fundstellen gesellten sich in der jüngsten Zeit mehrere andere, von denen wenigstens Eine unbestritten hohes Interesse für sich in Anspruch nehmen kann. In den meisten Fällen geschahen diese Funde bei Gelegenheit des Baues der Elbethalbahn am rechten Ufer des Stromes, da gerade hier durch die sich wiederholenden Einschnitte und Aufschüttungen tiefer gelegene Erdschichten bloßgelegt wurden.

Diese Funde mögen, so weit sie mir bekannt wurden, hier näher beschrieben werden:

1. Libochowan, Dorf am rechten Elbeufer, 2 Stunden nordwestlich von Leitmeritz in einem herrlichen, fruchtbaren Thale gelegen, welches gegen Süd von den Ausläufern des Hradek, gegen Ost von den Kamaiker Bergen und gegen Nord vom Deblik bei Zirkowitz begrenzt wird. Das Dorf liegt unmittelbar am Uferrande, die Fundstelle kaum 200 Schritte nördlich davon am Fuße des letztgenannten Berges. Als dort ein Graben längs des Bahndammes ausgegraben wurde, stießen die Arbeiter auf größere Mengen von Steinen, meist Basalte, wie sie in den Geschieben der Elbe sich finden. Darunter lagen Knochen von Menschen und Thieren, Gefäßscherben, auch einzelne noch wohlerhaltene Gefäße und endlich Bronzegegenstände. Durch Herrn J. Haudek, Lehrer in Libochowan, von diesem Funde benachrichtigt, begab ich mich sogleich zu einer näheren Untersuchung an Ort und Stelle. Eine reichhaltige Gräberstätte war hier zufälliger Weise aufgedeckt worden. Die Gräber sind vorherrschend Brand- und seltener Skelettgräber. In den letzteren erscheinen die Skelette größtentheils aufgelöst, selbst die Schädel zerfallen; wiederum erscheinen in den Brandgräbern einzelne Fragmente halbverbrannter Knochen, gewöhnlich durchaus kalzinirt. Sämmtliche Gräber sind in wechselnder Tiefe muldenförmig in den Boden gegraben und, mögen sie nun Brand- oder Skelettgräber sein, je mit einer Schichte Basaltsteine überdeckt. In jedem Grabe fanden sich mehrere Beigaben, die im Großen und Ganzen in zwei Gruppen zerfallen:

I. Thongegenstände und zwar a) Urnen, theils gehenkelt, theils ungehenkelt. Die größeren sind aus grauem, die kleineren aus sehr festem rothen Thon geformt. Charakteristisch für dieselben sind die kleinen Böden, knaufige Wülste an der Ausbauchung und kleine Henkel. Die Oehre der letzteren sind von so geringem Durchmesser, daß nur ein Bindfaden hindurchgezogen werden kann. Die größte der in meinen Besitz gelangten Urnen hat bei einer Höhe von 26^{cm} einen Umfang von 80^{cm}; sie mußte freilich erst mühsam aus 13 Bruchstücken zusammengesetzt werden, die bei meinem ersten Besuche zerstreut am Bahndamme lagen und, da sie von gleicher Textur waren, aufgelesen und zusammengefügt wurden. Merkwürdig und in böhmischen Funden äußerst selten sind kleine niedliche

Aschentöpfchen von nur 5cm Höhe und 17cm Umfang, die ungehenkelt, aber am oberen Rande an zwei entgegengesetzten Punkten mit einem spitzigen Werkzeuge durchbohrt sind, um einen Bindfaden hindurchziehen zu können. Sie sind theilweise mit parallelen im Winkel zusammenlaufenden geraden Linien verziert. b.) Näpfe, gehenkelt, und Schalen, ungehenkelt, aus schwarzem Thon roh gefertigt, mit Grafit geschwärzt und ebenfalls durch kleine Böden charakteristisch c.) Spinnwirtel, mit geraden Strichen ornamentirt. Sämmtliche Thongegenstände sind aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe geformt. Die gute Erhaltung derselben ist, abgesehen von dem trefflichen Materiale, aus dem sie gefertigt sind, durch den Umstand zu erklären, daß sie in sehr trockener, lockerer, stark aschenhaltiger Erde standen oder lagen. Die stehenden Urnen kamen durchwegs unversehrt ans Tageslicht, während dagegen die liegenden meist an der Oberseite eingedrückt waren.

II.) Bronzegegenstände. Dieselben sind aus guter, lichter, aus 90% Kupfer und 10% Zinn legirter Bronze gefertigt. Sie zerfallen in a) Armspangen, aus je drei 1cm breiten Windungen bandartiger Bronze bestehend und in primitiver Weise mit parallelen Strichen verziert. Der Durchmesser derselben im Lichten beträgt 5—6cm. b) Kleine Ringe von 1·5cm Durchmesser aus spiralförmig gewundenem Bronzedraht verfertigt. c) Nadeln von 10—12cm Länge, am oberen Ende mit Strichen und Wülsten ornamentirt. Waffen kamen nicht vor.

Von thierischen Ueberresten fanden sich in den Gräbern Knochenstücke (meist vom Schädel) und Zähne vom Rind, Hirsch, Reh, Wildschwein und Bären. Die Zähne der letzteren sind nicht durchbohrt.

Das Todtenfeld hat eine Breite von 80 Metern. Die Längenausdehnung gegen den Deblik konnte bei dem Umstande, daß das Terrain mit Saat bestellt war, nicht eruirt werden. Die Frage nach dem Alter dieser Grabstätte ergibt sich mit Sicherheit aus den Fundgegenständen selbst. Eisen wurde in keinem der Gräber gefunden, wohl aber in mehreren derselben Bronzegegenstände. Somit gehört die Gräberstätte der Bronzeperiode an Die spiralförmige Gestaltung der Bronzeringe, die Form der Urnen und ihre Ornamentik weist auf die jüngere Bronzeperiode hin, für welche speziell für Mitteleuropa die letzten zwei Jahrhunderte v. Ch. G. — bis gegen das Vordringen der Römer an den Rhein und die Donau — in Anspruch zu nehmen sind. Da damals noch Kelten in Böhmen wohnten (die Bojer), wird diesen die Gräberstätte zuzuschreiben sein. Ich will hier nur erwähnen, daß unsere Fundgegenstände mit solchen der Alpenländer aus der gleichen Periode ganz genau übereinstimmen. Bemerkt mag weiter werden, daß in der Nähe der Gräberstätte bei den Baggerungsarbeiten in der Elbe auch ein Bronzeschwert aufgefunden wurde, welches, wie die Tagesblätter meldeten, in's böhmische Museum kam. Aus dem reichen Libochowaner Funde besitzt auch die Sammlung der Communal-Oberrealschule in Leitmeritz schöne Stücke; ein guter Theil wanderte nach Wien in die Sammlung der authropologischen Gesellschaft, die auf eigene Kosten daselbst durch mehrere Tage Nachgrabungen anstellen ließ.

2. Pollepp, Dorf am rechten Ufer der Elbe, 2 Stunden südöstlich von Leitmeritz entfernt. Gefunden wurden in einem Steinbruche in Brandgräbern Urnen und Näpfe aus schwarzem Thon. Sie stimmen in Gestalt und Technik mit den Libochowanern Funden überein, werden daher derselben Zeit angehören. Die Fundstücke kamen in die Sammlung der Knabenvolksschule in Leitmeritz. In geringer Entfernung von Pollepp liegt

3. Gastorf; auch dort wurden bei Gelegenheit der Erdarbeiten in dem Bahneinschnitt zwischen Gastorf und Schwarzenitz in einem Brandgrabe drei Aschentöpfe gefunden und mehrere andere, in Stücken zerfallen, verworfen. Herr

Med. Dr. Hiecke betheilte mit dem Funde die Leitmeritzer Lehranstalten, Metallobjekte kamen meines Wissens weder in Pollepp noch in Gastorf vor.

4. Tschischkowitz bei Trebnitz. Bei Gelegenheit von Grabungen in einer Lehmgrube wurden 6 Thongefäße, nämlich eine runde ungehenkelte Schale, 3 Töpfchen, ein kleines krugartiges Gefäß, 9.5cm. hoch und 6·4 breit, und ein Napf mit drei dornartigen Ansätzen gefunden und durch Hrn. Gärtner Reif in Dlaschkowitz der Sammlung der Leitmeritzer Oberrealschule geschenkt. Metallgegenstände fanden sich dabei nicht vor. Der Form und Technik nach gehören auch diese Funde der jüngeren Bronzzeit an.

Rechnet man dazu noch mehrere steinerne Streithämmer, die bei den Baggerungsarbeiten aus dem Flußbette der Elbe gehoben wurden, so sind damit die Funde vorhistorischer Artefakte im Elbethale aus den Jahren 1871—1873 erschöpft.

An Ueberresten der Diluvialperiode wurde beim Baue der Elbethalbahn verhältnißmäßig wenig gefunden, nämlich, so weit mir bekannt, ein Backenzahn vom Mammuth (elephas primigenius) unterhalb Leitmeritz und ein vollständiger, leider aber von den Arbeitern zerschlagener Schädel vom Rhinoceros tychorrhinus bei Sebusein.

Geschäftliche Mittheilungen.

I.

Wissenschaftliche Anfragen.

1) An unsere Herren Vertreter, Mitglieder, sowie an die P. T. Hrn. Bürgermeister und Vertretungen der deutschen Städte in Böhmen.

Herr Professor **L. Rockinger** in München, hat an den Verein folgendes Schreiben gerichtet, das hiemit zur allgemeinen Kenntniß gebracht wird mit der Bitte, demselben vollste Würdigung angedeihen zu lassen:

H. Vorstandschaft! Im Interesse der größtmöglichen Förderung einer auf breitester handschriftlicher Grundlage ruhenden Ausgabe des **kaiserlichen Land- und Lehenrechts oder jetzt gewöhnlich sogenannten Schwabenspiegels**, womit ich von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu **Wien** wie von der **baierischen** Akademie der Wissenschaften hier betraut bin, gestatten Sie mir wohl, daß ich das nachstehende ergebenste Ersuchen Ihrer geneigten Rücksichtnahme unterstelle.

Es ist eine bekannte Thatsache, welcher ausgedehnten Geltung sich das berührte, wohl in den Jahren 1260 bis 1268 entstandene Rechtsbuch Jahrhunderte hindurch zu erfreuen ge-

habt. Die große Zahl von Handſchriften desſelben, welche ſich allenthalben finden, wie nicht minder die Menge von Bruchſtücken ſolcher, welche da und dort an den Tag getreten ſind und noch fortwährend auftauchen, ſie iſt allein ſchon Beweis genug hiefür. Aber keineswegs der ganze Vorrath der Handſchriften wie der Bruchſtücke des ſogenannten Schwabenſpiegels iſt zur Zeit bereits bekannt. Habe ich auch bis zur Stunde von ungefähr dritthalb Hunderten theilweiſe genauere theilweiſe auch nur beiläufige Kunde, wozu ſo manche werthvolle Mittheilung mir erſt noch in jüngſter Zeit von den verſchiedenſten Seiten her zugegangen iſt, ſo kann ich bei der Erwägung dieſes eben bemerkten Umſtandes mich keineswegs dem Gedanken verſchließen, daß nicht etwa da oder dort ſich weitere Fundgruben aufthun möchten.

Nun gehe ich allerdings nicht von der Vorausſetzung aus, daß die Geſchichtsvereine Deutſchlands und ſeiner Nachbarſtaaten unter ihren Schätzen ſelbſt eine mehr oder minder bedeutende Anzahl von Handſchriften oder von Bruchſtücken des kaiſerlichen Land- und Lehenrechtes gelagert haben werden. Für ganz und gar unmöglich übrigens dürfte das doch immerhin nicht überall gehalten werden. Beſitzt ja beiſpielsweiſe nach einer Mittheilung des der Geſchichtsforſchung zu früh entriſſenen Dr. von Kern im dritten Stücke der Nachrichten von der hiſtoriſchen Commiſſion bei der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften hier (Beilage zur hiſtoriſchen Zeitſchrift v. Sybel's Band VI. vom Jahre 1860) S. 15 eine ſolche aus dem Jahre 1479 der hiſtoriſche Verein von Niederbaiern zu Landshut.

Wenn indeſſen auch dieſe Fälle mehr als Ausnahme gelten mögen, ſo ſind gerade die Geſchichtsvereine bei ihrer Verbindung von Mitgliedern der verſchiedenſten Kreiſe, welche ſich mit der Aufgabe der Geſchichte in ihrem weiteſten Umfange befaſſen, in der glücklichen Lage, Nachforſchungen wie ſie hier erforderlich werden, mit einem gewiſſen Erfolge zu pflegen, indem ihnen Mittheilungen wie ſie für den vorliegenden Gegenſtand wünſchenswerth erſcheinen, von mannigfachen Seiten her ohne beſondere Schwierigkeiten zugehen, Mittheilungen, welche den einzelnen Forſchern naturgemäß weit weniger erreichbar ſind.

Auf welche Nachforſchungen iſt nun aber mein ergebenſtes Erſuchen vorzugsweiſe gerichtet? Einmal auf Handſchriften des ſogenannten Schwabenſpiegels im Privatbeſitze, namentlich auch in Privatarchiven und Privatbibliotheken, ſodann auf ſolche in Gemeindearchiven und Gemeindebibliotheken.

Was das erſtere anlangt, beherbergen verſchiedene Schlöſſer mitunter ſehr beachtenswerthen hieher einſchlagenden Stoff. So beiſpielsweiſe das fürſtlich Dietrichſtein'ſche zu Nicolsburg einen Codex unſeres Rechtsbuches, das fürſtlich Fürſtenberg'ſche zu Donaueſchingen nicht weniger als 7 dergleichen zum Theile von außerordentlicher Bedeutung u. ſ. f.

Ausgiebiger dürfte allerdings vielleicht die Ausbeute in den **Gemeindearchiven** und **Gemeindebibliotheken** ſich geſtalten:

In ihnen ſtößt man bekanntlich auf ausgezeichnete Handſchriften des kaiſerlichen Landrechtes wie auch häufig des ſonſt gewöhnlich hiemit verbundenen Lehenrechtes. So bewahrt beiſpielsweiſe das Stadtarchiv von München eine ausgezeichnete Handſchrift beider Rechtsbücher, die noch dem 13. Jahrhunderte angehört.

Solche aus dem 15. Jahrhunderte ſind bekannt aus dem Stadtarchive wie aus der Stadtbibliothek von Augsburg, aus dem Stadtarchive von Conſtanz, aus der Rathsbibliothek von Görlitz, aus dem Stadtarchive von Kaſchau, aus der Stadtbibliothek von Kolmar, aus der Stadtrathsbibliothek von Leipzig, aus der Stadtbibliothek von Linz, aus der von Nürnberg, aus der von Trier, aus dem Stadtarchive von Wien, aus der Stadtbibliothek von Winterthur. Hiemit iſt indeſſen das Ende noch keineswegs erreicht. Aus dem 16. Jahrhunderte erübrigt eine intereſſante Bearbeitung des kaiſerlichen Landrechtes für die Stadt Witzenhauſen in deren Archiv. Abgeſehen endlich von all dem liefern eine ſtattliche Schaar von böhmiſchen Ueberſetzungen des ſogenannten Schwabenſpiegels unter anderen die Stadtarchive und Stadtbibliotheken von Königgräz, Leitmeritz, Nürnberg, Pilſen, Prag, Wittingau. Ich glaube mich zur Zeit mit dieſen Beiſpielen begnügen zu können.

Handelt es ſich hiebei mehr um Orte von größerer Bedeutung, ſo wird doch keineswegs von vorneherein ſchon die Annahme ausgeſchloſſen erſcheinen dürfen, daß auch in den Archi-

ven von weniger hervorragenden Gemeinden sich dieses oder jenes Exemplar unseres Rechtsbuches erhalten haben könne.

Erstreckt sich nun mein ergebenstes Ersuchen hauptsächlich **auf die Anstellung von Nachforschungen nach den berührten Seiten hin, wie auf geneigte Mittheilung eines allenfallsigen günstigen Befundes derselben, so würde ich natürlich für jedes weitere Ergebniß, welches die hochgeehrte Vorstandschaft aus eigener Wissenschaft oder durch gütige sachdienliche Anregung bei den sehr geschätzten Vereinsgenossen erzielen zu können in der Lage ist, mich zum wärmsten Danke verpflichtet fühlen.**

Mit einer gefälligen Zuschrift in dieser Beziehung erfreut zu werden, wäre mir insbesondere auch aus dem Grunde um so mehr von Werth, als es schon für die Genealogie der Handschriften des sogenannten Schwabenspiegels nicht gleichgiltig ist, sondern in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit erscheint, über die einzelnen Orte, an welchen sich dergleichen finden, einen so viel als möglich vollständigen Ueberblick zu haben.

Weiß ich nun allerdings wohl zu würdigen, welche Mühewaltung oft mit den betreffenden Nachforschungen verknüpft ist, so möchte im gegenwärtigen Falle diese doch bei den zur Sprache kommenden vollständigen Handschriften insoferne keine übergroße sein, als selbst dann, wenn der sogenannte Schwabenspiegel mit anderen Stücken, oder — wie beispielsweise bei der Bearbeitung für Witzenhausen — gleich mit dem amtlichen Stadtbuche verbunden ist, doch der Anfang des Landrechtes:

„Herr Gott, himmlischer Vater, durch Deine milde Güte schufest Du den Menschen mit dreifältiger Würdigkeit u. s. w.

wie jener des Lehenrechtes:

„Wer Lehenrecht kennen will, der folge dieses Buches Lehre. Des ersten sollen wir u. s w. ziemlich schnell und sicher wenigstens im großen Ganzen das Vorhandensein unseres Rechtsbuches auch denjenigen, welche weniger mit diesem Gegenstande vertraut sind, erkennen läßt.

Indem ich schließlich, hochgeehrte Vorstandschaft, mir noch erlaube, auch das ergebenste Ersuchen um geneigte Rücksichtnahme auf allenfalls an Einbänden oder sonst vorkommende Bruchstücke dieses oder jenes deutschen Rechtsbuches in dem Kreise Ihrer Wirksamkeit zu stellen in welchem ja auch die Pflege der Rechtsquellen und der Rechtsgeschichte des deutschen Mittelalters ihre Vertretung findet, ergreife ich mit Vergnügen diesen Anlaß zur Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, in welcher ich geharre der hochgeehrten Vorstandschaft ergebenster

Prof. Dr. **Ludwig Rockinger.**

z. Z. II. Secretär des historischen Vereines von und für Oberbaiern, Schellingstraße Nr. 47/1

München 1874.

Wir bitten recht sehr, allenfallsige Mittheilungen an **unsere Geschäftsleitung** Prag 188/I gelangen zu lassen.

---

2) a) Der kön. preuß. Major v. Kalkreuth in Potsdam (Neue Straße, zwischen 50 und 51, der großen Weinmeisterstraße,): erbittet sich Aufschlüsse über seine Familie. b) Ebenso Herr Consistorial-Rath Dr. G. Schmidt in Luckau betreffs der Familie **Zabeltitz** (Zobeltitz, Zablatwicz, Czabilticz u. s. f.), jedoch nur Urkundem oder Notizen bis zum Beginn des XVI. Jahrhundertes. c) Herr von Köckritz in Mondschütz bei Wohlau in Pr.-Schlesien gleichfalls betreffs seiner Familie, welche im XIV. Jahrhunderte in der Lausitz, 1529 in Schlesien angesessen war.

Alle irgendwie gearteten Mittheilungen nimmt bereitwillig die Geschäftsleitung des Vereines (Prag 188—I) entgegen.

II.

Beachtenswerthe Beschlüsse der Sectionen.

I. Section für allgemeine und spezielle Landesgeschichte. (Sitz. v. 19. Nov.) Im Hinblick auf das anerkennenswerte Beispiel der Stadt Joachimsthal beschließt die Section, die deutschen Städte Böhmens aufmerksam zu machen, durch Errichtung von Gedenktafeln das Andenken ihrer berühmten Männer verdientermaßen zu ehren und ihr ruhmwürdiges Beispiel im Gedächtnisse der Mitlebenden wieder zu erwecken.

III. Section für Sprache, Literatur und Kunst. (24. November.) Mit Rücksicht auf eine eingelaufene generelle Arbeit über die deutsche Literatur Böhmens betont die Section, daß es vor Allem wünschenswert sei, durch Sammlung und Erhaltung des urkundlichen Materials, durch Herausgabe von Monographien berühmter Künstler und Gelehrten einer auf breitester und wissenschaftlicher Basis anzulegenden Gelehrten- und Kunstgeschichte vorzuarbeiten.

I. Section. (Sitzung vom 14. März.) Die Section macht auf den besonderen Werth der allerorts vorfindlichen Grabdenkmäler (in den Kirchen, Klöstern, Gottesäckern u. s. f.) aufmerksam und bittet im Interesse ihrer dauernden Erhaltung um Kopierung und Einsendung der Inschriften an den Verein, welcher dieselben in einer eigenen systematischen Sammlung unterbringen wird.

III. Section. (Sitzung vom 27. März.) Mehr und mehr schwinden unter dem Zerstörungsprozesse der Neuzeit die letzten Blüthen der Volkspoesie: „die deutschen Sagen"; schon sind sie fast gänzlich in den traumreichen Hochwald und die noch schlummernden Gebirgsthäler zurückgedrängt. Die Section erbittet sich daher von allen Seiten Aufzeichnung der letzten Reliquien der alten Zeit und deren Einsendung, jedoch in dem Gewande schöner Einfachheit und Natürlichkeit, wie sie im Munde des Volkes leben. Besonders ist es wünschenswerth, jeder Sage den Ort beizufügen, wo sie erzählt wird.

Der Obmann der I. Section:
G. Biermann,
k. k. Direktor am Gymnasium, Kleinseite.
Der Schriftführer:
K. Renner,
Geschäftsleiter.

Der Obmann der III. Section:
Dr. M. Pfannerer,
k. k. Landesschulinspektor.
Der Schriftführer:
W. Hickl,
phil. stud.

Berichtigungen

zum 3. und 4. Hefte des XII. Jahrgangs der „Mittheilungen."

Seite	188,	Z.	15	von unten lies:	verschienen	anstatt erschienen.
„	„	„	1	in der Anm. lies:	Kühewecg	„ Kühewcg.
„	189,	„	7	von oben lies:	furt-	anstatt fortzupflanzen.
„	„	„	16	„ „	Damit aber	Euer Gnaden.
„	„	„	20	„ „	Lestlich	anstatt Bestlich.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 15. April 1874.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Bröklein** Aurel, Beamter der Unionbank in Prag.
„ **Dlaska** Vinzenz, in Liebenau.
„ **Eckl** Nikol. Ernst, Beamter der Turnau-Kralup-Prager Bahn in Wien.
„ **Günthersberger** Josef, Bergdirektor in Brüx.
„ P. **Hammer** Wenzel, Pfarrer in Wotsch.
„ **Harrer** Richard, Zuckerbäcker in Prag.
„ **Jawurek** Franz, Privatier in Bilin.
„ **Kittel** Johann, Graveur in Kulau.
„ **Korb** Ernst, Industrieller in Prag.
„ **Kreuz** Josef, Med. et Chir. Dr. in Falkenau.
„ **Kubin** Emil, Forstcontrollor in Grafenstein.
Löbl. **Lese- und Unterhaltungs-Verein** in Pilsen.
Herr **Michler** Josef, Bürgerschullehrer in Liebenau.
„ **Müller** Josef, Fabrikant in Friedland.
„ **Peukert** Anton, Kaufmann in Reichenau.
„ **Schäfer** Robert, Beamter in Maffersdorf.
„ **Schönbach** Anton, Dr. o. ö. Professor der deutschen Sprache in Graz.
„ **Seifert** J., k. k. Hauptmann im 42. Lin.-Inft.-Rgt. in Theresienstadt.
„ **Sieber** Karl, fürstl. Metternichscher Oberbuchhalter in Plaß.
„ **Tschörner** Franz, Fabrikant in Komotau.
„ **Urban von Urbanstadt** Friedrich, k. k. Auskultant in Görkau.

Vom 16. Februar bis 15. April 1874 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Stiftende Mitglieder.

Herr **Bayer** Josef Wilhelm, Kaufmann ꝛc. in Prag. († zu Sanremo am 8. April 1874.)

Ordentliche Mitglieder.

Herr **Faltis** Johann, Fabriksbesitzer ꝛc. in Trautenau. († 19. Februar 1874.)
„ **Obermüller** Philipp, Probst ꝛc. zu Mariahilf bei Wien. († 21. Februar 1874.)

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahresschluß freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge möglichst bald einzusenden.**

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Zwölfter Jahrgang. Sechstes Heft.

Die Saazer Schule.[1]

Von

Dr. **W. Katzerowsky.**

Daß die Saazer Schule eine der ältesten des Landes ist und schon lange vor der Errichtung der Prager Universität bestand, ist durch zahlreiche historische Belege außer allen Zweifel gestellt. Ueber die Zeit und namentlich das Jahr ihrer Gründung ist nichts Zuverlässiges bekannt. Doch so viel wissen wir, daß seit der Einführung des Christenthums in Böhmen die Bewohner der an Deutschland gränzenden Gaue schon frühzeitig mit ihren deutschen Nachbarn in Verbindung traten[2]), daß hier die Kolonisirung durch deutsche Einwanderer bald größere Dimensionen annahm, denn anderswo, und daß durch diese deutschen Ansiedler nicht nur deutsche Sitten und Einrichtungen, sondern auch Künste und Wissenschaften eingeführt wurden. Es ist anzunehmen, daß die von den Landesfürsten vielfach begünstigten Deutschen immer schon bei der Gründung ihrer Gemeinden Schulen nach dem Muster der in ihrer Heimat bestehenden anzulegen pflegten, und daß diese Kolonisirungen auch im Saazer Kreise nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung eines nach deutscher Art eingerichteten Schulwesens blieben.

Die älteste Schule, nach deutscher Art eingerichtet, war die Prager Domschule, welche nach dem Muster der an der Mainzer Kirche bestehenden Schule angelegt wurde, wie aus Cosmas, der das Jahrhundert nach dem ersten Bischofe Thietmar lebte, hervorgeht. Unter den durch die Klöster gestifteten Schulen ragen als die bedeutendsten hervor die der Benediktiner zu Břewnow (993) und die der Prämonstratenser am Strahow (1139). Außerdem werden die Schulen

1) An handschriftlichen Quellen wurden benützt das „Urkundenbuch von Saaz" (S. Bericht darüber von Schlesinger Mittheilung. Jahrg. XI. S. 1 flg.) ferner die Bürger,- Tauf- und Sterbematriken und die Rathsprotokolle.

2) Zu 936 wird Dobromir von Saaz als Unterfürst genannt, der von dem die deutsche Oberhoheit verschmähenden Herzoge Boleslaw abfiel und sich enger an Deutschland anschloß. (Mitth. d. V. f. G. d. Deutschen in Böhmen. J. II. S. 5.) Thietmar von Merseburg in seiner Chronik über den Zug K. Heinrichs 1004 sagt: „(Der König) kam nach der Stadt Satzi und fand auch in den Bewohnern derselben, die ihm die Thore öffneten und die polnische Besatzung niederhieben, seine Freunde."

an der Collegiatkirche auf dem Wyschehrad, zu Leitmeritz, Bunzlau und Melnik genannt.[3])

Doch waren die Dom- und Klosterschulen nicht die einzigen im Lande; es gab vielmehr in den größeren Städten, welche durch deutsche Einwanderer bevölkert wurden, schon frühzeitig besondere Stadtschulen, die von der Bürgerschaft zur Wahrung ihrer Sprache und Nationalität aus eigenen Mitteln gegründet wurden. Schon durch die ersten deutschen Mönche, welche nach Böhmen kamen, wurden viele deutsche Kolonisten ins Land gezogen; später, als Herzog Sobieslaw II. (1173—78) ihnen bedeutende Privilegien zum Schutze ihrer nationalen und persönlichen Freiheit ertheilte[4]), bildeten sich durch die starken Zuzüge aus Deutschland förmliche deutsche Sprachinseln, aus welchen sich die freien deutschen Städte entwickelten[5]), durch deren Bürger, da sie aus ihrer Heimat eine bedeutende Kultur schon mitbrachten, nicht nur Handel und Gewerbe eifrig betrieben, sondern auch Künste und Wissenschaften eingeführt und gepflegt wurden. Unter Přemysl Ottokar II. (1253—78) wird in der Urkunde, womit die deutschen Bürger, welche die Neustadt bei St. Gallus stifteten, die Erlaubniß erhielten, eine eigene Schule anzulegen, auf andere schon im Lande bestehende ausdrücklich hingewiesen.[6]) Vielleicht gehörte zu den angeführten deutschen Schulen die Saazer Stadtschule.

Paprocky erwähnt dieselbe schon im Jahre 1256.[7]) Es wurde nämlich zu dieser Zeit der Postelberger Mönch Johannes von den Prager Bürgern gefangen gesetzt, weil man ihn für einen des Diebstahls verdächtigen Schuster aus Prag hielt, obgleich er geltend machen konnte, daß er seit 8 Jahren als Mönch zu Postelberg gelebt und vordem in seiner Vaterstadt Saaz studiert hatte. Auf die Beschwerde des Abtes Bohuslaw von Postelberg erfolgte geistlicher Seits das Interdict über die Prager Stadt. Nachher erzwang K. Ottokar die Freilassung des Unschuldigen.

Auch Balbin sagt, daß lange vor der Errichtung der Prager Universität gleich wie in Alt-Bunzlau und Prag ebenso auch in Saaz vor mehr als 300 Jahren laut handschriftlichen Urkunden nicht nur die schönen Künste, sondern auch die Geheimnisse der höheren Wissenschaften gelehrt wurden.[8])

Die erste urkundliche Nachricht, im Saazer Stadtbuche, über den Bestand der Schule und ein Hinweis auf ihr hohes Alter stammt aus dem Jahre 1335; in welchem Jahre K. Johann von Luxemburg den Bürgern der Stadt Saaz das Recht ertheilt, den Rector ihrer Schule nach Belieben wählen zu können, wie sie das von Altersher gethan.[9])

Nach der Errichtung der Prager Universität erfuhr durch Karl IV. das Schulwesen eine zeitgemäße Verbesserung. Die einzelnen Schulen des Landes, ohne jede Verbindung untereinander, nur gehalten durch die persönliche Tüchtigkeit des jedesmaligen Rectors, wurden der neu errichteten Hochschule in der Art untergeordnet, daß der Universitätsrath im Einverständnisse mit den Gemeinden die Lehrer ernannte, welche meist Magister oder Baccalaureen der Universität waren. Zu den hervorragendsten Schulen dieser Zeit gehörten: Saaz, Königgrätz, Leitmeritz und Laun.[10])

---

3) Raph. Ungar: über die Schulen Böhmens. S. 173.
4) Mitth. d. V. f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. J. V. S. 4.
5) Mitth. d. V. f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. J. V. S. 11.
6) Ibidem S. 12.
7) Papr. de monast. 357. Frinds Kircheng. II. Bd.
8) Boh. Balb. Boh. doct. P. 1. P. 105.
9) Urkunde im Saazer Stadtbuche (M. S.) f. 8. b.
10) Boh. Balb. Boh. doct. von Raph. Ungar. P. I. p. 75.

Das Saazer Stadtbuch enthält über die Schule in dieſer Zeit eine ganze Reihe von Urkunden. Aus denſelben erſehen wir, welchen lebhaften Antheil die Bürger an der Entwicklung ihres Schulweſens nahmen. Durch namhafte Schenkungen[11]) waren ſie bemüht, die materielle Lage der Cantoren und Scolaren nach Kräften zu verbeſſern. Die Rectoren der Schule wurden von ihren Mitbürgern durch Verleihung einer der einflußreichſten Würden, meiſt der eines Kanzlers der Stadt ausgezeichnet.

Als Rectoren werden zunächſt genannt: Johannes Tepla, Rector und Notarius 1383—89 — Erbauer des befeſtigten Johannesthurms an der Stadtmauer — und Johannes de Sytbor, Rector und Notarius 1404—10.[12]) Letzterem wurde vom K. Wenzel bei ſeiner Anweſenheit in Saaz am 29. April 1404 zur Verbeſſerung ſeines Einkommens das Recht ertheilt, von jedem Fleiſchhauer an Markttagen einen Silbergroſchen Prager Münze einheben zu können.[13]) Im Jahre 1411 wurde Sytbor als Notarius der Neuſtadt nach Prag berufen, wie aus der am 27. Juli 1411 ausgeſtellten Urkunde K. Wenzels hervorgeht, laut welcher dem Johannes de Sytbor geſtattet wird, ſein Recht der Einhebung des Silbergroſchens von den Fleiſchhauern an die Saazer Stadtgemeinde zu übertragen[14]).

Von 1412—1500 ſind über die Schule keine Nachrichten vorhanden; daß aber dieſelbe noch fortbeſtand, darauf deuten die Verzeichniſſe der Univerſitäts-Baccalaureen hin, in welchen eine große Anzahl geborener Saazer angeführt werden, welche ihre Vorbildung für die Hochſchule in ihrer Vaterſtadt genoſſen haben dürften.[15]) Nur ſo viel wiſſen wir, daß Saaz eine der erſten deutſchen Städte war, in welcher beim Ausbruche der huſitiſchen Bewegung die tſchechiſch nationale Partei nach kurzem Kampfe die Oberhand erlangte. Die deutſche Bevölkerung wurde zur Auswanderung gezwungen, neue tſchechiſche Elemente traten an deren Stelle[16]), und bald war das ſtark befeſtigte Saaz ein Hauptſammelplatz

---

11) Urkunden im Saazer Stadtbuche.
Donacio census Zidkonis — 1385 — f. I. b.
Donacio 2 sexagenarum grossorum census pro plebanis circumsedentibus et scolicolis ex. testamento Margarethe Floheri — 1387 — f. 5. a.
Stephanus Roreri donat 12 grossos census perpetui pro scola — 1388 — f. 3 a.
Donacio sex grossorum census pro scola ex testamento Stephani Roreri — 1388 f. 3. a.
Testamentum Katherine relicte Heinrici pannicide de Praga — 1388. f. 5. b.
Testamentum Scheitlinisse — 1388 — f. 5. b.
Testamentum Marzkonis Balneatoris — 1414 f. 32. b.

12) Urk. im Saazer Stadtbuche f. 7. a.

13) Urk. d. Saazer Stadtbuches f. 46. a.

14) Urk. d. Saazer Stadtbuches f. 46 b.

15) Baccalaureen der Prager Univerſität. 1400 Jacobus de Zacz. — 1404 Briccius de Zacz. — 1405 Martinus de Zacz. — 1410 Jacobus de Zacz. — 1415 Simon de Sacz. — 1416 Wenceslaus de Zatcz. — 1444 Georgius de Zatcz. — 1454 Gallus de Zacz. — 1460 Johannes dictus Judex. — Laurentius de Zatecz. — 1463 Vitus de Zaacz. — Wenceslaus de Zaacz. — 1470 Paulus Zathenſis. — 1489 Jakobus de Zaacz. — 1491 Wenceslaus de Zaacz. — 1493 Johannes de Zacz. — Georgius de Zacz. — 1494 Andreas de Zaač. — Wenceslaus de Zaač. — 1498 Mathäus de Zatecz. —

16) So verſchwinden die deutſchen Familien: Altmann, Bogner, Coblenzer, Fleiſchmann, Friſchpir, Großkopf, Haweiſen, Hawrſak, Herſchuh, Kellerhals, Lipner, Melzer, Mülſtein, Newperk, Pitterkauf, Plauer, Purkhard, Rorer, Sax, Schadrnicht, Schutauf, Spaczmann, Trachtnſak, Werkmeiſter, Wolfſperk. Neue čechiſche Familien treten auf wie: Biczenowicz Chlupati, Czahera, Czernobeyl, Czierth, Fiala, Hlizowicz, Hoch, Hoſtialek, Kladiwo, Koczkowicz, Kulhanek, Mazanez, Michalowicz, Owſowicz, Perzina, Piſtorz, Praſkal, Stika, Stryal, Suchopraſk, Wodiczka, Zahorſky, Ziebraczek, Zyma u. ſ. w.

der Huſiten.[17]) Durch dieſen nationalen Umſchwung wurde die deutſche Stadtſchule in eine tſchechiſche umgewandelt. Wenn wir auch über die Thätigkeit dieſer Schule nichts Beſtimmtes wiſſen, ſo läßt ſich darauf doch ſchließen, wenn wir das geſammte geiſtige Leben dieſes Jahrhunderts ins Auge faſſen. Durch die verheerenden Kämpfe der Huſiten, zunächſt gegen das Deutſchthum gerichtet, wurde auch die Wiſſenſchaft, deren Träger die Bürger der deutſchen Städte waren, auf lange Zeit hin in Böhmen vernichtet. Das ganze wiſſenſchaftliche Streben dieſer Zeit beſchränkte ſich auf das religiöſe Gebiet. Theologiſche Streitigkeiten der Führer der verſchiedenen Secten waren an der Tagesordnung. Auch die Prager Univerſität, durch religiöſe Parteikämpfe zerrüttet, verfiel immer mehr. Vergebens waren die Rathſchläge einzelner Männer, welche auf die Fortſchritte der Wiſſenſchaften in Deutſchland, Frankreich und Italien hinwieſen. Als 1512 unter K. Wladislaw Vorſchläge zur Reform der Univerſität gemacht wurden, waren es grade die alten Magiſter, welche jeder Neuerung halsſtarrig ſich widerſetzten[18]).

Eine rühmliche Ausnahme in dieſer Zeit machte die Saazer Schule. Unter ihrem Rector Valentin de Mezerczicz[19]) wurde die Saazer Schule nach dem Muſter der in Deutſchland blühenden neu organiſirt, das Studium der klaſſiſchen Werke des Alterthums eingeführt, ſo für Böhmen eine Pflanzſchule geſchaffen aus welcher Männer hervorgingen[20]), wie die Saazer Dichter Johan-

---

17) Von dieſer Zeit an trat Saaz in die Reihe der čechiſchen Städte und verblieb es bis zur Schlacht am weißen Berge. Von da beginnt die Germaniſirung und dauerte faſt ein volles Jahrhundert. Erſt ſeit dem Jahre 1726 kann man Saaz wieder als entſchieden deutſche Stadt anſehen, nachdem kurz vorher die böhmiſche Predigt und der Kirchengeſang abgeſchafft und die Führung der Rathsprotokolle blos in deutſcher Sprache durchgeführt worden war.

18) Schleſinger, Geſchichte Böhmens.

19) Valentin de Mezerczicz, aus Mezerczicz in Mähren, ſtudierte in Prag, ſeit 1490 Baccalaureus, wird ſchon 1499 als Notarius der Stadt Saaz genannt, war ſpäter Rector der Schule, ſtarb 1543 als älterer Rathsſchreiber. Aus deſſen Ehe mit Martha (Welechowsky) ſtammen: Katharina, mit dem königlichen Richter Bohuslaw dem Älteren von Michalowicz und Zuſanna, mit dem Mag. Nicolaus Czernobyl verheiratet.

20) Geborene Saazer, welche an der Prager Univerſität ſtudierten: 1500 Joannes Zaacensis Baccalaureus. — Jacobus Zaacensis Bacc. — Wenceslaus de Zaaz Bacc. — 1503 Paulus Zaacensis Bacc. — Laurentius Zaacensis Bacc. — Joannes Zaazensis Bacc. — 1506 Joannes Zaaczensis Bacc. — Wenceslaus Zaaczensis Mag., Decan der phil. Fakultät 1515 und 17. — 1507 Paulus Zaacensis Mag. Rector der Univerſität. — 1508 Joannes Zaacensis Bacc. — 1513 Joannes Gentes (sic) Zatensis Bacc. — Gallus Zatensis Bacc. — 1515 Nicolaus Zacensis Czernobyl Bacc. — Georgius Zacensis Valua Bacc. — 1516 Paulus Zacensis Bacc. — 1517 Henrices Zatecensis Bacc. — 1518 Gallus Zacensis sacerdos in Luna Mag. wurde 1523 Adminiſtrator der Utraquiſten. — Nicolaus Artomesius Zacensis Mag., ſpäter Rector und Primas in Saaz. — 1522 Joannes Zatcensis Kolsky Bacc. wird 1534 als Saazer Bürger Kolsky z Olſenſteyna genannt. — Georgius Zatecensis Claudus Bacc. — 1534 Joannes Zatecenus Bacc. (vielleicht Joannes Orpheus a Choterina, welcher 1542 als Profeſſor der Prager Akademie ſtarb). — 1534 Joannes Ssafranek Zatecensis Bacc. (Crocinus). — 1539 Vitus Zatecensis Bacc. (wahrſcheinlich Trojanus). — Sigismund Hosstialek Zatecenus (de Jaworczicz) Bacc. 1555—72 Senator in Saaz. — 1542 Paulus Zatecenus Bacc. (Holofernes.) — Wenzel Arpin von Dorndorf, Mag., ſpäter Rector und Primas in Saaz. — 1546 Adamus Wodiczka Zatecensis Mag. in Wittenberg und Prag, 1550 Lehrer an der Schule zu Leitmeritz — Martinus Niger Bacc. — Simon Zacensis Bacc. — 1550 Mathias Galli Zatczenus Bacc. — Martinus Zacenus. — 1557 Joannes Rhaubalius Zatecenus Bacc. lebte 1571 als Bürger in Saaz. — Joannes Polenta Zatecenus Bacc. — 1559 Paulus Duchkoslaides Zatecenus Bacc. — 1562 Wenceslaus Satecenus Bacc. — Joannes Rosinus Zatecenus Bacc. ſtarb 1584. — Joannes Strjalius Mag. (de Pamnausch) Profeſſor an der Prager Academie ſtarb 1582 als Notarius in Saaz. — 1566 Jacobus Strialius Zatecenus (Stryal de Pamnausch) Bacc; ſtarb 1582 als Lehrer der Saazer Schule. — Simon Zatecenus Bacc. — 1568 Joachim Crocinus Zatecenus,

nes Orpheus a Kotherina, Laurentius Span von Spannow, Johannes Rosinus, die ihre erste Bildung an der Schule ihrer Vaterstadt erhielten, oder wie Georg, Ostracius, Peter von Tulechowa, Jan Stryal de Pamnausch, Martinus Bachacius, die daselbst zu Lehrern herangebildet wurden.[21]) Als Lehrer und Rectoren der Prager Hochschule haben sich dieselben große Verdienste um die Verbreitung der Wissenschaften in Böhmen erworben. Von großem Einflusse auf das Wiedererwachen der Wissenschaften war bekanntlich die von Wittenberg ausgehende Reformation. Des beständigen Haders und der religiösen Streitigkeiten müde, fand die neue Lehre unter den Gebildeten des Landes willige Aufnahme. Schon 1521 hielt ein Zwickauer Mönch Thomas lutherische Predigten in Prag und Saaz in deutscher und lateinischer Sprache, welche viel Anklang fanden.[22]) Viele junge Männer zogen nach Wittenberg, um die neue Lehre an der Quelle kennen zu lernen. Von Saazer Bürgersöhnen werden genannt: Mag. Nicolaus Czernobyl, nachmals Rector und Primas, Mag. Arpin von Dorndorf, Rector und Primas, Jan von Michalowicz, Notarius, Mag. Adamus Wodiczka, Gallus Czahera Administrator der Utraquisten.

Die von Valentin de Mezerczicz im Sinne des Fortschrittes organisirte

---

Bacc. wurde 1591 in den Wladykenstand erhoben mit dem Prädikate „de Drahobeyl“ Primas in Raudnitz. — 1570 Melchior Candidus Zacenus Bacc. — Martinus Trampeska Zatecenus Bacc. 1577 Stadtschreiber in Saaz. — 1574 Samuel Trampeska Zatecenus Bacc. — 1577 Georgius Pecka Zatecenus Bacc. — 1578 Joannes Selinius Zatecenus Bacc. — Paulus Comes Zatecenus Bacc. — 1579. Hieronymus Blssansky Zatecenus Bacc. — Joannes Ortopäus Zatecenus Bacc. — Joannes Mendicillus Zatecenus Bacc. — Petrus Koranek Zatecenus Bacc. — 1581 Joannes Krynyrz Zatecensis Bacc. 1588 Stadtschreiber in Saaz. — 1583 Mathäus Mendicillus Zacensis Bacc. et Mag. — 1589 Matthäus Antonius Lithomyslenus stud. in Saaz. 1599 — 1636 Senator. — 1596 Bohuslaw Stryal de Pamnausch stud. 1616 — 33 Senator und Primas. — Cyprian Pessin Pfarrer in Kuttenberg. — 1608 Martin Rowenarius. — 1611 Adam Stryal de Pamnausch, wanderte 1622 nach England aus, lebte als Med. et Ph. Dr. noch 1659 in Mancheſter, — Samuel Martin z Drazowa. —

21) Lehrer an der Saazer Schule:
Jan Haudl Bacc. 1529—31 Besitzer des sog. Pamnausch bei Saaz.
Thomas Piskorz z Budczie Bacc. 1532, später Senator und Primas, starb 1556.
Paul Wodniansky (Holofernes) Bacc., 1539 verheiratet mit Benigna Tochter des Thomas Piskorz, starb 1557.
Jan Hauzka Bacc. 1534, starb als Saazer Bürger 1552.
Jakob Skubele Bacc. 1540.
Martin Niger Bacc. 1545, lebte noch 1576 als Bürger in Saaz.
Mathäus Launsky Bacc. 1541, später Dechant in Saaz.
Peter Codicillus von Tulechowa, zu Schlan 1533 geboren, studierte in Prag, war 52 Bacc., 53 Lehrer an der Saazer Schule, später an der Heinrichsschule in Prag, ging dann nach Wittenberg, 1560 kehrte er nach Prag zurück, wurde Lehrer der griechischen Sprache und Mathematik, 64 Decan der philos. Fakultät, 73, 83—89 Rector der Prager Universität, starb 1589.
Mag. Martin Humelius de Prochowa aus Teplitz, 1559 Bacc., 1560 Mag., 61 Saazer Bürger, später Senator und Primas, starb 1582 an der Pest.
Mag. Jan Stryal de Pamnausch, Sohn des Saazer Bürgers Georg Stryal (seit 1572 de Pamnausch), 1564 Mag. und Professor der Prager Akademie, später in Budweis, wurde 1580 jüngerer Rathsschreiber in Saaz, starb 1582 an der Pest.
Mag. Jacob Stryal de Pamnausch dessen Bruder, 1566 Bacc., 67 Mag. seit 1570 Rathsschreiber in Saaz, starb 1582 an der Pest.
Mag. Mathias Alesius (Falko?) 1573 Bacc. 1583—92 Senator in Saaz.
Mathias Pessin aus Strakonitz, 1579 Bacc. 1586—1608 Senator, starb 1609.
Mag. Georg Sussilius aus Rakonitz, 1571 Bacc. 79 Mag., starb als Lehrer der Saazer Schule 1582 an der Pest.

22) Letopisowe cesstj. P. 449.

Stadtſchule, von ſeinen Nachfolgern trefflich geleitet, gedieh in einer ſolchen Weiſe, daß ſie gegen Ende des Jahrhunderts als eine der vorzüglichſten des Landes und Saaz als erſter Sitz des reinen klaſſiſchen Geſchmackes angeſehen wurde.

Nach Valentin de Mezerczicz wurde Mag. Nicolaus Czernobyl,[23]) genannt Artemiſius, Rector der Saazer Schule. Seine Gelehrſamkeit und tiefen Kenntniſſe, welche er bei vielen Gelegenheiten zum Wohle ſeiner Vaterſtadt geltend machte, hoben ſein Anſehen bei ſeinen Mitbürgern derart, daß ſie ihm die höchſte Würde der Stadt, die eines Primators, verliehen.

Der dritte Rector war Mag. Wenzel Arpin von Dorndorf[24]). Nachdem Arpin ſeine Studien unter Melanchton in Wittenberg beendigt hatte, kehrte er in die Heimath zurück und übernahm die Leitung der Saazer Schule. Er ſetzte das von ſeinen Vorgängern begonnene Werk, die Schule ſeiner Vaterſtadt zu heben, nicht nur eifrig fort, ſondern war auch bemüht, der Anſtalt für die Zukunft eine bleibende Verfaſſung zu geben. Als er zur Würde eines Primators gelangte, brachte er es auch dahin, daß die angeſtrebte Schuleinrichtung zu Stande kam. Dieſe Schuleinrichtung oder Schulplan, von dem berühmten Literaten Jacob Strabo ausgearbeitet, iſt im Jahre 1575 unter dem Titel: „Schola Zatecensis Jacobi Strabonis Glatovini" bei Georg Nigrin zu Prag in Druck erſchienen[25]).

Raph. Ungar ſagt von derſelben, dieſelbe ſei ſo meiſterhaft zuſammengeſtellt, daß ſie ſelbſt dem Zeitalter einer aufs höchſte geſtiegenen Aufklärung Ehre gemacht hätte. —

Der Nachfolger Arpins war Mag. Wenzel Wodniansky, auch Wodiczka z Radkowa genannt, welcher 1548 als Rector der Schule zum ältern Rathsſchreiber ernannt wurde[26]).

Von 1551—67 dürfte Mag. Paulus Philopatris Mielnicenus Rector geweſen ſein; er ſtarb am 5. Febr. 1567 zu Saaz an der Peſt [27]).

Im Jahre 1572 wird Mag. Georg Oſtracius aus Rakonitz als Rector der Schule genannt; er ſtarb den 19. Febr. 1575 zu Prag [28]).

---

23) Nikolaus Czernobyl 1495 zu Saaz geboren ſtudierte in Prag, wurde 1515 Bacc., 18 Mag., begab ſich dann nach Wittenberg. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er jüngerer Rathsſchreiber, Rector der Schule, Senator 1528—31 Primas, ſtarb am 24 Febr. 1556.
Aus deſſen Ehe mit Zuſanna Mezerczicz ſtammt Katherina, welche mit dem Mag. Wenzel Arpin von Dorndorf verheiratet war. Zuſammen Czernobyl lebte noch 1557, in welchem Jahre ſie laut Teſtament eine Stiftung für die Saazer Schule und das damit verbundene Alumnat errichtete, in der Art, daß der Ertrag eines hiezu gewidmeten Hopfengartens zum Ankaufe von Fleiſch für die Schüler verwendet werde.

24) Arpin von Dorndorf, ſtudierte 1537—42 in Wittenberg, 42 war er kurze Zeit Lektor der lateiniſchen Sprache an der Prager Univerſität, übernahm dann die Leitung der Saazer Schule, heiratete 43 Katherina, die Tochter des Primators Czernobyl, wurde Bürger, Senator und 64—75 Primas, ſtarb am 1. Febr. 1583 an der Peſt.

25) Die „Schola Zatecensis" von Strabo befindet ſich in der Prager Univerſitäts-Bibliothek.

26) Mag. Wenzel Wodniansky z Radkowa, 1542 Bacc., 44 Mag., wurde 1548 Rector der Saazer Schule. Er war ſeit 1556 mit Anna, Wittwe nach dem Saazer Bürger Jan Dauſſa verheiratet, ſtarb 1564.
In welchem Verwandtſchaftsverhältniſſe er mit dem Bacc. Paul Wodniansky z Löwenperka (Holofernes) und Thomas Wodiczka, deſſen Sohn Mag. Adam 1549 Lehrer an der Leitmeritzer Schule war, iſt nicht zu erſehen.

27) Mag. Paulus academie Witebergensis magister pestilencia decessit in celebri urbe Zatecio, ubi per aliquot annos cum fructu juventutis scholasticae ludo literariae praefuit. Siehe lib. dec. univ. Prag. P. 395.

28) Von ihm iſt eine Beſchreibung der Stadt Saaz und deren Schule, welche in dem Saazer Gymn.-Programm v. J. 1851 abgedruckt iſt, vorhanden; unter dem Titel: Descriptio urbis et scholae Zatecensis auctore Ostracio, quondam ludirectore, qui deposito rectoratu iter in externas regiones, quod sors ante minus aequa vetabat, suscepit. Excerpta e carmine elegiaco de instaurata post luem contagiosam schola Zatecensi 1573 Rakonic.

Um das Jahr 1575 wurde Mag. Jacob Strabo Rector[29]). Von ihm wurde auf Anregung des Primators Arpin von Dorndorf, wie oben erwähnt ist, ein neuer Schulplan[30]) für die Saazer Schule entworfen. Als derselbe 1575 zu Prag in Druck erschien, erregte er allgemeines Aufsehen und gab den Impuls zur Reform des Schulwesens in Böhmen; denn schon 1586 erschien von Mag. Peter von Tulechowa, Rector der Prager Universität, eine verbesserte Studienordnung[31]) für die Gymnasien Böhmens und Mährens. In derselben wird ausdrücklich auf Königgrätz, Saaz und die Heinrichsschule in Prag als die besten des Landes hingewiesen. Auch Mag. Martinus Bachacius, der vertraute Freund Kepplers, wird als Rector genannt[32]).

Die Saazer Schule blühte bis zum Jahre 1582, in welchem Jahre sie durch die damals herrschende große Pest schwere Verluste erlitt[33]). Mehrere Professoren und Rectoren fielen in kurzer Zeit derselben zum Opfer. Genannt werden: Mag. Johannes Andreas Sedesanus, Rector († 14. August), Mag. Johannes Stryalius de Pamnausch, Notarius († 24. Aug.), Mag. Georgius Sussilius, Rakovnicenus († 27. August), Mag. Jacob Strabo, Glatovinus († 11. Sept.), Mag. Martinus Humelius a Prochowa, Primas († 18. Sept.), Mag. Arpin von Dorndorf, Rector und Primas († Anfang 1583). In Folge dieser Pest trat eine Unterbrechung der Studien ein und die Lehranstalt blieb bis zum Jahre 1584 geschlossen.

Im Jahre 1584 wurde die Saazer Schule wieder neu hergestellt. Auf diese Wiedereröffnung weisen eine große Anzahl von Notizen hin[34]), welche in den von Raphael Ungar im Saazer Rathhausgewölbe vorgefundenen, jetzt in der Saazer Gymnasialbibliothek befindlichen Werken enthalten sind. Doch sind aus der Zeit von 1584—1621, wo die Schule ihrem Verfalle entgegen geht, nur wenige Aufzeichnungen vorhanden.

---

29) Mag. Jacob Strabo Glatovinus, 1573 Bacc. 75 Mag., übernahm 1575 die Leitung der Saazer Schule, war Professor der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, starb 1582 an der Pest. Dessen Wittwe Anna heiratete den Rathsschreiber Mathias Gryllus a Gryllowa, lebte noch 1630 in Saaz.

30) Der Strabo'sche Schulplan ist vollständig abgedruckt im Saazer Gymnasialprogramm vom J. 1851.
Die Leitung der Anstalt wurde vom Rector (Ludimoderator, Scholarcha) besorgt, welcher ein graduirtes Mitglied der Prager Hochschule und gewöhnlich auch Lehrer der obersten Klasse war. Alle Lehrer waren ihm zum Gehorsam verpflichtet. Nach dem Rector kamen ein oder zwei Collegen (Conrector), welche in den folgenden Klassen Unterricht ertheilten, dann folgten der Cantor und Succentor. Die Lehrer wurden von dem Universitäts-Rathe, der Cantor und Succentor, welche zugleich den Kirchengesang zu besorgen hatten, meist von der Gemeinde angestellt.

31) Die „Ordo studiorum docendi atque discendi literas in scholis civitatum regni Boëmiae et Marchionatus Moraviae" ist abgedruckt in den Mittheil. des V. f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen. J. III. S. 33.

32) Martin Bachacius, auch Bachaček, aus Naumèric bei Schlan 1540 geboren, studierte in Prag, war 77 Bacc. ging dann nach Wien und Leipzig, wurde dort Magister, kam dann als Rector nach Pardubitz und an die Kleinseite Prags, studierte hierauf in Wittenberg. Nach seiner Rückkehr wurde er Rector der Saazer Schule. Von da wurde er als Professor der Mathematik und Astronomie an die Prager Universität berufen, war 86 Decan der phil. Fakultät, 1603—12 Rector der Universität, starb am 17. Jänner 1612.

33) Lib. dec. univ. Prag. II. Bd.

34) Raph. Ungar, Ueber die Schulen Böhmens.

Aus den Stadtbüchern ſind eben nur die Namen der Rectoren[35]), Profeſſoren[36]) und Schüler erſichtlich.

---

35) Rectoren der Saazer Schule:
Mag. Jan Stander Beraunſky, 1582 Magiſter, 84 Rector der Saazer Schule, kam 88 nach Czaslau.
Mag. Andreas Mraz Rakownicky, 1585 Rector.
Mag. Jan Nepreſſius, 1581 Bacc., 82 Mag., erhielt 84 das Bürgerrecht, 86 Rector, ſpäter Senator, 1606—12 Primas, ſtarb 1612.
Jakob Gregory, Med. Dr., genannt Sterlan Tiſſowſky aus Thiſſowicz in Ungarn, ſtudierte in Baſel Medicin, erhielt 1587 das Bürgerrecht, wurde Rector der Schule, lebte noch 97. Er war mit Katherina, Wittwe nach dem Saazer Bürger Wenzel Brzeſſky, verheiratet.
Mag. Jan Plewka aus Königgrätz, 1583 Bacc. und Mag., 91 Rector in Saaz, 1596 — 1603 Senator, ſtarb 1603. Deſſen Wittwe Anna, Tochter des Cyprian Hoſtialek von Jaworczicz, heiratete den Senator Paul Skala z Horze, wanderte 1624 nach Freiberg aus, lebte noch 1628 dort im Exil.
Mag. Soſſonias Roſacius Suſſicky, Sohn des Thomas Roſacius (Řeřatko) aus Sobieslau, erhielt 1594 als Rector das Bürgerrecht, war 1606—18 Rathsſchreiber, ſtarb 1622. Aus deſſen Ehe mit Anna Stikowicz ſtammt Ewa, ſeit 1623 mit Wenzel Klatowſky dem Jüngern verheiratet.
Mag. Laurentius Benedikti Rudozerinus, ein Slowak, ſtudierte 1598 in Prag, 1600 Mag. und Rector der Saazer Schule, kam 1604 als Profeſſor der Mathematik an die Prager Univerſität, 1611 Decan der phil. Fakultät, ſtarb 1615.
Mag. Jeronym Vit Netolicky, 1603 Rector der Leitmeritzer Schule, erhielt 1605 das Bürgerrecht in Saaz, wurde Rector, ſpäter Rathsſchreiber, ſtarb 1617. Deſſen Wittwe Anna geb. Rzezniczek heiratete 1617 den Rathsſchreiber Thobias Felix Strzibrſky.
Mag. Andreas Hercinius aus Deutſchbrod. erhielt 1609 als Rector das Bürgerrecht.
Mag. Samuel Labuſſka aus Kuttenberg, 1612 Rector, 18—36 Senator, 37—38 Primas, lebte noch 1644. Er war mit Regina, Tochter des kön. Richters Wenzel Gindra (Sladek), verheiratet.
Lehrer an der Saazer Schule:

36) Mag. Mathias Gryllus a Gryllowa, 1551 zu Rakonitz geboren, ſtudierte in Prag, 1570 Bacc., 72 Rector in Laun 79 in Tabor, dann Mag. und Profeſſor der Philoſophie in Prag, nach 79 in Genf, Baſel und Wittenberg, 81 Decan der phil. Fakultät, 1582 legte er ſein Amt nieder, ging nach Saaz, erhielt 83 das Bürgerrecht, wurde Rathsſchreiber und Succentor 1583—1606, ſtarb am 2. Oct. 1611. Er war mit Anna, Wittwe nach dem Saazer Rector Jacob Strabo verheiratet.
Samuel Bartinger aus Klattau Bacc., 1584 Bürgerrecht.
Mathias Hireus Piſecky Cantor, 1584 Bürgerrecht.
Thobias Ctibor Podebradſky Bacc., 1586 Bürg., 1597—99 Stadtrichter.
Mathias Antonius Lithomyslenus Cantor, 1589 Bürg., 1599—1639 Senator und Skolny radda.
Jan Marſſner Bacc. aus Landshut, 1590 Bürg.
Jan Hanyka Cantor, 1592 Bürg.
Mathias Czernowicky, Succentor 1592.
Wenzel Pogonius Suſſicky Bacc, 1599 Bürg., ſtarb 1618. Deſſen Wittwe Eliſabeth Wolinsky heiratete den kgl. Richter Jan Elliſſczin a Kralicz, wanderte 1622 nach Dresden aus, lebte dort noch 1642 mit ihrem Sohne Johann Pogonius im Exil.
Nonnius Paul Hermannieſky, 1599—1615 Succentor, ſpäter Pfarrer in Nachod, ſtarb 1638.
Nicolaus Herkules (Řehola) aus Kunſtadt, 1599 Cantur, 1621—39 Senator, ſtarb 1641.
Wenzel Schneider Klatowſky der Ältere cumpan skolny, 1599 Bürg., 1606—14 Senator.
Martin Sadlo Wodnianſky auch Paulin genannt 1600.
Georg Nekoznoy Suſſicky Bacc. 1601—9.
Melchior Hammernik (Řehola) 1601.
Jan Kozaur Czernohorſky custos skolny 1604.
Bit Cruciger aus der Neuſtadt Prags custos skolny, 1607 Bürg., 17—23 Rathsſchreiber.
Thomas Krbas Cantor 1608.
Georg Schauſtal Bacc. aus Czebochowicz, 1608 Bürg., 22—37 Senator. Deſſen Wittwe Salomena heiratete 1639 den Senator Wenzel Krumloffſky.
Georg Lauterpach Cuſtos 1610.
Jan Tataunowſky aus Böhm. Brod 1612 Collega.
Wenzel Ripa aus Stankowitz 1612. (Von ihm iſt 1605 eine Geſchichte der Stadt Saaz

Nach der Schlacht am weißen Berge trat für Saaz, sowie für die meisten andern Städte Böhmens, welche sich dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz angeschlossen hatten, eine recht traurige Zeit ein. Als Don Martin de Huerda am 12. August 1625 zur Durchführung der Reformation in Saaz erschien, entwichen trotz des strengen Verbotes an 100 Personen aus der Stadt. Huerda erließ zwei Befehle wegen des Kirchenbesuches und Ablieferung der Bibeln und andern lutherischen Bücher. Am 26. Jänner 1626 kam Huerda zum zweiten Male mit dem Don Balthasar'schen Regimente nach Saaz. Da begann die eigentliche Gegenreformation. Durch Drohungen und Mißhandlungen aller Art wurden die Bewohner zur katholischen Religion gepreßt. Viele der angesehensten Bürger verließen, um dem Glauben ihrer Väter nicht untreu werden zu müssen, lieber die Heimath und wanderten nach Freiberg, Annaberg oder Dresden ins Exil[37]). Unter diesen Exulanten mögen wohl auch mehrere der Lehrer der Saazer Schule gewesen sein. Peschek nennt nur die gelehrten Bürger M. Lucius und M. Falke.

Von Mag. Samuel Labußka, Mathias Lithomyslenus und Nicolaus Herkules wissen wir, daß sie in der Heimath blieben. Lithomyslenus wird mehrmals als „skolny radda" erwähnt, ein Beweis, daß die Schule noch bestand.

Im Jahre 1627 wurde den Prämonstratensern aus dem Stifte Strahof, unter ihrem damaligen Abte Caspar von Questenberg, die Seelsorge in der Stadt Saaz übergeben; wahrscheinlich nahmen sie auch die Leitung des Schulwesens in ihre Hände [38]), doch beschränkte sich wohl deren ganze Thätigkeit darauf, eine neue katholische Generation heranzubilden. Mehrere Saazer Bürgersöhne finden wir aus dieser Zeit, welche für den geistlichen Stand und namentlich für den Prämonstratenserorden gewonnen wurden. Doch werden auch fremde Schüler erwähnt[39]). Diese, meist arme Studenten, welche bei den einzelnen Bürgern Kosttage erhielten, mußten sich ihren Lebensunterhalt durch Chordienste und Singen

---

in Druck erschienen unter dem Titel: „Lučko seu principatus urbis Zaczae et totius territorii ejus Elegis descriptus a M. Wenceslao Ripa Stankovino".)
Hieronymus Kassik (Casselius) Bacc. aus Kralowitz, 1614 Bürg., 18—23 Senator.
Georg Wagner Kralowicky, 1616 Succentor, 31—40 Senator.
Mag. Georg Horatius 1617.
Mag. Florian Aegidius Zlutický 1618.

37) Exulanten, welche in Freiberg, Dresden lebten:
Jan von Kralicz, ehemaliger kgl. Richter sammt Gemalin Elisabeth, Paul Skala z Horze sammt Gemalin Anna geb. Hostialek von Jaworczicz, Paul Kolix sammt Frau Katherina, Paul Enykl sammt Frau Susanna, Samuel Wawrausch, Senator, Wenzel Wyssocky, Jan Pogonius, Jan Regius Zelkowsky, Dechant, Adam Stryal, Phil. et Med. Dr. in Manchester, Katherina, Frau des Stadtschreibers Georg Wagner.

38) Dechante aus dem Prämonstratenser-Orden,
Andreas Mirecus ein Pole, 1629 Dechant, † 1633 an der Pest in Saaz.
Thobias Stambach (Steinbok) Nobilis Pragensis vir 1633—35 Dec. † 1647.
Anselm Kramsi 1635—38 Dec. † 1652 in Tabor.
Franziscus Adamus Bolicky 1638—42 Dec. aus Kosteletz † 17. Oct. 1643.
Wenzel Zelinsky 1643—52 Dec. aus Raudnitz † 21. Mai 1652.
Augustin Ferdinand Kugell 1652—57 Dec. aus Brüx † 1661 zu Doxan.
Laurentius Johann Molitoris 1657—70 Dec. aus Leitomischel † 1670 am Strahof.
Alexius Johann Kriser 1670—79 Administrator † 1695 am Strahof.
Ernestus a Gröningen 1679—83 Adm. aus Wien † 1701 in Ungarn.
Dionys Georg Bylis 1683—86 Adm. aus Leipnik.
Erasmus Rupius 1686— 9 Adm. aus Straschitz † 1694 in Iglau.
Michael Carl Gebhard 1689—1708 Adm. aus Prag † 1708.
Hyacinth Forster... 1708—17 Dechant aus Sobieslau † 1717 in Saaz.

39) Schüler der Anstalt: 1629 Christoph Peck. — Jan Blug. — 1633 Daniel Netreffa. — Jan Krupsky. — 1642 Georg Hollub, 1660—62 Senator. — 1646 Gottfried Thermen, ein Saazer, 1654 Prof. am Strahof † 1669. — 1653 Sigmund Drzimal, ein Saazer,

in den Häusern der Bürger erwerben.[40]) Die materielle Unterstützung, welche die Gemeinde dieser Schule angedeihen ließ, dürfte wohl eine sehr geringe gewesen sein; denn einerseits war sie dies nicht gut im Stande, da die Stadt in dieser Zeit durch öftere Plünderungen und Brandschatzungen[41]) arg heimgesucht wurde, andererseits war es von der Mehrzahl der Bürger nicht zu erwarten, nachdem sie nur durch Gewalt zur katholischen Kirche bekehrt worden waren und noch im beständigen Verkehre mit ihren im Exil lebenden Verwandten standen, daß sie die Bestrebungen der katholisirenden Geistlichkeit noch unterstützt hätten. Auch finden wir den Magistrat der Stadt im beständigem Streite mit dem Prälaten des Stiftes Strahof, besonders wegen des „jus patronatus", welches das Stift sich angemaßt hatte. Erst als im Jahre 1668, laut Zuschrift K. Leopold l. de dto. Wien 19. October, der Streit zu Gunsten der Gemeinde entschieden wurde, nahm der Magistrat das Schulwesen wieder in die Hand. Der erste von der Stadt angestellte Schullehrer war Elias Lochmann 1672—1703. Doch dauerte der Patronatsstreit noch fort bis 1710, wo die Sache endgiltig durch einen Vergleich zwischen dem Stifte Strahof und dem Magistrate entschieden wurde.

Im Jahre 1710 übernahmen die Chorherren des Stiftes Strahof in Saaz die lateinischen Schulen. Zwei Mitglieder des genannten Ordens ertheilten der Jugend den Unterricht, der eine in den untern Grammatikal-Gegenständen, der andere in der Rhetorik und Poetik. Die Leitung der Schule wurde vom Magistrate dem jedesmaligen Stadtdechante übertragen.

In dem zwischen dem Abte Veit Seipel und dem Magistrate abgeschlossenen Vergleiche de dto. 12. Mai 1710, über die Wahl des Dechants, wird wegen der Uebernahme der Schulen bemerkt: „in Ansehung der Capläne soll es, wie üblich gewesen, sein Verbleiben haben, jedoch auch der 3. Caplan, der ein Utra-

---

1661 Prof. am Strahof, Th. Dr. † 1684 als Prior am Strahof. — 1654 Anselm Klapka, trat 1662 aus dem Prämonstratenser Stifte aus. — 1659 Jan Rypel. — 1665 Jan Fuuk, 1675—77 Senator. — 1666 Samuel Knezowsky, ein Saazer, trat aus dem Prämonstratenser Stifte aus. — 1669 Wenzel Tlusty 1683—98 Senator. — 1681 Florian Schwamberger, ein Saazer, 1689 Prof. am Strahof, † 1710 als Pfarrer bei St. Rochus — 1695 Theophil Tichy trat 1704 aus dem Prämonst.-Orden. — 1700 Wilhelm Tlusty 1707 Prof. am Strahof † 1746 als Pfarrer zu Ouhonic. — 1704 Paul Zinsberger, 1716 Prof. am Strahof † 1752. — 1706 Emanuel Anton Scherzer, 1713 Prof. am Strahof † 1737 als Feldcaplan in Belgrad. — 1708 Franz Bohuslaw Horzowsky. — Franz Karl Erbes — Franz Wenzel Schirl. — Johann Anton Fritsch. — Johann Josef Götterfich. — Wenzel Franz Rosazin. —

40) Rathspr. a. 1654.
Der Zeuge Schuch sagt: „Als ich bei dem Hämmerle zum Bier gewesen, kamens Studenten gesungen, dazu habe ich gelagt: weil sie so schön über die hl. Jungfrau Maria singen, habe ich ihnen einen Groschen gegeben u. s. w."

41) 1631 war in Saaz eine starke Besatzung der Sachsen unter Karl Bosius, am 24. Februar 1632 wurde die Stadt durch den kaiserlichen Feldherrn Morzin eingenommen, und die Besatzung niedergehauen. Die Bürger mußten den Soldaten eine bedeutende Summe an Geld bezahlen. 1634 den 11. August kam Banner mit 6000 Mann Schweden und 3 Feldstücken vor Saaz, lagerte beim Hochgericht, die Stadt wurde eingenommen, die Kirchen, das Rathhaus, die Bürgerschaft geplündert und die Beute auf 100 Wägen fortgeführt. 1634 Dienstag am Feste Simeonis et Judae sind 8000 Pollaken von Laun nach Saaz gekommen; quartierten sich in den Vorstädten ein und verursachten großen Schaden an Höfen, Malzhäusern und Scheueren. Durch sie wurde auch die untere Vorstadt bis zum Priesterthore eingeäschert. 1647 am 27. September näherte sich die schwedische Armee der Stadt Saaz. Der Generalstab blieb in der Stadt, das Fußvolk unter der Stadt, die Reiterei in der Lauschka bis zum halben Trawnik, beim Wasser waren die Stück und die Munition. Die Soldaten verursachten vielen Schaden, alle Stangen auf den Feldern wurden verbrannt, die Bewohner selbst mußten um Brod bitten, die Soldaten waren die Herren. Am ersten October verließen sie die Stadt.

quist sein und die Jugend in studiis informiren soll, dahin abgegeben werden. 1715 wurde der zweite Lehrer aus dem Stifte Strahof der Anstalt zugewiesen[42]).

Ueber die Thätigkeit dieser lateinischen Schulen sind fast keine Nachrichten vorhanden. Die vielen großen Brände[43]) und andere Unglücksfälle, welche die Stadt in diesem Jahrhunderte heimsuchten, dürften wohl auch die Schule mit hart getroffen haben; doch der opferwilligen Unterstützung, welche das Stift Strahof der Anstalt angedeihen ließ, ist es zu danken, daß sich dieselbe immer bald wieder erholte. Die vielen gelehrten Männer, welche in dieser Zeit ihre Bildung in Saaz erhielten, geben Zeugniß von der guten Einrichtung der Schule. So werden als Schüler der Anstalt genannt: Liborius Leopold Schirl, Dechant von Saaz, Raphael Karl Ungar, Th. Dr. und k. k. Universitäts-Bibliothekar in Prag, Gilbert Anton Luschka, Th. Dr. und Dekan der theol. Facultät in Prag, Bohuslaw Johann Herwig, Abt des Stiftes Strahof[44]), Johann Joseph Göttersich de Löwenkron, Med. et Ph. Dr.[45]), Dr. Leonard Werdböck du Chateau, Rector der Prager Universität[46]), — geborene Saazer — Milo Grün, Th. et Ph Dr. und Abt des Stiftes Strahof, aus Flöhau gebürtig.

Im Jahre 1777 wurde mit Hofdekret vom 25. Mai dem Saazer Gymnasium nebst anderen in Böhmen, das Oeffentlichkeitsrecht entzogen. Doch wurde die Anstalt nicht förmlich geschlossen, sondern der Unterricht vorläufig in den Zimmern der Professoren privatim fort ertheilt. Die Bemühungen der Gemeinde, so wie die des Stiftsprälaten, der Stadt das Gymnasium zu erhalten, blieben ohne Erfolg.[47]) Von dieser Zeit an bestand das Gymnasium als Privatschule der Prämonstratenser bis zum Jahre 1807, wo es abermals in ein öffentliches Gymnasium umgewandelt wurde.

---

42) Laut Rathsprot: Weilen der S. Herr Geistliche ad studia solle aufgenommen werden, ist wegen seines Unterhaltes resolvirt worden, daß selbter von den literatischen Einkünften solle unterhalten werden, hingegen solle die hl. Messe dem H. Dechant zu seiner Disposition verbleiben. Dafür erhält der H. Dechant baar Geld 130 Gulden zur Belöstigung.

43) 1738 den 18. December großer Brand, wodurch 3 Thürme der Stadtkirche sammt den Glocken und 29 Bürgerhäuser in Asche gelegt wurden. 1767 den 4. October entstand Feuer im Carbon'schen Hause, bei welchem 3 Theile der Stadt zu Grunde gingen, 144 Häuser in der Stadt, 9 in der Vorstadt Mlynarn. Auch verbrannte der Thurm der Stadtkirche gegen den Platz sammt den 2 Glocken, die Schulen, das Rathhaus, die Fleischbänke u. a. m. 1784 den 8. Juni wurde in der Nähe der Normalschule von einer Magd Feuer angelegt, wodurch 11 Häuser verbrannten. 1788 den 5. Mai brach in der obern Vorstadt im Rebitzerhofe Feuer aus, wodurch die St. Michaelskirche und 91 Häuser, in der Stadt 193 Häuser und 26 Scheuern verbrannten.

44) Johann Georg Herwig 1723 zu Saaz geboren, Sohn des Tuchmachermeisters Joh. Joseph Herwig und der Anna Elisabeth, aus Böhm.-Leipa, trat 1740 in den Prämonstratenserorden am Strahofe ein, 1744 Prof., später Rector des Collegii Norberti, 1773 als Bohuslaw Herwig Abt des Stiftes Strahof, starb 1779.

45) Johann Joseph Göttersich, Ph. et Med. Dr., 1695 zu Saaz geboren, Sohn des Johann Georg Göttersich de Löwenkron, Ph. et Med. Dr., Kreisphysicus, und der Anna Katherina de Kronfeld, starb 1731 in Saaz.

46) Anton Leonard Friedrich Werdböck, Sohn des Johann Thomas Werdböck, Ph. et Med. Dr., Kreisphysicus und der Anna Maria Katherina Meixnerin de Löwenburg, 1731 in Saaz geb., war 1781—83 Rector der Prager Universität.

47) Siehe Rathspr: 1777 den 14. Nov. wurde in der Sitzung mitgetheilt, daß das Supplicat wegen Belassung des hiesigen Gymnasii an Ihro Majestät demundirt und an Se. Exc. den Hrn. Grafen v. Klary zugleich ein Bittschreiben, wie ingleichen an den Hofagenten v. Urbani ein Schreiben wegen desselben Erreichung erlassen werden solle.
Den 9. Dec. 1777 ist ein Schreiben Sr. Hochwürden und Gnaden des Strahöfer Hrn. Prälaten referirt worden, daß Ihro Majestät neuerlich die Aufhebung der Studien und Bestimmung gewisser Gymnasien bestättigt hätte, wessentwegen die hiesigen lateinischen Schulen bis weiterhin in den Zimmern der P. P. Professoren privatim abgehalten werden möchten, welches Schreiben dem H. Dechant zu communiciren resolvirt wurde.

Statt der aufgehobenen lateinischen Schulen war eine deutsche Hauptschule errichtet worden.[48]) Vor der Errichtung dieser Schule bestand übrigens neben dem Gymnasium gleichzeitig eine niedere Stadtschule. Der Rector derselben, zugleich Chorrector, hatte außer dem Unterrichte, der utraquistisch ertheilt wurde, auch die Kirchenmusik und den Gesang zu besorgen. Als Rectoren werden genannt: Johann Joseph Podzimek, Rector scholae et Chori, durch 44 Jahre, 1715—59 († 1759.) Franz Cajetan Siegel, Rector scholae et Chori, durch 67 Jahre Lehrer, Rector 1759—76, († 1776) Franz Cajetan Siegel, Rector und erster Lehrer von 1776—92 († 1792).

Auf allerunterthänigstes Bitten der Saazer Stadtgemeinde wurde von Sr. Majestät Kaiser Franz I. die Wiedereröffnung des Gymnasiums bewilligt. Diese Wiedereröffnung, welche besonders den Bemühungen des Magistratsrathes Joseph Hauner zu danken ist, fand am 3. November 1807 im Beisein des gesammten Rathes, der neu berufenen Professoren und zahlreich vertretenen Bürgerschaft statt. — Durch den damaligen Prälaten des Stiftes Strahof, Milo Grün, einen ehemaligen Schüler des aufgelassenen Gymnasiums, wurde die Anstalt feierlich dem neuen Rector P. Theophil Singer und den Professoren aus dem Stifte Strahof übergeben.

Das neue Gymnasium, welches aus 5 Classen bestand, bekam einen Präfecten für die Disciplin, einen Localdirector — den jedesmaligen Kreishauptmann — 3 Professoren und einen Katecheten.

Die zur Erhaltung der neu ins Leben gerufenen Lehranstalt erforderlichen Capitalien wurden von der bräuberechtigten Bürgerschaft gewidmet und ein Fond geschaffen, welcher durch zahlreiche Schenkungen von Privatbeiträgen (hervorzuheben ist der Betrag von 8760 Gulden C. M. aus der Verlassenschaft der Frau Katharina André geb. Schlegel) namhaft vermehrt wurde.

In den Jahren 1808—9 wurde auf dem Floriansplatze ein neues Gymnasialgebäude aufgeführt, in welchem die Schulen und Wohnungen der Professoren eingerichtet wurden. Als aber im Jahre 1817 die sechste Classe eröffnet wurde und die Räumlichkeiten sich unzureichend erwiesen, wurde von der Bräubürgerschaft das Nachbarhaus angekauft und 1822 sodann das Gymnasium durch einen Zubau erweitert. Als sechsclassiges Gymnasium bestand dasselbe bis zu dem Jahre 1851. Im genannten Jahre wurden durch den Bräuadministrator und Gemeinderath Wenzel Grimm die nöthigen Schritte gethan, das Gymnasium in ein Ober-Gymnasium umzuwandeln. Mittelst Minist.-Erlasses vom 23. Juli 1851 wurde die Erweiterung der Anstalt zu einem Obergymnasium bewilligt und am 16. September desselben Jahres auch schon die siebente Classe eröffnet. Da durch diese Erweiterung 2 neue Classen hinzukamen, und außerdem für das physikalische und Naturalienkabinet Räumlichkeiten geschaffen werden mußten, so wurden die Wohnungen der Professoren in Schulzimmer umgewandelt und auf Kosten der bräu-

---

48) Siehe Rathsp. v. 27. Jänner 1778.
Ist in Ansehung gewisser wegen der anzulegenden teutschen Hauptschule zu beantwortenden Punkten unterm 12. Jänner erflossenen kön. Kreisamts-Patent referi ret, die Punkten zu beantworten, wegen des Fonds der aufgehobenen Professoren der lateinischen Schulen aber zu annectiren resolvirt worden: daß hier kein Fond seye, weil die Renten nur ein Adjutum der Dechantei für die Kost bezahlen, außer welchen die Professoren nichts anderes als ein Jeder von der Dechantei alljährlich für gewisse geistliche Functionen 22 Gulden empfangen haben. Hierauf wurde beschlossen, bei dem kgl. Kreisamte zu bitten, womit solches antragen möchte, damit die Hauptschule, weil Raum und Lehrer genug seyend, allhier angelegt werden möchte.

berechtigten Bürger in der Nähe des Gymnasiums ein neues Gebäude aufgeführt, in welchem die Professoren Naturalwohnungen erhielten.

Die Erhaltung der Anstalt übernahm die bräuberechtigte Bürgerschaft, welche zu dem Zwecke auf die Dauer des Bestandes des Saazer Gymnasiums die nöthigen Capitalien als Gymnasialfond widmete. Die Interessen von diesem Capitale, das Schulgeld und ein Beitrag von 1000 Gulden C. M. von Seiten der Gemeinde flossen in die Bräucasse; davon wurden die Gehalte der Professoren bezahlt und die übrigen Schulbedürfnisse bestritten. Durch den Stiftsprälaten Dr. Hieronymus Zeidler erhielt die Bräubürgerschaft eine Beisteuer von 5500 Gulden C. M., außerdem übernahm das Stift auf 6 Jahre hin den halben Gehalt für die neu anzustellenden Lehrer. Die Stadtgemeinde unter dem Bürgermeister Karl Petrowitz gab einen bedeutenden Beitrag an Baumateriale und verpflichtete sich ferner in den ersten 6 Jahren 1000 Gulden C. M. und sodann fortwährend 2000 Gulden C. M. in Namen der Bürgerschaft aus den Stadtrenten beizusteuern.

Obgleich das neu eröffnete Obergymnasium von tüchtigen Männern geleitet wurde, so waren dieselben doch nicht im Stande, den zunächst wohl das Stift Strahof, in weiterer Folge aber auch das Saazer Gymnasium treffenden Schicksalsschlägen für die Länge der Zeit Stand halten zu können. Im Jahre 1856 trat Prof. Xaver Kurtz, 57 Anton Rambausek und Reinhart Lang aus dem Orden und verließen die Anstalt; durch den Tod verlor der Lehrkörper die Professoren: Theophil Lischka (52), Alois Dostal (53), Dr. Leonard Skuczek (55), Oktavian Neužil (58), Victor Strach (61), Egyd Kaiser (65), Remigius Schrutek (66), Casimir Gebauer (70); mehrere der ältern Professoren, so: Marian Oppitz und Theodor Quadrat traten 1869 in den Ruhestand; Alois Hanel wurde 70 durch Erwählung zum Dechant von Saaz der Anstalt entzogen.

Um diese bedeutenden Lücken, welche im Lehrkörper durch die angedeuteten Umstände entstanden, auszufüllen, war das Stift Strahof, beim Mangel an eigenen Lehrkräften, gezwungen, weltliche geprüfte Supplenten aufzunehmen. Als aber in neuester Zeit durch die Errichtung zahlreicher Gymnasien und Realschulen für die geprüften Supplenten günstigere Zeiten eintraten, mußten die Ordensanstalten sich mit ungeprüften behelfen. Die Beschränkung des Oeffentlichkeitsrechtes, welche das Saazer Gymnasium 1872 traf, war nur eine nothwendige Folge des Zustandes der Anstalt. Von diesem Zeitpunkte an war der weitere Bestand des Gymnasiums als Ordensanstalt in Frage gestellt. Den Bemühungen des Hofrathes v. Ficker und des Saazer Bürgermeisters Haßmann gelang es noch rechtzeitig die untergehende Anstalt zu retten.

Laut allerhöchster Entschließung vom 13. Febr. 1873 wurde das Saazer Gymnasium in die unmittelbare Verwaltung des Staates übernommen und am ersten October 1873 als k. k. Staatsgymnasium eröffnet.

Materialien zu einer Geschichte von Plaß und seiner Umgebung.

Von

Bernard Scheinpflug.

(Schluß.)

74.

1283, Prag, den 22. September.

Die Religiosen von Plaß wollten in Cossur (Košiř) eine Mühle bauen und bedurften zur Herstellung des Mühlbaches oder Mühlgrabens ein Stück Grundes, welches ein Eigenthum des Königs war. Auf Bitten des Klosters überließ K. Wenzel II. dieses Grundstück im Ausmaße von anderthalb Joch demselben gegen einen andern Ackergrund von zwei Joch, der früher dem Stifte gehörte. Zugleich übertrug der König alle Rechte, die er auf den anderthalb Joch Grundes im Dorfe Cossur hatte, auf den Abt und Convent von Plaß. „Datum Pragae .... a. d. 1283, decimo Calen. Octobris."

Aus einer Abschrift in A II. 3b. — Ueber Košiř s. Nr. 8. Es ist die erste Urkunde, welche Plaß von Wenzel II. hat, da derselbe erst am 24. Mai dieses Jahres nach Böhmen zurückgekehrt war.

75.

1285, Prag den 1. April.

Dobromyr, Aebtissin bei St. Georg in Prag, verkauft, in Hinblick auf die Schadhaftigkeit ihrer Kirche und die verschiedenen Bedürfnisse des eigenen Hauses, und in der Absicht, die Bodencultur zu verbessern, nach gepflogener Berathung mit ihren Procuratoren und mit Zustimmung ihres ganzen Conventes ihren Weingarten „Mlawyn", am Petřin neben dem der Plasser Kirche gelegen, dem Abte Gerhard um 35 Mark Silber sammt seinen Früchten, jedoch ohne die Weinbauer und das Zugehör. — Unter den Zeugen: Conrad von Ugezd, Suchilaus, kgl. Küchenmeister u. s. w. So geschehen in der Zeit, in welcher König Rudolph seine Tochter dem Böhmenkönige Wenzel zu Eger vermälte. „A. d. 1285, abbatiae nostrae anno primo. Datum Pragae Kal. Aprilis."

A II. 4. In D findet sich ein kurzes Regest dieser Urkunde.

76.

1286, Prag den 1. Mai.

K. Wenzel überträgt dem Probste von Plaß (am Fuße des Petřin) das Recht, die Gerichtsbarkeit über Verbrecher jeder Art auszuüben. Der königliche Kämmerer wird beauftragt, den Inhalt dieses Privilegiums zu verlautbaren. „Datum a. d. 1286 in die SS. beatorum Philippi et Jacobi apostolorum."

A 8, B 149, D, 100. In D steht dabei die Bemerkung, „es habe sich zu dieser Zeit zahlloses Gesindel am Fuße des Petřin zwischen den Gärten, Aeckern, Weingärten und Hainen aufgehal-

ten und ungeheuere Verbrechen, als: Mord, Raub, Gewaltthaten und Plünderungen begangen; deswegen sei dem Probste von Plaß, dem der größere Theil dieser Besitzungen gehörte, die Gerichtsbarkeit über Verbrechen jeder Art, also nicht bloß die niedere, sondern auch die höhere, nämlich das jus gladii, übertragen worden.

In demselben Jahre starb Abt Gerard oder Gerhard, und es folgte ihm Heinrich III. als 12. Abt des Klosters Plaß. Derselbe wird in den Urkunden von 1287 bis 1295 genannt.

77.

1287, den 20. April.

Botho von Botenstein, Ulrich von Tribel, Zobohardus von Lutiz, Wilhelm, Brzeczlaus, Prothiwa, Ulrich, Söhne des Theobaldus von Rosenberc, Theodorich von Cressave bestätigen, wie folgt. Es war ein Rechtsstreit ausgebrochen zwischen dem Abte und Convente von Plaß einerseits, und den Herren Lupold von Oploth und Bohun sammt ihren Freunden andererseits, und derselbe hatte bereits so viel Erbitterung erregt, daß er nicht nur bedeutenden Verlust an Gut, sondern auch Mord und Todtschlag im Gefolge hatte. Da einigten sich beide Parteien darin, ein Schiedsgericht in der Angelegenheit einzusetzen. Die oben genannten acht Edlen des Landes, größtentheils solche, die ihre Besitzungen in der Nachbarschaft hatten, traten auf die Bitten beider streitenden Parteien in dieser Absicht zusammen, zogen auch die Aebte von Ebrach, Langheim und Pomuk mit in die Berathung, und der Abt von Plaß verpflichtete sich mit seinem Worte, die beiden weltlichen Herren mittels Handschlages, den sie später durch einen Eidschwur bekräftigten, daß sie sich dem schiedsrichterlichen Urtheile fügen wollten für sich und ihre Rechtsnachfolger. Nachdem die Schiedsrichter die Forderungen beider Theile angehört und sorgsam geprüft hatten, thaten sie den Ausspruch: Heinrich, Abt von Plaß, sollte, obgleich der Streit nicht unter ihm, sondern schon unter seinem Vorgänger ausgebrochen war, zur Erhaltung des Friedens seiner Kirche den beiden genannten Herren zusammen 150 Mark Freiberger Silbers in drei festgesetzten Raten auszahlen, und zwar zu Johann dem Täufer, zu Mariä Geburt und zu Martini. Die beiden Herren sollten sich damit zufrieden stellen und den Abt in keiner Weise belästigen, widrigenfalls sie als eidbrüchig erklärt und alle ihre Güter so lange von Wilhelm und Brzezeslaus und dem Abte von Plaß besetzt werden würden, bis er dem Abte hundert Mark Freiberger Silbers ausgezahlt hätte. Sollte der Abt seiner Zahlungspflicht nicht nachkommen, so würde das bisher dem Kloster gehörige Dorf „Letz" den beiden Herren Lupold und Bohun übergeben werden und so lange in ihrem Besitze zu verbleiben haben, bis ihnen die schuldige Summe ausbezahlt sein würde. „Actum a. dni. 1287, 12. Kal. Maji." Die Urkunde trug außer den Sigillen der Schiedsrichter auch die der genannten drei Aebte.

A 67, C 219. Ueber Letz s. Nr. 67.

78.

1288, Prag den 22. November.

Abt Heinrich von Plaß, der Prior Johann, der Subprior Johann, der Kellermeister Nicolaus, der Novizenmeister Gerhard, der Säckelmeister Walther und der ganze Convent schließen nach feierlicher Capitelberathung mit dem Prager Bürger Rudlinus, genannt Hollir, und seiner Gattin Hildegunde einen Vertrag, wie folgt. Sie übergeben dem genannten Bürger und seiner Ehegattin das bisher dem Kloster gehörige Dorf Schegen, zwischen den Dörfern Lutowicz und

Kaym gelegen, sammt allen Zinsleuten, den gesammten Thieren, bebauten und unbebauten Aeckern, Wiesen, Hutweiden und Gärten, kurz mit allem Zugehör auf Lebzeiten in das Besitzthum mit demselben Rechte, wie es zum Kloster gehörte, und mit aller Nutznießung. Dagegen überlassen die beiden Eheleute dem Kloster ihr Prager Haus, in der Gasse gelegen, in welcher man vom Marktplatze zur St. Aegidiuskirche geht, und übergeben es ihm in Gegenwart des Prager Richters, der Geschworenen und anderer Bürger in's Eigenthum, und zwar so, daß sie, so lange sie leben, es besitzen und nach Belieben darin wohnen können, daß es aber nach ihrem Tode mit allen Rechten, mit denen sie es selbst besessen, an das Kloster übergehen solle. Schließlich wird testamentarisch bestimmt, daß die Plaßer Cistercienser als Erben des beweglichen und unbeweglichen hinterlassenen Vermögens eintreten, und daß auch alles, was Rudlinus und seine Ehegattin im Dorfe Schegen hinterlassen, in das Eigenthum des Klosters übergehen soll. — „Actum et datum 1288, nono Calendas Decembris", am Tage der h. Jungfrau Cäcilie. — Unter den Zeugen: Wolfram, der Prager Richter; Hilemar, genannt „Fridenger"; Petrus und Konrad de Lapide; Symon Stuk u. s. w.

A II. 4 b, C 131; in D ist hierüber ein Regest.
Schegen lag, wie die Urkunde sagt, zwischen Litowitz und Chejn, welche beiden Orte heutzutage zum Gerichtsbezirke Unhošt, Bezirkshauptmannschaft Smichow gehören; es lag sonach westlich von Prag und gehörte zur Plasser Probstei bei Prag Auf der öfter genannten älteren Karte ist es als Dorf ohne Kirche bezeichnet. — Das Plasser Haus in Prag?
Vgl. Nr. 89.

79.

1289, Prag, den 21. (22.) December.

König Wenzel II. bestätigt dem Abte und Convente des Klosters Plaß die Marktzölle und alle anderen Rechte des Marktes Kralowitz. — „Anno domini millesimo ducentesimo octoagesimo nono, XII. Kal. Januarii." — Magister Peter, Domherr der Wyšehrader Kirche, war damals Proto-Notar des Königreichs.

A 21, B 152, C 145, D 102. Im Datum stimmen die Abschriften nicht überein; A und C haben „XII. Kalend.", B und D hingegen „XI. Kalend. Janharii."
Kralowitz hatte nach dem Inhalte der Urkunde um jene Zeit bereits Marktgerechtigkeit; wann es dieselbe erhielt, ist aus den bisher gesammelten Urkunden nicht ersichtlich. In Bezug auf die Stadtgerechtigkeit geben die Urkunden der Jahre 1400 und 1437 nähere Aufschlüsse.

80

1290, den 22. Juli.

Herr Budiwoj von Schenberg (Sſenberc, Schönberg) verkauft mit Zustimmung seiner Mutter und aller seiner Blutsverwandten und Erben sein Erbgut „Lediz" mit den umliegenden Dörfern und allem Zugehör, mit Wäldern, Gewässern, Fischereien, bebauten und unbebauten Ackergründen, mit allen Rechten, insbesondere dem Patronatsrechte, dem Kloster zu Plaß. Wie es Landsitte war, begingen Käufer und Verkäufer persönlich die Gränzen. „Datum a. d. MCCLXXXX. In die sanctae Mariae Magdalenae."

A 57 b, C 222, in D als Regest. — Lebetz (Lebce) s. Nr. 67. Die dortige Kirche zu St. Jakob steht längst nicht mehr unter dem Patronate von Plaß. — Auffällig ist es, daß in der Urkunde kein Kaufpreis genannt ist, demnach auch keine Zahlungsbedingnisse bestimmt sind.

81.

1290, Prag, den 29. September.

Ulrich, Probst zu Melnik, bestätigt den Tausch eines der Melniker Kirche gehörigen Ackers, der mitten zwischen Aeckern der Plasser Kirche lag, gegen ein Stück Neuland des Stiftes Plaß, das an die Aecker der Melniker Kirche bei Tresmona (Třemošna) stieß. Der Tausch geschah durch Vermittlung und im Beisein mehrerer Herren, namentlich des Miroslaus von Butz, Abraham von Sichlitz, Johann von Golow u. m. a. — „Datum Pragae a. d. millesimo ducentesimo nonagesimo tertio Kalendas Octobris.“

Das Datum dieser nur in A 46 b, vorkommenden Urkunde ist übrigens zweideutig, denn es kann gedeutet werden entweder: 1290, tertio Kal., oder: 1293, Kalendas (—is) Octobris.

Třemošna (Třemoschna) liegt an der Straße von Pilsen nach Plaß. Es gehört zum Gerichtsbezirke Pilsen und zählt 949 Einwohner in 82 Häusern. Vgl. 85, 86, 97, 98. — Auch aus dieser Urkunde geht hervor, daß die ursprünglich deutschen Cistercienser in Böhmen gar manches Stück wilden Bodens in fruchtbares Ackerland verwandelten, obgleich die einheimischen Čechen selbst ein ackerbautreibendes Volk waren.

82.

1290, Wyšehrad, den 21. November.

Nach Inhalt der Urkunde vom 8. März 1251 hatte zwischen dem Plasser Abte Heinrich und dem Wyšehrader Probste Dionys ein Tausch zweier Besitzthümer stattgefunden, und zwar zweier Inseln in der Moldau gegen ein Stück Ackerland in Ujezd am Fuße des Laurenzberges, und König Wenzel hatte den Tausch bestätigt. (Vgl. Nr. 50.) Bald mochten aber die Wyšehrader zur Ueberzeugung kommen, daß der Tausch, obgleich sie für ihren Acker außer den zwei Inseln auch noch drei Mark Goldes erhalten hatten, zu ihrem Nachtheile war, und der nachfolgende Probst von Wyšehrad bestätigte den Tausch nur aus Ehrfurcht vor der königlichen Bestätigung (Vgl. Nr. 58). Mit der Zeit wurden die aus dem Tausche für das Wyšehrader Stift erwachsenden Nachtheile immer fühlbarer, und der Probst Johannes, der zugleich königlicher Kämmerer war, regte bei dem Abte Nikolaus von Plaß die Frage wieder an, worauf dieser sich auf sein verbrieftes Recht berief. Der Probst behauptete dagegen, er könne nicht verpflichtet sein, einen Vertrag zu halten, durch welchen seine Kirche geschädigt würde. Endlich einigten sie sich dahin, daß der Abt dem Probste noch zwei Mark Goldes zu zahlen sich verpflichtete. Der Dombechant Bartholomäus, der Scholaster Magister Johannes und das ganze Wyšehrader Capitel gaben hiezu mittelst gegenwärtiger Urkunde ihre Zustimmung, in der Voraussetzung, daß der Probst die genannte Entschädigung wirklich für die Verbesserung des Zustandes der Kirche verwenden werde, und stellten diese Urkunde aus. — „Datum in Wissegrado anno dni. 1290, XI. Kal. Decemb.“ — Die Urkunde trug das Siegel des Wyšehrader Domcapitels.

Eine Abschrift findet sich nur in A II. 6. — Vgl. auch Nr. 83.

83.

1291, Prag, den 1. Dezember.

Johannes, Probst von Wyšehrad und Kanzler des Königreiches Böhmen,

hatte gegen den Abt von Plaß eine Streitfrage angeregt wegen einiger Aecker am Fuße des Laurenzberges in Vgezd bei der Plasser Probstei, die der verstorbene Wyšehrader Probst Dionysius dem Plasser Kloster gegen die Insel unterhalb des Wyšehrad und drei Mark Gold überlassen hatte (Nr. 50). Probst Johannes behauptete, daß er an diesen Tauschbertrag nicht gebunden sei, weil dadurch seiner Kirche Schaden erwachse. Nachdem die Streitfrage längere Zeit sich hingezogen hatte, gelangte der Abt selbst zu besserer Einsicht und trug dem Wyšehrader Probste noch zwei Mark Goldes zur Verbesserung des Zustandes seiner Kirche an, damit derselbe von dem Streite ablasse. Probst Johann meinte, daß durch Hinzugabe dieser zwei Mark seiner Kirche geholfen sei; er berieth sich daher mit erfahrenen Männern, holte auch die Zustimmung des Königs Wenzel ein, nahm im Einverständnisse mit seinem Capitel die ihm angebotenen zwei Mark Goldes zu dem bezeichneten Zwecke an und stellte diese Urkunde aus, in welcher er zugleich die Giltigkeit der früheren diesfälligen Verträge (Nr. 50 und 58) anerkannte und bestätigte. Das Wyšehrader Probstei-Siegel wurde angehängt. Es geschah in Gegenwart des Melniker Probstes Magister Ulrich und der Wyšehrader Domherren Magister Babacho (?), Magister Gallus, Archidiakon, Magister Georg und vieler Anderer. „Anno 1291 calendis decembris," — „per manum magistri Wenceslai canonici nostri et plebani."

A II. 7. — In dieser und der vorigen Urkunde wird Ujezd, der gegenwärtige Stadtbezirk der Kleinseite Prags, als ein für sich bestehender Ort genannt. Welche von den Moldauinseln zu verstehen seien, läßt sich aus den Urkunden selbst nicht entnehmen, besonders da man unter dem Ausdrucke „sub Wyssegrado" sowohl „unter dem Wyšehrad," als „unterhalb des Wyšehrad" denken kann. Ob die heutige Sophien-, Schützen- oder Juden-Insel oder eine andere heutzutage nicht mehr kennbare Insel bei Smichow oder Podol zu denken sei, wer kann das behaupten? Auch die Chronik D spricht sich nicht darüber aus.

84.

1295, Prag den 8. Januar.

Der Dechant Albert, der Custos Christinus, der Cantor Hermann und die übrigen Canoniker der königlichen Kapelle zu Allerheiligen auf dem Prager Schlosse bestätigen wie folgt: Der Melniker Probst Ulrich verkaufte die zwei Dörfer Stresmona (Třemošna) und Sicntz (Syntz, Senetz), im Pilsner Kreise gelegen, dem Abte von Plaß, weil sie der Melniker Probstei weniger nützlich waren theils wegen der allzugroßen Entfernung, theils wegen der Gewaltthätigkeiten der benachbarten Adeligen und anderer Gränznachbaren, besonders in Kriegszeiten, so daß man nicht einmal den nackten Zins für beide Dörfer herausschlagen konnte. Der Probst hatte sich vorgenommen und mit Handschlag sich verbindlich gemacht, für das dafür empfangene Geld, so bald er könnte, andere bessere und nähere Besitzungen zu kaufen, das erhaltene Geld aber dem Dechant Albert der königlichen Kapelle insolange zur Aufbewahrung zu übergeben, bis solche gewünschte Besitzungen zu kaufen sein würden. Weil aber eine solche Entäußerung geistlichen Besitzthums ohne Zustimmung der Capitel nicht stattfinden sollte, so bat Probst Ulrich in Gegenwart des Königs Wenzel, die obengenannten Kanoniker der Prager Kirche mögen dem Verkaufe der beiden Dörfer an den Abt Heinrich von Plaß um dreihundert Mark reinen Silbers in Prager Gewicht ihre Zustimmung geben. Diese bestätigten daher dem Abte von Plaß in dieser Urkunde den geschehenen Kauf und versahen das Schriftstück mit dem Siegel ihres Capitels und dem des Domdechants Albert. A. d. 1295, sexto Idus Januarii.

Die diesfällige Urkunde findet sich in keinem der zu Gebote stehenden Quellwerken selbst-

ständig, sondern ist ihrem ganzen Wortlaute nach, jedoch ohne Zeugen in einer Urkunde, datirt Prag den 21. April 1316, eingeschaltet. Diese letztere findet sich in A 43 — 46. — Die Chronik D bringt S. 103 bei dem J. 1295 (8. Januar) ein Regest, und nennt darin unter den Zeugen den Abt Heinrich von Sedletz, den eben erst erwählten Abt Conrad des (1294 gegründeten) Klosters Königssaal und den Abt Johann von Nepomuk, woraus man schließen muß, daß der Verfasser die Original-Urkunde vor sich hatte. Derselbe fügt zugleich die Bemerkung bei, daß derselbe Contract noch an demselben Tage auch von dem Könige Wenzel durch ein besonderes Instrument bestätigt worden sei. — Dieses letztere findet sich in keinem der zu Gebote stehenden Copialbücher.

Ueber Třemošna s. Nr. 81. — Sientz, Syntz, j. Senetz (Senec) liegt anderthalb Stunden nordöstlich von Pilsen und bildet für sich eine zum Pilsner Gerichtsbezirke gehörige Ortsgemeinde von 36 Häusern mit 243 Einwohnern. Ein anderes Senec (70 Häuser und 491 Einw.) liegt im Gerichtsbezirke Rakonitz.

Am 17. Juli 1298 starb Abt Heinrich III. von Plaß, und es folgte ihm durch canonische Wahl als 13. Abt Bartholomäus.

85.

1297, den 25. Mai.

Bruder Ingebrand, Abt von Pomuk, Bruder Ch., Abt von Willegrad (Welehrad), Bruder Bartholomäus, Abt von Goldenkron, und Bruder Harnoldus, Abt von Sahar (Saar), bestätigen, daß sie das päpstliche Privilegium vom 13. October 1250 in originali gesehen, die vorangestellte Abschrift (die im Kloster Plaß aufbewahrt wurde) damit verglichen und von Wort zu Wort gleichlautend gefunden haben. — „Datum anno domini MCCLXXXXVII, in die beati Urbani papae et Mart.“

A 35, 2 b. — Der Inhalt des Privilegiums findet sich in Kürze in Nr. 48.

86.

1300, Wyšehrad den 1. August.

Die Wyšehrader Domherren, nämlich der Dechant Bartholomäus, Dominik Kochan, Walther, Johann, der Sacristan Nicolaus, der Notar Heinrich, Peter von Sabaletz und Canonicus Heinrich, bestätigen Folgendes: Im Jahre 1300 am Tage Petri Kettenfeier kam zu ihnen um 3 Uhr (alten Styls) während der Messe der Melniker Probst Ulrich und bekannte, daß er alle Ornate, Kelche, Bücher und Reliquien, welche ehemals von Melnik in die königliche Kapelle zu Allerheiligen am Prager Schlosse übertragen worden waren, von dem Dechant Albert derselben Kapelle, welchem K. Wenzel alles übergeben hatte, zur Gänze und wohlerhalten zurückbekommen habe. Eben so bekannte Probst Ulrich, er habe von dem Dechant Albert dreihundert Mark reinsten Silbers für die im Pilsner Kreise liegenden und an den Abt Heinrich von Plaß verkauften Dörfer Třemošna und Senetz bar zurückerhalten, nachdem er diese Summe dem eben genannten Dechant Albert zur Aufbewahrung in so lange überlassen hatte, bis andere Besitzungen für die Melniker Kirche dafür gekauft werden würden. Die Rückerstattung wird von den Eingangs genannten Herren auf die Bitte des Melniker Probstes Ulrich und des Prager Dechants Albert bestätigt. „Acta et data...in Wischegrad a. d. 1300 die et hora praedictis.“

Die Original-Urkunde trug vier hängende Siegel, und zwar das des Dechants Bartholomäus, des Walther, des Kochan, und des Notars Heinrich von Wyšehrad.

Auch diese Urkunde ist, wie die vorige, einer andern vom J. 1316 (Prag den 21. April) eingeschaltet, und zwar in A 44 b. Vgl. 81, 85.

87.

1300, Prag, den 14. Auguſt.

Der Domherr Johann der Prager und der Wyšehrader Kirche beſtätigt: Probſt Ulrich von Melnik kam am Tage Petri Kettenfeier um die dritte Stunde (d. i. 9 Uhr Vormittags) während der Meſſe mit dem Dechant Albert der kön. Kapelle zu Allerheiligen auf dem Prager Schloſſe und bekannte vor dem Dechant Bartholomäus und den eben anweſenden (Wyšehrader) Domherren, ſowie vor dem Ausſteller dieſer Urkunde, er habe die von dem Plaſſer Abte für Tresmosna (Třemošna) und Siencze (Senetz) erhaltene Summe von 300 Mark reinſten Silbers dem obengenannten Dechant Albert zur Aufbewahrung in ſo lange überlaſſen, bis er paſſende Beſitzungen zum Ankanje gefunden haben würde, er habe dann von dem edlen Herrn Habard von Schivotin die Dörfer Uhertzy und Wyrbtzan um 300 Mark gekauft und dafür die von dem erwähnten Dechant zurückerhaltene Summe demſelben Habard oder vielmehr in deſſen Namen dem Herrn Hynco von Duba ausbezahlt, dem die genannten zwei Dörfer für die gleiche Summe verpfändet waren, worauf dieſe in den Beſitz des Probſtes Ulrich Namens ſeiner Kirche übergingen. Auf ſeine Bitten ſtellte Domherr Johann dieſe Urkunde aus und bekräftigte ſie mit ſeinem Siegel. „Acta sunt haec Pragae a. 1300, XIX Kalend. Septemb.“

Auch dieſe Urkunde iſt, wie die beiden vorigen, in der vom 21. April 1316 eingeſchaltet. Der hier genannte Domherr Johann der Prager und der Wyšehrader Kirche iſt der nachmalige Prager Biſchof Johann. — Vgl. 81, 85, 86.

88.

1301, Prag, den 4. Mai.

Der Prager Biſchof Gregor beſtätigt, wie folgt: Helias (Elias) von Tuchmericz (Tuchoměřic) hat in Gegenwart des Biſchofs erklärt, er habe einen Wald, welcher gewöhnlich Chotche (Choteč) genannt wird, ſammt daſelbſt befindlichen Gütern, Erbſchaften, Beſitzungen, Mühlen, Fiſchteichen, Wieſen, Hutweiden und allem Zugehör von dem Abte Bartholomäus und deſſen Convente zu Plaß übernommen, und zwar auf ſeine und ſeiner Gemalin Margaretha Lebzeiten. Für die genannten Güter hat Helias, wie er behauptet, 30 Mark Silber dem Abte und Convente bar ausbezahlt, und zwar unter nachſtehenden Bedingungen. Helias ſoll auf ſeine Koſten die Teiche, Mühlen und ein Haus reſtauriren; nach dem Tode des Helias und ſeiner genannten Gemalin ſoll alles, was dort vorgefunden wird, mit Saaten und allem Vieh ohne jede Einbuße an die Plaſſer Kirche zurückfallen, und dies auch dann, wenn die Gemalin des Helias, Margaretha, nach deſſen Tode ſich wieder verehelichte und dort verbleiben wollte oder ſich weigerte, ſich anderswohin zu begeben; auch ihr Mann ſoll kein Recht haben. Helias machte ſich überdies verbindlich, dem Abte, ſeinen Nachfolgern und ſeinem Convente treu zu dienen, ſowie auch deſſen Leute gegen jedwede Feindſeligkeit nach ſeinen Kräften und auf eigene Koſten zu ſchützen. Auf die Bitten des Helias ließ der Biſchof zur Bekräftigung dieſer Urkunde ſein Siegel beifügen. — „Actum et datum Pragae a. d. 1301, 4° nonas Maji“.

A II. 20.—Chotche iſt das heutige Choteč, ſüdweſtlich von Prag, ungefähr in der Mitte zwiſchen Prag und Beraun, Dorf und Ortsgemeinde von 44 Häuſern mit 340 Einwohnern. — Dieſer Veräußerung klöſterlichen Gutes folgten bald andere, und es dürfte daher das Jahr 1300

als der Wendepunkt in den Zuſtänden des Kloſters angeſehen werden. — Vgl. über Choteč. Nr. 101, 124.

Im J. 1302 ſtarb der Abt Bartholomäus, und an ſeine Stelle wurde Johann I. gewählt Derſelbe regierte 33 Jahre und ſtand bei K. Johann von Luxemburg in beſonderem Anſehen, weil er ſich an der Geſandtſchaft zum Kaiſer betheiligt hatte, und zwar auf eigene Koſten.

89.

1305, Prag den 19. Mai.

K. Wenzel III. hatte beſchloſſen, ein neues Ciſtercienſerkloſter auf ſeinen am Zuſammenfluſſe der „Ratibor" und „Beczna" gelegenen Gütern zu erbauen und es „Königsthron" (Thronus regis) zu nennen. Der Olmützer Biſchof hatte als Diöceſan des Ortes ſeine Einwilligung dazu gegeben, das Kloſter ſelbſt ſollte mit Mönchen von Plaß beſetzt werden. Der jedesmalige Abt von Plaß ſollte daher der Vater-Abt (Pater immediatus) des neuen Stiftes ſein. Zur Dotation des Stiftes widmete der König hundert Mark von dem Zolle in Kuchelhof in ſo lange, als ihm nicht andere Einkünfte in gleichem Betrage zugewieſen würden. Die Verhältniſſe bezüglich der Gerichtsbarkeit wurden zu Gunſten des zu wählenden Abtes geregelt, die Mönche ſammt ihren Hörigen wurden von jedem Zolle befreit. Das Patronatsrecht in „Mencych" wurde dem zu gründenden Kloſter übertragen. — Datum Pragae, a. d. MCCCVI 14. Kal. Junii.

B 165, C 327, D 111. Daß das Kloſter nicht zu Stande kam, darf nicht befremden; wurde ja doch dritthalb Monate nach der Ausſtellung dieſer Urkunde K. Wenzel III. im Dechanthauſe zu Olmütz ermordet (4. Auguſt). — Was die Oertlichkeit des neuen Kloſters betrifft, ſo gehörte die Gegend, wie die Urkunde ſelbſt ſagt, zum Olmützer Bisthum im ehemaligen Hradiſcher Kreiſe an der Mündung des durch Ratiboř fließenden Baches in die Becwa. — Thronus regis wäre das fünfte Tochterſtift von Plaß geweſen.

90.

1306, Prag den 27. Juli.

Der Prager Richter Fridelinus und die Prager Geſchworenen Conrad von Riczehan (Ričan), Cziboto von Beneſau, Hermann Puſſo, Bechemus de Turri, der Kürſchner Johann, Willungus de novo foro, Heinrich Rewtlerus, Nikolaus Becheterus, Albert der Sohn des Albert Meinhard, Ditmar Conndce und der Kürſchner Merchinus ſtellen eine Urkunde folgenden Inhaltes aus:

Abt Johann von Plaß und ſein Convent verkaufen Dorf und Hof Schegen mit allem Zugehör um zweihundert Schock Prager Groſchen dem Prager Bürger Friedrich Bawor und ſeinen Erben und Rechtsnachfolgern, jedoch mit der Bedingung, daß Heinrich Planer, Bürger von Prag, welcher dieſes Beſitzthum auf Lebzeiten der Hildegunde Holirz innehatte, dem genannten Friedrich und ſeinen Erben jedes Jahr acht Schock Prager Groſchen zu zahlen verpflichtet ſei, welche acht Schock derſelbe Heinrich Planer den genannten Herren von Plaß jedes Jahr auszahlte. Nachdem aber die genannte Frau Hildegunde den Weg des Fleiſches gegangen ſein wird, wird Heinrich Planer jedes Rechtes auf die genannten Güter ſich begeben und dieſelben zu Handen des Herrn Friedrich und ſeiner Erben übergeben, wie er es vor ehrbaren Männern zugeſagt hat, und von da an werden dieſe Güter dem Herrn Friedrich und ſeinen Erben auf immer zufallen. Doch ſollen Friedrich ſelbſt oder ſeine Erben den genannten Herren von Plaß und ihren Nachfolgern ſechzehn Schock Prager Groſchen als Zins in zwei Terminen zahlen, nämlich zu Georgi acht und am nächſtfolgenden Feſte des h.

Gallus die übrigen acht Schock, und zwar jedenfalls selbst dann, wenn ein Mißjahr eintreten sollte; weder ein Nachlaß, noch eine Minderung des Zinses sollte eintreten. Sollten aber die Prager Groschen in ihrem Werthe sinken, so werden der genannte Friedrich oder seine Erben den Herren von Plaß für jedes Schock des zu zahlenden Zinses eine Mark reinen Silbers nach Prager Gewicht auszahlen. Es wurde weiter bedungen, daß derselbe Friedrich oder seine Erben, wenn sie nicht innerhalb vierzehn Tage den Georgi-Zins erlegen, den Herren von Plaß sechzehn Schock als Zins und Strafgeld zugleich auszahlen sollen. Hätten sie diese sechzehn Schock binnen 14 Tagen abermals nicht erlegt, so sollten sie 32 Schock zu zahlen verpflichtet sein, und geschähe auch das innerhalb 14 Tage nicht so soll das ganze Besitzthum an das Kloster zurückfallen. Für den Fall eines Verkaufes der Güter behält sich das Kloster das Recht vor, als erster Käufer einzutreten, und nur dann soll Friedrich oder seinen Erben das Recht zustehen, die Güter wem immer zu verkaufen, wenn das Kloster den dafür gebotenen höchsten Preis nicht zur festgesetzten Zeit innerhalb sechs Wochen bezahlte. — Die Urkunde wurde mit dem Prager Stadtsiegel versehen. — „Actum et datum Pragae a. d. 1306 sexto Cal. Augusti."

A II. 8. In D findet sich von dieser Urkunde ein Regest S. 113. In B findet sich S. 168 ebenfalls ein Regest; in beiden steht „Planer" statt „Planer". — Vgl. Nr. 78.

91.

1312, Prag den 6. Januar.

Im J. 1312 am Tage Epiphania (6. Januar) legte der Abt Johann von Plaß in der St. Veitskirche zu Prag vor den Ausstellern dieser Urkunde, nämlich Benedictiner-Abt Bavarus von Braunau, den Cistercienser-Aebten Heinrich, Konrad und Nicolaus von Sedletz, Königsaal und Heiligenfeld, Tilmann, Abt vom Berge Sion, dem Archidiacon Magister Racopo, dann vor dem Bunzlauer Dechant Thomas und anderen glaubwürdigen Männern eine schriftliche Appellation ein gegenüber dem Melniker Probste Nicolaus von Speier. Hierauf folgt der ganze Wortlaut dieser Appellation. Gegenstand derselben sind die beiden Besitzungen Tresmohna (Tremošna) und Sientz mit ihrem Zugehör, welche der Abt von Plaß als sein rechtmäßiges Eigenthum erklärt, während auch der genannte Probst Ansprüche darauf erhob. Die Appellation ist an den apostolischen Stuhl gerichtet, und der Abt verwahrt sich darin gegen jede Störung in seinem Besitzthume, so lange nicht die römische Curie in der Angelegenheit entschieden hat.

Die Abschrift findet sich in A 47, ist aber ohne Schluß. Vgl. Nr. 81, 85, 86, 87, 97, 98

92.

1313, Prag im August.

Der Papst (Clemens V., unter welchem ein ökumenisches Concil in Frankreich gehalten und der Templer-Orden aufgehoben wurde) ordnete als Subsidien für das heilige Land einen Zehent an, welchen der Prager Bischof (Johann IV. von Dražic) im Königreiche Böhmen von dem Clerus einheben sollte. Dieser schloß von dieser Zahlungsleistung auch die exemten (d. i. von Zehenten und mancherlei anderen Verpflichtungen befreiten) Klöster des Cistercienserordens nicht

aus, und der Abt von Sedlec hatte bereits im Namen der Klöſter dieſes Ordens beim Biſchofe eine Beſchwerde erhoben und verlangt, derſelbe wolle das authentiſche päpſtliche Reſcript vorlegen, durch welches er zur Eintreibung dieſer Zehente auch vom Ciſtercienſerorden ermächtigt ſei, woran er eventuell noch andere Forderungen knüpfte. Ebenſo erhob der Plaſſer Mönch Bruder Johannes, als beſtellter Procurator der Klöſter zu Sedletz, Plaß, Münchengrätz, Goldenkron, Königſaal und aller anderen Ciſtercienſerklöſter der Prager Diöceſe, gegen dieſen Zehent eine Einſprache mit einer beſonderen Beſchwerdeſchrift an den Papſt, welche zuerſt am Feſttage des h. Bernard (am 20. Auguſt) in der biſchöflichen Reſidenz vor dem Biſchofe, dann auch in der Domkirche am Prager Schloſſe öffentlich vorgeleſen wurde. Zugegen waren als Zeugen der Abt Theodorich von Strahow, Probſt Nicolaus von Zderas, Dechant Heinrich von Wyšehrad, Erzdechant Magiſter Rapoto von Kourim, Subprior Bruder Peter aus dem Convente des Prediger-Ordens zu Prag, Quardian Witko aus dem Orden der Minoriten zu St. Jakob und andere Ungenannte. Bruder Johann appellirt in dieſer Beſchwerdeſchrift als Procurator der genannten Klöſter an den apoſtoliſchen Stuhl und bittet inſtändigſt („peto, et instanter peto, et instantissime peto) um beſondern Schutz.

C 302. Was auf dieſe energiſche Berufung erfolgt ſei, darüber findet ſich nirgends eine Angabe. Die Chronik D erzählt, Bruder Johannes habe ſich ſelbſt mit ſeiner Beſchwerdeſchrift auf den Weg nach Rom gemacht, um ſie zu überreichen.

93.

1313.

Abt Johann von Plaß und ſein Convent kaufen von Peter von Zebikowitz einen Hof, welchen dieſer in ſeinem Dorfe Zebikow hatte, um 54 Mark Silber, welchen Betrag der Abt durch einen Kloſterbruder vollſtändig und bar auszahlen ließ. Der Verkäufer verpflichtet ſich, den Plaſſer Abt und Convent gegen etwaige Anfeindungen dieſes Kaufes wegen zu ſchützen.

Nach zwei Regeſten in B 174 und D 117. — Ueber Zebikow, Žebikow ſ. Nr. 47.

94.

1314, Prag den 26. April.

Der Prager Richter Wolfflin und die Geſchworenen der Stadt Prag, nämlich Gypoto von Weneſchau, Nicolaus Gennachus, Meinhard von Rokyzan, Nicolaus Hilprandi, Albert von Schtuco, Wulfram de argentina, Dietrich, Vacinger, Ditmar, Gunter von Guttenberg (?), Peter Glacz, Conrad von Lewtmericz, Ditlin und Albert beſtätigen, wie folgt.

Der Prager Bürger und Fleiſchhauer Frenczlinus erhält pachtweiſe von dem Plaſſer Abte Johann und ſeinem Convente die Erbgüter Buchowicz, Nyenowicz und den Berg Witoll, welche ein Eigenthum des genannten Kloſters ſind, gegen einen Jahreszins von fünf Schock Prager Groſchen auf die Zeit ſeines Lebens. Als Zahlungsbedingung wurde feſtgeſetzt, daß der Zins zur Hälfte zu Georgi, zur Hälfte zu Galli erlegt werde, und daß im Falle einer Verſchlechterung des Münzfußes ſtatt der fünf Schock Groſchen eben ſo viele Mark Silber nach Prager Gewichte gezahlt werden. Falls Frenczlinus einen Termin nicht einhält, ſoll die Hälfte des Beſitzthums an den Abt und das Klo-

ſter zurückfallen; hält er auch den nächſtfolgenden Zahlungstermin nicht ein, ſo ſoll auch der andere Theil ſogleich an's Kloſter zurückfallen. Falls Frenczlinus ſtirbt, treten nach ſeinem Tode ſeine Gemalin, ſeine Erben und alle ſeine Verwandten von dem Pachtrechte zurück, und die Erbgüter ſelbſt fallen ſammt allem Zugehör, auch mit den etwa verbeſſerten Gebäuden, jedoch mit Ausnahme des beweglichen Eigenthums, an das Kloſter heim. Auf die Bitten der betheiligten Perſonen ſtellen die Obigen dieſe Urkunde aus und bekräftigen ſie mit dem Siegel der Stadt Prag. — Actum et datum Pragae a. d. 1314, sexto calendas Maji.

A II. 12 b. — B bringt S. 174 ein diesfälliges Regeſt. — Buchowicz, jetzt Butowitz, Dorf im Gerichtsbezirke Smichow mit 63 Häuſern und 582 Einwohnern. gehört zur Ortsgemeinde Jinonitz. — Nyenowitz, jetzt Jinonitz und Witoll (Witaule, Widowle, Widauli) vgl. Nr. 19.

95.

1315, Prag den 2. October.

K. Johann beſtätigt einen zwiſchen dem Abte Johann von Plaß und Abraham von Sichlitz vereinbarten Vertrag, zufolge deſſen die beiden Güter Lohow, das früher zu Plaß gehörte, und Sichlitz, (Schichlitz, böhm. Žihlice) gegen einander vertauſcht wurden, weil letzterer Ort dem Kloſter von größerem Nutzen war. Der Abt zahlte noch 59 Mark Silber auf, die Mark zu 60 Groſchen gerechnet. — Datum Pragae VI. nonas octobris a. d. 1315, regnorum nostrorum anno quinto.

A 28 b. — Ueber Lohowa vgl. Nr. 47, S. 76 und Nr. 68. — Žihlice, Žihlitz, Schichlitz liegt am Tremosnabache, über zwei Stunden ſüdöſtlich von Plaß, und hat gegenwärtig 51 Häuſer mit 396 Einwohnern. (Das „Orts-Repertorium des Königreiches Böhmen," herausgegeben von der böhmiſchen k. k. Statthalterei, kennt nur die Schreibung „Zihlitz" böhm. „Zihlice", was jedoch wohl zu unterſcheiden iſt von Schichlitz, böhm. Zichlice, einem kleinen Orte von 8 Häuſern im Teplitzer Gerichtsbezirke.) Vgl. 96, 97, 100.

96.

1315, Neu-Pilſen den 5. October.

Abraham (von Sichlitz) und ſeine Ehegattin Miroſlawa, ſo wie ſeine Söhne Harand, Miroslaus und Adam und ſeine Tochter Sudka (Sudſka), alle genannt von Sichlitz, übergeben ihr Dorf Sichlitz ſammt allen Zinsleuten, freien und elocirten, bebauten und unbebauten Aeckern, Wäldern, Wieſen, Hutweiden und Gärten, Waſſern und Mühlen, überhaupt mit allem Zugehör verkaufs- oder tauſchweiſe dem Abte Johann und Convente des Kloſters Plaß in's erbliche Eigenthum mit allem Rechte und allen Nutzungen, wie er es ſelbſt beſeſſen. Dagegen übergibt der Abt Johann und ſein Convent für das genannte Dorf tauſchweiſe Dorf und Hof Lahowe mit allem Zugehör dem Abraham von Sichlitz ſammt Ehegatin und Kindern und gibt noch überdies fünfzig Mark und zwanzig Denare darauf, wofür die Letztgenannten ihr Dorf Sichlitz in Gegenwart der unterſchriebenen Edlen und Bürger, wie es Recht und Sitte iſt, übergeben. Abraham von Sichlitz und ſeine obgenannten Angehörigen ſtellen die Urkunde aus und bekräftigen dieſelbe mit ihrem eigenen Siegel, ſowie dem der Stadt Neu-Pilſen. — Als Zeugen ſind genannt: Herr Beneda von Sueſſing, Herr Theobald von Maleſchitz, Backon von Belcy, Marſchan von Brizen, Miloslans von Sulowe

und andere Edle; von den Bürgerlichen: Ulrich von Budweis, Conrad von Doberſan, Conrad genannt Veſt u. ſ. w. Actum et datum in nova Pilsna... a. d. 1315, tertio nonas octobris.

A 55 b. — Ein Regeſt dieſer, ſowie der vorigen und der nachfolgenden Urkunde findet ſich in D 118 und 119. — S. Nr. 85.

Neu-Pilſen iſt die jetzige Stadt Pilſen (Plseň), welche gegenwärtig 988 Häuſer mit 23.681 Bewohnern zählt. Alt-Pilſen iſt der jetzige Markt Pilſenetz mit 163 Häuſern und 1326 Bewohnern. — Ueber Sichlitz, Zihlitz ſ. Nr. 95, 97, 100.

97.

1315, Neu-Pilſen den 24. October.

Conrad von Lobeczan, Ulrich von Budoweis, Conrad Regeſt, Immeranus, Ulrich v. Tuskowe, Wernherus, u. ſ. w. Schöppen und Bürger der Stadt Neu-Pilſen, beſtätigen, wie folgt:

Nach contractlich geſchehenem Verkauf und Tauſche zwiſchen dem Abte Johann und ſeinem Convente von Plaß einerſeits und dem Abraham von Sichlitz ſammt Ehegattin und Kindern andererſeits, betreffs der Güter Lohowe und Sichlitz, übernimmt des Immeranus Sohn Andreas von dem Plaſſer Abte und Convente das Dorf Sichlitz elocationsweiſe unter folgenden Bedingungen. Andrees beſitzt für ſich und ſeine Erben frei und erblich eine Hube, beſtehend in 37 Joch, eine Mühle mit dazu gehörigen Wieſen und Gärten und jeden dritten Denar aller Strafgelder. Für jede andere Hube, zu 32 Joch gerechnet, hat der jeweilige Beſitzer dem Abte und Convente von Plaß eine Mark reinen Silbers, zu 64 Prager Groſchen gerechnet, und vier Hühner jedes Jahr zu zahlen, und zwar zu St. Galli eine halbe Mark und die vier Hühner, und zu St. Georgi eine halbe Mark. Ebenſo hat derſelbe zu Oſtern 5 Groſchen dem Richter für jede Einhebung zu zahlen. Wenn aber der Richter irgend einen der Beſitzer ſäumig und in deſſen Wohnung und Beſitzthume kein Pfand findet, ſo hat er ſich diesfalls an den Abt und das Kloſter als die eigentlichen Beſitzer zu wenden, an welche das Beſitzthum zurückfällt. Wollte der Richter oder ein anderer Inſaſſe die ihm zuſtehende Jurisdiction oder das Erbgut verkaufen, ſo hat er dies zuvor dem Abte und Kloſter anzubieten und um einen nach dem Urtheile rechtſchaffener Männer gerechten Preis zu übergeben. — Actum et datum anno MCCCXV. tertio non. octob. — Das Siegel der Stadt Neu-Pilſen hing daran. —

A 54 b. — Ueber Neu-Pilſen ſ. die vorige Nummer. — Ueber Sichlitz, Zihlitz ſ. Nr. 95, 96, 100.

98.

1251, Prag den 21. April.

Folgende Aebte der Prager Diöceſe: Bruder Bavarus von Braunau, Benedictiner-Ordens, Bruder Gerhard v. Strahow, Prämonſtratenſer-Ordens, Bruder Heinrich von Sedletz und Bruder Conrad von Königſaal, beide Ciſtercienſer-Ordens, bezeugen, wie folgt: Sie hatten von dem Abte Johann von Plaß drei Inſtrumente erhalten und ſorgfältig durchgeleſen. Das erſte war mit zwei Siegeln verſehen, nämlich dem des Capitels der ehemals königl. Kapelle (zu Allerheiligen) am Prager Schloſſe und dem des ehemaligen Dechants dieſer Kapelle. Das zweite Inſtrument enthielt vier hängende (pendentes) Siegel, von denen

das erſte das des Wyšehrader Dechants Bartholomäus, das zweite das des Walter, das dritte das des Kochan, das vierte das des Notars Heinrich der Wyšehrader Kirche war. Das dritte Inſtrument war geſiegelt mit dem Siegel des Prager und zugleich Wyšehrader Canonicus Johann, nachherigen Prager Biſchofes. Dieſe drei Inſtrumente oder Privilegien waren ganz wohlerhalten, nichts verwiſcht oder gefälſcht oder weggeſchabt, und ſie ließen dieſelben von Wort zu Wort abſchreiben.

Es folgen nun die Abſchriften; es ſind die Urkunden vom 8. Januar 1295 (Nr. 84), vom 1. Auguſt 1300 (Nr. 86) und vom 14. Auguſt 1300 (Nr. 87).

Dieſe wortgetreuen Abſchriften wurden mit den Siegeln der Ausſteller dieſes Inſtrumentes bekräftigt und datirt: — „Pragae anno dni. millesimo CCCXVI, IX Kalend. Maji.“

A 43 — 46. — Die Veranlaſſung zur Abfaſſung dieſes Documentes war ein Streit, der zwiſchen dem Abte von Plaß und dem Probſte von Melnik wegen des Beſitzes von Třemošna ausgebrochen war. Nach dem Inhalte der Chronik D S. 117 wandte ſich der Plaſſer Abt in der St. Veitkirche zu Prag in Gegenwart der Aebte Bavarus von Braunau, Heinrich von Sedletz, Conrad von Königſaal, Nicolaus von Heiligenfeld, Tylmann vom Berge Sion (Strahow) u. ſ. w. mittels einer Provocation an den päpſtlichen Stuhl; doch verzog ſich der Streit noch einige Jahre. Der Probſt von Melnik, der den Streit erhoben hatte, ſtützte ſich dabei auf die Autorität des Königs, und es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß er irgend etwas aus der Hand des Königs beſaß, was ihn zu ſeiner Forderung berechtigte. Andererſeits ſollte man glauben, daß der junge König Johann ſich dem Plaſſer Abte für verbunden gehalten hätte, da derſelbe ein Mitglied jener Geſandtſchaft war, welche beim Kaiſer in Frankfurt war und ihm die letzte Přemyſlidin Eliſabeth und mit ihr die Krone Böhmens für ſeinen Sohn Johann antrug, der nun wirklich König von Böhmen war. Der König mag ſich aber in der That um die Angelegenheit ſelbſt weniger gekümmert, ſie vielmehr dem Erzbiſchofe von Mainz überlaſſen haben, der bei dem Könige alles galt, von dem aber der Jeſuit Balbin mehr Böſes als Gutes zu berichten weiß. — S. Nr. 99.

99.

1317, Prag den 27. Januar.

Erzbiſchof Peter von Mainz, Erzkanzler des deutſchen Reiches, beſtätigt, wie folgt. Zwiſchen Magiſter Nicolaus, Probſt von Melnik, und ſeinem Capitel einerſeits und dem Abte und Convente von Plaß andererſeits war wegen des Beſitzes des Dorfes Zcremusna (Třemošna) ein Streit ausgebrochen, und da ſie ſich längere Zeit nicht einigen konnten, beſchloſſen ſie, die Angelegenheit dem obgenannten Erzbiſchofe von Mainz zur ſchiedsrichterlichen Entſcheidung vorzulegen. Jeder der Streitenden machte ſich dem Erzbiſchofe gegenüber verbindlich, eine Geldſtrafe von hundert Mark zu zahlen, falls er ſich dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche nicht fügte. Der Erzbiſchof fällte, nachdem er kluge Männer zu Rathe gezogen, das rechtliche Erkenntniß, Dorf Scremusna ſolle mit allen Rechten und allem Zugehör und allen Nutzungen, wie es die Melniker Probſtei ehedem beſeſſen, durch den obgenannten Abt zurückgeſtellt werden, dem Kloſter Plaß aber ſollen von dem Melniker Probſte jährlich zwölf Mark königlicher Münze, nämlich die Mark zu 56 Groſchen gerechnet, in zwei Terminen, und zwar zu Georgi ſechs und zu Galli ſechs, ſo lange ausgezahlt werden, bis dem Kloſter im Ganzen hundert Mark würden ausbezahlt ſein. Die beiden Parteien, der Abt und der Probſt, ſollen ihre Zuſtimmung zu dieſem Erkenntniſſe dadurch zu erkennen geben, daß ſie dieſer Urkunde ihre Siegel anhängten, widrigens der ſich weigernde Theil die Geldſtrafe von hundert Mark zu erlegen hätte. Infolge deſſen fügten der Abt von Plaß und der Probſt von Melnik, jeder für ſich und ſeine Kirche, die Approbation des ſchiedsrichterlichen Ausſpruches bei und bekräftigten

sie durch Anhängung ihrer Siegel neben das des Mainzer Erzbischofes. „Actum et datum Pragae VI. Kalend. Februarii a. d. 1317.

A 41 und 42; in D S. 119 und in B S. 175 finden sich hierüber kurze Regesten. Ueber Scremusna d. i. Třemošna vgl. Nr. 81, 85, 86, 87, 98.

100.

1323, Neu-Pilsen den 18. Juni.

Beneda von Schweyssing übergibt den Herren von Plaß einfach und unbedingt das Dorf Sichelitz (Zichlitz, Zihlitz), welches er auf Lebenszit gegen einen Jahreszins inne hatte, um die Summe von 50 Schock Prager Groschen, und entsagt dabei allen Rechten, die er bisher auf dieses Dorf hatte. Das Siegel Beneda's und das von Neu-Pilsen wurde beigefügt. Unter den Zeugen: der Richter Berthold, der Bürgermeister Friedrich von Schraf u. m. Bürger. A. d. MCCCXXIII. in die S. Marci et Marcelliani martyrum.

A 54. — Regest in D 120 und in B 177, in beiden vom 18. Juni datirt, offenbar darum, weil der 18. Juni dem Märtyrer Marcell geweiht ist. Uebrigens ist der 25. April der Tag des Evangelisten Marcus, und der 30. October ist ein Marcellustag. — Ueber Zihlitz s. Nr. 95, 96, 97.

101.

1225, Prag den 2. Mai.

Auf die Bitte des Abtes Johann und des Conventes von Plaß bestätigt König Johann von Luxemburg dem genannten Kloster alle wie immer Namen habenden Privilegien, Freiheiten und Gnaden, welche ihnen von den römischen Kaisern, oder von den Königen von Böhmen und Polen, oder von den Herzogen und sonstigen Fürsten verliehen worden sind. Insbesondere fügt der König bezüglich der Gerichtsbarkeit bei, daß der Abt, die Mönche, Conversen und sonstige Klosterleute nur vor dem Könige selbst oder vor dem Hauptmann des Königreiches Heinrich von Lipa und dem Prager Hofrichter Ulrich Pflug zu Gericht gezogen werden dürfen. — Datum Pragae 6. Nonas Maji a. d. MCCCXXV.

Dieses Privilegium ist in keinem der vorliegenden Quellwerke als selbstständige Abschrift enthalten, ist aber in die Bestätigungsurkunde Karls IV. (D 133 Nr. 118) zur Gänze aufgenommen.

102.

1329, (Abschrift ohne Datum.)

Drslaus, von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden Probst, Przedborius, Scholasticus der Prager Kirche, und Heinrich, Probst von Melnik, Administratoren des Prager Bisthums, bestätigen, daß sie über Präsentation des Abtes Johann und des ganzen Conventes für die Kirche in Cralowitz, in welcher derselbe Herr Abt das Patronatsrecht hat, zum Rector eingesetzt haben den Heinrich u. s. w.

D 121. Der Copist hat die betreffende Urkunde, deren Original sich im erzbischöflichen Archiv zu Prag befindet, eben nur so weit abgeschrieben, als es ihm nothwendig schien, um nachzuweisen, daß dem Abte und Convente von Plaß das Patronatsrecht über die Kirche von Kralowitz zustand. Ueber Kralowitz vgl. Nr. 5, 15, 47.

103.

1334, Prag den 2. Februar.

Franz Korenpuchell, der Richter, Conrad Czinochel, Martin und Pesold von Eger, Heinrich von Tust, Nicolaus Albus, Frenzlin Hopfner, Andreas Soldner, Nicolaus Fridinger, Wenzel, Polno und Peter, geschworene Bürger der Stadt Prag, bestätigen, wie folgt:

Jesko von Krassewitz bekannte in ihrer Gegenwart daß er im J. 1327 am Tage des hl. Georg von dem Abte und Convente zu Plaß ihr Besitzthum Chocz, im Prager Gebiete gelegen, unter nachfolgenden Bedingungen in Besitz genommen habe. Zur Wiederherstellung der Gebäude und Verbesserung der Aecker ist Jesko in den eben abgelaufenen fünf Jahren von der Zahlung eines Zinses frei; in den darauf folgenden sieben Jahren zahlt Jesko dem Abte und Convente von Plaß als Zins jährlich vier Schock Prager Groschen in zwei Terminen, nämlich zu Georgi zwei Schock und am nächstfolgenden St. Galli-Tage abermals zwei Schock, und nach Ablauf der eben genannten sieben Jahre zahlt er fortan jährlich acht Schock Prager Groschen in den ebengenannten zwei Terminen. Sollte sich in dieser Zeit der Münzfuß ändern, so hat Jesko den Zins in der laufenden Münze, aber nach dem früheren Werthe zu zahlen. Sobald Jesko oder seine Rechtsnachfolger eine Rate nicht einhalten, fällt die Hälfte des Besitzthums an das Kloster zurück; wird abermals eine Rate aus was immer für einem Grunde nicht eingehalten, so fällt auch die andere Hälfte an den Abt und das Kloster als die eigentlichen und wahren Herren zurück. Uebrigens dürfen Jesko und seine Nachfolger weder nach Gold oder Silber oder einem andern Metalle auf den genannten Besitzungen graben, noch irgend etwas verkaufen, damit der dem Kloster gebührende Zins nicht verringert werde. Sollten Jesko oder seine Nachkommen das Gut verkaufen wollen, so soll der Abt der erste Käufer sein. Diese Urkunde wurde mit dem Siegel der Stadt Prag versehen und dem Abte von Plaß in Gegenwart der Aussteller übergeben. Actum et datum a. d. 1334 in festo purificationis Mariae virginis gloriosae.

A II. 21 b. — Regest in D 122. — Ueber Chocz oder Choitz, Chotsche, Chotč. Vgl. Nr. 88.

Im Jahre 1335 starb Abt Johann I., einer der bedeutendsten Aebte, die das Kloster hatte; er starb am 7. Oktober, und noch in demselben Jahre wurde Jakob I. als 15. Abt erwählt. Er ist genannt in den Urkunden des Klosterarchivs von den Jahren 1337, 1339, 1340, 1341, 1344, 1345, 1346 und 1350.

104.

1337. (Ohne Ort und Tag.)

Abt Johann von Plaß hatte für das Dorf Rezabudicz bei Pürglitz und das Patronatsrecht über die dortige Kirche einen Bergwald, zwischen den Klosterbesitzungen Kralowitz, Libin und Kozlan gelegen, von dem königlichen Unterkämmerer und Burggrafen von Pürglitz Ulrich Pflug an Stelle und im Namen des Königs Johann erhalten. Diesen Wald setzte nun Abt Jakob dem Peter, Richter von Kralowitz nach deutschem Rechte (jure Theotonicali) unter nachfolgenden Bedingungen aus. Der Richter selbst soll für seine Mühewaltung auf dem genannten Besitzthum eine Hube auf immer für sich und seine Nachfolger frei (d. i. unverzinslich) besitzen. Von den übrigen Huben, zu 36 Joch be-

meſſen, die er rechtſchaffenen und treuen Männern verleihen wird, wird er nach Verlauf von fünf freien Jahren, welche wegen Ausrottung des Waldes und wegen des wüſten Zuſtandes des Ortes vom nächſten Galli-Tage an zugeſtanden werden, auf jeder Hube 32 Prager Groſchen als immerwährenden Zins, ferner zwei Strich Korn, zwei Strich Gerſte und zwei Strich Haber nebſt zwei guten Hühnern in beſtimmten Terminen einheben und dem Kloſter abliefern, nämlich zu Galli 16 Prager Groſchen und das ganze Getreide, am Feſte der Geburt Chriſti die zwei Hühner und am nächſtfolgenden Georgsfeſte die übrigen 16 Groſchen oder bei verändertem Münzfuße den gleichen Werth. Auch die allgemeine Landesſteuer (Berna), ſo oft und wann immer dieſelbe gefordert wird, aber nicht die Steuern und andere Subventionen, außer einer Fuhre Kalk jährlich, werden ſie nach Kralowitzer Gebrauche zahlen. Was übrigens auf dem Beſitzthume ſo ſteinig oder felſig iſt, daß es durchaus nicht in Ackerland verwandelt werden kann, wird von Seiten des Abtes den Zinsleuten insgeſammt als Hutweide überlaſſen, jedoch ſo daß das Ausmaß nicht mehr als eine Hube betrage. Wenn der Richter, ſeine Erben oder Nachfolger die Gerichtsbarkeit verkaufen wollte oder müßte, ſo iſt er gehalten, ſie früher dem Abte anzubieten, widrigenfalls er ſie verliert; wollte ſie derſelbe nicht ſelbſt zurückkaufen, ſo darf ſie der Richter nur demjenigen aus mehreren überlaſſen, den der Abt dazu auserwählt. Die Gerichtsbarkeit wird er ſo beſitzen, wie in Kralowitz. Er darf weder nach Gold, Silber oder einem anderen Metalle graben, noch etwas ohne beſondere Erlaubniß des Abtes und Conventes vornehmen, was eine Verringerung oder Verzögerung des Zinſes zur Folge haben könnte. — „Datum...anno MCCC trigesimo septimo.“

B 181, wo jedoch der Schluß der Urkunde fehlt, C 226. Auf dem durch Ausrottung des Waldes urbar gemachten Grunde wurde das noch heute beſtehende Dorf Hubenow (35 Häuſer mit 221 Bewohnern im Gerichtsbezirke Dobříš) angelegt. Es überging während des Huſſitenkrieges über Anordnung Kaiſer Siegmunds in fremde Hände, wurde aber 1480 vom Abte Adam I. zurückgekauft. Nach einer Kloſterſage wurde ein Bauer, der ungerechter Weiſe den Bergwald ſich aneignen wollte, an derſelben Stelle von der Erde verſchlungen, wo er einen falſchen Eid geſchworen hatte.

105.

1341, den 20. Januar.

Mehrere Prager Bürger bezeugen, daß Abt Jakob und der Convent zu Plaß Hof und Dorf Rzeporij (Řepoř) mit dem Patronatsrechte daſelbſt der ehrſamen Matrone Eliſabeth, genannt Rudlini, um 300 Schock Prager Groſchen unter der Vertragsbedingung verkauft haben, daß ſie als immerwährenden Jahreszins alljährlich ſechzig Schock oder eben ſo viele Mark reinen Silbers dem Kloſter Plaß zu zahlen gehalten ſei.

Die Urkunde ſelbſt findet ſich in den 4 Quellwerken nicht, aber diesfällige Regeſten finden ſich in B 183 und in D 125. — Řepora (im Gerichtsbezirke Smichow, Ortsgemeinde mit 75 Häuſern und 525 Bewohnern) wurde bald nachher ein Eigenthum der Königin Eliſabeth, Gemalin Johanns von Luxemburg, welche daſelbſt ein Nonnenkloſter Ciſtercienſerordens errichtete und die Nonnen von St. Anna in Prag dorthin verſetzte. Neunzig Jahre nach ſeiner Gründung ging dieſes Frauenkloſter durch die Huſſiten zu Grunde. (Balbin, monum. Boh.)

106.

1343 (Pilſen), den 1. Februar.

Der Richter Peter, Dominik von Budweis, Hermann von Doberſan, Fried-

rich von Pomuk, Peter Scharf ꝛc., Bürger und Geſchworene von Neu-Pilſen, beſtätigen, daß der Abt und Convent des Kloſters Plaß ihr Neuland (d. i. durch Ausrodung gewonnenes Land), Gilaw (Gilowa, Jilowa), zwiſchen Wſerub und Zilowa gelegen, dem Otto von Zilowa und ſeiner Ehegattin Gutta um 24 Schock Prager Groſchen auf Lebenszeit in's Beſitzthum überlaſſen haben, und zwar unter folgenden Bedingungen: Otto ſoll auf dem Neulande gute Gebäude herſtellen, dort eine ehrenhafte Familie ausſetzen (elociren) und die Aecker ſelbſt durch ſorgfältigen Anbau verbeſſern. Er darf nicht nach Gold oder einem andern Metalle graben, auch nicht das Geringſte verkaufen, verſplittern, veräußern oder verſchenken. Was das bewegliche und unbewegliche Eigenthum anbelangt, das nach dem Tode beider gefunden wird, ſo darf keiner von den Freunden einen Rechtsanſpruch darauf erheben oder ſich darein miſchen, ſondern alles, was an ſolchem Gute auf dem Beſitzthume gefunden wird oder dazu gehört hat, ſei es in Häuſern, Scheuern, auf Wieſen oder ſonſt wo, hat frei an das Plaſſer Kloſter anheim zu fallen, Wenn den genannten Otto ſeine Ehegattin überlebt, hat ſie dem Plaſſer Kloſter jährlich zwei Schock Prager Groſchen als Zins zu zahlen, u. z. in zwei Terminen, nämlich zu Georgi und Michaelis. Wenn ſie aber auf dem Gute nicht bleiben will, ſondern es dem Kloſter gleich abtritt, ſo erhält ſie jedes Jahr, ſo lange ſie lebt, von dem Kloſter drei Schock Prager Groſchen in zwei Terminen. Das Siegel der Stadt Pilſen wurde der Urkunde beigefügt. „A. d. 1443, in vigilia purificationis Virginis gloriosae.“

A 59. In D ein vollſtändiges Regeſt.
Ueber Wſcherau, Wſerubý vgl. Nr. 68. — Žilow, Zilowa, iſt ein Dorf im Gerichtsbezirke Pilſen mit 33 Häuſern und 239 Bewohnern.

107.

1343, am Gedächtnißtage der 10000 Märtyrer.

Nicolaus, Pfarrer in Sbeczna, Canonicus der Bunzlauer Kirche, machte am Feſttage der zehntauſend Märtyrer ſein Teſtament und ſetzte zum Vollſtrecker desſelben ſeinen leiblichen Bruder Damian, Profeſſen des Plaſſer Kloſters ein, damit derſelbe alles und jedes ſo, wie es ihm in brüderlichem Vertrauen übertragen wurde, nach ſeinem guten Gewiſſen ausführe. Und zwar, wie folgt: die Mühlen, welche er für ſein eigenes Geld erworben hatte, ſollen auf ewige Zeiten dem Plaſſer Kloſter gehören zum Heile ſeiner (des Teſtators) Seele. Von den Einkünften ſeiner Präbende in Bunzlau ſoll er die nothwendigen Auslagen für ſein Leichenbegängniß und Begräbniß beſtreiten. Den Reſt dieſer Einkünfte und ſein bewegliches Vermögen ſind zu frommem Gebrauche beſtimmt, ſowie zur Unterſtützung einiger armer Verwandten, die er auch ſchon bei Lebzeiten in ihren Nöthen zu unterſtützen pflegte.

Nach Regeſten in B 185 und D 126. — Vgl. 112.

108.

1344, den 25. Juni.

Zezima von Wirtba ſchenkt mit Zuſtimmung ſeiner Söhne Pesco und Zezima dem Plaſſer Kloſter zwei Schock Prager Groſchen, und zwar das eine für ſein eigenes gegenwärtiges und zukünftiges Heil, das andere für die Seele ſeiner im Plaſſer Kloſter begrabenen Ehegatin Margaretha, wo auch er einſt begraben

ſein will. Das erſte Schock ſoll am Feſte des h. Gallus, das zweite am Feſttage des h. Georg, von dem Zinſe und den Leuten in ſeinem Dorfe Gothycaw, ausgezahlt werden. Wenn aber Zezima oder ſeine vorgenannten Söhne dem Plaſſer Convente 20 Schock auf einmal erlegen und zuweiſen, ſollen die Religioſen des Plaſſer Conventes die genannten zwei Schock von dem Zinſe in Gothycaw nicht mehr zu erheben berechtigt, vielmehr verpflichtet ſein, die darauf bezügliche Urkunde ihm oder ſeinen Söhnen zurückzuſtellen.

Eine vollſtändige Urkunden-Abſchrift findet ſich nicht vor, wohl aber ein Regeſt in D 126.

109.

1346, den 5. Januar.

Wenzel von Tuſt, Prager Bürger, beſtätigt wie folgt. Er hat von dem Abte Jacob und dem Convente zu Plaß den Hof Lizicz bei Prag um ſechzig Schock Prager Groſchen gekauft, und zwar unter nachſtehenden Bedingungen. Wenzel und ſeine Erben und Nachfolger zahlen den Plaſſer Religioſen einen immerwährenden Jahreszins von vier Schock Prager Groſchen in zwei Terminen, zu Georgi und Galli, unter allen Verhältniſſen, auch wenn ein Mißjahr, Brand, Hagel oder Krieg ihn heimſuchen ſollte, in welchen Fällen keinerlei Nachlaß, Ermäßigung oder Aufſchub eintreten dürfe. Wenn der Werth der Prager Groſchen verringert würde, hat er für jedes Schock eine Mark reinen Silbers nach Prager Gewicht zu zahlen. Wird die erſte Rate innerhalb vierzehn Tage nicht gezahlt, ſo müſſen dafür vier Schock und zwar als Zins und Strafgeld erlegt werden. Werden nach abermal vierzehn Tagen dieſe vier Schock nicht erlegt, ſo treten dafür acht Schock ein, und werden auch dieſe innerhalb vierzehn Tage nicht gezahlt, ſo verfällt dem Kloſter die Hälfte des ganzen Beſitzthumes. Für den Fall, daß der Käufer auf dem Beſitzthume Gold-, Silber- oder andere Bergwerke eröffnete, ſoll dem Kloſter die Häifte des Rechtes und des Gewinnes gehören. Für den Fall, daß Wenzel oder ſeine Erben und Nachfolger den Hof verkaufen wollten, ſollen ſie ihn zuerſt dem Kloſter anbieten, dem gewiſſe Rechte diesfalls vorbehalten bleiben. — Dieſes von Wenzel von Tuſt ausgeſtellte Document trug ſein eigenes Siegel, das der Stadt Prag und einiger anderer Prager Bürger. — „Datum in vigilia epiphaniae domini anni ejusdem 1346.“

A II. 13 b — Siehe Nr. 117.

110.

1346 (Plaß), den 24. Juni.

Abt Jakob und der ganze Convent des Kloſters Plaß beſtätigen, wie folgt. Um die Beſitzungen des Kloſters nutzbringender zu machen, ſetzt er das Gut Caſſenau dem Richter Peter von Cralewicz (Kralowitz) unter nachſtehenden Bedingungen nach deutſchem Rechte (jure teutonico) aus. Es ſollen in Casnau im Ganzen 16 Huben, jede von 40 deutſchen Joch im Ausmaße, in bebauten und unbebauten Aeckern, Wieſen und Gebüſchen beſtehend, gemacht werden. Eine Hube wird dem Richter in's freie Eigenthum übergeben; die übrigen fünfzehn ſoll er rechtlichen und ehrſamen Männern übergeben, die dort perſönlich ihren Sitz nehmen. Von jeder Hube werden jährlich fünfzig Groſchen oder deren Werth als Zins, und zwar 25 Groſchen zu Johann Baptiſt, die anderen 25 zu Mar-

tini dem Kloſter gezahlt. Eben ſo ſollen fünf Strich Korn, zwei Strich Gerſte und drei Strich Hafer zu Michaelis an das Kloſter abgeliefert werden; ferner zwei gute Hühner, eines zu Galli, das andere um Lichtmeß; dreißig Eier, 10 zu Georgi, 10 zu Michaelis und 10 bei der Viſitation; zwei gute Käſe oder ſtatt derſelben ſechs Heller ſind am Feſte des h. Veit abzuführen. Endlich haben ſie Stroh und Streu einzuliefern. Der Richter und ſeine Nachfolger ſind nur zu dieſem letztern verpflichtet. Zum Erſatze dafür erhalten der Richter und die Bauern zu gleichen Theilen den Miſt aus den Schafſtällen, müſſen aber wieder zu rechter Zeit die Lämmer waſchen und ſcheren, die zur Schäferei gehörigen Wieſen mähen und Heu und Krommet einführen, auch jeder jährlich eine Kalkfuhre machen. Zur allgemeinen Landesſteuer (berna) trägt jeder Bauer 24 Groſchen, einen Strich Hafer und ein Huhn bei. Dem Erzbiſchofe haben ſie jährlich auf fumalia einen Groſchen abzuführen. Die Bewohner dürfen ohne ſpecielle Bewilligung von Seite des Abtes weder Gold noch Silber noch ein anderes Metall ſuchen oder darnach graben, überhaupt nichts unternehmen, was den Zins vermindern oder einen Nachtheil an den Rechten herbeiführen könnte. Die Kloſterſchafe und anderes Vieh dürfen frei auf den Bauerngründen weiden, ebenſo das Bauernvieh auf Kloſtergründen. Keiner der Bauern darf von ſeiner Hube einen Acker, Garten oder eine Wieſe dem andern verkaufen, vermachen oder verpfänden oder auf irgend eine andere Weiſe veräußern, ſondern nur entweder die ganze Hube oder die halbe oder das Viertel, und zwar nur mit Erlaubniß des Abtes an Perſonen, die ihm geeignet ſcheinen. Die Strafen für ſäumige Zahler werden beſtimmt; doch iſt der Abt geneigt nachzuwarten, wenn Elementarſchäden, Brand oder ein ähnliches Unglück den Schuldner trifft. Die Gerichtsbarkeit hat Peter und ſeine Nachfolger nur in Gegenwart eines klöſterlichen Commiſſärs zu üben, und von allen Strafen fallen zwei Denare dem Kloſter, einer dem Richter zu. In dreierlei Fällen, bei Nothzucht, Todtſchlag und Diebſtahl, und bei Verbrechen, auf welche die höchſte Strafe folgt, behält ſich der Abt die Gerichtsbarkeit vor. „Actum et datum a. 1346 in feſto S. Joannis Baptiſtae.“

A 60. — Kaſenau ſ. Nr. 1.

In derſelben Weiſe, wie Kaſenau, elocirte Abt Jakob, nach dem Inhalte der Chronik D 127, noch eine Reihe anderer Orte, die diesfälligen Urkunden kommen aber in keinem der Copialbücher in Abſchriften vor, weil die dabei feſtgeſtellten Bedingungen den bei Kaſenau genannten, wenn auch nicht gleich, ſo doch ſehr ähnlich ſind. Es wurden elocirt:

Ugezd einem gewiſſen Gothiborius,
Czernikowitz einem gewiſſen Macho,
die Mühle unterhalb Zichlitz dem Müller Wacho,
Kraſſowitz und Straſſitz den Bauern,
ebenſo Czernhayd einem Nichtgenannten,
Kalecz einem gewiſſen Nicolaus von Mlacz,
Ziebnitz einem gewiſſen Gerhard, ſeiner Ehegatin und ſeinen Erben, letzteres in Gegenwart des Pater Immediatus Heinrich Abt von Langheim (von wo aus die Ciſtercienſer-Colonie nach Plaß gekommen war, weßwegen der Abt von Langheim Pater Immediatus von Plaß genannt wird.)

Derlei Elocationen, zu denen jeweilig der König ſeine Einwilligung geben mußte, hatten, wie die Geſchichte des Landes zeigt, ihren Grund zumeiſt in den ungeheuren Laſten, die König Johann dem Lande überhaupt, wie den Klöſtern insbeſondere auferlegte, und trugen nicht nur nichts zur Förderung des Wohlſtandes von Plaß bei, ſondern ſind ein Zeichen und zugleich eine weitere Urſache des allmäligen Verfalles und der Verarmung. Aber in demſelben Maße, als der Wohlſtand der Klöſter verfiel, ſtieg der Wohlſtand der Bauern beſonders durch das bei den Elocationen angewandte deutſche Recht, ja es bildete ſich dadurch erſt ein eigentlicher, freier Bauernſtand ſowohl in deutſchen, als in böhmiſchen Gegenden des Landes.

Aus dem Leben des böhmischen Freiherrn Christoph Harant von Polžitz und Weseritz

erzählt von dessen Bruder

Johann Georg Harant von Polžitz und Weseritz.

Mitgetheilt

Von

Dr. Edmund Schebek.

Das einst berühmte Werk des böhmischen Ritters und nachmaligen Freiherrn Christoph Harant von Polžitz und Weseritz über die von ihm mit Hermann Czernin von Chudenitz 1598 in das gelobte Land, nach Aegypten und auf den Berg Sinai unternommene Reise war, mit Kupfern reich ausgestattet, zuerst in böhmischer Sprache im Jahre 1608 zu Prag in Druck erschienen. Die deutsche Uebersetzung desselben wurde vierzig Jahre später von dem Bruder des Verfassers, Johann Georg Harant von Polžitz und Weseritz, vollendet und nach abermals dreißig Jahren von des Letzteren Sohne, Christoph Wilhelm, zu Nürnberg bei Wolfgang Moritz Endter 1678 herausgegeben.

Kürzlich nun fand die Originalhandschrift der Uebersetzung ihren Weg nach Prag. Die Handschrift eines solchen Werkes und aus jener Zeit muß an sich schon als ein glücklicher Fund begrüßt werden. Der Werth derselben wird aber noch dadurch erhöht, daß ihr ein in der gedruckten Ausgabe nicht enthaltenes Kapitel aus der Feder des Uebersetzers angefügt ist, worin dieser die Erlebnisse des Bruders nach seiner Rückkehr schildert, bis auf dessen Theilnahme an der ständischen Erhebung und tragisches Ende, worüber er mit Stillschweigen hinweggeht. Eine leise Anspielung darauf liegt aber wohl in den Schlußworten: „Dieses ist für diesmal der kurze Bericht, wie wohl noch mehr mit der Wahrheit könnte geschrieben werden."

So aphoristisch diese Mittheilungen sind, so werfen sie doch manches Streiflicht auf die Zeit — auf den Charakter und die Lebensweise Rudolphs II. und auf die hervorspringendsten Begebenheiten, welche sich in den letzten Jahren der Regierung dieses Monarchen zutrugen. Mit gütiger Gestattung des Besitzers der Handschrift übergebe ich sie daher der Oeffentlichkeit. Schade nur, daß die darin erwähnten Aufzeichnungen des ebenso gelehrten, als welterfahrenen und scharf beobachtenden Reisenden über seine nach Zweck und Ziel der mythischen entgegengesetzte Argonautenfahrt nach Madrid, so wie über die abentheuerliche Wallfahrt, welche er von dort aus mit seinem Gefährten Ulrich Desiderius Pruskowsky von Pruskow nach Compostella machte, verloren gingen. Vielleicht fördert aber auch sie einmal noch ein günstiges Geschick zu Tage.

Eine weitere zunächst für Genealogen interessante Beigabe sind die Wappen

mit Namen, womit das Manuscript eingeleitet wird, bestehend in einem Stammbaum auf einem Blatte und sieben einzelnen Blättern, auf welchen fünfundzwanzig größere und vier kleinere Wappen in Farben ausgeführt sind. Der Stammbaum führt die Geschlechtsfolge Johann Georgs und seiner beiden Ehefrauen bis zu ihren Kindern herab, während die einzelnen Blätter, außer seinem und seiner beiden Ehefrauen Wappen, lediglich Wappen seiner eigenen Ascendenten, jedoch nicht sämmtliche, umfassen.

Der leichteren Uebersicht wegen wurde im Folgenden der Stammbaum in seine drei Zweige: Johann Georg, Ludmilla geborene von Přichowitz und Sabina geb. von Waldenfels zerlegt, und in den ersten gleich Alles einbezogen, was sich an genealogischen Notizen sonst noch auf den einzelnen Blättern zerstreut findet. Auf einem der Blätter stehen zwischen den Wappen von Johann Georgs Ur-Ur-Urgroßvater (Leopold) und dessen Gemahlin (Margaretha von Bernklau) zwei kleine Wappen mitten inne, und zwar jenem zur Seite mit dem Namen: Hans von und zu Janowitz, diesem zur Seite mit dem Namen: Eine von Czachrau. Welche Stellung diesen Beiden in der Geschlechtsfolge zukommt, dies zu entscheiden möge den Genealogen von Fach überlassen bleiben. Auf dem letzten Blatte endlich befinden sich vier in den Stammbaum Johann Georgs nicht eingereihte Wappen mit dem Harant'schen Hahn im Schilde und auf dem Helm, als:

a. Harant Polzitzky von und auf Polzitz, hat Anno 1346 vor und nach gelebt. Zur Seite ein kleines Wappen mit dem Namen: Eine von Hradek.

b. Leopold Harant Ritter. Zur Seite ein kleines Wappen mit dem Namen: Eine von Stropschitz.

c. Buschek von Weseritz.

d. Ratolf von Polzitz auf Piowan.

Es sind das ohne Zweifel über den Beginn des Stammbaumes hinausragende ältere Vorfahren, deren Verästung mit letzterem schon damals nicht mehr ermittelt werden konnte.

Stammbaum

Johann Georgs Harant von Polžitz und Weseritz.

Leopold Harant von Polžitz ψ Margaretha v. Beswerau auf deutsch: Bernklau
vermählt 1415

Leopold Harant von Polžitz auf Krakau	ψ Anna Freiin von Říčan auf Krakau	Georg vom Haj	ψ Eine Ernest von Stockan	Hermann Janowsky von Janowitz und Wěsteritz	ψ Jitka Beneda von Nectin auf Janowitz und Wěsteritz	Wanecky von Jemnicky	ψ Eine von Duppau
Georg Harant von Polžitz auf Krakau	ψ Magdalena Wíček von Přečtin	von Haj	ψ Eine Ketsch (oder Retz?)	Hermann Janowsky von Janowitz auf Janowitz	ψ Margaretha Kriniowsky von Kriniow auf Janowitz	Sigmund Wanecky von Jemnicky	ψ Margaretha Woslawicky von Rokolin (oder Kckolin?)
Heinrich Harant von Polžitz auf Langendörfles † 1541 im Alter von 61 Jahren		ψ Brigitta von Haj auf Langendörfles † 1542 im Alter von 50 Jahren		Heinrich Janowsky von und auf Janowitz † 1592 im Alter von 95 Jahren		ψ Eva Wanecky von Jemnicky auf Janowitz	

Georg Harant von Polžitz auf Gränzhaus Klenau, Röm. Kais. Maj. Rath und Landoffizier, welcher vier röm. Kaisern gedient, als Karl V. in Afrika 1541, Ferdinand, Maximilian und Rudolf; † 7/8 Mai 1584 im Alter von 62 Jahren

ψ Marianna Janowsky von Janowitz auf Klenau, † 1. Mai 1587 im Alter von 44 Jahren

Johann Georg Harant von Polžitz und Weseritz auf Groß-Hoschtitz und Habartitz.

Stammbaum

der

Ludmilla geb. **Přichowsky** von **Přichowitz**, ersten Gemahlin **Johann Georgs Harant** von **Polžitz** und **Weseritz**.

Lwik von Přichowitz	ψ Eine Kořensky von Tereschau	Ždarsky von Chraſt	ψ Eine Marquart von Hradek	Hermann von Janowitz	ψ Jitka Beneda von Nectin	Nebilowsky von Drahobus	ψ Hercka von Chudenitz
Drslaus von Přichowitz	ψ Dorothea Czernin von Chudenitz	Ždarsky von Chraſt	ψ Eine von Stropſchitz	Hermann von Janowitz	ψ Margaretha Kriniowsky von Kriniow	Nebilowsky von Drahobus	ψ Eine Uchatzky von Kratz
Johann Přichowsky von Přichowitz auf Chlumčan		ψ Ludmilla Ždarsky von Chraſt		Georg von Janowitz auf Weſeli		ψ Katharina Nebilowsky auf Drahobus	
Friedrich Přichowsky von Přichowitz auf Glaſau				ψ Amalie Janowsky von Janowitz auf Glaſau			

Ludmilla Přichowsky von Přichowitz auf Groß-Hoſchtitz und Habartitz,
† 8. April 1632, ihres Alters 52 Jahre und 25 Wochen.

Stammbaum

der

Sabina geb. von **Waldenfels**, zweiten Gemahlin **Johann Georgs Haraut** von **Polžitz** und **Weseritz**.

Heinz von Waldenfels auf Lichtenberg und Thürbach ψ Eine von Rottenhan

Kinsberg ψ Eberstein

Christoph Fuchs von Walburg ψ Eine von Cappel

Alexander Freiherr von Gumpersberg ψ Amalie Fuchs von Lugen (od. Lugen?)

Hans von Waldenfels auf Lichtenberg und Thürbach ψ Dorothea v. Kinsberg aus dem Haus Wernstein

von Bünau ψ Anna von Flügen

David Fuchs Ritter ψ Anna Fuchs

Georg Freiherr von Gumpersberg ψ Marie von Seiboltsdorf

Philipp von Waldenfels auf Lichtenberg und Thürbach ψ Margaretha von Bünau aus Liebstadt

Hans Christoph Fuchs von Walburg auf Winklern, Schön-See, Strolfeld und Kürnberg, des Pfalzgrafen und Churfürsten bei Rhein Rath, Landmarschall und Pfleger zu Cham ꝛc. † 8. Februar 1603

ψ Sabina Freiin von Gumpersberg auf Winklern, Schön-See, Strolfeld ꝛc. † 15. Juni 1604

Heinrich von Waldenfels auf Lichtenberg, Thürbach und Gompersreuth † 12. Jänner 1618 im 53 Jahre seines Alters

ψ Anna Elisabeth Fuchs von Walburg † zum Hof den 2. Juni 1650, alt 67 Jahre 5 Monate und 10 Tage

Sabina von Waldenfels geb. 8. Mai 1604 auf Thürbach, vermählt 3. November 1635, † 23. Juli 1641 zum Hof, auch da begraben im Kloster.

Mit seiner ersten Gemahlin Ludmilla von Prichowitz zeugte Johann Georg Harant dreizehn Kinder, als: Eva Griselda, Anna Amalie, Georg Friedrich, Marianna Katharina, Anna Elisabeth, Johann Ratolf, Christoph Wilhelm, Adam Rudolf, Sibylla Magdalena, Christoph Wilhelm, Ludmilla Katharina, Margana Elisabeth und Heinrich Leopold. Die zweite Ehe mit Sabina von Waldenfels war nur mit drei Kindern: Johann Heinrich, Ottasens Adam und Elisabeth Magdalena gesegnet.

Was die äußere Ausstattung des Buches anbelangt, so ist sie eines Familiendenkmals würdig, wozu es offenbar bestimmt war. Das Format ist Klein-Quart, das Papier schön und fest, ohne grade dick zu sein, die Schrift deutlich und sorgfältig und durchaus von gleicher Hand und der Einband von goldgepreßtem schwarzen Leder mit Goldschnitt, an welchem noch die eingepreßten Arabesken sichtbar sind.

Anstatt der gestochenen Kupfer der böhmischen Originalausgabe ist die Handschrift mit colorirten Handzeichnungen geschmückt. Doch fehlen darin mehrere Abbildungen, die in jener enthalten sind. So im ersten Theile Kapitel V der Wallfahrtsbruder und das Schiff, VI die fliegenden Fische und im zweiten Theile Kapitel VII die türkische Musik und Kapitel VIII der indianische Nußbaum, welche Abbildungen jedoch in der gedruckten deutschen Ausgabe wieder aufgenommen erscheinen. Dagegen weist das XXIV. Kapitel des zweiten Theiles sowohl in der Handschrift als in der gedruckten deutschen Ausgabe zwei im böhmischen Original mangelnde Abbildungen auf, und zwar jene mit den Ueberschriften: „Welchergestalt ein Mann, der einen Ehebruch begangen, pflegt bestraft zu werden," und „Ein Abriß, wie man die Ehebrecherin pflegt zu strafen."

Gleich wie die böhmische Originalausgabe ziert auch die Handschrift ein Portrait des Verfassers der Reisebeschreibung, dazu noch in doppelter Ausfertigung, — einmal in Stich und das zweitemal in Handzeichnung, beide colorirt und beide einander ganz gleich, Wie weit steht aber dieses dem Portraite in der böhmischen Originalausgabe nach, obgleich es augenscheinlich eine Nachbildung desselben ist! Lebensvolle Wiedergabe und feine Ausführung in letzterem zeigen einen Meister, welcher sich auch in der Unterschrift: S. C. M. sculptor Aeg. Sadeler ad vivum delineavit, zu erkennen gibt. Man hat in der Copie Mühe, nur die Aehnlichkeit der Gesichtszüge herauszufinden.

Ob Johann Georg Harant bei der Uebertragung, welcher er sich in brüderlicher Verehrung für den Verfasser unterzog, selbst schon die Absicht hegte, sie zu veröffentlichen, läßt sich nicht sicher erkennen Die Ausstattung der Handschrift und die Beigabe der Wappen deutet nicht auf eine solche Absicht hin. Eben so wenig die Beibehaltung der Widmung an Kaiser Rudolph, an deren Stelle der spätere Herausgeber bereits die an Kaiser Leopold I. setzt. Auch aus dem Titel ist jene Absicht nicht zu entnehmen, denn derselbe ist wortgetreu nach dem böhmischen Original übersetzt, und es fehlt darin nicht einmal das Jahr 1608, in welchem dieses aufgelegt wurde. Den einzigen Unterschied macht der Zusatz: „Wie auch hernach von seinem leiblichen Bruder Johann Georg Harant ꝛc. Anno 1638 aus der böheimischen Sprache ins Teutsche transponiret und versetzt." Die gedruckte deutsche Ausgabe bewegt sich im Titel schon viel freier, während sie im Texte — nach einzelnen Stichproben zu schließen — sich an die Handschrift hält und nur hie und da vorkommende grammatikalische Fehler verbessert, namentlich aber Bohemismen beseitigt.

Ferner gewisser und wahrhaftiger Bericht

von

weiterem Führnehmen und Thaten

des wohlgebornen Herrn Herrn

Christoph Harant v. Polžitz u. Weseritz auf Petzka ꝛc.

Römischer kaiserlicher Majestät Raths und Kämmerer,

so er nach Heimkunft aus dem gelobten Land, wie auch aus Aegypten und dem heiligen, im wüsten Arabien liegenden Berg Sinai gethan und verrichtet, in eine kurze Summa zusammengetragen und zum Gedächtniß beschrieben.

Bei Beschluß dieses Buches wurde angezeigt, welchergestalt die Pilgrime mit Gottes Hilf wiederum im gemeld'ten zu End laufenden 1598. Jahr den 16/26 Decembris, nämlich am Sct. Stephani Tag zu Venedig angelangt und nach langer Examinirung und Befragung, ob sie nicht aus verdächtigen, inficirten Orten kämen, Erlaubniß bekommen, an's Land auszusteigen und, wo ein Jeder seine Gelegenheit gewußt und gehabt, zu gehen; wie dann diese Beiden, Herr Christoph Harant und Herr Hermann Czernin wiederum sich in ihre vorige Herberg zum weißen Löwen verfügt haben und, weil hernach im Jahr 1599 Philipp, dem III. König in Hispanien von Graetz aus Fräulein Margaretha Erzherzogin in Oesterreich, ein Fräulein vierzehn Jahr alt, da durch in Hispanien geführt wurde, reiste Herr Hermann Czernin — als der recht gesund und frisch war und keine solche schwere lange Krankheit, wie jener sein Reisegesell, welcher noch immer schwach gewesen, ausgestanden, — mit ihnen in Hispanien. Dieser aber blieb eine Zeit lang in Italien zu Venedig und Padua erholte sich nach gemeld'ter Krankheit.

Im selbigen 1599. Jahr, als er von so weiter und gefährlicher Reise in sein liebes Vaterland, das Königreich Böheim, zu seinen lieben Kindern, nämlich einem Söhnlein und einem Töchterlein, zu seinen Herren Brüdern und anderen ansehnlichen Herren Blutsverwandten und Freunden (zurückkehrte), wurde er ihnen angenehm und von ihnen mit Freuden empfangen. Wie dann, als er von (den) böhmischen Gränzen besser hinein in den Pilsner Kreis sich begeben, er mit einem wälschen Diener auf ein Schloß, Skatschitz (Kačitz) genannt, zu dem wohledelgebornen und gestrengen Herrn Johann Marquart Přichowsky v. Přichowitz ꝛc. noch in seiner Pilgrimskutte und hernach über eine kleine Weile sein Herr Bruder Adam Harant — welcher von ihm dazumahl noch nichts gewußt — auch daselbst hingeritten kommen, dem auch der Hausherr entgegen hinausgangen und (ihn) mit Freuden empfangen. Fing darnach unter anderen Reden an zu fragen, was er von seinem Herrn Bruder Christoph hörte? Darauf dann Herr Adam geantwortet, man rede allerhand und wunderlich durch einander von ihm, denn Etliche sagen, er wäre gestorben, Andere er wäre umgebracht worden; jedoch wisse man nichts Gewisses von ihm. Da sie dann unter solchem Reden in die Stube, allda Herr Christoph sein Bruder hinter dem Tische gesessen, mit einander kommen, da hielt Herr Adam inne, nicht anders vemeinend erstlich, denn es wäre etwa ein Mönch. Hernach betrachtete er ihn fleißig und erkannte ihn. Da kann ein Jeder ermessen, mit was (für) Freuden sie einander sich willkommen geheißen. Bei seiner Abreise aber von da fragte ihn der wälsche Diener, ob er nicht mit dem Hausherrn zuvor abrechnen und ihm bezahlen werde, was bei ihm verzehret worden? Welches welschen Gebrauchs mußten sie allesammt lachen; dem Diener aber wurde geantwortet, der Hausherr wolle schon borgen, bis sie zum anderen Mal werden wiederkommen.

Von da ritt er gen Pilsen zwei Meilen Weg's zur Frau Ludmilla Marquart, geb. Czernin von Chudenitz ꝛc., seiner Gemalin seel. Andenkens Frauen Schwester, bei welcher seine obgenannten zwei Kinder, Sohn und Tochter, alsbald nach der Frauen Mutter Absterben sich aufhielten. Von da ritt er weiter auf's Schloß Bela zu seinem lieben Herrn Schwager und treuen Freund Dionys Marquart von Hradek ꝛc., kais. Maj. Rath.

Nicht lang nach seiner in sein liebes Vaterland Wiederkunft suchte ihn Gott heim mit einem schweren Hauskreuz und Leid, daß er ihm nämlich beide seine lieben Kinder, als den Sohn Wilhelm Humprecht, seines Alters sechs Jahre, und das Töchterlein Lidumillam Catharinam, bei neun Jahre alt, aus diesem mühseligen in das ewige Leben abgefordert, wie davon zu Anfang dieses Buches Meldung geschieht.

Im Jahre 1600 wird Herr Christoph Harant ꝛc. citirt von kaiserlicher Majestät Rudolpho dem Anderen zu dero Hofhaltung, wie auch Herr Hermann Czernin, sein lieber Reisegesell auf einer so weiten Reise und sonsten auch guter Freund, und jener zu einen Silberkämmerer, dieser aber zum Truchsetzen bestellt, in welchen ihren Diensten sie mit Ruhm ihr Amt verrichtet haben.

Im Jahre 1601 den 11 Maji neuen Kalenders wird Herr Christoph Harant zu einen Kämmerer Ihrer kaiserl. Majestät Rudolphi des II. angenommen und ihm die Schlüssel anvertraut. Zu selbiger Zeit eben bin ich Johann Georg Harant ꝛc. zu Prag und bei dem wohlgebornen Herrn, Herrn Ladislav von Sternberg bei (der) Mittag-Mahlzeit, welcher zu mir gesagt: Herr Harant! Euer Herr Bruder ist heut zu einem hohen Amt erhoben worden, denn er ist zu einen Kämmerer des römischen Kaisers bestellt. Welches auch Andere bestättiget und gesagt, daß mancher Fürst nicht hat dazu können kommen.

In ſolchem Amt iſt er verblieben bis in den Tod des Kaiſers, iſt überdieß auch zu einen kaiſerl. Rath ernennet worden.

Es pflegte Kaiſer Rudolphus nicht wie andere Kaiſer in der Ritterſtube Tafel zu halten, daß ein jeder hohen Standes hätte hinein gehen können und die Truchſeßen und Mundſchenken den Kaiſern aufgewartet (hätten); ſondern er, gemeld'ter Kaiſer Rudolphus, pflegte zu eſſen in der Anti-Kammer, dahin Niemand kommen können, als die Kämmerer, und ihm aufwarten, als nur die, denen er befohlen und welche ihm gefallen. Wie denn mein herzliebſter Herr Bruder, Herr Chriſtoph Harant, gemeld'tem Kaiſer auf ſeinem Befehl ſieben Jahre an einander in der Anti-Kammer zur Tafel mit Vorſchneiden aufgewartet, wiewohl ihm wenig vorgeſchnitten, nur vor ihm geſezet wurde, was er gerne geſſen. Er nahm ſich ſelbſten heraus, wozu er Luſt gehabt; aber es mußte der Kämmerer wohl Achtung darauf geben, daß er recht treffen möchte, was ihm beliebet, denn er befahl ihm ſelbſt nichts vorzuſezen und wurde leichtlich zornig. Er redete ganze drei Jahre Nichts mit ihm. Die folgenden vier Jahre aber pflegte er gar gnädiglich mit ihm zu reden und zu befehlen, was er ihm verrichten ſollte. Wenn dann Etwas auf kaiſerlichen Befehl nicht geſchehen, ſo pflegte er, Kaiſer, wieder zu fragen, ob er ihm das, was er ihm befohlen, verrichtet hätte? Er aber geantwortet: Allergnädigſter Kaiſer und Herr! Ich habe es ausgerichtet und befohlen. So pflegte dann der Kaiſer zu ſagen: So ſehet, wie man mir gehorſam iſt. So ſoll er auch oft zu ihm geſagt haben, daß Etliche, die ihm zur Tafel aufgewartet, vor ihm mit Furcht und Zittern pflegten zu ſtehen, als was ſie ſich nicht dürften regen, und daß Solches ihn ſehr verdroßen. Denn was ſollte man ſich vor ihm fürchten? Er wäre ebenſowohl ein ſterblicher Menſch, als Andere, nur daß er von Gott zu einen vornehmſten Potentaten der Chriſtenheit erhoben worden. Den Harant lobe er und (es) gefiele ihm wohl, daß er vor der Tafel vor ihm fein friſch und wacker ſtünde; habe mit ihm von allerhand Sachen pflegen zu reden. Einſtmals ließ mein Herr Bruder ſich eine angeborne Warze auf dem Angeſicht wegſchneiden und hatte an ſelbigem Ort ein klein ſchwarzes Pfläſterlein. Da fragt ihn der Kaiſer, was da wäre und als er geantwortet, er habe ſich eine Warze wegſchneiden laßen, ſprach der Kaiſer: Vielleicht iſt ſie angeboren geweſen. Auf erfolgtes „Ja" ſagt der Kaiſer: „Nein, verbeſſert nicht noch Gott den Herrn!"

Im Jahre 1603 den 12 Maji hat ſich Herr Chriſtoph Harant in den heil. Eheſtand begeben und zur Ehe genommen eine andere Gemahlin, nämlich Frau Barbara Schkopek geborne Mirſchkowsky von Stropſchitz und auf Petzka ꝛc. weiland des wohledelgebornen und geſtrengen Herrn Karl Schkopek von Weiß-Otradowitz und auf Petzka ꝛc. hinterlaſſene Wittib ꝛc. Das Beilager wurden gehalten auf obgedachtem Schloß Petzka in dem Königgrätzer Kreis obgemeld'ten Tages. Nach welcher Gemahlin er auch durch Vermächtniß und, weil er ſie überlebet, gedachtes Gut bekommen, denn ſie im Jahre 1607 Dienſtags nach Procopi den 10 Juli um Mittag in der Geburtsarbeit ſammt dem Kindlein in ſeinem ihm auf der kleinen Seite vom Kaiſer angewieſenen Quartier in einem Haus auf dem Markt, durch welchen man als durch die Lauben vom Markt in die wälſche Gaſſe gehet, in (den) oberen Gemächern verſtorben und hinterlaßen nach ſich ein etwas mehr als dritthalb Jahr altes Töchterlein, dem ſie zehntauſend meißniſche Schock, (von) welchen eines 70 Kreutzer gilt, verſchafft. Ihr Leichnam wurde aus Prag ſechzehn Meilen Wegs auf das Gut Petzka geführt und in der Kirche daſelbſt in einem Gewölb unter dem Chor beigeſetzt, allda er ſelbſt auch befohlen, ſeinen Leichnam nach ſeinem Tod beizuſetzen, welches auch geſchehen im Jahr 1621 im Monat Junio.

Einſtmals, als er bei der kaiſerl. Tafel mit Fürſchneiden, aber der wohlgeborne Herr Herr Wilhelm Slawata von Chlum und Koſchumberg auf Neuhaus, Teltſch und Straz, kaiſerl. Majeſtät Rath und Kämmerer für Mundſchenken aufgewartet, — denn es pflegte dabei, wenn Ihre Majeſtät tiſchete, Niemand mehr zu ſein, denn dieſe Beiden und Ihrer kaiſerl. Majeſtät Leibmedikus und zu Zeiten etwa ein Kammerdiener — blieb dem Kaiſer Etwas von der Speiſe im Hals ſtecken, daß es weder über noch unter ſich zu bringen war und wurde ihm recht übel, daß er auch aller ſchwarz wurde. Da ſprach der Leibmedikus: „Herr Harant! Euer Gnaden ſein ein ſtarker Herr, greifet Ihre Majeſtät beider Armen an und ſchüttelt Ihre Majeſtät ſtark, helfet ihm auch auf dem Rücken.“ Welcher, weil er geſehen, daß ein Ernſt und große Noth vorhanden war, that er es, und es wurde Ihrer Majeſtät mit Gottes Hülf dadurch geholfen. Solches nahm Ihre Majeſtät in allen Gnaden auf und vergalt es gegen ihn mit 4000 Thaler und that ihm, vor dem zu voriger Kämmerer-Beſtellung, welche jährlich 600 Reichsthaler getragen, noch andere 600 Reichsthaler Penſion bis an Dero Tod, daß er wohl verſpüren konnte, daß er an einem ſolchen hohen Potentaten einen gnädigen Herrn hatte. Denn es konnte ſich Niemand erinnern, daß Jemand Ihrer Majeſtät eine ſo lange Zeit ſo wohlgedienet, daß Ihre Majeſtät nicht über ihn wäre unwillig geworden; ausgenommen ein Mal darum, daß er zur Aufwartung einen Ueberſchlag um den Hals und keinen dicken Kragen hatte. Ihre Majeſtät aber wurde bald begütiget.

Von dieſem Allen erzählte mir ein Anſehnlicher und Wahrhafter vom Adel. So fragte ich, als wir zuſammenkommen waren, ihn ſelbſt darum, auch von dem Schütteln, wie auch von den 4000 Thalern, welches er bekannt und fragte, wer mir Solches erzählt hatte. Die Addition oder der Zuſatz der 600 Thaler jährlich zu vorigen 600 Thalern Beſtallung geſchah bald, da er zu Ihrer Majeſtät Kämmerer aufgenommen worden. Und er hätte Ihrer Majeſtät länger als die ſieben Jahre zur Tafel aufgewartet und vorgeſchnitten, aber er iſt in einen Unfall gerathen im Jahre 1608 — eben dazumal, als der Erzherzog Mathias mit (einem) Kriegsheere von Ungarn, Oeſterreichern und Mährern in's Königreich Böheim, die ungariſche Krone abzuholen, vor'm Pfingſtfeſt eingefallen. Denn indem er von der Aufwartung in ſein Quartier vom Schloß die Staffel hinuntergeritten und ſich unter dem Haus weiland des Herrn von Neuhaus in ein kleines Gäßlein gelenket, da brach das Pferd unter ihm mit einem oder zweien Füßen durch ein Gewölb und fiel um auf ſein Bein, hat ihn auch ſo gequetſcht, daß er lägerhaft worden und nicht aufwarten können. So wurde dann ein anderer Kämmerer an ſeine Stelle aufgenommen, welches er gerne geſehen, weil er etwas ausruhen und beſſer ſpazieren reiten können.

Eben dieſer Kaiſer wollte ihn zu ſeinen Kammerpräſidenten erheben, nachdem der wohlgeborne Herr Herr Stefan von Sternberg Ihrer kaiſerlichen Majeſtät Rath ſeinen Abſchied von dieſem Amt begehrt und erlangt, und es war allbereit an dem, denn auch viel vornehme kaiſerliche Räthe (haben) ihm dazu Glück gewünſchet. Aber es fanden ſich ihrer Etliche, welche dem Kaiſer Solches ſehr widerriethen, weil er ein Ketzer — wie ſie die Evangeliſchen pflegen zu nennen — wäre. Sie konnten aber den Kaiſer nicht abwendig machen, denn er (hat) immer nur geſagt, der Harant müßte ſein Präſident werden. Bis daß Einer kommen und den Kaiſer davon abgehalten. Dazu dann der Kaiſer geſprochen: „Weil der Harant nicht mein Präſident ſein ſoll, ſo ſoll auch, ſo lang ich lebe, kein Anderer ſein.“ Wie es denn auch Keiner worden, und es hat ſelbiges Amt verwaltet der wohledelgeborne und geſtrenge Herr Siegmund Měſíček von Weyſchkau, kaiſerlicher Oberhauptmann über die kaiſerlichen Herrſchaften.

Im Jahre 1609 war ein Landtag im Königreiche Böheim von Kaiser Rudolpho dem Andern und auf dem königlichen Schloß zu Prag Montags nach Sonntag Rogationum gehalten, auch Dienstags in der Fastnachtswoche im Jahre 1610 geendet, auf welchem Landtag der Kaiser den das hl. Abendmal in beiderlei Gestalt empfangenden und vereinigten Ständen die freie Uebung ihrer Religion vermög ihrer böheimischen Confeßion mit seinem kaiserlichen Majestätsbrief bestättiget, wie denn gemeld'ter Majestätsbrief, auch Abschied dieses Landtags, Solches in sich begreift. Und es wurde gedachter Majestätsbrief vom Kaiser denen Ständen in ihre Versammlung in die Landstube — worauf sie etliche Stunden in die Nacht hinein gewartet — durch seinen Rath und Kämmerer Herrn Christoph Harant zugeschickt.

Im Jahre 1609 Montag nach Martini, nämlich den 16. Novembris hielt Herr Christoph Harant zu Prag auf der kleinen Seite im Haus des wohlgebornen Herrn Herrn Johann Wenzel von Lobkowitz ꝛc. auf dem Markt ein Beilager und nahm sich zu einer dritten Gemahlin Fräulein Anna Salome Hradištsky von Hořowitz und auf Wildstein ꝛc.; weiland Herrn Johann Hradištský von Hořowitz auf Hradišt, Wildstein und Zdar, kaiserl. Majestät Rathes ꝛc. und Frauen Anna vordem Hradištsky, dazumal aber eine Freiin von Landstein, gebornen von Michnitz auf Sosna Brloh und Zdar ꝛc. jüngste Tochter, welches Beilager herrlich gehalten worden, maßen denn demselben kaiserliche und anderer dazumal zu Prag und bei (dem) kaiserlichen Hof anwesender Potentaten Gesandte, wie auch Herrn Georg Herzogs von Lüneburg, auch Herrn Landgrafen des Aelteren von Leuchtenberg fürstliche, fürstliche Gnaden Gnaden in Person, der oberste Herr Burggraf ꝛc. und andere des Königreichs hohe Beamte neben vielen andern Freiherrn- und Ritterstands-Personen ꝛc. beigewohnt.

Im Jahre 1610 um Michaeli bescheeret diesen Eheleuten Gott der Herr einen Sohn, welcher Sonntags nach Michaeli auf dem Schloß Sosna bei seiner Frau Ahnfrau mit rechtem Wasser aus dem Jordan, welches sein Herr Vater mit sich aus dem Fluß Jordan gebracht, wie auch andere seine Kinder getauft worden. Er wurde genannt nach beiden Ahnherren Johann Wilhelm; Kaiser Rudolf wurde sein Taufpathe durch seinen Abgesandten, den wohlgebornen Herrn Herrn Wilhelm Popel von Lobkowitz auf Bischofteinitz, Tschetschowitz und Mirekau, kaiserl. Majestät Rath. Und viele andere Herrn- und Ritterstands-Personen und ich bin auch erbeten worden zu einen dieses Kindes Taufpathen. Es hatte ihnen Gott hernach noch mehr Kinder, als zwei Söhne Leopold und Wenzel Rudolph, dann eine Tochter Sibylla bescheert.

Im Jahre 1611, als das Passau'sche Kriegsheer in das Königreich Böheim eingefallen, war dazumal Herr Christoph Harant nicht zu Prag, sondern auf seiner Gemahlin Gut, Schloß Wildstein im Pilsner Kreis, zehn Meilen Wegs von Prag; jedoch ritt er, so eilends er nur gekonnt, zum Kaiser nach Erforderung seines Amtes gen Prag. Er konnte aber nunmehr wegen des Passau'schen Volkes, welches allbereit zu Prag dießseits des Wassers auf der kleinen Seite und Anjezd gelegen, nicht mehr auf der Pilsner Straße dahin kommen; mußte derohalben unterhalb Prag sich über's Wasser auf Melnik zu begeben und kam also in die alte Stadt, allda etliche Herren beisammen waren mit Volk, als Graf von Thurn Heinrich Matthes, Herr Wilhelm von Lobkowitz, Herr von Fels, Herr Wenzel Kinsky und andere mehr aus allen drei Ständen, welche Alle ihn gern gesehen und wollten, er solle bei ihnen bleiben. Er schlug ihnen es aber ab, daß er vermög seines Amtes zum Kaiser müßte. Sie wehrten ihm stark, mit Vermelden, er könne nicht durchkommen, weil man

beiderſeits auf der Brucken gegen einander verſchanzt lege. Er ließ ſich aber nicht wehren, ſchickte erſtlich ſeinen Diener voran her, ob er würde können in ſein Haus auf der kleinen Seite durchkommen. Da ſelbiger zurückkommen nur wegen ſeines Namens, dachte Herr Chriſtoph, er ſelbſt werde auch können durchkommen, wagte derohalben, ging fort und kam auch mit Gottes Hilfe durch und zum Kaiſer auf's Schloß. Der Kaiſer, ſizend in einem Seſſel, ſprach zu ihm: „Mein Harant, wo ſeid Ihr ſo lang geweſen?“ Als nun er dem Kaiſer Alles und auch Dieſes berichtet, wie die Stände ſich ſo beſchwert finden, daß dieſes Kriegsheer feindſeliger Weiſe, ohne alles Vorwiſſen der Stände, zum Verderbniß des Königreichs darein geführt worden, ſprach der Kaiſer darauf zu ihm: „So rathet mir, dem zu helfen, daß die Stände möchten befriedigt werden.“ Herr Harant ſagte, man ſolle mit ihnen durch eine ihnen angenehme Perſon handeln. Der Kaiſer ſprach, welche denn dieſelbige den Ständen angenehme Perſon wäre und er ſprach: „Allergnädigſter Kaiſer! ich wüßte keine ihnen annehmlichere Perſon, als Wenzel Kinsky.“ Aber der Kaiſer ſprach: „Mit dem Mann hab ich nichts zu ſchaffen,“ ſtund auf und ging hinweg. Darauf blieb er hernach ſtets beim Kaiſer, bis das Volk abgezogen war und ließ es ſich ſehr angelegen ſein. Einſtmals, als er beim Kaiſer geweſen, kamen zuſammen in großer Anzahl die Bürger aus der kleinen Seite, Mann und Weib, auf den Berg unter des Kaiſers Fenſter und baten den Kaiſer um Gottes Willen mit großem Geſchrei, daß ſie des Volkes möchten ledig werden, daß ſie bei ſolcher Drangſal nicht wiſſen, was ſie thun ſollen. Der Kaiſer gab ihnen durch den Herrn Harant zur Antwort, daß ihnen bald in kurzen Tagen ſolle geholfen werden. Als er zu ihnen Solches ſagte, ſprachen ſie: Wir glauben ſolches Alles, was Euer Gnaden uns von Ihrer kaiſerlichen Majeſtät wegen ſaget, wenn nur Derjenige nicht wäre, der bei Euer Gnaden ſteht — derſelbe aber war der General Ramée — daß er nicht etwa Ihre kaiſerliche Majeſtät nicht wieder anders beredete. Es zog aber ſelbiges Paſſauiſch Volk bald darauf aus Prag ab.

Im Jahr 1612, nachdem Kaiſer Rudolphus der Andere den 14. Januarii ſeines Alters ſechzig Jahr weniger ſechs Monat verſtorben und in (der) S. Veitskirche neben anderen Kaiſern und böhmiſchen Königen den 1. Octobris beigeſezet worden, reiſte im Jahre 1614 Donnerstag nach (dem) Dreikönigs-Tag, nämlich den 9. Januarii Herr Chriſtoph Harant ꝛc. mit dem wohlgebornen Herrn Herrn Ulrich Deſiderius Pruskowsky von Pruskow als geweſene kaiſerliche Kämmerer aus Böheim in Hispanien und hatten bei ſich das güldene Fluß nach Kaiſer Rudolpho, es dem König in Hispanien wieder zu liefern. Sie reiſten aus Böheim nach Nürnberg zu, von da ferner durch das Reich bis in's Niederland, durch viel ſchöne Städte bis in die Stadt Brüſſel zu der Hofhaltung Erzherzogs Alberti, allda ſie gebührlich empfangen und ſtattlich traktirt wurden. Von da reiſten ſie wiederum durch viele Städte, bis ſie in's Frankreich und gen Paris, zu der Hofſtadt (des) Königs in Frankreich gelanget und, was ſich gebühret hat, verrichtet und geſehen. Von da reiſten ſie durch Frankreich bis in Hispanien, abermals durch viele Städte bis nach Madrid und zur Hofſtadt (des) Königs in Hispanien. Allda überantworteten ſie bei erlangter Audienz den goldenen Fluß. Von dannen reiſten ſie bei achtzig deutſcher Meilen in Galizien gen Compoſtell und zwar bisweilen zu Pferd, wo ſich's hat reiten laßen; bisweilen ließen ſie ſich über Berge und Felſen gar enge Fußwege in Seſſeln von ſtarken, dazu mit Fleiß beſtellten und darauf wartenden Knechten tragen, in großer Gefahr mit zugethanen Augen oder auf (die) andere Seite ſehend, damit ſie nicht dürften in viele Klafter tiefen Grund hinunterſehen und deſto eher vor dem Schwindel ſicher blieben. An etlichen Orten mußten die

Knechte über Kluften überſpringen. Und wenn ſie aus den Felſen ſolchergeſtalt auf ſchöne weite Wieſen getragen wurden, da waren abermals andere ſtarke Knechte mit Schlitten; die ſpannten ſich ein und zogen ſie auf denſelben Wieſen bis zu Ende derſelben. Hernach verſchafften ſie ihnen, ſo gut ſie konnten und Gelegenheit war, zu reiten oder ſich tragen zu laßen, bis ſie gen Compeſtell, allda der heilige Apoſtel Jacobus begraben liegt, gelanget und, was daſelbſt zu ſehen iſt, beſchauet haben. Da ſie denn darauf wieder zurück gen Madrid und zu der ſpaniſchen Hofſtadt kommen und von da durch Hispanien auf Mailand und weiter in Deutſchland bis in's Königreich Böheim und gen Prag mit Gottes Hilf zu Anfang des 1615. Jahrs gelanget, eben in einem Jahr oder etwas ſpäter. Welche Reiſe, was er geſehen und denkwürdig geweſen, und wie (es) iſt ihm gangen, in einem deutſchen Büchlein beſchrieben, ſelbiges auch vermeinet in Druck ausgehen zu laßen; dazwiſchen aber der leidige Zuſtand des Königreichs Böheim kommen, daß ſelbiges Büchlein neben andern vielen Sachen verloren worden.

Im Jahr 1618 den 17. Januarii ſtarb die wohlgeborne Frau Frau Anna von Landſtein geborne von Michnitz, Frau Mutter der Gemahlin Herrn Chriſtoph Haraunts ꝛc., welcher ſie mehr als 120.000 Thaler an baarem Geld und Gütern verſchafft, davon ſie nur etwas ihren beiden Schweſtern, als Frau Margareth Suchomasky und Frau Sibylla Peſchitzky herausgegeben; ſie ſelbſt aber, die Frau Anna Salome Harant, hat nach ihres Eheherrn Tod nur das Gut Petzka dem Fürſten von Waldſtein um 120.000 Thaler, einer zu 70 kr. gerechnet, verkauft und hernach um das und anderes Geld nach ihrer Frau Mutter wieder andere ſchöne, denen Herren in Böheim abgenommene Güter um ſchlechtes Geld zuſammengekauft, als das Gut der Herren von Kolowrat Petersburg und andere, hernach die Güter des Colonna von Fels, daß alſo der Güter wohl um ſiebenmal hundert Tauſend worden, wie mir ihr älteſter Herr Sohn und mein Vetter der Herr Johann Wilhelm Harant zum Hof erzählet, als er mit dem General Fürſten von Waldſtein als ſein Silberkämmerer und Hauptmann über eine Fahne Fußvolks da durch auf Leipzig zu gezogen, da denn hernach die Schlacht bei Lützen im Jahr 1632 mit dem König in Schweden vorgangen, dann gemeld'te ſeine Frau Mutter nach dem Tode ihres Eheherrn Herrn Chriſtoph Harant zur Ehe genommen Herrn Hermann Czernin von Chudenitz ꝛc., kaiſerlicher Majeſtät Rath und Kämmerer und dazumal allbereit Reichsgrafen; iſt aber auch ſelbiges Jahr 1632 verſtorben und (hat) ihren drei Söhnen nur 100.000, das Uebrige alles ihrem Eheherrn, gemeld'tem Herrn Grafen verſchafft.

Ihr älteſter Herr Sohn Herr Johann Wilhelm hat gefreiet und zur Ehe genommen Fräulein Barbara Křinecky von Ronau ꝛc., haben mit einander ihres Herrn Vaters Gut Jilemnitz gekauft um 70.000 meißniſche Schock, eines zu 70 kr. gerechnet, haben mit einander gezeuget zwei Söhne und eine Tochter, ſind hernach beide Eheleute in einem Jahr .... verſtorben. Ueber ihre Kinder und deren Güter iſt Vormundſchafterin worden die nächſte Baſe dazu Fräulein Eliſabeth Roſina Harant von Polzitz und Weſeritz, gemeld'ten Herrn Johann Wilhelm Harant weiland Oberſtlieutenants Schweſter. Die Söhne ſtudieren bei den Jeſuiten. Der andere Sohn Leopoldus des Herrn Chriſtoph Harant war eines überaus wunderlichen Kopfes. Einſtmals ritt er mit einem Pferd auf der Brucken zu Prag von dem Thore der alten Stadt an auf einer aufgeworfenen Schanze auf das ziemlich enge ſteinerne Geländer der Brucken und alſo bis zum Krucifix, und da er nicht weiter konnte, ſprang er mit ſammt dem Pferd auf die Brucken, ohne beſchädigt zu werden, und that ſonſt mehr andere

Sachen und verrichtete oft mit wenig Personen viel. Er war bei dem Kaiser ein Truchseß. Darnach begab er sich in (den) Krieg, wurde ein Rittmeister und erschossen. Der dritte und jüngste Sohn Wenzel Rudolf ist ein Mönch worden Augustiner Ordens. Der hat sein Erbtheil 33.330 Schock in ein Kloster zu Wien gegeben. Er selbst ist anjezo ein Prior zu Tabor in Böheim, nennt sich anjezo: Frater Augustinus a Sancta Clara discalceatorum Augustinorum olim dictus Harant. Ihre kleine Schwester, etwas mehr denn fünf Jahre alt, mit Namen Sibylla ist ihrem Herrn Vater in's ewige Vaterland nachgefolgt, denn sie stets vor ihrem Tode pflegte zu sagen, daß ihr Herr Vater sie abgeholet und wartet auf sie.

Dieses ist für dießmal der kurze Bericht, wie wohl noch mehr mit der Wahrheit könnte geschrieben werden.

Nachtrag zum Leben des ersten Herrn von Rosenberg.

Von

Dr. **M. Pangerl.**

Als vor schon mehr als vier Jahren mein „Wok von Rosenberg" auf dem Wege dieser „Mittheilungen"[1]) vor das hochgeehrte Publicum trat, da haben insbesondere auch einige gelehrte und wohlwollende Freunde an dem armen Rosenkinde vielen Gefallen gefunden, was mich natürlich ermuntert hat, auf der damit betretenen Bahn weiter fortzuwandeln und fürderhin mich wo möglich eines ganz und gar tactfesten Schrittes zu befleißigen. Einer der erwähnten Freunde aber,[2]) welcher freilich in der Geschichte des Rosenbergischen Hauses schon längst wie zu Hause war und ist, bereits lange zuvor als ich nur daran dachte, mich mit diesem Gegenstande ebenfalls zu beschäftigen, hat in meiner Wok'schen Lebensbeschreibung allerlei Dinge gefunden, welche seine Zustimmung nicht empfingen, und ich war gescheid genug einzusehen, daß er hie und da wirklich recht habe.[3a]) Nur seine genealogischen Ausstellungen wollten mir noch immer nicht gut einleuchten, doch werde ich die Leser der „Mittheilungen" mit Erörterung derselben verschonen, einmal weil ich früher den Gegenstand noch mehr als ich es so schon gethan habe, erforschen muß, und dann erst einige Zeilen hierüber veröffentlichen werde,[3b]) ferners weil genealogische Geschichten, insbesondere wenn dieselben mit allerlei schönen Vermutungen gespickt sind, in der Regel sehr wenig schmackhaft gefunden werden, endlich weil es für die Geschichte überhaupt weniger wünschenswert ist, genau zu wißen, von wem und wannen dieser oder jener Held gekommen, als was er geleistet hat. Nun vermag ich diesmal auch

---

1) Im IX. Jahrgange dieser Zeitschrift

2) Nämlich Hr. Archivar Theodor Wagner in Wittingau.

3 a) So soll es S. 4, Zeile 10 von oben heißen nicht Witek oder Witigo von Gratzen, sondern von Neuhaus. S. 10, Anm. 33: das Prädicat „von Lomnitz" ist prävalirend und von Hojer zuletzt von 1281—1306 gebraucht worden. S. 11, Z. 6 v. o. soll es einfach heißen „Söhne des Zawisch."

3 b) Was eben jetzt auch geschieht. S. „Die Witigonen" u. s. w. im Arch. f. österr. Geschichte 51. Bd. 2. Hälfte, S. 501 u. ff.

nicht über noch andere als die schon bekannten größeren Thaten des ersten Herrn von Rosenberg zu berichten, dafür aber eines und anderes meiner ersten Erzählung zu berichtigen und einiges beizubringen, was nicht gut übersehen werden darf, wenn in dem von mir entworfenen Lebensbilde des Herrn Wok wenigstens der gesammte vorhandene Quellenstoff aufgenommen erscheinen soll.

Zuerst ist hervorzuheben, daß Wok in den Quellen nicht erst im Jahre 1250[4]) sondern schon im Jahre 1246 genannt wird. Freilich ist diese Nachricht keine gleichzeitige, sondern erst im 15. Jahrhunderte von dem bekannten Chronisten Thomas Ebendorfer von Haselbach, einem allerdings sonst recht glaubwürdigen Manne, niedergeschrieben worden. Er soll hiernach in dem zwischen König Wenzel I. und dem streitbaren Herzog Friedrich II. von Oesterreich im Jänner 1246 entbrannten Kriege, welcher für die Böhmen nichts weniger als ruhmvoll endete,[5]) seinem Könige einen Zuzug von hundert wohlbewaffneten Mannen geleistet haben,[6]) welcher Umstand uns schon zu einer günstigen Vorstellung von den Machtmitteln des Rosenbergers berechtigt.

Allein nicht König Wenzels II. Regierungszeit ist es gewesen, in welcher Herr Wok seine staatsmännischen und kriegerischen Lorbeeren erwarb und wohl verdiente, sondern das erste Jahrzehent der Regierung Ottokars II., deßen Vertrauen niemand in so ausgezeichnetem Grade genoß wie Bischof Bruno von Olmütz und unser Wok, der daher allenthalben in der königlichen Umgebung hervortrit und den König vornehmlich auf deßen Zügen in die neuerworbenen Länder begleitet. So begegnen wir ihm am 27. September 1253 in Wien, wo Ottokar eine Urkunde für die Cistercienser in Aldersbach fertigt, in welcher auch Wok als Zeuge genannt erscheint.[7]) Am 8. November desselben Jahres ist er aber in Prag und gegenwärtig, als Ottokar neuerdings auf das Evangelium beschwört, daß er seine Macht der päpstlichen Politik und auch dem römischen König Wilhelm, so lange dieser in Uebereinstimmung mit jener stünde, zur Verfügung stellen wolle.[8]) Und sechs Tage später ist er nebst seinem Vetter Witigo von Neuhaus Zeuge der königlichen Verleihung von verschiedenen Gerechtsamen an das Kloster Wilhelmszell (Wilimow).[9]) Darnach verlautet länger als fünf Viertel-Jahre hindurch nichts, daß der Rosenberger im Gefolge des Königs, welcher den größten Theil des Jahres 1254 in Oesterreich zugebracht zu haben scheint, sich befunden hätte. Ebenso wenig darüber, daß er sich an dem Kreuzzug desselben gegen die Preußen betheiligt hätte. Herr Wok entledigte sich der Verpflichtung, welche er sich nach dieser Richtung hin auferlegt haben mochte, erst auf seinem Todbette im Jahre 1262.[10]) Uebrigens ist alles das, was von dem Kreuzzuge Ottokars in's Preußenland gerühmt und gefabelt worden ist, nach den vortrefflichen Erörterungen eines hochverdienten Geschichtsschreibers ohnedies schon ganz und gar hinfällig und unwahr geworden.[11]) Hätte es sich aber gleichwohl

---

4) Und zwar urkundlich oder noch früher, wenn unter „Woco et Zacharias filii Witkonis“ (Erben Regesta, I. 296, n. 634, a. 1220) wirklich unser Wok und sein Bruder Zacharias verstanden werden sollen.

5) Palacky, Gesch. v. B., der 1. Aflge. 3. Abdruck, II a. 125.

6) Pez., SS. II. 724.

7) Hund, Metropolis Salisb., ed. 1719 Ratisb., II. 45. Freilich heißt es dort Wolko, was ich aber verlesen für Wokko halte.

8) Emler Regg. II. 1, n. 1. Vgl. Lorenz, Deutsche Gesch., I. 97.

9) Ibid. p. 2, n. 2.

10) Mittheilungen, IX. 24.

11) Lorenz a. a. O. I. 122—137. Der ausgezeichneten Darlegung aller Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, welche bei dem Kreuzzuge Ottokars in Frage kommen, wird nur wenig mehr hinzugefügt werden können. Ist aber die Urkunde Ottokars für das Kloster Tischnowitz, welche seitdem von Emler Regg. II. 21, n. 47, im Auszuge veröffentlicht worden

ſo verhalten, ſo bliebe immer auffällig, daß der Name Woks, welcher ſonſt in allen Berichten über die großen Unternehmungen des Königs hervortrit, bei dieſer Gelegenheit verſchwiegen bleibt. Denn ſeine nahen Beziehungen zu Ottokar, ſeine Tapferkeit und ſeine kirchliche Geſinnung mußten ganz gewiß auch ihn gegen die Preußen führen. Im Uebrigen könnte gerade der Umſtand, daß die heimiſchen Quellen im Jahre 1254 ihn nirgends nennen, auch zur Erklärung berechtigen, daß er eben zu dieſer Zeit im fernen Preußenland geweſen ſei.

Darnach fließen in den Quellen die Nachrichten über den Roſenberger um ſo reichlicher. Denn bald nachdem Ottokar angeblich nach Verrichtung großer, in der Wirklichkeit aber unmöglicher Thaten aus Preußen zurückgekehrt ſein ſoll, ſehen wir wieder Wok in der Nähe des Königs, welcher am 18. März 1255 zu Krems dem Chorherrenkloſter St. Nikola bei Paſſau Freiheit von aller Maut bewilligt und die hierüber ergangene Urkunde mit Wok's Zeugenſchaft verſehen läßt.[12]) Er iſt dann am 30. November des folgenden Jahres in Wien Zeuge der Reſtitution des Wochenmarktes in Ardagger durch den König an die dortige Probſtei.[13]) Ob er aber nach der großen Niederlage der Böhmen bei Mühldorf mit Ottokar im Herbſte des Jahres 1257 auch nach Plaß gekommen, läßt ſich nicht mit Gewißheit behaupten.[14]) Als Zeugen einer königlichen Urkunde begegnen wir ferner dem Roſenberger am 25. März 1258 bei Piſek.[15]) Den erſten Auftrag als Landeshauptmann in Steiermark empfängt er von dem Könige am Weihnachtsfeſte 1260. Es wird ihm nämlich befohlen, die Kirche in Gradwein ob Graz zum Nutzen der Chorherrn in Seckau zu ſchützen.[16]) Das Amt eines Landesmarſchalls in Böhmen behielt er auch nach ſeiner Ernennung zum ſteiriſchen Landeshauptmann bei, wobei nicht beirren darf, daß in den gleichzeitigen Urkunden auch ein Marſchall Zdislaw genannt wird. Derſelbe war nämlich nur königlicher Hofmarſchall und führt einmal auch den Titel Untermarſchall.[17]) Sein Vaterland endlich ſcheint Wok zum letzten Male im Jänner 1262 geſehen zu haben. Am 21. dieſes Monats fungirte er da in Prag als Zeuge einer Beſtätigungsurkunde Ottokars für das Prager Domkapitel.[18])

Noch bevor Wok von Roſenberg das Amt eines Landesmarſchalls in Böhmen übernommen hatte, hat er, wie ich ſchon vor längerer Zeit erzählt habe, das Amt eines Richters im Lande ob der Enns verſehen.[19]) Als Erbe ſeines Vaters Witigo aber war er nicht weniger Beſitzer des Landgerichtes Haslach, welches ſich entlang der unteren Mühel und zwar am linken Ufer derſelben bis gegen die

---

iſt, echt (der Herausgeber bezeichnet ſie mit 2 Kreuzen, demnach ſehr zweifelhaft), ſo könnte der König gar nicht um die ſonſt behauptete Zeit in Preußen geweſen ſein. Dagegen weiſt ſein Itinerar im Jahre 1256 allerdings eine anſehnliche Lücke aus (am 18. Juli bei Troppau, am 20. ſchon in Wien, was wohl unmöglich iſt, und erſt am 14. November wieder in Krems, v. Emler Regg., und vergl. Lorenz, S. 131, Anm. 1), ſo daß er immerhin erſt zu dieſer Zeit in Preußen geweſen ſein könnte. Vergl. dagegen die mir jetzt erſt zu Geſichte gekommene und gegen Lorenz gerichtete Abhandlung über Ottokar II. v. Dr. J. Kalouſek im 7. Bd. 6. Folge der Abhandlungen der k. böhm. Geſ. d. Wiß.

12) Emler, II. 21, n. 49.

13) Ibid. p. 46, n. 115.

14) Ibid. p. 65, n. 164, wo unter den Županen auch Hirzo und Wocco genannt werden. Aber Wok erſcheint da in der Zeugenreihe zu weit hinten geſtellt und war damal auch ſchon Landesmarſchall.

15) Ibid. p. 71, n. 181.

16) Ibid. p. 108, n. 284. Steiriſches Landesarchiv, Nr. 784.

17) Ibid. p. 107 et 202, n. 276 et 522; p. 131, n. 342. Nachfolger Woks im Marſchallamte war Heinrich (Henco), Sohn Smil's (von Leuchtenburg?). Ibid. p. 168, n. 432, zuerſt am 12. September 1263.

18) Ibid. p. 131, n. 343.

19) Mittheilungen, IX. 4—5.

Donau zu erſtreckte und urſprünglich von den Herzogen von Oeſterreich herrührte.[20]) Nun gibt es eine höchſt merkwürdige Nachricht, daß Wok im Jahre 1256 in das Gebiet des damals noch mehr ausgedehnten Forſtes Weilhart eingedrungen, alles mit Feuer verwüſtet und bis Burghauſen hin ausgeplündert habe.[21]) Man ſollte eigentlich von dem frommen Stifter von Hohenfurt dergleichen nicht erzählen müßen, wenngleich das mit der Rohheit des Zeitalters, mit Kriegsgebrauch und ähnlichen Phraſen mehr entſchuldigt werden könnte. Indem aber ſolches berichtet wird, iſt leider nicht zugleich geſagt, weshalb der Roſenberger ſo rauh durch das Land gebrauſt iſt. Und etwas Wahres wird doch an der Sache ſein. Vielleicht hängt nun das mit allen den Dingen zuſammen, welche Herrn Wok, die Herren von Schaunberg und den Nachbarn beider, nämlich den Biſchof Otto von Paſſau, im Jahre 1256 unter einander entzweiten und worüber ſich noch einige Urkunden erhalten haben. Daß der Streit mit Paſſau die Gränzen des Landesgerichtes Haslach betraf, iſt ſchon bekannt wie nicht weniger, auf welche Art er geſchlichtet worden iſt. Doch muß ich da einige Punkte meiner früheren Erzählung berichtigen. Wok hat nämlich nicht die Beſitzungen in Bergheim, Landshag und Windſteig, Wernhart an der Leiten, in Hartmannsdorf, Wölfling (? Welharn), Grepelshof, Lach, Au und Bruck, Eberwin im Feld, in Brandſtetten, Auerberg, Höhenberg, Schönberg und Marbach der Paſſauer Kirche vertragsmäßig übergeben, weil dieſe ja die Güter waren, welche die genannte Kirche ſchon von ſeinem Vater Witigo erworben hatte, hat ihr aber dafür, am 9. Februar 1258, alſo wirklich ſo ziemlich nach Jahresfriſt in Scharlinz [22]) „das Eigentumsrecht auf alle jene Güter, welche in Ober- und Unterſchwant und in Freudenthal Wer(n)hart), Rughalm und Meinhart von Rotenſt(ein) von den Volledlen von Schaunberg zu Lehen getragen haben, mit Handen der Gebrüder Heinrich und Wernhart ſowie des jüngern Wernhart von Schaunburg gegeben" und ſich auch verpflichtet, Brief und Siegel der Schaunberger hierüber beizubringen. Es wird hiezu ausdrücklich noch berichtet, daß er „die genannten Dörfer der (Paſſauer) Kirche überlaßen für 55 Mark Silber, womit er derſelben haftbar war für das Gericht auf den bei ſeinem Vater Herrn Witigo erkauften Beſitzungen jenſeits der Mühel, gemäß dem was in der früheren Urkunde (vom Jahre 1231) ausführlicher enthalten iſt."

---

20) J. Strnadt hat in ſeinem ganz vortrefflichen „Verſuch einer Geſchichte der Paſſauiſchen Herrſchaft im oberen Mühlviertel" (im 20. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz 1860) und auf dem demſelben beigegebenen Kärtchen auch den Umfang des Landesgerichtes Haslach erſichtlich gemacht; vergl. hiezu S. 132 u. ff.

21) Mittheilungen, IX. 4, Anm. 14. Der Forſt Weilhart bedeckte einſt den ganzen ſüdlich von Raush fen im Innviertel gelegenen Landſtrich. Lamprecht, Hiſtoriſch-topograf. Matrikel des Landes ob d. E, S. 107.

22) Im Original Schadlintz und ſüdlich von Linz gelegen. Pillwein, Mühlkreis, S. 245. Die Willkühr, mit welcher bei der Herausgabe der verſchiedenen Paſſauer Copialbücher verfahren und wobei außer anderm di: Verhandlung zu Scharlinz ſowie die Aufzählung der Güter zu Bergheim, u. ſ. w. an zwei weit von einander getrennten Stellen veröffentlicht worden ſind (Mon. Boica. XXIX. b. 115, n. 107, dies dazu als noch ſehr mangelhaftes Regeſt, und ebendaſ. 220), hat bisher den richtigen Zuſammenhang der Dinge nicht erkennen laſſen. Hr. Dr. Guſtav Winter aber, welcher 1873 den 4. cod. traditionum eingeſehen, brachte mir die Aufklärung, daß darin in einem Zuge geſchrieben, was im Druck ſo weit von einander g ſchieden worden. Es folgt alſo zuerſt die Verhandlung zu Scharlinz, worauf das: Item notandum, quod praedictus W. etc. Nicht weniger verdanke ich demſelben Herrn die Wißenſchaft, daß der provicarius (Mon. Boica. XXIX. b. 107, n. 93; vergleiche Mittheilungen, IX. 7) eigentlich ein Unſinn iſt, verſchuldet von dem Abſchreiber, welcher ein pro mearum des 4. Codex alſo verleſen hat. Emler, Regg., II. 50, n. 132, welcher eine Neuhauſer Copie sec. XV. benützt hat, hat ſchon die richtige Leſung. Ich bemerke übrigens auch hier noch, daß in Mittheil. IX. 5, 5. Z. des Textes v. u. 23. Juli zu leſen iſt.

Wißen wir alſo, worin die Zwitracht zwiſchen dem Roſenberger und dem Paſſauer beſtanden, ſo iſt eine ſolche Zwitracht zwiſchen dem erſtgenannten und den Herren von Schaunberg wohl urkundlich erwieſen, jedoch weder die Zeit genau bekannt, in welche ſie fällt, noch auch der Grund und der Verlauf derſelben. Es iſt nur wahrſcheinlich, daß ſolcher Zwiſt (discordia) in der erſten Hälfte des Jahres 1256 ſich abgeſpielt hat, und gewis, daß er, was jedenfalls das Lobwürdigſte war, mit einer Heirat abgethan und beſchloßen worden iſt. Herr Wok erbat ſich nämlich „mit Fleiß" die Tochter Heinrichs von Schaunberg, bekanntlich Hedwig geheißen, zur Gemalin. Und der Herr Brautvater genehmigte „freundſchaftlich" die Mariage, alſo jedoch, „daß er die Güter, welche Heinrich von Kuenring der Tochter des vorgenannten Heinrich zur Heimſteuer (pro dote) beſtimmt hätte und welche er ihr mit Recht geben gekonnt, dem Wok frei überlaße, und wenn die berührten Güter irgend jemand auf dem Rechtswege gegen Wok behaupten würde,".....[23]) Mehr beſagt der hierüber erhaltene Urkundenreſt leider nicht. Nun hatte aber der im Jahre 1218 verſtorbene Hadmar III. von Kuenring nur zwei Söhne, welche ebenfalls mit Nachkommenſchaft geſegnet waren, Hadmar IV., welcher der Stammvater der Kuenringer zu Weitra geworden, und Heinrich III., welche beiden Herren übrigens ſich ſeltſam genug das Prädicat „Hunde" beizulegen begannen.[24]) Heinrich III. verſtarb um das Jahr 1235 mit Zurücklaßung zweier Söhne, Heinrich V. und Hadmar V., von welchen der erſte mit dem Beinamen „das Hündlein," der andere dagegen mit dem Epitheton „der Buckelige" geſchmückt worden.[25]) Dieſe beiden müßen aber vor dem Jahre 1256 und kinderlos verſtorben ſein.[26]) Ja es ſcheint bisher ganz unbekannt geweſen zu ſein, daß ſie überhaupt jemal verheiratet waren. „Das Hündlein," Heinrich V. nämlich muß es nun geweſen ſein, mit welchem Hedwig von Schaunberg wenn auch nur äußerſt kurze Zeit verheiratet oder mindeſtens doch verſprochen war. Es wird aber hiedurch jetzt erſt verſtändlich gemacht, daß Frau Hedwig und durch ſie die Roſenberger zum Beſitze des nördlich von Weitra, einer Hauptbeſitzung der Kuenringer, gelegenen Gmünd's[27]) und gewiſſer Güter im Gerichte Droſendorf an der Thaja, in der Nachbarſchaft der ſpäterhin auch Roſenbergiſch gewordenen Grafſchaft Raabs gelangt ſind.[28]) Weil die beiden Kuenringer, Heinrich V. und Hadmar V., kinderlos verſtorben ſind, ſo übergingen ihre Güter auf ihre Schweſter Euphemia, welche in zweiter Ehe mit Rudolf von Potendorf vermält war.[29]) Und dieſe iſt nun die Frau von Potendorf, welcher Herr Wok in ſeinem Teſtamente gedenkt.[30]) In demſelben Teſtamente wird von Wok ſeiner Hausfrau Hedwig außer anderm die Burg Podiehus (Pudeianz) zum Witwengehalt angewieſen. Ich habe nun auch ſchon nachgewieſen,[31]) daß dieſe Burg, welche zur Zeit der Huſſitenwirren verwüſtet worden ſein ſoll, in der Gegend von Netolitz und nördlich von demſelben bei dem Dorfe Lhota Prasiwa lag.

---

23) Emler l. c. p. 68, u. 173.

24) Zwetler Stiftungenbuch in Font. r. a. 2. III. 17, 100. Ein Stammbaum der Kuenringer von Meiller im 8. Bande der Denkſchriften der kaiſ. Akad. d. Wiß., phil.-hiſt. Claſſe, 1857. Die neueſte Publication über die Genealogie dieſes bedeutenden öſterreichiſchen Adelsgeſchlechtes rührt von G. E. Frieß her und gelangt jetzt erſt nach und nach in den „Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederöſterreich", VII. Jgg., N. F., 1873, zum Abdrucke.

25) Zwetler Stiftgb. S. 135, catulus-gibbosus.

26) Ebendaſ. S. 17, 143.

27) Font. r. a. 2. XXIII. 17.

28) Mittheilungen, IX. 29.

29) Zwetler Stiftgb. S. 143.

30) Font r. a. 2. XXIII. 17.

31) Ibid. 2. XXXVII. 186 — 187 Anm. 12. In der Nähe von Podiehus lag auch das Dorf

Wok von Rosenberg starb am 3. Juni 1262[32]) und wurde in seiner Stiftung Hohenfurt begraben. Man hat ihm dort im Laufe des 15. Jahrhunderts auf der Evangelienseite des Presbyteriums ein Denkmal aus rothem Marmor gesetzt,[33]) leider aber ist dasselbe, wenn ich mich recht erinnere, auch gegenwärtig noch durch die vorgestellte Credenz einer bequemen Besichtigung entzogen, so daß man erst nach Entfernung dieses Hindernisses zum Anblicke des Wok'schen Epitaphs gelangen kann.

Ich beschließe meinen Nachtrag mit Erwähnung der Thatsache, daß einer der Nachkommen des ersten Herrn von Rosenberg und zwar einer der hervorragenderen das Andenken seines vortrefflichen Ahnen insofern verunglimpfte, als er auf deßen Namen zwei Urkunden gefälscht hat.[34])

Beiträge zur Geschichte der Stadt Tachau. *)

Von

Josef Walfried.

I. Die Erbhuldigung unter Hußmann.

Wie bereits bei Darstellung des denkwürdigen Streites der Stadt Tachau mit ihrem Erbherrn Hußmann angedeutet worden ist, war über Verwendung des Zdenko Adalbert Fürsten von Lobkowitz, obersten Kanzler von Böhmen, zu Wien am 28. April 1625 ein Vergleich herbeigeführt worden, und sodann unterm 24. Mai 1625 der kaiserliche Befehl ergangen, dem Oberstlieutenant Hußmann die sämmtliche Bürgerschaft, Niemand davon ausgenommen, mit der Unterthänigkeit allermaßen, wie es in anderen Herrenstädten des Königreiches Böhmen gebräuchlich ist, zu übergeben und zur schuldigen Erbhuldigung zu verhalten, sie auch mit gebührlichem Ernste zu ermahnen, dem durch ihre Abgeordneten zu Wien errichteten Vergleiche mit Mund und Hand genaue Folge zu leisten. Zu diesem Behufe war im September jenes Jahres eine kaiserliche Commission, be-

---

Slanetych (1380 Hlawateez Font. r. a. 2. XXIII. 135), aus welchem Herr Wok im J. 1259 Zehenten nach Hohenfurt schenkte (ibid. p. 3, Mittheil. IX. 15). Jetzt Hlawatetz im Bezirke und Pfarre Netolitz.

32) Am 10. Juni nach Weleslawins hist. Kalender, welche Angabe freilich die Schwierigkeit, daß das Testament erst nach dem Todestage datirt ist (Mittheil. IX. 25, 26), gänzlich beseitigen würde, wenn die Zeugnisse der Todtenbücher von Hohenfurt und Wilhering leichter zu umgehen wären.

33) Abbildungen, wovon aber offenbar weder die eine noch die andere gelungen genannt zu werden verdient, sowie Beschreibungen desselben enthalten Millauer, der Ursprung des Cistercienserstiftes Hohenfurt, Prag 1814, und Proschko, das Cistst. H., Linz (1859) — S. 53, Anm. 83; S. 7, Anm. 2.

34) Gedruckt in Font. r. a. 2. XXXVII. 12 — 13. Hiedurch ist das in Mittheil. IX. 20, Anm. 83, Gesagte erledigt, und daß die Schlacht bei Kroissenbrunn nichts mit der Stiftung von Goldenkron zu thun gehabt, ist in Mitth. XI. 210 nachzulesen.

*) Obige Beiträge bilden eine Ergänzung des in den Mittheilungen Jahrgang X. Heft 2 erschienenen Aufsatzes: „Hußmann und die Tachauer."

ſtehend aus den Herren Zdenko Liebſteinsky Grafen von Kolowrat, kaiſerlichem Kämmerer und Mathias Arnoldier von Klarſtein auf Broden, kaiſerlichem Rath in Tachau, eingetroffen. Von den Uebrigen, welche hierzu beſtimmt waren, konnten Hanuß Albrecht von Heimhauſen dringender Geſchäfte halber, Wilhelm von Klenau und Janowitz auf Schinkau, Schititz und Rupa, kaiſerlicher Rath, wegen ſeines leibüblen Zuſtandes und Andreas von Ebersbach Prälat des Stiftes Tepl wegen ſeines hohen Alters und langwierigen Kopfleidens nicht erſcheinen und ward an deren Stelle der Stadtdechant beigezogen. Rath und Bürgerſchaft wurden in das Franziskanerkloſter gefordert und hier allen Ernſtes ermahnt, vor allen Dingen „zu Gott und der Alleinſeligmachenden, wahren, alten, römiſch-katholiſchen und Apoſtoliſchen Religion" ſich zu bekehren. Nach einer Beſprechung legten der alte und der neue Rath und der größte Theil der Bürgerſchaft unter freiem Himmel im Kloſtergarten feierlich vor Gott und der Welt das Bekenntniß ab, daß ſie nur durch Ketzer verführt und feſt entſchloſſen ſeien, von dieſer Stunde an der römiſch-katholiſchen Kirche allein anzugehören, deren Glauben auch in Werken durch Beichte und Kommunion zu bethätigen und Niemanden aufzunehmen und unter ſich zu dulden, wenn er nicht katholiſch iſt. Als nun bei dieſer günſtigen Wandlung der Gemüther die Commiſſion ſah, daß hier nicht zu ſäumen ſei, ſo wurden ſchleunigſt noch 2 Patres aus der Geſellſchaft Jeſu von Kaſkas nächſt anrainenden Gütern herbeigerufen, welche mit dem Dechante und 4 Geiſtlichen des Franziskaner-Kloſters die Leute von der Häreſie losſprachen und zur allgemeinen Verwunderung mit einer ſeltenen Aufopferung am 22., 23. und 24. September unausſetzlich Beichte hörten. Am 25. wurden dem Rathe und der Bürgerſchaft bedeutet, Freitags den 26. Früh um 7 Uhr in der Pfarrkirche zu erſcheinen, Gott den heiligen Geiſt um Beſtätigung des rechten Glaubens weiter anzurufen und für die Gnade der Erleuchtung zu danken. Eine große Anzahl Andächtiger hatte ſich bei dem Gottesdienſte willig eingefunden. Bis hieher verlief die Sache in der gewünſchten Weiſe. Als aber ſodann auf dem Rathhauſe nach Vorhalt des kaiſerliches Befehles und Vorleſung des Wiener Receſſes die Erbhuldigung vor ſich gehen ſollte, überreichten die Bürger zum nicht geringen Entſetzen der Commiſſion einen förmlichen Proteſt (beſtehend aus 14 Punkten) und verweigerten die Erbhuldigung. Alle ſanften Ermahnungen und ernſten Vorſtellungen blieben fruchtlos. Die Commiſſion gab ſich alle mögliche Mühe und verwies darauf, daß ſie nicht berufen ſei, in neue Verhandlungen und Vergleiche ſich einzulaſſen; ſie verſprach auch, die in der Schrift niedergelegten Anliegen bei Sr. Majeſtät zu befürworten und die möglichſte Gewährung dem Erbherrn Baron von Hußmann aus Herz zu legen, welcher ſich auch bereitwillig zeigte. Nach der kathegoriſchen Anfrage, ob ſie ſich ein für allemal in den Wiener Vergleich und kaiſerlichen Befehl mit ſchuldigem Gehorſam fügen wollen? wurde der Bürgerſchaft geſtattet, wiederum abzutreten. Doch dieſe konnte ſich zu dem ſchweren Schritte nicht entſchließen und verbrachte die längſte Zeit vor der Rathsſtube. Schon wurde der Commiſſion die Zeit zu lange. Um zum Ziele zu kommen, ließ ſie alle jene, welche ſich fügen wollten, insbeſondere die Vornehmſten von den Uebrigen abſondern und in die Rathsſtube eintreten, wo ihnen von allen Seiten zugeſprochen und das Unheil vorgehalten wurde, welches im widrigen Falle eintreten würde. Auch die Rathsperſonen wurden einzeln der Reihe nach vorgerufen und befragt, und wiewohl der Eine und Andere ſich bereit erklärte, ſo haben ſie ſich doch, ſobald ſie unter die Gemeinde zurückkehrten, nicht einigen können. Als nun Alles nicht fruchten wollte, die Bürgerſchaft ſogar neue Bedingungen durch den Stadtſchreiber ſtellen ließ und Etliche ganz offen die Giltigkeit des am kaiſerlichen Hofes errichteten Vergleiches beſtreiten wollten, als nun ſo im Guten durchaus nichts zu richten war, alſo mußte ihnen die Meinung

etwas deutſcher geſagt und von Neuem wieder wie bei der pfandweiſen Uebergabe der Stadt an Baron Hußmann vorgehalten werden, wie ſie ſich vor anderen auch königlichen Städten des Verbrechens der „beleidigten Majeſtät“ ſchuldig machten und demnach Leib, Ehre, Gut und Blut verwirkten, wie jedoch Se. Majeſtät in angeborener Milde dieſe wohlverdiente Strafe dahin änderte, daß, obwohl der größte Theil der Bürger an Leib und Leben von Rechtswegen geſtraft oder wenigſtens als Leibeigene und Unterthanen mit Leib, Habe und Gut hätte erblich verkauft werden können, ihnen doch aus rein kaiſerlicher Gnade das Leben, die Ehre und Güter geſchenkt und ſie nur allein gleich anderen Bürgern in Herrenſtädten dieſes Königreichs Boheimb verkauft, ja noch dazu in ihrer bürgerlichen Nahrung und im Genuße des halben Bräuwerks nebſt freiem Bierſchank von ihrem Erbherrn belaſſen worden wären. Der Wiener Vergleich ſei daher keineswegs ein Vergleich oder Urtheil zwiſchen ſtreitigen Parteien, ſondern lediglich für ein kaiſerliches Macht- und Gnadenwort zu halten und ihre Bekehrung zum katholiſchen Glauben bloß zum Scheine geſchehen, um ihre unbilligen Forderungen durchzuſetzen. Auf die dreimalige Frage, ob ſie denn endlich gehorchen wollen oder nicht? antworteten die Meiſten mit Stillſchweigen, Andere aber riefen beharrlich ihr „Nein!“ Ein Schneider, der hierbei überlaut ſchrie, wurde ergriffen und gefänglich eingezogen, ebenſo ein Schneider, welcher mit der Erklärung hervortrat, ſie wüßten nichts von einem Wiener Vergleiche, zu welchem ihre Abgeordneten nicht ermächtigt waren, ſie hätten einen älteren kaiſerlichen Befehl in Händen, welcher ihnen Alles und Jegliches zurückgegeben habe. Mit der Drohung, daß, wenn ſie alle Gnade in den Wind ſchlagen und ſie den Muth haben, dem kaiſerlichen Befehle ſich zu widerſetzen, weil vielleicht die Armada aus dem Lande gezogen ſei, ſie ſich überzeugen werden, ob nicht etliche Compagnien zu finden ſind, welche ſie als neue Rebellen bezwingen und in Zaum halten werden, und mit der Verſicherung, daß ein eigener Courier mit ausführlichem Berichte an den Kaiſer alsbald abgehen werde, verließ die Commiſſion unverrichteter Sache um 12 Uhr Mittags das Rathhaus. Indeſſen hatte man die Gefängniſſe erbrochen und die beiden verhafteten Bürger frei gemacht. Mit Eiſen und Feſſeln an den Schenkeln folgten dieſe der Commiſſion in das Schloß und baten um Gnade; allein ſie wurden zum abſchreckenden Beiſpiele für die Uebrigen in den hohen Schloßthurm geworfen und erſt über vieles Bitten ihrer Weiber und Kinder auf Wiederſtellen freigelaſſen, damit ſie zugleich dem Rathe und der Bürgerſchaft, welche ſich inzwiſchen auf dem Platze und im Rathhauſe wiederum verſammelt hatte, über die Beſchaffenheit des Thurmes berichten ſollten. Dieſer Schritt hatte auch die gewünſchte Wirkung. Etwa eine halbe Stunde ſpäter erſchienen die Vornehmſten und Vermöglichſten, ungefähr 16 Perſonen auf dem Schloße und betheuerten, daß ſie an der Bürgerſchaft und Gemeinde Widerſetzlichkeit nicht die geringſte Schuld trügen. Noch eine Friſt bis Schlag 4 Uhr wurde geſtattet, binnen welcher die geſammte Bürgerſchaft eine bedingungsloſe Erklärung abzugeben hatte, widrigens der Courier fortreiten ſollte. Eine Stunde ſpäter fanden ſich auch die Nämlichen mit der geforderten Erklärung ein und baten bloß um Mittheilung der Eidesformel für die Erbhuldigung. Dem hierbei ergangenen Befehle gemäß hatten ſich am folgenden Tage früh Morgens um 7 Uhr der ganze Rath und die Bürgerſchaft auf dem Rathhauſe eingefunden. Nachdem in voller Verſammlung der Gemeinde dem Erbherrn die im kaiſerlichen Befehle auferlegte Abbitte mit gebeugten Knieen unweigerlich geleiſtet und die Hand zur Ausſöhnung gereicht worden war, wurde nach vorgehaltener Erbpflicht ſodann der Eid der Erbhuldigung, wie folgt, geleiſtet:

„Wir Bürgermeiſter, Rath und ganze Bürgerſchaft der Stadt Tachau ſchwören zu Gott, der hochwürdigen Jungfrau und Muttergottes Mariä und

allen lieben Heiligen, dann dem Herrn Johann Philipp Hußmann (folgt der Titel) als unserm von der römisch-kaiserl. Majestät unserm allergnädigsten Kaiser, König und Herrn uns vorgesetzten und bestätigten Erbherrn einen leiblichen Eid, daß wir Weib und Kind, Hab und Gut wohledelgedachtem Herrn Hußmann, seinen Erben und Erbnehmern oder rechtmäßigen Nachfolgern unterthänig, getreu und gewärtig sein, allen unseren Respekt und Zuflucht zu ihm haben und nehmen, demselben mit beständigem Gehorsam, schuldiger Reverenz und Ehrerbietung entgegengehen, alle Zusammenrottirungen unterlassen und hierzu keine Anleitung mehr geben, seinem Frommen und Nutzen helfen und schaffen, auch Alles thun, prästiren und wirklich vollziehen wollen und sollen, was zuvor durch unsere Abgeordnete in Kraft unser ihnen zugestellten Vollmacht versprochen und von Allerhöchstgedachter Majestät gnädigst ratificirt worden und sonsten ohnedies getreuen und gehorsamen Erbunterthanen von Rechts- und Gerechtigkeitwegen gebührt und zustehet. Also uns Gott helfe und seine lieben Heiligen!"

Nachdem so dem Erbherrn die schuldige Erbpflicht geleistet worden war, erklärte dieser, daß er sich nicht allein als vorgesetzter Erbherr, sondern wie ein Vater gegen seine Kinder erweisen werde; er versprach ihren Wünschen nach Billigkeit und Kräften nachzukommen, dafern man sich an ihn als erste Stelle wenden würde, auch hinfür alle vorgekommenen Mißverständnisse und Ausschreitungen zu vergessen und weder des Einen noch Anderen in Ewigkeit mehr zu gedenken, in allen ihren Ob- und Anliegen mit Rath und That väterlich beizuspringen und sie in seinem Schutz zu erhalten, und ermahnte, als Unterthanen zu ihrem Erbherrn ein recht gutes Herz und Vertrauen zu fassen. Beide Theile, Herr und Unterthanen, waren nun vorläufig ausgesöhnt und in Frieden verglichen worden. Den Schluß bildete ein freierlicher Dankgottesdienst in der Stadtkirche und mit Grund. Denn also war die aufgetragene Commission, schließt deren Bericht an den Kaiser, wenngleich schwer so doch glücklich und wohl beendet worden und es endlich gelungen, mit diesen Leuten, welche im ganzen Kreise als die eifrigsten und halsstärrigsten Ketzer gegolten haben, anderen benachbarten Herrschaften und Unterthanen, welche in ihrem Irrthume bis zur Stunde verblieben, ein gut rühmliches Beispiel zu recht christlicher Nachfolge zu geben; also war an dem denkwürdigen Samstage vor Michaeli, da man schrieb den 27. Monatstag September des 1625. Jahres nach Christi unseres Herrn und Seligmachers Geburt die Bürgerschaft von Tachau in das Verhältniß von Erbunterthanen gebracht worden.

II. Eine Stadtvertretung vom Jahre 1625.

In dem schwarzen Amts-Protokoll findet sich folgende Bemerkung:

Als am 27. September 1625 die Römisch-kaiserliche, auch zu Ungarn und Böhmen königliche Majestät durch gewisse, hiezu bestimmte Herren Commissarios dem wohlgeborenen Herrn Philipp Hußmann von Namedi und Riolburg Obristen-Lieutenant den Rath und die ganze Bürgerschaft in die Erbpflicht hat übergeben lassen, haben Ihro Gnaden als nunmehr bestellte Erbherrschaft den 26. Nov. 1625 den Rathstuhl aufs Neue wiederum bestellt und confirmirt mit nachstehenden Personen:

I. Consules constituti (Bürgermeister).

Georg Bauer	Hannß Heinz
Lorenz Friedrich	Josef Grohe

II. In der innern Raths-Wahl.

Hannß Schmidt	Thomas Zolles
Mathäs Beck	Hannß Scherzer
Hannß Beck	Thomas Plöttner (1629 Stadtrichter)
Lorenz Bayer	Mathias Span

Johann Joachim Brändel (Stadtschreiber).

III. Aeußerster Rath.

Philipp Stadler	Andreas Zegelein
Thomas Grün	Blasius Rumpler (Vicejudex)
Georg Schenkel	Thomas Schlemmer
Hannß Raab	Hannß Kämpel (Iudiciarius adjunctus)
Andreas Rasell	Sebastian Schüller
Hannß Wolf Iudex	Christoph Baruſch.

Wohl noch nie iſt an eine Vertretung der Stadt Tachau eine ſo große und ſchwere Aufgabe herangetreten, wie an dieſe Männer, welchen in jener ereigniß-ſchweren Zeit das Wohl und Wehe ihrer Mitbürger anvertraut war. Selten aber hat auch ein ehrbarer Rath ſo viel Mannesmuth und Thatkraft entfaltet, wie die Stadtväter jener Zeit, und eben deshalb bleiben ihre Namen vielfach mit der Geſchichte jener Tage verflochten. Unter denſelben verdienen folgende eine beſondere Beachtung:

1. Hannß Heinz Bürgermeiſter ließ, als Hußmann den Bürgern das Handwerk gelegt hatte, in der Meinung, daß auch die Mühlen hierzu gehören, dieſe gleichfalls ſperren. Hiedurch hatte er ſich aber in hohem Grade das Mißfallen des Erbherrn zugezogen, welcher ſogleich die Mühlen wieder öffnete, als er durch die Geiſtlichen des Franziskanerkloſters hievon erfuhr. Ihm wurde auch zum Vorwurfe gemacht, daß er ſeinem Bürgermeiſteramte nicht nachkam, ſondern ſelbſt an dem Aufſtande (1628) ſich betheiligte und mit den Bürgern in ſo ſtarker Anzahl nach Prag reiſte, daß darüber großes Aufſehen in ganzen Lande herrſchte. Dieſer Hannß Heinz wurde auch nebſt 2 Anderen mit dem Thurme beſtraft, weil er nach der Rückkehr der Prager Gefangenen am Feſttage des hl. Stephan 1628 unter dem Hochamte eine heimliche Zuſammenkunft abgehalten hatte. Der Thorwart Thomas Köppel, welcher Einen davon nächtlicher Weile aus der Stadt entweichen ließ und dann ſelbſt flüchtig wurde, wurde ſpäter zur Strafe an den Pranger geſtellt. Während der Haft der zwei Anderen waren etliche Bürger auf das Schloß gekommen, ſtellten Hußmann wegen dieſer Verhaftungen zur Rede und forderten die Freilaſſung mit dem Bedeuten, daß ſie Alle für Einen Mann ſtünden.

2. Blaſius Rumpler, welcher ihr Wortführer war, wurde wegen ſeiner heftigen Reden zu den zwei Anderen geſteckt und mit dieſen erſt über Fürbitte der Franziskaner wieder freigelaſſen.

3. Mathias Beck war beſonders thätig beim Niederreißen der Altäre in der Stadtkirche und bei dem Verkaufe der Kirchen und Kirchengüter, ebenſo Bartl Fugger. Wegen dieſes „kirchen- und gottesräuberiſchen“ Vorgehens war eigens eine Commiſſion 1618 in Tachau eingetroffen. Dieſer Mathias Beck wurde mit ſeinem Schwager Sebaſtian Tretſcher und Schwiegervater Hannß Georg Sörtel von Hußmann als Hauptrebellen bezeichnet, welche Ihro Majeſtät mit Leib, Ehr, Gut und Blut verfallen waren.

Sebaſtian Tretſcher hatte nämlich zu Ehren Friedrichs eine lateiniſche Parodie verfaßt, welche vom Rathe in Druck gelegt und den Direktoren in Prag ſowie beim Pfälziſchen Hofe zur Verehrung überreicht wurde. Nach dem Prager

Blutgerichte begab ſich Seb. Tretſcher in das Markgrafenthum, wo er in Wunſiedel als Stadtſchreiber Unterkunft fand. Ein Jahr nach ſeinem Abzug mußte er für die Verweglaſſung, welcher Hußmann ein böſes Verſchulden der Stadt unterſchob, 500 Reichsthaler an dieſen erlegen.

Hannß Georg Sörtel ließ ſich bei Einnahme der Stadt Pilſen als Fourier gebrauchen und war zugleich Hauptmann des Bürgerfähnleins, welches bei der Belagerung der Stadt unter Don Martio den Kaiſerlichen ins Feld entgegenzog, jedoch von dieſen mit Spott zurückgetrieben wurde. Hannß Georg Sörtel gehörte zu jenen Bürgern, welche trotz der Erbhuldigung der katholiſchen Kirche ſich nicht anſchloſſen, ſondern lieber Hab und Gut verließen, als ihrem Glauben untreu zu werden. Nachdem er ſeine Liegenſchaften, darunter den Karmelitergarten und das Haus auf dem Gänſebühl (gegenwärtig herrſchaftlicher Meierhof) an Hußmann verkauft hatte, erhielt er am 20. Jänner 1626 von dieſem den Weglaßbrief um zwar in Anbetracht ſeines hohen Alters, ſeiner großen Verdienſte um das ſtädtiſche Gemeindeweſen und der vielen Mühſeligkeiten, die er hierbei zu erdulden hatte.

4) Lorenz Bayer wurde beim Einfalle der Galliſchen Dragoner, als dieſe von Eger aus den Quartiermeiſter vom Wittenbergiſchen Regiment in Tachau aufheben wollten, ganz unſchuldiger Weiſe mit Kaspar Stadler nach Eger geführt

5) Der Stadtſcheiber Johann Joachim Bründel, welcher als Haupträdelsführer das Direktorium führte, daß kein einziger Bürger ohne ſein Vorwiſſen der Herrſchaft Gehorſam leiſten durfte, war der Erſte, der unbekümmert um das Verbot Hußmanns, welches nächtlicher Weile durch einen Stadtſchergen vom Rathhauſe abgenommen wurde, mit dem Bräuen fortfuhr und am heftigſten das Brauwerk behaupten wollte, desgleichen Hanuß (Georg) Schmidt.

6) Georg Schenkel hatte das Schreiben, welches die Gefangenen von Prag aus überſchickt hatten, dem Hußmann nicht ausgefolgt, ſondern ein anderes unterſchoben. Er war es auch, der mit einem Reiter vor dem Thore einen Raufhandel begann, und als ihn der Stadtrichter über Befehl der Frau Hußmann in Arreſt nehmen wollte und ihm wegen Widerſetzlichkeit mit 100 Reichsthalern Strafe drohte, ſich nicht fügte, ſondern antwortete: „Und wenn man ihm gleich 1000 Thlr. gebieten thäte, ſo ginge er dennoch nicht in den Arreſt.“ Weil ein Aufſtand zu beſorgen war, mußte ſeine Feſtnehmung unterbleiben.

7) Thomas Schlemmer wuroe gleichfalls mit Haft heimgeſucht. 1624 waren nämlich ohne Vorwiſſen des Erbherrn 4 Mittelsperſonen nach Wien geſchickt worden. Hußmann, welcher hiervon erfuhr, ließ den Rath und die ganze Gemeinde verfordern, welche vorgaben, es ſei dies der ſchweren Schuldenlaſt wegen geſchehen. Nur Thomas Schlemmer konnte mit der Wahrheit nicht zurückhalten, ſondern ſagte ausdrücklich, daß die Abſendung wegen der Privilegien und Freiheiten gemeiner Stadt erfolgt. Zum abſchreckenden Beiſpiele wurde er arretirt. Nichts deſto weniger waren die Uebrigen zu einem wahren Bekenntniſſe nicht zu bewegen, ſondern erklärten bloß durch den Stadtrichter, daß ſie wegen dieſes gefangenen Bürgers Alle Lügner werden müßten, wenn ſie ein Anderes ſagen würden.

8) Georg Bauer, Joſef Groë und Thomas Zolles wurden mit Hannß Zacharias Schödel und Bartel Fugger, welchem Hußmann das Eckhaus des herrſchaftlichen Bräuhauſes wegnahm, von dieſem als verbrecheriſche, an Leib und Leben ſtrafbare Perſonen geſchildert, weil ſie als Urheber, Aufwiegler und Rädelsführer während der Bewegung ſich erwieſen, auch die kaiſerliche Majeſtät und die hohen Landesofficiere mit allerlei Lug und Trug zu berücken ſuchten und nach ihrer Rückkehr von Wien allerlei Gerüchte ausſtreuten, als wenn der Kaiſer der Bürgerſchaft die Güter und Dörfer nebſt allen Privilegien und Freiheiten zurückgeſtellt hätte.

Gedenken wir noch des Dr. Georg Friedrich v. Altenburg, welcher als Rechtsfreund der Stadt in dem erbitterten und langwierigen Streite mit ihrem Erbherrn Hußmann beistand und deshalb von diesem als Erzrebell, Anstifter und Verführer der Bürger zu einer exemplarischen Bestrafung empfohlen wurde, so haben wir in dem Vorstehenden zugleich alle jene Männer verzeichnet, welche in diesem Streite eine hervorragende Rolle spielten.

Miscellen.

Sagen aus dem Erzgebirge von Friedrich Bernau.

1. Die neue Grube.

Geht oder fährt der Reisende von Dörnsdorf nach der Bergstadt Preßnitz so gewahrt er, ehe er die Stadt betritt, an der linken Seite der Straße die Statue der seligsten Jungfrau Maria mit dem Jesukindlein auf dem Arme, das mit trautem Blick zur Mutter aufsieht, während es in seinen Händchen die Weltkugel und das Scepter hält. Hier stand einst durch lange Zeit eine kleine Berghütte, die eine ergiebige Grube enthielt. An die Statue und die Berghütte knüpft sich folgende Sage.

Armuth, Krankheit und manigfaltiges Elend hatten in einer armseligen Hütte im Erzgebirge ihren Sitz aufgeschlagen, und der Hausvater wußte nicht Rath und Abhilfe zu schaffen. Als er eines Tages seine vier todtkranken Kinder sah und sein armes Weib, das sich härmte und vor Noth bittere Thränen vergoß, da wollte ihm von Weh das Herz zerspringen. Er ergriff den Stab und wanderte in die nahen Dörfer, um mitleidige Menschen um Hilfe und Erbarmen anzuflehen. Allein wo er anhielt, wies man ihn ab, nicht etwa aus Hartherzigkeit oder Mangel an Nächstenliebe, sondern weil damals theuere Zeit im Lande war, um so mehr in dem überdies armen und übervölkerten Erzgebirge.

So kam der arme Mann bis vor Preßnitz. Quälender Hunger und die Vorstellung, in welcher Lage er die Seinigen antreffen würde, brachen seinen Muth, ermattet fiel er auf dem Wege nieder und Verzweiflung erfaßte seinen Sinn. Ein schrecklicher Gedanke durchwühlte sein Gehirn: zum Mörder an sich selbst zu werden, um so der irdischen Bedrängniß mit einemmale zu entgehen. Einen Strick trug er schon längere Zeit mit sich. Noch einmal erwachte in ihm der christliche Sinn, er kniete nieder und betete inbrünstig zur hl. Maria. Da fühlte er sich gestärkt, beseligende Ruhe und wohlthuender Friede kehrte in sein Herz ein. Der ermattete Körper sank auf den Rasen hin und die Natur forderte ihr Recht — er verfiel in einen sanften Schlaf.

Da erscholl ihm himmlischer Geister Chor, ein Lob- und Preisgesang durchzitterte die Lüfte um ihn her, und umgeben von Engelschaaren erschien Maria die Himmelskönigin mit dem lieblichen Jesukinde auf dem Arme. Sie tröstete den Staubgeborenen mit erquickenden Worten und sagte: „Wache auf, öffne die Erde unter deinem Haupte und fasse Vertrauen zu Gott!“

Von heiligem Schauer ergriffen erwachte der Bergmann und fühlte sich wie neu geboren. Noch immer schien ihm die überirdische Musik zu ertönen — endlich wollte er doch versuchen, ob er geträumt oder gewacht; er ergriff seinen Bergstock und scharrte die Erde auf, die ihm als Kopfkissen gedient hatte. Kaum war er etwa eine Elle tief gekommen, sank er mit einemmale auf seine Knie und rief aus: „Gelobt seist du barmherziger Gott und die seligste Jungfrau, ich bin ge-

rettet!“ Ein großes Stück Goldes lag zu seinen Füßen, das nun aller Noth abhalf. Wie jubelten da die Seinigen, welche durch ärztliche Hilfe alsbald gesundeten und durch hinreichende Nahrungsmittel bald wieder frisch und die Freude des Hausvaters wurden. Das Glück fand sich nun in reichlichem Maße ein, Schächte wurden niedergetrieben und viel werthvolles Erz gewonnen. Neben der Berghütte erhob sich alsbald an derselben wunderbaren Stelle ein Bildniß der Gottesmutter. Lange lebte der glückliche Bergmann mit den Seinigen. Nun aber ist die Grube schon seit langer Zeit eingegangen, aber immer noch wird die Statue in hohen Ehren gehalten und manches Gebet bei ihr zum Himmel entgegengesendet und Trost in trüben Zeiten und Stunden erflehet, was ein großes Stück Gold für manche wunde Seele ist.

2. Der Schweizerzug bei Joachimsthal.

Es lebte einmal ein Schweizer, ein Edelmann, welcher sehr geldbedürftig war. Diesem träumte, er werde auf der steinernen Brücke zu Prag sein Glück finden. Er machte sich sogleich auf die Reise nach Böhmens Hauptstadt und ging nun dort auf der Brücke auf und ab.

Das seltsame Verweilen des Fremdlings fiel endlich dem auf der Brücke wachhabenden Soldaten auf, so daß er ihn fragte, was er hier suche? „Mir hat geträumt,“ antwortete der Schweizer, „daß ich auf dieser Brücke mein Glück finden werde, gehe wohl schon einen halben Tag auf und ab, finde aber keines.“ ? „Ja,“ sagte der Soldat, „mir träumte auch einmal, ich werde im Erzgebirge mein Glück finden, aber wer wird den Träumen nachgehen!“

Als dies der Schweizer vernommen hatte, eilte er allsogleich in den Gasthof zurück, ließ sein Pferd satteln und ritt dem Erzgebirge zu. Nach vielen Kreuz- und Querzügen kam er auch in die Gegend von Lichtenstadt. Wie er nun den Berg hinansprengte, um nach Konradsgrün zu gelangen, blieb des Pferdes Huf an etwas hängen und das Hufeisen riß ab. Er stieg ab, um nach der Ursache dieses Unfalles zu sehen — eine losgerissene Scholle ließ ihn gediegen Silber erblicken, er hatte sein Glück gefunden.

Er begab sich in das Dorf zurück und schlug, nachdem das Pferd wieder beschlagen war, den Weg in die Heimat ein. Nicht lange darauf langte in Konradsgrün ein Zug Schweizer Bergleute mit dem Edelmanne an, der bald ein reicher Mann wurde, und noch jetzt heißt ein langer Halbenzug, das Zeugniß reicher Ausbeute: der Schweizerzug.

3. Der „graue Stein“ bei Joachimsthal.

Uebersteigt man von Joachimsthal aus den untern Theil der Schwedenschanze, gewöhnlich „Nuß“ genannt, und gelangt durch das Thal auf den sogenannten „hohen Berg,“ so gewahrt man auf einem Ausläufer dieses Berges eine grüne Halde, welche von den Umwohnern „der graue Stein“ genannt wird. Ringsum von melancholischen schwarzen Fichten umgeben, erweckt die Einsamkeit dieser Stelle schwermüthige Gedanken, welche nur die schöne Aussicht, die man von hier genießt, zu verscheuchen vermag. Die grüne Farbe des Gesteins rührt eigentlich von der Wandschüsselflechte her, die durch die lange Zeit grünlich geworden ist. Den Ursprung dieser Halde aber erklärt man wie folgt:

In alten Zeiten lebte im Süden Böhmens ein mächtiger Dynast, Namens Leopold, dessen reiche Besitzungen sehr ausgebreitet waren. Er hatte einen erstgebornen Sohn, Karl genannt, der ihm aber trotz der erhaltenen guten Erziehung wenig Freude machte. Seine ausschweifende Lebensweise zwang den Vater ihn

aus dem Hause zu entfernen; in der Residenz jedoch, wohin er geschickt wurde, um wenigstens die Hofsitten kennen zu lernen, fand er erst rechte Gelegenheit sich allen Lastern zu ergeben. Durch einen Freund Karls erhielt der Vater Nachricht von der Lebensweise seines Sohnes und machte ihm Vorwürfe, welche jedoch der aufbrausende Junker so schlecht aufnahm, daß er sich entschloß aus Prag ganz und gar zu entfliehen, um sich der väterlichen Gewalt zu entziehen. Er reiste verkleidet gegen das Erzgebirge und kam bis in die Gegend des heutigen Joachimsthal. Hier gefielen ihm die waldigen Berge, und er baute mit Hilfe der Umwohner ein Schloß. Hier siedelte er sich mit mehreren losen Gesellen an und trieb von Neuem sein wüstes Leben.

Sein Vater hatte indessen den Verlust des ungerathenen Sohnes verschmerzt. Einst begab er sich auf seine im nördlichen Böhmen gelegene Güter, wo er in den waldigen Gebirgen des Jagdvergnügens pflegte. Eines Tages verirrte er sich von seinem Gefolge, und schon dämmerte der Abend, als er im dichten Walde vorwärts schreitend auf eine freie Wiese gelangte, von wo er in der Ferne ein Licht schimmern sah, und diesem auch seine Schritte zuwendete. Nach einiger Zeit kurzen Bergsteigens erreichte er ein ihm unbekanntes Schloß. Er ließ sich melden und wurde vor den Schloßherrn geführt, den er augenblicklich erkannte. Auch Karl erkannte sogleich seinen strengen Vater, und in dem Wahne, derselbe komme, um ihn einer verdienten Bestrafung zuzuführen, befahl der Ruchlose den Vater gefangen zu setzen. In demselben Augenblicke sprach dieser den Fluch über ihn aus. Die Grundfesten des Gebäudes erzitterten, es stürzte zusammen und begrub alle Inwohner in seinem Schutte; nur der Fürst und ein Diener retteten sich und begaben sich nach Konradsgrün, wo schon das beängstigte Gefolge den Fürsten erwartete. —

Seit dieser Zeit ist es aber am „grauen Stein," wo das Haus des ungerathenen Sohnes gestanden haben soll, nicht recht geheuer, und die bösen Geister treiben dort ihren Spuk.

Einer anderen Ueberlieferung nach soll der graue Stein ein verwünschtes, durch Zaubersprüche unsichtbar gewordenes Schloß sein. — Einst veranstalteten die nächsten Umwohner eine Prozession, um die am grauen Steine polternden Geister und Gespenster zu bannen und zur Ruhe zu bringen. Auf einmal hörte man Musik und Gesang in den Lüften, ja noch mehr, ein ganzer Schwarm von Geistern kam auf die Herannahenden zu. Erschreckt ergriffen die Leute die Flucht, und der graue Stein ward um so mehr gefürchtet. Sehr viel wird erzählt von der „Grauensteiner Jungfrau „welche keinen Kopf hat, und sich zuweilen blicken läßt. Einst ging ein Weib von Joachimsthal um Holz, da bemerkte sie einen schönen rasigen Platz, auf dem sich Wäsche ausgebreitet befand; darauf zugehend, um es näher anzuschauen, bemerkte sie, daß die Wäsche immer reiner und schöner werde. In ihrem Innern regte sich der Wunsch, ein Stück Wäsche zu nehmen, was sie denn auch that. Plötzlich hörte sie hinter sich ein Geschrei, als sie aber sich umsehend niemanden bemerkte, nahm sie noch ein Stück Wäsche und ging ihren Weg, auf ein abermaliges Rufen nicht achtend. Sie erreichte gerade einen Kreuzweg, als die unbekannte Stimme zum drittenmale sich hören ließ: „wenn kein Kreuzweg gekommen wäre wärest du des Todes!" — Hätte sie alle Wäsche gestohlen, so wäre die Grauensteiner Jungfrau erlöst worden. Einer Variation nach wohnte im Grauensteiner Schloße ein Vater, der seiner Tochter einen mißliebigen Bräutigam aufdringen wollte. Diese Tochter trieb ihm aber während des Schlafes einen Nagel durch den Kopf. In den letzten Athemzügen verwünschte der Vater das Schloß sammt den Inwohnern.

Ein Weib sah ein schönes Fräulein vor dem Schloße Wäsche bleichen, das

Weib griff nach einem Stück und eilte davon; aber augenblicklich donnerte und krachte es, und die Steinhalde war wieder da. —

Einem armen Bergmanne träumte drei Nächte hinter einander, er solle um 12 Uhr Nachts auf diese Stelle gehen — er könne das Schloß erlösen. Er machte sich auf den Weg, und als er sich näherte, hörte er lärmende Musik. Er sah zwei Reiter daher sprengen, die zwischen sich ein leeres schmuckes Pferd führten und dem Erschreckten winkten; da sank sein Muth, er kehrte dem Phantome den Rücken zu, und mit Krachen und Zischen war alles verschwunden.

Andere Bergleute wollen zur Abendzeit Musik vernommen haben, die sich vom „Grauen Steine" gegen die Schwedenschanze gleichsam fortbewegte und dort sich in die Töne des pfeifenden Windes auflöste; ja einer erzählte, er habe einmal zwischen 11 und 12 Uhr Nachts die erleuchteten Fenster des verwunschenen Schlosses gesehen und sie gezählt, als er zu dieser Zeit Holz holte.

Geschäftliche Mittheilungen.

I.

Wissenschaftliche Anfragen.

An unsere Herren Vertreter, Mitglieder, sowie an die P. T. Hrn. Bürgermeister und Vertretungen der deutschen Städte in Böhmen.

Herr Professor **L. Rockinger** in München hat an den Verein folgendes Schreiben gerichtet, das hiemit zur allgemeinen Kenntniß gebracht wird mit der Bitte, demselben vollste Würdigung angedeihen zu lassen:

H. Vorstandschaft! Im Interesse der größtmöglichen Förderung einer auf breitester handschriftlicher Grundlage ruhenden Ausgabe des **kaiserlichen Land- und Lehenrechts oder jetzt gewöhnlich sogenannten Schwabenspiegels**, womit ich von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu **Wien** wie von der **baierischen** Akademie der Wissenschaften hier betraut bin, gestatten Sie mir wohl, daß ich das nachstehende ergebenste Ersuchen Ihrer geneigten Rücksichtnahme unterstelle.

Es ist eine bekannte Thatsache, welcher ausgedehnten Geltung sich das berührte, wohl in den Jahren 1260 bis 1268 entstandene Rechtsbuch Jahrhunderte hindurch zu erfreuen ge-

habt. Die große Zahl von Handſchriften desſelben, welche ſich allenthalben finden, wie nicht minder die Menge von Bruchſtücken ſolcher, welche da und dort an den Tag getreten ſind und noch fortwährend auftauchen, ſie iſt allein ſchon Beweis genug hiefür. Aber keineswegs der ganze Vorrath der Handſchriften wie der Bruchſtücke des ſogenannten Schwabenſpiegels iſt zur Zeit bereits bekannt. Habe ich auch bis zur Stunde von ungefähr dritthalb Hunderten theilweiſe genauere, theilweiſe auch nur beiläufige Kunde, wozu ſo manche werthvolle Mittheilung mir erſt noch in jüngſter Zeit von den verſchiedenſten Seiten her zugegangen iſt, ſo kann ich bei der Erwägung dieſes eben bemerkten Umſtandes mich keineswegs dem Gedanken verſchließen, daß nicht etwa da oder dort ſich weitere Fundgruben aufthun möchten.

Nun gehe ich allerdings nicht von der Vorausſetzung aus, daß die Geſchichtsvereine Deutſchlands und ſeiner Nachbarſtaaten unter ihren Schätzen ſelbſt eine mehr oder minder bedeutende Anzahl von Handſchriften oder von Bruchſtücken des kaiſerlichen Land- und Lehenrechtes gelagert haben werden Für ganz und gar unmöglich übrigens dürfte das doch immerhin nicht überall gehalten werden. Beſitzt ja beiſpielsweiſe nach einer Mittheilung des der Geſchichtsforſchung zu früh entriſſenen Dr. von Kern im dritten Stücke der Nachrichten von der hiſtoriſchen Commiſſion bei der bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften hier (Beilage zur hiſtoriſchen Zeitſchrift v. Sybel's Band VI. vom Jahre 1860) S. 15 eine ſolche aus dem Jahre 1479 der hiſtoriſche Verein von Niederbaiern zu Landshut.

Wenn indeſſen auch dieſe Fälle mehr als Ausnahme gelten mögen, ſo ſind gerade die Geſchichtsvereine bei ihrer Verbindung von Mitgliedern der verſchiedenſten Kreiſe, welche ſich mit der Aufgabe der Geſchichte in ihrem weiteſten Umfange befaſſen, in der glücklichen Lage, Nachforſchungen, wie ſie hier erforderlich werden, mit einem gewiſſen Erfolge zu pflegen, indem ihnen Mittheilungen wie ſie für den vorliegenden Gegenſtand wünſchenswerth erſcheinen, von mannigfachen Seiten her ohne beſondere Schwierigkeiten zugehen, Mittheilungen, welche den einzelnen Forſchern naturgemäß weit weniger erreichbar ſind

Auf welche Nachforſchungen iſt nun aber mein ergebenſtes Erſuchen vorzugsweiſe gerichtet? Einmal auf Handſchriften des ſogenannten Schwabenſpiegels im Privatbeſitze, namentlich auch in Privatarchiven und Privatbibliotheken, ſodann auf ſolche in Gemeindearchiven und Gemeindebibliotheken.

Was das erſtere anlangt, beherbergen verſchiedene Schlöſſer mitunter ſehr beachtenswerthen hieher einſchlagenden Stoff. So beiſpielsweiſe das fürſtlich Dietrichſtein'ſche zu Nikolsburg einen Codex unſeres Rechtsbuches, das fürſtlich Fürſtenberg'ſche zu Donaueſchingen nicht weniger als 7 dergleichen zum Theile von außerordentlicher Bedeutung u. ſ. f.

Ausgiebiger dürfte allerdings vielleicht die Ausbeute in den **Gemeindearchiven** und **Gemeindebibliotheken** ſich geſtalten:

In ihnen ſtößt man bekanntlich auf ausgezeichnete Handſchriften des kaiſerlichen Landrechtes wie auch häufig des ſonſt gewöhnlich hiemit verbundenen Lehenrechtes. So bewahrt beiſpielsweiſe das Stadtarchiv von München eine ausgezeichnete Handſchrift beider Rechtsbücher, die noch dem 13. Jahrhunderte angehört.

Solche aus dem 15. Jahrhundert ſind bekannt aus dem Stadtarchive wie aus der Stadtbibliothek von Augsburg, aus dem Stadtarchive von Conſtanz, aus der Rathsbibliothek von Görlitz, aus dem Stadtarchive von Kaſchau, aus der Stadtbibliothek von Kolmar, aus der Stadtrathsbibliothek von Leipzig, aus der Stadtbibliothek von Linz, aus der von Nürnberg, aus der von Trier, aus dem Stadtarchive von Wien, aus der Stadtbibliothek von Winterthur. Hiemit iſt indeſſen das Ende noch keineswegs erreicht. Aus dem 16. Jahrhunderte erübrigt eine intereſſante Bearbeitung des kaiſerlichen Landrechtes für die Stadt Witzenhauſen in deren Archiv. Abgeſehen endlich von all dem liefern eine ſtattliche Schaar von böhmiſchen Ueberſetzungen des ſogenannten Schwabenſpiegels unter anderen die Stadtarchive und Stadtbibliotheken von Königgräz, Leitmeritz, Nürnberg, Pilſen, Prag, Wittingau. Ich glaube mich zur Zeit mit dieſen Beiſpielen begnügen zu können.

Handelt es ſich hiebei mehr um Orte von größerer Bedeutung, ſo wird doch keineswegs von vornherein ſchon die Annahme ausgeſchloſſen erſcheinen dürfen, daß auch in den Archi-

ven von weniger hervorragenden Gemeinden ſich dieſes oder jenes Exemplar unſeres Rechtsbuches erhalten haben könne.

Erſtreckt ſich nun mein ergebenſtes Erſuchen hauptſächlich **auf die Anſtellung von Nachforſchungen nach den berührten Seiten hin, wie auf geneigte Mittheilung eines allenfallſigen günſtigen Befundes derſelben, ſo würde ich natürlich für jedes weitere Ergebniß, welches die hochgeehrte Vorſtandſchaft aus eigener Wiſſenſchaft oder durch gütige ſachdienliche Anregung bei den ſehr geſchätzten Vereinsgenoſſen erzielen zu können in der Lage iſt, mich zum wärmſten Danke verpflichtet fühlen.**

Mit einer gefälligen Zuſchrift in dieſer Beziehung erfreut zu werden, wäre mir insbeſondere auch aus dem Grunde um ſo mehr von Werth, als es ſchon für die Genealogie der Handſchriften des ſogenannten Schwabenſpiegels nicht gleichgiltig iſt, ſondern in mehrfacher Hinſicht von Wichtigkeit erſcheint, über die einzelnen Orte, an welchen ſich dergleichen finden, einen ſo viel als möglich vollſtändigen Ueberblick zu haben.

Weiß ich nun allerdings wohl zu würdigen, welche Mühewaltung oft mit den betreffenden Nachforſchungen verknüpft iſt, ſo möchte im gegenwärtigen Falle dieſe doch bei den zur Sprache kommenden vollſtändigen Handſchriften inſoferne keine übergroße ſein, als ſelbſt dann, wenn der ſogenannte Schwabenſpiegel mit anderen Stücken, oder — wie beiſpielsweiſe bei der Bearbeitung für Witzenhauſen — gleich mit dem amtlichen Stadtbuche verbunden iſt, doch der Anfang des Landrechtes:

„Herr Gott, himmliſcher Vater, durch Deine milde Güte ſchufeſt Du den Menſchen mit dreifältiger Würdigkeit“ u. ſ. w.

wie jener des Lehenrechtes:

„Wer Lehenrecht kennen will, der folge dieſes Buches Lehre. Des erſten ſollen wir“ u. ſ. w.

ziemlich ſchnell und ſicher wenigſtens im großen Ganzen das Vorhandenſein unſeres Rechtsbuches auch denjenigen, welche weniger mit dieſem Gegenſtande vertraut ſind, erkennen läßt.

Indem ich ſchließlich, hochgeehrte Vorſtandſchaft, mir noch erlaube, auch das ergebenſte Erſuchen um geneigte Rückſichtnahme auf allenfalls an Einbänden oder ſonſt vorkommende Bruchſtücke dieſes oder jenes deutſchen Rechtsbuches in dem Kreiſe Ihrer Wirkſamkeit zu ſtellen, in welchem ja auch die Pflege der Rechtsquellen und der Rechtsgeſchichte des deutſchen Mittelalters ihre Vertretung findet, ergreife ich mit Vergnügen dieſen Anlaß zur Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, in welcher ich geharre der hochgeehrten Vorſtandſchaft ergebenſter

Prof. Dr. **Ludwig Rockinger,**

z. Z. II. Secretär des hiſtoriſchen Vereines von und für Oberbaiern, Schellingſtraße Nr. 47/1.

München 1874.

Wir bitten recht ſehr, allenfallſige Mittheilungen an **unſere Geſchäftsleitung** Prag 188/I gelangen zu laſſen.

Ferner iſt an den **Verein** folgende ſehr berückſichtigungswerthe Zuſchrift gelangt:

P. T.

2) Der ergebenſt Unterzeichnete beabſichtigt ſowohl zum Beſten der Verwaltung als auch im wiſſenſchaftlichen, beſonders hiſtoriſchen Intereſſe ein **Hand- und Adreßbuch für die deutſchen und öſterreichiſchen Archive** zu begründen. Es ſollen in demſelben nicht nur die Staats- ſondern auch die ſtädtiſchen, ſtandesherrlichen und Privat-Archive, überhaupt alle ſolche Archive Berückſichtigung finden, welche der hiſtoriſchen Forſchung unter gewiſſen Bedingungen zugänglich ſind. — Aus dem unten erſichtlichen Formulare, welches wir der gütigen und baldigen Beachtung unſerer Herrn Collegen beſtens empfehlen, wird erſichtlich ſein, daß hier mehr als das Formale gewöhnlicher Adreßbücher angeſtrebt wird, und der ergebenſt Unterzeichnete **bittet die Herren Vorſtände und Beſitzer von Archiven, das Formular ausgefüllt zurückzuſenden**

und das im allseitigen Interesse begonnene Werk, das der warmen Theilnahme dringend bedarf, wenn die großen Schwierigkeiten überwunden werden sollen, geneigtest fördern und etwaige Veränderungen in den Archivverhältnißen mittheilen zu wollen.

Weimar, im Mai 1874.

Dr. C. A. H. Burkhardt,
Vorstand des geheimen Haupt- und Staatsarchivs in Weimar.

1. Officieller Name, Sitz des Archivs, Geschäftsstunden.
2. Beamtenpersonal. Mit Vornamen, Charakter nach der Rangordnung einschließlich der Diätisten und Diener.
3. Archivbestandtheile, Name der einverleibten Archive oder der unter der Verwaltung stehenden Archive.
4. Literatur, überhaupt Nachweise über die Geschichte ꝛc. der betr. Archive.
5. Gefällige Adressen standesherrl. u. a. Archive, welche, weniger bekannt, Beachtung verdienen, Archive, welche ungeordnet sind.
6. Angabe über die Normen, welche bei der Benutzung maßgebend sind. (Aktenversendung zulässig.)
7. Beiläufige Erklärung über die Betheiligung an einer Vereinigung der Archivbeamten, Pfingsten 1875 in Eisenach. Name der Betheiligten.
8. Wünsche und Anträge in Bezug auf die Herstellung des Buches.

Formulare können durch die Geschäftsleitung bezogen werden.

III.

Anzeigen.

Die von uns in der letzten literärischen Beilage in Aussicht gestellte neueste Publikation des Vereines: „**Caspar Brusch**“ von Prof. Dr. **A. Horawitz** ist bereits erschienen und kann jeder Zeit durch die Geschäftsleitung (188—I) bezogen werden. Das Werk zeichnet sich ebenso wohl durch gediegenen Inhalt als durch eine treffliche Ausstattung aus. Es ist ein würdiges Denkmal des in Schlackenwald 1518 geborenen Dichters, der einen besonderen Antheil an der großen geistigen Bewegung Deutschlands, an der Zeit des Humanismus genommen hat, der, wenn auch nicht Träger und Mittelpunkt derselben, doch ein hochbedeutender Vertreter unsres deutschböhmischen Volkes in derselben gewesen ist. Sicher wird das Werk bei allen Freunden heimischer Forschung und bei allen Förderern des Vereines die verdiente freundliche Aufnahme finden. Trotz der großen Opfer welche die Drucklegung verlangte, wurde der Preis für die P. T. Herren Mitglieder, ebenso auch für Schulbibliotheken auf **nur zwei Gulden** festgesetzt. Der Ladenpreis beträgt 2 Thaler.

Die Selbstbiographie **Jäger's**: „Meine Bildungsgeschichte“ kann von nun ab, so weit die Auflage nicht durch die Subscriptionen vergriffen ist, um den Preis von **50** kr. durch die Geschäftsleitung bezogen werden. Die verehrlichen Vereine werden aufmerksam gemacht, daß nur der geringere Theil der Auflage noch zur Verfügung steht, daher um schleunige Subscription gebeten wird. —

Wanderverſammlung.

Nach Beſchluß des Ausſchuſſes und auf Einladung der Stadtvertretung wird die heurige **6. Wanderverſammlung** am 28. u. 29. Juni **in Warnsdorf** ſtattfinden. Die Legitimationskarten, gegen deren Vorweiſung die Bahnen eine 50%tige Fahrpreisermäßigung bewilligen, werden jeder Zeit durch die Geſchäftsleitung verſchickt, die auch die Wohnungsbeſorgung u. ſ. f. übernimmt. Die Anmeldungen werden möglichſt raſch erbeten: Mitglieder haben das Recht, Gäſte anzumelden.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichniſſe.

Geſchloſſen am 3. Juni 1874.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Eſchner** Adolf, fürſtl. Clary'ſcher Forſt-Ingenieur in Teplitz.
„ **Freyer** Andreas, ſtädt. Ingenieur in Teplitz.
„ **Großmann** W. H., Oberlehrer in Krima.
„ **Heller** Sigismund, Kaufmann in Jicin.
„ **Jupe** Auguſt, Glashändler in Labau.
„ **Kleindienſt** Franz, Rechnungsführer in Triebſchütz.
„ P. **Krenn** Iſidor, Stiftscapitular, Gymn.-Profeſſor in Melk.
„ **Martin** Ernſt, Dr. k. k. Univ.-Profeſſor in Prag.
„ **Mayer** Ernſt, Med. u. Chir. Dr., Reichsrathsabg., in Prachatitz.
„ **Pick** Philipp, Med. et Chr. Dr., k. k. Univ.-Profeſſor in Prag.
„ **Porth** Joſef, Turnlehrer in Brüx.
„ **Poſſelt** Joſef, Glashändler in Kukan.
„ **Schilbach** Robert, k. k. Notar in Tannwald.
„ **Schors** Adolf, k. k. Gymn.-Profeſſor in Prachatitz.
„ **Simm** Franz, Maler in Kulan.
„ **Straßner** Joſef, Gymnaſial-Profeſſor in Brüx.
„ **Stütz** Franz, Altförſter in Gutbrunn.
„ **Wenzel** Anton, Maler in Reichenau.

Vom 16. April bis 3. Juni 1874 ſind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Ordentliche Mitglieder.

Herr **Krieger** Adam, k. k. Kreisgerichtsadjunkt in Eger.
„ **Lang** Karl, Ph. Dr., Profeſſor an der Realſchule in Trautenau († 27. Mai 1874 in Fürbitz), früher Bibliotheksaſſiſtent unſeres Vereines.
„ **Mayer** Joſef, k. k. Poſtmeiſter etc. in Petſchau. († 30. April 1874.)
„ **Müller** Ferdinand, J. U. Dr., Landes-Advokat in Komotau.
„ **Pohl** Anton, Gemeinde-Rath etc. in Hohenelbe († 8. April 1874.)
„ **Uhlig von Uhlenau** Gottfried, k. k. Oberſtlieutenant, Ritter hoher Orden etc. († 8. Mai 1874.)
„ **Unger** Friedrich, Kaufmann in Prag († 29. Mai 1874).

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rückſicht auf den Jahresſchluß freundlich erſucht, die reſtirenden Jahresbeiträge möglichſt bald einzuſenden.**

Druck der Bohemia, Aktien-Geſellſchaft für Papier- u. Druckinduſtrie. — Verlag des Vereines.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. I. & II. Am 22. November 1873.

Geschichte.*)

I.

Palacky Fr. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges vom J. 1419 an. Gesammelt und herausgegeben von Franz Palacky. I. Bd. 1419—1428. Prag bei Fr. Tempsky 1873. 8° S. (XIV. — 656.)

Als im J. 1856 der I. Band der „Geschichtsschreiber der hussitischen Bewegung" von Prof. K. Höfler der Oeffentlichkeit übergeben wurde, mußte dieses Werk, als das erste, welches über die so hochwichtige, vielverkannte und vielüberschätzte großartige Bewegung der Hussitenzeiten documentarische Klarheit zu verbreiten Zweck und Absicht hatte, von allen Geschichtsfreunden lebhaft begrüßt werden. Es wurde das Werk, an das sich eine stattliche Reihe von Monographien von Friedrich, Krummel, Höfler selbst u. s. f. anschloß, mit dem 3. Bande erst im J. 1866 vollendet. Die in demselben veröffentlichten Quellen und Actenstücke entstammen zum größten Theile böhmischen Archiven, z. B. dem des Metropolitan-Domcapitals, dem Wittingauer — ferner der Handschriftensammlung der k. k. Univ.-Bibliothek, und der Hofbibliothek in Wien. Bekannt ist, daß Höfler mit einer staunenswerthen Productivität, unter der freilich die Qualität des Gebotenen leiden mußte, neben diesem großen Quellenwerke, dem für sein Feld die Priorität gebührt, von 1861—65 eine Reihe von Schriften veröffentlichte, welche theils unmittelbar, theils mittelbar in Zusammenhange damit stehen. So: K. Ruprecht 1861, Concilia Pragensia. Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Studenten von Prag (1863), die Quellenschriften Barthol. v. St. Egydi, Chronik von Prag, die Chronik Heinrich Trnchseß von Dießenhofen und des Johannes Porta de Avonniaco. Beide letztere Werke wurden durch unseren Verein veröffentlicht. Eine Recapitulation der Beurtheilung sowohl des zu Grunde gelegten Quellenwerkes, als seiner Kinder, — welche heimische und deutsche Kritik an sie legte — zu geben, dazu wäre hier wohl weder Platz, noch Veranlassung. Abgesehen von einigen Documenten, deren innere Glaubwürdigkeit schon lange über den Haufen geworfen, von andern wieder, welche ihrem Inhalte nach nur von untergeordnetem Werthe waren und längst bekannte Daten einfach bestätigten, konnte es nicht ausbleiben, daß der Hinweis auf den national-politischen Charakter dieser großen Revolution von Seiten Höfler's auf den Auswuchs und die Verbildung einer in ihren Anfängen gewiß für Gewissensfreiheit und Selbstbestimmung berechtigten Bewegung zu einer nationalen fanatischen Reaction gegen Alles, was deutsch hieß und war, unsere heimischen nationalen Historiker und Politiker nicht eben angenehm berührte, welche in Hus und seinen Nachfolgern, selbst in Prokop und Žižka nichts Anderes und nichts Weiteres geehrt und — verehrt wissen wollten als tugendreine, gottbegeisterte Weltapostel geistiger und religiöser Freiheit. Sie wollten ja — und wollen es auch heute, nur die geistige Leuchte, die in dieser reformatorischen Bewegung aufgesteckt wurde, sehen, nicht aber die colossalen Feuergarben, welche die fanatischen, mit dem Stichworte gefangenen Hussitenhorden auf deutschen Dörfern, Städten und Klöstern aufzündeten und damit eine Cultur von Jahrhunderten begruben. Die innern Mängel des H. Werk s gaben Hrn. Palacky Anlaß zu seiner Brandschrift „Die Geschichte des Hussitenthums und Prof. C. Höfler. „Kritische Studien", die allerdings von dem „sine ira et „kulturhistorischen Studien" zur Geschichte

*) Vgl. Friedr. v. Bezolds eben erschienenen des Hussitenthum's. München 1874. 8°.

studio“ weit abschweift, — und voll wägiger Belegstellen für den Glauben P.'s an die eigene Unfehlbarkeit ist, dagegen für uns den nicht zu läugnenden Werth hat, uns manche mühevolle Correctur der Höfler'schen Ausgabe gebracht zu haben. Schon im J. 1869 gab denn auch Palacky die wichtigsten Documente zur Entstehungsgeschichte des Hussitismus unter dem Titel: „Documenta Mag. Johannis Hus vitam doctrinam etc. illustr. antiqua“ neu heraus u. hieran schließt sich der jetzt erschienene 1. Band der Urkundlichen Beiträge zur Geschichte des Hussitismus vom J. 1419—1429, welche bis zum Abschlusse des ersten Aktes des weltgeschichtlichen Dramas — den Basler Compactaten (1436) — fortgeführt werden sollen. Die endgiltige Beurtheilung des Werkes müssen wir uns bis zur Vollendung des Werkes, das wieder mit Unterstützung des Landesausschusses erscheint, vorbehalten. Wir beschränken uns den wesentlichen Inhalt und die Eintheilung des Werkes zu skizziren. Die Quellen, aus denen es geschöpft, sind vor Allem das für die böhmische Landesgeschichte so hochwichtige Archiv von Wittingau, dann die Archive von Eger und Budweis, vom höchstem Interesse für die deutsch-böhmische Geschichte aber insbesondere die Nürnberger Missivbücher. Unter den benützten Handschriften stehen obenan die Supplementa Andreae Ratisbonensis in der kais. Hofbibliothek zu Wien, Wenzel v. Iglau's Briefsammlung im mährischen Landesarchiv u. s. f. Das erste Regest ist datirt vom September 1419 und bezieht sich auf die bereits im Archiv český III. S. 206—208, dessen Urkunden aus dieser Zeit, z. B. die Verhandlungen Sigismunds mit dem H. v. Rosenberg ganz richtig in Regestenform hier wieder angeführt werden, veröffentlichten Urkunde, mit welcher die böhmischen Stände dem K. Sigismund ihre Wünsche und Bedingungen vor seinem Regierungsantritte klar legten. Fast ein Fünftheil der veröffentlichten Urkunden, im Ganzen 557, umfaßt die Correspondenz der Stadt Nürnberg (105 St.), in dem Schauplatze der Wirren am nächsten gelegen und zum Theil gut instruirt, übernahm die Vermittlung der Nachrichten an die Reichsstädte bis Straßburg und Hagenau. Einen besonders regen Verkehr unterhielt Nürnberg mit Ulm,*) dessen Rath in 23 Zuschriften über die Vorgänge in Böhmen, über die Berathungen der Fürsten u. s. w. im Laufenden erhalten und getreulich mit der Kriegszeitung versehen wurde, außerdem mit der Stadt Eger, deren Rolle schon durch seine Lage in der Nähe des Kriegsschauplatzes gegeben war (Nr. 70, 71, 96, 133, 135, 331, 428, 435, 436, 466, 486, 497, 522, 530. 552) und das auch zu wiederholten Malen, ebenso Elbogen und Tachau (Nr. 437, 452) dorthin sich um Hilfe wandten. Die Missivbücher füllen ähnliche Correspondenzen mit den Städten Augsburg, Mainz, Frankfurt, Menningen, Weinsheim, Passau, Nördlingen, Magdeburg, Köln, Lübek, Budweis (Nr. 203), Pilsen (Nr. 423, 424, 534), sowie Berichte und Briefe an die Herzoge Johann und Otto von Baiern, Fr. von Sachsen, an die Pfalzgrafen Johann, Otto und Ludwig, an die Herren: Fr. von Toggenburg, Heinrich von Plauen (Nr. 305, 363, 367), an Hans Kolowrat (Nr. 420), Pota von Ilburg (168, 478), Albrecht von Kolditz (479, 550), endlich an den Bischof von Bamberg und den Abt von Waldsassen (Waldsachsen schreibt Palacky im Regest). Nicht geringer war auch die Ausbeute aus dem Egerer Archiv, das allerdings jetzt noch manchen ungehobenen und an's Licht gebrachten urkundlichen Schatz enthalten dürfte, um so mehr, als es bei den Kriegstruppen selbst eine Heerschaar unter den Hauptleuten Guldner und Hans Kutenplaner gestellt hat (Nr. 232, 233).

So lauteten jedenfalls die Namen der hervorragenden Egerer Hauptleute; wenn Palacky in der Urk. Nr. 220 Wenzl „Gulen“, 232 richtig „Wenzl Guldener,“ aber schon Nr. 233 „Wenzl Guldbach“ lesen und letzteres noch mit einem Fragezeichen versehen konnte, so ist dies gerade kein Zeichen von besonderer kritischer Sorgfalt. Auch können wir uns mit der unklaren Fassung des Reg. Nr. 436: Der Rat von Nürnberg an den von Eger: auch der Markgraf von Brandenburg „habe um Hilfe gen Elbogen nachgesucht: doch sei der Rat willig, den Egerern gleichfalls Hilfe zu schicken“ aus Rücksicht auf die gerade bei der Urkundenedition gebotenen Sorgfalt nicht befreunden. Es heißt im Original: Vnd lassen E. W. wissen, daß wir kürzlich von unserm gnedigen Herren . . . dem Marggrafen von 'Brandenburg auch angelangt sein worden „vnser Hilf gein Elbogen zu schicken“ d. h. „nach Elbogen,“ wie Nr. 437 (Schreiben des Raths an Elbogen) beweist.

*) Cfr. hiezu Kerner. Antheil der Truppen des Ulmer Städtebundes an den Feldzug gegen die Hussiten 1426. Verhndlgn. des V. f. K. u. A. für Ulm N. F. 5. Heft 1873.

Sehr viel lieferten auch Scultetus Collectaneen, das Archiv von Regensburg und das Hof- und Staatsarchiv in Dresden. Aus letzterm edirt u. A. P. den Verpfändungsbrief der Städte Brüx und Aussig an Friedrich Markgrafen von Meißen de dto. 15. April 1423 und dessen vom selben Tage datirten Befehl, demselben zu huldigen (Nr. 265, 267). Für die Verhandlungen Sigismunds mit den Reichsfürsten, Bischöfen, sowie mit dem Witold v. Litthauen, die Acte des K. Wladislaw von Polen, des Papstes und der Cardinallegaten u. s. f. bilden Andreas Ratisbonnensis und die Concellaria Ciolek's reiche Fundgruben, welche viel neues und schätzbares Material lieferten. — Den Druck des Bandes besorgte die Druckerei Fr. Tempsky, die Revision scheint aber nicht sehr subtil gewesen zu sein, indem noch einige störende Druckfehler unterlaufen sind. So S 54, Urk. 54. Brüx steht 1320 statt 1420, dann S. 265 statt 365 und auf derselben Seite Reg. Nr. 1313 „Rath von Elbogen sendet dem „Pathe" statt Rathe von Eger" u. s. f. l. r.

Scriptum super apocalypsim cum imaginibus (Wenceslai Doctoris). Codex Bibliothecæ Capituli Semper Fidelis Metropolitani Pragensis in solemnem memoriam anni jubilæi ab erecto episcopatu Pragensi nongentesimi editus a S. F. Capitulo Metropolitano. Pragæ 1873 arte phototypica expressit Henricus Eckert. (Fol. XV — 301.)

Unter den Manuscripten der höchst werthvollen und leider zu wenig gekannten Bibliothek des Metropolitan-Domcapitels in Prag befindet sich ein Codex, bisher genannt „Scriptum super apocalypsim Wenceslai Dortum." Zur Feier des Jubiläums der Prager Erzdiöcese hat das Capitel denselben mit anerkennenswerther Opferwilligkeit phototypiren und der Oeffentlichkeit übergeben lassen. Wir haben es hier nicht mit einem Werke rein theologischen Inhaltes, mit einer bloßen Abschrift der Apocalypse zu thun, sondern mit einem Manuskripte, das reich an historischen Daten und Angaben, durch welche der Verfasser die apocalyptischen Prophezeiungen zu beweisen sich bemüht, u. für uns von um so höherem Werth, als es nach der geistvollen Auseinandersetzung des berufenen Redacteurs dieser Ausgabe, des Herrn Canonicus Frind, als das mühevolle und bewunderungswerthe Product eines Deutschen des XIII. Jahrhundertes zu betrachten ist. Auf S. 246 findet sich die sehr wichtige Stelle vor: Anno Di. 1244 quando cessavit episcopatus, haec scripta, antequam eligeretur Dominus Innocentius Papa quartus, qui modo sedet, quamvis ante penes totus liber fuisset consummtus, woraus mit Recht die Entstehungszeit des Textes nicht vor das Jahr 1206 und nicht nach das J. 1245 zu setzen ist. Daß der Verfasser ein Deutscher war, beweist seine genaue Vertrautheit mit der deutschen Geschichte; mit wahrer Vorliebe verweilt er z. B. bei den Großthaten Pipin's und Karl's (S. 168 — 82) und schildert eingehend die historischen Geschehnisse unter den Kaisern von Otto I. bis auf Friedrich II. (Cap. XVI. XXII), wobei die Streitigkeiten zwischen Friedrich I. und Papst Alexander III., dem Friedrich II. und Gregor IX., Heinrich IV. und Gregor VII., sowie die Schilderung der Kreuzzüge eine hervorragende Stelle einnehmen, dagegen die gleichzeitigen Geschichten Italiens und Frankreich gar keine Beachtung finden. Der im Besitze des Domcapitels befindliche Codex entstammt aber keineswegs der Hand des Verfassers, sondern ist eine obwohl sehr früh geschriebene Copie seines Werkes, welche mit äußerst kunstvollen, von origineller und künstlerischer Hand zeugenden Abbildungen, die ihrem ganzen Charakter nach nicht das Werk eines Kopisten sein können, verziert und vermehrt wurde, und in Bezug auf diese Abbildungen wird unser Codex als Original betrachtet werden können. Auch die Frage: Wo sucht nun der vorliegende Codex sein Vaterland? — findet von dem Redacteur eine ebenso scharfsinnige, als nach jeder Seite hin stichhaltige Beantwortung. Im J. 1852 wurde nämlich der Einband des Manuscriptes erneuert. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß der frühere aus vielen zusammengeklebten Papierblättern bestand, welche nicht weniger als 23 Briefe verschiedener hochgestellter Persönlichkeiten, hierunter auch der König Leo von Armenien, an den Cardinal Lucas Fieschi enthielten. Dieser berühmte Staatsmann und Kirchenfürst wurde unter Bonifaz VIII. (1294 bis 1303) zum Cardinal-Diacon erhoben und war im J. 1308 dem Papst Clemens V. in

das Exil nach Avignon gefolgt. Im J. 1310 kam er mit noch drei Cardinälen nach Genua als Gesandter zu Heinrich dem VII., u. kehrte erst nach dessen Krönung (1312) nach Avignon zurück, allwo er nach einem reichbewegten Leben im J. 1336 starb und in der dortigen Minoritenkirche begraben wurde. Hienach erscheint es fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß unser Codex kaum viele Jahre nach diesem Todesjahr Fieschi's in Avignon gebunden worden ist. Nicht so wahrscheinlich ist es aber, daß derselbe, wie die Tradition will, durch Karl den IV., den begeisterten Schätzer von Kunst und Wissenschaft nach Böhmen gebracht wurde, wenn auch derselbe gerade im J. 1340 in Avignon persönlich die Verhandlungen wegen Errichtung des erzbischöflichen Stuhles in Prag gepflogen hat. Die bis auf seine Zeit zurückgehenden Verzeichnisse der Geschenke des Prager Capitels weisen zwar 2, aber nicht unser Manuscript über die Apocalypse aus. Die bisher übliche Bezeichnung „Wenceslai Dortum“ aber erhielt der Codex nur durch einen Lesefehler. Dem Titel: Scriptum super apocalypsim ist nämlich von jüngerer Hand zugefügt „Wenceslai Doctoris,“ das, zweifelsohne der Name des Besitzers, ein Irrthum in Dortum verwandelte. Wer dieser Besitzer Wenceslaus war, das zeigt uns wieder die geistvolle und folgerichtige Untersuchung Frind's. Zu dem Texte fand sich nämlich ein Glossator, u. zwar, wie nicht allein der Schriftcharakter beweist, im XV. Jahrhunderte Pag. 81 glossiren die Erzählung der arianischen Kirchenverfolgung die Worte: „prout histemporibus in Bohemia,“ und schon auf der nächsten Seite, welche von den arianischen Gothen erzählt, erscheint dem Worte „Gothorum“ „et Husitarum“ beigefügt. Wir haben es hier demnach mit einem Glossator zu thun, der ein Zeitgenosse der hussitischen Revolution gewesen, dessen Schriftzüge aber geradezu auf eine hervorragende Persönlichkeit aus jener Zeit deuten und ihren Namen mit Sicherheit bezeichnen lassen. Es ist nämlich Wenzeslaus von Krumlow, welcher vom J. 1454—1464 Administrator des Prager Erzbisthums gewesen ist, im letztgenannten Jahre starb und seine Bücher der Capitelbibliothek hinterlassen hat. Da derselbe im J. 1458 in Rom war, so ist zugleich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er dort von seinem Gönner Pius II., mit dem er vordem schon freundschaftliche Beziehungen unterhielt, das werthvolle Manuscript zum Geschenke erhielt. Wir haben also in der nun mit äußerster Sorgfalt vervielfältigten Handschrift einen Text des XIII. Jahrh., ein Transscript der ersten Hälfte des XIV. aus dem südlichen Frankreich, ein Buch einstens der Bibliothek des Domdechantes Wenzel von Krumlow vor uns. In dankenswerther Weise hat Herr Canonicus Frind, dessen hochherziger Schenkung unser Verein ein Exemplar der sehr werthvollen Phototypie dankt, die Regesten der Actenstücke, welche auf den Deckelblättern gefunden worden sind, sowie einen Index der Kapitelüberschriften des Codex selbst hinzugefügt. — Der Reinertrag der schönen Publikation, deren Verlag die Calve'sche Univ.-Buchhandlung übernommen hat, ist dem Dombaufonde gewidmet. R.

Volkswirthschaft.

Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem statistischen Departement des k. k. Handelsministeriums. I. Bd. 3. Heft. Wien 1873. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. (In Commission bei Feed. Mayer.)

Wir haben es hier mit einem „amtlichen Berichte über die Geschäftsthätigkeit des k. k. Handelsministeriums während des Zeitraumes vom 1. Dezember 1871 bis Ende Dezember 1872“, also unmittelbar vom Amtsantritte des jetzigen Handelsministers Herrn Dr. Banhans bis zum Schlusse des Vorjahrs zu thun.

Die Zeit, in welcher die Geschäftsthätigkeit der einzelnen Ministerien noch sorgsam vor der Oeffentlichkeit verborgen bleiben mußten, liegt noch nicht gar so lange hinter uns. Wie hätte es früher auch der beschränkte Unterthanenverstand wagen können, in die innersten Geheimnisse und die Werkstätte der Ministerien zu dringen und vielleicht gar die Maßregeln hochstehender Staatsmänner kritisch zu sondiren und zu beleuchten. Jetzt ist es zum Glücke anders geworden! Durch öffentliche Publikationen der Amtsthätigkeit unsrer Minister wird nicht blos die durch das öffentliche Leben gebotene Controlle ermöglicht, sondern es wird auch das Vertrauen in die Staatslenker gestärkt, welche sich nicht scheuen, mit ihren An-

beiten vor das Publikum zu treten. Es dürfte auch die häufig verbreitete Ansicht, als ob die Posten in den Ministerien bloße Sinekuren seien, durch solche Ausweise sich als nicht stichhältig erweisen; namentlich ist das uns hier vorliegende, übersichtlich gesammelte und interessant verarbeitete Material Beweis genug, daß der Handelsminister in seinem Ressort mit Thatkraft, Umsicht und Raschheit vorgeht und daß ein frischer lebendiger Hauch auch in jenen Kreisen weht und ein reges Leben auch dort pulsirt, von wo die Entscheidungen abhängen und von wo die stärksten Einwirkungen ihren Ausgangspunkt nehmen.

Auch der bei Malkontenten so beliebte Vorwurf der Schönfärberei bei amtlichen Publikationen dürfte hier, wo es sich um statistische Daten handelt, von selbst wegfallen, um so mehr, als diese statistischen Daten nicht künstlich gemacht werden können, sondern allbekannt sind und ihre Zusammenstellung nur das richtige und deutliche Bild des Geschehenen und Gewordenen gibt.

Das Buch — denn ein solches ist dieser amtliche Bericht mit seinen 109 Großoktavseiten wahrlich zu nennen — enthält nach einer kurzen Uebersicht über die Organisation des Handelsministeriums den Thätigkeitsbericht in Bezug auf die gewerbliche Industrie, den Handel, das Verkehrswesen, die Statistik und die Mitwirkung beim Sanitätswesen.

In Bezug auf das Gewerbe beschäftigt sich das Handelsministerium mit dem Entwurfe einer neuen Gewerbeordnung auf Grund der schon mit der Gewerbeordnung von 1859 eingeführten wirthschaftlichen Freiheit, wobei auf die Veränderungen, die sich in den Anschauungen über Wechselbeziehungen zwischen Staat und Gesellschaft kund gaben, die gebührende Rücksicht genommen und Vorsorge getroffen werden soll, daß die Kinder nicht zum Nachtheile ihres körperlichen und geistigen Wohles ausgebeutet, sondern geistig und fachlich gebildet werden sollen. — Das Gesetz über Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften wurde bereits der verfassungsmäßigen Behandlung zugeführt, Gewerbegerichte gebildet, das Athenäum in's Leben gerufen, das als dauernde Bildungsstätte für das Kleingewerbe und den Arbeiterstand sich darstellen soll, eine Enquête zur Erhebung der Lage und der Bedürfnisse des Kleingewerbes gebildet, welche auf Grund der Erhebungen der Handels- und Gewerbekammern dem drohenden Verfalle dieses hochwichtigen Erwerbszweiges entgegen zu treten bestimmt ist. Vorzügliches wurde in Bezug auf das gewerbliche Bildungswesen geleistet und eine aus dem Handels- und Unterrichtsministerium zusammengesetzte Commission constituirt, die sich über die Subventionen, Einrichtung neuer gewerblicher Unterrichtsanstalten u. dgl. aussprechen soll. Den Gewerbe- und Fachschulen wurde eine besondere Fürsorge gewidmet, Lehrkräfte gewonnen, Geldunterstützungen vertheilt und namentlich auch in unsrem Kronlande äußerst Anerkennenswerthes geleistet. Wer die tabellarische Uebersicht über das in dieser Beziehung Geleistete und Angeregte einer genauen Prüfung unterzieht, wird der großen Thätigkeit des Herrn Handelsministers auf diesem Gebiete seine vollste Anerkennung nicht versagen können.

Was den Handel anbelangt, so theilt er sich in den inneren und äußeren und es umfaßt letzterer noch überdies das Consulatswesen und Zollsachen. Bezüglich des innern Handels ward ein Hausiergesetz ausgearbeitet, der Entwurf wegen auswärtiger Versicherungsgesellschaften den beiden Häusern vorgelegt, die Normal-Aichungscommission eingesetzt und auf den commerciellen Unterricht das nöthige Augenmerk gerichtet.

Hinsichtlich des äußern Handels wurden vor Allem Staatsverträge mit dem deutschen Reiche, Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Portugal, der Türkei, Rumänien, Serbien, Griechenland, den Verein. Staaten von Nordamerika, San Salvador, der argentinischen Republik, den hawaischen Inseln und Peru theils angebahnt, theils ausgeführt, welche zur Erleichterung des Handels und zum Schutze der Handelsmarken &c. dienen.

Das Verkehrswesen erfreute sich der besonderen Fürsorge des Herrn Handelsministers, und es gab namentlich für die Seeschifffahrt größere Schwierigkeiten bei der Durchführung der Pläne zu überwinden, weil in der Regel erst die Mitwirkung und Intervention des k. k. Ministeriums des Aeußern nöthig war. Dennoch wurden mit dem östreichisch-ungarischen Lloyd Verträge wegen Besorgung des allgemeinen Seepostdienstes erneut und wegen Herstellung einer directen und regelmäßigen Postdampferlinie zwischen Triest und Bombay ein

Vertrag abgeschlossen; die Durchfahrtsbeschränkungen in den Bosporus und den Dardanellen wurden erweitert, die Suezkanalangelegenheit betreffs der Erhöhung der Gebühren zugleich mit der italienischen Regierung beim Vicekönig von Egypten angebahnt; auch der nautische Unterricht und die Seebauten wurden angelegentlich berücksichtigt. In Betreff der Flußschifffahrt ist zu erwähnen, daß wegen Inangriffnahme der Regulirungsarbeiten am eisernen Thore und an den Stromschnellen der Donau Separatverhandlungen im Zuge sind und auch Canalbauten concessionirt und Flußregulirungen in Aussicht genommen wurden.

Noch wichtiger und eingreifender war die Thätigkeit des Handelsministeriums in Bezug auf das Eisenbahnwesen. Nicht nur eine ganze Reihe von legislativen Gegenständen wurden theils berathen, theils durchgeführt — und hieher ist zu zählen das Eisenbahn-Betriebsreglement, die Signalisirungsvorschrift, Eisenbahngrundbücher, ein Eisenbahn-Concessions-Betriebs- und Polizeigesetz u. s. f., sondern es wurden auch praktisch eine Menge Bahnen bewilligt oder wenigstens die Vorconcessionen ertheilt. Es wurden in letzterer Beziehung vor Allen die Grundsätze festgestellt, von denen man sich bei der Concessionirung neuer Linien leiten ließ, so wie die Bedingungen vorgezeichnet, an welche die Vorconzessionswerber gebunden wurden. Auf solche Weise wurden bei sieben und achtzig neuen Tragen die Vornahme der technischen Arbeiten bewilligt, bei ein und zwanzig dagegen verweigert. Vorerhebungen mußten noch bei dreizehn Projekten gemacht werden, sechs und siebenzig Linien sind noch in Verhandlung. Bei der Fortbildung des Eisenbahnnetzes wurde als leitender Gesichtspunkt einerseits das Streben bezeichnet, „jenen Landestheilen, welche noch keine interne Schienenverbindung mit dem inländischen Bahnennetze besitzen, diese Verbindung zuzuwenden, so wie gegenüber der fortschreitenden Entwickelung des Eisenbahnnetzes der Nachbarstaaten die internationalen Transitlinien und deren Knotenpunkte auf österreichischem Gebiete zu erhalten, anderseits die Entwicklung lebensfähiger volkswirthschaftlicher Elemente, wie insbesondere größerer Kohlenlager und wichtigerer Industriegebiete durch die Einbeziehung in das allgemeine Eisenbahnnetz und durch die Anlage besonderer, ihrem Zwecke entsprechender Schienenweg zu fördern, endlich auch den größeren Städten und insbesondere der Haupt- und Residenzstadt Wien die freie Ausdehnung ihres Wohngebiets durch Erweiterung ihrer localen Communicationsmittel möglichst zu erleichtern."

Wegen des Anschlusses österreichischer an ausländische Bahnen wurden Staatsverträge ausgearbeitet, ferner für das Bau- und Betriebswesen ausreichend gesorgt, und dort, wo sich Anstände ergaben, die Uebelstände abgestellt oder, wo wiederholte Anordnungen nicht befolgt wurden, strengere Maßregeln ergriffen, wie die Sequestration der österreichischen Linie der Lemberg-Czernowitzer-Jassybahn bereiset.

Für den Postdienst wurde durch Errichtung neuer Aemter (72 nicht ärarische in Böhmen allein) und durch Herstellung neuer Postverbindungen gesorgt, die Einführung mannigfacher Erleichterungen, z. B. bei dem Geldanweisungs- und Nachnahmegeschäft u. dgl. durchgeführt und noch manche neue Bestimmungen in Aussicht genommen.

Beim Telegraphenwesen wurde der Dienst ganz neu organisirt, eine ganze Reihe neuer Telegraphenlinien eröffnet, für den internationalen Verkehr durch Verträge gesorgt, die Zulässigkeit von Frauen für den Telegraphendienst ausgesprochen und 221 Telegraphistinen wirklich verwendet, ferner Lehrkurse für diesen Dienst in's Leben gerufen.

Der dem Handelsministerium so wichtigen Statistik wurde eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und eine eigene Section dafür im Ministerium selbst gebildet, endlich dem Sanitätswesen, in so weit dasselbe in den ministeriellen Wirkungskreis fällt, die vollste Beachtung gewidmet.

Hiemit wäre der Inhalt des äußerst interessanten Werkes in Kurzem flizzirt und wir empfehlen die Lectüre desselben Jedem, welcher sich über die so wichtigen Angelegenheiten des Handels und der Industrie belehren will; der rasche, lebendige Fortschritt auf diesem Gebiete gibt ein erfreuliches Bild des Aufschwunges Oesterreichs und gewährt einen wohlthuenden Einblick in die Thätigkeit unsers Herrn Handelsministers.

Kw.

Programme deutſcher Lehranſtalten.

Es dürfte wohl einem wahren Bedürfniſſe abgeholfen werden, indem unſer Verein, der ja doch ſo recht zum Bewahrer des geiſtigen Lebens unſres deutſch-böhmiſchen Volkes berufen iſt, und ſich all' den zahlreichen Kämpfern um geiſtige Bildung in eine große Kette reiht, in dieſen Blättern gerade jenem Gebiete ſeine beſondere Aufmerkſamkeit widmet, auf welchem das Deutſchthum: im Großen und Ganzen allen Völkern führend voranſchreitet... dem Gebiete der Schule. Nicht etwa, als ob er ſich berufen glaubte, direkt einzuwirken auf die Propagandirung jene freiheitlichen Grundſätze, wie ſie in den neuen Schulgeſetzen und der Schulordnung ihren Ausdruck finden, oder mitzuwirken an einer lebendigen Organiſation unſerer verſchiedenen Lehr- und Erziehungsanſtalten — gewiß aber fällt es in den Rahmen dieſer Blätter, wenn wir in ihnen alljährlich in kurzen Zügen eine Revue der ſtillen und fruchtbaren Arbeit des Deutſchthums in Böhmen am Felde des Unterrichtes und der Erziehung zu geben verſuchen. Die Grundlage hiezu bilden die von den Direktionen der verſchiedenen Lehranſtalten veröffentlichten Jahresberichte und Programme, die in erſter Reihe ein reiches Material zu einer Statiſtik der Pädagogie enthalten. Anderntheils liegt in den wiſſenſchaftlichen Aufſätzen, mit denen jede Lehranſtalt ihren Rechenſchaftsbericht einleitet, ein gut Stück der geiſtigen Produktion gerade jener Perſonen, die in erſter Reihe zu Trägern des geiſtigen Lebens berufen ſind: unſerer Lehrer und Profeſſoren. Gar manches edle Korn verbirgt ſich in dieſen Heften, welche kaum noch in die Stube des Fachmanns dringen, und manche in ihnen niedergelegte Frucht emſigen Forſchens und manche Blüthe echter Gelehrſamkeit vermag nicht über die enge Sphäre der eigenen Anſtalt hinaus in den Kreiſen des wiſſenſchaftlichen Publikums bekannt zu werden. Wenn wir bei dieſen Auszügen beſonders jene Arbeiten in's Auge faſſen, welche der Geſchichtsdisziplin angehören, ſo liegt dies nur in der Gränze unſeres nächſten Vereinszweckes. Leider müſſen wir eine große Anzahl von Lehranſtalten ganz außer Acht laſſen, von denen nämlich weder uns (wenigſtens für die Bibliotheksabtheilung „Bohemica"), noch anderen beſtehenden Anſtalten ein Programm zugekommen iſt. Wir beſchränken uns in der Hoffnung, durch die gütige Unterſtützung der Direktionen zur Vervollſtändigung Anlaß und Stoff zu bekommen, auf nachfolgende:

Prag. K. k. Gymnaſium Kleinſeite. Direktor: Dr. Math. Kawka. Profeſſoren: 14. Supplenten: 9. Nebenlehrer: 7. Schülerzahl: 552, wovon 380 deutſche und 92 Czechen ſind. Wiſſenſchaftl. Aufſatz: Ueber den Einfluß des 30jährigen Krieges auf die deutſche Sprache und Literatur, dargeſtellt auf Grundlage der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände jener Zeit, von Prof. Dr. Joſef Walter. —

Der 1. Theil dieſer wirklich und mit vielem Fleiße und patriotiſchem Sinne geſchriebenen Abhandlung iſt bereits im Jahresprogramm des Vorjahres erſchienen und behandelt den Einfluß des 30jährigen Krieges auf die deutſche Sprache, deren Verwelſchung und Vermengung mit Fremdwörtern, die Auswüchſe der Opitz-Flemming Logaue'ſchen Zeit u. ſ. f. Der II. Theil behandelt die Rückwirkung des fürchterlichen Krieges auf den Geiſt und Inhalt der deutſchen Literatur und beginnt mit dem Tage der Wiedergeburt derſelben, mit der Stiftung der fruchtbringenden Geſellſchaft am 24. Aug. 1617 und ſchließt mit einer Würdigung Opitz und ſeiner Schule. Der III. Theil, die Darſtellung der Einflüſſe des 30jährigen Krieges auf das ſociale geiſtige und ſittliche Leben Deutſchlands. wird uns für's nächſte Jahr verſprochen.

K. k. Gymn. Neuſtadt. Dir. P. Engelbert Schoffer. Lehrer und Nebenlehrer: 19, darunter 9 Prieſter Ord. piarum schol. Schülerzahl 452. W. A.: Ergebniſſe der neuern Unterſuchungen über Spectra der Gaſe von Prof. Dr. Waiſar.

Deutſches Staatsreal gymnaſium Dir. Joh. Konrad Hackſpiel, Phil. Dr. Profeſſoren: 4. Lehrer und Nebenlehrer: 5. (Erſt zwei Klaſſen eröffnet.) Schülerzahl: 148, hievon 87 Deutſche und 39 Czech. Wiſſenſch. A.: Die Ausbreitung der größeren Gemeinden in der diesſeitigen Reichshälfte. (Mit einer ſtatiſtiſchen Karte) Abhandlung von Dr. A. Ruſchka. Der Verfaſſer iſt ſchon ſeit einer geraumen Reihe von Jahren mit ſtatiſtiſchen Forſchungen beſchäftigt und veröffentlichte beiſpielsweiſe ſchon im Jahresprogramme des Klattauer Gymnaſiums 1864:

„Geographisch-statistische Verhältnisse Böhmens zu den übrigen Ländern des österreichischen Kaiserstaates." Der vorliegenden Arbeit ist eine sehr hübsch ausgeführte Karte beigegeben, in welcher auf Grundlage der letzten Volkszählung die Bevölkerungsverhältnisse der österreichischen Städte durch Gestalt und Farbe der Städtezeichen, sowie durch beigesetzte Zahlen ersichtlich gemacht sind. Böhmen bildet die nordwestliche Städtezone mit 59 größern (das ist von 5000 Einwohnern aufwärts) Städten oder 34% der Gesammtzahl; sie ist an Zahl der Städte die erste, an städtischer Volksmenge (22%) die zweitgrößte aller Zonen und wird in letzterer Hinsicht nur von der mittleren Zone an der Donau übertroffen. —

K. k. deutsche Lehrerbildungsanstalt. Dir. Dr. Alex. Wiechovsky. Prof.: 3. Lehrer und Nebenlehrer: 6. Kandidaten 68. Wissensch. A: Das pädagogische Museum und seine Benutzung bei Ausbildung der Lehramtszöglinge. Vom Direktor. Diese vortreffliche pädagogische Arbeit dürfte allerwärts viel Anregung bieten.

K. k. deutsche Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Dir. Dr. Andreas Bauer. Professoren: 3. Lehrer und Nebenlehrer: 9. Lehrerinnen: 5. Kandidatinnen: 159, wovon 93 deutsch. W. A: Zur Charakteristik des an der Prager k. k. deutschen Lehrerinnenbildungsanstalt in Anwendung stehenden Zeichensystems. Von Franz A. Marschner.

K. k. deutsche Oberrealschule. Dir. Dr. Wilhelm Kogler, k. k. Schulrath Professoren: 13. Lehrer und Nebenlehrer: 8 und 7 Assistenten. Schülerzahl: 661, wovon 432 Deutsche 216 Czechen W. A: 1.) Theorie und Gebrauch des logarithmischen Rechenstabes, beziehungsweise Rechenschieber. Von Dr. Carl von Ott. — 2). Die Gesetze der Ernährung als Beitrag zur Beurtheilung des preises menschlicher Arbeit. Von Dr. E. Willigk.

Arnau. K. k. Staatsunterrealgymnasium. (N. begründ.) Dir. Dr. Fritz Dworzak. Professoren: 2. Nebenlehrer: 2. W. A.: Einiges über die Entwicklung der Volkerpsychologie und deren Verhältniß zur Geschichte. Von Dr. A. Bachmann.

Brüx. Communal-Realgymnasium. Dir.: Joh. Nep. Neusser. Prof.: 6. Suppl. und Nebenlehrer: 7. Schülerzahl: 151, wovon 144 Deutsche. W. A.: Einige Prinzipien der analytischen Mechanik und ihre Anwendung zur Erklärung verschiedener Bewegungserscheinungen, besonders der an Gyroskopen. Von Franz Tamchyna.

Budweis. K. k. deutsches Gymnasium. Dir. Julius Kroner prov. Prof.: 9. Suppl.: 3. Hilfslehrer: 7. Schüler: 248, wovon 156 Deutsche W. A.: Ferdinands I. (1522—60). Stellung zur reformatorischen Bewegung in den österreichischen Ländern. Von Prof. Dr. B. Karlez.

Da der Aufsatz noch nicht abgeschlossen ist, so müssen wir von einer Beurtheilung absehen.

Eger. K. k. Obergymnasium. Dir. Dr. Joh. Lissner. Prof.: 10. Supplenten und Nebenlehrer: 12. Schüler: 198, wovon 174 Deutsche. — W. A.: Grammatisches zum Homer von Dir. Johann Lissner. Der Verfasser ist als gediegener Philologe in den weitesten Kreisen der Wissenschaft zu vortheilhaft bekannt. Wir beschränken uns daher nur auf den Hinweis auf frühere Aufsätze desselben: „Bemerkungen zu einigen Stellen des Hyperides", im Egerer Pr. v. 1856., „Zur Etymologie von ἐέρσης, ibid. 1863 u. „Kritische und exegetische Bemerkungen zu einigen Stellen der Grabreden des Hyperides" — ibid. 1870.

K. k. deutsche Lehrerbildungsanstalt. Dir. Eduard Kittel. Hauptlehrer: 3. Hilfslehrer: 7. Lehrer: 2. Zöglinge: 56. W. A.: Ueber Lehrerbildung mit besonderer Berücksichtigung der formalen Seite derselben. Vom Direktor Kittel.

Krumau. Staats-Realgymnasium. (Neu errichtet.) Dir. Joh. Dassenbacher. Professoren: 2. Lehrer und Hilfslehrer: 3. Schüler (in 2 Klassen): 34, wovon 23 D. — W. A.: „Ueber die Entstehung und das Wesen der Realgymnasien." 2.) Zur Geschichte der Eröffnung des Realgymnasium.

Landskron. K. k. Obergymnasium. (N. errichtet.) Dir. Ign. Pokorny. Prof.: 2. Hilfs- und Nebenlehrer: 5. Schülerzahl (in 2 Klassen): 38, wovon 29 D. W. A.: Die Bedeutung der imaginären Größen bei Lösung geometrischer Probleme. Von Prof. Nicod. Ritter von Nartowski.

Leipa B. K. k. Obergymnaſium. Dir. P. Caj. Poſſelt, Ord. S. Aug. Prof.: 9. Suppl. und Nebenlehrer: 7. Sämmtliche Profeſſoren ſind Auguſtiner-Ordenspriester. Schüler: 162, wovon 153 D. W. A.: Compoſition des Dialoges Phaidon von Platon. Von Amand Pantler.

Communal-Oberrealſchule. Dir. Dr. Caj. Watzel. Prof.: 6. Lehrer und Nebenlehrer: 12. Schüler: 421, wovon 351 D. W. A.: Die ſchiefe Projektion. Vom Prof. R. Walda.

Leitmeritz. K. k. Obergymnaſium. Dir. Heinrich Klutſchak, k. k. Schulrath. Prof.: 11. Suppl. und Nebenl.: 7. Schüler: 224, wovon 196 D. W. A.: 1. Ein Beitrag zur Lehre von den höhern Gleichungen. Ein rein geometriſcher Beweis eines bekannten Lehrſatzes der Mechanik. Ein Beweis des Euler'ſchen Satzes über die Polyeder. Von Profeſſor Alois Langer. 2.) Miscellen zu Virgilius. Von Prof. W. Klouček.

Communal-Oberrealſchule. Dir. Dr. Ludwig Schleſinger. Prof.: 9. Suppl und Nebenlehrer: 13. Schüler: 371, wovon 426 D., 138 Cz. W. A.: Geologiſche Studien aus Böhmen. Von F. v. Wolfinau.

K. k. Lehrerbildungsanſtalt. Direkt. E. Seewald. Prof.: 3. Hilfslehrer: 6. Kandidaten: 91. — W. A.: 1.) Der naturkundliche Unterricht in der Volksſchule. Von Profeſſor F. Tſchuſchner. 2.) Ueber die Methode des geographiſchen Unterrichtes, insbeſondere der Heimathskunde in der Volksſchule. Von Prof. Dr. J. E. Födiſch.

Mies. K. k. Realobergymnaſium. Dir. Dr. L. Chevalier. Prof. 2. Suppl. und Nebenlehrer: 5. Schüler (in drei bis jetzt eröffneten Klaſſen): 126, wovon 120 D. W. A.: „Die Parteikämpfe in Italien vom Regierungsantritte Kaiſer Karl des Dicken bis zum Tode Berengar's v. Friaul." (881 — 924). Dr. L. Chevalier.

Pilſen. K. k. Gymnaſium. Direktor Bruno Bayerl. Prof. und Lehrer: 15. Schüler: 240, wovon 186 D. 54 Cz. W. A.: 1. Ueber die Ausſprache der Laute der böhm. Sprache. Von P. J. Fiſcher. 2.) Die Einnahme Pilſens durch den Grafen Ernſt Mannsfeld 1618. Vom Direktor. Rara avis. Die einzige Arbeit, welche in das Gebiet der ſpeciellen Landes- und Stadtgeſchichte, deren beſondere Pflege ſich unſer Verein zur Aufgabe macht, einſchlägt, und darum von uns freudig begrüßt wird. Wenn wir auch mit der Beurtheilung des Aufſtandes von 1618, wie ſie der Verfaſſer gibt, nicht ganz einverſtanden ſind, ſo können wir doch nicht umhin, zuzugeſtehen, daß die Arbeit mit vieler Objectivität geſchrieben iſt. Nach der handſchriftlichen Chronik des „Jeſuiten" Tanner's, die freilich ſehr gefärbt iſt, erzählt Bayerl die Belagerung der treu zum Kaiſer haltenden Stadt Pilſen, welche mit ihrer Uebergabe am 22. Novbr. 1618 endete. Die Sieger wußten den ſchwer erkauften, koſtbaren Platz, den Schlüſſel zu den weiteren Operationen von Weſten her, nach jeder Richtung hin auszubeuten, bis ſie endlich der unglückliche Ausfall der Schlacht am weißen Berge zwang, ihn aufzugeben.

Prachatitz. K. k. Staatsrealgymnaſium. Dir. Dr. Theodor Stieglitz. Prof.: 4. Suppl.: 5. Nebenlehrer: 4. Schüler (in 4 Klaſſen): 101. wovon 69 D. W. A.: 1. Beiträge z. Methode des Unterrichts im Freihandzeichnen an den untern Klaſſen der Mittelſchulen. Von Anton Schimatſchek 2.) Ueber die Beſtimmung der Geſtalt der Erdoberfläche. Von Dr. Theodor Stieglitz.

Reichenberg. K. k. Oberrealgymnaſium. (Neu errichtet.) Dir. W. Wolf. Prof.: 8. Suppl. und Nebenl. 10. Schüler: 321, wovon 279 D. W. A.: Unterſuchung der Oberflächen und Rauminhalte jener Körper, die durch Rotation eines Kreisſegmentes um eine in deſſen Ebene liegende und zu deſſen Sehne parallele Axe entſtehen. Von Prof. Streit.

R.

Rechtswiſſenſchaft.

1. Taſchenausgabe der Reichsgeſetze für das Kaiſerthum Oeſterreich. Heinrich Mercy in Prag 1873. (Geſetze über das Bagatell- und Mahnverfahren und über die Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften.)

In dem heurigen Jahre hat die öſterreichiſche Geſetzgebung zwei bedeutungsvolle Geſetze zu Tage gefördert. Zunächſt das Geſetz vom 27. April 1873 über das Bagatell- und Mahnverfahren.

Dieſes Geſetz begründet in unſerem veralteten und ſchleppenden Prozeßverfahren, mittelſt

dessen ein hartnäckiger Schuldner seinen Gläubiger Monate, ja Jahre lang durch nichtige Einwendungen hinhalten kann, eine wichtige Neuerung, indem das Bagatellverfahren für Rechtsstreitigkeiten bis 25 fl. ein auf den Grundsätzen der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit gebautes beschleunigtes Prozeßverfahren einführt; das Mahnverfahren aber für Geldforderungen bis 200 fl. die Möglichkeit bietet, mit Hilfe eines einfachen, an keine bestimmten Formen gebundenen Gesuches einen Zahlungsbefehl und in demselben einen exekutionsfähigen Rechtstitel zu erwirken.

Das zweite der oben erwähnten Gesetze ist das Gesetz vom 9. April 1873 über die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften.

Bei der großen Bedeutung, welche dieses Institut bei uns gewonnen hat, war die Feststellung der privatrechtlichen Stellung der Genossenschaften und die Befreiung derselben von den ihren Lebensnerv erstickenden Bestimmungen des Gebührengesetzes dringendes Bedürfniß geworden. Diesem Bedürfnisse kommt nun das Gesetz vom 9. April 1873 und die damit zusammenhängende Verordnung vom 21. Mai 1873 im engsten Anschlusse an die mustergiltige deutsche Gesetzgebung entgegen.

Die oben angezeigte Ausgabe dieser beiden Gesetze empfiehlt sich durch sorgfältige Ausstattung, Beifügung aller einschlägigen Verordnungen u. von Musterstatuten und Formularien.

2. Lehrbuch der deutschen Reichs- u. Rechtsgeschichte von Dr. Joh. Friedr. Schulte. 3. Auflage 1873 Stuttgart.

Der Name Schulte's, der durch 15 Jahre an der Prager Universität als Lehrer des kanonischen Rechtes und der deutschen Rechtsgeschichte gewirkt hat, ist in neuerer Zeit durch die hervorragende Bedeutung in der altkatholischen Bewegung ein weitbekannter und populärer geworden. Dieser Umstand, sowie das langjährige Wirken dieses Mannes in Böhmen, und der Gegenstand, der hier behandelt wird, rechtfertigen wohl die Anzeige dieses Buches in diesen Blättern.

Die Geschichte des deutschen Rechtes wurde erst durch Karl Friedrich Eichhorn zur selbstständigen wissenschaftlichen Disciplin erhoben. Seit jener Zeit wurde die Geschichte des deutschen Rechtes vorzüglich durch monographische Arbeiten über die einzelnen Institute gefördert. Bei uns in Oesterreich ist das Studium des deutschen Rechtes eigentlich erst seit dem Jahre 1856 an den Universitäten als Lehrgegenstand eingeführt worden. Mit Recht wurde erkannt, daß das wissenschaftliche Studium des östreichischen Rechtes die Kenntniß des historischen Rechtes zur nothwendigen Voraussetzung habe. Für den Rechtshistoriker bieten aber anderseits gerade die Rechtszustände der deutschen Erbländer Oestreichs ein bedeutsames Material. Nehmen wir z. B. Böhmen. Hier erobert sich im 13. u. 14. Jahrhundert das deutsche Stadtrecht ein weites Terrain und verbindet Böhmen für die Folge mit den Ländern des sog. sächsischen Rechtes. Da nun unser heutiges Privatrecht auf die Rechtsanschauungen, wie sie zur Zeit seiner Entstehung in Geltung waren, Rücksicht nimmt, wird es erklärlich, daß in demselben eine große Anzahl deutschrechtlicher Sätze und Institute sich wiederfindet. Die moderne Zeit hat uns aber noch in anderer Weise mit der Rechtsentwicklung in Deutschland verbunden. Die Handelsgesetzgebung, das Wechselrecht, die Genossenschaftsgesetzgebung haben wir aus Deutschland religirt, und so verknüpft uns auf diesen Gebieten der Pulsschlag lebendigen geistigen Verkehrs. Ein Grund mehr, zur regen Pflege des deutschen Rechts in Oestreich aufzumuntern. Dem Studierenden, der in die Wissenschaft erst eingeführt werden soll, thut ein Buch Noth, welches, auf der Höhe der Wissenschaft stehend, die Resultate derselben mittheilt, und durch Mittheilung der wichtigsten Literaturbehelfe den Weg zu weiterem Studium eröffnet. In beiderlei Richtungen mag das Lehrbuch von Schulte empfohlen sein.

3. Encyclopädie der deutschen Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung von Dr. Franz von Holzendorf. Leipzig, Dunker & Humblot. 1873, Zweite Auflage.

Wir glauben mit Recht, die Leser dieser Blätter auf dieses hervorragende Werk aufmerksam machen zu sollen. Durch das Zusammenwirken der namhaftesten deutschen Rechtsgelehrten geschaffen, auf der Höhe der Wissenschaft stehend, die Resultate der neuesten Forschungen berücksichtigend, bietet dasselbe sowohl

den Juriſten als dem gebildeten Laien ein gleich werthvolles Material. Jenem muß es angenehm ſein, ſeine geſammte Wiſſenſchaft in compendioſer Weiſe dargeſtellt zu finden, die den Zuſammenhang der einzelnen Disciplinen in muſtergiltiger Weiſe vermittelt; dem Letztern aber wird ein Werk geboten, das auf feſſelnde Art in den Gedankenkreis des Rechtslebens einführt. Unſere Zeit hat mit Recht erkannt, daß die Kenntniß des Rechts, wenn auch nicht in ſeinem Detail, ſo doch in den Zügen ſeines allgemeinen Weſens und ſeiner welthiſtoriſchen Entwickelung ein Moment der allgemeinen Bildung ausmacht. Wie man heut zu Tage von dem Gebildeten fordert, daß ihm die Naturwiſſenſchaften nicht fremd ſeien, daß er ſich zurechtfinde in dem Kosmos der Natur, ſo kann man auch mit Recht fordern, daß er heimiſch werde in dem großen ſittlichen Organismus der menſchlichen Freiheit, in der das menſchliche Zuſammenleben ſchaffenden, erhaltenden und fördernden ethiſchen Ordnung, dem Rechte. Und dieſe Anſchauung des Rechts wird Jeder aus dem Studium des obenangezeigten Werkes gewinnen.

Die Einleitung von Prof. Heinr. Ahrens entwickelt die allgemeine ſittliche Natur des Rechtes. Die folgende Abtheilung ſtellt die geſchichtlichen Grundlagen des deutſchen Rechtslebens dar. Der dritte Abſchnitt beſchäftigt ſich mit dem Privatrechte, der vierte mit dem öffentlichen Rechte. Namentlich die Darſtellung der verſchiedenen Partien des letzteren: Civilprozeß, Kirchenrecht, Strafrecht, Strafprozeß, Verfaſſungsrecht, Verwaltungsrecht, Völkerrecht, möchten wir zu den werthvollſten Theilen zählen und ſie ſeien dem Leſer am angelegentlichſten empfohlen.

Dr. J. U.

Vom Büchertiſch der ſchönen Literatur.

Es hat ſich ein reiches, alle Gebiete der poetiſchen Literatur umfaſſendes Material angeſammelt, über das ich mir in dieſem Augenblicke zu berichten erlaube. Da iſt es zunächſt: „Ulrich von Hutten“, ein dramatiſches Gemälde deutſcher Vergangenheit in fünf Aufzügen von einem jungen, noch nicht all zu ſehr bekannten Poeten Carl Oscar Teuber, für das mir die Aufmerkſamkeit des Publikums wachzurufen geſtattet ſei. Es iſt in Konception und Ausführung ein Werk von großer Bedeutung, ein bedeutender Geiſt erhebt ſich hier auf den Grundlagen reinſter Ethik, Eigenſchaften, die wir gemeinſchaftlich wirkſam zu ſehen in unſerer Aera nahezu verlernt haben.

Man kann von Teuber wie ehemals von dem in ſeinem „Julius von Tarent“ kundgebenden Leiſewitz ſagen, daß er einen „Löwen“ gezeugt habe, als er ſeinen kühnen Griff heldenhaft in die deutſche Reformationsgeſchichte gethan. Es ließe ſich darum ſtreiten, ob dieſes mit einem prächtigen Kolorit wahrheitsgetreu und packend uns vorgeführte Gemälde durch das Prisma eines ſplitterrichtenden Theoretikers betrachtet, allen doktrinären Erforderniſſen zu entſprechen vermag, nie und nimmer kann man aber dieſer lebenathmenden Geſtaltung das Anrecht auf geiſtige und moraliſche Größe abſprechen. Wir wollen es verſuchen, den Gang des Dramas kurz zu ſkizziren, und an die Skizze unſere kritiſchen Betrachtungen anzuknüpfen.

Der Dichter führt uns ſchon in den Anfängen des Stückes in tumultariſche Gaſſenſcenen mitten hinein. Ein Predigermönch verkauft auf einem Platze in Mainz den Ablaß Leo des X. in wahrhaft marktſchreiender Weiſe. In das Gewirre der Parteien miſcht ſich der Dominikaner Martin Bucer mit der erregenden Kunde, daß Doktor Luther die päpſtliche Bulle mit eigener Hand verbrannte. Volksgruppen berauben nun unter dem Rufe: „Vivat Luther!“ den feilſchenden Mönch ſeiner für Ablaſſe gelöſten Summen und die aufgeregten Stimmen des Volkes geben alsbald nur zu laut zu erkennen, daß die im erſten Wogenſchlage ſich erhebende Bewegung zugleich auch eine national-deutſche ſei, welche die wälſchen Feſſeln zu ſprengen ſucht, unter deren Drucke das Volk ſchmachtet. Den Schluß der realen und draſtiſch gezeichneten Volksſcenen, die im Ferment einen wahrhaft Göthe'ſchen Charakter tragen, bildet ein Autodafé römiſcher Scripturen. „Aufflamme der Jubel wie dieſer Brand, Heil Luther und Hutten im deutſchen Land!“ Ein Monolog unſeres Titelhelden zeigt ihn in ſeiner idealen Größe, in ſeinem Feuermuth, die Fauſt geballt, als den edlen Ritter für deutſch-nationale und religiöſe Unabhängigkeit. Elsbeth, des Mainzer Bür-

gers Töchterlein, vermag wenig mit ihrem naiv kindlichen Sinne diesen Unmuth zu beruhigen. Ihres Vaters beschränkter Patriciersinn will sich gerne dieses Brautwerbers entledigen, für dessen reinigende Kampflust er keinen Sinn hat. Hutten, von seinen ergebenen Kämpen zu einer That gedrängt, nimmt sich nun fest vor, in der nächsten Prälatenversammlung zu sprechen. Und nun thut er dies im Consistorium zu Mainz in einer wahrhaft hinreißenden Weise. —

Den gefürchtetsten und mächtigsten Anhängern des Dogmas gegenüber, angesichts des Prototyps aller Jesuiten Dr. Eck, des Priors von Hoogstraten, der da sagt, daß alles „Menschenblut vertigert und die alte Ketzerbrut erwacht, daß der Drache der Zwietracht auferstanden und die Welt aus ihren Fugen und Banden sei," gegenüber einem Fürsterzbischof Albrecht von Mainz, dem Hutten landeopflichtig und dessen versöhnlicher Sinn Hutten gewiß nicht gleich aufgeben wird, gegenüber dem hoffährtigen Bischof von Trier wirft nun Hutten der Kirche und ihrer Clerisei muthig den Fehdehandschuh hin. Mit seinen Feuerworten läutert sich sofort das edle von dem unedlen Korn und Erz. Zurufe seitens der Gesinnungsbrüder u. die Ritter, hinter ihm stehen, gestalten aus den Wortkämpfen zwei Heerlager der Versammlung. Des Papstes Abgesandter fordert nun vom Bischof von Mainz Hutten's Auslieferung gefesselt im Büßergewand. Mit einer Erklärung, die leichte Analogien für die jüngste Katastrophe des Jahres 1873 zuläßt, weist jedoch der Erzbischof von Mainz diese Zumuthung mit den Worten zurück: „Markgraf bin ich von Brandenburg, ein Zollern, Herr, das mögt Ihr wissen und keines Wälschen Tafelbissen, ein Zollern, das mögt Ihr ermessen, das schien Seine Heiligkeit zu vergessen." Der Erzbischof erklärt weiter, er sei der Mann, Hutten zu richten, und fordert diesen auf, sich zu verantworten. Hutten vertheidigt seinen Standpunkt in freimüthigster Weise, weder der Papst, noch Concilien seien unfehlbar, die Wahrheit allein sei unfehlbar; die gegen Rom geschleuderte Philippika sucht an Ueberzeugungstreue und Wuchtigkeit ihres Gleichen. Die Keulenhiebe verletzen sogar den versöhnlichen Erzbischof, der als Lehensherr den Rittern der Hutten'schen und Silingen'schen Partei in der geheiligten Versammlung die Schwerter zu versorgen gebietet, doch in Bälde war ein Heerzug beschlossen, dem selbst, Elsbeth als Knappe verkleidet, nachfolgt, die zu Hutten's Eltern gebracht werden soll. Hutten ruft: Auf, auf und nicht gesäumt, gezagt, zum frohen Strauß, ich hab's gewagt!" Auf Hutten's Stammschloße in Stockelberg entwickeln sich nun häusliche Familienbilder rührendster Art Der Mutter weicher Sinn umschließt Elsbeth herzinnig. Des Vaters härtere Prägung hält den Tendenzen des Sohnes nicht die Stange. Aber wie Alle vereint für den Sohn des Vaters Segen erflehen, ertheilt er ihn fromm und läßt Ulrich gewähren. Wir gerathen bald in ein lustiges Landsknechtlagerleben, an die besten Scenen von Wallensteins Lager und Göthe's Berlichingen und Faust erinnernd, wahrhaft gigantischen Volksgestalten begegnen wir voll derben Humors, die Sprache markig, stramm, straff. Es ergibt sich in diesem Lager die erste Verwicklung. Ein von Eck und Hoogstraten gedungener Mörder in der Kutte, der Hutten aus dem Weg räumen sollte, wird von den Landsknechten in flagranti ertappt, und diesem so wie dem gleichfalls gefangen genommenen Prior wäre es übel ergangen, da Sikingen und Hutten ihn in einem Kriegsgericht dem Tode überliefern, wäre nicht als sanfter Mittler im Glorienschein Luther selbst herzugetreten: „Kein Makel Ritter beflecke Euch das sieggeweihte reine Schwert, es richte sich der Mensch allein, sein Herz es soll sein Richter sein." Nun entspinnt sich zwischen Luther, Sikingen und Hutten ein Dialog, der zu dem Schönsten gehört, was in dieser Richtung geschaffen worden, worin Hutten obzwar fanatischer Anhänger seines Meisters u. der Reformation doch vorzugsweise als Idealist, Sikingen als der biederbe Mann der augenblicklichen That, in dem das Thatkräftige, ja das Haudegenartige stark betont wird, und Luther mit dem Grundtone frommer Erhabenheit eine unvergleichliche Trias und das gemeinschaftliche Movens der Zeitbewegung bilden. Hierin gibt die Schlußscene des dritten Aktes in ihrer hohen Wirksamkeit die eigentliche Phalanx dieses Schlachtengemäldes und den Gipfelpunkt des Dramas. Der vierte Aufzug führt uns zu der Gegenpartei der Feudalklerikalen, die wir denken, sprechen und handeln sehen als die echten Väter jener Enkel, die sich noch heute ihrer Ahnen würdig er-

weiſen. Nur der einzige Erzbiſchof von Mainz ragt in dieſer Rotte von Pfalz- und Landgrafen übler Sorte und von jeſuitiſchen Schleppträgern der Unfehlbarkeit mit ſeinen warnenden und mahnenden Worten: „Ihr habt zerſtört das eig'ne Reich", wie ein würdiger Hohenprieſter hervor, für welchen wir in der Jetztzeit kaum irgend eine Seitengeſtalt auffinden würden.

Während in dem klerikalfeudalen Lager ſich das Element der Auflöſung durch den Erzbiſchof von Mainz kund gibt, der den andern Großwürdenträgern gegenüberſteht, vollzieht ſich alsbald in dem Oppoſitionslager — ein ähnlicher Proceß der Auflöſung heterogener Elemente. Wir ſehen hinter Sikingen's ſtolzer Unternehmungsluſt den Schatten egoiſtiſchen Ehrgeizes lauern, der ſich mit jedem Momente vergrößert. „Warum bin ich nicht auch ſo gut, zu tragen einen Fürſtenhut? Warum bin ich, der ſtärkſte Mann im Reich, mit meiner Rittermacht nicht werth, ein Fürſt, ein Herr zu ſein? Ich will's, ich werd's, ich muß es ſein."

Mit jeder Stunde entpuppt ſich Sikingen mehr als der Wallenſtein (?) ſeiner Zeit, an deſſen Seite als ſein Aſtrolog Magiſter Johannes Haasfurth warnend und abwehrend ſteht. Auch die Kombination ſeiner Sterne zeigt das tragiſche Ende ſeines Meiſters an. Auch die Geſtalt dieſes vom mythologiſchen Bombaſt ſeiner Zeit ſtrotzenden Aſtrologen iſt prächtig geſtaltet, und es blitzt durch die lateiniſche Ueberladung manch trefflich ſymboliſches Bild wie ein wahrer Juwel, ſo das Dreigeſtirn der Weisheit, der Wahrheit und Tapferkeit, Luther's, Hutten's, Sikingen's.

Der ſittenreine Hutten will Sikingen von ſeiner hochfliegenden Idee, den deutſchen Kaiſerhut zu erringen, um jeden Preis abbringen. Sikingen erkennt noch den reinigenden Einfluß ſeiner Freundſchaft, aber zu weit fortgeriſſen, vermag er weder Stillſtand, noch Umkehr zu wählen und ſetzt Alles auf eine Karte. Er ſtiftet einen Bund, und verbindet ſich die glänzendſten Ritter Deutſchlands durch einen Traktat, um in offener Fehde gegen des Reiches Fürſten zu ziehen, die Ritter alle — legen ihre Schwerter in die ſchwankende Wage, nur Hutten — Zeuge dieſer Verſchwörung — tritt nicht an Sikingens Seite. Ihre Wege ſind von nun ab geſchieden.

Gegen dieſe kühne Natur der That, die im ewigen Handlungsfortſchritt begriffen iſt, gegen Sikingen wird das tragiſche Geſchick des Gedankenhelden Hutten, der nunmehr ein Träumer geworden iſt, und ſagt: „O meine Zeit du biſt noch klein, vereinſamt ſiehſt du mich allein!" zu elegiſcher Stimmung herabgedrückt.

Wie der Schluß des vierten Aktes dieſe elegiſche Stimmung vorbereitet, ebenſo durchzieht den ganzen fünften Akt, dort, wo es ſich um das Geſchick des Titelhelden handelt, dieſelbe mehr elegiſche als tragiſche Stimmung. Wir erblicken ihn nunmehr geächtet und mit Bann belegt phyſiſch gedrückt, phyſiſch thatenlos und gequält, nur mehr der Rückerinnerung an ſein poetiſches Streben lebend, als Flüchtling und Hospitaliſten am Züricher See in dem Krankenkämmerlein, das ihm ſein Freund der Pfarrer von Ufnau geöffnet. Dagegen Sikingen ein jeder Zoll noch ein Held, zwar nicht mehr für die ſittliche Idee deutſcher Freiheit kämpfend, zuerſt um die Kaiſerkrone, dann eingeengt und ſtark bekämpft, nunmehr mit dem Selbſterhaltungstrieb, aber dennoch todesmuthig die Waffe erhebend. Er war ein Held von altem deutſchen Schlag, dem noch die deutſche Sitte und Kraft gar tief im männlichen Buſen ſaß. Er ſtarb auch als Held, niedergemetzelt, ſtolz und voll edlen Mannesmuthes vom Erzbiſchof von Trier und den andern Gegnern in der Sterbeſtunde Abſchied nehmend. In die Zelle des leidensgebeugten Ulrich tritt ſchließlich Bucer und bringt ihm nach dem Willensſchluße ſeines verſtorbenen Freundes als letztes Vermächtniß Franzens Schwert. Franz ſtarb kämpfend, am Schlachtfelde von ſeinen Mannen umgeben, Ulrich verbannt und am Krankenbette, ſeine Elsbeth zur Seite. Wer alſo war der Held jenes prachtvollen Stückes geweſen? Sikingen geht wie ein Meteor unter, Hutten verliſcht wie ein Abendſtern. Der Held dieſes dramatiſchen Gemäldes deutſcher Vergangenheit könnte wohl füglich nur die Trias: Luther, Hutten, Sikingen ſein! — Es liegt in der Natur der Sache daß aber der edlere Gedankenheros vor dem realeren Thatenheros in den Hintergrund tritt und die Energie des Charakters des Letzteren für die Theilnahme an dem Erſteren in Etwas abſorbirend wirkt.

Nichts deſto weniger bleibt dieſes dramatiſche Erſtlingswerk unſeres Poeten in Kon-

ception und Durchführung ein beachtenswertes Produkt, namentlich was die Naturtreue in der Behandlung des historischen Stoffes, die Zeichnung der Hauptcharaktere und der Nebenfiguren, die Belebung des fortschreitenden Handlungsstoffes durch die bewegenden Ideen der Zeit und das — ich möchte sagen — objektivirte Feuer der Begeisterung anbelangt, von welchem die Arbeit förmlich durchströmt ist. Dabei ist der Styl — sowohl als solcher als auch in seinem Charakter der Zeit und der Lokalfarbe ein durchweg vortrefflicher.

(Fortsetzung folgt.) K. v. H.

Poesie.

„Literarische Sammelbüchse für Joachimsthal." Prag, k. k. Hofbuchhandlung C. H. Hunger. 1873.

„Non multum sed multa" steht als Motto am Titelblatte dieser dem Unglücke und der Noth der Joachimsthaler gewidmeten literarischen Spende, und in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes, der mit der Herausgabe derselben verfolgt wurde, sowie des Umstandes, daß man dabei des praktischen Satzes: „bis dat, qui cito dat" nicht vergessen durfte, ist immerhin ein solches Motto gerechtfertigt und die Kritik hat schon im Vorhinein zum größten Theile ihr Recht verloren; sie sollte eigentlich dasselbe nur in der Weise geltend machen, daß sie z. B. in dem besonderen Falle der vorliegenden Opfergaben nur auf diejenigen aufmerksam macht, die mit dem „Klange edleren Metalls" in die „von Haus zu Haus" der Prager Literaten wandernden „Sammelbüchse" fielen, welchen ja die Herausgeber nach ihrer Behauptung im Vorworte öfters zu vernehmen glaubten. Und wenn man den mannigfaltigen Inhalt des Büchelchens betrachtet und prüft, so unterlief dabei wohl kaum eine Sinnestäuschung, denn gar manches blinkt einem als gewiß nicht zu verachtende Gabe entgegen, die, wenn auch bescheiden und klein, doch vollen Werthes ist.

Die in allen ihren Einzelheiten belletristische Sammlung wird in recht sinniger Weise durch ein Gedicht „An die Thaler" von A. Klar eingeleitet, in welchem der Dichter in mehreren Apostrophen die Thaler, die jetzt zur Abhilfe der Nothlage in Joachimsthal fließen mögen, an ihre Entstehung und ihre Heimat mahnt:

„Bittere Noth ist eingedrungen,
Wo euch erschuf einst Fleiß und Kunst,
Wo ihr aus Flammen geläutert entsprungen,
Tödtete jüngst die Feuersbrunst.
— — — — — — — — — —
Einst als deutschen Fleißes Blüthe
Zogt aus stillem Thal ihr aus,
Als die Früchte deutscher Güte
Strömt zurück in's Vaterhaus!"

A. Klar spendete außerdem noch die vortreffliche „Reminiscenz an den Vierwaldstädter See", die für's Erste den grandiösen Naturschönheiten dieser Gegend und des erhebenden großartigen Eindruckes gerecht wird, den deren Betrachtung bewirkt, und dann den Uebergang in der ungezwungensten Weise zu dem Dichter findet, der die Schweizerberge mit einer ewigen Gloriole der Poesie umgeben. Das erzählte Erlebniß mit dem „Schwyzer Buben", der seinen Schiller trotz eines obligat für den Dichter des Tell schwärmenden Pensionatsbackfischchens citiren konnte, ohne im Entferntesten zu ahnen, daß es jemals einen Schiller gegeben und sein Citat nur dessen Dichtungsworte, nicht die wirkliche und wörtliche Antwort des Walther Tell wären, illustrirt auf's Prächtigste der immer wahr bleibende Satz: „Bei Vielen wird das Leben zum Gedichte, — zum Leben das Gedicht bei Schiller nur."

Von den übrigen Schriftstellern, die in die „Sammelbüchse" ihr Scherflein beisteuerten, liefert Emil Claar die meisten Beiträge, die 4 ansprechenden Gedichte: „Gott", „Von deinem Leben", „Es ist nun einmal so", Eine Thräne" und einige epigrammatische Sprüche, von welchen den ersten, echt manneswürdigen — hier anzuführen, wir uns nicht enthalten können:

Sei stolz.

„Willst du dich bücken,
So sei's eine Blume zu pflücken
Der Geliebten zum Gruß!
Willst du dich bücken,
So sei's einen Kuß zu drücken
Auf deiner Mutter Fuß."

In dreimal sind Anna Versing-Hauptmann und Carl Thomas vertreten; erstere in der trefflich schildernden, poetischen Beschreibung ei-

nes „Heißen Tages", in der schwungvollen Definition der „Liebe" und den gut durchgeführten „Betrachtungen," die das Menschenthum in seinem Glauben, Empfinden, seiner Sehnsucht und Begeisterung gegen die Ansichten der Darwinianischen Schule in Schutz zu nehmen suchen, Carl Thomas in dem ergreifenden Gedichte „Verlassen" und den Stimmungsbildern „Herbstlich" und „Sonntag im Walde". In zwei literarische Gaben spendeten Gustav Linker, S. Heller, C. M. Sauer, Fritz Mauthner und Oskar Teuber. Gustav Linker bringt das formschöne und im Inhalte der Gelegenheit und dem Zwecke angepaßte Sonnett „An das Feuer" und eine vortreffliche metrische Uebersetzung des Horaz'schen Laus Catonis. Von den beiden Gedichten Heller's „Der Traum" und „Am Charfreitag" erfreut besonders letzteres durch seine Innigkeit und Wärme. C. M. Sauer fügt dem erotischen Gedichte „Frage nicht" das plastische Gemälde vom betenden Christus, den schlafenden Jüngern und der schließlichen Gefangennahme des Erlösers in „Gethsemane" an. Fritz Mauthner liefert Madonnengedichte. In „Winfried" bringt der Wettkampf der Mutter der göttlichen Liebe im katholischen Culte und der Venus Aphrodite einen in düsterer Klosterzelle nach dem „hohen Idol" spürenden Mönch zur endlichen Verzweiflung und selbst gewähltem Tode. Der Gedanke ist keineswegs unbedeutend, doch ist er bei weitem nicht gehörig durchgeführt: Der Priester sieht plötzlich in Folge gepflogener Studien der Alten mit „schönheittrunkenem Auge" in dem schlichten Muttergottesbilde vor ihm „ein Bild des Spottes." Auf einmal aber erkennt er nicht mehr die göttliche Jungfrau, sondern „aus der faltigen Kleidung nordisch-frostiger, schönheitsscheuer Sitte" Venus Aphrodite. Wie der Mönch dieses Erkennen aus diesem seltsamen, einerseits nordisch-frostigen, anderseits schönheitsscheuen Faltenkleide zu Wege brachte, ist höchst räthselhaft. Genug, es gelang ihm und „wonendurchzuckt" warf er sich liebeschwörend zu ihren Füßen. Doch spricht das Bild:

„Ich bin ja Maria, Fürstin der Wahrheit,
Fürstin der Lüge nicht!
Bin Mutter der Liebe, des Lebens und Leidens.—
Winfried, liebst du mich nicht!?"

und Winfried stürzte sich „wahnsinngejagt, Marien im Arme vom himmelanstarrenden, drohend klippigen Fels." Das zweite Mauthner'sche Gedicht „Madonna" bezieht sich auf eine rein irdische und ist ein stark Heinrich Heine ähnelndes Klagelied unerwiederter Liebe. Oskar Teuber rühmt in den Kleinigkeiten „Mein Lied" und „Mein Kämmerlein" die in allen Lagen des Lebens tröstende Kraft der Kunst — des Liedes und des Sanges, und läßt es gerne zu, daß sein Lied auch Ersatz Jenen bringe, „die zu singen ein launisch Schicksal nicht gelehrt." In einen Beitrag lieferten „stud. phil." Kath. Gundling, Jul. Berg, Jos. Willomitzer, Antoinette von Giorgi, Herm. Goldschmidt, Otto Lohr, Victor Paul, O. Schubin, C. V. Hansgirg, F. Popper, und Heinr. von Lobsdorf. Durch das „Blatt aus meinem Tagebuche" der Kath. Gundling erfahren wir, wie in der Schweiz der Sylvesterabend, die Fastnacht und der sogenannte Bußtag (18. Aug.) begangen werden — weitreichende Nachrichten eines einzigen Tagebuchblattes — und nebenbei, daß ein „echter Student" das Frühaufstehen von ganzer Seele verabscheue! Julius Berg erzählt in der prosaischen Skizze „Eine Nothtaufe" eine amüsante Anekdote von der Bühnenkünstlerin Bethmann und dem Kritiker Friedrich Schulz. „Ein neuer Hinterlader" von Josef Willomitzer erzählt im leichten Style der Humoreske den mißglückten Versuch eines Postoffizialen, in Erfindungen zu machen, indem er die Menschheit mit einem neuen Mordwerkzeuge von 99facher Schußfertigkeit per Minute beschenken wollte. O. Schubin ergötzt uns durch die niedliche Novellette „Nur eine Coquette". Die übrigen Beiträge seien genannt: Die nicht ganz optimistischen Meditationen „Am Kamin" der Antoinette von Giorgi, die „Träume—Schäume" von H. Goldschmidt, „Hexenaugen" von Otto Lohr, „Geständniß" von Victor Paul, die ergreifende Schilderung eines Brandes und die Verzweiflung einer Mutter, die ihr Kind dabei verunglückt glaubte, in „Mutter und Kind" von C. V. Hansgirg, ferner ein aus dem Französischen übersetztes Gedicht auf den Tod eines jungen Mädchens von Eduard Popper und „Die Schwalbe" nach dem Italienischen des Grossi von Hrn. v. Lobsdorf. Die letzte Gabe bildet Lud. Slansky's Composition des Liedes „Nur du" von Emil Rittershaus. Ubr.

Ethnographisches.

Födisch (J. E.). Die deutschen Stämme in Böhmen. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 13. Prag 1873. 8°. S. 16.

Von den kräftigen Stämmen, die um Böhmen's peripherischen Grenzwall wohnen, zweigten sich schon im frühesten Zeiten, nachdem die Ansiedlungen des deutschen Volkes ihre Stabilität gewonnen, zahlreiche Aeste ab, und trieben, wie mächtige Keile, sich ein in unser von den Slaven besetztes Heimatsland Böhmen. Mit der dem Deutschen eigenen Zähigkeit halten sie fest an der von dem Stamme als Erbe mitgenommenen Art und Sitte, an Brauch und Gewohnheit, besonders an ihrer Mundart, und so können wir in eben dem Sinne, wie wir von deutschen Stämmen überhaupt reden, auch von den „Stämmen der Deutschen in Böhmen" sprechen. Schon im Jahre 1851 veröffentlichte unser Schmalfuß über dieselben sein Werk: „Die Deutschen in Böhmen". Das Buch selbst, dessen Werth unbestritten bleibt, ist heute in vieler Beziehung veraltet, nach mancher Seite unvollständig — und — mag vielleicht daran der dem Geistesleben nicht sehr günstige Zeitpunkt seines Erscheinens Schuld tragen, — leider zu wenig unter unsren Stammesgenossen bekannt. Ein Gleiches gilt von Andree's gleichfalls hier zu nennenden „Tschechische Gänge in Böhmen", das eine wider Erwarten kühle Aufnahme fand. Darum danken wir dem wackern „Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag" um so freudiger für die vorliegende neueste Publikation. Im populären Tone, der alle Schriften dieses Vereines auszeichnet, schildert d. V., der durch seine archäologischen Forschungen unsern Lesern ein alter Bekannte ist, wie der Deutsche nach Böhmen gekommen mit einer erhabenen Mission, wie er nach und nach eine gewaltige schöpferische Kraft auf allen Gebieten geistigen und materiellen Lebens entwickelte und wie das ganze Volk, obwohl getheilt nach Mundart, Tracht und Brauch in fünf Stämme, sich einte in der gemeinsamen sittlichenden und erhaltenden Kulturthätigkeit. Mit kurzen aber prägnanten Strichen werden die Unterschiede gezeichnet, durch welche die Bewohner des Böhmerwaldes von den des Egerlandes, die Obersachsen (Erzgebirger) von den Schlesiern u. s. f. sich abheben; gut gewählte Stichproben aber lernen uns den Charakter der verschiedenen Mundarten, in denen die Zunge unseres deutschböhmischen Volkes spricht, wenigstens theilweise kennen. Und doch so verschieden auch diese Klänge, so mannigfach Sitte und Brauch — in Einem war das deutsch-böhmische Volk immer gleichartig, in der festen Erhaltung seiner Volksart und in der treuen Erfüllung seiner Bestimmung, Kultur zu schaffen und zu erhalten. Mag auch die Arbeit der Stämme, wie sie ihnen theilweise auch Klima und Wohnsitz schon theilweise zuwies, eine getheilte gewesen und noch sein, schließlich liefen doch all' die verschiedenen Thätigkeiten und Kraftanstrengungen in eine Spitze zusammen, weil ihnen ein Ziel, die Ausbreitung der Kultur, zu Grunde gelegt ist. Wer — so zu sagen — die „deutsche urkräftige Seele," die in allen productiven Aeußerungen dieser vielzüngigen Stämme lebt, die nationale Urkraft erkennen will, die in dem Deutschen Böhmens lebt, dem sei dieses mit wärmstem Patriotismus geschriebene und von echt nationalem Geiste durchwehte Schriftchen bestens empfohlen. l. r.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Renner.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

III. & IV.

Geschichte.

Archiv český čili staré písemné památky České a Moravské. (Böhm. Archiv oder alte schriftliche Denkmäler in Böhmen und Mähren.) Z archivův domacích i cizích vydal Františ ek Palacký. Díl šestý. (VI.) W Praze 1872. W komisi knihkupce Fridricha Tempského. 1872. 4°.

I.

Das böhmische Archiv, unstreitig eine der bedeutendsten und für den Forscher der böhmischen Geschichte unumgänglich nothwendige Quellenpublikation, welche wir besitzen, begann bereits im Jahre 1840 mit seinem ersten Bande, dem in raschem Nacheinander die Bände II — IV bis zum Jahre 1844 folgten. Nach längerer Unterbrechung erschien im J. 1862 der V. und jetzt endlich der VI. Band, welcher mit der eben erschienenen 30. Lieferung abschließt. Die Redaction leitet auch heute noch sein greiser Begründer, Fr. Palacký, dem im Anfange die Mittel des Landesschatzes u. später bei den geänderten Verfassungsverhältnissen die Unterstützung des Landesausschusses zu Gebote stand. Als Mann in vollster Kraft und Productivität hat Palacký dieses Werk, die Folie zu seiner „Geschichte Böhmens" begonnen, zahlreiche andere Publikationen, Quelleneditionen und Streitschriften laufen nebenher und zwischen dasselbe und heute, gleichsam als wollte er den Vorwurf der Senilität, der sich in seinem politischen Gebahren nur zu bedauerlich kund thut, abwehren, erscheinen von ihm zwei Quellenwerke: „Die urkundlichen Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges" (Siehe Lit. Beilage 1873. 1 und 2.) und die fünf Lieferungen des VI. Bandes des Archives. Und doch klingt es schon wie Ruhesehnen, wenn der Herausgeber in der Vorrede ankündigt, daß er seine Arbeit nur auf die Schriftstücke aus der ältesten Zeit bis zum Jahre 1526, dem Todesjahre Königs Ludwigs und dem Ende der Jagellonischen Periode, beschränke, die Sorge um die weitere Fortsetzung aber seinen Nachkommen überlasse. Mit demselben Datum schließt er schon im Jahre 1867 seine Geschichte, indem er der 2. Abtheilung des 6. Bandes die Worte voransetzte: „Noch weiter in der Darstellung der politischen, zum Theil sehr veränderten Zustände und Ereignisse zu schreiten, wehrt mir theils mein vorgerücktes Alter, und die Abnahme der Kräfte, theils die Rücksicht auf die Sache selbst." — — Während aber die „Geschichte" definitiv abgebrochen ist, dürfen wir vom Archive wohl noch ein Band gewärtigen, da die in dem jetzt erschienenen publicirten Aktenstücke erst bis zum Jahre 1502 reichen. Wir sind sicherlich die letzten, welche dem Werke, dessen Abschluß nun baldigst zu gewärtigen ist, seinen hohen Werth absprechen: keiner, der sich mit vaterländischer Geschichte beschäftigt, wird dasselbe unbenützt liegen lassen dürfen. Allein nichts desto weniger geben wir dem tiefen Bedauern Ausdruck, daß es durch die nationale Einseitigkeit seines Herausgebers nicht das geworden, was es hätte werden können: ein Allen, nicht den Tschechen allein, sondern der ganzen gelehrten Welt zugängliches Quellenwerk. Mit seiner Art und Weise Urkunden zu publiciren, und ob dieselbe den hohen Ansprüchen der heutigen Diplomatik, welche durch die Arbeiten der deutschen und französischen

Gelehrten einen so großen Aufschwung genommen, genüge, wollen wir mit Palacký nicht rechten. Sagt er doch selbst in der Vorrede zu seinen urkundlichen Beiträgen: „Ich schrieb jene Urkunden vor mehren Jahrzehnten nur zu eigenem Gebrauche ab, wie es mir am bequemsten war, ohne an ihre öffentliche Bekanntmachung zu denken, und ließ mich in der Eile des Copirens, namentlich des lateinischen Textes nicht durch ängstliche Berücksichtigung der Zufälligkeiten des Originals aufhalten." Für uns ist maßgebend die Verläßlichkeit und die läßt sich nach den Stichproben mit den besonders in diesem Bande publicirten Originalien aus dem Budweiser und Luditzer Archive nicht bezweifeln. Auch damit, daß eigentlich dem ganzen Werke das übersichtliche System fehlt und bunt durcheinander Staats- und Stadt-, Landes- und Religionsakten, Kaiserbriefe und Privatakten laufen, können uns theilweise die genauen Indices versöhnen. Auch die Thatsache, daß nur solche Urkunden, welche ursprünglich in tschechischer Sprache erschienen, Aufnahme fanden, sei dem Tschechen Palacký zu Gute gehalten und nur das Eine wäre zu wünschen, daß die zahlreich daneben gelaufenen deutschen und lateinischen Urkunden eben nicht ganz „übersehen," sondern einem spätern Forscher, der sich die herrliche Aufgabe setzen möchte, ein „Deutsches Archiv" herauszugeben, die Wege wenigstens theilweise geebnet sein mögen. Doch selbst das gelte nur als pium desiderium! Selbstlosigkeit ist nicht Jedermannes Sache. Es gibt gewisse Naturen, die in sich verschlossen und wenig mittheilsam, auch mühevoll erklommenen Pfaden auch dem Nachstrebenden dieselbe Last, denselben Schweiß vergönnen, den sie durch Rath und Wink erleichtern konnten. Das Eine aber wird dem „Historiographen" Palacký ein ewiger Vorwurf bleiben, daß er das Archiv bis auf die Vorrede, bis auf das kleinste Regest nur in tschechischer Sprache herausgegeben hat. Nationale Engherzigkeit und Verbissenheit nur können dabei maßgebend gewesen sein. Dadurch wurde diese Frucht mühsamen Forschen's und langjährigen Sammelns mit einer Streu bedeckt, die sie ungenießbar macht. Sie ist für die gelehrte Welt nicht nur Deutschland's, Frankreichs, und Europa's, sondern selbst für die der engeren Heimath Oesterreichs ein verschlossenes Buch mit 7 Siegeln, dessen Enträthselung nur sehr wenig Eingeweihten bis heute und wohl auch fürderhin möglich ist Wohl wird es Niemand verargen, wenn die Urkunden selbst in der Sprache publicirt wurden, in welcher sie geschrieben sind, gewiß aber ist und bleibt es eine berechtigte Forderung der wissenschaftlichen Welt, daß in dem Falle, wenn sich diese Sprache nicht unter die Kultursprachen reiht, die Regesten wenigstens in einer solchen Sprache verfaßt werden. Wir begreifen Herrn Palacký's Abneigung gegen Alles was deutsch ist, vollkommen, und hätten uns recht gerne, obwohl die Drucklegung auf Kosten der Landeskassa, d. h. auch aus dem Säckel der Deutschen, uns zu größeren Ansprüchen berechtigen würde, auch mit lateinischen oder eventuell französischen Regesten beschieden. Wir bedauern aber lebhaft in Hinsicht auf den Werth des Werkes den hypernationalen Standpunkt, welcher den Gelehrten hinreißen konnte, an dem eigenen Kinde bei seiner Schöpfung einen Akt der Selbstverstümmlung zu verüben und das Beispiel jener Geisteshermaphroditen nachzuahmen, die, um der wissenschaftlichen Kritik zu entgehen, ihre Produkte in den Sack einer Sprache, die nur in einem Atome der Bewohnerschaft der Erde noch erklingt, stecken, welche dann allerdings sonder Mühe die nationale Fanfare als literarische Wunderdinge in die Welt posaunt. Umgeben von der chinesischen Mauer wuchert üppig das literarische Freibeuterthum ungestraft empor, das frische Blut wissenschaftlicher Konkurrenz verdickt — und dann — Beispiele zeigen es an Ungarn und an Tschechen — werden schließlich literarische Halbheiten und journalistische Flibustiers für Männer von Geist und Wissenschaft genommen werden müssen. Doch — **Exempla sunt odiosa.**

Unsere Wünsche kommen zu spät: „Alte Stämme sind noch nie gebogen worden." — Wir aber hoffen den Wünschen vieler Mitarbeiter zu entsprechen, wenn wir wenigstens von dem jetzt erschienenen 6. Bande des Archives jene Urkunden ihrem wesentlichen Inhalte nach heraushebe, welche ihres weiteren Interesses wegen, eine Berücksichtigung verdienen. Die 26. oder erste Lieferung dieses Bandes zerfällt in 4 Abschnitte deren erster den für sich sprechenden Titel: „Nachlese verschiedener Schriftstücke aus den J. 1401—1420" trägt. Als eine Nachlese lassen sich

denn auch insbesondere jene Urkunden und Schriftstücke betrachten, welche sich auf die Hussitenzeit beziehen, u. zw.: Nr. 26, 30, 34, a. und b. Das erste ein Klagesang auf den Tod M. Huß, das zweite aber eine eindringliche Mahnung der Prager Magister an alle Gläubigen, sich nicht durch die Irrthümer jener beirren zu lassen, welche das Fegefeuer läugnen, und die hl. Bilder und andere Gebräuche der Kirche schmähen (do dto. 25. Januar 1417). Das letzte Doppelschreiben enthält eine lange im chiliastischen Sinne gehaltene Ermahnung an das Volk, in der nahenden Zeit der Rache und der Trauer zu den „Bergen" zu flüchten. Die Urkunden, welche sich auf die Geschichte des Klosters Plaß beziehen (Nr. 6. 12. 21. 27) und zumeist der Prager Universitätsbibliothek entnommen sind, werden gewiß in den von den „Mittheilungen" veröffentlichten diplomatischen Beiträgen Prof. Scheinpflug's ihre Stelle finden. Besonders zu nennen sind die 2 Aktenstücke aus dem Ludityer Archiv, nämlich eine Donation Elisabeth von Landstein's und des Joh. Boreš v. Riesenburg vom J. 1414, 5. März (Cfr. hiezu Paprocky Diadochos. O stawu panskóm S. 111) und das Privilegium Heinrich v. Elsterberg v. J. 1418, 5. Aug., von welchem der Verein Copialien besitzt, welche mit den publicirten (Nr. 23 u. 31) vollständig übereinstimmen. Ein späteres Heft desselben Bandes (Nr. 29, S. 476) bringt aus demselben Archive die Bestätigung des Lehensbriefes, welchen die Gebrüder von Tamfeld über die Höfe im Dorfe Staňtov und des Bechov's wegen von Boreš v. Riesenburg 1393 erhalten haben durch denselben Heinrich von Elsterberg de dto. 1425, 16. Juni. (Man vergl. hiezu auch „Mittheilungen" VI, S. 202. V. S. 27.) Viel bedeutender ist die zweite Abtheilung: „Briefe des Ungarischen Königs Mathias Corvinus aus den Jahren 1469—87." Bekanntlich beginnen mit dem J. 1468 die Kämpfe zwischen Mathias gegen Georg von Podiebrad, deren Fäden in Rom durch die auf den Ketzerkönig erboste Kurie und Papst Paul II. so gesponnen worden waren, daß sie endlich durch Kaiser Friedrich auch Mathias mit in ihr Netz gezogen hatten. Bezüglich des hochinteressanten historischen Hintergrundes den diese Urkunden beleuchten, müssen wir auf Schlesingers Geschichte S. 351 ff., S. 378 und auf Palacký VI. Bds. II. Abth. S. 500 ff. verweisen.

Einen Tag vor Eroberung des Spielberges (im Februar 1469) schreibt Mathias an den Rath von Iglau, „er möge die auf Sonntag Lätare angesetzte allgemeine Zusammenkunft in Brünn beschicken, wobei über die Pacification Mährens unterhandelt werden würde." Am 17. Juli 1469 fordert M. den Oberstkämmerer Joh. v. Rosenberg auf, gegen die Ketzer sogleich das Schwert zu erheben; die beiden weitern Schreiben an eben den genannten Rosenberg betreffen die Münze und Pfarre in Budweis (1470 17. März u. [illegible] Mai Nr. 3. 4). Von Interesse ist der in Nr. 5 dem Rosenberg gegebene Auftrag, seinen Diener Gregorius mit dem Prager Dechant in den Egerer und Elbogner Kreis abzufertigen um die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, und im Jahre 1474 am 30. November und am 4. Dezember erläßt Mathias an die Budweiser und Egerer, deren treues Festhalten am „christlichen Glauben" seine Anerkennung findet, von Breslau aus ein Mandat, worin er sie auffordert, dem mit König Wladislaw abgeschlossenen Waffenstillstande beizutreten (Nr. 12 und 13 aus dem Budweiser und Egerer Archive). Am 19. Dez. 1476 setzt Mathias eine Zusammenkunft in Budweis an, um statt des verstorbenen Zdeněk v. Sternberg einen neuen Hauptmann zu bestellen (Nr. 14) und bevollmächtigt (1477, Januar 13. Nr. 15) seine Gesandten (Cfr. Palacký V. 1, S. 148 Arch. český V. 381) zu dieser Zusammenkunft, die am 25. Jan. 1477 stattfand. Auf dieselbe bezieht sich zurück das Schreiben Nr. 16 an Mathias v. Schwamberg betreffs der Ausschreibung einer neuen Zusammenkunft, der Abschließung eines Waffenstillstandes und der Bezahlung einer Schuld (Nr. 16). Die weiteren Briefe an Bohuslaus von Schwamberg betreffen fast durchgängig die Wirren im Jahre 1477 (Nr. 17—20), und finden sich ihrem Hauptinhalte nach wiedergegeben bei Palacký l. c. S. 165—166. Die Gefangennahme desselben, welche im Jahre 1478 die Chancen des Königs Mathias wesentlich verrückte und Mißtrauen unter die ihm treuen böhmischen Großen säete, berührt ein Schreiben an Mathias Dobrohost v. Ronsperg de dto. 21. April 1478, (Nr. 22.) Der entscheidende und hochwichtig Vertrag vom 30. September 1478 zwischen Mathias und Wladislaw wurde am 26. November 1478 den Budweisern notificirt (Nr. Siehe 23. Palacký 199. l. c. Anm. 149). 1483 1. Juni empfiehlt Mathias dem König Wladislaw die Ernennung Wilhelms von Pernstein zum Obersten Marschall (Nr. 25). Daran schließen nicht weniger als 28 Briefe des Königs an seinen Heerführer Mathias Nikolaus Spaňowsky v. Lisow aus dem J. 1482 — 87, welche

von Michel Spanowsky im J. 1595 der Landtafel des Königreichs Böhmen als ein Denkmal seines Stammes mit Erlaubniß K. Rudolphs einverleibt wurden. Fünf deutsche Schreiben, die hierunter sich fanden, hat Palacký einfach weggelassen. Die Briefe, theils Relationen über den jeweiligen Stand der Dinge, theils auch Befehle und Anordnungen sind für die kriegerischen Geschehnisse jener Zeit von hohem Werthe. — Die dritte Abtheilung bilden Briefe des Königs Wladislaw vom J. 1471 — 1483. Die ersten zwei Urkundenbriefe an Joh. v. Rosenberg beziehen sich auf des Königs Krönung. Eine reiche Ausbeute gab für diesen Theil das Archiv v. Kuttenberg (Nr. 4, 5—14, 16, 18, 21—23, 25—26, 28, 30, 32, 33, 34, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 44), meist Anordnungen betreffs der Münze, des Bergwerkes, Feststellungen wegen der Stadtrechte, besonders des Rechtes, Bier zu brauen und zu verführen, Schlichtung von Privathändeln &c. Interessant ist der Befehl des Königs vom 7. Aug 1473 (Nr. 5), den Apotheker Elias, welcher im Vereine mit Thomas den König vergiften wollte, in scharfem Gewahrsam zu halten. Nr. 24 befiehlt den Launern, die Abgesandten Eger's an den König mit sicherm Geleite bis gegen Brüx zu führen. Merkwürdig ist die Fassung des Reskripts an das Städtchen Bergreichenstein, „während die Urkundenadresse an den Rath von Kuttenberg" gerichtet erscheint. (Nr. 31) Von den Geldverlegenheiten des Königs zeugt die Urk. 43, womit er dem Wok v. Rosenberg am 24. Dezember 1482 befiehlt, das Umgeld von Bier, welches für das allgemeine Beste bewilligt wurde, einzusammeln und nach dem Neujahr entweder nach Prag zu bringen oder zu schicken. (Cfr. hiezu Nr. 18 worin er den Kuttenb. befiehlt 2—300 Schock zur Bezahlung der Schuld an Samuel aufzubringen.) Den Schluß dieses Heftes bilden endlich die Briefe des Dechants Hilarius von Leitmeritz, Administrators des erzbischöfl. Stuhles von Prag, worin er, energisch von der Kurie dazu angewiesen, die böhmischen Katholiken auffordert, dem vom Papste nicht anerkannten König Georg den Gehorsam zu verweigern. Die Briefe — es sind deren 11 — fallen alle in die Zeit von Mai bis August 1467, und fanden sich in den Prager Consistorialakten des Kapitelarchivs. (Cfr. hiezu Palacký IV. 2. S. 450 ff.) Sie sind gerichtet an Kaaden vom 4. Mai 1467 und Brüx ebenso wieder am 10. Juli und 24. August (Nr. 1, 2, 4, 9); bei beiden Städten war aber die Mühe umsonst, sie blieben dem Könige treu. Eben denselben Erfolg hatte das Schreiben an die Herren v. Kolowrat (1467, 4. Juli, Nr. 3), an Johann v. Riesenburg (ohne Datum Nr. 5), an Wilhelm dem J. von Riesenberg und Raby (Nr. 10) der aufs Entschiedenste die Treue dem Könige wahrte. (Cfr. Pal. loco cit. Nr. 455.) Mit ähnlichen Schreiben wurden endlich auch die Herren von der Rose (1576 26. Juli), Bořita v. Martinic (24. Aug. Nr. 8) u. die Städte Budweis (31. Juli, Nr. 7) u Dobrzan (29. Aug. Nr. 11) bedacht. So weit das besprochene Heft; das nächstfolgende wird Gegenstand der nächsten Beilage sein.

R.

Deutsche Geschichte.

Dr. **Friedrich Schirrmacher**: Die Entstehung des Kurfürsten-Collegiums. Berlin, 1874.

Dieses dem berühmten Verfasser der Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Wilhelm Giesebrecht, gewidmete Buch des verdienstvollen Rostocker Professors hat auch für die Geschichte unseres Vaterlandes insofern eine ganz besondere Bedeutung, als darin die Entstehung der siebenten Kurstimme, welche dem Könige von Böhmen zukam, einer eingehenden Untersuchung unterzogen wird, welche es ermöglicht, sich über diesen Punkt nunmehr eine ziemlich klare Vorstellung zu bilden. In eilf Kapiteln, von welchen das achte: „Stimmen für und wider die volle Wahlberechtigung des Böhmenkönigs", diesem ganz und gar gewidmet ist, und einem Schlußworte, welches über die Entstehungszeit der seit Ende des 13. Jahrhunderts allgemein herrschenden Theorie, richtiger Fabel von der Einsetzung der Kurfürsten durch Papst Gregor V. († 999) handelt, hat der Verfasser mit staunenswerthem Fleiße und Umsicht alte und neue Quellenstellen, welche für die schwierige Frage nach der Entstehungszeit der wichtigsten Institution des alten deutschen Reiches von Wichtigkeit sind, sowie die einschlägige Literatur in den Kreis seiner Betrachtungen und Erwägungen gezogen. Indem er aber mit der Doppelwahl der Kö-

nige Philipp und Otto IV. (1198) beginnend die Vorgänge bei sämmtlichen Königswahlen bis herab zu Rudolf I., in welchen Zeitraum eben die Entstehung und erste Entwicklung des Kurfürstencollegiums fällt, mehr minder umständlich bespricht, gelangt er zu nachstehenden Ergebnissen.

Es ist noch nicht widerlegt, daß es die römische Curie gewesen sei, welche das Recht, den deutschen König zu wählen, bestimmten Fürsten ertheilt habe. Diese Behauptung stützt sich aber auf die Decretale Venerabilem des Papstes Innocenz III. v. J. 1202. Bis dahin war es nun so gewesen daß alle Fürsten, sei es in Person oder in Vertretung gestimmt haben, und beruhte die wahre Macht des Königs eben darauf, von allen Wählern einstimmig erhoben zu sein. Bei Doppelwahlen konnte daher nur die größere Stimmenzahl entscheiden. Allerdings hat bei der Wahl Lothars (1125) ein Ausschuß von vermuthlich zehn und bei jener Friedrichs I. (1152) ein solcher von vier Fürsten die Vorwahl und so gewissermaßen die entscheidende Stimme gehabt und geführt, doch konnte solcher Vorgang keinen Vorzug für die Ausschußmitglieder begründen, sondern hat nur zur Abkürzung und Vereinfachung des Wahlverfahrens gedient. Dagegen stellte nun Innocenz III., als es sich um die Giltigkeit der Wahl Philipp's u. Otto's IV. handelte, die Behauptung auf, daß von denjenigen Fürsten, welchen vorzugsweise das Wahlrecht zukomme, für Otto ebenso viele (Köln und durch selbes angeblich auch Mainz, dann der Pfalzgraf bei Rhein), wenn nicht noch mehr als für seinen Gegner (Trier und Sachsen) gestimmt haben. Nach päpstlicher Anschauung stand also den bezeichneten Fürsten vornehmlich das Wahlrecht zu, und wenn das, daß in einem Wahlausschusse das entscheidende Gewicht läge, richtig gewesen wäre, so wäre es von da ab freilich gleichgiltig gewesen, ob Majoritäts- oder Minoritätswahl sämmtlicher Fürsten, und hätte Otto in diesem Falle richtig etwas vor seinem Gegner vorausgehabt. Es war das jedoch nur Ansicht der römischen Curie, welche aber derselben Geltung zu verschaffen suchte und verstand. Denn das Papstthum war nach dem Versuch Heinrich's IV., ein erbliches Königthum in Deutschland zu begründen, noch ernstlicher als zu den Zeiten des großen Gregor VII. aufgefordert, dieser seine politische Macht bedrohenden Entwicklung Stillstand zu gebieten. Es trat daher für die Wahlmonarchie ein und stellte angeblich bloß im Interesse der Fürsten die Behauptung auf, daß nur einigen derselben ein eigentliches Wahlrecht zustehe. Und demnach ist es auch sehr wahrscheinlich, daß unter seinem Einflusse im J. 1209 wirklich jener Reichsbeschluß gefaßt worden ist, wornach den drei rheinischen Erzbischöfen und dem Pfalzgrafen bei Rhein, dann dem Herzog von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg das Recht, den König zu küren, und dem König von Böhmen die Entscheidung und nur diese Entscheidung zugestanden worden, wenn jene Sechs zwiespältig wählen würden (constitutio Goldasti). Der Beschluß kam zu Stande vor Otto's Aufbruch nach Italien auf dem Hoftage zu Würzburg, der wirklich ein allgemeiner war und zu welchem sich auch K. Ottokar I. eingefunden hatte. Es mag sein, daß bei diesem Wahlstreit die weltlichen Fürsten es durchsetzten, auf daß auch der Brandenburger in das Wahlcollegium aufgenommen wurde, um den geistlichen Wahlfürsten in gleich großer Anzahl gegenüber zu stehen, und diese Sechs waren es, nach dem Lehenrecht des Sachsenspiegels, welche mit dem Erwählten nach Rom zu gehen hatten, um dort Zeugniß von der Rechtmäßigkeit seiner Wahl abzulegen. Es kann ihnen jedoch solcher Wahlvorzug nur aus dem Grunde zugestanden worden sein, weil vorerst der Erzbischof von Mainz als deutscher Reichskanzler zur Wahl, welche in seiner Diöcese erfolgte, berief und auch die Wahlleitung hatte, weil dann der erwählte König von dem Kölner zu Aachen gesalbt und von dem Erzbischofe von Trier auf den Stuhl Karls des Großen gehoben wurde. Weiters war der Pfalzgraf als judex zum Dienste des Königs der Könige in Vertheidigung der Witwen und Waisen das Schwert zu führen berufen, daher auch als erster Wähler unter den weltlichen Kurfürsten, zudem noch als Truchseß des Reiches, wie denn auch Sachsen als im Besitze des Marschallamtes und Brandenburg als Kämmerer den neuen Vorzug nur diesen Aemtern verdankten. Nachdem aber die Erblichkeit der Reichshofämter für den Beginn des 13. Jahrhunderts erweislich ist, so wird man auch für dieselbe Zeit (vor 1208) die Erblichkeit der Reichserzämter gelten lassen können. Gestimmt wurde dann so, daß die drei rheinischen Erzbischöfe mit der Abstimmung begannen, hierauf die übrigen Prälaten ihnen folgten, welchen

endlich an der Spitze der weltlichen Wähler der Pfalzgraf zunächst sich anschloß. Es liegt übrigens die Vermuthung nahe, daß die unter römischer Beihilfe also ausgezeichneten sechs Fürsten sich damals dem Papste gegenüber zur Ausschließung der Erbfolge verpflichtet haben.

Denn die Fernhaltung der Erbmonarchie bildete das wichtigste Interesse, um welches es sich für die Curie bei der Entwicklung eines bevorzügten Wählerkreises handelte, wenn sie auch in der folgenden Zeit nicht in starrer Consequenz in ihrer Anschauung verharrte. Als es sich nämlich um die zweite Wahl Friedrichs II. handelte (1212), für welche der Böhmenkönig sehr thätig war, hatte sie gar nichts dagegen einzuwenden, daß Friedrich von der Majorität der gesammten Fürsten und nicht von einem bevorzugten Wählerkreise erhoben wurde. Und Friedrich selbst legte auf diesen Umstand den größten Werth, schon aus politischer Ueberzeugung, denn nur auf der Kraft der Gesammtheit der wahlberechtigten Fürsten, nicht auf der einer sich immer enger abgränzenden Fürstenoligarchie, welche durch päpstlichen Einfluß gehoben diesem nur zu leicht wieder verfallen konnte, ruhte seine Macht sicher. Er arbeitete daher auch den in der Decretale Venerabilem verkündeten Hoheitsansprüchen Roms entgegen, läßt, um die Krone erblich zu machen, zuerst Heinrich VII. (1220) und nach dessen Beseitigung Konrad IV. (1237) wählen. Unter den eilf Fürsten aber, welche zuerst Konrad in Wien gewählt haben, war auch K. Wenzel I. und diese Fürsten legten in dem Wahlinstrumente den Nachdruck auf die Vortheile der Erbmonarchie; um diese zu gewinnen, ohne ihr Wahlrecht aufzugeben, wählen sie wiederholt den Sohn noch bei Lebszeiten des Vaters, weisen auch die päpstliche Lehre, daß durch die Gnade des Stuhles Petri das Imperium an die Deutschen gelangt und die Wahlfürsten eingesetzt worden seien, ihrerseits zurück. In Geschlossenheit haben sie die Wahl Konrads vollzogen, in bestimmter, durch den Rang gebotener Reihenfolge, unter den geistlichen Fürsten voran der Mainzer, unter den weltlichen der Pfalzgraf, zu welch' letzteren auch der böhmische König gerechnet ist, der bei der Wahl dem Range nach die Stelle nach dem Pfalzgrafen behauptet hat.

Inzwischen hatten die also ursprünglich von Rom her importirten Ansichten über den Vorzug des engeren Wählerkreises auch Eingang in die Rechtsbücher gefunden. Nach dem auctor vetus de beneficiis haben sechs Fürsten, qui primi sunt in eius (regis) electione, mit dem Erwählten in Rom zu erscheinen, eine Bestimmung, welche von dem Papste zwischen 1209—1214 durchgesetzt worden sein mag. Und nach dem zwischen 1224—1232 abgefaßten Sachsenspiegel, welcher wahrscheinlich jenem erstgenannten Rechtsbuche gefolgt ist, wird solche Sechszahl der Fürsten als besonders berechtigter Wähler auf das Bestimmteste von den übrigen Wahlfürsten abgesondert. Aber nach derselben Rechtsquelle macht es nicht das Erzamt allein, daß man zu diesen sechs Wählern zählt. Denn der König von Böhmen besitzt ja auch ein Erzamt, er ist des Reiches Schenk, allein er ist kein Deutscher, welche Eigenschaft den Kurfürsten zunächst innewohnen muß. Doch muß die Machtentwicklung des böhmischen Reiches bald die Umwandlung dieser Rechtsüberzeugung hervorgerufen haben. Es kann aber bei den nach der Absetzung Friedrichs II. (1245) erfolgten Wahlen der sogenannten Pfaffenkönige, Heinrichs Raspe (1246) und Wilhelms von Holland (1247), bei welchen die Bestimmungen des Sachsenspiegels in Geltung waren, von einem böhmischen Wahlrechte nicht die Rede sein. Wenzel I. hat sich auch weder für Raspe gewinnen lassen, noch sich an der Wahl Wilhelms betheiligt. Die Nachricht, daß er den letzteren im Jahre 1248 durch Ehrung mit Geschenken indirect anerkannt oder nachgewählt, ist nämlich anfechtbar.

Dagegen zeigt sich schon bei dessen Sohn und Nachfolger Ottokar II., daß die Qualität des böhmischen Wahlrechtes nun eine andere geworden. Bereits im Jahre 1254 war der Plan aufgetaucht, an Stelle Wilhelms Ottokar zum deutschen Könige zu erheben, und es wird mit Recht vermuthet, daß man im Jahre 1256 nach dem Tode Wilhelms wieder auf diesen Plan zurückgekommen ist. Allein die Wahl fiel auf Richard von Cornwall und Alfons von Castilien (1257), wobei sich Ottokar, wohl um die Zwietracht in Deutschland zu nähren, das trügerische Spiel erlaubte, zuerst jenem und dann auch diesem seine Stimme zu geben. Er muß aber bei diesen Wahlen von den sechs Bevorzugten als gleichberechtigter Wähler anerkannt worden sein, weil sonst im Jahre 1263 nicht hätte behauptet werden können, daß im Falle einer zwieträchtigen Kur das Entscheidungsrecht, welches bis dahin dem Könige von Böhmen zukam, dem

Pfalzgrafen bei Rhein zustände. Für die Anschauung, daß sieben Fürsten rechtlich jetzt das engere Wahlcolleg bilden, gewährt der in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts verfaßte Schwabenspiegel das wichtigste Zeugniß: Die vier weltlichen Kurfürsten sollen Deutsche von Vater und Mutter her oder doch wenigstens von einem derselben sein. Ottokar war aber bekanntlich der Sohn Kunigundens, der Tochter des Königs Philipp, also einer deutschen Mutter. Hat sich demnach im Jahre 1209 das Wahlcollegium der Sechs gebildet, so ist das Jahr 1257 als das Geburtsjahr des Siebenercollegs anzusehen. Der Brief Urbans IV. vom 31. August 1263 ist unzweifelhaft der erste urkundliche Nachweis des letzteren.

Solche Rechtsanschauung blieb jedoch keineswegs unangefochten stehen. Denn abgesehen von den Zeugnissen vornehmlich des Cardinals Heinrich von Sepusio und der Magdeburger Schöppenchronik, welche hartnäckig ein bloßes Entscheidungs- und kein Wahlrecht des böhmischen Königs vertreten, wurde diesem, welcher sich dem zweiten Versuche der staufischen Partei, Konradin zum Könige zu erheben (1262), feindselig erzeigt hatte und für seine Anerkennung Richards von diesem mit Böhmen, Mähren, Oesterreich und Steier belehnt worden war, bei der Wahl Rudolfs I. (1273) keineswegs eine Gleichberechtigung von den sechs anderen Kurfürsten zugestanden. Vielleicht ist man bei jenem Versuche für Konradin auf den Gedanken gekommen, den Böhmen von dem Wahlrecht wieder auszuschließen und dasselbe auf Baiern zu übertragen. Diese siebente Stimme führte aber dann bei der Wahl der Pfalzgraf, auf welchen außer seinen fünf Collegen auch die Boten des Herzogs Heinrich von Baiern compromittirt hatten und der dann Rudolf von Habsburg als König ausgerufen. Und die Wahl Rudolfs wurde auch von Ottokar nur deshalb angefochten, weil seinen Gesandten überhaupt die Ausübung des Wahlrechtes vorenthalten worden war; er selbst bezeugt, daß der Habsburger von den deutschen Fürsten, bei welchen die Wahl stünde, einstimmig erkoren worden sei. Auch dem Papste galt Rudolf als der vollkommen rechtmäßig erwählte König und so mahnte er Ottokar zur Unterwerfung. Es ist übrigens da noch zu bemerken, daß die Nachricht der annales Ottokariani, daß dem böhmischen Könige unmittelbar vor der Erhebung Rudolfs die Krone angeboten worden sei angesichts der feindseligen Stellung der staufisch-welfischen Partei gegen Ottokar nur als eine simple Fiction betrachtet werden kann. Dagegen ist allerdings richtig, daß Ottokar es gewesen welcher jetzt die deutsche Krone begehrt hat.

Der Streit dann um die siebente Kurstimme, welcher sich nach Rudolfs Wahl erhob und fortsetzte, war nicht bloß ein Streit zwischen Böhmen und Baiern, sondern auch zwischen dem ersteren, dann Baiern und Pfalz. Er ist nicht entschieden worden durch die bekannte auf dem Augsburger Reichstage ausgefertigte Urkunde Rudolfs vom 15. Mai 1275, mit welcher ja nur die Vorgänge bei den Wahlen Richards und Rudolfs rücksichtlich Baierns constatirt wurden bei welchen Wahlen der Herzog Heinrich auch nur mit Rücksicht auf sein Herzogthum und nicht auf Grund eines Erzamtes gewählt hat. Der Besitz eines solchen war aber für die Ausübung des Kurrechtes nothwendig und das Schenkenamt besaß Böhmen. Es ist daher immerhin möglich, daß, wie der Abt Johann von Viktring erzählt, Rudolf im Frieden von 1276 das Schenkenamt Böhmens anerkannt habe, und gewiß ist es, wenn man den Vertrag der beiden Könige vom 12. September 1277 mit berücksichtigt. Indem es nämlich darin heißt: wenn uns (Ottokar) unser Herr auffordert, ihm bei Erwerbung der Kaiserkrone Gefolgschaft zu leisten, so werden wir ihm uns anschließen, wie wir dazu von Rechtswegen verpflichtet sind, — so kann nach dem Wortlaute der sämmtlichen deutschen Rechtsbücher es nur dahin verstanden werden, daß Ottokar hiezu verpflichtet sei, weil überhaupt des Königs Wählern, den Inhabern der Erzämter, solche Verpflichtung auferlegt ist.

Es haben jedoch deshalb die Ansprüche Baierns auf eine Kurstimme und das Schenkenamt nicht geruht, bis endlich Rudolf durch die Urkunde ddto. Eger, 4. März, 1289 — und noch mehr durch jene ddto. Erfurt, 26. September, 1290 — die bairischen Ansprüche für immer beseitigte. Seitdem blieb es zweifellos, daß dem Könige von Böhmen Recht und Amt des Schenken im römischen Reiche deutscher Nation zukomme und daß derselbe bei der Wahl eines römischen Königs wie die übrigen Kurfürsten gleiches Recht und gleiche Stimme habe. Die Wirkung dieser urkundlichen Bestimmungen zeigte sich zunächst bei der Wahl Adolfs von Nassau,

bei welcher von einem Antheil des Herzogs Otto von Baiern nicht die leiſeſte Spur zu finden iſt.

Mit Vorſtehendem glaubt Referent den reichen Inhalt der Schirrmacher'ſchen Schrift hinlänglich dargelegt zu haben. Wenn aber insbeſondere in der zweiten Hälfte derſelben mancherlei unangenehme Druckfehler ſich bemerkbar machen, ſo wird ſolches wohl in der Entfernung des Verfaſſers vom Druckort einigermaßen ſeine Erklärung und Entſchuldigung finden.

Dr. M. Pangerl.

Oeſterreichiſche Geſchichte.

Dr. **Franz Kürſchner:** Die Urkunden Herzog Rudolfs IV. von Oeſterreich. Ein Beitrag zur ſpeciellen Diplomatik. Sonderabdruck aus dem 49. Bd. des Archivs für öſterr. Geſchichte. Wien, 1873. In Commiſſion bei Gerold.

Der durch ſeine Ordnung des Egerer Stadtarchives wie durch ſeine Schrift über die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe zwiſchen Eger und Böhmen in ihrer hiſtoriſchen Entwicklung vortheilhaft bekannt und um die böhmiſche Geſchichtsforſchung wohl verdient gewordene Verfaſſer hat ſich mit vorſtehend namhaft gemachter Abhandlung in das Gebiet der diplomatiſchen Wiſſenſchaft begeben und auch hier, wie es gerne von dem Referenten anerkannt wird, gleich beim erſten Gange durch ſeine eingehende Forſchung, deren Reſultate er in überſichtlicher, klarer und leicht verſtändlicher Weiſe darlegt, einen ganz ehrenvollen Platz errungen. Wenn er dann die Urkunden Herzog Rudolfs IV., des berühmten Stifters der Wiener Univerſität und nicht minder berühmten Erbauers des ehrwürdigen Münſters zu St. Stephan in Wien, zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen erwählt hat, ſo that er damit einen um ſo glücklicheren Griff, je anziehender die Urkunden gerade dieſes Fürſten für Freunde und Kenner der Diplomatik ſind, welche an denſelben theilweiſe einzig daſtehende Wahrnehmungen machen können, wie z. B. die von Rudolf erfundene Geheimſchrift, welche derſelbe wenigſtens auch in einer Urkunde zur Anwendung gebracht hat. Bekanntlich erfreute ſich dieſer Herzog einer ganz eigenthümlich gearteten Individualität, welche ſich uns zunächſt in den von ihm ausgegangenen Urkunden am getreueſten präſentirt. Und wenn andere Fürſten hauptſächlich durch eine gewandte Politik und kriegeriſche Thaten Ehre, Anſehen und Macht zu erringen geglaubt haben, ſo glaubte der „Stifter" mittelſt geſchickter und praktiſcher Anwendung ſeiner wahrlich nicht geringen diplomatiſchen Wiſſenſchaft gleichfalls bedeutende Erfolge erringen zu können. K. bezeichnet daher auch ganz mit Recht die Geſchichte Rudolfs IV. als eine vorwiegend diplomatiſche.

Außer einer kurzen Einleitung, in welcher der Verfaſſer unter anderem ſehr dankbaren Sinnes aller Derjenigen namentlich gedenkt, welche ſeine wahrlich nicht leichte Arbeit mittelſt Herbeiſchaffung des authentiſchen und anderen Materials gefördert haben, und einem Nachtrag zu den ſchon bekannten Regeſten des Herzogs begreift die vorliegende Schrift zwei große Abtheilungen, wovon die erſte die Beſchreibung der Urkunden enthält, die andere dagegen eine fleißige Zuſammenſtellung deſſen bringt, was insbeſondere aus jenen über das Kanzleiweſen unter Rudolf zu eruiren iſt. Für den Ref. bildet jedenfalls der erſte Theil die intereſſantere Partie, ſchon deshalb, weil der Verfaſſer hier zu völlig abſchließenden Reſultaten gelangt. Und in dieſem Theil erwecken wieder die Diplome, unter welchen K. die in feierlichſter Art ausgeſtellten Urkunden verſtanden haben will, die meiſte Beachtung. Die allen Diplomen zukommenden charakteriſtiſchen Merkmale ſind aber der volle Titel, eine weitläufige Datirung, die Unterſchrift des Herzogs und das große Siegel.

Es wird nur wenige Fürſten gegeben haben, deren Titel im Laufe weniger Jahre ſo viele Umwandlungen erfahren hat, wie der Titel Rudolfs IV. Gleich in der Zeit ſeines erſten ſelbſtſtändigen Auftretens fröhnt er einer ungewöhnlichen Titelſucht und greift in Ermanglung von wichtigeren Gründen zu dem kleinlichen Auskunftsmittel, ſeinem Titel eine ſchwere Menge von Namen geringerer Beſitzungen ſeines Hauſes einzuverleiben (1356). Und damals war er erſt 17

Jahre alt. Nachdem Rudolf dann im J. 1358 die alleinige Regierung der habsburgiſchen Länder übernommen hatte, erreichte ſeine Titelwuth im folgenden Jahre ihren Höhenpunkt. Was aber an dem ſeit 18. Juni 1359 bis Ende 1360 geführten großen Titel nicht allein das Ungewöhnliche, ſondern auch Unberechtigte geweſen, beſtand darin, daß Rudolf ſich Pfalzerzherzog zu Oeſterreich, Fürſt zu Schwaben und im Elſaß und Oberſt-Jägermeiſter des heil. Römiſchen Reiches nannte. Natürlich prangte ſolcher Titel nicht allein an der Spitze der Urkunden, ſondern empfing auch in dem prachtvollen Münzſiegel ſeinen entſprechenden bildlichen Ausdruck. Es fehlen auf demſelben ebenſo wenig zahlreiche Wappen, als zwei liegende Hirſche, über welchen ſich die ſtattliche Geſtalt des neuen Reichs-Erzjägermeiſters erhebt. Sein Herr Schwiegervater, unſer K. Karl IV. glorreichen Angedenkens, ſchüttelte jedoch zu ſolchem Titel- und Siegelgepränge des Herrn Eidams nicht bloß das Haupt, ſondern zwang dieſen auch, ſolchem eigenthümlichem Vergnügen fürderhin zu entſagen. Zunächſt zu Eßlingen im September 1360, zu welcher Zeit der Pfalz-Erzherzog, dann der Herzogstitel von Schwaben und vom Elſaß fallen gelaſſen werden mußten. Weil aber Rudolf wenigſtens in dem kleinen Siegel den Herzogstitel von Schwaben und Elſaß zu führen fortfuhr und auch ſonſt ſich als Herzog dieſer Länder gebärdete, ſo verdarb er es neuerdings mit dem Kaiſer, mit welchem er zur Beilegung des Zwiſtes um Mitte Juni 1361 eine Zuſammenkunft in dem freundlichen Budweis hatte. Zuvor hatte er jedoch ſich ſchon der bezeichneten beiden Herzogstitel entledigt und in Budweis gab er nun auch den bisher geführten königlichen Schmuck preis. Gleichwohl konnte er in der Folgezeit nicht durchaus ſeiner lieben Paſſion entſagen; denn ſeit Ende des J. 1361 kam er wieder auf den Titel eines Erzherzogs zurück, welchen der Kaiſer auch aus nicht näher bekannten Gründen geduldet hat, und ſeit Mai 1364 qualificirte er ſich aus einem bisherigen Herrn zu Krain zu einem Herzog dieſes Landes, welche beiden Epochen nun von allen Jüngern der Geſchichtswiſſenſchaft zu genauer Kenntniß genommen werden mögen.

Es iſt natürlich und wie ſelbſtverſtändlich, daß der Herzog, wenn er im Titel ſo Außerordentliches geleiſtet, auch nach anderen Richtungen hin ſeine Diplome in ſolennſter Weiſe, Könige und Kaiſer hierin übertreffend, ausgeſtattet hat, wodurch eben dieſelben intereſſante Objecte nicht allein für den Diplomatiker geworden ſind. Ref. muß ſich jedoch verſagen, hierüber ausführlicher zu berichten, ſondern kann dem Leſer, welcher überhaupt über den Gegenſtand genauer unterrichtet ſein will, nur die Lectüre der Kürſchner'ſchen Schrift beſtens empfehlen, von welcher er zu bekennen nicht anſteht, daß ſie nicht nur das Studium des formellen Theiles der Urkunden in ſeiner ganzen Wichtigkeit gut erkennen läßt, ſondern auch vollkommen geeignet iſt, Anfänger in der Diplomatik in das Weſen dieſer Wiſſenſchaft einzuführen.

Indeß möge es doch geſtattet ſein, noch dreier Momente mit einigen Worten beſonders zu gedenken. Das erſte derſelben, zugleich das augenfälligſte und in mancher Beziehung auch wichtigſte, iſt der Umſtand, daß Rudolf in Deutſchland der erſte Laienfürſt geweſen, welcher ſeine Urkunden mit einer eigenhändigen Unterſchrift verſah. Man darf jedoch dabei keineswegs an eine einfache Namensunterſchrift des Herzogs denken. Er erweiſt ſich auch in dieſem Punkte ſehr förmlich und je nach Erforderniß unterzeichnete er entweder lateiniſch oder deutſch. So ſchrieb er z. B. am 9. Juli 1359 unter den Text der Urkunde über die Grundſteinlegung zum Wiener Stephansdom: † Wir. der. vorgenant. herzog. Ruodolf. sterken. dis. obgenant. gesrift. mit. diser. vndersrift. vnser. selbs. hand †. Bei den Patenten oder den verſiegelten Briefen mußte ein vom Herzog geſchriebenes † hoc est verum † genügen. Weiters hat K. an dem großen Siegel, welches Rudolf nach der Erwerbung Tirols (1363) zu gebrauchen begann, und zwar bei zwei Urkunden vom 9. und 12. März 1364 ein eigenthümliches und bisher noch unbekannt gebliebenes Contraſiegel bemerkt, welches augenſcheinlich von einem Siegelringe herrührend zwei Worte enthält, die vielleicht zur Erinnerung an die glückliche Erwerbung Tirols in dasſelbe eingegraben nachmals ſo berühmt geworden ſind, die Worte: Felix Austria. Damit wäre unſere Wiſſenſchaft über ein ſtark in Umlauf geweſenes geflügeltes Wort dankenswerth bereichert. Endlich hat der Herzog nicht umhin können, den Außenrand ſeines ſchon erwähnten großen Münzſiegels mit einer Inſchrift zu zieren, welche Oeſterreich als den Schild und das Herz des Reiches preiſt. Und nicht bloß aus dieſem Umſtande (bereits auch von Wat-

tenbach bemerkt), sondern auch aus dem seit Mitte 1359 plötzlich hervortretenden System von diplomatischen Formen überhaupt, welche die Hoheitsbestrebungen Rudolfs klar zur Anschauung bringen, will K. ganz mit Recht abnehmen, daß dem ein wohldurchdachter Plan zu Grunde lag, und weil ferner offene Hinweisungen auf die bekannten österreichischen Freiheitsbriefe vorliegen, so ergibt sich der Schluß von selbst, daß die erste Regierungsepoche Rudolfs zugleich als die Fälschungszeit jener Freiheitsbriefe zu betrachten ist, eine Ansicht, welche auch schon von A. Huber ausgesprochen und in anderer Weise begründet worden ist.

Weniger ist dagegen über das zu berichten, was der Verfasser über die zweite Gruppe der Rudolfinischen Urkunden, die literae patentes und clausae, die offenen und verschlossenen Briefe oder Urkunden, bemerkt. Allen gemeinsam ist der kleine Titel, welcher nur eine Zeit lang auch die Prätension hinsichtlich Schwabens und des Elsaßes ausweist, eine einfache Datirung, die schon erwähnte kleine Unterschrift und endlich das kleine Siegel, welches bei den verschlossen gewesenen Briefen rückwärts aufgedruckt erscheint. Weil ein Theil dieser Urkundengruppe auf Papier ausgefertigt ist, so legt sich allerdings der Wunsch nahe, daß der Verfasser uns einiges auch über diesen Gegenstand hätte mittheilen sollen, sofern er nämlich auch hierüber Untersuchungen angestellt hat.

Die zweite Hauptabtheilung der Schrift Kürschners endlich hat insbesondere die Kanzlei Rudolfs IV. zum Gegenstande der Forschung. Es liegen nun allerdings Urkunden vor, von denen nachgewiesen werden kann, daß sie einzig der Initiative des Herzogs ihr Entstehen verdanken. Sonst aber erscheint der Kanzler als der einflußreichste Rathgeber desselben, welcher denn auch eine größere Anzahl wichtigerer Diplome recognoscirt. In Sachen der inneren Politik wurden erforderlichen Falls auch die Landherren zu Rathe gezogen; in Angelegenheiten aber innerhalb seiner Machtbefugnisse stand dem Herzog ein Rath, sicher schon seit 1363 ein geschworner Rath genannt, zur Seite. Als er dann seinen Kanzler im J. 1362 zum Statthalter in den österreichischen Vorlanden bestellte, gab er auch diesem einen geschwornen Rath zur Seite. Es mag da gleich bemerkt werden, daß von diesem Kanzler Urkunden im Namen des Herzogs ausgingen, ohne daß dieser anwesend gewesen, was natürlich für das Itinerar Rudolfs von Wichtigkeit ist. Uebrigens können noch andere in Abwesenheit desselben jedoch in seinem Namen ausgefertigte Urkunden nachgewiesen werden. Ueber die Details der inneren Einrichtung der Kanzlei vermochte aber K. nichts Genaueres beizubringen und zwar bloß aus Mangel an einschlägigen Nachrichten. Der Beamtenstand dürfte jedoch ein ansehnlicher gewesen sein, und ist sicher, daß es bei der herzoglichen Kammer (gegenwärtig sagen wir Finanzdepartement) neben dem Kammermeister noch Kämmerer gab, und daß auch die Vorstände der übrigen Aemter ihre Notare hatten und durch dieselben Urkunden ausfertigen ließen. Notar der Kanzlei im engeren Sinne ist aber nur ein einziger namentlich bekannt.

Dr. M. Pangerl.

Historische Literatur.

1. Bezold, Fr. v., Zur Geschichte des Hussitenthums. Culturhistorische Studien. München, Theodor Ackermann 1874. 8°.

Der Verfasser hat sich bereits auf diesem Theile der historischen Literatur, welcher für uns gerade von so hohem Interesse ist, und einen bedeutenden Umfang angenommen hat, vortheilhaft eingeführt, indem er im Vorjahre mit dem Werke „König Sigismund und die Reichskriege gegen die Hussiten bis zum Ausgang des III. Kreuzzuges“ (München 1872) hervortrat. Wenn schon dieses Werk ein gründliches Studium und eine vollständige Beherrschung der Quellen verrieth, so ist es noch mehr bei dem vorliegenden Büchlein der Fall, welches den geistigen Inhalt des Hussitenthums und seine leitenden Ideen zur Anschauung bringen will. Der religiöse Inhalt, der Gegenschlag gegen die hierarchische Omnipotenz, welchen die böhmische Bewegung bedeutet, ist bekannt. Interessanter für uns sind jene Stellen des

Werkchens, welche von den mit den religiösen Ideen enge verknüpften communistisch-socialistischen Tendenzen des Hussitenthumes handeln, wie sie bekanntlich in einer Analogie auch während der Anfänge der Reformation in der mißverstandenen Auslegung des Evangeliums der Freiheit und Gleichheit sich wiederfinden. Die Gegensätze der gemäßigten und enragirten Hussiten, die in der Lehre der Adamiten verkörperte extremste Verbildung der ursprünglichen Lehre von der Rückkehr zu apostolischen Zuständen findet ihre gerechte Würdigung, und diese dürfte viel dazu beitragen, in der Beurtheilung der socialen Anschauungen und Lehren der Hussiten die richtige Mittelstraße zu erreichen. Ebenso wollen wir auch dem demokratischen Prinzipe, das die Beseitigung aller Standesunterschiede, die Vernichtung, Aufhebung aller Abgaben und Lasten forderte, unsere Anerkennung nicht versagen; freilich zeigte sich auch hier, wie nach jeder Seite hin, daß die Slaven wohl im Stande sind, große Ideen von Außen her auf sich wirken zu lassen, sie in sich aufzunehmen, daß sie aber unfähig sind, dieselben selbstständig zu verarbeiten und mit richtigem Mittel und starker Kraft in das Reich der That zu übersetzen. Während die Hussiten auf der einen Seite das große Unrecht der Rurallasten und Roboten, der Zinsen und Tribute als „verwerflich" und „verabscheuenswerth", die Beseitigung aller Vorrechte der Geburt, der Bildung, des Vermögens proclamirten, trieben sie selbst von den Taboritischen neue Zinsungen, „holdy" genannt, mit einer Grausamkeit ein, welche die Bauern auf die früheren Zeiten mit Schmerz und Sehnen zurückblicken ließ. Während sie in der Gemeinsamkeit des Eigenthums das Charakteristikon ihrer nach Theorien gebauten Zeit sahen, vernichteten sie gleichzeitig alles bestehende Eigenthum, zerstörten Hab und Gut und theilten es so lange, bis nichts mehr übrig blieb für ihr gepredigtes — „irdisches Himmelreich." Während sie die Abschaffung der Geburtsrechte und des Adels theoretisch aussprachen, verleihen sie in ihrem Heere besonders Adeligen gerne die Führerstellen, ihre Helden halten strenge an den conventionellen Titulaturen, ihre Landtage theilen sich strenge nach den „Ständen", ja Zizka selbst ließ sich 1422 auch in den Ritterstand erheben und bei der Partei der Waisen wurde noch im Jahre 1433 der Ritterschlag angewendet.

Ein Charakterzug des Hussitenthums, welcher unseres Wissens noch nirgends so scharf hervorgehoben wurde, wie es der Verfasser thut, dürfte in unsern Tagen besonders der vollen Berücksichtigung wert sein: die in dieser Bewegung hervorgetretenen Anläufe zur Frauenemancipation nämlich, welche die Theilnahme der Frauen an religiösem, politischem und socialem Leben der Männer fordern und theilweise auch durchsetzen. Wie weit auch diese Ideen fortgesetzt wurden — das zeigt uns der Adamitismus. (Man vergl. S. 36 u. ff.) Der nationalen Seite der großen Bewegung widmet der Verfasser, vielleicht weil sie ihm schon genügend beleuchtet erschien, den wenigsten Raum: nur einige Schlaglichter bezeichnen die Hypertrophie des nationalen Eigendünkels und seiner absolutistischen Ansprüche an Land, Recht und Heimat, welche in dem Tschechen den Herrn der Welt, in Prag das Mekka und Medina geistiger und socialer Entwicklung sahen. Vielfach sehen wir zu unserer Freude auch die „Mittheilungen" unseres Vereines bei Beurtheilung der Stellung des Deutschböhmen vor und in jenen Zeiten sowie der Folgen derselben benützt, was wir hier mit vieler Genugthuung zu registriren nicht unterlassen. Im Ganzen und Großen stimmen wir mit der sine ira et studio, mit wahrhafter Selbstverläugnung des eigenen nationalen Standpunktes gegebenen Würdigung der Bewegung überein: Der Deutsche — das beweist sie dem Schöpfer des „Räubervolkes" sicherlich — versteht es, mehr als gerecht zu sein. Möchte der Verfasser Muße finden, auch die Frage, wie und bis zu welchem Grade das Hussitenthum unser deutsches Volk beeinflußt hat, zu beantworten. Wir gewännen „den tiefern und weitern Einblick in die gleichzeitige deutsche Entwicklung, den richtigen Hintergrund für das großartige Schauspiel der böhmischen Revolution" — und gewiß auch die Lösung jenes so zu sagen völkerpsychologischen Räthsels, daß ein Volk, welches wie das deutsche die Reformation durchgeführt, zu dieser Bewegung nur passiv sich stellte und stellen mußte. l. r.

2. **Dvořák, M.**, Geschichte des Raudnitzer Schloßbaues. (1652—1684.) Prag 1873.

Die Arbeit ist ein Theil jenes schätzbaren Materials, das unter dem Titel „Geschichte der

Preiſe“ den werthvollſten Theil der Ausſtellung zur Geſchichte des Welthandels in Wien bildete und jetzt der Prager Bibliothek gewonnen iſt. Dem Verfaſſer war als fürſtl. Lobkowitz'ſchen Bibliothekar das ſehr reichhaltige Raudnitzer Archiv vollſtändig zugänglich und er hat dasſelbe mit anerkennenswerthem Fleiße benützt. Die hiemit veröffentlichte Arbeit zerfällt in zwei Theile, deren erſter, der dankenswertheſte und rein hiſtoriſche, uns die Geſchichte Raudnitz's vom J. 1194—1652 bringt. Nachdem es erſt 1592 in den Beſitz der Lobkowitze gekommen war, begann ſchon 1652 der bekannte Fürſt Wenzel Euſeb Lobkowitz den Bau des neuen Schloſſes, welcher italieniſchen Baumeiſtern übertragen und im J. 1684 von Antonio Poſta vollendet wurde. Die Geſchichte des Preiſes des coloſſalen Baues wird als zweiter Theil in der Form gegeben, daß der Verfaſſer alle die vorfindlichen Rechnungen, Pläne, Contracte und Voranſchläge der verſchiedenen Baumeiſter in chronologiſcher Reihenfolge veröffentlicht. Leider enthält er ſich dabei jedes Kommentars, aller vergleichenden Betrachtungen, die den Werth des Buches ſehr erhöht hätten. Die Ausſtattung der dem Fürſten Moriz Lobkowitz gewidmeten Schrift, ſowie der von Heinrich Mercy in Prag beſorgte Druck ſind muſterhaft zu nennen. l. r.

3. **Frind, Anton,** Die Geſchichte der Biſchöfe und Erzbiſchöfe von Prag zur neunhundertjährigen Jubelfeier der Errichtung des Prager Bisthums verfaßt und dem Liebesfonde zur Unterſtützung bedürftiger Prieſter gewidmet. Prag 1873. J. C. Calve'ſche Univerſitätsbuchhandlung.

Der umfangreiche Titel des gegenwärtigen Werkes nennt ſchon die Veranlaſſung, bei welcher es erſchien, und ebenſo den Zweck, welchem es gewidmet iſt. Iſt es ſchon an und für ſich eine ſchwere Sache, über ein Werk, das einem wohlthätigen Zwecke zu Gute kommt, ein endgiltiges Urtheil zu fällen, ſo wird dieſes Urteil noch erſchwert durch die folgenden Worte, die der Hr. Verfaſſer ſeiner Arbeit ſelbſt vorausſchickt: „Sie ſollte einem weiteren Leſerkreiſe zugänglich ſein und darum mußte nothwendig jeder ſtreng wiſſenſchaftliche Apparat entfallen. Doch durfte deßwegen die hiſtoriſche Genauigkeit keineswegs zu Schaden kommen. Was diesfalls die Zeit bis 1437 anbelangt, ſo verweiſe ich auf meine Kirchengeſchichte Böhmens, deren drei bisher erſchienene Bände dieſen Abſchnitt möglichſt eingehend behandeln, und für Alles, was aus jener Zeit in dieſem meinem Buche erzählt wird, die hiſtoriſchen Quellen namhaft machen. Was dagegen die Zeit ſeit 1437 betrifft, ſo mußte ſie hier in Ermangelnng der nöthigen Vorarbeiten zunächſt unmittelbar aus den noch vorhandenen Amtsakten bearbeitet werden, und ich vertröſte diesfalls auf die künftige Fortſetzung meines genannten größeren Werkes, welches den Nachweis liefern wird, daß ich auch in dem gegenwärtigen Buche redlich bemüht war, die Wahrheit zu ſuchen und die gefundene treu wiederzugeben.“ Ein wiſſenſchaftliches Werk kann man nach dieſen Worten nicht erwarten; — uns und allen Geſchichtsfreunden wäre als Feſtgabe die Veröffentlichung der Regeſten des Prager Domkapitels, die ein großartiges und höchſt intereſſantes Materiale enthalten, weit wünſchenswerther geweſen, als das vorliegende Buch. Der Hiſtoriker Frind wäre ſicher die berufendſte Perſönlichkeit dafür geweſen. Aber nicht einmal ein populäres Werk wurde in dem vorliegenden geliefert. Die großen merkwürdigen Umwälzungen der Geiſteswelt, die in Folge der Einführung und Weiterentwicklung des Chriſtenthums in Mitteleuropa ſtattfanden, Umwälzungen, die auch Böhmen berührten, und ohne deren tiefere Kenntniß auch das Verſtändniß der Geſchichte der Prager Biſchöfe und Erzbiſchöfe, wie aller Kirchengeſchichte überhaupt unmöglich wird, werden entweder gar nicht oder doch oberflächlich behandelt. Dagegen gibt der Verfaſſer mit Vorliebe biographiſche Skizzen, die wenigſtens für die Zeit der Prager Biſchöfe 973—1343 einen rein legendenhaften Charakter an ſich tragen. Wie übrigens der Herr Verfaſſer auf S. 80 dazu kömmt, die Dynaſtie der Przemysliden eine glorreiche zu nennen, vermögen wir nicht recht einzuſehen. Die anerkannt hervorragenden Przemysliden ſtanden nicht immer auf ſtreng kirchlichem Standpunkt, — und der Hiſtoriker muß leider über die Przemysliden mit nur wenigen ehrenwerthen Ausnahmen ein vernichtendes Urtheil fällen, das jene kaum höher ſtellt, als die polniſchen Herzöge. Mit der Zeit des Huſſitismus, wo auch in P. A. Frind's Kirchengeſchichte die Quellen reicher fließen, wird auch hier die Darſtellung belebter. Was Canonicus A Frind über die 140jährige Adminiſtra-

tion des Prager Erzbisthums bringt, läßt erwarten, daß der nächste, wohl bald erscheinende Band der trefflichen „Kirchengeschichte“ des Historikers auch wichtige Aufschlüsse über eine ebenso interessante, wie wenig behandelte Periode böhmischer Kirchengeschichten geben wird. Mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges und der Gegenreformation erlischt das Interesse an der Darstellung vollends, es müßte denn sein, daß der Leser für die Jahreszahlen der Einführung der verschiedensten religiösen Orden besondere Sympathien hätte. Den Josephinischen Reformen ist der Herr Verfasser natürlich eben so wenig hold, wie den gegenwärtigen Zuständen auf kirchlichem Gebiete. So bezeichnet er mit gesperrten Lettern die Gegenwart als die Zeit, worauf die „entfesselten kirchen- und glaubensfeindlichen Elemente aller Art eifrigst nachzuholen suchen, was sie in den bisherigen besseren Tagen (i. e. Concordatsperiode d. V.) nicht hatten wagen können.“ Als Volksbuch, und ein solches hatte das vorliegende Werk wohl sein sollen, können wir dasselbe nicht empfehlen; es hat zu viel von jenem speziellen Geiste in sich, den man im gewöhnlichen Leben als ultramontan bezeichnet. Die äußere Ausstattung läßt manches zu wünschen übrig; der Druck ist nicht ganz rein und die Correktur eine äußerst flüchtige, so daß auf mancher Seite 3—4 Corrigenda, darunter manches Böse, wie pag. 84 Schlacht bei Crecy **1246**, zu verzeichnen kommen.

J. E. F.

4. Die Burg Lipnic bei Deutschbrod in Wort und Bild, Geschichte und Sage geschildert. Prag, k. k. Hofbuchdruckerei von Ignaz Fuchs 1873. 78 S.

Lipnic ist eine jener wenigen Burgen, die Dank ihrer colossalen Grundfundamente und ihres eisenfesten Baues wenigstens zum größten Theil der Zeiten Sturm und Zahn überdauert hat. Doch auch über diesen Stammsitz herrlicher Geschlechter und die Zeugin gewaltiger Stürme und schlimmer Zeiten weht der Odem der Verwesung und der Vandalismus bröckelt Stein um Stein aus dem Gemäuer, das für Jahrtausende gebaut zu sein schien. Darum begrüßen wir die uns gebotene Monographie, welche dem jetzigen Besitzer Fürsten Trautmannsdorf gewidmet ist, mit dem Wunsche, sie möge nicht allein ein Denkmal einstiger Größe und Glanzes, sondern auch der erste Baustein zu ihrer Erhaltung, die Anregung zu ihrer Renovation sein. Lipnic, obwohl die größte und wohlerhaltenste Veste des Czaslauer Kreises in der Nähe von Deutschbrod, dessen Gründung durch deutsche Bergleute wir kaum bezweifeln möchten, gleicht einem verkannten und vergessenen Prinzeßchen: auch der alte Heber (der gewiegte „Burgenforscher“) weiß von ihm nichts oder nicht viel zu erzählen. Und doch reichen die urkundlichen Quellen ihrer Gegend bis auf das J. 1200 zurück — die Ammenmärchen Hajek's brauchen keiner Erwähnung — und als ihr erster Besitzer dürfte Smil von Lichtenburg, der mächtigste Herr der Gegend und kräftige Beschützer des Bergbaues (er betheilt mit 1. Jänner 1259 beispielsweise den Dietrich Freiberger (von Nürnberg?) mit dem nach ihm genannten Stollen bei Deutschbrod), angesehen werden. Von Raimund v. L. überging die Burg an Fr. von Čakovic, der sie an K. Johann verkaufte und dieser verschenkte sie an Heinrich von Lipa, Oberstlandmarschall v. Böhmen. Im Besitze dieses hochansehnlichen Geschlechtes, dem Deutschbrod mannigfache Begnadungen und Freiheiten verdankt, blieb sie bis 1362. Nach schnellem Besitzwechsel kam sie 1395 an Wilhelm v. Landstein, der, ein frommer, zu milden Stiftungen geneigter Mann, ein Collegiatcapitel, bestehend aus einem Dechant und 6 Canonicis, fundirte — wahrlich eine seltene Schloßpräbende. Die Hussitenzeiten haben die Domherren verjagt, doch auch in diesen tritt Lipnic mehrfach bedeutend in den historischen Vordergrund. In eben derselben Kapelle weiht Bischof Hermann — der später reumüthig sich von den Hussiten lossagt — auf Befehl des Besitzers Čenek's v. Wartenberg 1417 eine bedeutende Zahl von Hussiten zu Priestern, von seinem Dominium werden alle kathol. Priester verjagt, 1422 wird Deutschbrod von den Hussiten erobert: der Tod von 5000 Menschen, sowie der Ruin des Bergbaues sind die schrecklichen Früchte dieses blutgetränkten Sieges. Im J. 1436 gelangte der schöne Besitz an die Familie Trčka, die ihn, das Thurn'sche Intervallum vom Jahre 1566 — 1595 abgerechnet, bis zum tragischen Untergang des Geschlechtes am Bluttage von Eger, der dem letzten Sprossen des edlen Geschlechtes das Leben, ihm die Güter kostete, innehatte. Der Verfasser wird

von diesem tragischen Ende eines Geschlechtes, dessen Geschichte er mit historischer Treue in all' ihrem, Jahrhunderte dauernden Glanze verfolgen durfte, so übermannt, daß er den ernstwägenden Griffel der Geschichte weglegt und im effektvollen Lichte ergreifender dramatischer Lebendigkeit die Schlußscene seiner Existenz malt, ohne jedoch allzuviel der historischen Treue zu vergessen; der beigegebene Trčka'sche Stammbaum wird manchem willkommen sein. Wie alle Güter der „Rebellen" erhielt auch Lipnic von K. Ferdinand II einen neuen Herrn, indem er es am 21. Juli 1636 seinem Kämmerer, dem Obersten M. Freiherrn v. Vernier schenkte. Schuldenhalber verkauften es dessen Nachkommen an den Grafen Karl Josef Palm-Gundelfingen, der später in den Fürstenstand erhoben wurde, dessen Sohn Josef Karl aber an Josefa Gräfin v. Trautmannsdorf. An diesen im Grundrisse wiedergegebenen Umriß der Geschicke der interessanten Burg knüpft der Verfasser, dem wir nur vollste Benützung des historischen Materials nachrühmen können, eine gedrängte archäologische Darstellung ihres heutigen Zustandes, der freilich seit dem Septemberbrande im J. 1869 ein höchst bedauerlicher ist und uns nur den oben ausgesprochenen Wunsch wiederholen läßt. Wenigstens sollte die alte gothische Kapelle aus dem XV. Jahrh. von allen Verzerrungen befreit und restaurirt werden, denn wahrlich, das sonst auf seine Baudenkmäler stolze Böhmen hat nicht gerade viele seiner Kostbarkeiten mehr zu vergeben und zu — retten. Die Schilderung der wichtigsten Ortschaften im Burgreviere, Deutschbrod voran, ist sehr dankenswerth: die wohl nur geschenksweise beigegebene Erzählung beweist uns die gewandte Feder des Verfassers auch auf diesem Gebiete. Wir glauben keine Indiscretion zu begehen, wenn wir den Namen des Verfassers verrathen: es ist Hr. P. Bačkora in Radonitz; daß er nicht den zünftigen Historikern angehört, sehen wir wohl an der Anordnung: es ist aber erfreulich, daß der Sinn für historische Forschungen und Erhaltung der übriggebliebenen Zeugen der Vorzeit immer weiter und tiefer in allen Klassen sich verbreitet. Stoff ist allerwärts genug vorhanden, möge darum die hübsche Monographie recht viel Nachfolger finden. Die typographische Ausführung läßt im Allgemeinen nichts zu wünschen übrig und macht der Firma alle Ehre, weniger die beigegebenen Abbildungen, denen der Künstler bei ihrer Conception und Ausführung gefehlt hat. Die historischen Belegstellen der einzelnen Angaben hätten wir gerne gleich bei der betreffenden Seite statt am Ende in einem Rudel zusammengefaßt gesehen: die Aufmerksamkeit wird dadurch ebenso wenig behindert, wie durch die beigefügten Zahlen, wohl aber die Kontinuität dem Leser beeinträchtigt. l. r.

Aus den historischen Vereinen und Gesellschaften.

I.

Unter diesem Titel beabsichtigen wir periodische Mittheilungen aus den zahlreichen historischen Zeitschriften jener Vereine zu geben, welche mit dem unsrigen im literarischen Verkehre stehen. Da derselbe bereits mehr als 100 gelehrte Gesellschaften und Vereine umfaßt, so wird uns jeder Zeit ein reiches Material zu Gebote stehen, das jedoch nur in Betreff jener Aufsätze zur Berücksichtigung kommt, welche sich unmittelbar oder mittelbar mit der Geschichte Böhmens verbinden und in die Ziele und Bestrebungen unseres Vereines einfügen lassen. Schon anläßlich des letzten Vereinstages sämmtlicher historischer Vereine Deutschlands machte sich der Wunsch geltend — wenn wir nicht irren, so war es unser Nachbarverein Freiberg, der demselben Ausdruck gab, es möge in der Zeitschrift des Gesammtvereines der deutschen historischen und Alterthumsvereine zugleich ein Generalrepertorium aller jener Aufsätze angelegt werden, welche überhaupt in den verschiedenen Zeitschriften, Mittheilungen und Publikationen zur Veröffentlichung gelangen. Welch' hohen Werth die Durchführung dieses Wunsches für den Forscher hat, braucht wohl nicht des Besonderen erwiesen zu werden. Dem Einzelnen können unmöglich all' die zahlreichen Arbeiten, welche im Schooße von mehr als 100 Vereinen das Licht der Welt erblicken, bekannt werden. So ist es auch dem Einzelnen geradezu verwehrt, einen Ueberblick über die so fruchtbare periodische historische Literatur zu gewinnen, deren wir Deutsche uns bei der stets wachsenden Vermehrung geschichtsforschender

Gesellschaften jetzt erfreuen: dazu bedarf es einer geeigneten literar. Centralstelle, als Sammelpunkt, in welche die weitverzweigten Adern des historischen Lebens Deutschlands zusammenlaufen, gleichsam, um einen modernen Vergleich zu gebrauchen, einer geistigen Börse, welche den gegenseitigen Austausch vermittelt. Leider ist auch im heurigen Jahre dieser Wunsch, ob er gleich allgemeinen Anklang gefunden hat, bisher noch unerfüllt geblieben und ad calendas graecas verschoben worden. Um so mehr dürfte wenigstens die Anlegung eines in diesem Sinne verfaßten Repertoriums mit dem beschränkten Umfange auf einen kleinern Kreis — wie wir es in diesem Versuche beabsichtigen, Allen willkommen sein, denen an einer Uebersicht des historischen Materials, an einer genauen Feststellung aller seiner Quellen gelegen ist, und gewiß von Seite aller Betheiligten die nöthige Unterstützung finden. Es hat dasselbe den Zweck Alles zu registriren, was sich mittelbar oder unmittelbar auf die Geschichte Böhmens, insbesondere auf das geistige und politische Leben unseres Volkes bezieht. Wir beginnen mit den Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum von Oberschwaben. Neue Reihe. 5. Heft. Ulm 1873. Der Antheil der Truppen des Ulmer Städtebundes an dem Feldzug gegen die Hussiten im Herbst 1426]von Dr. Kerler, Bibliothekar in Erlangen Ulm hatte als Vorort der schwäbischen Städte einen nicht geringen Antheil an dem im J. 1426 begonnenen Feldzug gegen die Hussiten und ein stattliches Häuflein Gewappneter unter dem Befehl des Feldhptm. Heinrich von Stöffel in's Feld gestellt. So glückverheißend die ersten Zusammenstöße, so kläglich endete für diese Truppen, welche bei Cham bereits Böhmen überschritten hatten, der Tag von Klattau 2. September 1426. Drei Tage nach dem Zusammenstoß, der den Rückzug zufolge, schreibt Stöffel eine Relation an den Rath über die Vorgänge, welche wörtlich abgedruckt ist. Es ist kein Zeichen von besonderer Sorgfalt der Revision, daß im Regest eine falsche Jahrzahl 1438 statt 1426 stehen geblieben ist. Der Brief zählt unter den Verwundeten einen Edelmann Pflug auf, welcher, ob es Heinrich oder Johann, die nach Andreas Ratisbon. I. C. mitfochten, gewesen ist, ist nicht ersichtlich.

Rechenschaftsbericht (XIII) des Museumsvereins in Vorarlberg. Bregenz 1873. Das Mitglied der historischen Classe der k. bayr. Akademie der Wissenschaften Dr. G. M. Thomas, zugleich Bibliothekar der k. Hof- und Staatsbibliothek, widmet dem verstorbenen Landesschulinspektor K. Halder einen ungemein warmen und ehrenden Nachruf. Jeder, der diesen seltenen Mann, welcher gleich ausgezeichnet durch die tiefsten philologischen Kenntnisse, als durch einen edlen, stählernen deutschen Charakter, kennen gelernt, wird diese Freundeszeilen mit Wehmuth und weihevoller Erinnerung lesen. Halder war auch Mitglied unseres Vereines, leider zu kurz, um den Mann, der mit gewaltiger Begeisterung des Jünglings nach den Ruhmestagen von 1871 an Thomas jubelnd schrieb: „Es beginnt nun ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte, in welcher der deutsche Name zuvörderst genannt werden wird. Hoffen wir, es werde das post tot (und post tanta) discrimina rerum errichtete deutsche Reich sich seines hohen Berufes würdig zeigen" . . . ächt und recht schätzen und lieben zu lernen.

Neues Lausitzer Magazin. 50. Bd. 1. Heft. Görlitz 1873. „Das Verhältniß der Oberlausitz zur Krone Böhmen's" von Dr. J: Pfeifer. — Die Oberlausitz wurde bekanntlich von K. Heinrich I. dem K. Wratislaw 1086 zu Lehen gegeben Nachdem sie nach dem Ableben Waldemar's — wenn auch nicht so ganz freiwillig, wie der Verfasser des Aufsatzes meint (Cfr. Schlesinger S. 196) zum größten Theile an Johann v. Luxemburg gekommen war, incorporirte sie für ewige Zeiten Carl IV. 1355 der Krone Böhmen's. Am 30. Mai 1635 wurde die Oberlausitz von Ferdinand an Johann Georg I., den Kurfürsten von Sachsen als Zahlung der Kriegskosten, welcher dieser bei der Executive gegen die aufständischen protestantischen Stunde aufgewendet hatte, übergeben. Die Darstellung des Verfassers, beginnt mit dem Traditionsrecesse dessen Vorbehalte häufig Anlaß zu Mißhelligkeiten und Competenzstreitigkeiten zwischen Sachsen und Oesterreich besonders in Rücksicht auf Art. 4. lit. a boten. Mit demselben verblieben nämlich alle Stifter und Klöster in ihren Exemtionen in spiritualibus ab omni seculari foro dem „Könige von Böhmen wurde ihr oberstes jus protectionis über dieselben und die

Administration in spiritualibus so belassen, wie sie noch bei währender Verpfändung observiret . . .“ Sehr eingehend ist die Untersuchung des Verfassers, ob auch heute noch nach den großen staatlichen und politischen Veränderungen, welche sich seit dem Anfange dieses Jahrhundertes vollzogen haben, der Traditionsreceß seine Giltigkeit habe. Mit juristischer Schärfe werden die Gründe für und wider in's Feld geführt. Ein gleiches Interesse beanspruchen die Deductionen über die eventuelle Erbfolge in der Lausitz, so wie die gewiß nicht anzufechtenden Schlüsse, welche der Verfasser aus den bestehenden Verhältnissen auf die Gestaltung des socialen und nationalen Lebens zieht. Welche Consequenzen es hat, wenn die sächsischen Klöster von Ossegg aus mit Geistlichen versorgt werden, wenn die Stifte des Cistercienserordens nur dem böhm. Ordensobern unterthan sind, eine Exemtion wie sie in ganz Europa nicht mehr besteht wenn in Folge der Stipendienverhältnisse den Lausitzer Studenten nichts Anders übrig bleibt, als die Universität und das zu Anfange des vorigen Jahrhunderts von den Gebrüdern Simon begründete wendische Seminar in Prag zu beziehen — das ist Jedem von uns, der der slavischen Bewegung der letzten Jahre nahe steht und ihre propagandistischen Tendenzen kennt, klar. Und diese werden sich in demselben Maße erweitern, wie der Widerspruch der kirchlichen Bewegung in Deutschland mit der conservativeren Richtung in Oesterreich sich erweitert. Es ist daher begreiflich, wenn der Schluß des Aufsatzes in den Wunsch ausgeklingt, daß der Artikel 4 des Prager Friedens vom J. 1866 in volle Wirksamkeit treten und die aus dem Vertrag v. 1635 und der Declaration vom 9. Mai 1845 hervorgegangenen Beziehungen, welche die Gefahr beständiger Conflikte zwischen den betheiligten Regierungen in sich bergen, thatsächlich und formell gelöst werden mögen. „So lange dies nicht geschieht, werden — wie der Verfasser meint — die Wohlthaten der sächsischen und Reichsverfassung einem Theile deutscher Bevölkerung verschlossen bleiben, so lange wird die sächsische Lausitz in der Gegenwart von ausländischen Slaven beeinflußt, für die Zukunft in ihrem Deutschthum bedroht sein!“ — Ob nicht die Durchführung der neuen Kirchengesetze im ganzen Gebiete des deutschen Reiches auch diese Frage zwingend zur Entscheidung bringen müßte — dieses überlassen wir Juristen zur Beurtheilung. Jedenfalls dürfte sich mit diesem sehr interessanten Aufsatze die II. Section unseres Vereines für Recht und Rechtsgeschichte eingehender zu beschäftigen haben. — Erwähnt sei noch, daß H. Prof. Dr. Struve am Schlusse desselben Heftes fünf interessante Urkunden von Heinrich v. Plauen (1276—1328) veröffentlicht.

Sitzungsberichte der phil.-philol. und historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften in München 1872. Heft 2. München 1872.

Der bekannte Verfasser der „Geschichte der Union“ Dr. Moritz Ritter veröffentlicht mit S. 237 einige Quellenbeiträge zur Geschichte Kaiser Rudolph des II. u. zw.: 1.) Apologie der protestantisch. österr. Stände an den Kurfürsten von der Pfalz (1608, 16. October). 2.) Auszug aus den Beschwerden der protestantischen Herren von Unterösterreich (1608?). 3.) Der protestantischen Herren und Ritter von Oberösterreich Beschwerdeschrift an den Kaiser (1600 Oct.) — 4.) Dieselbe vom December 1600 und vom 20. Dec. 1601. Die folgenden Actenstücke beziehen sich auf die Geschichte des Preßburger Bündnisses und betreffen drei verschiedene Gegenstände: Den Zustand der kaiserl. Truppen in Ungarn und Oesterreich, die Vorgänge bei der Preßburger Versammlung vom Januar und Februar 1608 und endlich den Anschluß der gesammten österreichischen und mährischen Stände an das Preßburger Bündniß.“ Sehr bezeichnend in das letzte: „Discours über des Mathias Streit mit dem Kaiser und die Bestrebungen für Religionsfreiheit der unirten Lande“ (1609). R.

Archivskunde.

Die Archive des fürstlichen Hauses Schwarzenberg a. k. Beiträge zur Geschichte und Statistik derselben. Wien 1873. Verlag des fürstlich Schwarzenberg'schen Centralarchivs, Neuer Markt. 8.

Die fürstlich Schwarzenberg'schen Archive genießen schon seit langem sowohl wegen ihrer Reichhaltigkeit, wie wegen der darin herrschenden Ordnung eines anerkannten Rufes. Die gegenwärtige Arbeit stellt es sich nun zur Auf-

gabe, auch die Geschichte der Entstehung und der Verwaltung dieser Archive, sowie ihren gegenwärtigen statistischen Bestand nachzuweisen. Veranlassung dazu gab die Wiener Weltausstellung, an der sich auch Fürst Schwarzenberg mit einer viel Aufsehen erregenden Spezialexposition der charakteristischen Produkte und Verhältnisse seines ausgedehnten Güterbesitzes betheiligte. Dabei konnte natürlich das Schwarzenberg'sche Archivswesen, das als ein Spezifikum Oesterreichs dasteht, nicht zurückbleiben, und so entstand das vorliegende Buch. Als Verfasser desselben nennen sich in der Vorrede Archivar Adolf Berger, der das Wiener Centralarchiv, dann die Archive in Baiern und Steiermark behandelte, dann die beiden Archivsbeamten Dr. Matth. Pangerl und Wenzel Krippner, von denen der Erstere, den Lesern dieser Blätter auch als Verfasser mehrerer historischen, das südliche Böhmen betreffenden Arbeiten wohl bekannt, die böhmischen Archive, letzterer dagegen die statistischen Tabellen bearbeitete. Wir müssen das Werk nach bestem Gewissen als eine Musterarbeit bezeichnen. Dafür spricht schon der außerordentliche Fleiß und die Genauigkeit, mit der dasselbe verfaßt ist. Aber nicht diese beiden Vorzüge allein sind es, die zu jener Bezeichnung berechtigen, sondern auch der reiche Inhalt, der nicht bloß über die Entstehung und jeweilige Verwaltung, sondern auch über die Besitzverhältnisse der Schwarzenberg'schen Güter, insoweit sie Archivsstationen sind, die dankenswerthesten Aufschlüsse gibt. Wir erfahren, daß die fürstlich Schwarzenberg'sche ältere Linie nicht weniger als 21 Archivsstationen in Niederöster reich, Böhmen, Steiermark und Baiern — darunter die wichtigsten in Wien, Wittingau und Krummau, Murau in Steiermark und Schwarzenberg in Baiern — besitzt; selbe enthalten 48.382 Stück Urkunden, 62.206 Aktenfaszikel, 237 Codices, 4383 Mappen und Baupläne, 1356 Bände Archivsbibliothek und 558 Repertoirien und Register, — gewiß sehr respektable Zahlen. Die älteste Urkunde finde sich zu Murau, sie datirt vom Jahre 1152, die älteste böhmische Urkunde stammt aus dem Jahre 1205. Die Arbeit in diesen Archiven besorgen 8 Beamte, 20 Verweser und 1 Diener. Welchen Werth die Schwarzenberg'schen Archive, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die Güteradministration, für die Landesgeschichte, insbesondre Böhmens haben, braucht wohl an dieser Stelle nicht erst erwähnt zu werden; die Herren Verfasser heben an vielen Orten auch die reichen kulturhistorischen Schätze derselben hervor; hält die Zugänglichkeit der Archive gleichen Schritt mit ihrer Bedeutung, werden sie wohl auch in dieser Hinsicht bald Verwerthung finden. Druck und Papier sind äußerst gefällig; die Correktur ist eine sehr fleißige, kurz das Werk würdig — einer Weltausstellung.

J. E. F.

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

(Schluß).

Während Teubers großartiges Zeitgemälde von den ersten Bewegungen der deutschen Reformationszeit „Ulrich v. Hutten" uns an die breite Basis der Massenbewegung im Volke stellt, aus welcher die Führer der Reformationszeit reliefartig sich erheben, haben wir ein anderes Buch zur Hand, das sich von ähnlichen Bewegungen den Stoff nimmt, nämlich von der Contremine gegen diese Erscheinungen; ich meine Ludwig Scheyrers aus Wien als Manuskript gedrucktes Trauerspiel: „Antonio Perez," ein Intriguenstück des Absolutismus Spaniens, welcher mit den Reformbewegungen der Niederlande unter Don Juan d'Austria im Kampfe liegt. In der ersten Tragödie die Auflösung aller Gährungsstoffe, in der letzteren die Fesselung und Niederwerfung derselben durch die unerschütterlichen Machtsprüche eines Königs Philipp, der seinen aus den kleinsten Anfängen bis zum mächtigsten Staatssekretair emporgewachsenen Günstling Perez nach Laune gewähren läßt, und welcher Letztere über zweiLeichen zu Flucht und Untergang abwärts schreitet, nachdem er in die schwindelndste Höhe gestiegen war, und ein Geliebter der Maitresse seines Königs sich sogar das Scepter Hispanien's — des damals mächtigsten Reiches der Erde — zu erschwindeln im Begriffe stand. Allein, wie er auch mit seinem Sturze Alles am Hofe des unbeugsamen Königs mit sich reißt, es gelang ihm doch nicht, im Interesse des Don Juan d'Austria und zur freieren Entwickelung der in Fluß gekommenen Ideen von Toleranz und Versöhnung ein Hilfsmittel wachzurufen. Seine

der Katastrophe des Stückes zugeneigten Handlungen sind nur mehr negativer Natur, Akte der Abwehr und Selbsthilfe. Die Intrigue dieses Stückes ist mit fester Hand zu einem künstlerischen Bau verwebt, das rasche Fortschreiten des Handlungsstoffes im Drama hält die Spannung des Lesers und im Falle der Aufführung gewiß auch des Zusehers aufrecht, zumal das Werk nach seiner ganzen Beschaffenheit kein Buch, sondern ein Bühnendrama genannt werden muß, dem wir bei einiger Kürzung auch Wirksamkeit zuschreiben müssen. Die Diktion ist klar und durchgearbeitet und bedient sich des üblichen fünffüßigen Jambus, die Charaktere sind mit sorgfältiger, eindringlicher Prägnanz in die Details ausgestattet, Vorzüge, die uns um so mehr erfreuen, als wir denselben auf dem dramatischen Felde Scheyrers begegnen, eines Schriftstellers, der in literarhistorischen Gebieten die heimische Literatur schon erfolgreich bereichert hat. — — Vom Drama springen wir sogleich auf neuere Werke der Lyrik über, die unsern Tisch heute förmlich bedecken. Es sind ihrer Form nach kleine Eintagsfliegen, an deren Glanz und Flugkraft wir uns dennoch erfreuen mögen. Der „Sammelbüchse" für Joachimsthal wurde in diesen Blättern bereits eingehend erwähnt allein ich greife diesmal nur zu einer Separatbemerkung auf dieselbe zurück, da ich nicht verwinden konnte, mit welcher Abfälligkeit des in der Form, sowie in der Größe der Empfindung gleich vorzüglichen Gedichtes: „Am Kamin" von Antoinette v. Giorgi gedacht wurde. Allerdings sind diese „Meditationen" nicht sehr „optimistisch", oder vielmehr sie sind ein Stück versificirten Schoppenhauerthums, allein von solcher Kraft des Gedankens und so eingetaucht in die Silberwellen eines bezaubernden Rhythmus, daß man, wenn auch von diesen Anschauungen nicht bekehrt, so doch mächtig ergriffen wird. Dies Gedicht einer Frau ist des Büchleins bedeutendster Gedankengehalt. Nahezu gleichzeitig mit der Sammelbüchse (Hunger 1873) sind für Joachimsthal in demselben Verlage Theodor Reinwald's „gesammelte Novellen" erschienen, deren Beurtheilung ich einem andern Referenten überlassen muß, da ich mit diesem Autor in all zu naher Beziehung stehe. Nach Vater Uhlands freimüthiger Aufforderung: „Gib ein fliegend Blatt den Winden, munt're Jugend hascht es ein" hat auch die deutsche Lese- und Redehalle Prags, ein Brennpunkt deutsch-böhmischer Bestrebungen auf allen Wissensgebieten, bei ihrem zu Pfingsten begangenen Jubelfeste ihrer poetischen Festlaune durch eine sehr gelungene dichterische Gabe Ausdruck verliehen, die weit über die Grenzmarken Böhmens in allen deutschen Gauen Beachtung gefunden hat. So ward aus dem fliegenden Blatte eine Erinnerung geschaffen, die auch in literarischer Beziehung nicht ganz unbeachtenswerth sein kann, zumal sich unter den Stiftern und Ehrenmitgliedern der Halle auch sehr namhafte Poeten fanden. Der biedere, in ganz Deutschland geliebte Norddeutsche Fritz Reuter sandte von seinem Eisenacher Lustsitze ein paar nach der Handschrift autographirte Kernzeilen mit dem Schluß:

„Drum kämpfet wacker ihr Deutschen Böhmen",
„Kein Teufel soll den Sieg Euch nehmen."

Vater Holtei brachte einen ganz officiellen Festgruß, sich seines literarischen und Kunstwirkens im Kreise der Deutschen Prags erinnernd. Anastasius Grün — diese Perle der Dichter und Redner — und Alfred Meißner, sich sonst etwas in der Hinneigung zum Föderalismus gefallend, aber nunmehr von dieser Dichterschrulle vollkommen genesen — Beide sprechen im groß- und liberal-deutschen Sinne die Prager Lese- und Redehalle unmittelbar an, und K. B. Hansgirg stellt sich anknüpfend an das Uhland'sche Motto: „Heilig ist die Jugendzeit" auf den historischen Standpunkt dieses Vereines, betonend, daß seine Hallen die Propyläen für das österreichische Reichs- und Völkerhaus bilden. Selbst die nur in indirekter Beziehung zu dem Feste stehenden Gedichte, sowie das des Meistersängers K. E. Ebert, der einen Gesang, welcher die deutschen Naturforscher zu Karlsbad einst begrüßt hatte, eingesendet, und das Gedicht L. A. Frankls, welcher seinem zu früh gestorbenen Freunde Dr. Mühlfeld eine ergreifende Nänie widmet, gereichen dem Büchlein zur Zierde.

Unter die Ephemeriden zählen wir weiter das bei Bartels (Prag 1873) erschienene erste Heft des in Aussicht gestellten Simanischen Folgewerkes: „Oesterreichs Lyriker der Gegenwart in Wort und Bild." Dem Holzschnittportrait des Dichters reiht sich je eine Auswahl von Gedichten an, darunter auch ungedruckten Originalien, und an diese wieder

ein kurzer biographiſcher Abriß. In dieſer Weiſe ſind in dem vorliegenden Hefte Wilhelmine Gräfin von Wickenburg (Almaſy), Johann Ritter v. Alpenburg, Moritz Anſter, Patris Anſoletti und Graf Alexander Auersperg (Anaſtaſius Grün) behandelt, nur daß die Biographie Grün's in das zweite, uns noch nicht vorliegende Heft hinüberſpielt. Wir erkannten in dieſer Biographie die Feder des Biographen Halms, welche in dem Probehefte der Simaniſchen Sammlung enthalten war. Sollte dieſer einzelnen Ephemeride nicht ein Schwarm dieſer Gattung nachfolgen, bis ſich dieſer in dem Neſte der verſprochenen drei Bände angeſiedelt hat? —

Eine nur einmal veröffentlichte Erſcheinung war uns in dem von Raimund Schrey in Graz zur Unterſtützung armer Exekuten herausgegebenen Album: „Bauſteine“ geſpendet. Nebſt den Grazer Poeten, wie Ritter von Leitner, der ein herrliches Sonett gab finden wir auch den Detailmaler und ſinnigen Mingon-Lyriker Vinzenz Zusner, von deſſen Gaben die ſinnigſte: „Das Mädchen am Jahrmarkt“, Profeſſor Nahlowsky, deſſen werthvollſter Beitrag die naturbeſchreibende: „Waldandacht“, den ſehr begabten Max v. Ziegler, deſſen „feuchte Gedanken“ jedoch wegen mangelnder Energie des Ausdrucks beſſer gedacht, als geoffenbart ſind. Unter den epiſchen Beiträgen des ziemlich umfangreichen Buches nimmt die barocke, aber ungemein phantaſiereiche Erzählung Fritz Pichlers: „Harald Blauzahn“ die erſte Stelle ein. Die abſolut werthvollſte Bereicherung erfuhr jedoch dieſes Buch durch die unübertrefflichen Ueberſetzungen des in dieſer Thätigkeit längſt berühmten Friedrich Marx „Das Coloſſeum“ nach dem Schotten Edgar Allan Poe iſt eine Nachdichtung, wie ſie Freiligrath, Notter, Büttcher, Jul. Schanz, das beſte Ueberſetzerkleeblatt Deutſchlands, nicht gelungener uns geboten haben würden; hier begegnen ſich Kraft der Rhetorik mit wahrhaft tragiſcher Größe des elegiſchen Tones. Ebenſo intereſſant und gelungen iſt Marx's Uebertragung des Gedichtes: „Petrarca“ von Aleſſandro Poerio. Schon um dieſer zwei Beiträge willen verdiente das Buch die weiteſte Verbreitung. Emil Vragers formreinen und flexiblen Gedichtchen geben wir den Vorzug vor den heimiſirenden — Franz Tiefenbachers. Die ſtets fein beſaitete Lyra der herzinnigen Poetin Johanna Leitenberger findet ſich auch in dieſem Buche und zwar in ihrem zarteſten Hauche in dem zweiſtrophigen Liede: „Tag und Nacht“ vertreten. Markig und auch an den Verſtand ſprechend iſt unſeres Landsmannes A. L. Zeitteles zu Gemüthe gehendes Zwiegeſpräch der „Wahrheit und Poeſie“. Göthe'ſch angehaucht iſt Julie Kerpmeiers „Sommernacht“. Auch Robert Hamerling ſpendete dem Buche keine Glasperlen (Imitations), ſondern echte Perlen ſeines ſo ſchwungreichen Gemüthes. Kaum gibt es einen vielſeitigeren Poeten als Hamerling, von der tiefſten Meditation bis zu dem elementarſten Vogelliedtriller, von der höchſten dramatiſchen Energie bis zu dem Sinnenreiz rein deſkriptiver Elemente hat er die ganze Tonleiter poetiſchen Schaffens ſtets bei der Hand.

Auch der Proſatheil der Bauſteine enthält manch herrliche Blüthe. Als eine der duftigſten und poetiſchzarteſten möchten wir die ſilhouettartige Bagatelle der geiſtreichen Margarethe Halm: „Ein Traum im Walde“, ſowie das Blumenmärchen der in dieſem Genre ganz ausgezeichneten Johanna Leitenberger „Roſe und Schmetterling“ insbeſondere hervorheben.

Von den „Bauſteinen“, welche ich eben einer eingehenden Revüe würdigte, gibt es kaum einen geſchickteren Uebergang als den — zu den „Bunten Steinen“, eine Sammlung Originalgedichte von dem namentlich in den deutſch-öſterreichiſchen Ländern als Lyriker und Novelliſten bekannten Poeten Ernſt Kohlmünzer. Der Titel dieſes Buches erklärt ſich natürlich durch die verſchiedenartigen Stimmungen der Poeſien, deren die meiſten ernſtſentimental, der kleinere Theil aber derbkomiſch gehalten iſt. Für beide Emanationen beſitzt Kohlmünzer, deſſen Gedichte durch den darin vorſchlagenden unmittelbaren Naturlaut ſich wie Improviſationen leſen, eine ausgeſprochene Begabung. Zu dieſer poetiſchen Befähigung tritt auch noch eine ſich in keiner Beziehung verläugnende tüchtige Geſinnung hinzu, deren Werth wir bei der Haltloſigkeit moderner Poeten nicht genug hoch anſchlagen können. Namentlich tritt die Erweckung des Mitleids für die Armuth und ihre Leiden mit einer Berechtigung auf, die durch naturwahre Schilderung und einfaches Empfindungsleben ſich auszeichnet.

Kohlmünzer bewegt ſich auch in der So-

nettenform vortrefflich, wie gleich das erste Sonett seiner Sammlung; „Was Liebe ist?“ kund gibt. Auch gelingen dem Verfasser alle Matrosen- und Seelieder in hervorragender Weise, die doch, da Kohlmünzer seinem Lebensberufe nach Katastralbeamte — zu der Erdmessung in einem gewißen Gegensatze stehen. Indeß Meer und Erde sind dem Wanderer gleich, das Unbegrenzte und Bewegte, der Trieb nach Sehnsucht und Veränderung regt jede poetische Natur an, sei es bei diesem oder jenem Horizont. Zuweilen klingt durch die Tonweisen des Poeten namentlich in der Sylbenkürzung das unläugbare Element des Deutsch-Österreichers an, wodurch manches Gedicht der Dialekt und Volkspoesie näher gebracht wird. Kohlmünzer ist sehr produktiv, da fast gleichzeitig mit den in Klein's Verlage (Wien 1873) veröffentlichten Gedichten auch eine von der Kritik warm begrüßte Novellensammlung desselben Verfassers erschienen ist. —

Ein Dichter, der unseres Wissens in einem Compendium zum ersten Male erschienen ist, ist der Verfasser der in Reichenberg bei Schöpfer edirten: „Blätter u. Blüthen.“ Sein Name ist Heinrich Möchel, die Herausgabe seines ziemlich umfangreichen Buches eine humanitäre. Wenn auch nicht alle Gesänge der Sammlung „künstlerisch“ genannt werden können: so hat doch ein großer Theil derselben auf das Kriterion originneller Gestaltung einen Anspruch, was insbesondere von den stark heiter und humoristisch gefärbten gilt. Hie und da begegnen wir etwas zu weit ausgesponnenen Empfindungen, klugen und realen Reflexionen, nüchtern physikalischer Betrachtung zuweilen auch einer sehr großen mit Befähigung gepaarten Hinneigung, sich didaktisch und als Fabeldichter geltend zu machen. Seltener trifft uns ein echt lyrischer Klang. Zu den vorzüglichsten Beiträgen des Buches aber gehören die „Eisenbahnlieder,“ die sich durch reiche Betrachtung, sinnvolle Wendung und selbst durch poetische Züge vor Allem auf einem Gebiete hervorthuen, auf welchem dieses Element gar selten zu treffen ist. Die Poesie der Wächterhäuschen, gegen welche mancher Novellist bereits gröblich gesündigt, hat Herr Heinrich Möchel durch seine Eisenbahnlyrik wieder zu Ehren gebracht. Herr Seligmann Heller sonst ein feiner Kenner poetischer Individualitäten, hat den Verfasser der „Blätter u. Blüthen“ mit dem Dichter der „Lieder aus Nordböhmen“ für identisch erklärt, was nicht bloß ein historisches, sondern auch ein ästhetisches Faktum ist, zumal wir kaum schroffere Gegensätze kennen, als diese beiden Individualitäten. Der Erstere meist real, für das Komische und Kernige begabt, der Letztere durch und durch Romantiker und Idealist, der Erstere die Natur und ihr Leben physikalisch und didaktisch, der Letztere sie von ihren bloß elementaren und landschaftlichen Anregungen betrachtend.

Mit einem Ueberblick über die „Dioskuren“ 1873 schließen wir unsere Rundschau. Es sind meist die Namen des Vorjahres, die uns auch diesmal wieder mit mehr minder bedeutenden Gaben entgegentreten. Unter den österreichischen Stammgästen dieser Ritter von der Tafelrunde befinden sich vor Allem der unvergleichliche Anastasius Grün mit einer sehr sinnigen Anekdote von einem Baume des Tuileriengartens, der dem Demokraten ein demokratisches, dem Royalisten ein royalistisches Wahrzeichen bildet, Robert Hamerling, der das Schillerdenkmal geistvoll besingt, die reflektivreiche Betty Paoli mit markanten Vierzeilen, eine vielversprechende Schülerin der Paoli, Namens Baronin Josefine Knorr, Adolf Ritter v. Tschabuschnigg mit sehr gehaltreichen Poesien, die dafür das Zeugniß geben, daß ein Ministerportefeuille nicht für jede poetische Blume ein vertrocknendes Herbarium sei, Gräfin Wickenburg, die inhaltsvolle Lyrikerin, ihren Gemal Grafen Albrecht v. Wickenburg mit einem Gesange von dem tragisch-verlassenen Miramare, Constant mit 5 Pieces, von denen uns 2 und 5 am meisten gefielen, den vielverheißenden Namensbruder Alfreds — Leo Meißner mit einer im Herder-Cidischen Geiste gedichteten längeren Romanze: „Die Hochzeit in den Vogesen“ — die bereits ein Posthumus ist, da der junge Dichter so schnell von der Erde berufen wurde. Wie Schatten Verstorbener wandeln uns noch die Gaben anderer aus der Welt geschiedener Poeten an: Ruhwald's, Vörösmarty's, der mit seinem Schwanengesange: „Der Zigeuner“ vertreten erscheint in einer Weise wie uns seine Individualität unwillkührlich an die — Lenau's erinnert. Robert Byr bringt ganz herzige Sachen

F. J. Schaffer ganz kernige „Singsprüche“, Ziegler bleibt in dem ihm so beliebten Kreise des Naturmalens, Otto Prechtler entrollt ein dramatisches Stimmungsbild in den Torquato Tassoscenen, und Kajetan Cerri beweist abermals seine großangelegte Natur in seinen „Evangelien des Lebens.“ Sogar Graf Beust ist gelegentlich unter die Dichter gegangen und bringt uns den bekannten „Abschied von Wien.“

Nebst den Stammgästen finden wir auch bedeutende Ehrengäste aus Großdeutschland: Julius Rodenberg, Bodenstedt, Wilbrandt und auch die deutsch-böhmischen Poeten finden sich in dem Buche intensiv wie extensiv bedeutend vertreten. Karl Egon Ebert steuert mit einem durch Reinheit der Empfindung anmuthenden Sonettenkranz an Mila bei. Eine biographisch-literarische Studie über Ebert führt uns auch in die letzten Gestaltungsphasen dieses echtdeutschen Dichterlebens, während seine früheren Biographen Zauper, Leopold Schmidt (Führen) das Materiale begrenzt nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt zu Ende bringen. Hermann Rollet tritt wie Hermannsthal als Ghaselendichter auf. K. V. Hansgirg pflegt das Distichon, Tandlers als des Letztgereihten unter den Poeten: „Gnomen und Xenien“ sind eine vortreffliche Geistesarbeit und wie unter den Metrikern findet man auch unter den Prosaisten eine reichliche Auswahl, unter denen wir bloß die Namen Baronin Marie Ebner Eschenbach, Auguste von Littrow-Bischoff Carl von Holtei, Sidonie Kohen, Aglaja von Enderes, Anzengruber, Theodor Reinwald (Therese von Hansgirg), Ludwig Ritter v. Polzer, A. W. Ambros, P. K. Rosegger, Graf Zalusti, Enf. v Kudriaffsky, Julius Kaan und Dr. Hammerschmied, sowie Schmied-Zabierow uns zu nennen gestatten.

K. v. H.

Landeskunde.

Die Katastrophe des im westlichen Böhmen am 25. Mai 1872 erfolgten Wolkenbruches vom forstlichen Standpunkte aus beleuchtet. Herausgegeben vom böhm. Forstverein. Mit einer Karte. Prag, Reichenecker.

Das Büchlein behandelt ein eben so trauriges, wie furchtbares Elementarereigniß in Böhmen, das sicher noch in Jedermann's Erinnerung lebt, und ist, wie wir gleich hervorheben müssen, mit Umsicht und Fachkenntniß geschrieben. Als Verfasser nennen sich Prof. Dr. E. Purkyně und H. Vogel, fürstlich Schwarzenberg'scher Forstkontrolor, die im Auftrage des böhmischen Forstvereines die überschwemmten Gegenden bereisten, hauptsächlich um zu konstatiren, in welchem Verhältnisse der Wald zu dem stattgehabten Wolkenbruche stand. Die Verfasser geben ein übersichtliches Bild des Gebietes der furchtbaren Niederschläge und ihrer Verheerung. Das Terrain, in dem der Wolkenbruch sich ergoß, wird noch durch eine beigegebene Karte genau illustrirt. Daran schließt sich der für Landeskundige freilich entbehrliche historische Nachweis, daß Böhmen auch in anderen Zeitperioden von ähnlichen meteorologischen Unfällen heimgesucht wurde. Weit mehr Interesse hat der Nachweis, daß der Wolkenbruch am 25. Mai lediglich die Folge der Gegenströmung eines Nordosts und eines feuchteren wärmeren Südwests war, so wie die hinlänglich konstatirte Thatsache, daß der Wald die Katastrophe an allen Punkten gemildert hat. Letzterer Umstand, der Nachweis der Aufsaugung und allmählichen Weiterverbreitung der Niederschläge durch Wälder, bestimmt uns auch in erster Reihe unsere deutschen Forstwirthe auf das genannte Schriftchen aufmerksam zu machen. Das Büchlein gibt in seinen einfachen Deduktionen bei der leider immer weiter fortschreitenden Entwaldung Manches zu denken. Wir möchten aus demselben die Wahrheit schöpfen: Schlagt die Wälder namentlich in Kessel- und Hängenthälern nicht nieder, sonst seid ihr der Ab- und Ueberschwemmung in den meisten Fälle, unrettbar ausgesetzt!

F.

Ethnographisches.

Dr. Friedrich Müller, allgemeine Ethnographie. Wien, Alfred Hölder (Beck'sche Universitätsbuchhandlung), Wien 1873.

Arbeiten auf ethnographischem Gebiete sind sehr alt; schon das Buch der Bücher, die Bibel, enthält eine Ethnographie in nuce und

Homer und Herodot bieten genug ethnographische Anklänge. Ueberhaupt haben wissenschaftliche Forscher und bloße Vergnügungstouristen es sich zu allen Zeiten angelegen sein lassen, in zahllosen Schilderungen fremder Menschen, Sitten, Bräuche und Sprachen ein reiches Material aufzustapeln. Wiederholt ist auch der Versuch gemacht worden, das in verschiedenen selbstständigen Werken, Abhandlungen, Zeitschriften u. s. w. zerstreute Material zu sichten und systematisch zu verarbeiten; so insbesondere von Blumenbach, dessen seinerzeit epochemachendes Werk in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts erschien, und den berühmten englischen Forscher James C. Prichard, dessen großes Werk 1813 ans Tageslicht trat. Aber seit dem Erscheinen der Werke Blumenbach's und Prichard's hat die ethnographische Wissenschaft insbesondere auf den Gebieten der Racen- und Sprachenvergleichung großartige Fortschritte gemacht; es fehlte seitdem an einem handsamen Buche, welches diese Resultate der neuern und neuesten Forschung dem gebildeten Publikum vorführen würde. Dem Verfasser des vorliegenden Werkes, der durch seine fleißigen sprachwissenschaftlichen und ethnographischen Arbeiten schon längst einen guten Namen besitzt, gebührt das Verdienst, diese empfindliche Lücke ausgefüllt zu haben. Müller verwirft in seinem Buche die bisherigen Eintheilungsgründe der Völker nach Hautfarbe und Schädelbildung und stellt anstatt derselben Behaarung und Sprache auf; er steht somit auf einem Standpunkte, den auch der bekannte Naturforscher Dr. Ernst Häckel in Jena theilt. Welche Einwendungen und Bedenken sich gegen diese Eintheilungsgründe geltend machen lassen, läßt sich hier wohl kaum eingehend erörtern. Bemerkt mag nur werden, daß sich namentlich gegen den Eintheilungsgrund der Behaarung die Erwägung geltend zu machen sucht, daß denn doch der Haarwuchs des Menschen ein zu äußerliches Moment sei, um darauf eine unumstößliche Eintheilung des Menschengeschlechtes begründen zu können. Dagegen läßt sich wohl die Eintheilung nach Schädelformen nicht so rasch verwerfen, die nach Jahrzehenten wenn Hunderte und Tausende Schädel der verschiedensten Nationen untersucht sein werden, jedenfalls viel strengere Resultate liefern wird, als heutzutage, wo sie erst am Anfange ihrer Thätigkeit steht. Müller theilt nach der Beschaffenheit der Kopfhaare die Menschen zunächst in zwei große Abtheilungen: Wollhaarige (Ulotriches) und Schlichthaarige (Lissotriches). Während bei den Ersteren das Haar bandartig abgeplattet und der Querschnitt desselben länglich rund erscheint ist jedes Haar bei den Letzteren zylindrisch und der Querschnitt kreisrund. Die Wollhaarigen zerfallen wieder in a) büschelhaarige (lophocomii), bei denen das Haar getrennt in einzelnen Büscheln wächst, und b) vließhaarige (eriocomii), bei denen es gleichmäßig über die ganze Kopfhaut vertheilt ist; ebenso bilden die Schlichthaarige zwei Unterabtheilungen: a) Straffhaarige (enthygomii) und Lockenhaarige (euplocomii); bei ersteren hängt das schwarze Haar glatt und straff herab, bei letzteren umfließt es in Locken das Haupt mit dieser letzteren Eigenschaft ist zugleich ein mehr oder minder starker Bartwuchs verbunden, der den übrigen Abtheilungen entweder ganz fehlt oder nur schwach entwickelt ist. Zu den büschelhaarigen Völkern zählt Müller die Hottentoten und Papuas, zu den vließhaarigen die afrikanischen Neger und Kaffern, zu den straffhaarigen die Australier, die Hyperboräer (Bewohner der Nordtheile der Erde), die Amerikaner, die Malayen und Mongolen, zu den lockenhaarigen die Dravidas in Indien, die Nubas in Afrika und die Mittelländer, d. i. die Culturvölker des mittleren Asiens und Europas. Den Standpunkt Müller's betreffs der Eintheilung der Völker zugegeben, können wir dem Buche nur alles Lob nachrühmen. Indem es auch auf die übrigen physischen und psychischen Eigenschaften auf Tracht, Sitte, Gebräuche, Sprache und Religion der behandelten Völker sorgfältig Rücksicht nimmt, entwickelt es ein ebenso lebendiges, wie interessantes ethnographisches Gemälde das dadurch an Bedeutung gewinnt, daß der Verfasser nur die besten und verläßlichsten Quellen benützt hat. Wünschenswerth wären bei Behandlung der Sprachen der einzelnen Völker kurze Sprachproben, die zugleich einen Einblick in das Wesen der betreffenden Sprache gewähren. Für einzelne Sprachen, wie z. B. die Kaffersprache, hat der Verfasser solche auch gegeben. Es ist z. B. für denjenigen, der nicht gerade Sprachkenner ist, nicht leicht, sich die richtige Vorstellung der polysynthetischen Sprachen zu machen; wenig

Beispiele würden das Wesen derselben wenigstens einigermaßen verständlich machen. Der Herr Verfasser bezeichnet das vorliegende Werk als Vorläufer einer größeren, umfassenderen Arbeit; wir sehen derselben mit Spannung entgegen; dort dürfte er auch den nöthigen Raum finden, diese sprachliche Lücke auszufüllen. Die Ausstattung des Buches ist eine durchaus würdige; sie macht der Verlagsbuchhandlung alle Ehre. Ihr möchten wir es auch dringend empfehlen, dem größeren Werke die einzelnen Racentypen entweder in gelungenen Holzschnitten oder in einem Atlas zugleich mit den Karten der Verbreitungsgebiete beizugeben.

J. E. F.

Vorläufige Anzeigen.

Die beschränkten Raumverhältnisse unseres Literaturblattes gestatten es nicht, all die zahlreichen Erscheinungen auf allen Gebieten der Literatur in verdienter und entsprechender Weise zu würdigen: konnte doch schon das zunächst in den Rahmen seiner Tendenz Fallende kaum bewältiget werden. Ohne auf eine eingehende Kritik durchaus zu verzichten, beschränken wir uns daher, um die Aufmerksamkeit der betreffenden Kreise darauf zu lenken, und wenigstens zum Theile dem theilweise hohen Werthe der Stiefkinder unseres Büchertisches Rechnung zu tragen, auf eine kurze Anführung derselben. — Der Mittelpunkt, auf den sich die öffentliche Aufmerksamkeit concentrirte, war im vergangenen Jahre die Weltausstellung. Auch Böhmens reiche Industrie und sein vielverzweigtes Gewerbe war berufen, in dem friedlichen Wettkampf der Völker einen Ehrenposten einzunehmen. Bei dem Mangel an übersichtlichen und detaillirten Berichten war es wohl nur den Eingeweihten vergönnt, einen Ueberblick zu gewinnen, um die Bedeutung der böhmischen Exposition speciell gehörig zu würdigen. Um so dankenswerther begrüßen wir das Vorgehen der Reichenberger Handelskammer, welche einen eingehenden, mit Sach- und Fachkenntniß geschriebenen Bericht unter dem Titel: „Nordböhmen auf der Weltausstellung 1873", Reichenberg, Verlag von Frz. Jannasch, veröffentlicht. Es gehörte die volle Arbeitskraft und feine Distinction des durch seine historischen Arbeiten allen unseren Lesern wohlbekannten Dr. Hallwich, dem die Bearbeitung des Berichtes anvertraut ist, dazu, um das in den einzelnen Gruppen der Ausstellung des Kammerbezirkes, der einen Flächenraum von 220 Quad.-Meilen in sich faßt, aufgestapelte riesige Material in die engen Schranken des Werkes zu formen. Glücklich hat der Verfasser die Gefahr der Weitschweifigkeit und Uebersichtslosigkeit, durch die praktische Anordnung nach dem „Allgemeinen Programm" der Weltausstellung, vor Allem aber durch die historische Methode, die er seiner Behandlung der einzelnen Gruppen zu Grunde gelegt hat, vermieden. Und gerade dadurch, daß er über jedes einzelne Etablissement oder über den ganzen Industriezweig so weit als möglich, eine oft freilich zu magere geschichtliche Skizze seiner Entwicklung zu geben bemüht ist, verliert das Buch jene anwidernde Monotonie, Trockenheit und Härte, die ähnliche Berichte nicht gerade auszeichnen. So wird es sowohl für den Historiker wie für den Nationalökonomen gleich willkommen sein. Bis jetzt liegen vier munificent ausgestattete Hefte vor, die in gleicher Weise den Herausgebern, dem Verfasser und der Buchdruckere Stiepel in Reichenberg Ehre machen. Wir wünschen dem Werke, über das wir, wie wir hoffen dürfen, später ein günstiges Schlußwort reden dürfen, recht zahlreiche Verbreitung, denn nur darin kann und soll sein Nutzen liegen! Daß andere Handelskammern der Initiative der Reichenbergs nacheifern, dazu haben wir leider nur schwache Hoffnung! — Hier — weil demselben Felde entsprossen — sind ferner die dem Vereine von Sr. Excellenz dem Herrn Handelsminister überschickten „Volkswirthschaftlichen Studien über Alexandrien und das untere Nilthal v. R. Franceschi" und „B. St. über Constantinopel und das anliegende Gebiet" von Ritter von Schwegel rühmend zu nennen. Das eben erschienene IV. Heft der bereits in voriger Nummer der Mittheilungen besprochenen „Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr" (herausg. v. k. k. Handelsministerium) enthält Miscellen über die „österreichisch-ungarischen Eisenbahnen", ihre Zahl, Ausdehnung, Entwicklung u. s. f. —

Freunden einer angenehmen und bildenden Lektüre empfehlen wir die im Verlage der Actiengesellschaft „Bohemia" erschienenen „Zerstreuten Blätter" von Prof. Dr. G. Carl

Laube in Prag. Der Name des Verfassers, der ein treuer Mitarbeiter unseres Vereines ist, genügt zur Empfehlung: Laube's Schilderungen aus der Natur schreibt nicht die Feder des Romantikers, hier baut nicht eine üppige Phantasie märchenhafte Wundergebilde, hier schreibt und schildert der ruhige Beobachter, der seine Kenner der Natur reale Verhältnisse und Erscheinungen mit nüchterner Thatsächlichkeit, aber mit ebensoviel Wärme des Gefühles u. der Empfindung. Ueber die nur zu „bescheidene" Ausstattung des Buches, das Keiner unbefriedigt aus der Hand legen wird, sei geschwiegen! — Eine schöne Weihnachtsgabe brachte seinen zahlreichen Freunden der wackere „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag" dar. Nr. 13 seiner gemeinnützigen Vorträge bringt einen ebenso praktischen als zeitgemäßen Vortrag „Ueber die Fische" von Prof. Fr. Toula in Wien. Das Heftchen verdient im Interesse seines Gegenstandes die weiteste Verbreitung unter das Volk, das seit Jahren schon freilich nur aus Unverständniß einen wahrhaften Raubkrieg gegen die munteren Bewohner unsrer Bäche und Flüße führt; möchten besonders die Winke zur Fischeschonung und Fischezüchtung recht viele gläubige Ohren finden! — Nicht allein den Localpatrioten dürfte das für das Jahr 1874 bei Gschihay in Eger erschienene „Egerer Jahrbuch" interessiren, aus dem wir nur den auch nicht über das Niveau der Pfennig-Magazin-Geschichten sich erhebenden erzählenden Theil durch eine resolute Censur entfernt wünschten. Interessant ist die Mittheilung des Archivars G. Schmidt über den „Münzfund in Eger 1873" sowie dessen zweiter Artikel, die Landkarten des Egerlandes 1714—1873; M. Urban's Beiträge zur Geschichte von Sandau seien genannt. Schließlich machen wir Pädagogen auf den interessanten Vortrag Hofraths v. Eitelberger „Die Aufgaben des heutigen Zeichenunterrichtes" aufmerksam, welchen die Neujahrsnummer der „Mittheilungen des k. k. Museums für Kunst und Industrie" veröffentlicht hat.

l. r.

Historische Zeitschrift v. H. v. Sybel 1874. 16. Jahrgang. 1. H. München. Inhalt: Die älteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum. Von H. Holtzmann. — Uiber den Ursprung oer sogenannten spanischen Acra. Von J. Heller. — Thüringische Sagen von O. Posse. — Heinrich IV. von Frankreich und die katholische Kirche. Von M. Philippsohn. — Johannes Geißel, Kardinal und Erzbisch. von Köln. — Eine Gedächtnißrede (Raumer, Maurer, Liebig, Stälin.) Von L. von Ranke. — Literaturbericht. — Bericht über die 14. Plenarversammlung der historischen Commission in München. — Bibliotheca historica. Von W. Mülbener 21. Jahrgang 1. Heft.

Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1873 9—10. Protokolle und Bericht über die Generalversammlung des Gesammtvereins zu Trier am 22. Sept. 1873. Von L. Wörner und Dr. Ladner. Die Kirche u Parthenheim in Rheinhessen v. Fr. Schneider. — Literarische Anzeigen. — Aus den Vereinen. 11. — 12. Fortsetzung der Protokolle (II. Plenarsitzung. II. Section.) — Aus den Vereinen. — Der römische Votivaltar des Gellius zu Seligenstadt. —

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Renner.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

V.

I.

Böhmische Geschichte.

Archiv český čili staré písemné památky České a Moravské. (Böhm. Archiv oder alte schriftliche Denkmäler in Böhmen und Mähren.) Z archivův domacích i cizích vydal František Palacký. Díl šestý. (VI.) W Praze 1872. W komisi knihkupce Fridricha Tempského. 1872. 4°.

II.

In dem Hefte Nr. 27 finden zunächst die Schreiben des Hilarius von Leitmeritz ihren Abschluß; von den Städten, die der glaubenseifrige Mann mit seinen eindringlichen Mahnungen bedachte, finden wir nur Dobřan, das er wiederholt auffordert, zum wahren christlichen Glauben zurückzukehren. Den größten Theil des Heftes füllen „Schreiben verschiedener hochgestellter Persönlichkeiten" aus dem Jahre 1471—1490, die ihrem größten Theile nach den Archiven von Budweis, Taus und Eger, hauptsächlich aber dem Wittingauer entnommen sind und eine reiche Fundgrube für alle Zweige der Landesgeschichte bieten. Schon im 5. Theile des „Archivs" wurden von P. die Schreiben aus den Jahren 1471—1476 publicirt: hieran reihen sich die hier veröffentlichten 105 Aktenstücke. Wohl nur als ein Nachtrag sind auch die ersten drei Aktenstücke, deren erstes aus dem Jahre 1471 (Arch. Eger): Zdeslaw v. Sternberg räth zum Ausgleiche mit Wilhelm von Wolfstein; das zweite, aus dem Jahre 1473, betrifft eine Privatstreitigkeit der Stadt Budweis (cfr. hiezu 3, 4) und schon mit dem 3. Actenstücke treten wir in das für Böhmen hochwichtige Jahr 1476, mit welchem die Quellen mit den an verschiedenen Orten sich abspielenden politischen Ereignissen gleichen Schritt halten, reichlich fließen und ein vollkommenes Spiegelbild jener unruhigen Zeit zu geben vermögen. Es war eine wilde herrscherlose Zeit, von der diese Briefe Zeugniß ablegen. Gewalt galt Recht, die Waffe, das blanke Schwert entschied im Kampfe der entbrannten Leidenschaften, und ob's mit Fug gezogen, darnach frug die rechtlose und unsichere Zeit blutwenig. Ueppig schoß das Raubritterthum unter der Fahne des Faustrechtes hervor, und in dem Widerstreite zwischen Wladislaw, Mathias und Kaiser Friedrich wurden die in den kaum verklungenen Hussitenzeiten verwilderten und übermüthigen böhmischen Großen Condottiere's, die bald für den, bald für jenen Partei ergriffen und einen Guerillakrieg eröffneten, der schwer auf Volk und Land lastete. Es war so die rechte Zeit für den hochmütigen Adel gekommen, als Kaiser- und Königsgewalt gänzlich darniederlag. Der eine z. B. Kocowsky, der Herr von Horazdiowic kühlt sein Müthchen an Budweis, später ebenso Wenzel Wlček v. Čenau (cfr. Nr. 51, 54, 55), ferner Raček auf Konopischt Nr. 66. 1479) cfr. Archiv český IV. 64—98. VI. Heft 27. Nr. 3, 4. 6, 66), — der andere, Heinrich Raubik v. Hlawatec, unternimmt mit seinen Haufen einen Raubzug in des Kaisers Lande (cfr. Nr. 8. 1476. 22. Mai, Bericht von dem Fortgang des Krieges an den Burgg. v. Krumau), während wieder Eynzinger aus Oesterreich herauf in Südböhmen hiefür sich zu revanchiren suchte. So ermahnt Zdeněk v. Sternberg die Budweiser, in ihrer Unterhandlung mit dem Kaiser ja der Schäden nicht zu vergessen, welche ihnen von dem Volk des Eynzinger angethan wurden (1476. 10. Oct. Nr. 12), auch später am 8. Oct. gibt er ihnen Auskunft über den Stand der Verhandlungen mit dem Kaiser und Eynzinger (Nr. 16). Doch alle diese kleinen Kriegsscenen, diese Rauf- und Raubzüge, deren Kosten die armen Städte zum größten

Theile zu zahlen hatten, bildet für das farbenreiche, buntgewirrte weltgeschichtliche Tableau nur den Hintergrund Im Vordergrunde steht die Gestalt eines kühnen Parteigängers, der in seinem Charakter, seiner Politik und seinem Geschicke etwas an den späteren Friedländer gemahnt: der auch von uns bereits genannte Bohuslaw von Schwamberg. Dieser mächtige, mit den Dynasten von Rosenberg und später mit K. Schlick verschwägerte Herr gebot über eine solche Fülle von Hilfsmitteln, besonders nachdem er im Jahre 1475 die Regierung des Hauses Rosenberg angetreten hatte, daß seine Freundschaft gar bedenklich das Zünglein der Wage auf jene Seite neigte, der er sie zugewendet hatte. Im Jahre 1476 erklärte er dem Kaiser Friedrich IV. den Krieg und fiel mit bewaffneten Schaaren und unterstützt von Zdeněk v. Sternberg, Peter und Heinrich Raubik von Hlawatec in Niederösterreich ein, wo er an den Herren von Grafeneck und Baumkirchen treue Bundesgenossen fand. König Mathias wußte den mächtigen Parteigänger, hinter dem mehr als die Hälfte Böhmens stand, gar sehr zu schätzen, und Bohuslaw war von nun ab die Seele aller Unternehmungen bis 1478, in welchem Jahre er von Jaroslaw von Boskowic auf Befehl des Mathias gefangen genommen und in Brünn am Spielberge gefestet wurde. Offenbar geschah der Sturz dieses mächtigen Parteigängers wegen offenen Abfalles desselben von König Mathias' Sache, wie dies auch die Haltung seiner Vettern und Freunde Zdeslaw von Sternberg und Johann von Schwamberg beweist, welche die Ausführung der königlichen Befehle geradezu verweigerten. Herr Palacky beschönigt naturgemäß auch diese Haltung der Rebellen als — Patriotismus: ob hier nicht Felonie der richtige Name wäre, das überlassen wir Billigdenkenden. Es ist hier nicht der Raum, um diese einzelnen Fehden und Kriegszüge, die auch kein weiteres historisches Interesse beanspruchen, zu verfolgen; wir verweisen auf Palacky's Gesch. 5. Bd., 1. Abth., Buch XI. 3. u. 4. Cap. (Böhmens tiefster Fall, Abschluß alter und Beginn neuer Wirren) und betreffs Bohuslaw's von Schwamberg auf Museal-zeitschrift 1830. — Die hervorragende Stellung des Mannes erklärt es, daß sich der größte Theil der veröffentlichten Correspondenzen auf Schwamberg beziehen. Gleich die erste Urkunde Nr. 5 ist für uns bemerkenswerth, indem mit derselben die Räthe des Königs Wladislaw den Bohuslaw bitten, in der Zeit des Waffenstillstandes nicht die Egrischen mit Macht zu bedrängen (1476 10. März). Die Nr. 13—44 sind nun größtentheils der Correspondenz des Bohuslaw mit seinen Freunden, z. B. Děpolt von Lobkowitz (Nr. 14), Peter von Sternberg (Nr. 15), Joh. von Schwamberg (Nr. 20), Heinrich von Neuhaus (Nr. 25, 26, wegen eines Streites mit B. Nr. 29, 30, 33, 35), Wilhelm von Riesenberg (Nr. 28), Heinrich von Jenstein (Nr. 37), Heinrich von Schwamberg (Nr. 40 verlangt Kriegshilfe 1477, Nov.); oder mit den Hauptleuten auf Krumau, Neuhaus und Budweis (Nr. 13, Nr. 43); oder mit den Beamten Stanislaus von Přerau in Sobëslau (Nr. 18, 27), Gregor Klanic von Wittingau (Nr. 32, 36, 41) und dem Schreiber Linhart (Nr. 39) entnommen. Gerade diese letzteren Schriftstücke, welche ziemlich weitläufig und eingehend sind, bieten für die Zeitgeschichte beachtenswertes Materiale: so z. B. berichtet der Schreiber Linhart 1477, 10. Nov. über die Vorbereitungen zu der wichtigen Belagerung von Horazdiowic, Klaic unter dem 9. Juli d. J. über die Niederlage Mathias' bei Kolin, derselbe unter dem 28. und 30. Mai dem Burggrafen von Krumau, über den Zug König Wladislaw's, Stanislaus v. Přerau aber am 6. Dec. 1476, über die Kriegsrüstungen Wladislaw's und den Fortgang des Krieges in Oesterreich u. s. f. Es waren diese städtischen Beamten ersichtlichermaßen die besten Spione, über die Bohuslaw gebot. Kaum mehr als ein Vierteljahr vor seiner Gefangennahme berichtet noch Bohuslaw von Sch. am 14. Sept. 1477 dem König Mathias von den unfruchtbaren Verhandlungen mit einigen böhmischen Herren von der Partei des Königs Wladislaw, „des alten Polenkönigs und seines Sohnes", und bittet um Nachrichten aus Oesterreich über Netolic u. s. f. (Das sehr umfangreiche Schreiben findet sich im Concepte im Archive von Wittingau, dem auch der größte Theil der bereits angeführten entnommen ist und hat Nr. 38.) Am 28. Jänner 1478 (Nr. 44) gibt Bohuslaw seinen Beamten in Krumau Anweisungen, wie sie sich den Truppen Mathias' gegenüber zu verhalten haben, daß sie besonders die Schlösser gut verwahren sollen und schon am 30. Jänner (cfr. die angstvolle Meldung Johann's von Sch. an seinen Vetter Hynek vom 1. Febr. Nr. 45) bricht die Katastrophe in Budweis über ihn herein.

So geheim die Sache betrieben worden war, wurde sie doch in kürzester Frist ruchbar und die Freunde und Unterthanen des Gefangenen rüsteten allwärts zu seiner Befreiung. (Cfr. Nr. 48, 51. Brief Sch. aus dem Gefängnisse de dto Znaym, 22. M. 1478. 53.) Auch die guten Bürger Wessely's hatten sich auf Aufforderung der Budweiser für Schw. mit gewaffneter Hand erhoben. „Liebe Nachbarn! Schon führen sie unsern geliebten Herrn fort, haltet euch zu ihm als seine Getreuen, seid waffenbereit mit allem Volk, was bei euch ist" — so wurden sie harangiurt. Im Bunde mit den Lomnitzern nahmen die muthigen Wesselyer einen gewissen Swehla gefangen. Der aber macht kurzen Prozeß und erklärt im Namen des berühmten und energischen Heerführers Mathias' Joh. Plankner von Kinsperg, daß die Stadt niedergebrannt werde wenn sie nicht bis zum 4. Alles zurückstelle. Darob großes Wehklagen in einem Briefe an den Burggrafen von Krumau, 3. Febr. 1478. (Nr. 46. cfr. hiezu Pal. l. c. S. 172.) Am 24. Aug. 1478 schreibt H. Benesch von Weitmül an Boh. v. Sch., daß er bei Mathias auch seiner fürsprechend gedenken werde. (Nr. 57, theilw. abgedr. in Pal. l. c. S. 195.) (Bekanntlich ist ihm auch die Freilassung gelungen. Cfr. Nr. 70). Die Privatfehden dauerten nach wie vor fort: so die zwischen Wenzel Wlček und den Herren von Lichtenstein (1478 Nr. 64), zwischen Wok von Rosenberg und dem Fürsten Ignaz von Münsterberg (Nr. 60), zwischen letzterem und den Kuttenbergern (Nr. 89, 92, 94), Ignaz von Schwamberg mit den HH von Schellenberg (Nr. 67). Uiberhaupt treten jetzt andere Persönlichkeiten in den Vordergrund u. A. Wok von Rosenberg, welchem der Beamte Stanislaus in Sobëslaw am 22. Oct. über die Kriegszeitung von Tabor und Bechin Aufschluß gibt. (Nr. 61, 62.) Mit den in den Jahren 1479 und 1480 besonders gegen Oesterreich geschehenen Fehdezügen beschäftigen sich eine Reihe von Schreiben des Ignaz Johann von Schwamberg (Nr. 68, 72, sowie des Peter und Zdeslaw von Sternberg (Nr. 69, 75); unter Nr. 76 beschwert sich Wenzel Wlček (1479 Dec.) bei Bohuslaw v. Schwamberg über den ungarischen König und bittet ihn um Unterstützung. (Cfr. Pal. l. c. S. 231.) Das Jahr 1480—1482 betreffen nur 7 Urkunden von minderer Bedeutung, es wäre denn die Streitsache des Lew von Rozmital mit Budweis (Nr. 78, 81) zu nennen. Auch für das J. 1483 gab nur der bekannte Pöbelexzeß vom 24. Sept. 1483 (Cfr. Schlesinger, S. 380), der wie immer mit einer grandiosen Judenhetze den echtslavischen Abschluß fand, Anlaß zur Publikation dreier Schreiben der neuen Gewalthaber, welche in dem Exzesse natürlich einen großen Sieg für den echten Glauben feierten (Nr 84, A. B. C.) Der nach Kuttenberg 1484 einberufene Landtag war Gegenstand vieler Verhandlungen der Parteihäupter: so frägt am 31. Mai 1484 Wok v. R. bei Bohuslaw v. Schw. an, ob er den Landtag besuchen solle und schon mit 5. Juni erhält er unter Hinweis auf die Gährung im Volke eine abratende Antwort (Cfr. 87, 88, 89) Das von Palacký S. 278 erwähnte Schreiben an die Kuttenberger betreffend die Verschlechterung der Münze bringt Nr. 93 (Cfr. Schlesinger S. 433). Die Ausschließung des Böhmenkönigs bei der Wahl Maximilian's (Cfr. Schlesinger S. 394) brachte die alten Feinde Mathias und Wladislaw zur Versöhnung am Tage zu Olmütz 1486: die Reisekosten für letzteren sollte Budweis (Cfr. Urk. 95, 99) bezahlen, dessen Boten auch schon am 8. Juli den Stadtvätern Bericht erstatteten (Nr. 96), ebenso wie auch Joh. von Schwamberg seinem Onkel Bohuslaw (19. Sept., Nr. 98). Wodnian erbittet sich auch die Budweiser als Zeugen bei ihren Verhandlungen mit den Piskern wegen der Straße nach Neuhaus (22. Jän. 1487, Nr. 100). — Merkwürdiger, doch erklärlicher Weise ist die Ausbeute an Schriftstücken zur Geschichte der Religionswirren, besonders der Brüderunität eine höchst magere. Aus dem M. S. Clement XVII. F. 2. fol. 29 veröffentlicht Nr. 59 das bekannte Colloquium zwischen Johann Kostka und den Brüdern Michel, Prokop und dem berühmten Sittenprediger Chelčicky. (Cfr. Gindely Gesch. der Brüder, 1. S. 58, verlegt das Colloqium irrig in's Jahr 1479, während das Schriftstück datirt mit 1478 ante Wenceslai (Cfr. hiezu Palacký l. c. S. 191).

Im Jahre 1482 kam Bischof Augustin Lucian v. Santorin nach Prag, um utraquistische Priester zu weihen; im Juni des Jahres 1482 sucht er die Besorgnisse Wladislaw's in einem eigenen Schreiben zu zerstreuen. (Cfr. Nr. 83.) Der einflußreichste Utraquist und schärfste Gegner der Brüder war M. Wenzel Koranda, welcher im Jahre 1488 an König Wladislaw eine förmliche Klagschrift über die böhmischen Brüder „Contra Pighardos" richtete (Cfr. Nr. 102. Bibl.

Prag). — Unter der Sig. B. XXI bringt nun das vorliegende Heft Staats- und Landtagsakten aus dem denkwürdigen Jahre 1500 bis 1509, welche das H. 28 ganz und 29 zum größten Theile erfüllen. Bei der hohen Wichtigkeit der in diese Periode fallenden Landtage — hat doch der vom Jahre 1500 die berüchtigte Wladislaw'sche Landesordnung, dieses Mordinstrument gegen Bürger- und Kronfreiheit, geschaffen — werden wir diesen Aktenstücken auch eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen haben. Zur näheren Orientirung über die Zeitverhältnisse und ihre Tendenzen verweisen wir vor Allem auf Schlesinger's Geschichte S. 382 ff. und die ganze Partie „Innere und Kulturverhältnisse" von S. 390—438, dann auf die „Mittheilungen" V. 4. H., Jul. Lippert, die Wladislaw'sche Landesordnung, wo die fadenscheinige und entstellte Darstellung Palacky's ihre gerechte Würdigung findet. Das erste Document ist eine Aufforderung der königl. Städte, darunter Saaz, Pilsen, Leitmeritz, Budweis, Mies, Brüx, Kaaden, unter sich einen politischen Städtebund zu schließen (Cfr. Palacky V. 2. S. 11), welcher zu Stande gekommen, den Herren ein starker Dorn im Auge sein mußte, so daß sie selbst den schwachen König zu einem geharnischten Schreiben an dieselben bewogen. Fest und uneingeschüchtert antworteten diese den 12. Januar 1501 (N. 6), worauf Wladislaw 2. Febr. antwortete. (Nr. 8). Ueber den Hieronymuslandtag von 1500 findet sich nur eine Urkunde an den Rath von Kuttenberg (Nr. 3), denen der König auch den Landtag vom 20. April schon den 10. März anzeigt (Nr. 9). Der große Streit zwischen Stände und Städte dauerte trotz aller Verhandlungen fort. In einem Schreiben vom 4. Juli 1501 befiehlt der König den Kuttenbergern alle Dokumente ihres Rechtes zur Beseitigung der Streitigkeiten mit den Ständen für den Prager Tag vom 10. Okt. bereit zu halten. (Nr. 13. Cfr. Palacky l. c. S. 21). Nach seiner Rückkehr nach Prag setzte er hier einen neuen Rath ein (Nr. 14. 11. Febr.) und sanktionirte den Ständebeschluß über die Annahme neuer Stände (Nr. 15. 17 B.) Letztere Urkunde thut Palacky in seiner Geschichte V. II. S. 38 mit den dürren Worten ab: „bestätigte den Herren ihren Beschluß betreffs des „Vorrangs" der alten Herrengeschlechter vor den neuen." Wir lassen zur Kennzeichnung dieser Kürze den Beschluß folgen: „Nachdem wir nun wahrgenommen und mit Fleiß betrachtet haben solche ihre ordentliche und ehrliche Einrichtung im Herrenstande auch ihre althergebrachte Gewohnheit und Freiheit, welche sie immer genoßen, so zwar, daß keiner als ein Herr auf keine kaiserliche Begnadigung hin in dieses Königreich aufgenommen würde, es sei denn, daß **wir** als König v. B. und die **Herrn** von den uralten Geschlechtern darum ehrsam gebeten und ihn als Herrn annehmen, so daß auf anderm Wege eine Herrschaft in diesem Lande zu genießen unmöglich ist, deswegen billigen wir diese Anordnung, etc."...Wohin die Spitze sich kehrt, liegt klar zu Tage. Am 21. Febr. 1502 formulierten die utraquist. Stände an den König ihre Forderungen an den Papst betreffs der Rechte der utraq. Kirche (Abged. bei Palacky mit falscher Datirung 3. März S. 40). Hieran reihen sich nun die Klageschriften und Widerlegungen, welche die Stände im J. 1502 eingebracht haben, deren Besprechung dem nächsten Hefte vorbehalten sei. (Nr. 17. Heft 27 und 28. S. 238 — 265.)

R.

Palacký Fr. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges vom Jahre 1419 an. Gesammelt und herausgg. von . . . Prag bei Fr. Tempsky. 1873. 8°. II. Band. S. 547.

Schneller, als erwartet, ist nun auch der II. Band der „Urkundlichen Beiträge" erschienen, welcher bis zum Jahre 1436 nicht weniger als 430 Urkunden bringt, woran der Herausgeber in zwei Nachträgen noch die letzten Früchte seines Sammelfleißes anhängt. Hierunter befindet sich auch der berühmte Brief der Prager an die Christenheit vom 8. Febr. 1421 (Universis et singulis christianae fidei cultoribus ubilibet constitutis pro tempore), welchen Hr. Gym.-Dir. Dr. Gustav Schmidt in einem MS. der kgl. Erfurter Bibliothek auffand und dem Hrn. P. bereitwilligst mittheilte. Wir vergegenwärtigen uns zunächst, daß in die J. 1427—30 der vergebliche 4. Kreuzzug gegen die Hussiten fällt, nach dessen schmählicher Besiegung die übermütigen Sieger Heerzüge nach Ungarn und Schlesien, nach Oesterreich und Bayern, in die Lausitz, nach Meißen, dem Voigtlande und nach Franken unternamen. Indessen unterhandelt und verhandelt der Kaiser wieder und wieder mit den deutschen Fürsten zu Preßburg, zu Frank-

furt u. ſ. f., um mit Heeresmacht und Huſſitenſteuer die bedrängte Chriſtenheit zu retten. Unter dieſen tritt beſonders hervor Fried. VI. v. Brandenburg (cfr. N. 570, 76, 89, 97, 98, 607, 634, 642, 643, 44, 88, 701, N. 13 II., N. N. 5), Burggraf von Nürnberg, der vom Kaiſer im J. 1431 ſelbſt zum Anführer des neuen Reichsheeres auserkoren wurde; die hier gegebenen Actenſtücke laſſen vollſtändig den ſchwerwiegenden Einfluß erkennen, der dieſem bedeutenden Hohenzollern zufiel. Für die Geſchichte der Bedrängniſſe in der Lauſitz und in Schleſien, ſowie für die verſchiedenen gepflogenen Unterhandlungen bilden eine Hauptquelle: Scultetus Collectaneen und Grünhagens Beiträge; eine unerſchöpfliche Fundgrube aber ſind auch für dieſen Band die Nürnberger Miſſivbücher. In einer über ganz Deutſchland ausgebreiteten Correſpondenz ſetzt die alte Reichsſtadt, welche in hervorragender Weiſe in dem ewigen Wechſelſpiele der wogenden Kämpfe in ſtarke Mitleidenſchaft gezogen wurde, alle Reichsſtädte von den jeweiligen Geſchehniſſen in Kenntniß. Beiſpielsweiſe ſeien nur angeführt, Rothenburg (N. 697), Bern (732), Zürich (N. 754), Weinsheim (699, 747, 830), Weiden (700), Köln (748), Leipzig (694), Nördlingen (744), Ulm (579, 80, 685, 90, 91), Magdeburg (N. 692). Der Rath ergreift in ſchlimmen Zeiten ſelbſt die Initiative zur Einigung der fränkiſchen Städte (N. 698) und ſchafft, als die Huſſiten mit Einfall drohen, eine ſtarke Landwehr aus den Städten und Rittern; nicht allein mit Friedrich VI., mit den Herzogen von Bayern, auch mit dem Kaiſer erhält er die vertraulichſten Beziehungen. Allerwärts hilfebereit mit Waffen und Geld, muß die Stadt doch die Bitte der hartbedrängten Pilſner um Darleihung von 2000 fl. — „weil ſie mit ſweren groſſen pawen vnd andern trefflichen Sachen alſo beladen," — abſchlagen (N. 687, 1430, 20. Juni), ſcheint ſich aber doch gerechten Anſpruch auf die Dankbarkeit Pilſens erworben haben (cfr. 871/880), denn wir finden unter N. 926 ein merkwürdiges Schreiben, worin der Rath für ein ihm zugeſendetes Kameel Dank ſagt und anzeigt, daß er dem „Diener-bringer des Kemmelthier's" 2 Schock Gr. gegeben habe. Noch reger war begreiflicher Weiſe die Verbindung mit Eger. (cfr. Recenſion des I. Bdes. Lit. Beil. N. 2). Es iſt eine merkwürdige und hochbedeutſame Rolle, welche dieſer alten Stadt unſeres Landes in den Zeiten nach 1429 zufiel; man kann faſt ſagen, daß ihr Gebiet von den ſtreitenden Parteien, welche ſie mit Vorliebe zum Orte der wichtigſten Convente machten, als neutrales betrachtet wurde. Nachdem die Verhandlungen mit den Huſſiten im J. 1429 in Preßburg fruchtlos blieben (cfr. N. 574—75, 589, 623), werden dieſelben von Sigismund ebenſo erfolglos in Eger 1431 wieder aufgenommen (Schreiben Sigismunds an K. Wladislaw v. Polen. Eger 30. Mai 1431. N. 737. cfr. hiezu 741, 743); endlich aber im J. 1432 18. Mai kam in eben derſelben Stadt jener wichtige Vertrag zu Stande, der den Verhandlungen zwiſchen den Huſſiten und dem Concil zu Baſel zu Grunde gelegt wurde. (N. 802 conclusa sunt inter nuntios et ambasiatiores sacri concilii Basilienses et oratores regni Bohemiae et marchionatus Moraviae Articuli et forma salvi conductus in oppido Egrensi cfr. hiezu N. 804): der erſte Schritt zu den im Jahre 1436 perfekt gewordenen Basler Compaktaten und damit zum — Frieden! (Pröckl iſt in der Darſtellung dieſer ſowie aller Verhältniſſe aus der Huſſitenperiode I, SS. 52 ff., die auf 4 Blättern abgethan wird, ganz unzuverläſſig, er ſetzt beiſpielsweiſe die Unterredung in's J. 1433.) Später ſpielt Eger auch geradezu die Vermittlerrolle zwiſchen dem Kaiſer, dem Reiche und den Huſſiten; am 30. Nov. 1431 ſendet der R. von Nürnberg an den Rath ein Schreiben des Concils mit der Bitte um Beförderung an die Böhmen (N. 772, 774); ebenſo am 8. Juli 1432 (N. 811) und wieder am 29. Juni 1433 (N. 866) Briefe vom Kaiſer zur Beförderung nach Prag, dagegen wieder Eger die Nürnberger jeder Zeit von den gefaßten, bei den damaligen Verhandlungen ſo wichtigen Landtagsbeſchlüſſen in Kenntniß ſetzt (N. 920, 941). Ein Name von gutem Klang war der des energiſchen Bürgermeiſters Niklas Gumerauer, der in den Schriften oft genannt wird; u. A. am 13. Auguſt 1432 erſtattet ihm Heinz Imhof Bericht über den Krieg um Würzburg, über den Aufenthalt des Kaiſers in Siena u. ſ. f. (N. 816). In noch engerem Verkehr ſtand er und der Rath in den bedrohlichen Jahren 1429—30 mit dem Abte des benachbarten Kloſters Waldſaſſen; die gleiche Gefahr vereinigte dasſelbe mit Eger zur feſteſten Freundſchaft. 1429, 2. März ſagt Nürnberg Hilfe zu (N. 570), und ſchon am 31. Mai meldet der Abt Niklas, „daß der Herr v. Ilburg Hilfsvolk gen Waſſenau" verlangt habe (N. 586); vom 4 - 16. Juni 1429 ſendet derſelben 4 Botſchafter mit Nachrich-

ten über einen von den Hussiten gegen Tachau, Bischofteinitz und Bernau unternommenen Zug, bei welcher Gelegenheit sie den Markt unter dem Pfraumberg ausgebrannt haben (590, 593). 1429, Aug. 21. ersucht der Abt um einen Schiedstag in Eger zur Beilegung seines Streites mit dem Hrn. v. Schwamberg; und schon am 2. Sept. meldet er neuerdings einen Ausfall der Waisen gegen Tachau und Plan (N. 602). Neue Gefahr drohte im J. 1430 (cfr. 702), als die Hussiten Liebstein belagerten, doch am 17. Jän. 1431 meldet der Prior von W., daß die Ketzer wieder den Rückzug angetreten haben (728). Gleiche Nachrichten über den Zug nach Pilsen bringen die N. 740, 742 und die N. 762 die Hiobspost von der Flucht des Reichsheeres aus Böhmen (1431, 15. Aug.). In gleich entgegenkommender Weise setzen auch Heinrich von Plauen auf Königswart u. seine Vögte Eger von der drohenden Gefahr in Kenntniß (N. 608, 611, 620), und am 15. Oct. berichtet Elbogen, daß Jakubek bei Schlackenwerth große Verstärkungen erhalten habe (N. 609). Sehr bezeichnend ist die Bittschrift des ebengenannten Rathes von Elbogen an den von Eger, sie mögen am nächsten Tage in Nürnberg sich der Stadt Elbogen annehmen, die nicht nur die Angriffe von den Hussiten, sondern auch von Czalta, Kolowrat, Burian Kruschina v. Schwamberg und andern „auslendischen beyerschen und voigtländischen zu leiden habe." (1429, Oct. 31. N. 612). — Auch Budweis geschieht in dieser Fülle von Material öfters Erwähnung. 1429 am 30. Juli setzt ihnen Herzog Albrecht von Oesterreich in Jörg Müldorf einen neuen Hauptmann ein (N. 596), der aber nicht lange geblieben zu sein scheint, denn schon am 25. Mai 1430 verspricht er ihnen auf ihre Bitten einen andern; 1431, Nov. 8. weist er sie an, ihren Fuhrleuten, die um Salz und Wein nach Oesterreich fahren, Legitimationen mitzugeben (N. 770) und 1432, Oct. 10. verlängert er den Tag, den sie mit seinem Hauptmann zu Drosendorf, Ulrich von Kreyg halten sollten wegen des drohenden Einfalls der Taborer bis 23. April 1433 (N. 833 sämmtl. Orig. im Budw. Archiv). Sehr bemerkenswerth ist das vom 21. März 1429 datirte Schreiben Friedrich Herzogs von Sachsen an Wilhelm von Schönburg, Herrn zu Birsenstein (Pürstein), worin er ihm kund thut, daß nicht er, sondern die Brüxer den Frieden mit den Ketzern eingegangen seien; 1432, 28. Juni beschwert sich derselbe Schönburg beim Rathe von Eger über die Feindseligkeiten des in Eger wohnenden Stefan Harnußmeister (do dto. Pirssenstein N. 807). Auf Brüx beziehen sich übrigens außerdem noch zwei interessante Documente.

Das Erste: Am 7. September 1432 nehmen die čechischen Obmänner Jan Czernin und Mathes v. Horšowic in den (am 23. Aug. geschlossenen) Friedensstand auch „das Slos und die Stadt Bruxs und das Slos Resinburg mit dem Closter Oszek mit aller derselbigen ir Slosse zugehörung" und dann schlichten sie einen Streit. „Dis ist der vszspruch der Namhaftigen Jans von Czernin vnd Mathes Horzessowicz der bruche zwischen dem Namhaftigen Jacubken von Wrzessowiz zu Belin gesessen an einer Seite vnd Brosius von Hogenest Burgermeister und Rate der Stat Brux" .... zum andern Theile. „Item als Brosius Hogenest dem Janken off dem Roten Hawse czu Jurkow (Görkau) genommen had und etliche von funff schok gr., aber me vsgeburget hat, aus solcher burgeschafft sal Hogenist dy lute oder ire burgen ledig lassen und darczu sal Hogenist den luten von Jurkow vir kuhe widergeben vnd Heinrich Malticz sal auch ein schock gr. darczugeben, vnd des Janken leute; dy er gefangen ledig sal laszen"..... Die sehr interessante Urkunde, welche im weitern Verlaufe noch einen Streit zwischen Jakubek und den Herren von Colditz auf Graupen berührt, entstammt dem Dresdner Staatsarchive (N. 824). 1432, Dec. 8. verständigt der Rath von Nürnberg die Brüxer von des K. Sigismunds Verhandlungen zu Siena und der Geleitung der Čechen zum Concil (N. 836). Auch im Nachhang unter N. 10 geschieht Brüx mit Komotau u. s. f. Erwähnung. Als eine Merkwürdigkeit führen wir das den Görlitzern verliehene Privilegium der Münze an. (1429, 29. Jän. N. 564). Den größten Theil der Urkunden von N. 841 an könnte man unter dem Titel „Verhandlungen der Hussiten vom J. 1432 bis zum Abschlusse der Basler Compactaten" zusammenfassen; die Schriftstücke lassen klar die jeweilige Stellung der Parteien, den Stand der öffentlichen Meinung und die feinen Fäden der Diplomatie erkennen und durchschimmern.

Leider ist auch dieser Band von Palacky abgeschlossen worden ohne Register und sogar die Hoffnung auf ein solches ist für jetzt eine weitgestellte. „An ein Register der in beiden Bänden enthaltenen Urkunden — gesteht er selbst in seiner Vorrede zu diesem 2. Bande — habe ich

wohl gedacht. Doch ich gestehe, der große Umfang einer solchen Arbeit schreckte mich ab." — Wohl ersetzt Vieles die chronologische Aufeinanderfolge; man kann, so zu sagen, mit sicherer Hand in die Entwicklungsgeschichte zu jeder Periode eingreifen. Das Werk selbst wird allen Forschern um so willkommener sein, als alle Urkunden in der deutschen und lateinischen Sprache edirt und auch die einschlägigen Regesten aus dem Archiv in dankenswerther Weise deutsch beigegeben sind. Ein Druckfehler in der Vorrede „Dekmäler" statt Denkmäler konnte leicht vermieden werden. Sonst aber läßt die Ausstattung des Werkes, dessen Verlag die rühmlichst bekannte Firma Tempsky hat — Nichts zu wünschen übrig! R.

II.

Kultur-Geschichte.

Kelle Joh. Die Jesuitengymnasien in Oesterreich. Vom Anfange des vorigen Jahrhundertes bis auf die Gegenwart. Prag 1873. Druck und Verlag der Bohemia, Aktiengesellschaft für Papier und Druckindustrie. 8.° XVI. 276. Preis 2 fl. 80 kr.

Kluckhohn A. Die Jesuiten in Bayern mit besonderer Rücksicht auf ihre Lehrthätigkeit. Sybel h. Z. 1874. II. SS. 343—414.

Grade der Haupttätigkeit der Jesuiten, ihrem Wirken auf den Lehrstühlen der Gymnasien und Universitäten, hat die Forschung merkwürdiger Weise weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als dem staatsfeindlichen Inhalte der Institutionen des Ordens und der Schädigung der Gesellschaft durch ihre verwerfliche Moral. Im Gegentheile, nicht allein, als durch das Breve Clemens des XIV. vom 21. Juli 1773 Dominus ac Redemptor noster die Aufhebung der friedestörenden Gesellschaft verkündet wurde, auch später und noch heute wurden zahlreiche Stimmen laut, welche die Lehrtätigkeit der Jesuiten, ihren Einfluß auf Gesittung und Bildung nicht genug zu loben wußten. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß die überwiegende Mehrheit des österreichischen und ungarischen Adels ihre Söhne noch heute mit Vorliebe den Anstalten der Jesuiten anvertraut, daß ihre Convicte und Seminarien in Folge dessen auch heute noch an Besuchern keinen Mangel leiden. Freilich sah jeder Einsichtsvolle mit tiefem Schmerz die traurigen Resultate tagtäglich vor sich! — Erst als in Preußen die erstarkte Staatsgewalt den gesammten Unterricht mit Kraft zurückforderte und jene große kirchenpolitische Bewegung einleitete, die jetzt mehr und mehr ins Fließen kommt, erst als die Ausweisung der Jesuiten zur Thatsache geworden war, trat auch die Wissenschaft mit gewaltigen Waffen der kämpfenden Staatsgewalt helfend zur Seite. Erst jetzt fand auch das Kapitel: „Jesuitenlehre und Jesuitenerziehung" seine gründliche Bearbeitung. Abgesehen von den zahlreichen Erscheinungen der hier einschlagenden populären Zeit- und Tagesliteratur, die bereits zu einer ansehnlichen Bibliothek angeschwellt ist, war es zunächst Prof. Joh. Huber, der in seinem ausgezeichneten Werke: Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung, Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt. Berlin 1873. — ein gründliches Bild der gesammten Thätigkeit des gewaltigen Ordens gegeben hat. Die ausgebreiteten philosophischen und theologischen Kenntnisse des gelehrten Verfassers, dem überdies Döllinger mit seinen riesigen Literaturschätzen hilfreich zur Seite stand, ließen allerdings allen Erwartungen, die man an ein derartiges Werk legte, vollauf entsprechen. Diesem trefflichen allgemeinen Werke, dessen Lektüre wir jedem empfehlen, der das Wirken und Wesen des vielgenannten Ordens kennen lernen will schließen sich, wie ganz selbstverständlich, eine Reihe von Spezialuntersuchungen an. Besonders wurde auch die Frage: Was haben die Jesuiten für Wissenschaft und Bildung geleistet? von der freien Forschung aufgeworfen. Mit Freuden constatiren wir, daß diese Frage in dem uns vorliegenden Buche Johann Kelle's, Professors der deutschen Sprache an der k. k. Universität Prag, die beste, glänzendste und mustergiltigste Beantwortung gefunden hat. Es kann unbestritten der wichtigste Beitrag zur Geschichte der Literatur der Jesuiten genannt werden: es ist eine wie in Erz gegossene, urkundliche, aus authentischen Originaldokumenten, die bis jetzt unbekannt und zum großen Theile unveröffentlicht waren, aus Staats- und Jesuitenakten geschöpfte, also quellenmäßige Darstellung des Lehrsystems, des Lehrzieles und der Lehrresul-

tate des Ordens. Wie aus der Vorrede des Verfaſſers erſichtlich, iſt es das Werk eines ganzen Lebens.

Durch eine Reihe von Jahren durchforſchte Prof. Kelle nicht nur die Univerſitätsbibliothek, ſondern auch die Bücherſammlungen der geiſtlichen Korporationen und adeligen Geſchlechter, zunächſt um altdeutſche Handſchriften aufzufinden. Dabei fielen ihm Aufzeichnungen von jeſuitiſchen Vorleſungen, Sammlungen von Theſen, Zuſammenſtellung von Schul- und Hausaufgaben, Briefe der Schüler an ihre Eltern, Briefe von Jeſuiten an ihre Ordensgenoſſen, Vorſchriften für Seminare und Convicte, Regulare für Präfekten und Lehrer, Entwürfe von Theaterſtücken u. ſ. f. in die Hände. Aus dieſem koſtbaren Materiale, mit dem ſich das Studium aller gedruckten Lehr- und Hilfsbücher verband, welche die Jeſuiten in ihren Schüler- und Lehrerſchulen benützten, geſtaltete ſich das vorliegende zeitgemäße Werk. Für die äußere Geſchichte der Jeſuitengymnaſien — denn auf dieſe beſchränkt ſich das Werk — lieferten reichliche Ausbeute die amtlichen Archive. Wer die innere, einheitliche und ſtramme Organiſation des Ordens der Jeſuiten kennt, der wird hinter dem Titel „Die Jeſuitengymnaſien in Oeſterreich“ kaum auf eine nur für Oeſterreich giltige Specialarbeit ſchließen. Die Jeſuiten blieben und bleiben ſich überall gleich, wo immer ſie ſein mögen: die heiligen Bande der Natur ſind für jedes Ordensglied zerriſſen, er iſt „gleich wie ein Leichnam, wie ein Stock in der Hand des Greiſes,“ verurtheilt zu gehorchen blind und ergeben. Sint ut sunt, aut non sint! Nie hat der Jeſuitenorden an irgend einer ſeiner Conſtitutionen gerüttelt oder gebeſſert. Darum gilt und galt auch die Lehrmethode, die uns Kelle in ſo ausgezeichneter Weiſe ſchildert, allüberall, wo Jeſuiten ſaßen und lehrten. Darum iſt das Buch auch die Geſchichte der geſammten Lehrtätigkeit des Ordens in allen Ländern der Welt, von geringen, ganz unweſentlichen Modifikationen ganz abgeſehen. Und der Beweis iſt bereits von ſo competenter Seite erbracht worden, daß wir keinen Anſtand nehmen, derſelben hier ſogleich gebührende Erwähnung zu thun. In dem ſoeben erſchienenen II. Hefte der Sybel'ſchen hiſtoriſchen Zeitſchrift veröffentlicht Prof. Dr. A. Kluckhohn einen höchſt intereſſanten Aufſatz: „Die Jeſuiten in Baiern mit beſonderen Rückſicht auf ihre Lehrtätigkeit.“ Prof. Kluckhohn, zugleich Mitglied der k. Akademie der Wiſſenſchaften in München, iſt der verſirteſte Forſcher im Gebiete der Geſchichte des bairiſchen Unterrichtsweſens. Schon im Jahre 1868 hielt er in der öffentlichen Sitzung der Akademie einen Vortrag „Der Freiherr von Ickſtadt und das Unterrichtsweſen in Bayern unter Kurfürſten Maximilian Joſeph.“ Ickſtadt war bekanntlich Profeſſor und Direktor der Univerſität Ingolſtadt; als ſolcher der erſte, welcher auf eine gründliche und einſchneidende Reform des Unterrichtsweſens drang und ſich als Anführer und Bahnbrecher der jüngeren Geiſter contra Jesuitas in den Kampf warf. Die Zeiten, die dieſem Kampfe, an dem auch die junge Akademie hervorragenden Antheil nahm, vorangiengen, die Zeiten, wo die Jeſuiten, welche aus denſelben Gründen wie in Oeſterreich, Baiern zu ihrer Domaine zu machen wußten, die geſammten Mittelſchulen und zum Theile auch die Hochſchulen beherrſchten, ſind Gegenſtand des oben genannten trefflichen Aufſatzes.

Kluckhohn's Arbeit fußt ganz auf dem Werke Kelle's, dem die höchſte kritiſche Anerkennung gezollt wird. Der Beweis, daß die Jeſuitengymnaſien mit ihren überlieferten äußern und inneren Einrichtungen ſchlechterdings nichts Gutes leiſten konnten, wird von dem Verfaſſer (Kelle) ſo ſchlagend als möglich geführt, indem derſelbe darthut, wie überaus dürftig die Vorbereitung zum Lehramt, wie armſelig die Hilfsmittel, ſogar für das Studium der Grammatik, wie überaus beſchränkt die Gelegenheit zur Lektüre beſſerer Schriftſteller war. Damit iſt in wenig aber ſchlagenden Worten der Inhalt von Kelle's Buch gegeben. Leider müſſen wir darauf verzichten, dieſe Ergebniſſe einer gründlichen Forſchung mit Beiſpielen zu belegen. Wir müßten hiezu eigentlich das ganze Buch abdrucken. Wir beſchränken uns daher nur auf Einzelnes. Grundſatz der Jeſuitenerziehung iſt: die Latinität iſt der Schlüſſel zur gründlichen Gelehrſamkeit und das Organ für jede wiſſenſchaftliche Forſchung, daher das überaus geübte Exercitium des Lateins, aber nicht der Sprache der Klaſſiker, denn die waren verboten oder ausgebeint, ſondern des Jeſuitenlateins. Griechiſch wurde gar nicht getrieben: die Repetenten, d. i. die Candidaten des Lehramtes lernten in dem Büchlein: Jak. Gretſer's Institutiones linguae graecae, daß nicht allein die Adjektiva, auch die Hauptwörter, ja ſelbſt das Zeitwort geſteigert werden, z. B. *κῆρος, κηρδίων κηρδίστος*

lucrum, lucrusior etc. oder *ὑ* (!) *βασιλευς* rex *βασιλεύτερος* oder gar *φέρω, φέρερος φερτατος, φέριστος.* (SS. 26 ff.) Der Schlußeffekt war die Aufführung von lateinischen Schauspielen und Concitationen, wobei Eltern und Schülern Sand in die Augen gestreut wurde. (Siehe die anziehende Schilderung dieser echt jesuitischen Erfindung SS. 85 ff.). Die deutsche Sprache war aus dem Lehrplane verbannt; deutsche Schriften, libri perniciosi, zu lesen den Schülern aufs strengste verboten (SS. 151). Ein reines Lügengewebe war der Geschichtsunterricht, der eben nur darauf hinausging, den Papst als Herrn der Welt hinzustellen; die alte Geschichte wurde in 12 Fragen sehr curioser Natur abgethan (SS. 155, 161). Wie gegen die Jesuiten alle Verordnungen des Staates rein machtlos, zeigt Kelle in treffenden Beispielen. Von höchstem Interesse aber sind die Documente über die Verhandlungen Leo Thun's mit den Jesuiten wegen Uebernahme sämmtlicher Gymnasien nach dem neu ausgearbeiteten Organisationsentwurf. Wäre nicht Alles authentisch verbürgt, man würde es nicht glauben, daß ein österreichischer Minister bei einem Ausländer anfrägt, ob eine Anzahl von Personen theils In-, theils auch Ausländer gewillt sei, sich nach den bestehenden Gesetzen in ihrer Lehrtätigkeit zu benehmen. Und als der General höhnisch das Gesetz kritisirt, im Hinweis auf die Constitutionen und die „ratio studiorum" als unannehmbar erklärt, und mit dem alten „Sint ut sunt" antwortete, da setzte derselbe Minister die Verhandlungen nicht nur fort, sondern bald wurden auch den Jesuiten einige Gymnasien anstandslos überliefert (SS. 206 ff.). Schließlich geben wir Eltern und Vormündern das vernichtende Urtheil Kelle's, das auch heute noch gilt, zur ernsten Erwägung: „Die Jugend nam aus den Jesuitenschulen und durch sie in's Leben hinüber die verderbliche Sucht der Angeberei, das stete Streben, sich mit fremden Verdiensten zu schmücken, neben dünkelhaftem Ehrgeiz einen auffallenden Mangel an Ehrgefühl und jenen Geist der Täuschung und Lüge, welche die Schüler selbst gegen **die Eltern** üben mußten!"

Wir sähen das Buch gerne in der Hand eines jeden unserer Landsleute; es würde mancher gewarnt, seine Kinder in der „Erziehungsanstalt" Mariaschein dem geistigen Hinopfern zu weihen. Einem Jeden, dem Volkeswohl und Volksbildung nahe steht, sei es empfohlen. Der Druck, sowie die Ausstattung durch die Actiengesellschaft Bohemia genügt selbst mehr als hohen Ansprüchen. l. r.

Aus den Vereinen und gelehrten Gesellschaften.

Abhandlungen der historischen Classe d. k. bayr. Akademie der Wissenschaften XII. Bandes 1. Abtheilung, in der Reihe der Denkschriften der 43. Bd. München 1873, 8°

In dem vorliegenden Bande bringt zunächst Prof. Dr. L. Rockinger eine sehr interessante Abhandlung über „Das bayrische Schriftwesen im Mittelalter", im Anschlusse und zur Ergänzung des berühmten Wattenbach'schen Buches „Das Schriftwesen im Mittelalter." Wie sehr derartig specialistische Arbeiten erwünscht sind, ist männiglich wol bekannt. Wir hoffen, daß bald auch die zweite Hälfte veröffentlicht werden möchte. Für uns von hohem Werte ist die zweite Abhandlung: „Ueber das Gewicht und den Gehalt der österreichischen Pfennige von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XV. Jahrhundertes und der böhmischen Groschen im XIV. Jahrhunderte. Von Karl Aug. Muffat. Seit dem Tode des wackern Adauctus Voigt, dessen Münzbeschreibung heute noch gesucht und giltig ist, ist auf dem Gebiete, in das diese erfreuliche Abhandlung greift, fast gar nichts geschehen. Für Oesterreich lagen Arbeiten Alfons Huber's, Luschin's und besonders des wackern Mitgliedes des Vereines für niederösterr. Landeskunde F. H. Sailer (Münzwerthe des XIV. Jahrh.) vor, der leider zu früh verstarb, um alle seine Studien veröffentlichen zu können. Sein Freund Prof. Adalb. Horawitz in Wien hat jedoch durch die Herausgabe und Sichtung seines Nachlasses den Dank der Wissenschaft erworben. Auf alle diese Vorgänger stützt M. seine eingehenden Studien über die Wiener Mark, den Wiener Pfennig, die Halblinge u. s. f. Für den 2. Theil seiner Arbeit — für uns offenbar der wichtigste und interessanteste — fehlten ihm diese Vorläufer. Ganz merkwürdiger Weise hat sich in unserem Vaterlande ein stiller Gelehrter, dessen Namen bei Weitem nicht die Glo-

riole Muffat's umscheint, mit demselben Stoffe im selben Jahre beschäftigt und fast zur selben Zeit, als das Akademieheft uns zukam, seinen nur 7 Seiten haltenden Auszug aus einer Riesenarbeit veröffentlicht, deren Wert selbst auf der Wiener Weltausstellung nicht genügend gewürdigt wurde. Es ist dies Albert Freiherr von Steiger, Mitglied unseres Vereines, der an der von der hiesigen Handelskammer auf Veranlassung des höchstverdienstvollen Dr. Schebek, k. Rathes veranstalteten Collectivausstellung, zur Geschichte der Preise wohl in der hervorragendsten Weise sich beteiligte. Er ging von der richtigen, auch von Muffat geteilten Ansicht aus, daß nur die Ermittelung des reellen Wertes der jeweiligen Münze und ihres Geldwertes gegenüber der heutigen, einen berechtigten Schluß auf Höhe und Tiefe der Preise, auf den Wert der Arbeit, auf die soziale Stellung der im Staate vertretenen Stände und auf die nationalökonomische Kraft und Schwäche des Staates selbst zuläßt Von diesem Standpunkte aus wurde die Vergleichung der böhm. Münzwerte vom J. 1300—1624 und von da bis auf die Neuzeit fortgeführt und das Ergebnis dieser Arbeit unter dem Titel: „Einige Bemerkungen über Maß, Gewicht und Geldwesen" als Separatabdruck des Kataloges der Handelskammer veröffentlicht. Muffat hat seine treffliche Arbeit im Wesentlichen beschränkt auf die böhmischen Groschen (grossi pragenses nach der Münzstätte genannt), welche König Wenzel II. und seine nächsten Nachfolger prägen ließen und kommt mit seinen Wertbestimmungen fast mit Steiger überein.

Die Grossi, welche schnelle Verbreitung fanden, wurden natürlich in den einzelnen Ländern nach der dort giltigen Mark berechnet, die eine Aufzahl von 48—64 Stück verlangte. Die am häufigsten vorkommende Mark ist die zu 64 grossi (eine mark großer Prager Pfennige und immer 64 an der Zahl u. s. f.), dann in Steiermark und Kärnten die zu 66 und 68 gr., dann die zu 48 gr., welche erst unter K. Johann auftritt, ferner die Mark zu 56 gr. oder die eigentliche Prager Mark, endlich die zu 72 gr. Bekannt ist die Rechnung nach Schocken = der Mark zu 60 gr. Den Münzfuß der Grossi des K. Wenzel II. berechnet M. für das Schock auf 23 fl. 62^{515} kr. für ein Gewicht von 262.505 Gramm, für die unter K. Johann (1316) auf 21 fl. — ^{012} kr. ö. W., während Baron Steiger für erstere einen Werth von 22 fl. 73 kr. für das Schock oder von 38 kr für den Groschen, für 1320 von 18 fl. 18 kr. oder 30 kr. pr. gr. ermittelt hat. Von 50 zu 50 Jahren ca, wird die Berechnung von letzterem erneuert und es ergibt sich eine fortwährende Entwerthung der Münze, so daß z. B. in den J. 1620—3 das Schock einen Werth von 88 Kreuzern repräsentirte. (Siehe Scala).

Da manchem die Berechnung willkommen sein dürfte, so nehmen wir keinen Anstand die Steiger'sche Liste fast vollständig zu veröffentlichen:

Jahr	1 Schock				1 Groschen		1 Pfennig	
	Böhmisch		Meißnisch		B. W.		B. W.	
	soll soviel Silber enthalten, als							
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	kr.	kr.
	Oesterr. Währ.							
1300	22	73	.	.	38	.	.	.
1304	21	31	.	.	35	.	.	.
ca. 1320	18	18	.	.	30	.	.	.
„ 1340	15	15	.	.	25	.	2	.
„ 1378	17	36	.	.	29	.	2.5	.
„ 1407	14	20	.	.	23½	.	2.0	.
„ 1470	11	36	5	68	19	9½	2.7	1.3
„ 1490	6	82	3	41	11½	6	1.6	0.8
„ 1544	4	72	2	36	7½	4	1.1	0.5
1576—1616	4	60	2	30	7½	4	.	.
1617	3	47	1	73	5¾	3	0.8	0.4
1619	2	32	1	16	4	2	0.5	0.2
1602—3	0	88	0	44	1½	¾	0.2	0.1
1624	4	46	2	23	1½	4	1.1	0.5

Digitized by Google

Seit dem J. 1470 war die landesübliche Rechnung in Meißner Schock, deren zwei auf ein böhmisches gingen. Mit Ausnahme der Regierungsperiode Ferdinands I. hatte der Groschen 7 Pfennige, u. zw. der böhmische 7 Weißpfennige, der Meißner 7 kleine Pfennige. Vom J. 1637 beginnt die Rechnung in Gulden rheinisch = 87½ kr. ö. W. im Silbergehalt oder nach Meißner Schock = 1 fl. 10 kr. rh. oder 1 fl. 2 kr. in Silbergehalt. Der Gulden hatte 60 kr. zu 6 Pfennig, das Schock hatte 60 gr. zu 7 Pfennig. Dies die wichtigen Ergebnisse der Untersuchungen Steiger's, welche gewiß Jedem willkommen sind, der mit Urkunden zu thun hat. Aber auch Hrn. Muffat sei an dieser Stelle der vollste Dank ausgesprochen für diese lichtvolle und klare Darstellung der dunkelsten und verwirrtesten Epoche böhmischer Münzgeschichte. Ein Abhandlung über die bayrischen Urkunden aus den Zeiten der Agilolfinger von Fr. Hektor Grafen Hundt bringt die erste Abtheilung des XII. Bandes dieser wichtigen Abhandlungen zum Abschlusse. — Außerdem veröffentlichte die Akademie den Vortrag des Prof. Dr. Joh. Friedrich „Ueber die Geschichtsschreibung unter dem Kurfürsten Maximilian I.", gehalten zur Vorfeier ihres 113. Stiftungstages 1872. —

Die Verhandlungen der phil.-hist. Classe der königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften haben ihren VI. Band abgeschlossen. Derselbe enthält:

1. M. Voigt. Ueber den Bedeutungswechsel gewisser die Zurechnung und den ökonomischen Erfolg einer That bezeichnender technischer lateinischer Ausdrücke. 2. Georg Voigt. Die Geschichtsschreibung über den Zug Karl des V. gegen Tunis. 3. Philippi A. Ueber die römischen Triumphalreliefs und ihre Stellung in der Kunstgeschichte. 4./5. L. Lange. Der homerische Gebrauch der Partikel Ei, in 2. Abtheilungen. Die erste Lieferung des VII. Bandes (1873) bringt die Fortsetzung der bereits im J. 1860 (IV. Band) erschienenen Abhandlung H. C. von der Gabelentz, „Über die Melanesischen Sprachen, ihre Grammatik, ihre Verwandschaft unter sich und mit den Malaiisch-Polynesischen Sprachen." In bereitwilligster und dankenswertester Weise hat die Gesellschaft dem Vereine auf sein Ansuchen auch die drei ersten Bände ihrer wertvollen Abhandlungen überlassen. Aus der Reihe vortrefflicher Aufsätze ist die Abhandlung J. G. Droysen's „Eberhard Windeck" für Freunde der böhmischen Geschichte von besonderem Werte, indem sie die Biographie, welche Aschbach in seiner Geschichte K. Sigismund's gibt, wesentlich erweitert, berichtigt und ergänzt.

In den **„Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde"** XIII. Jahrgang 1873 veröffentlicht P. Willibald Hauthaler O. S. B. zu St. Peter die von Johann Stainhauser verfaßte Lebensgeschichte des berühmten Salzburger Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau. Steinhauser war Zeitgenosse, Sekretär und Archivsdirektor des genannten Kirchenfürsten, der vielleicht der bedeutenste der Salzburger gewesen ist und noch heute — wohl in Folge seines traurigen Endes — er starb als „päpstlicher" Gefangener im Kerker und als Opfer bayrischer Privatpolitik, theilweise auch seiner hochfliegenden Pläne wegen — im Munde des Volkes wie eine mythische Persönlichkeit fortlebt. Raitenau stand in sehr engen Beziehungen zu K. Rudolf II., der ihn vielfach als Ratgeber benutzte. — Die übrigen Aufsätze: „Uebersicht der Witterung im J. 1872" von K. Fritsch und Flora des Herzogthums Salzburg IV. Theil: die Alpen von Dr. A. E. Sauter, tragen das lokalste Gepräge.

l. r.

Vom Büchertische der schönen Litteratur.

„Dioskuren" III. Jahrgang des literarischen Jahrbuches. 1874.

Dieser dritte Jahrgang stellt im Umfange einer großen und wie es scheint unter den besten Auspicien sich stetig wiederholenden literarischen Erscheinung Deutschösterreichs, zwischen dem ersten und zweiten das Gleichgewicht her. Es ist dieser Band dünner als der zweite und dicker als der erste. Eine reiche Quelle in- und ausländischer Beiträge strömt aus allen Fernen dieser gefestigten Unternehmung zu, die wir vor Allem wegen ihrer sorgfältigen Redaktion beglückwünschen müssen. An der Spitze der Leitung steht wohl der einflußreiche Kämpe der Interessen des Beamtenvereines Hofrath Falke v. Lilien-

ſtein, als die Spitze einer Trias, in welcher ſich die Thätigkeit des illuſtren Poeten Cajetan Cerri und des geiſtvollen Polyhiſtors und Dichters Hofrath Tandler verſchlingt. Die Frucht- und Duftkörner „Flocken und Brocken“ dieſes unſeres Landsmannes ſtehen beſcheidener Weiſe auf dem letzten Blatte des Buches, gehören aber ganz gewiß ſchon in die erſte Phalanx deutſchböhmiſcher Poeten, die der kräftige Egon Ebert diesmal auch mit wahrhaft kriegeriſchen Geſängen eröffnet. Aus ſeiner jüngſten Mappe, welche Reminiscenzen aus dem ſtaatlichen Leben des Jahres 1848 und 1849 und auch aus ſpäteren Perioden enthält, und die alle im vorigen Jahre auf dem Schloſſe Pürglitz entſtanden ſind oder doch mindeſtens dort ihre letzte Feile erhalten haben, werden uns drei Päans mitgetheilt, in welchen Mark des Gedankens mit Kraft und Schlichtheit des Ausdruckes wetteifern. Da gibt es noch mehre Deutſchböhmen, die mit voller Hand den „Dioskuren“ ihre poetiſchen Gaben geſpendet, L. A. Frankl Sonette gemiſchten Inhalts und ſcharfer Pointe, Ferd Stamm auch Sonette an das Kreuz voll Einfalt chriſtlicher Empfindung, wie ſie allmälig jetzt unter die Anachronismen gehört. Unſer Landsmann Fr. J. Schaffer iſt diesmal zur Erinnerung an Nikolaus Lenau unter die Proſaiſten gegangen und meine Wenigkeit ſteuerte lyriſche Blüten, die einſt auf Wiener Boden entkeimten und von denen das „Dichterloos“ in der Wiener Concordia zur Vorleſung kam.

Hochbedeutend haben die Koryphäen der öſterreichiſchen Literatur und in gewiſſem Sinne auch die Ehrengäſte der großdeutſchen ſich betheiligt. Zu den ausgezeichnetſten Gaben gehören die — des ſangesfriſchen Anaſtaſius Grün, Vaterlandsgedichte von jenem üppigreichen Kolorit der Beſchreibung und jener Treuherzigkeit der Geſinnung, wie ſie nur allein dem unübertrefflichen Sänger des letzten Ritters eigen iſt. Die erſte Abtheilung der „In Veldes“ überſchriebenen Gedichte iſt landſchaftlich deſcriptiv, die zweite; die Schilderung eines in der Landſchrift ſich ſpiegelnden Familienbildes, die dritte ſtreift in das Gebiet der Sage, die vierte erweitert ſich zu einem nationalen und politiſchen Horizont. Betty Paoli bringt Mannigfaches, ſie lieſt den Realiſten poetiſche Leviten im Dienſte der heiligen Kunſt: „Die Poeſie ſei — der Weg, das Licht, das Leben;“ nebenbei feiert ſie einen 60jährigen Dichtergeburtstag, wie es nicht anders erwartet werden kann, in ſinnigſter Weiſe — etwa den — Bauernfelds, Prechtlers? Schneidig leſen ſich Dr. Bergers gedankentiefe und ironievolle poetiſche Geburten, tüchtig ſind ſie in der Geſinnung, wie ſein politiſches Glaubensbekenntniß als Advokat und Miniſter; allenthalben iſt es Berger, der ſchlagfertige, ſarkaſtiſche, gedankenreife in großer wie in kleiner Umrahmung. Ein ſchönes Lied in den Sarg ſingt ihm ſein Sohn Adolf Berger. Mußte ein ſo reiches Leben ein ſo kurz dauerndes ſein! — W. Conſtant, der verdiente Literarhiſtoriker bezeugt ſich abermals diesmal als ein ſinniger Miniaturlyriker. Auguſt Silberſtein charakteriſirt uns Ludwig Uhland, Hieronymus Lorm, der Dichter aus tiefem Gemüthsborn, verſificirt Arthur Schoppenhauer, Hermann Rollet wählte einen großen Stoff für ſeinen Weihegeſang, „Alfadur“. Als gemütlicher Erzähler bewärte ſich diesmal Eduard Mautner, indem er uns eine anziehende Geſchichte aus dem deutſchfranzöſiſchen Kriege erzählt.

Ida Cülloz bringt ein ſchönes Gedicht vom Meere und Adolf Ritter von Tſchabuſchnig hiſtoriſche Sonette, uns mit einer modernen Pointe den Büßer von Canoſſa vorführend. Ludwig Adolf Staufe ſtimmt in ſeinem „Unmuth“ einen myſanthropiſch tönenden Klagelaut an, Adolf Wilbrandt, der beliebte, ſonſt ziemlich ſcharfbegrenzte Dramatiker, liebt es, ein poetiſch verſchwommenes „Mondnachtlichtdes Geigers“ vorzuführen, Frau Gräfin Almáſy Wickenburg hat ſich diesmal von ihren lyriſchen Herzenstönen entfernt, um ſich auch in dem Genre der poetiſchen Erzählung durch „die Statue des Lyſippos“ zu manifeſtiren, während ihr Gemal ſich im lyriſchen Fahrwaſſer eben ganz prächtig bewegt, und wahre Perlen gefördert. Wir wären ſehr erfreut, dieſen Dichter einmal koncentrirt in einer Sammlung zu finden.

Wenn wir noch Ferdinand von Paars gedenken, der in „Nacht und Tag“ Conterfei eines reizenden Vis-á-Vis plaſtiſch in Licht und Schatten uns ſchildert, Johannes Nordmanns, den, ſeit er ſich von der Politik mit Liebe ſeiner „Illuſtrirten“ zugewendet,

ein neuer poetiſcher Hauch durchweht von der alten Anakreontiſchen Leyer der Liebe und des Weines, dann H. Wilds „muſikaliſcher Bilder", die mit feintaſtendem Sinne muſikaliſche Motive eines Boildieu, Beethoven und Mozart verbildlichen, der Roſegger'ſchen „Dorflieder aus der Steiermark" mit ihren unmittelbaren volksthümlichen Naturlauten, der zwei Legenden Hans Grasbergers, durch deren frommnaiven Ton die realiſtiſche und derbvolksthümliche Natur dieſes originellen Schriftſtellers durchblickt, des Ghaſelendichters Franz von Hermannsthal, der diesmal ſeiner beliebten Ghaſelenform auch ein tiefergreifendes Strofengedicht „am Grabe des Vaters" vorangehen läßt, Franz Freiherrn v. Schlechtas, der ſich als Feſtſänger betätigt, dann der Joſefine Freiin von Knorr, welche in einem „Fragen" überſchriebene in Gedichte einen ſeltenen Gedanken zum Ausdruck bringt, des wackern Sängers Bowitſch, Fauſt Pachlers „Salomon de Caus," Carl Gründorfs origineller Reflexionspoeſien, ſchließlich des „geſelligen Thees" Ludwig Foglars mit ſeinem ganz prächtig ironiſchen Grundton, wie nicht minder der ſarkaſtiſchen Gedichte desſelben Poeten: Alltagsgeſchichte" und „Ichneumon", dann haben wir ſo ziemlich den Kreis der ſpecifiſch deutſchöſterreichiſchen Dichter umſchrieben und obendrein mit der Ueberzeugung, daß quantitativ der dritte Jahrgang der Dioskuren" als der hervorragendſte zu bezeichnen ſei.

Nebſtdem aber ſteuerten noch poetiſch Bodenſtedt, welcher diesmal zu ſeinen reichen Eigenſchaften noch eine neue — eine oratoriſche Ader im breitſpurigen Verſe in dem Gedichte: „Lebensregeln" zum Ausdrucke brachte. Dann ſchenkt uns Hamerling mit leichter Hand wie Döblerſträußchen „Lyriſche Obolen", die, ſo meiſterhaft ſie nach Inhalt und Form ſind, jener hyperſinnlichen Richtung angehören, die unſer große Poet im erotiſchen Genre ſo gerne anſchlägt. Die Gaben im Verſe, welche deutſche Originalien zum Inhalt haben, ſchließen ſich mit einem Chiffreautor M. E. (Marie Eſchenbach?) ab, hinter welcher Bezeichnung wir eine hochtalentierte Dame vermuten, die ihr Viſir auch offen zu tragen vermöchte.

An Ueberſetzungsliteratur iſt dieſer Jahrgang warhaft überreich. An der Spitze dieſer Nachbildungen ſtehen die trefflichen Arbeiten Cajetan Cerris, der uns den durchaus originellen Giovanni Prati auch in einer anziehend geſchriebenen biografiſch-literariſchen Skizze vorführt. Dieſem ſchließt ſich eine Collektion Ruſſiniſcher Volkslieder von C. E. Franzos an, ſowie Ludwig Döczys ältere Magyariſche Volksdichtungen, dann eine Ueberſetzung Robert Southeys: Der Waſſerfall von Lodore ſowie noch mehre Uebertragungen aus der ungariſchen Literatur.

Leider gebricht uns der Raum ſo eingehend wie über die poetiſchen auch über die proſaiſchen Beiträge zu referiren.

Nebſt novelliſtiſchen Beiträgen, wie: Rittland's „Still! Still!" (aus dem Künſtlerleben Iffflands), Vinconti's „Abu Rahuel, der Kreuzſchnitzer von Bethlehem," neben einer „Mährchen" genannten Erzählung „Teufelsträume" des begabten Dramatikers Anzengruber, und den mehr im konventionellen Style gehaltenen Novellen: der „Einzige Sohn" von Baronin von Prochaska, und „der Hofkanzler" von Hermine Proſchko, welche letztere eigentlich eine novelliſirte hiſtoriſche Anekdote genannt werden mag — hat das Buch noch reiche Beiträge auf dem Gebiete der Literarhiſtorie und der populariſirenden Wiſſenſchaft aufzuweiſen.

Literarhiſtoriſch vom hohen Werth iſt Cajetan Cerris Studie „Giovanni Prati." Es ſpricht ein von den Literaturen vieler Völker geſättigter Geiſt aus dieſer Skizze, aus welcher ſich die originelle Geſtalt Prati's wie eine ſcharfgeſchnittene Büſte von dem allgemeinen Bilde der italieniſchen Literatur jüngſter Epoche abhebt. Sie betätigt, den tiefen Kenner und den die Individualität erfaſſen den Eſſayiſten, deſſen Poeſie ſelbſt aus einer glücklichen Vermiſchung romaniſcher und germaniſcher Elemente hervorgeht. Kundig ſchätzt Dr. Blumenſtock in ſeinem Aufſatz: „Ein Wort über Julius Slowacki" die Licht- und Schattenſeiten dieſes polniſchen Byron und Shakesſpeare-Epigonen, der aber in ſeiner Unausgegohrenheit weitmehr dem deutſchen Grabbe als dem engliſchen Dramatiker-Heros aſſimilirt werden könnte. Aus dem Magyariſchen ſtammen von Ludw. Doczy: Uebertragungen älterer Volksdichtungen, Moritz Kolbenheyers. „König Mathias in Gömör", Adolf Dux Silhouetten: der Thereſe Ferenczy und

der Julie Szendrey, endlich ein Fragment aus dem Tagebuche Coloman Toth: „Die dreizehnte Wunde" — ein ergreifendes Nachtbild aus der ungarischen Revolutionsperiode. Das Russinische ist durch Uebertragungen von Volksliedern durch Franzos, das Persische durch Uebersetzung des Gedichtes „die Schönheit" durch Barb vertreten. Noch kann ich einige scientifische Beiträge nicht unerwähnt lassen von mannigfaltigster Stofflichkeit: Emil Kuhs Essay: „David Strauß" — welcher mittlerweile zu einem Nekrolog wurde, ein posthumer Brief Lenau's, uns durch Schaffer mitgetheilt, eine aus den Poesien selbst kombinirte Charakteristik Ludwig Uhlands durch Silberstein, Pechhöfers „Politik des Spinoza" u. s. f. Friedrich Aschers nicht genug zu beherzigende Schrift: „Ueber die Frauenemancipation in ihren Schranken" und ein mit tiefer Einsicht und unverkennbarer Beherrschung des Stoffes geschriebenes Diplomatenbrevier" von r. Die geistvolle Feder dieses Stylisten gehört wohl einem Diplomaten an, und es ist schon ein gutes Zeichen für die freundlichere Lichtbrechung in diplomatischen Kreisen, daß so rückhaltslose Bekenntnisse über Wesen und Form dieser als Geheimkunst früher behandelten Thätigkeit in die Publicistik zu bringen vermögen. Auch die Volksgeschichte findet sich durch Adolf Foglars „Gang nach dem Eisenhammer" und die Reiseliteratur nebst der früher genannten Schiffbruchsscene in Robert Byrs: „Die Scheeren" repräsentirt.

Schon dieser Ueberblick in gedrängter Kürze weist nach, wie berechtigt dieser Jahrgang seine beiden Vorgänger überragt, und daß hier für heimische, sowie für nachbarliche literarische Produkte ein wahres Emporium geschaffen wurde, dem wir einen Lesekreis weitester Ausdehnung und eine Kritik gründlichster Würdigung wünschen. K. V. v. H.

Pädagogik.

Rößler K. Populäre Himmelskunde. Für Lehrer, Studierende und Freunde der Natur. Wien, 1873. Sallmayer und Co.

Im Lehrplan der österreichischen Lehrerbildungsanstalten hat die Astronomie bis jetzt keine Stelle gefunden. Was der Lehrer der Geographie oder der Lehrer der Physik etwa gelegentlich daraus erwähnen kann, ist alles, was unsern zukünftigen Lehrern geboten wird. Und doch ist gerade die Kenntniß des Sternenhimmels so sehr geeignet, eine wesentliche Erweiterung des Wissens, eine höhere Weltanschauung zu vermitteln! Auch hat man das Lehrmittel, die Sterne selbst, beinahe stets zur Verfügung, während andere Lehrmittel für Schulen oft so schwer beizuschaffen sind. Selbst vom praktischen Standpunkt kann man verlangen, daß der Lehrer wenigstens den Kalender erklären könne. Es ist also die Vernachlässigung der Astronomie an unsern Lehrerbildungsanstalten geradezu ein Mangel. Diesem Mangel einigermaßen abzuhelfen, ist das vorliegende W rkchen recht geeignet.

Es enthält auf 160 Seiten eine gedrängte Uebersicht des Wissenswertesten aus dem Gebiete der Astronomie. Die Auswal und Anordnung des Stoffes sind im Ganzen genommen zu loben. Einige Kenntnisse aus der Geometrie genügen zum Verständniß des Gebotenen. Die beigegebenen Tafeln enthalten deutliche und zweckmäßige Figuren. Jeder Lehrer kann sich daher das Buch anschaffen, ohne fürchten zu müssen, es werde ihm unverständlich sein. Besonders zu loben ist, daß der Verfasser den Sternenhimmel selbst zum Ausgangspunkt nimmt, beim Studium des Werkchens wird man daher von selbst zur fortgesetzten fleißigen Betrachtung des Himmels gedrängt werden.

Warum Manches weggeblieben (so z. B. kommt das Wort Azimuth (!) gar nicht vor); warum ferner manche Erscheinung, obwohl erwähnt (z. B. Aberration), nicht erklärt ist, darüber ließe sich rechten; der geringe Umfang des Buches muß derlei entschuldigen. Eine fehlerhafte Proportion Seite 90 ist augenscheinlich nur ein Druckfehler. Mit etwas mehr Recht ließe sich tadeln, daß die so wichtige Spektralanalyse etwas dürftig behandelt wurde.

Dagegen wirkt der Verfasser durch seine Noten unter dem Strich oft geradezu erheiternd. Um nur Einiges zu erwähnen, erzählt er z. B. S. 24, es sei gegen die Lehre des Copernikus ein kirchlicher Widerspruch nicht laut geworden, S. 118 dagegen muß er, wenn auch mit schwerem Herzen, zugeben, Galilei sei dieser Lehre wegen in Haft gewesen. (Er erleichtert ihm jedoch nachträglich diese Haft auf das möglichste.) — S. 119 behauptet er, Kepler habe von den protestantischen Theologen in Tübin-

gen mehr zu leiden gehabt als Galilei in Rom!! — An einer andern Stelle erzählt er mit Vorliebe, daß die Mutter Kepler's von Protestanten der Zauberei beschuldigt wurde. Dagegen ist er sichtlich bemüht, die Verdienste der Jesuiten um die Astronomie besonders hervorzuheben.

Die Kleinlichkeit des Ideenganges, die man sich in andern Werken gefallen lassen mag, tritt gerade in einem astronomischen recht fühlbar u. unangenehm an den Leser heran. Bei einem naturwissenschaftlichen Schriftsteller setzt man heutzutage denn doch einen höheren Standpunkt voraus, erhaben über kleinliches konfessionelles Gezänke.

Mit besonderer Vorliebe citirt der Verfasser Stellen aus Littrow's herrlichem Werke: „Die Wunder des Himmels." Diese angenehme Beigabe verliert etwas dadurch, daß er manchmal versucht, diesen wahrhaft klassischen Citaten eigene Bemerkungen beizufügen.

Salzburg. Sr.

Nachlese.

Die historische Commission in München, der die deutsche Geschichte zu großem Danke verpflichtet ist, schreitet in der Veröffentlichung ihrer zahlreichen in Angriff genommenen Arbeiten rüstig fort. Während im Vorjahre die von Prof. Ritter bearbeiteten Briefe und Akten zur Geschichte des 30jähr. Krieges herausgegeben wurden, erschien im heurigen Jahre der I. Band der „Briefe und Akten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts" mit besonderer Rücksicht auf Baierns Fürstenhaus. Beiträge zur Reichsgeschichte 1545—51. Bearbeitet von August von Druffel. Da dieselben auch für die Geschichte Oesterreichs und seines Herrscherhauses ein schätzenswerthes Materiale enthalten, so werden wir s. Z. eine eingehende Besprechung bringen. Von den Jahrbüchern der deutschen Geschichte, welche dieselbe Commission auf Veranlassung und mit Unterstützung Königs Max II. herausgibt, erschienen gerade jetzt: „Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen von Bernh. Simmson, I. Band (814–830) (Leipzig, Duncker und Humblot 1874), welchen in der ganzen Sammlung der Platz zwischen Sigurd Abel's leider unvollendeten Jahrbüchern Karl des Großen und Dümmler's trefflicher Geschichte des Ostfränkischen Reiches zufällt. Wir wollen hier auch darauf aufmerksam machen, daß sich die Verlagsbuchhandlung entschlossen hat, die früheren Bände der „Jahrbücher" zu bedeutend herabgesetzten Preisen abzugeben. Der größten Beachtung werth ist Quitzmann's auch für die böhmische Geschichte belangreiches Buch: die älteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 911; — ferner die jüngst erschienene Studien unseres vortrefflichen heimischen Forschers, Professors Ottok. Lorenz in Wien: „Papstwahl und Kaiserthum." Eine historische Studie aus dem Staats- und Kirchenrecht. Berlin, Druck und Verlag von G. Reimer 1874. S. (XVI—253.) Da uns bereits Besprechungen der letzten beiden Werke von sehr geschätzter Seite zugesagt sind, so entheben wir uns jeder weiteren Besprechung und beschränken uns auf diese vorläufige empfehlende Anzeige. Aus dem Gebiete der Archäologie ist ganz besonders zu nennen: Lubbock John, die vorgeschichtliche Zeit erläutert durch Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Der autorisirten Ausgabe für Deutschland, — das Buch hat im Englischen schon die dritte Auflage erlebt — hat Rudolf Virchow ein einleitendes Vorwort vorangestellt. Zahlreiche Illustrationen in Holzschnitt und Lithographie erhöhen in ausnehmendem Grade die Brauchbarkeit und den Wertes des Werks. Dasselbe ist in 2 starken Bänden bei H. Costenoble in Jena erschienen. (1874) Wir hoffen, eine eingehende Besprechung später bringen zu können. Alpenfreunden, sowie Geographen empfehlen wir die an Beiträgen zur Kenntniß des mächtigen Hochgebirges ungemein reichhaltige Zeitschrift des Deutschen Alpenvereines." Redig. von Professor Dr. K. Haushofer in München. Soeben wurde das 2. Heft des 4. Bandes, das den vorausgegangenen würdig zur Seite steht, ausgegeben. Dasselbe enthält u. A. eine sehr schöne Farbenlithographie, die Gletscher des Zemmgrundes vom See am Rothen Kopf aus. Nach der Natur gezeichnet von unserem Landsmanne Stüdl. Die Vereinigung des österr. und deutschen Alpenvereines läßt noch eine qualitative und quantitative Verbesserung der ohnehin trefflichen Zeitschrift erwarten. L. r.

Hiſtoriſche Zeitſchrift von H. von Sybel. 1874. 16. Jahrgang 2. Heft. München 1874. Inhalt: Zur deutſchen wiſſenſchaftlichen Literatur über die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Friedrich Kapp. — Das eheliche Güterrecht und die Wanderungen der deutſchen Stämme im Mittelalter. Von R. Schröder. — Die bei der weſtpreußiſchen Säcularfeier erſchienene hiſtoriſche Literatur. Von K. Lohmeyer. — Die Jeſuiten in Bayern mit beſonderer Rückſicht auf ihre Lehrthätigkeit. Von A. Kluckhohn (Siehe oben „Culturgeſch."). — Der Prozeß Bazaine. Von F. v. Meeshеimb. — Literaturbericht. — Miscellen zur Geſchichte Friedrichs des Großen v. A. Schäfer.

Anzeigen.

Die III. Section hat den dringenden Wunſch ausgeſprochen daß durch Herausgabe von entſprechenden Monographien einem deutſchböhmiſchen Gelehrtenlexikon vorgearbeitet werden ſolle. (Siehe „Geſchäftliche Mittheilungen des Hauptblattes".) Dank der Opferwilligkeit des Ausſchuſſes konnte ſchon jetzt das ausgezeichnete und gründliche Werk des Profeſſors A. Horawitz in Wien über **„Kaſpar Bruſch,"** den Schlaggenwalder Humaniſten, welchen zuerſt unſer Redakteur und Geſchichtsforſcher Dr. L. Schleſinger durch ſeinen Aufſatz im Programme der Prager deutſchen Oberrealſchule vom Jahre 1867 in einer kurzen Biographie würdigte und ſo der Vergeſſenheit entriß, auf Koſten unſeres Vereines herausgegeben werden. Dasſelbe wird in unſerem Verlage (Prag 188 — I), ſowie bei der Firma Brockhaus in Leipzig und Wien in den nächſten Tagen erſcheinen. Wir halten es für unſere Pflicht, alle Freunde vaterländiſcher Forſchung auf dieſe neueſte ſelbſtſtändige Publikation unſeres Vereines ſchon jetzt aufmerkſam zu machen, die, wir ſind deß überzeugt, ſich würdig allen früheren Veröffentlichungen anreiht.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend, hat auch der Ausſchuß beſchloſſen, die von der Kritik mit lebhaftem Beifalle begrüßte Selbſtbiographie des Maſersdorfer Müllers Anton Jäger in einer eigenen Separatausgabe erſcheinen zu laſſen. Dieſelbe wird ſchon in den nächſten Tagen in eleganter Ausſtattung die Preſſe verlaſſen: Dr. L. Schleſinger hat derſelben eine Vorrede beigegeben. Um dieſem trefflichen Lebensbilde des durch Selbſtkraft faſt zur vollen Höhe geiſtiger Vollendung emporgeſtiegenen Sohnes unſeres deutſchböhmiſchen Volkes den weiteſten Eingang in alle Schichten zu ſichern, wurde der Preis der Schrift auf nur **50** kr. feſtgeſetzt. Bereits iſt ein großer Theil der Auflage durch Subſkriptionen der Bildungs- und Arbeitervereine vergriffen: weitere Beſtellungen erbittet ſich die Geſchäftsleitung (Prag 188—1) ſobald als möglich.

Im Auftrage des Ausſchuſſes redigirt von Karl Renner.

Druck der Bohemia, Actien-Geſellſchaft für Papier- und Druck-Induſtrie in Prag. Selbſtverlag.

Literariſche Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geſchichte der Deutſchen in Böhmen.

VI.

I.

Böhmiſche Geſchichte.

Archiv český čili staré písemné památky České a Moravské. (Böhm. Archiv oder alte ſchriftliche Denkmäler in Böhmen und Mähren.) Z archivůw domacích i cizích vydal František Palacký. Díl šestý. (VI.) W Praze 1872. W komisi kněhkupce Fridricha Tempského. 1872. 4°.

III.

Auf die verſchiedenen Klagen und Widerklagen der Herren und des Ritterſtandes einerſeits und den Städten des Königreichs Böhmen anderſeits erfolgt endlich unter dem 22. März 1502 (nicht 1052 ſelbſtverſtändlich, wie der Druckfehler auf S. 249 will) eine umfangreiche Antwort, die den Forderungen der erſteren ganz, denen der letzteren gar nicht entſprach. Sie verloren alle Gerichtsbarkeit über den Adel u. ſ. f.; daher nahmen ſie ihre Privilegien und Leitmeritzer, Brüxer, Launer, Kuttenberger zogen entrüſtet nach Hauſe. (Cfr. Pal. V. 2. S. 49.) Grade gegen die letztern beſchwerte ſich der König in einem eigenen Schreiben (Nr. 21). Unter demſelben Tage erſcheinen einige Patente, ſo das der Stände wegen der Türkenſteuer (N. 19), das des Königs an die Stände des Bechiner Kreiſes wegen der Bier- und Zinsſteuer (N. 20). Am 2. Mai ſchon ſchloßen die entrüſteten Städte den bekannten Bund (Nr. 22), während die Adeligen unter ſich ſelbſt über ihre Rechte und Freiheiten uneins waren (Briefe zw. Zdeněk von Poſtupic und dem Kanzler Johann von Schellenberg Nr. 23, 24, 25, Pal. l. c. S. 55.) Von dem verunglückten Verſöhnungslandtage vom 14. und 15. November geben nur zwei Schriftſtücke der Herren an die Städte und die Prager Kunde. (Nr. 28. a. b. M. S. Vienn.) In das Jahr 1503 fällt der Beginn der Verfolgung der Pikharden, welche direkt von König Wladislaw und ſeinem Kanzler Kolowrat inaugurirt wurde und an den übrigen Hofſtellen getreue Ausführung fand. Es ſind jedoch über dieſe Perſekution nur ſehr wenig Aktenſtücke in den H. 28 und 29 zur Veröffentlichung gelangt. So Nr. 38, dann Nr. 75, d. i. der Fürbittbrief der Martha von Boskowic an den König um Schonung der Pikharden, der ſo freundlich aufgenommen wurde, daß die Antwort Wladislaw's (Nr. 76) mit den verſtändlichen Worten beginnt: „Du ſchreibſt uns von der Pikharder Lottergezüchte . . . .“ und endlich Nr. 94: Das Mandat des Königs gegen die Sektirer und Ketzer vom 10. Auguſt 1508. Alle genannten Aktenſtücke ſind ſowohl von Palacky, noch mehr von Gindely benutzt, und die letzten drei im I. Bande ſeiner Geſchichte der böhm. Brüder faſt wörtlich wiedergegeben. (Cfr. Pal. V. 2., Gindely l. c. S. 127, 132 ff.) — Die Verfolgung gab Gelegenheit zu dem übelberäumundeten St. Hyeronimuslandtage vom 30. Sept. 1503, auf welchem der Fanatismus die totale Trennung zwiſchen Katholiken und Utraquiſten, die nun nicht einmal mehr mit einander tagen wollten, herbeiführte. Nur in der Verfolgung der Brüder waren beide Parteien einig. (Nr. 33.) Eine für die Geſchichte der Deutſchböhmen höchſt wichtige Epiſode bildet der ſogenannte Krieg Elbogen's und Karlsbad's mit den Schlicken. Die Darſtellung des Ganzen, wie ſie Palacky gibt, genügt nach keiner Seite; er ſchrieb einfach aus einer Elbogner Chronik, deren

einzige nähere Bezeichnung darin beſteht, daß er angibt, er habe ſie durch den Eifer eines Hrn. P. Schmitt in die Hände bekommen, die Geſchehniſſe ab von 1471—1504. Wir wollen Fragen: „Woher ſtammt die Chronik, wo iſt ſie jetzt?" die wohl für den ernſteren Forſcher dieſer Zeiten auch nicht ohne Werth ſind, ganz bei Seite laſſen, wir fragen einfach, genügt es der hiſtoriſchen Objectivität, wenn man in einem derart lange dauernden Streit einfach den entſtellten und offenbar ſubjectiven Darſtellungen eines dem Widerpart angehörigen Chroniſten folgt? Unſeres Wiſſens ſind in Elbogen noch ganz anſehnliche Chroniken, ſowol in Privat-, als im Stadtbeſitz; leider aber das ungemein reichhaltige Archiv noch ungeordnet, eigentlich von einer ganz unberufenen Hand zerordnet Die Aufgabe, dieſes ſo wichtige Archiv zu ordnen, hat ſich unſer Verein ſchon lange geſtellt.

Seiner Chronik gemäß muß Sebaſtian Sch., Herr auf Elbogen, der übrigens von ſeinem Vater Matthäus bereits den Streit mit Pfandſtädten übernommen hatte, ein Wütherich, ein Tyrann geweſen ſein. Und doch wiſſen wir, daß er von Luther hochgeehrt war, der ihm ſelbſt ſeine Schrift gegen Heinrich VIII. von England widmete und dieſe Dedication mit einem ungemein ſchmeichelhaften Schreiben verſah. (Cfr. Caſp. Bruſch. Beſchreibung des Fichtelberges p. 27 ff. Tom. II. Witt. Cat. f. 332). Ob nicht hier eine große Antipathie gegen den deutſchen und evangeliſchen Schlick (christianissimum laicum, nennt ihn Luther), deſſen Geſchlecht innerhalb nicht eines Jahrhundertes alle Macht der „einheimiſchen" Herren überragte, bei Führung des Prozeſſes unterlaufen iſt, die noch lange unaufgeklärten Verhältniſſe der verpfändeten böhm. k. Städte zu ihren Pfandherren, die Jurisdiction der böhm. Lehensgerichte in Prag über deutſche Lehen, das und Anderes ſind Fragen, die ſich nicht aus einer Chronik heraus beantworten laſſen. Jedenfalls wird das Elbogner und Dresdner Staatsarchiv noch viel Material zur Erhellung dieſer dunklen Stelle bieten. Es fehlt uns hier der Raum, dieſe Andeutungen des Weiteren auszuführen; wir glauben aber, daß gerade dieſe Sache werth iſt, des Näheren in's Auge gefaßt zu werden, da ſie ſicherlich nicht nur für die Geſchichte der Stadt Elbogen und Karlsbad von Werth iſt, ſondern auch für die Geſammtgeſchichte unſeres Heimatslandes und beſonders die Rechtsgeſchichte beachtenswerthe Momente bietet. Zu Danke ſind wir Palacky für die Veröffentlichung jener Urkunden, die den Gang des Prozeſſes bis zur faktiſchen Eröffnung des fruchtloſen Krieges gegen Schlick, den man als Rebellen gegen Landrecht und König anſah, beleuchten. Wir laſſen ſie in Regeſtenform und in chronologiſcher Ordnung folgen:

1504. 4. Juni. Sebaſtian Schlick ſtellt ſich zu dem vom Landrecht angeſetzten Tage vom 4. J. theils wegen Krankheit, theils weil er einige Richter als unebenbürtig anſah, nicht. Er wird in contumaciam verurtheilt, den Elbognern und Karlsbadern alles zurückzuerſtatten. Sein Bruder Albrecht wird freigeſprochen.

1504. 20. Juni. Wladislaw befiehlt dem Kanzler Albrecht von Kolowrat die Schlicke unter die Landesordnung zu beugen. (Nr. 39.)

1504. 21. Juni. W. ſendet den Budweiſern ſein Mandat gegen die Schlicke und fordert ſie auf, den Unterkämmerer Albrecht v. Leskowic in ſeinem Feldzuge gegen ihre Schlöſſer zu unterſtützen. Am Peter- und Paullandtag vom J. 1504 werden die Stände zur Kriegsbereitſchaft aufgefordert (Nr. 43) und am 15. Sept. 1504 erſcheint ein kgl. Patent mit der Aufforderung hiezu. (Nr. 45.)

1504. 19. Sept. befiehlt der König dem Zdenko Löw von Rozmital, mit den Ständen wegen der Kriegsbereitſchaft gegen die Sch. zu unterhandeln.

1504. 26. Sept. Nikolaus Sch. beweiſt ſeine Unſchuld im Streite mit Mathes Hieſerle und Philipp Schertinger. Er ſagt in einem Schreiben an den Hyeronimuslandtag, daß er ſich zum Vergleiche am beſtimmten Tage geſtellt habe und nun folgt die intereſſante Stelle: „Aber die Gegenpartei wollte, durch den Kamaiker, daß ich tſchechiſch rede; da mir das unmöglich und, obwohl meines Wiſſens auch der Gegenpart deutſch, verlangte ich Dollmetſcher," die Gegenpartei aber entfernte ſich. (Nr. 49.) (Vgl. hiezu Schleſinger Nr. 431)

1505. Verzeichniß aller Gewappneten und Streitwägen im Kriegszuge gegen Schlick. (Nr. 53 Witting. Arch.)

1505. 4. Oct. Bedingungen der Stände für eine friedl. Ausgleichung an die Sch. Die Haupt-

forderung war, daß Sebaſtian ſeinen Brüdern Elbogen abtrete und der ganze Schlickenſtamm vor dem Landtage erſcheine.

1505. 15. Oct. Die Prager unterrichten Albrecht von Kolowrat von ihren in Saaz gepflogenen Verhandlungen mit den Schlicken. Quirin, welcher mehrere 100 Meilen außer Land ſei, könne nicht kommen, ebenſo eine Schweſter, die in Frankreich ſich befinde, Sebaſtian habe Elbogen abgetreten u. ſ. f.

1506. Erſt am Faſtenlandtage (21. März) kam der Ausgleich zwiſchen Schlick und dem Elbogner Kreiſe zu Stande. (Einen Auszug ſiehe bei Pal. V. 2 S. 107.)

Einige intereſſante Aktenſtücke bringt das beſprochene Heft aus dem Budweiſer Archiv (Nr. 31, 42, 62, BC. 66, 73), womit freilich die Reichhaltigkeit desſelben nicht erſchöpft iſt. Unſer Vereinsarchiv allein bewahrt 17 unedirte Originalſchreiben des Königs an die Stadt aus dieſen Jahren. Hievon wollen wir nur der zwei Judenedikte vom J. 1492 und 1501* Erwähnung thun. Auch zahlreiche Schreiben von Johann von Janowič, Albrecht v. Leskowic u. ſ. f. werden aufbewahrt. Von weiterem Intereſſe ſind die Rundſchreiben des Königs an die Kreiſe und die königlichen Städte vom 8. Mai 1506 (Nr. 62); er theilt ihnen mit, daß Kaiſer Maximilian in Ungarn mit bewaffneter Macht eingerückt ſei und fordert Hilfe. (Cfr. Pal. S. 121.) Kulturgeſchichtlich wichtig iſt das Mandat Wladislaws vom 1. Aug. 1507 (Nr. 70), betreffend die berittenen Reiterhaufen, denen Palacky, weil ſie rajtarstwa genannt werden, ſelbſtverſtändlich deutſchen Urſprung aufdichtet, Diebs- und Räuberbanden u. ſ. f. Im J. 1508 loderte der alte Streit zwiſchen Städten und Ständen von Neuem empor. Die Stände erließen ein geharniſchtes Manifeſt, welches Rendl zum Verfaſſer hatte 1508, dem die Prager ſogleich am 7. Februar d. J. eine ebenſo ſchneidige Antwort ertheilten, welches ſie im ganzen Lande verſchickten. (Nr. 78, 77 Cfr. P. V. 12. Buch S. 146.) Größern Städten wurde es noch ganz beſonders mitgetheilt, z. B. Budweis (N. 79). — Am 6. Oct. 1507 ertheilte Wladislaw dem mächtigen Herrn Chriſtoph von Guttenſtein auf Rabſtein die Erlaubniß, Schloß und Stadt Heidesfeld dem Biſchof Lorenz von Würzburg um 19.000 fl. rh. zu verpfänden, jedoch mit der Verpflichtung, daß er nach des Biſchofs Tode die Stadt wieder einlöſe und in's alte Lehensverhältniß zur Krone Böhmen ſetze. (Nr. 72 A) Hiezu verpflichtete ſich auch Chriſtoph durch einen eigenen Brief (Nr. 72 B.), der im k. k. geh. Hof- und Staatsarchiv in Wien ſich vorfindet. Erwähnen wir noch einiger Donationen und Begnadungen, ſo iſt der Inhalt des 28. Heftes erſchöpft; ſo für Löw Rozmital als Burggrav von Karlſtein (Nr. 26, 27). Am 7. Juni 1504 leiht König W. dem oberſten Kanzler Albrecht Liebſteinsky von Kolowrat die Burg Kamek ſammt aller Zubehör zu Lehen. (Nr. 37.) — Wieder ſollte der fortdauernde Streit zwiſchen Bürgern und Herren durch einen in die Landtafel eingelegten Vertrag gelöſt werden und, wie vorauszuſehen, wieder vergeblich. (Do dato. 22. März 1508, Nr. 81. Im Auszuge bei Pal. SS. 147.) Die Urkunde war wohl geſchrieben, aber die

---

*) Schon im J. 1492 befahl der König den Budweiſern, ſich gegen die Juden keinerlei Gewalt zu erlauben, ſondern ihnen wie früher die Wohnung zu gönnen, und ſei es, daß Jemand ſie beſchuldige, dann möge er die Klage vor der k. Kammer anbringen. (...poruczime y spilnosti przikazugem, abyste natéž zidý zadnu mozcy nesahali, ani sahati dopusstieli, ale gim tu tez gako y prwe bytu przali, a gestli zebý kto winiti chtiol, att ge wini przed komorziem kralowstwie Czeskeho. Dan „na Budiuč, w patek po swáte prysstie“ (pana adv. Dom. 7. Dez) Und im J. 1501 befiehlt König Wladislaw (feria VI. post s. Vit.) den Budweiſern geradezu, die Juden bei ihren alten Rechten und Freiheiten, welche ſie früher genoſſen zu halten und zu bewahren und ihnen dagegen keinerlei Beſchwer zu thun („poruczimo wam, abyssto ge przi gegich starodawnich prawech a swobodach, kterychz gsu prwe w uziwani byli, gmieli, drzeli a zachowali a zadnych gim przekasek ani obtieznosti proti tiem gegich swobodam neczinili.“ Datum Bude ut supra). Und derſelbe König konnte im J. 1507 den Ständen die Erlaubniß ertheilen, daß die Juden weder in Böhmen noch Mähren und Schleſien geduldet werden. Förmlich kam das Edikt nie zur Ausführung. Die beiden Originalpatente für Budweis ſind in dem Archive unſeres Vereines.

Unzufriedenheit dauerte fort. Um das Maß der Zwietracht voll zu machen, brach nun auch zwiſchen den höchſten Regierungsbeamten ein unheilvoller Riß aus. Schon lange gährte es im Adel gegen Kolowrat wegen ſeines unerträglichen Uebermuthes; infolge eines ganz geringfügigen Umſtandes geriethen nun am 25. März derſelbe und der Oberſtlandkämmerer Ladislaw von Sternberg ſo hart aneinander, daß ſie gewaltſam getrennt werden mußten, um Blutvergießen zu verhüten. Mit wahrhaft dramatiſcher Anſchaulichkeit ſchildert ein Brief Sternbergs an Wilhelm von Pernſtein, der ſchon früher abgereiſt war, dieſe Scene am 5. März 1508 (Nr. 82). Pernſtein bietet ihm für alle Fälle ſchon am 30. März ſeine Dienſte an: „Alles, lieber Herr Bruder, was ein Freund dem Freunde thun kann, thue ich gerne Euch, wenn Ihr mich irgendwie brauchen werdet.“ (Nr. 84.) Aber noch ein andrer Unzufriedener warf einen mächtigen Brand in die Lohen der Verneinigung: Chriſtoph von Guttenſtein. Am 30. Apr. 1508 ſchreibt er den Herren von Kaurzim, daß er wegen des ſchweren Unrechtes, das ihm von einigen Richtern des Landrechts geſchehen, des Königs und Landes entſagt habe. Er, der ſich weder gen König, noch gegen das Recht, noch gegen das Land vergangen habe, ſei vom Burggrafen des Prager Schloſſes, Tunkl im eigenen Hauſe überfallen worden. Darum habe er auch all ſein Hab und Gut ſeinem Sohne Albrecht übertragen. (Nr. 86.) Auf St. Jakob (25. Juli) wurde wieder ein großer Landtag zur Beſeitigung der Wirren einberufen, und ſchon am 29. Juni luden die Prager die Städte zuſammen, um zu berathen, wie man den Herren und Rittern entgegnen ſollten. (Nr. 89 Schreiben der Prager an Kaurim.) Am 10. Aug. 1508 beſtätigte Mathias in Ofen die Beſchlüſſe dieſes Landtages (N. 93), welche P. den St. Jakobsvertrag nennt, durch den die Befugniſſe des Kanzlers geſchmälert, die Stellung des Oberſtburggrafen bedeutend erhöht wurde. Seit jener Zeit hießen die Beiſitzer des Landrechtes Landesverweſer des K. Böhmen. (Cfr. Palacky S. 156.) In demſelben Jahre hatte der König Peter von Roſenberg und Zdenko von Malowec zu Hauptleuten des Prachiner, Ladislaus von Sternberg und Ulrich von Chynau zu Hauptleuten des Bechiner Kreiſes ernannt. (Nr. 88, 91.) Die „Staatsakten“, die Palacky, 95 an der Zahl, in dieſem VI. Bande veröffentlichte, gewähren einen vollkommenen Einblick in den Hexenkeſſel, der in Böhmen unter Wladislaw, des „Schongutkönigs“, unausgeſetzt brodelte, und ſind ein monumentaler Beweis, wohin es Königsſchwäche und feudaler Uebermuth bringen können. Seit dem Privilegium adeliger Alleinherrſchaft, ſeit dem Erſcheinen der Wladiſlaw'ſchen Landesordnung mied Ruhe und Frieden das arme Böhmen. — Unter der Sign. E. VII. reihen ſich hieran wieder eine „Nachleſe verſchiedener Schriftſtücke“, deren Charakter durch die Zeit, der ſie angehören, 1421—38, genügend gekennzeichnet iſt. Sie bilden die Fortſetzung zu den bereits in den Literariſchen Beilagen Nr. 3 und 4 beſprochenen Aktenſtücken des Heftes Nr. 26 (SS. 18 ff.) Sehr erleichtert hat uns Hr. Palacky unſer Referat in Betreff dieſer Abtheilung, indem er die wichtigſten Urkunden in Regeſtenform den Urkundlichen Beiträgen zur Geſchichte des Huſſitenkrieges einfügte. Merkwürdiger Weiſe finden ſich die Urkunden Nr. 1—6 noch in der chronologiſchen Reihe, die andern aber mußten alle, trotzdem dieſer Archivsband ſchon erſchienen war, erſt in einem Nachtrage gegeben werden. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, plötzlich wie mit einem Rucke die Regeſten des VI. Bandes des Archivs verſchwinden, um ſie am Ende des 2. Bandes der „Beiträge“, der noch mit einigen Nachträgen abſchließt, wieder auftauchen zu ſehen. In dieſer Form ſind aus dem „Archive“ gegeben: Nr. 8, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 21, 23, 24, 25, 28, 29, 32, 33, 38, 39, 40, 41, 42; im Ganzen 27von 48 publizirten Urkunden.

Die übrigen ſind zum größten Theile nebenſächlichen Inhaltes; zu erwähnen iſt Nr. 35. Puta v. Častalowic erhielt von Kaiſer Sigismund das Fürſtentum Münſterberg, verſpricht ihm treue Dienſte und Rückgabe des Landes gegen Ausbezahlung von 6000 Schock böhm. Groſchen. (Aus dem Staatsarch. Wien) Am 6. Nov. 1437 verpfändet Kaiſer Sigism und dem Jiřik von Podiebrad und Kunſtat die Dörfer Libic, Oſek, Großkanin, Opolely, Podmokl, Patek und Welenice den Jungfrauen von St. Georg auf dem Prager Schloß gehörig, Hořany der Probſtei St. Apollinar, Chotaun des Bisthums Mähren, Pečky des Nürnberger Canonicats, Teynec, Neudorf und Welenka der Kreuzherren von der Kleinſeite um 1000 Schock b. Gr. (Nr. 45.) Die drei letzten Aktenſtücke beziehen ſich auf die Wal K. Albrechts. Nach dem böhm. Manuſkript im Muſ.

werden die Reden des Kanzlers Grafen Kasp. Schlick u. der Gesandten Albrechts am Wallandtage zu Prag 26. Dez. 1437 veröffentlicht und ihnen die Schrift beigefügt, in welcher K. Albrecht den Ständen des Königreichs Böhmen verspricht, alle jene Stücke zu halten, betreffs deren mit ihnen ein Abkommen getroffen wurde (8. Juni 1438 Nr. 47, 1, 2, Nr. 48. Cfr. Palacky III. 3. S. 297). Hieran schließen sich unter der Sign. C. XV. verschiedene Schriftstücke über besondere Sachen (Privatsachen), welche im Hefte 30, das den ganzen Band beendigt, ihre Fortsetzung finden. Die Heraushebung der wichtigern sei der nächsten Besprechung vorbehalten.

R.

II.

Deutsche Geschichte.

Dr. E. A. Quitzmann: Die älteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 911. Mit einer Geschichtskarte und einer Stammtafel der Agilulfinger. Braunschweig, 1873.

Vorab wird die Leser interessiren, wenn sie erfahren, daß der Verfaßer des gerade 400 Seiten zählenden Buches seines Zeichens k. bair. Oberstabs-Arzt ist und zu den fleißigsten Geschichtsforschern Baierns zählt. Sein Buch zerfällt in drei Abtheilungen: 1. Geschichte der beiden Gefolgschaften der Markomannenfürsten Marbod und Katwalda und ihr Zusammenhang mit den Baiern. 2. Baiern unter den Agilulfingen. 3. Baiern unter den Karolingen. Weil nun die Deutschen im südl. Böhmen dem bairischen Volksstamme angehören, in der ersten Abtheilung aber der Beweis für die eigentliche Abstammung der Baiern erbracht wird, welcher für sich den Charakter „höchster Wahrscheinlichkeit" beansprucht, so werden wir schon in unserem Referate dieser Abtheilung, welche uns zu sicheren Ahnen verhelfen will, die meiste Aufmerksamkeit schenken müßen.

Die Ansicht, daß die Baiern von den Bojern abstammen, tauchte schon vor mehr als 400 Jahren auf. Und der, welcher zuerst diese kühne Behauptung wagte, war niemand geringerer als der berühmte Aeneas Sylvius, welcher als Papst Pius II. im J. 1464 verstorben ist. Die gerade nicht mit unfehlbarem Charakter ausgestattete Anschauung fand zunächst in Veit Arnpekh und Aventin eifrige Gläubige und Verfechter „und so oktroirte uns ausländische Aftergelahrtheit den Namen eines fremden, untergegangenen Volkes mit dem belobten Bojoaria (anstatt Bavaria) und vindicirt gleichsam diesen Pseudovätern in unseren monumentis boicis die Früchte unseres wißenschaftlichen Fleißes." Denn die Bojer haben mit den heutigen Baiern durchaus nichts zu schaffen. Vindelikien, das Land zwischen Donau und Alpen, Lech und Inn, von den Römern das zweite Rhätien genannt und von ihnen im J. 15 v. Ch. unterjocht, war allerdings von Kelten bewohnt, aber diese von den Römern latinisirten Kelten haben mit den Baiern des 6. Jahrhunderts weder in religiöser, noch in rechtlicher oder sprachlicher Hinsicht irgend welche Berührungspunkte und so ist die Abstammung der Baiern von den Bojen nichts mehr und nichts weniger als eine meist auf etymologischem Gallimathias aufgebaute Fabel. Der Name Bojodurum, welchen die Innstadt des heutigen Passau führte, ist nicht von dem Volks- sondern von dem Männernamen Bojus herzuleiten und saßen die Bojer übrigens auch nicht südlich von der Donau, sondern nördlich von diesem Strome gegen den herkynischen Wald zu, verschwinden mit Beginn unserer Zeitrechnung und laßen nur noch eine Spur am Plattensee in Ungarn zurück. Damit wäre aber die Bojerfabel, welche den gelehrten Leuten Jahrhunderte hindurch so viel zu schaffen gemacht, für immer abgethan, und wir, welche stets auf einen rein germanischen Stammbaum einiges Gewicht gelegt haben, können uns nun in dieser Beziehung einer selbstgefälligen Zufriedenheit hingeben.

Hat sich nämlich bei den Deutschen, welche Baiern, Oesterreich, Salzburg und Tirol bewohnen, keine einzige Erinnerung an keltische Tradition oder Götterlehre erhalten, welche dann einen Schluß auf die Abstammung der Baiern von den Kelten gestatten würde, so hängen die Baiern dagegen mit germanischer Tradition und Cult auf das engste zusammen. Ihre Wanen-

götter und die mythiſche Perſönlichkeit der Iſa-Nerthus ſprechen zumeiſt für ihren Zuſammenhang mit den Donauſueven und dieſe gehörten jenem Kreiſe deutſcher Völkerſchaften an, welche den hieratiſchen Namen der Hermionen führen. In Baiern und Oeſterreich iſt die Verehrung des Kriegsgottes Ear als auch des Stammeshelden Irmin ſowohl durch zahlreiche Namenanklänge wie nicht minder durch Sagen erhärtet und ſpricht für die Verwandſchaft mit den Hermionen und Abſtammung von den Donauſueven noch mehr die älteſte Rechtsverfaßung, weiters die Sprache der Baiern überhaupt und die Sprache der Mondſeer und Weſſobrunner Codices insbeſondere.

Sind demnach die Baiern von unzweifelhaft deutſcher Abſtammung, ſo haben einſt Luden und Mannert in den kriegskundigen Markomannen ihre Stammväter erblickt. Marbod, der jedenfalls zu den bedeutendſten Männern des alten Germaniens zählt, hatte ſein Volk aus den Maingegenden in unſer Böhmen geführt, welches ſein ſcharfes Auge als die beſte Poſition gegen das Vordringen des gewaltigen Römertumes erkannt hatte. Der ausgezeichnete Forſcher Zeuß hat dann behauptet, daß der Elbegegend-Name Baias des Anonymus von Ravenna allerdings beweiſen könne, daß die Markomannen den Namen geändert haben und Baiern geworden ſeien. Wenn jedoch Zeuß Baias für identiſch mit Baiohaim hält, auf welcher Anſicht eben ſeine Abſtammungs-Combination beruht, ſo iſt das ein Irrtum, weil der Ravennate unter Baias nicht Böhmen, ſondern ganz deutlich einen Theil des Karpathenlandes verſteht. Zudem liegen Beweiſe vor, daß die Markomannen ſchon Jahrhunderte früher, als die Baiern genannt werden, aus Böhmen gewandert und zum Theil in Noricum und Pannonien angeſiedelt wurden. Dort ſcheinen ſie aber ſich unter den Provincialen verloren zu haben, denn die vita S. Severini in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts kennt ſie nicht mehr. Zeuß dagegen erklärt den Umſtand, daß die Quellen ſo lange über die Markomannen verſtummen, bis ſie als Baiern auftreten, mit ihrem Verſteckſein in der großen thüringiſchen Völkerverbindung und es folgen ihm hierin auch Büdinger und Dudik, welch' letzterer die Markomannen gar wieder unter dem Namen Bojer, Bojoarier, auftreten läßt. Auf alle Fälle iſt gewis, daß man die Baiern nicht in ſo unmittelbarer Weiſe, wie Zeuß es thut, von den Markomannen herleiten darf.

Es liegt vielmehr ein langer Umwandlungs-Proceß dazwiſchen. Bekanntlich wurde Marbod durch Katwalda geſtürzt (J. 19) und dieſer, welcher keineswegs ein Gothe geweſen, ſondern ein markomanniſcher unter den Gothen lebender Flüchtling, erfuhr kein beßeres Schickſal, indem er von den Hermunduren unter Führung des Vibellius vertrieben ward und von den gütigen Römern, welche bei dieſem inneren Zwieſpalt der Deutſchen die Hände im Spiele hatten, wie „heutzutage die jeſuitiſchen Sendlinge der neurömiſchen Weltherrſchaft", eine Freiſtätte zu Frejus in der Provence empfing. Marbods und Katwaldas Gefolgſchaften aber, welche mit ihren Fürſten auf römiſchen Boden übergetreten waren, wurden nach Tacitus von den Römern jenſeits der Donau zwiſchen den Flüßen Marus und Cusus angeſiedelt und ihnen der Quade Vannius als König gegeben. Die Gefolgsmänner werden wohl Markomannen geweſen ſein, doch mögen ſich in Katwaldas Gefolge auch Gothen und andere Parteigänger befunden und mag der König Vannius auch ſein perſönliches aus Quaden beſtandenes Gefolge mitgebracht haben. Das waren die Grundlagen des regnum Vannianum Suevorum, der Wiege des Baiernvolkes, wie Quitzmann behauptet. Wenn aber der Römer das Volk des Vanniani-ſchen Reiches Sueven nannte, ſo mögen dagegen die umwohnenden Sueven dasſelbe die beiden Bünde (bai wâras) genannt haben. Die Geographie des Ptolomäus ſetzt an die Stelle der Anſiedlung der beiden Gefolgſchaften ja auch die Baimoi, welche Zeuß für die beiden Comitate des Marbod und Katwalda hält und mit dem altnord. beimar (Heergefährten) zuſammenhält. Man hat ſich übrigens, wie ſchon angedeutet worden, unter den beiden Gefolgſchaften nicht allein die perſönliche Umgebung der beiden Fürſten zu denken, ſondern eine ganze Maſſe von Auswanderern, welche durch den Bürgerkrieg aus der Heimat verdrängt worden, und wenn man die Stärke der neuen Anſiedler nur auf 10000 Köpfe, worunter 2000 ſtreitbare Männer, veranſchlagt, ſo kann ſich daraus in den folgenden Jahrhunderten ſchon ein ſo zahlreiches Volk, wie es die Baiern bei ihrem erſten Auftreten ſind, entwickelt haben. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Taciteiſche Marus unſere March und der Cusus der Pa-

thyssus (auch Tissus und Tysios) des Plinius, unſere heutige Theiß iſt. Zwiſchen March und Theiß lag alſo das Vannianiſche Reich und zog ſich durch die Flußthäler der Waag, Neutra Gran und Eipel herab. Am rechten Ufer der March ſaßen aber Quaden, am linken Ufer der Theiß die Daken und ſüdlich die ſarmatiſchen Jazygen, welche demnach die drei nächſten Nachbarn des neuen römiſchen Vaſallenſtaates waren. Der Lunawald dann, hinter welchem die Baimoi des Ptolomäus ſaßen, ſind die kleinen Karpaten und die Eiſengruben, welche es dort gegeben, können nur die der ungariſchen Bergſtädte ſein. Es hieß auch Schemnitz urkundlich bis in das 13. Jahrhundert Vannia, alſo wahrſcheinlich von Vannius wie Marobudum von Marbod. Das Baias des Ravenna ten kann daher nur auf die Gegend zwiſchen March und Theiß bezogen und ſprachlich nur auf baiwâras zurückgeführt werden.

Mit der Gründung des Vanniani ſchen Reiches waren die Römer auch auf das linke Ufer der Donau übergetreten, denn der neue deutſche Staat war und blieb ein Vaſſalat der mächtigen Roma. Quitzmann verfolgt nun die Ereigniſſe der nächſten Jahrhunderte mit Bezug auf dieſen Staat, auf welchen im 2. Jahrhunderte auch der Name der Quaden übergeht, während er im 4. Jahrhu nderte das Transjugitaniſche Reich heißt, das Gebiet der Hinterwäldler, nämlich hinter dem Lunawald, von Noricum und Pannonien aus geſehen. Im Anfang des 5. Jahrhunderts wurden dieſe Quaden oder Transjugitaner oder Sueven durch die Gothen zu Aftervaſallen Attila's gemacht. Sie verblieben aber nach dem Untergange des Hunniſchen Reiches nicht mehr lange in ihrem alten Gebiete, ſondern wurden aus unbekannten Gründen zur Auswanderung gegen Weſten genötigt, wobei ſie um 506 mit den Langobarden zuſammengerieten und von denſelben geſchlagen wurden. Hierauf treten ſie nochmal unter dem Stammnamen Suavi an der oberen Donau auf, bevor wir ſie als Baiwaren, wie Quitzmann mit Vorliebe ſchreibt, kennen lernen. Für dieſe Auswanderung nach Weſten gibt es aber wohlgemerkt keinen quellenmäßigen Beleg; wenn wir jedoch den Baiern gleich bei ihrem erſten Auftreten mit vollkommen entwickelter Staats- und Rechtsverfaßung begegnen, ſo müßen wir ſchließen dürfen, daß ſie auch vordem ſchon unter anderem Namen beſtanden haben müßen.

Der Verfaßer geht nunmehr auf den Zuſammenhang der aus den beiden Gefolgſchaften des Marbod und Katwalda hervorgegangenen Baiwâras mit den Baiern über und weiſt zunächſt die Anſchauungen zurück, welche die Baiern in Stammesbeziehungen zu den Langobarden oder gar auch den Franken bringen. Auch eine Vereinigung gothiſcher Völker (Rugen, Herulen, Skiren) können die Baiern nicht ſein, doch mögen ſich ihnen, wie gewiſſe Sprachreſte beweiſen, die in Vindelicien und Rhätien vorgefundenen gothiſchen Volksüberreſte aſſimilirt haben. Wenn man aber zum J. 640 bei dem freilich erſt im 10. Jahrhunderte ſchreibenden griechiſchen Kaiſer Conſtantin Porphyrogenetos lieſt, daß der ſüdliche Abhang der Karpathen Bagibareia heißt, und auf dieſelbe Gegend das Baias des Ravennaten ſich bezieht, welches nicht aus Boihaemum, wohl aber aus dem allerdings hypothetiſchen Baiwâras entſtanden ſein kann; weil man ferner in dieſer Gegend ein Volk zu verfolgen vermag, welches uns unter den wechſelnden Namen der Vanniani ſchen Sueven, der Baimen, der ſog. transjugitaniſchen oder Gebirgsquaden und endlich wieder der Sueven bis in das 6. Jahrhundert entgegentritt, und weil dieſelbe Gegend noch nach anderthalb hundert Jahren nach dem Auftreten der Baiern im heutigen Baiern den Namen Baiwarien trägt, welcher ſich alſo noch länger erhalten hätte; die Baiern endlich ein oberdeutſches Volk vom Stamme der hermioniſchen Sueven ſind, ſo will Quitzmann damit den Beweis erbracht haben, daß die Baiern höchſt wahrſcheinlich von den beiden markomanniſchen Gefolgſchaften Marbods und Katwaldas — baiwâras — abſtammen.

Immerhin merkwürdig ſind die Beziehungen, welche zwiſchen den Baiern und den deutſchen Volksreſten in Oberungarn nachgewieſen werden können. Nicht weniger ſprechen für den Zuſammenhang der Baiern mit den Karpaten-Sueven das Königtum, das Vaſallitäts-Verhältnis zu Rom, welches ſich in der ſchönen Sage von Severus und Adelger erhalten hat, der Adel und Richterſtand und der Eardienſt, daher der Schwertcult, die Kampfordalien und die Schwertweihe. Das erſte Zeugnis aber, daß neben den Alemannen und von ihnen geſondert ein Suevenvolk in der oberen Donaugegend Wohnſitze eingenommen, haben wir aus der Mitte des 6.

Jahrhunderts bei Procopius, deßen Zeitgenoße Jornandes dann die Baiobari in die Reihe der abendländiſchen Völker eingeführt hat. Der einheimiſche Name des Volkes kam dann erſt bei der Auswanderung nach dem Weſten zum Durchbruch und Baiwâri oder in voller alter Form Baigawâri iſt gleich ambifoederatus, einer aus den beiden Gefolgſchaften.

Nachdem der Verfaßer alſo die Abſtammung der Baiern nach ſeiner Art in's Klare geſtellt hat, beſchäftigt er ſich zunächſt mit der bairiſchen Einwanderungsſage, als deren hiſtoriſchen Kern er hinſtellt, daß die Baiern zu Anfang des 6. Jahrhunderts (508) von ihren Fürſten Boëmund und Ingram, aus Herminien in das obere Donauland geführt wurden. Es geſchah das nach ihrem unglücklichen Kampfe mit den Langobarden und blieb den Auswanderern, um in jenes Land zu gelangen, kein anderer Weg als der Marſch durch Bojohaemum, in welchem ſich bereits ſlaviſche Stämme niederzulaßen begonnen hatten; ein Marſch, welcher dem Schreiber dieſes ſo ziemlich unnatürlich ſcheint. Als aber die Baiern Böhmen durchzogen und die Donau überſchritten hatten, haben ſie gleichwohl ihre alten Sitze nördlich von der Donau nicht aufgegeben und es muß alſo auch der Landſtrich von der Altmühl-Mündung über die Nord-Viels, Nab und Regen bis an den Böhmerwald als zu Baiern gehörig betrachtet werden; denn von der Enns bis zum Lech, von den Alpen bis zum Böhmerwalde und Fichtelgebirge iſt die eigentliche Heimat der bairiſchen Volksſprache und ſo weit reichte das Gebiet der Baiern.

Als Führer bei der Landbeſetzung erſcheint aber immer Adelger, ob Herzog oder König der Baiern, iſt ohne Bedeutung. Vindelicien, Rhätien und Noricum, worin die Baiern ſich ausbreiteten, waren kaiſ. Provinzen geweſen, darinnen auch die ausgedenteſten praedia domus augustae und fundi patrimoniales lagen, welche bei der Landesvertheilung dem Könige oder Herzoge zufielen, und ſo erklärt ſich hieraus deßen großer Grundbeſitz. Das Land aber wurde als ein erobertes betrachtet und ſo traten die keltiſch-romaniſchen Eingebornen in das Verhältnis der zins- und dienſtpflichtigen Hinterſaßen, die etwa vorfindigen germaniſchen Volksreſte in das Verhältnis der Metöken. Es iſt dann Thatſache, daß die Baiern ſchon bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte unter der Oberherrlichkeit der fränkiſchen Könige ſtanden. Dieſe Oberherrlichkeit können ſie jedoch vor dem J. 535 nicht anerkannt haben und muß ihre Unterwerfung, welche durch den König Theodebert von Auſtraſien bewirkt worden iſt, eine vertragsmäßige geweſen ſein.

Referent will nun nur noch weniges aus Quitzmann's Buche und zwar bloß aus dem Abſchnitt über die Agilulfingen hier anführen. Dieſe Fürſtenfamilie iſt ganz gewis fränkiſchen Urſprungs, iſt eine Nebenlinie der Merovinger und gelangte zwiſchen 535—553 zum bairiſchen Herzogtum. Agilulf, Chlodwigs Enkel und ſpäter der 26. Biſchof von Metz, iſt der Stammvater derſelben. Der erſte Herzog aber iſt Garibald I. zwiſchen 553—595. Seine Nachfolger: Taſſilo I. (596—610), Garibald II. (611—660?), Theodo I. († 722), hierauf die Theilherzoge Theodobert († 722), Theodebald († vor 722), Grimwald († 729), Taſſilo II. († ?), dann Hucperht der Sohn Theodoberts (729—737), Otilo der Sohn Taſſilo's II. (737—748), Taſſilo III. (748—788) und Theodo II., dieſer ſeit 777 Mitregent und 788 mit ſeinem Vater zum Mönche geſchoren. Es iſt aber ſchon aus dieſer Herzogreihe zu erſehen, daß der Verfaßer in der berühmten und ſchon zum Ueberdruß verhandelten Frage über das wahre Zeitalter des h. Rupert ſich auf Seiten der Traditionsgegner ſtellt, und unterliegt es nach ihm keinem Zweifel, daß der Miſſionär Rupert im J. 696, dem zweiten Regierungsjahre des Königs Childebert III. (695 — 711), in Baiern aufgetreten iſt. Auch kann kaum von einer Bekehrung des Herzogs Theodo I. aus dem Heidentum zum Chriſtentum, ſondern wohl nur aus ketzeriſchem zum römiſch-katholiſchen Glauben die Rede ſein. Daß aber in dem berühmten Capitulare vom 15. März 716 mit keiner Silbe Ruperts und Emmeramms gedacht iſt, erklärt ſich daraus, daß P. Gregor II. alle von ihnen getroffenen kirchlichen Einrichtungen als ketzeriſch verworfen haben muß, und zwar nicht ſo ſehr wegen der wirklich großen Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit der galliſchen und bairiſchen Prieſter, ſondern deshalb, weil die galliſche und ſchottiſche Kirche die Suprematie des römiſchen Biſchofs nicht anerkannt hat und auch nicht die von Rom geforderte Eheloſigkeit der Prieſter, eben jene zwei Hauptpunkte, deren Durchführung der römiſchen Curie und ihrem Verfechter in Deutſchland, dem h. Bonifaz, die heftigſten Kämpfe mit den Anders-

gläubigen verurſachte. Allerdings hat Rom ſpäterhin die vom Volksglauben vollzogene Canoniſation Ruperts und Emerammns zugeſtanden und auch die Prieſterehe unter gewiſſen Beſchränkungen noch manches Jahrhundert dulden müßen.

Die idealiſtiſche Auffaßung von der ſegensreichen Wirkſamkeit der Baiern-Apoſtel Rupert, Emmeramm und Korbinian will Quitzmann überhaupt nicht recht gelten laßen. Namentlich auf Korbinian iſt er ſchlecht zu ſprechen und erblickt er in allen Dreien weniger die Sendboten der Religion des Friedens und der Liebe als vielmehr geiſtliche Dienſtmannen der Pipiniden, welche in Baiern materielle Handhaben zur Ausbreitung der fränkiſchen Univerſalherrſchaft vorzubereiten hatten. In Baiern war daher im 8. Jahrhunderte zuerſt eigentlich die Frage, ob fränkiſches oder römiſch-brittiſches Chriſtentum zur Herrſchaft gelangen ſollte, der Mittelpunkt und Kern aller Politik, was beides nach den Zielen und Abſichten der ſtreitenden Gewalten, des Papſtes und der Pipiniden, für die damit zu beglückenden, d. i. die Baiern, von gleichem Wert, d. h. nach dem Verfaßer gleich ſchlecht war. Beide Gewalten verglichen ſich aber damal noch über die Theilung der Beute: Rom nahm die bairiſche Kirche, der Majordom jedoch das Land, beide mit der ſtillſchweigenden Uebereinkunft, bei nächſter günſtiger Gelegenheit auch die andere Hälfte zu annectiren.

Dieſe Annexion und zwar von weltlicher Seite vollzog ſich im J. 788, in welchem Taſſilo III. und ſein Sohn und Mitregent Theodo II. der fränkiſchen Ländergier zum Opfer fielen und zu Mönchen geſchoren wurden. Daß es ſo gekommen, will der Verfaßer wieder um hauptſächlich auf das Schuldconto der römiſchen Kirche ſetzen, was um ſo merkwürdiger, nachdem Taſſilo III. bekanntlich in ganz außerordentlicher Weiſe die Kirchen in ſeinem Lande beſchenkt hatte. Hierunter war auch das berühmte Kremsmünſter, welches jedoch Quitzmann irriger Weiſe in das Land unter der Enns verſetzt und demnach auch irrige Folgerungen hieraus ableitet.

Wir glauben zum Schluße als charakteriſtiſch noch hervorheben zu ſollen, daß, ſoweit wir das Buch genauer verfolgt, der Verfaßer ſeinen bairiſchen Patriotismus recht gut mit ſeinem deutſchen zu vereinbaren weiß, ein Beweis daß der vernünftige Baier viel weniger ſchmerzlich empfindet, ſo viel vom Particularismus zum Beſten des Reiches geopfert zu haben, als uns die ultramontanen und particulariſtiſchen Heulmaier glauben machen wollen.

Dr. M. Pangerl.

Aus den Vereinen und gelehrten Geſellſchaften.

Bericht des Muſeums für Völkerkunde in Leipzig. Leipzig 1874. (Dr. v. Grünne und Trömel.) Es iſt der erſte Bericht, den dieſe junge aber höchſt beachtenswerte Anſtalt der Oeffentlichkeit übergibt. Schon im J. 1869 hat ſich in Leipzig ein Comité gebildet, welches die Bildung eines kulturhiſtoriſchen Muſeums anſtrebte, wozu die nächſte Anregung der Umſtand gab, daß die reichen kulturhiſtoriſchen Sammlungen des bekannten Forſchers Dr. Klemm, k. ſächſ. Hofraths und Oberbibliothekars, zum Verkaufe gelangen ſollten. Das Comité wendete ſich nun mit einem Aufrufe an die Gebildeten, dieſe werthvollen Sammlungen dem Vaterlande zu erhalten und zur Begründung eines anthropologiſchen Muſeums zu verwenden. Dank der allgemeinen Antheilname und der Unterſtützung K. Johann's konnte im J. 1870 der Kauf abgeſchloſſen werden und dieſe Sammlungen bilden nun den reſpektablen Anfang des Muſeums, dem der Stadtrath die hellen Räumlichkeiten im 2. Stockwerke des alten Johannis-Hoſpitals (Grimma'ſcher Steinweg Nr. 46) überließ. Zahlreiche Geſchenke floßen der neuen Anſtalt beſonders durch Dr. Delitſch aus den Schweizer Pfahlbauten) zu; die ausgiebigſten Erwerbungen aber geſchahen auf der Wiener Weltausſtellung beſonders durch den japaneſiſchen Miniſterreſidenten Sano Tſunotami. Auch unſern Hofrath Scherzer zählt das Muſeum unter ſeine eifrigſten Förderer. Im Jahre 1873—74 zählte es 22 Mitglieder auf Lebenszeit und 224 Mitglieder auf Ziet, ferner 22 Bevollmächtigte. Im Vorſtand ſaßen Prof. Dr. Leuckart, Geh. Hofrath Prof. Dr. Peſchel, Dr. med. Obſt, Generalkonſul Spieß und Bankier Plant. Wir wünſchen der jungen

Anſtalt, deren Bedeutung nicht allein für die Wiſſenſchaft, ſondern auch für Induſtrie und Handel klar iſt, ein fröhliches Gedeihen, damit recht bald eine von ihr geleitete und begründete Fachzeitſchrift erſcheinen könne.

Zeitſchrift der Geſellſchaft für Geſchichte der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg. IV. Band. Erſtes Heft. Kiel, Univerſitäts-Buchhandlung 1873. 8°. In dieſer beſonders für Archäologie ſehr reichhaltigen Zeitſchrift ſetzt zunächſt ihr fleißigſter Mitarbeiter Prof. H. Handelmann in Kiel ſeine „Archäologiſchen Miscellen“ fort. Die erſte behandelt die bisher als „Grafenburgen“ bezeichneten Bökelnburg und die Kellerburg im Ditmarſchen. H. nennt ſie Bauernburgen und ſucht ſeine Anſicht des Weitern zu begründen; hieran reihen ſich die Darſtellungen von zahlreichen ähnlichen feſten Bauten. Weiteres Intereſſe gewähren die Nachrichten über die Ausgrabungen auf der Inſel Sylt und Föhr, meiſtens der Broncezeit angehörig, während der von Dr. F. Wibel bereits im 29. Bericht der Schleswig-Holſtein-Lauenburg'ſchen Alterthumsgeſellſchaft geſchildete Denghoog noch in die Steinzeit fällt. Handelmann öffnete ſelbſt zahlreiche ſargförmige Steinkiſten und fand verbrannte und unverbrannte Leichen. Drei von ihm in der Gruppe der Kreckhoeger auf Sylt gefundene Bronceſchwerter zeigten auf ihren Klingen geſchnitzte Holzſpäne (vielleicht Prunkſcheiden?). Dagegen fand er im kleinen Brönohoog auf Sylt wirklich zwei Schwerter mit brauchbaren Holzſcheiden, welche abgebildet und beſchrieben ſind. Mit Recht macht er auf den reichhaltigen 33. Bericht obgenannter Alterthumsgeſellſchaft aufmerkſam, zugleich leider die Todesanzeige des Vereines, der wacker im Gebiete der Archäologie gearbeitet hat. Das unter dem Titel: „Vorgeſchichtliche Steindenkmäler in Schleswig-Holſtein“ erſchienene Heft enthält: 1. Das Rieſenbett in Warnitz Tykskov (Sundewitt, Kreis Apenrade). 2. Das Rieſenbett in Schelde Koppelholz (Kreis Sonderburg). 3. Hünengrab bei Dünth u. ſ. f. Den größten Theil des Heftes faßt eine eingehende und nicht unintereſſante Biographie von Juſtizrath Dr. Wolf: der Flemburger Bürgermeiſter Peter Pomerening (Pomerenimk), 1560 zum Rathmann gewählt und im J. 1566 von König Friedrich II. zum Bürgermeiſter entgegen dem alten Wahlrecht der Stadt aus „ſonder beweglichen Urſachen“ beſtellt. Schon ſeines zähen Charakters wegen, noch mehr wegen dieſer gewaltſamen Aufdrängung war Pomerening ſo verhaßt, daß ihn Zeitgenoſſen „homo ad omnia flagitia natus,“ „bipedum et quadrupedum nequissimus“ und ein dem Polyphem ähnliches Ungeheuer nennen. Ja die Volksſage läßt ihn ſelbſt im Grabe keine Ruhe finden. Natürlich wird durch die unparteiiſche Forſchung die Geſtalt alles Sagenhaften entkleidet. Angemerkt ſei, daß im J. 1856 im „Album“ — wenn wir nicht irren — ein hiſtoriſcher Roman v. Ernſt Willkomm „Peter Pomereniug“ in 2 Bänden erſchienen iſt (Prag und Leipzig.) Den Schluß des Heftes bilden Mittheilungen Prof. Uſingers über Lorſen polemiſcher Natur, Wanderjahre eines Gärtners von Handelmann u. ſ. f.

Verhandlungen des hiſtoriſchen Vereines für Oberpfalz und Regensburg. 29. Band der geſammten Verhandlungen und 21. der neuen Folge. Mit einer Steindrucktafel. Stadtamhof 1874. 8°. Dieſes Heft iſt in mehr als einer Beziehung für uns von vielem Intereſſe. Schon der erſte Aufſatz von Fr. X. von Schönwerth, k. k. Miniſterialrat, „die Sprüchwörter des Volkes der Oberpfalz in der Mundart“, bedürfte der Beachtung unſrer Dialekt- und Sprachforſcher ſowie der III. Sektion. Nach einer längeren Einleitung, mit welcher der Verfaſſer ſich über den Werth der Sprichwörter ergeht, folgt eine kurze oder ſagen wir ſehr magere Darſtellung der oberpfälziſchen Lautlehre. Hieran reiht der Verfaſſer in ſehr überſichtlicher Weiſe nicht weniger als 1385 Sprichwörter unter denen wir manchen Bekannten aus dem Egerlande und Teplergebiete finden, z. B. das kräftige: „A Baur is und bleit a Loudar und wenn ma'n in Tabernakl eini ſtellet“, oder das ſelbſtbewußte „wer an Baurn ſchintn will, mou nun oin z'Hilff néma,“ oder den draſtiſchen Erfahrungsſatz: „Wer láng bédln gáid, woaiszd' Häuſar“ und „A Freud muß ma höbn, ſagt der Bedlmoa und reißt ſaan wei an Fouß as.“ Wir überlaſſen die philologiſche Beurtheilung gerne unſern Fachmännern, möchten aber gerne den geheimen Wunſch

des fleißigen Verfaſſers in Erfüllung gehen ſehen, daß auch andere Kreisvereine dieſe Forſchungen anregen und und fördern möchten. — Von den Vorträgen, welche in den einzelnen Vereinsverſammlungen gehalten und hier veröffentlicht wurden nennen wir:

1) Hugo Graf von Waldersdorf: Hrosnit von Gaudersheim.

2) Dr. Cornelius Witt: Ueber den zweifelhaften Ort: Rithiencie.

3) Dr. Reber: Eine Legende des Schottenkloſters in Regensburg.

4) G. Jacob: Bruchſtücke aus Eilharts Triſtan. Die Ueberſchrift eines zweiten Vortrages vom Grafen Waldersdorf iſt ungenau gegeben: „Alte ſlaviſche Drucke auf der Kreisbibliothek zu Regensburg"; dieſelbe bezieht ſich eben lediglich nur auf ſloveniſche Drucke. Wie wir aus einer Anmerkung erſehen, erſchien übrigens dieſer Vortrag bereits im J. 1872 (!) im Wiener „Vaterland" (!): Wir glaubten denn doch, daß bloße Nachdrucke aus den Schriften der deutſchen Geſchichtsvereine verbannt, daß ſpeziell Zeitungsfeuilleton's unter gar keiner Bedingung wiedergedruckt werden dürften. Ein Nachtrag zur Abhandlung über die drei Dombaumeiſter Roritzer, welcher im XXVIII. Bd. dieſer Verhandlungen erſchienen iſt, endigt das vorliegende Heft.

Bremer Jahrbuch. Herausgeg. von der Abtheilung des Künſtlervereines für Bremiſche Geſchichte und Alterthümer. Bremen. Von dieſer ebenſo trefflichen, als würdig ausgeſtatteten Zeitſchrift ſind bereits 6 Bände erſchienen, von denen jeder in zwei Hälften zerfällt. Die durch dieſelbe veröffentlichten Aufſätze ſind nicht allein für die Lokalgeſchichte, ſondern auch für die Geſchichte von Deutſchland von hohem Werte, da eine beſondere Rückſicht auf die Geſchichte des Bremer Erzbisthums genommen wird. Schon der I. Band hat die älteſte Geſchichte desſelben veröffentlicht; im VI. gibt Georg Dehio eine ſehr eingehende Biographie des berümten Erzbiſchofs Hartwich von Stade. Noch als Domherr gerieth er wegen Schenkungen von Stadiſchen Gütern an die Kirche von Bremen mit Heinrich dem Löwen in einen Streit, bei welchem der Erzbiſchof Adalbero ſogar gefangen wurde u. den Forderungen des ſtolzen jungen Sachſenherzogs nachgeben mußte. Nach Adalberos Tode kam Hartwich auf den erzbiſchöflichen Stuhl, den er, wenn auch erfolglos, zum Primat über die nordiſche Kirche zu erheben beſtrebt war. Auch die II. Hälfte des 6. Heftes bringt neue Beiträge zur Geſchichte des Erzbisthums ſo des „Syndicus Widekindt Bericht über die im J. 1580 dem Erzbiſchof Heinrich III. geleiſtete Huldigung" von H. Smidt und „die bremiſche Erzbiſchofsfehde zur Zeit des großen Sterbens 1348—1351 zwiſchen dem gewälten Erzbiſchof Grafen Moritz von Oldenburg und dem von Papſt Clemens VI. ernannten Grafen Gottfried v. Arensberg" von H. A. Schumacher. An ſelbſtſtändigen Publikationen überſendete der Verein an uns:

Johann Smidt. Ein Gedenkbuch zur Säkularfeier ſeines Geburtstags. Mit Sm. Bildniß in Stahlſtich. Bremen 1873.

Schumacher H. A. Der erſte Schwurgerichtshof in Bremen. Die Aſſiſſen zur Zeit der Franzoſenherrſchaft. Studien und Kritiken. Bremen 1864.

Derſelbe. Die Stedinger. Beitrag zur Geſchichte der Weſer Marſchen. (Gekrönte Preisſchrift.) Bremen 1865.

Altarſchrein (Der) der Kirche von Altenbruch im Lande Hadeln. Im Auftrage des Vereins für Geſchichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln zu Stade photographiſch dargeſtellt und begleitet mit einem kunſtgeſchichtlichen Text von Hermann Allmers. 4°. Stade 1873. Druck und Verlag von A. Pockwitz. Wir müſſen für dieſe ſchöne und wahrhaft prachtvolle Zuſendung zunächſt unſeren Dank ausſprechen, denn ſie trägt die Widmung: „In dankbarer Erwiederung der empfangenen Zuſendungen den mit ihm verbundenen Vereinen dargebracht vom Geſchichtsverein in Stade." Die Darſtellung behandelt einen ungemein kunſtvoll gearbeiteten Altarſchrein in der Kirche von Altenbruch, einem Flecken der reichen hannoveriſchen Elbmarſch, die das Land Hadeln durchzieht eine Stunde von Cuxhafen entfernt. Die zwei beigegebenen Photographien in Fol. entſtammen dem Atelier F. Reinecke in Hannover, dem ſie alle Ehre machen.

Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde VI. Heft. Mit 2 Steindrucktafeln und einer Stammtafel **Erfurt**. Selbstverlag des Vereins 1873. Unter den historischen Aufsätzen heben wir hervor:

Geschichtliches über die Grafen von Gleichen. Von Oberforstmeister Werneburg, welcher auch die schöne Sage von dem zweibeweibten Grafen von Gl. neuerdings veröffentlicht. Erfurter Handschriften in auswärtigen Bibliotheken, und zwar a) in der gräfl. Schönborn'schen Bibliothek auf Schloß Pommersfelden und b) in der k. bayr. Hof- und Staatsbibliothek zu München, von Dr. Wilhelm Schum. Das Heft wird eingeleitet mit dem Jahresberichte und dem Verzeichnisse der Erwerbungen des Vereins. R.

Archäologie.

Dr. J. Woldrich. Geologischer Bericht über den Brüxer Schädel und über weitere Funde in der Brüxer Gegend. Wien 1873.

Archäologische Arbeiten werden in Böhmen immer seltener. Die Zeiten, wo J. Dobrowski, später der fleißige Kalina von Jäthenstein und noch später E. Wocel diesem Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit zuwendeten, sind vorüber; alle drei genannten Forscher haben mit Vorliebe das slavische Element gepflegt und wenig Bedenken getragen, die weitaus größte Anzahl archäologischer Funde in Böhmen als slavisches Eigenthum zu requiriren, aber sie haben doch wenigstens verläßliche Fundberichte veröffentlicht und so der Wissenschaft manches gerettet, was ohne ihre Arbeiten spurlos verschwunden wäre. Sammler und Händler gibt es zwar allenthalben; aber der jüngere Nachwuchs eigentlicher Fachmänner zählt nur Wenige. Freilich hat gerade die archäologische Wissenschaft seit einem Jahrzehent einen vollkommenen Umschwung erfahren, sie ist mit den Doktrinen der Geologie, Anthropologie und vergleichenden Zoologie in innige Verbindung getreten und für die Archäologen auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft hat dieselbe, menschliche oder thierische Knochen, die der frühere Sammler geringschätzend bei Seite warf, denselben, ja häufig sogar einen höheren Werth als ein schöngeformtes Töpfchen oder ein bronzenes Armband. Die Archäologie hat sich eben in die große Wissenschaft der menschlichen Culturgeschichte einfügen müssen. Die mühsame und gegenwärtig als notwendig geforderte Vergleichung mag manchen abschrecken, auch mögen die politischen und sozialen Verhältnisse der Zeit, die ein volles Eingreifen in die lebendige Gegenwart erfordern, archäologischen Studien, die mit der Cultur der Vorzeit sich beschäftigen, nicht besonders günstig sein. Thatsache ist es, daß gerade die von den politischen Wirren am wenigsten berührten Staaten Europas, wie England, die Schweiz, Belgien, im Augenblicke auf archäologischem und kulturhistorischem Gebiete das Beste leisteten. Um so erfreulicher ist es, wenn die geringe Anzahl der Forscher auf dem Gebiete der heimischen Alterthumskunde wieder einen tüchtigen Zuwachs erhält, wie es in der obengenannten Schrift, die zuerst in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" III. 3. und später im Separatabdruck erschien, geschieht. Eine Frucht der archäologischen Arbeiten Prof. Dr. Woldrichs ist auch der vorliegende Bericht über den Brüxer Schädel. Im Jahre 1871 wurde nämlich unweit des hl. Geistspitals bei Brüx ein merkwürdiger Schädel gefunden, der nach seiner Bildung mit stark verlängertem Hinterhaupte, niedriger zurückgedrängter Stirn ganz an den berühmten Neanderschädel erinnert und dazu noch im Diluvialsande gefunden worden sein sollte. War letzteres richtig, so war damit auch das Zusammenleben des Menschen mit den diluvialen Dickhäutern Mammuth und Rhinozeros in Böhmen konstatirt. Dr. Woldrich der die Fundstätte selbst besuchte, wies nun nach, daß die Fundschichte des Schädels nicht dem Diluvium, wohl aber dem älteren Alluvium angehöre; zugleich ergab die anatomische Untersuchung des Schädels, daß dessen abnorme Gestalt lediglich Folge einer Krankheit, der Verknöcherung (Synostose) der Pfeilnaht sei. Damit ist nun allerdings das Auftreten des Menschen in der Diluvialzeit in Böhmen wieder eine offene Frage geworden, dagegen die Existenz des Menschen in der älteren Alluvialzeit, also immerhin vor Jahr-

tausenden vor unserer Zeitrechnung im Bielathale sichergestellt. Damals wogten noch im Bielathale die Wellen des Kummerner Sees in voller Macht und rings an dessen Ufern breiteten sich ausgedehnte Moore aus. Bemerkenswerth ist es, daß Dr. Woldřich aus diesen Mooren auch Fundstücke theils selbst sammelte, theils erhielt, herrührend von Thieren, die eben nur in Moorgegenden lebten und deren Ueberreste in den Pfahlbauten der Schweiz eine wichtige Rolle spielten. Solche Reste fanden sich insbesondere bei Rudelsdorf und Paredl und zwar vom Urstier (bos primigenius), von der Torfkuh (bos brachyceros) und vom Torfschwein (sus scrofa palustris). Damit ist auch das Vorkommen derselben Thierwelt, wie sie in der Pfahlbautenzeit an den Ufern der Schweizer Seen lebte, konstatirt, was für Böhmen bisher noch nicht der Fall war. Letztere Funde stammen aus Gräbern; es hat demnach damals auch hier der Mensch gelebt; damit dürfte die Forschung nach Pfahlbauten im Umfange des alten Kummerner Sees eine immerhin nicht müssige sein. Die weiter von Woldřich aufgezählten Fundstücke von Brüx, Seidowitz und Paredl gehören der Steinzeit, dem älteren und jüngeren Bronzealter an, lassen also das beständige Wohnen des Menschen im schönen Bielathale erschließen. Daß Woldřichs Arbeit eine ebenso fleißige wie gediegene ist, brauche ich nicht zu sagen. Die beigegebene Abbildungen sind instruktiv und verhältnißmäßig hübsch. Es wäre nur zu wünschen, daß man allenthalben bei archäologischen Funden in Böhmen mit derselben Genauigkeit vorgehe wie Woldřich; wir würden dadurch zu höchst interessanten Aufschlüssen über die ältesten Culturperioden Böhmens kommen, — das auch ein Hauptgrund, warum ich Woldřichs verdienstvolle Arbeit meinen Landsleuten hier vorführe. Dr. J. E. Födisch.

Poesie.

Wolf G. Grillparzer als Archivdirektor. Wien 1874. Verlag von Brüder Winter.

Es ist einerseits ein Stück Dichterleben, das uns G. Wolf in kurzen und kräftigen Zügen schildert, andererseits aber ein Stück Culturgeschichte, ein Blatt aus der Geschichte, des Beamtentums, und als solches, müssen wir gestehen, für uns von mehr Interesse als in jener Beziehung. Denn Grillparzer der Archivdirektor hat mit Grillparzer dem Dichter gottlob nichts gemein. Jener war nach Allem, was uns Wolf mittheilt, ein fleißiger und jedenfalls auch sehr verständiger Beamter, aber er war eben ein österreichischer Beamter aus der vormärzlichen Periode — und kann man etwas Anderes von ihm erwarten? Was wäre wohl mit einem Manne geschehen, der an den „durchlauchtigsten Fürsten, gnädigsten Herrn", Oberstthofmeister Trautmannsdorf ein Gesuch ohne „Hochderoselben", ohne „Euer Durchlaucht unterthänigst gehorsamster Franz Seraphin Grillparzer" eingereicht hätte; wäre er wol je in seinem Leben „unentgeltlicher Conceptspraktikant" bei der k. k. Hofbibliothek geworden, was Grillparzer nach dreimaligem schriftlichen Ansuchen (im Jahre 1811 zwei und 1813 das dritte) endlich am 19. Hornung 1813 wurde, aber mit der ausdrücklichen Bemerkung: „es sei diese Anstellung nicht als eine Expectanz auf eine wirkliche Hofbibliotheksbedienstung zu betrachten, noch gebe sie Anspruch auf Gehalt, Adjutum oder Emolument."

Das müssen wir also sagen, es ist fast ganz gleichgiltig, daß der Archivsdirektor, dessen Beamtenlaufbahn und Wirksamkeit, G. Wolf in dieser Brochüre schildert, wobei er sich meist der Dokumente bedient, es ist gleichgiltig, daß dieser Archivsdirektor Grillparzer unser Dichterfürst ist, denn seine Stellung hätte auch ein Herr Müller oder Maier versorgen können. Freilich müssen wir uns wundern, wie ein Mann, der solche Geschäfte zu besorgen hatte, wie Grillparzer durch lange Zeit, Lust und Muße zur Dichtkunst haben konnte, daß er nicht im Aktenstaub versauerte.

Folgen wir noch rasch dem Laufe des Beamtenlebens, das Wolf schildert, viel Zeit wollen wir nicht in Anspruch nehmen.

Da Grillparzer durch das Dekret, womit er zum unbesoldeten Conceptspraktikanten bei der k. k. Hofbibliothek ernannt wurde, nicht sonderlich befriedigt war, suchte er um einen erledigten Posten bei dem k. k. Hofbauamte an, den er auch erhielt. Die Stelle als Hofbibliothekspraktikant legte er nach einer „höheren" Aufforderung (Seite 12 ff.) zurück.

Vom Hofbauamt wurde er zur niederösterreichischen Bancalgefällen-Administration als erster Concepts-Praktikant versetzt. Als bei der

„k. k. Hofkammer, Miniſterial-Banco-Hofdeputation, Finanz- und Commerzſtelle“ eine Conceptspraktikantenſtelle erledigt war, bewarb er ſich um dieſelbe und erhielt ſie, mit ihr war ein Gehalt von jährlichen ganzen 300 fl. verbunden.

Durch die Vorſorge des Grafen Stadion erhielt Grillparzer im Jahre 1824 eine Hofconcipiſtenſtelle bei dem Finanzminiſterium und damit jährlich 900 fl. Gehalt und 200 fl. Quartiergeld.

Endlich in der Sitzung vom 23. Jänner 1832 erhielt er mit Stimmenmehrheit die Stelle als Archivsdirektor bei der k. k. Hofkammer mit 1500 fl. Gehalt und 300 fl. Quartiergeld C. M. Ein Jahr darauf 1800 fl. Gehalt; im Jahre 1844 „in Gnaden“ eine Perſonalzulage von 300 fl. C. M.

Wolf gibt nun meiſt durch Berichte von Grillparzers eigener Hand an die höheren Behörden von Seite 30 ab eine Schilderung der „Leiden eines Archivsdirektors“ mit all dem unnützen und plagereichen Hin- und Herſchreiben wegen wohl vorübergegangener Reinigung (dabei wird die Sorgfalt der Abwaſcheweiber beſonders hervorgehoben) und wegen Mangel an Ordnung und Ueberſichtlichkeit ꝛc. ꝛc. Wolf gibt einige Proben der Aufgaben, die dem Archivsperſonale von den Behörden geſtellt wurden, und von denen einige wirklich „ziemlich obſtruſer Natur“ ſind. (Seite 8 ff.)

Freilich ſehen wir aber auch in Grillparzer einen jener ängſtlichen Beamten, der um Alles in der Welt von dem geheimen Archiv das Publikum, natürlich das literariſche keinen Gebrauch machen laſſen wollte. Er iſt ſehr beſorgt, ja von der Cenſur alles etwa Beſorgniß Erregende ſtreichen zu laſſen. Er iſt eben ein vormärzlicher Beamte.

G. Wolf hat uns mit dieſer Broſchüre einerſeits wirklich eine Lücke der Biographien Grillparzers gegeben, andererſeits aber ein Kapitel ſeiner „Geſchichte der k. k. Archive in Wien“ näher ausgeführt, wofür wir ihm Dank wiſſen. Wien. R. M. W.

Rechtswiſſenſchaft.

Der Rechtsſchutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes. Eine Rede von Dr. Hermann Schulze, ordentl. Prof. an der Univerſität Breslau. Leipzig 1873.

In der modernen Rechtswiſſenſchaft wird wie auf allen Gebieten geiſtigen Lebens der gegenſeitige Ideenaustauſch unter den civiliſirten europäiſchen Völkern immer lebend iger. Die nationale Abgeſchloſſenheit des Rechtes verſchwindet, und wie im Mittelalter die Reception des römiſchen Rechts in Deutſchland, das Eindringen deutſcher Rechtsinſtitute in den ſlaviſchen Ländern, ſo hat ſich in der Neuzeit auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes bei uns die Reception franzöſiſcher und engliſcher Rechtsinſtitute vollzogen. Das Weſen der Reception beſteht aber in der eigenen geiſtigen Verarbeitung und Durchdringung des recipirten Rechtsinſtituts. So iſt denn z. B. die konſtitutionelle Monarchie, dieſes Produkt hiſtoriſcher Entwicklung in England, philoſophiſcher Spekulation in Frankreich, und nach der franzöſiſchen Theorie in Deutſchland eingebürgert, hier etwas ganz Anderes geworden als in England oder Frankreich. Dasſelbe gilt von den Schwurgerichten. Auf dem Gebiete des Verwaltungsrechtes vollzieht ſich dermal ein ähnlicher Prozeß. Die Idee des Rechtsſtaates drängt zum Rechtsſchutze auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes. Auch hier ſtehen uns franzöſiſche und engliſche Inſtitutionen vor Augen, die wir aber auch unſern eigenen Bedürfniſſen, unſeren rechtlichen, ſittlichen und nationalen Anſchauungen eigenartig zu geſtalten gedenken. Dieſer Betrachtung iſt die oben angezeigte Schrift gewidmet. Eine akademiſche Feſtrede, gehalten zum Antritte des Rektorats an der Univerſität zu Breslau, entwickelt dieſelbe in kurzen markigen Zügen das Weſen der ſog. Adminiſtrativjuſtiz, zeigt ihre Nothwendigkeit im Anſchluſſe an die von R. Gneiſt entwickelten Gedanken und ihre Einrichtung in Preußen auf Grund der neuen preußiſchen Kreisordnung und der bevorſtehenden Provinzialordnung, dann des noch zu ſchaffenden oberſten Verwaltungsgerichtshofes, als deſſen Vorläufer der neugeſchaffene königliche Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten anzuſehen iſt.

Die Reichs- und Landesgeſetze über das Volksſchulweſen. Documentirte Herausgabe der öſterr. Reichsgeſetze. III. Band. Verlag von Heinrich Mercy. Prag 1874.

Möge es dem Verfaſſer dieſer Ausgabe ſelbſt geſtattet ſein, den Sinn und die Ein-

richtung derſelben kurz anzudeuten. Das öſterr. Volksſchulweſen hat durch das Reichsvolksſchulgeſetz vom 14. Mai 1869 eine völlig geänderte Grundlage erhalten. Die Volksſchule iſt jetzt eine öffentliche Gemeindeanſtalt ohne beſtimmten konfeſſionellen Charakter; an die Stelle der frühern geiſtlichen Schulbehörden ſind weltliche Organe, nämlich der Orts-, Bezirks- und Landesſchulrath getreten. In Ausführung der in den Staatsgrundgeſetzen niedergelegten Gedanken hat das Reichsgeſetz vom 14. Mai 1869 die Grundſätze des Unterrichtsweſens, bezüglich der Volksſchulen feſtgeſtellt; ferner wurden die der Landesgeſetzgebung vorbehaltenen Punkte, nämlich die Schulaufſicht, die Erhaltung und der Beſuch der Volksſchulen und die Rechtsverhältniſſe des Lehrerſtandes durch die Landesgeſetze geregelt. Endlich iſt eine Reihe von Verordnungen des Unterrichtsminiſteriums über die innern Verhältniſſe des Schulweſens wie die Schul-Unterrichtsordnung, die Geſundheitspflege in den Schulen, die Lehrerbildung die Prüfungen der Lehrer u. ſ. w. erſchienen Dieſes ganze Material nun iſt in dem angezeigten Werke unter Einfügung der Erläſſe des Landesſchulrathes nach logiſchen Prinzipien gruppirt. Möge die Arbeit den Studien und der Anwendung genügen.

Sammlung der nach gepflogener öffentlicher Verhandlung geſchöpften Erkenntniſſe des k. k. öſterr. Reichsgerichts. Herausgegeben von Dr. Anton Hye, Freiherrn von Glunek. Wien. G. J Manz 1874.

Zu den Poſtulaten des modernen Rechtsſtaates gehört, daß über Vermögen und perſönliche Freiheit der Staatsangehörigen nur der Richter entſcheiden ſoll. Dieſen Grundſatz formulirt man des Näheren dahin, daß die Staatsbürger durch das Geſetz in die Lage geſetzt werden müſſen, nicht nur die Streitigkeiten des Privatrechtes, ſondern auch alle Streitigkeiten des öffentlichen Rechtes vor einem unabhängigen Gerichtshofe auszutragen. Die öſterreichiſchen Staatsgrundgeſetze vom J. 1867 ſuchten dieſer Rechtsforderung der Neuzeit nach allen möglichen Richtungen gerecht zu werden. Es wurde die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit der Richter in Ausübung ihres richterlichen Amtes feſt- und ſichergeſtellt und die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung in allen Inſtanzen durchgeführt; es wurde beſtimmt, daß die Giltigkeit aller von den Verwaltungsbehörden erlaſſenen allgemeinen Verordnungen von den Gerichten überprüft und darüber von den letztern in allen Inſtanzen entſchieden werden könne und ſolle; es wurde weiter feſtgeſetzt, daß Jedermann, der ſich durch eine Entſcheidung der Verwaltungsbehörde über einander widerſtreitende Anſprüche von Privatperſonen benachtheiligt glaube, Abhilfe gegen die andere Partei im ordentlichen Rechtswege zu ſuchen befugt ſei; es wurde weiter ſtaatsgrundgeſetzlich beſtimmt, daß Jedermann, der durch eine Entſcheidung oder Verfügung der Verwaltungsbehörden in ſeinen Rechten verletzt zu ſein vermeint, ſeine Anſprüche vor dem Verwaltungsgerichtshofe geltend zu machen berechtigt iſt; endlich wurde zur Geltendmachung aller Anſprüche des öffentlichen Rechtes das Reichsgericht eingeſetzt, welches den Schlußſtein der Verfaſſung und eine der wichtigſten Garantien derſelben bildet. Dieſes Tribunal für alle Streitigkeiten ſtaatsrechtlicher Natur iſt berufen zur Entſcheidung 1. von Competenzconflicten zwiſchen den verſchiedenen, ſowohl Staats- als autonomen Behörden, dann aller Streitſachen aus öffentlichen Rechtstiteln zwiſchen Land und Land oder Land und Staat oder von einzelnen phyſiſchen oder juriſtiſchen Perſonen (Corporationen oder Gemeinden) gegen eines der im Reichsrathe vertretenen Königreiche Länder oder gegen den Staat; endlich zur Entſcheidung aller Beſchwerden von Staatsbürgern wegen einer durch Verwaltungsbehörden zugefügten Verletzung eines durch die Verfaſſung gewährleiſteten politiſchen Rechtes.

Das angezeigte Werk enthält die ſeit der am 21. Juli 1869 erfolgten Activirung bis zum Schluſſe des Jahres 1873 ergangenen Erkenntniſſe des Reichsgerichtes. Die mitgetheilten Entſcheidungen bewegen ſich nach allen drei angedeuteten Richtungen. Wir finden unter Nr. 1, 14, 35, 36 bejahenden, unter 3, 12, 23, 33 verneinende Competenzconflikte, zwiſchen richterlichen und Adminiſtrativbehörden, unter 16, 22, 30 Competenzconflikte zwiſchen Organen der Selbſtverwaltung und Staatsbehörden zur Entſcheidung gebracht. Ebenſo findet ſich eine Reihe von Entſcheidungen über die zur Austragung im ordentlichen Rechtswege nicht ge-

Digitized by Google

eigneten Ansprüche des öffentlichen Rechts; endlich Entscheidungen über Beschwerden von Staatsbürgern wegen behaupteter Verletzung der durch die Verfassung gewährleisteten politischen Rechte.

Bei dem anerkannt hohen Werte der Judikatensammlungen für die Wissenschaft und für die constante Anwendung des Rechtes haben, müssen wir dem Verfasser unsern aufrichtigen Dank für diese Sammlung aussprechen. Hiezu kommt auch der politische Moment, daß in überzeugender Weise durch die hier zur Entscheidung gebrachten Fälle der Werth unserer verfassungsmäßigen Institutionen zum Ausdrucke gebracht wird. In der That ist diese Sammlung eine bessere Apologie des Rechtsstaates als tausendfache Journalartikel, die oft mit allem möglichen Aufwand von Phrasen von Leuten geschrieben werden, die jeder juristischen Bildung baar sind. Die beigefügten Register erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. Die Ausstattung ist vortrefflich.

Gemeindebibliothek v. Anton Pfeiffer.
Reichenberg 1873. Selbstverlag.

Es ist ein lobenswerter Gedanke, der den Verfasser bei Herausgabe dieser Sammlung, als deren erstes Heft das Gesetz über die Vermittlungsämter erschienen ist, geleitet hat. Er will den Gemeinden ein faßliches Handbuch zur Behandlung ihres umfangreichen Wirkungskreises bieten. Es ist in der That zu bedauern und kein gutes Zeichen für die Intelligenz unseres politischen Beamtenstandes, daß noch Niemand diese Idee erfaßt und in einer den Anforderungen der Zeit genügenden Weise gelöst hat. Man hat den Gemeinden einen ausgedehnten Wirkungskreis eingeräumt, und der Staat hat nicht gezögert, denselben durch Uebertragung einer großen Reihe eigentlich seine Organe treffenden Geschäfte zu vergrößern; man klagt vielfach und nicht mit Unrecht, daß die Gemeindevorsteher ihrem Amte, die Gemeinden ihrem Wirkungskreise nicht gewachsen sind; aber daran hat noch Niemand gedacht, daß ein jedes Amt eine gewisse Vorbereitung, und gewisse Kenntnisse voraussetze, die eben nur durch Belehrung zu erwerben sind. Ein Staatsbeamter studirt seine zwölf Jahre und muß dann noch eine vieljährige Praxis durchmachen, ehe er zu einem selbstständigen Wirkungskreis gelangt; ein armer Gemeindevorsteher soll nun aber nicht nur ein halber Verwaltungsbeamter, sondern überdies ein Jurist, ein Steuersammler, Exekutor, Expedient, Mundant und Registrator sein; und dieses Alles auf Grund angeborener Ideen ohne Anleitung, Belehrung und Praxis. Leider können wir nicht sagen, daß uns die oben angeführte Schrift ihrem Ziele entgegenführt.

Dem Verfasser scheint die juristische Bildung zu mangeln, die zur Beherrschung des gewählten Themas unbedingt nöthig ist, sonst hätte derselbe seine Arbeit nicht nur schärfer und prägnanter gefaßt, ohne der Gemeinverständlichkeit zu schaden, sondern auch eine Reihe arger Verstöße vermieden, die sein Werk in mancher Richtung sogar gefährlich erscheinen lassen. Nach §. 12 des Landesgesetzes für Böhmen erstreckt sich die Competenz des Vermittlungsamtes nur auf Geldsummen von höchstens 300 fl. oder über bewegliche Sachen, bezüglich welcher die Parteien erklären, für dieselben einen die Summe von 300 fl. nicht übersteigenden Betrag annehmen oder leisten zu wollen.

Hiermit ist von selbst die Competenz rücksichtlich aller unbeweglichen Sachen und rücksichtlich der Straffachen ausgeschlossen. Und doch finden wir auf S. 49 und 55 derartige Streitsachen, die offenbar nicht zur Competenz der Vermittlungsämter gehören, behandelt und formulirt. Wer sich daher in der Praxis auf derlei irreführende Formularien einlassen würde, könnte leicht an seinen persönlichen und an seinen Vermögensrechten Schaden erleiden.

Dr. Ulbrich.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Renner.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie in Prag. Selbstverlag.

Digitized by Google

Digitized by Google